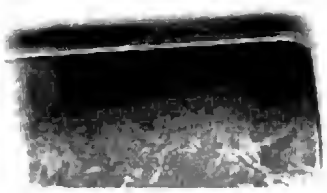

Digitized by Google

Digitized by Google

4° Eph. sol 28m 11-2

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Gesammelt

von

Heinrich Zschokke,

Mitglied des großen Rathes und Oberaufseher der Forsten und Bergwerke im eidsgenössischen Freistaat Aargau.

Jahrgang 1818

Januar bis Juni.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Das Königreich Sachsen und die Residenz Dresden.

König Friedrich August. — Papiergeld und Schuldenwesen. — Verfügungen wegen Gesundheitspflege, Buchhandel, Schulwesen, Bauten, Bildungsanstalten, Zustand der Armee u. s. w.

Man hat ehedem nicht selten, und vielleicht in mancher Hinsicht nicht immer ohne Grund, Sachsen den Vorwurf gemacht, daß es zu sehr am Alten hänge, neuen und besseren Einrichtungen, wenn sie auch bereits den Stempel der Erfahrung für sich haben, entweder gar nicht oder wenigstens sehr spät erst huldige, daß dort die hellere Einsicht nicht selten sich beugen müsse unter den Gehorsam des Schlendrians. Allein, abgerechnet, daß vor nicht gar langer Zeit auch mächtigere Staaten jenem Gehorsam huldigten, hat Sachsen seit einem Jahrzehend, wohl auch etwas früher schon, diesem uralten Vorwurfe kräftig entgegen gearbeitet, denn mit Ende des Jahrs 1806 ward hier Vieles neu, was alt — Vieles erhört, was sonst unerhört war, — Vieles umgestürzt, was ewig fest zu stehen schien. Kräftiger aber ist der Wille der Regierung, allen alten Sauerteig zu fegen, nie ausgesprochen, deutlicher nie durch Wort und That bewährt worden, als seit der Heimkehr des Königs ins Vaterland, nach unverdient langer und harter Entfernung.

Ich sage: unverdient. Denn, wenn der Strom der Zeit jeden Strebepfeiler des bessern Willens, wie der bessern Einsicht zertrümmerte — wenn selbst die größten Thronen der Erde von seinen Wogen sich fortschwemmen liessen, wie mochte da der einzelne Weise und Gerechte ihm widerstehen! — — —

Nur selten sagen Dichter die Wahrheit, am seltensten wohl, wenn sie Fürsten besingen, und ihre Worte zitiren, um Fürstenwerth zu beurkunden, heißt: Trauben lesen wollen von Disteln, und Feigen von Dornen. Wahrhaftiger aber hat wohl nie ein Dichter über einen Fürsten sich ausgesprochen, als der uns Unbekannte*), in einem hohen Liede, womit während

*) Uns ist als Verfasser der pseudonyme Richard Roos in Dresden genannt worden; ob dem also sei, können wir nicht behaupten.

Anm. des Herausgebers.

Digitized by Google

des fremden Interregnums in Sachsen, eine im Stillen vereinigte patriotische Gesellschaft am 23. Dezember 1814 den Geburtstag ihres abwesenden Königs feierte, von welchem es unter andern heißt:

Stets rein und heilig in der Mittel Wahl,
Strebt Er nur nach dem Fürsten-Ideal,
Wie eine beff're, längst entschwundene Welt
Im Buche der Geschicht' es aufgestellt —
Still waltend in der Horen leichtem Tanz,
Sich schmückend nur mit des Verdienstes Diamanten,
Abhold dem blutbefleckten Lorbeerkranz,
In dem Eroberer des Lebens Freuden fanden —
Strebt Er, der edle Fürst, mit seiner Geisteskraft,
Nach Kränzen nur, die Kunst und Wissenschaft,
Und Häuslichkeit und Bürgerlieb' Ihm wanden.
Nie wich — konnt' Er des Schicksals Macht gebieten —
Von Sachsens Ritter Zier —
Der goldene Frieden —

Ein Mann von Treu und Glauben, galt für Schwur
Sein Fürstenwort — und — konnt' Er dies nicht halten,
Mußt' über Ihn nur Despotismus walten —
Sein deutsches Herz blieb immer ohne Falten —
Als Mensch und König keiner Leidenschaften Knecht —
Verspottet' Er durch Machtspruch nie das Recht —
Die Unschuld fand in jedem Trübsalswetter
In Ihm den väterlichen Freund und Retter.
Aus Ueberzeugung fromm, und nicht aus Gleißnerei,
Lehrt Er durch Beispiel immerdar: Es sei
Für Vaterland und Volk, und für des Fürsten Thron
Der höchste Trost und Schirm nur die Religion.

Sitzt einst — in später Zeit — die Muse der Geschichte
Auf Seiner Tumba zu Gerichte,
Dann erst wird sie den rechten Schlüssel finden
Zum Tempel Seines Ruhms — dann erst wird sie verkünden,
Was Er, auf schwieriger Regentenbahn,
Ein halb Jahrhundert fast fürs Vaterland gethan.

Seit der König einem Theile seines Volkes und Landes wiedergegeben ist, hat er nicht aufgehört, jenes wie dieses durch neue oder verbesserte Einrichtungen in allen Zweigen der Staatsverwaltung zu segnen, besonders aber einem der größten Nothstände, nämlich der Papiernoth, schneller abgeholfen, als man den Umständen nach erwarten konnte, und somit den alten Erfahrungssatz abermals bestätigt, welchen unglaublichen Einfluß das Zutrauen zu dem Regenten auf den Werth des Papiergeldes habe.

Digitized by Google

Die Kassenbillets, welche in den trüben Zeiten 1813 bis 1815 bis auf 14 gr. pro Thaler gefallen waren, ja in manchen Perioden gar keinen Kurs hatten, sind wieder im Handel und Wandel bis zu 23 gr. gestiegen und können bei der Haupt-Auswechselungskasse jeden Augenblick in 23 gr. 3 pf. klingender Münze umgesetzt werden.

Von den bei der Theilung des Königreichs letzterm verbliebenen 3,190,000 Thalern solcher Billets, welche durch allmälige Vernichtung bis auf 2,500,090 Thaler herabgesetzt werden sollen, sind den 28. Januar 1816 50,000 Thaler, den 29. Februar 100,000 Th., den 24. Sept. 100,000 Th., den 30. Sept. 100,000 Th., den 23. Dezember 100,000 Th., den 1. März 1817 100,000 Th., den 28. Juni 100,000 Th. und den 16. August wieder 100,000 Th., überhaupt also für 750,000 Th. verbrannt worden.

Die unterm 12. April 1817 eröffnete Anleihe aber von 500,000 Thaler Konventionsgeld, zu besserer Begründung des Auswechselungsfonds der Kassenbillets, welche fünf Prozent Zinsen und ein Prozent Prämie, eigentlich also sechs Prozent Zinsen gibt, ist noch lange vor dem bestimmten Termin erfüllt gewesen, und die Scheine stehen jetzt schon 103 bis 104 Thaler, und sind oft nur nach langer Bestellung beim Banquier zu erhalten.

Selbst aus dem neupreußischen Herzogthum Sachsen sind Gelder für diese Anleihe eingegangen, und Schreiber dieses kennt sogar noch weit entferntere Gegenden, in welchen man kein Bedenken getragen hat, einen Theil seines baaren Vermögens in jenen Fonds anzulegen.

Wenn daneben Staatspapiere, welche sonst immer den meisten Kredit hatten, ich meine, die Steuer-Obligationen, noch nicht wieder ihre ehmalige Höhe haben erlangen können, so liegt dies nicht in dem geringen Kredit, sondern in dem ungleich geringern Zinsfuße derselben, indem sie nur drei oder zwei Prozent Zinsen geben.

Der König von Sachsen hat, während seiner fast fünfzigjährigen Regierung und bei dem rastlosesten Streben nach Erfüllung aller seiner Regentenpflichten, doch so manche bittere Erfahrung gemacht, so manche unverdiente Bürde getragen; nichts aber muß diesen ehrwürdigen Greis jetzt tiefer beugen, nichts mit gerechterem Kummer ihn erfüllen, als die ungeheuere Schuldenlast, welche seit 1806 gleich einer Lawine auf sein sonst so glückliches Land sich gestürzt hat. Nach dem siebenjährigen Kriege waren die sächsischen Staats- und Kammerschulden bis zu der Höhe von fast fünfzig Millionen gestiegen. Diese nun ehrlich zu bezahlen, und damit die Fehler gleichsam zu begraben, welche einige seiner Vorfahren auf dem Thron, von Prunkliebe und falscher Politik geleitet, begangen hatten, war Friedrich Augusts einziges Streben, welches ihm auch so trefflich gelang, daß 1792 schon 24 Millionen bezahlt waren, und 1815 sämmtliche Schulden bezahlt gewesen sein würden, wären nicht erst die Rheinkriege von 1793 bis 1796, und endlich die stürmischen Zeiten seit 1806 angetreten. Dafür, um nicht nur die alten Schulden größtentheils noch unbezahlt, das Land aber mit einer neuen Schuldenlast behaftet zu wissen, deren Tilgung das jetzige und kommende Geschlecht nicht erleben wird, wie wehe muß dies einem Fürsten thun, der im Schuldentilgen eine seiner angenehmsten Pflichten fand, und den

Digitized by Google

Abend seines segenreichen Lebens nur dann für einen heitern erkennen wollte, wenn die Schuldenwolken zerstreut sein würden, die den Morgen seiner Regierungstage umdüsterten — Welche niederschlagende Empfindungen müssen ihn überhaupt anwandeln beim Anblick des getheilten Landes und des gesunkenen Wohlstandes in dem ihm verbliebenen Theile, wenn er seiner redlichen Bestrebungen gedenkt, jenes ungetheilt, diesen ungestört zu erhalten.

Doch wenden wir den Blick von der düstern Vergangenheit und beschäftigen uns lieber mit der erfreulichen Gegenwart, in welcher von König und Volk alle Kräfte angespannt werden, dem Vaterlande eine heitere Zukunft zu bereiten.

Nachdem seit der Heimkehr des Königs, in der letzten Hälfte des Jahres 1815, meist nur Einrichtungen der fremden Gouvernements in Sachsen, prüfende, und neue Anordnungen vorbereitende, Schritte geschehen waren, erfolgte mit Anfange des Jahres 1816 immer eine bessere Anordnung um die andere. So erschien den 31. Januar 1816 ein Generale wegen Verarbeitung des reinen Bergzinnes, auch Verzinnung der kupfernen und blechernen Geschirre, worin nicht nur die Verfertigung der Speise- und Trinkgeschirre aus probewidrig mit Blei versetztem Zinn oder dergleichen Verzierung von Gefäßen, bei Gefängniß und Verlust des Meisterrechts verpönt, sondern auch die nöthige Vorsicht beim Gebrauche der Zinngeschirre im Hauswesen, besonders Apotheken, Speisewirthen u. s. w. empfohlen, in einer Anlage aber die Anweisung, mit reinem Bergzinn ohne Bleizusatz, kupferne oder eisenblechene Gefäße zu verzinnen, ertheilt, und endlich eine Probe, ob das Zinn überhaupt rein von Blei sei, so wie eine Probe einer guten Verzinnung gegeben ward.

Den Willkührlichkeiten, welche Aerzte und Wundärzte bei medizinisch-gerichtlichen Handlungen bisher nicht selten sich erlaubt hatten, setzte eine neue Gebührentaxe vom 19. Dezember 1816 Maaß und Ziel.

Daß der Buchhandel in Leipzig nie seinen jetzt so großen Umfang erlangt haben würde, wenn Frankfurt am Main, welches vorher und bis ans Ende des siebenzehnten Jahrhunderts der Hauptstapelplatz der Bibliopolie gewesen war, denselben mit weniger Zensurstrenge behandelt hätte, ist eine eben so bekannte als erwiesene historisch-literarische Wahrheit. Nur die Milde, mit welcher der Buchhandel in Sachsen behandelt ward, nur die Befreiungen, die man ihm hier angedeihen ließ, gaben ihm nach und nach seine jetzige Heimath und zum Theil auch Bedeutung, obschon letztere vorzüglich in der nach dem siebenjährigen Kriege eingetretene Schreibseligkeit der deutschen Gelehrten zu suchen ist; denn als die Frankfurter Buchhändlermessen noch blühten, ward nicht der achte Theil soviel geschrieben und gedruckt, als jetzt.

Wieviel aber der Leipziger Buchhandel verlor, seitdem politische Konjunkturen in den neuern Zeiten Beschränkung der Zensur, wie des freien Bücherverkehrs nothwendig machten, ruht Gelehrten, Buchhändlern und Buchdruckern noch in frischem Andenken. Zu diesen, gewiß nicht von der Regierung entworfenen, sondern von den Umständen gebieterisch empfohlenen oder vielmehr anbefohlenen Beschränkungen gehörte vorzüglich die, in dem, das Zensur- und Bücher-

Digitized by Google

weſen betreffenden Mandate vom 10. Auguſt 1812 unter andern erneuerte Vorſchrift, nach welcher bei Strafe der Konfiskation, auf dem Titel jeder in Sachſen zu druckenden, oder zu debitirenden Schrift, der wahre Druckort und Namen des Verlegers oder Kommiſſionärs angegeben ſein ſollte. Noch weit nachtheiliger aber für den Bücherverkehr war die Anſtellung eines beſondern Zenſors politiſcher Schriften, da dieſe gerade noch den einzigen Artikel bildeten, welcher in jenen trüben, der Literatur höchſt ungünſtigen Zeiten, dem Buchhandel Leben und Gedeihen gab. Die Folgen einer ſolchen Zenſurſtrenge zeigten ſich ebenſo bald, als ſie die Regierung überzeugten, daß dergleichen Maaßregeln dem Geiſte des Gelehrten wie dem Stande, welcher mit deſſen Erzeugniſſen merkantiliſch ſich beſchäftigt, die für Bildung, wie für Erwerb nachtheiligſten Feſſeln anlege.

Darum ward die Stelle eines politiſchen Zenſors wieder aufgehoben, ſobald es nur einigermaßen die Umſtände geſtatteten, und die Strenge des oben angezogenen Zenſur-Mandats, durch ein anderes vom 19. Februar 1816 dahin gemildert, daß der Debit von Druckſchriften, wenn auch auf deren Titel der wahre Druckort und Namen des Verlegers nicht angegeben ſei, dennoch unter der Bedingung erfolgen könne, daß dergleichen Schriften vor dem Debit der Bücher-Kommiſſion vorgelegt und bei derſelben, mit Benennung des Verlegers und Druckortes, die Erlaubniß zum Verkaufe geſucht werde.

Schon in den früheren Schulordnungen ſind die öftere Schulviſitationen den Superintendenten und geiſtlichen Inſpektoren dringend ans Herz gelegt worden. Unterm 17. Mai 1816 aber iſt ein neues Regulativ deshalb ergangen, worin unter andern beſonders das vorher angemeldete Beſuchen der Schulen und die Verbindung des Schulbeſuchtages mit dem der Kirchenrechnung verboten, den Superintendenten aber zur Pflicht gemacht wird, nicht nur ſelbſt jenes hohe und ſegenreiche Amt fleißig zu verrichten, ſondern es auch einigen vorzüglich geſchickten Pfarrern ihrer Diözeſen zu übertragen. Doch ſollen dieſe in der Regel nicht mehr als zwölf ihnen nahe liegende Schulen, jährlich wenigſtens zweimal, beſuchen, auch darf ſolch ein ehrenvoller Auftrag nicht über drei Jahre dauern, es müßte denn mit Einſtimmung des Konſiſtorii, wie des Pfarrherrn, eine Verlängerung erfolgen. Uebrigens fällt — und das iſt ganz beſonders löblich — bei ſolchen Unterſuchungen alle Beköſtigung und Vergütung weg, die eines Thalers für jede Viſitation abgerechnet, welche aus dem Kirchen-Aerario bezahlt werden ſoll.

Die Anordnung iſt trefflich und ehrt den jetzigen Oberkonſiſtorial-Präſidenten, Freih. von Ferber, durch welchen überhaupt ſchon viel in dieſem Punkte geſchehen iſt, weil er, als erleuchteter Staatsmann in der Verbeſſerung der Schulen die einzige ſichere Baſis alles Guten für Haus und Staat erkennt. Nur fragt es ſich, ob die blos gewiſſen Pfarrherren ertheilten Schulreviſionen, nicht bei den übrigen böſes Blut machen werden? — Auch, ob nicht ſo mancher der letztern, welcher dadurch ſein Anſehen, wie ſein Recht über die Schule ſeines Sprengels für beeinträchtigt hält, dem durch einen Drittmann zu bewirkenden Guten mehr hinderlich als förderlich ſein werde? Denn nicht ſelten auch animis coelestibus maximae insunt irae.

Digitized by Google

Bisher gab es in Sachsen, ausser Kreis- und Amtshauptleuten, auch Kreis- und Marschkommissarien, welche alle Marsch- und Durchmarsch-, alle Delogirungs-, alle Vorspann-Angelegenheiten u. s. w. in der Provinz zu besorgen, und auch die sogenannten Portions- und Rations- oder Kavallerie-Verpflegungsgelder zu erheben und zu berechnen hatten.

Unter dem russischen General-Gouvernement aber verging diese über hundert Jahre bestandene Einrichtung, indem man die erst genannten Geschäfte meist den Kreis- und Amtshauptleuten, die Erhebung der zuletzt genannten Gelder aber dem Obersteuer-Kollegio übertrug, und die Kreis- und Marschkommissarien ganz aufhob; welches zur Folge hatte, daß nach Rückkehr des Königs, welcher die meisten der von dem fremden Gouvernement getroffenen Einrichtungen im Allgemeinen billigte, unterm 22. Juni 1816 der Wirkungskreis der Kreis- und Amtshauptleute theils näher bestimmt, theils erweitert, unterm 14. Dezember genannten Jahres aber vorzüglich auch auf die Militär-Verwaltung in Ansehung der inländischen sowohl, als der durchmarschirenden fremden Truppen ausgedehnt ward.

Die Geschäfte der Kreis- und Amtshauptleute greifen nun nicht mehr blos ins Justiz- und Polizei-, sondern auch ins Steuer- und Finanz-, Handels- und Industriewesen, in die Kämmerei- oder Kommun-Angelegenheiten der Provinzialstädte, in Theilung der Gemeinheiten, Entwässerungen u. s. w. Durch sie sind nun zugleich die zeitherigen Gensdarmerie-Direktoren und Kommissarien, so wie die im letzten Kriege niedergesetzten Kreisdeputationen und Etappen-Kommissarien überflüssig und deshalb aufgehoben worden.

Eben so ward auch die, durch die Kriegsereignisse, wie durch Aufhebung der Kreis- und Marschkommissariate, gänzlich gestörte verfassungsmäßige Ordnung, in Ausschreibung und Leistung der Vorspanne für inländische Truppen auf eine dem Interesse des Landes und des Militärs gleich angemessene und den Zeitverhältnissen entsprechende Weise durch Mandat vom 9. Oktober 1816 wiederhergestellt.

Ein schnell wirkenderes Mittel, die Zahl und Schönheit der Häuser in den Städten zu befördern, konnte es wohl nicht geben, als daß die seit 1730 schon eingeführte, seit 1798 aber erweiterte General-Kreis-Baubegnadigung, allen der General-Accise unterworfenen Städten und Vorstädten auf wüste Baustellen, auf Stellen, die vorher unbebaut waren, auf Gebäude, welche großer Schulden wegen eingerissen und neugebaut werden mußten, endlich auf Brandstellen, den Baulustigen nach Befinden fünf bis dreißig Thaler vom Hundert der Baukosten vergütet wurden, welches in den letzten zwanzig Jahren jährlich immer 120,000 Thaler betrug. Kaum war das zuletzt erwähnte Mandat vom 14. Juli 1798 ins Land ergangen, als sich besonders in der Provinz eine fast unbegränzte Baulust zeigte; ja es entstanden selbst in den kleinsten Städten binnen kurzer Zeit oft zwanzig bis dreißig und mehr neue Gebäude, und nichts weniger als selten war der Fall, daß die Bauherren nicht nur ohne Geld bauten, sondern nach nach Vollendung des Baues durch Hilfe der Baubegnadigungen, sogar noch Ueberschuß hatten. Das ging aber also zu:

Digitized by Google

Man nahm zu dem Bau die schlechtesten Materialien — und baute auf die leichteste Art, gab aber dem Ganzen einen glänzenden Anstrich und wußte dann, durch gehörigen Nachdruck eine so hohe Taxe zu erhalten, daß die Gratifikation am Ende höher ausfallen wußte, als die Baukosten.

Auf diese Art waren unter andern vor etwa zwanzig Jahren in einem kleinen, zwischen Felsen liegenden Bergstädtchen ganze Reihen neuer Häuser entstanden, deren Erbauer zum Theil nicht den Pfennig dazu in der Tasche hatten, und doch bei diesem mittellosen Häuserbau recht wohl sich befanden, bis endlich so manche Häuser, weil sie von abgebrochenen, weder gehörig behauenen, noch verbundenen Felsenstücken in Eil aufgeführt und nur schön übertüncht worden waren, in kurzer Zeit Risse bekamen, ja zum Theil den Einsturz drohten, wodurch die Sache ruchbar und deshalb eine Kommission niedergesetzt ward, dergleichen ungezähmter und ungebührlicher Bauluft Grenzen zu setzen.

Indeß hob man deshalb die, auf solche Art schädlich gemißbrauchte treffliche Einrichtung, doch nicht eher auf, als den 8. Februar 1817, nachdem von der einen Seite der Zweck zum Häuserbau zu ermuntern, vollkommen erreicht, die Kraft aber, ihn ferner durch Gratifikationen zu ermuntern, in den Stürmen kriegerischer Zeiten völlig erschöpft war.

Auch das Pensionswesen, bei welchem bisher so mancher Mißbrauch statt fand, ist laut Gen. vom 22. Febr. 1817 strengen Regeln unterworfen worden, und die seither oft künstlich verfolgte Erlangung von Prämien für Rettung Verunglückter durch Gen. vom 11. März in so weit wenigstens erschwert worden, daß künftig die Rettungsfälle, auf welche man Prämien-Ansprüche gründet, von den Amtshauptleuten des Bezirks, nach vorgängiger genauer Erörterung, bescheinigt sein müssen.

Nicht weniger hat auch das Generale vom 19. November 1781 wegen Brandschäden-Vergütungen unterm 19. März 1817 einige nähere Bestimmungen, und das Reskript vom 21. Juni 1799, daß alle, über die Aufbringung und Uebertragung der Militär-Prästationen, ingleichen über die Art und Weise der Mitleidenheit bei denselben zwischen den Unterthanen entstehenden Irrungen, nicht in den ordentlichen Weg Rechtens eingeleitet, und keine förmlichen Prozesse darüber gestattet werden sollen, durch Generale vom 20. Mai 1817 Bestätigung erhalten.

Für Anstalten zur Bildung der Nation ist von jeher viel in Sachsen, nie aber mehr geschehen, als in der neuesten Zeit. So hat der König z. B. das, ursprünglich auf eigene Rechnung vom Forstrath Cotta 1811 in dem freundlichen Badestädtchen Tharand gegründete Forstlehr-Institut zu einer landesherrlichen Forstakademie erhoben und mit Stipendien dotirt, übrigens auch bestimmt, daß Niemand mehr auf Forststellen Anspruch machen darf, wer nicht die Tharander Akademie besucht hat. Ueberhaupt ist dem ganzen Forst- und Jagdwesen durch das geheime Finanzkollegium neuerlich eine so treffliche Einrichtung gegeben worden, daß die Zeiten, wo der Bedienten-Jäger vom Stehen hinter dem Stuhle oder auf

Digitized by Google

dem Wagen des gnädigen Herrn zu hohen und einträglichen Jagdbedienungen, oft durch die krümmsten Wege gelangen konnte, nun wohl als geschlossen ansehen kann. Unendlich wohlthätig für Gegenwart und Zukunft wirkt die, vom geheimen Finanzkollegio angeordnete, von dem wackern Cotta aber geleitete Forstvermessung und Forstrepetition, wodurch man des Landes Holzbestand (Reichthum darf man ihn nicht mehr nennen, seitdem die besten Forste an Preussen gefallen sind) übersehen, und also darnach die heilsamsten Maasregeln wegen Aufbringung des dringendsten Holzbedarfs treffen kann. Diese Forstvermessung, wozu man nur Zöglinge des Tharander Instituts nimmt, gibt zugleich die trefflichste Gelegenheit, junge Leute für jene, vorher in Sachsen fast ganz unbeachtete Wissenschaft heranzuziehen und sie praktisch mit Wald und Land bekannt zu machen. Im Sommer wird vermessen und taxirt; gegen den Winter aber zieht der Forstvermesser und Taxator mit seinen Gehilfen nach der Forstakademie in Tharand zurück, und läßt nun hier die Resultate der Sommerarbeit in Forstkarten verzeichnen, wie sie, wenn sie vollendet sein werden, nicht leicht ein anderes Land aufzuweisen haben dürfte.

An die Stelle des vormaligen Collegii medico-chirurgici, des chirurgischen Hospitals und der Charité, ist jetzt eine medizinisch-chirurgische Militär-Akademie getreten, welche unter Direktion des Hofraths Seiler, besonders die Bildung brauchbarer Armen-Chirurgen bezweckt. Nur steht zu befürchten, daß die durch dieselbe herangezogenen junge Leute zum Theil im Vaterlande bei seinen jetzigen Grenzen nicht unterkommen, und also genöthigt sein werden, dem Auslande ihre auf Kosten des Vaterlandes erlangten Kenntnisse anzubieten. Der Pallast, welcher diesem Institute eingeräumt worden ist, gehört zu den schönsten Pallästen der Residenz und war sonst die Wohnung des königlichen Onkels, Karl Herzogs von Kurland. Mit dieser Akademie ist eine geburtshilfliche Anstalt, neuerlich auch die Thierarzneischule verbunden, und letzterer zur Pflegung kranker Pferde, ein großer Platz auf den demolirten Festungswerken angewiesen worden.

Bisher bestanden ausschliessend zur Bildung brauchbarer Offiziers im Ingenieur- und Artilleriekorps eine besondere Ingenieur- und Artillerie-Akademie. Allein wohlberechnend, wie diese Institute gegenseitig sich bedingen, und daß auch andere Korps, als die genannten, brauchbare Subjekte gar wohl bedürfen, hat der König den 1. Oktober 1816 beide Institute in eins, unter dem Namen einer Militär-Akademie verschmolzen, und es ist derselben die wissenschaftliche Bildung tauglicher Offiziers zum Hauptzweck gemacht worden. Um indeß denen dem Ingenieurdienste ausschliessend sich widmenden Subjekten, noch besondere Gelegenheit zu Betreibung ihres allerdings auch besonders schwierigen Studii zu geben, hat man zugleich eine eigene Ingenieur-Bildungs-Anstalt gegründet, in welche allemal vier der besten Zöglinge der Militär-Akademie, wenn sie den gewöhnlichen Kursus bei letzterer beendigt haben, unter der Benennung von Tranchee-Sergeanten mit dem gewöhnlichen damit verbundenen Traktamente einzurücken.

Mit der Ritter-Akademie oder dem sogenannten Kadettenhause ward unter dem fremden

Digitized by Google

Gouvernement das im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gegründete Pageninstitut, welches immer aus zwölf Lehrern, fünfzehn Silber- zwei Jagd- und zwei Kammerpagen bestand, vereinigt, jenem erweiterten Zustande aber nicht mehr eine blos militärische, sondern allgemeine wissenschaftliche Tendenz untergelegt. Der König hat diese sehr zweckmäßige Einrichtung nicht nur gebilligt, sondern sie auch in mancher Hinsicht noch seiner besondern Aufmerksamkeit gewürdigt, so daß das Institut jetzt über zwanzig Lehrer zählt, und jeder Zögling desselben, wie von einer andern hohen Schule, gleich die Universität beziehen kann.

Auch die Uniform der Zöglinge, sonst ziegelroth und bei Paraden scharlachroth, hat eine gänzliche Aenderung erlitten, und ist dunkelblau mit rothen Kragen und weißen Knöpfen. Kadets, welche durch Fleiß, Kenntnisse und Sittlichkeit sich auszeichnen, erhalten auch Auszeichnungen in der Uniform und drei Graden, entweder einen Kragen mit einer oder zwei silbernen Litzen oder einer doppelten Litzenbesetzung auf der Brust. Jährlich im Herbst werden zwei Hauptprüfungen, die eine vor der Generalität, die andere in Gegenwart des Königs gehalten, und es ist in der That nicht das gewöhnliche Examenlob, wenn man behauptet, daß dabei allemal im Fecht- Tanz- und Exerziersaale, wie in dem stillen Lehrzimmer die schönsten Resultate sich zeigen.

Der Chef des Instituts ist seit 1815 der Generalmajor von Tettenborn, der Unter-Kommandant der Oberste von Tettau. Beide Männer von ächtem militärischen Verdienste sind dem schweren Amte, das sie zu verwalten haben, in jeder Hinsicht gewachsen. Uebrigens giebt es unter dem Lehrerpersonal mehrere geachtete Schriftsteller, wie den berühmten Archäologen Böttiger, welcher als Studiendirektor mit dem Pagenhause zur Militär-Akademie übergegangen ist; den Prof. Hasse, welcher im Fache der Geschichte und Statistik viel mit Beifall geschrieben hat, an dem Konversations-Lexikon (wenn ich nicht irre, sogar redigirenden) Antheil nimmt, auch mit der französischen, englischen und italiänischen Literatur innig vertraut ist; den Prof. Heusinger, bekannt durch pädagogische, philosophische und geographische Schriften, den Prof. Förster, welcher im Felde der schönen Literatur arbeitet; den Prof. Krehl, einen sehr guten Kanzelredner, der auch einige gelungene Predigten hat drucken lassen, und den Prof. Mosch, welcher als vaterländischer Statistiker und Geograph in Leonhardi's und Engelhardts Fußtapfen getreten ist, mit einer Schrift, die hinsichtlich der dabei benutzten handschriftlichen Quellen große Verdienste hat, aber nur zu genau behandelt zu sein scheint, als daß die Käufer bis ans Ende der Beschreibung des ganzen Landes ausbalten dürften.

Die Zahl der Kadetten ist jetzt achtzig, die der ausgezeichneten darunter zweiundzwanzig.

Das zur Erziehung armer Soldatenknaben 1730 gegründete Institut zu Annaburg, in welchem 500 Knaben, nämlich 375 evangelische und 125 katholische, gänzlich militärisch erzogen wurden, ohne deswegen gar zum Militär gezwungen zu sein, ist bei der Theilung Sachsens leider an Preussen gefallen, und es steht nun zu erwarten, ob der König ein ähnliches stiften, oder auf andere Art für verwaiſete Soldatenknaben sorgen werde. Einst-

Digitized by Google

weilen werden sie zum Theile in einer, mit dem Landarbeitshause zu Coldiz interimistisch verbundenen Anstalt untergebracht, oder erhalten sogenannte Ziehgelder, welche freilich zur Erziehung nicht hinreichend sind.

Die Knaben- und Mädchenschulen für die Soldatenkinder der Dresdener Garnison haben neuerlich unter gegenseitiger Einwirkung der Kriegs-Verwaltungskammer, des Oberkonsistorii und des Generalkommandos der Armee eine ganz neue Organisation erhalten, so daß die Lehrer derselben nicht mehr mit dem Nebenunterricht von Bürgerknaben sich zu beschäftigen genöthigt sind, und also ihre Kräfte und Aufmerksamkeit einzig ihrer Bestimmung widmen können. Auch ist diesen Schulen, in dem ehemaligen Militärhospital vor dem schwarzen Thore, ein besonderes Lokale angewiesen worden, das geräumig genug ist, und an der Elbe eine herrliche und gesunde Lage hat, und in seiner Art nur wenig zu wünschen übrig lassen würde, wenn es der Stadt etwas näher läge. Im Winter und bei üblem Wetter haben die armen Kinder allerdings einen harten Stand. Doch wird dieser sich mildern, wenn durch die neuen Anlagen an den ehmaligen Festungswerken in dortiger Gegend diese neue Schule mit der Stadt gewissermaßen in Verbindung gesetzt sein wird. Uebrigens dient auch ein beschwerlicher Schulweg mit zu den für Kinder, besonders der niedern Stände, äusserst nothwendigen Abhärtungen.

Die Kunstakademie hat unter dem fremden Gouvernement eine neue Einrichtung, zum Theil auch ein neues herrliches Lokal in mehreren Sälen der Brühlschen Terasse, und man arbeitet eifrigst daran, jedem Zweig derselben neue Gestaltung und Kraft zu geben. Von ihren Leistungen gab die letzte Ausstellung im August, welche gegen 600 Nummern zählte, die herrlichsten Beweise. Diese zu zergliedern, so anziehend auch dergleichen artistisch-anatomische Beschäftigungen sind, dürfte hier um so unzweckmäßiger sein, je weniger es daran in andern, mehr ästhetischen Zwecken gewidmeten Zeitschriften fehlen wird. Neuerlich ist mit der Kunstakademie auch eine Industrieschule verbunden worden, welche für den gewerbtreibenden Stand gewiß die herrlichsten Früchte tragen wird.

In Ansehung der Landesbehörden sind nur wenig Veränderungen eingetreten. Die von dem russischen Gouvernement an der Stelle des geheimen Kriegsraths-Kollegii organisirte Kriegs-Verwaltungskammer hat vom Könige unter den nöthigen Modifikationen Bestätigung, und den Generallieutenant von Zeschau zum Präsidenten erhalten. An die Stelle des Militär-Departements bei dem geheimen Kabinet ist eine von diesem verschiedene Geheime Kriegskanzlei, und an die Stelle des General-Kriegs-Gerichts-Kollegii, ein Militär-Gerichts-Departement getreten, welches unter dem Direktorium des Generallieutenant von Zeschau aus zwei permanenten und zwei dazu von andern Kollegien deputirten Räthen besteht.

Die wichtigste Veränderung ist mit dem geheimen Konsilio vorgegangen, welches den 6. Oktober 1817 in einen Geheimen Rath verwandelt worden ist, der ausser den drei zeitherigen Konferenzministern, welche das geheime Konsilium bildeten, auch noch aus den Chefs

Digitized by Google

der meiſten Landesbehörden beſteht, und mehr eine konſultative als adminiſtrative Tendenz hat. Der König wird in wichtigen Fällen darin präſidiren, und die Prinzen vom Hauſe ſollen demſelben nach Befinden beiſitzen. Die übrigen trefflichen Einrichtungen dieſer neuen Landesbehörde ſind bereits aus öffentlichen Blättern bekannt.

Uebrigens ſind bei den höhern Landesbehörden ſowohl, als bei deren Kanzleien, in Folge der getheilten Landesverhältniſſe manche Reduktionen geſchehen, wodurch natürlich ſo manchem wehe gethan werden mußte. Doch haben die meiſten in Penſion Geſetzten entweder ihre völlige oder wenigſtens den größten Theil ihrer Beſoldungen behalten, und man iſt ernſtlich bedacht, die den Staatskaſſen dadurch zugewachſene, vor der Hand allerdings bedeutende Laſten ſoviel möglich zu erleichtern, indem vakante Stellen, wenn es nur irgend die Verhältniſſe erlauben, mit in Penſion ſtehenden Subjekten beſetzt werden.

Auch zieht man, und das mit Recht, im Kanzleidienſte, die Konzevir- Regiſtrir- Kalkulir- und Mundirkräfte möglichſt an, um viel Arbeit durch wenig Subjekte zu liefern, ſtatt daß ſonſt nicht ſelten viel Subjekte wenig Arbeit zu Stande brachten. Daß man dabei drei höchſt nothwendige und heilſame Punkte, nämlich 1) vermehrte Arbeit durch vermehrten oder Hoffnung zu höhern Gehalt zu belohnen; 2) durch zu ſtrenge Kanzleidisziplin — Dienſteifer nicht in Dienſtekel zu verwandeln —; 3) allen Subalternen bei gleichen Dienſtverhältniſſen und Dienſtlaſten gleiche Ausſichten und Titel und Mittel ohne Unterſchied, ob ſie in dieſem oder jenem Zweige der Adminiſtration beſchäftigt ſind, zu gewähren, gehörig ins Auge faſſen werde, läßt ſich von den Einſichten wie von den Geſinnungen derer, welche mit dem nothwendigen ſtrengen Anziehen der genannten Kräfte ſich beſchäftigen, mit vollem Recht erwarten.

Bei weitem die wichtigſten Veränderungen unter den bisher genannten ſind in der neueſten Zeit, und in Folge der getheilten Landesverhältniſſe bei der Armee eingetreten.

Von den militäriſchen Bildungsanſtalten iſt oben ſchon die Rede geweſen. Es bleibt nur noch übrig, von der Armee ſelbſt die neueſten Einrichtungen zu bemerken.

Nicht lange vor Ausbruch des ruſſiſch-franzöſiſchen Feldzugs 1812, den 5. März 1810 nämlich, hatte die ſächſiſche Armee eine neue Organiſation erhalten, die nicht blos das Aeuſſere derſelben umfaßte, ſondern bis auf die kleinſten Details der innern Oekonomie ſich bezog, und einige Jahre darauf nach der Schlacht bei Leipzig, waren von jener herrlichen Armee nur noch Trümmer übrig. Aus dieſen ward nun durch das ruſſiſche Gouvernement ein neues Heer gebildet, welches mit Inbegriff des Banners und der Landwehr bis über 40,000 ſtieg; ein wahrer Armee-Koloß für ein Land von etwa 700 Quadratmeilen und nicht viel über 2 Millionen Einwohner.

Die unglückliche Th.ilung Sachſens hatte natürlich auch Theilung der Armee zu Folge. Dieſe bedingte wieder eine neue Organiſation der letztern, welche denn auch kurz nach des Königs Heimkehr, den 7. Juli 1815 erfolgte. Dieſer gemäß ward die Mannſchaft des aufgelößten Banners in die Armee vertheilt, die Landwehr zum Theil zu Kompletirung der Regimenter genommen, die Garniſon-Kompagnie der Feſtung Königſtein aufgehoben, und durch ein abwech-

Digitized by Google

ſelndes Kommando aus der Linie erſetzt, das ſeitherige Kuraſſier-Regiment zur Leib-Kuraſſier-Garde, das Grenadier-Regiment zum Leibgrenadier-Regiment erhoben, dem Haupt-Zeughauſe eine neue Einrichtung gegeben, die Kompagnie der Ouvriers von dem Artillerie-Regimente getrennt, den beiden Halbinvaliden-Kompagnien eine neue Uniform ertheilt u. ſ. w., auch am 18. November 1815 dem Generallieutenant von Lecoq das General-Kommando über die Armee, doch mit Ausnahme des Ingenieur- und Artilleriekorps, übertragen.

Gegenwärtig beſteht die Armee aus ungefähr 16,000 Mann, davon 4000 in Frankreich kantonniren, und zählt ſechs Generaladjutanten des Königs, drei Generale, zehn Generallieutenants, eilf Generalmajors, ſechsundzwanzig Oberſten, fünfundzwanzig Oberſtlieutenants, acht Majors, und enthält drei Regimenter Kavallerie, nämlich ein Küraſſier-, ein Uhlanen-, und ein Huſaren-Regiment, nebſt einem Huſaren-Depot, vier Regimenter Linien-Infanterie nebſt einem Depot-Bataillon, und an leichter Infanterie: ein Bataillon Jäger, zwei Bataillon Schützen und eine Depot-Kompagnie, übrigens ein gegen hundert K. ſtarkes Kadettenkorps, ein gegen dreißig K. ſtarkes Ingenieurkorps, ein Fuß Artillerie-Regiment, eine reitende Artillerie-Brigade und ein Train-Bataillon.

Wegen Verminderung der Linien-Armee iſt den 1. Februar 1817 die Errichtung einer Armee-Reſerve, auch eine zweckmäßigere Organiſation der ſtädtiſchen Schützenkorps angeordnet und dadurch die Vorübung der geſammten militärpflichtigen Mannſchaft veranſtaltet worden, um nach Befinden in Friedenszeiten den Abgang in der Linie leicht zu erſetzen, beim Ausbruch eines Krieges aber die nöthige Zahl exerzierter Soldaten ſchnell aufbringen zu können. Dieſe Armee-Reſerve, welche man eben ſo gut auch Landwehr nennen möchte, theilt ſich in zwei Inſpectionen, nämlich 1) in die des Meisner-, des Leipziger Kreiſes und der Oberlauſitz, 2) in die des Erzgebirgiſchen und Voigtländiſchen Kreiſes. Dieſe zwei Inſpectionen zerfallen wieder in acht Kreis- neunundzwanzig Amtskontingente, und neunundzwanzig Abtheilungen. Die General-Inſpection hat der Generallieutenant von Gersdorf, welcher wieder unter dem unmittelbaren Befehl des Generalkommandos ſteht.

Die Zeit der Waffenübung iſt jährlich auf drei Wochen beſtimmt, und bei der ganzen Anſtalt die möglichſte Schonung des Gewerbſtandes beabſichtigt. Deshalb ward auch die Verzeichnung und Ausbebung der Mannſchaften während der Ernte eingeſtellt, und ſoll erſt Ende Oktobers, wenn auch in dem rauhern Erzgebirge die Früchte in den Scheuern ſich befinden müſſen, wieder in Wirkſamkeit treten.

Nächſt der auszuhebenden Reſerve gehört auch noch zum Militär die aus einem Eskadron Gensdarmen zu Pferde und einem Bataillon Garde zu Fuß beſtehende National-Bürgergarde der Reſidenz Dresden, welche beim Ausbruch der Donau-Kampagne 1809, als Dresden faſt von allen Truppen entblößt war, ſich freiwillig bildete, und nach der Rückkehr des Königs, den 6. Sept. 1809 beſtätigt, oder vielmehr neu organiſirt und vermehrt ward.

Digitized by Google

Die Feste der Tataren.

Der Saban — Shün, Ramasan und Kurban.

Die Tataren haben nur zwei Nationalfeste, den Saban und Shün; und zwei Kirchenfeste, den Ramasan und Kurban. Die nachfolgenden Beschreibungen derselben verdanken die Leser der Ueberlieferungen dem Herrn Karl Fuchs, ordentlichem Professor der Naturgeschichte und Botanik an der Universität zu Kasan, Doktor der Arznei- und Wundarzneikunde, Mitglied der kaiserlich naturforschenden Gesellschaft zu Moskau, der Kasanischen Gesellschaft zur Verbreitung der russischen Literatur, der medizinisch-philanthropischen zu Petersburg u. a. gel. Verbindungen. Als praktischer Arzt hat Hr. Prof. Fuchs täglich Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche der Tataren zu beobachten; auch benutzt er dieselbe mit Sorgfalt, und sein leutseliges Betragen öffnet ihm überall den Zutritt. Seine Sammlungen russischer Mineralien, Kleidertrachten sibirischer Völkerstämme, Alterthümer, vorzüglich aber orientalische Münzen, welche Hr. Prof. Dr. Frähn zum Theil beschrieb, sind von Bedeutung: auch ohne Schwierigkeit hat der thätige Besitzer auch für treue Abbildungen der vorzüglichsten Münzen auf 23 Tafeln gesorgt.

Anm. des Herausg.

Der Saban.

Dieses alte Nationalfest der Tataren wird jeden Frühling mit großer Theilnahme aller Tataren gefeiert. Gegenwärtig wird es auf einer großen Wiese, die von der linken Seite von einigen buschigten Hügeln begränzt ist, gehalten. Das Wort Saban bedeutet Pflug, und das Fest selbst soll anzeigen, daß der Alles belebende Frühling wieder zum Ackerbau, zum Pflügen der Erde einlade. In den benachbarten tatarischen Dörfern wird dieses Fest gefeiert, sobald nur der Schnee von den Feldern verschwunden ist. In Kasan bestimmt man das Fest später, weil die Gegend, wo es gehalten wird, im Frühlinge durch das Austreten der Wolga größtentheils überschwemmt wird. Es fängt mit einem Freitage an, und dauert eine Woche fort bis in die Nacht des folgenden Freitags. Alle Tataren, alte und junge, versammeln sich um die Mittagsstunde, bilden einen Kreiß, der durch ein Seil bestimmt wird. Um diesen herum sitzen oder stehen die Zuschauer. In die Mitte des Platzes treten nun zwei Kämpfer auf, junge rüstige Tataren, die ihre Gürtel um die Hüften dergestalt befestigen, daß beide dieselben mit ihren Fäusten umklammern, und so gebückt und hin und her schaukelnd sich bemühen, einer den andern auf den Boden zu werfen. Dieses letztere geschieht geschwinder oder langsamer, nach Verhältniß der Stärke der Ringer. Fallen sie, so erhebt sich ein lautes Gelächter der Zuschauer, und triumphirend tritt der Sieger aus dem Kampfplatze heraus, und erhält ein Geschenk von zehn bis zwanzig Kopeken. Zu diesem Behufe wird das Geld von reichen tatarischen Kaufleuten gesammelt. Zur Beobachtung gehöriger Ordnung bei diesem Feste haben die Tataren mehrere Sittenrichter im Kreise aufgestellt, welche mit langen Stöcken, als Zeichen ihres Amtes versehen, strenge Zucht halten. Sobald der Besiegte sich für beleidigt hält, so suchen diese sogleich ihren Streit beizulegen. Auch sorgen sie dafür, daß immer Streitfertige bereit sind, indem

Digitized by Google

ſie ſolche durch Schmeicheleien oder durch Geld zu dieſen Kämpfen bereden. Ohne groſſes Geſchrei geht es freilich nicht ab, allein thätliche Streitigkeiten findet man niemals, ſo gut verſtehen dieſe Richter die Ruhe bald wieder herzuſtellen. Die Ringer ſehen während des Kampfes einem paar tanzenden Bären ähnlich, welche ſich beiſſen oder gar auffreſſen wollen. Ein tatariſcher Herkules kann, wenn er ſich zu dieſem Kampfe verſteht, eine nicht unanſehnliche Summe Geldes verdienen, die ihm durch Geſchenke zugebracht wird.

Bei dieſem Feſte finden ſich hier zugleich eine groſſe Menge Ruſſen von allen Ständen ein, und am letzten Tage des Feſtes ſieht man oft eine groſſe Anzahl Equipagen vornehmer Edelleute aus der Stadt. Die Tataren ſcheinen ein auſſerordentliches Vergnügen an dieſem Spiele zu finden, das mir äuſſerſt einförmig und langweilig vorkam.

Auſſer dieſem Ringen wird noch ein Rennen zu Fuß und zu Pferd gegeben. Der Preiß des Siegers iſt ein Schnupftuch, das an einer langen Stange am Ziele der Rennbahn aufgeſteckt iſt. Ihre Rennpferde ſind klein, unanſehnlich und mager, laufen aber dennoch gut, und die Reiter, die gewöhnlich Knaben ſind, wiſſen ſich gut zu halten.

Ein Spiel von einer ganz andern Art, das aber ſelten vorkommt, iſt folgendes: Vier oder mehrere Tataren legen ſich mit dem Bauche auf die Erde dicht aneinander, und werden mit einem breiten und dicken Leder bedeckt. Ein Tatar, der in dieſem Spiele Ataman genannt wird, muß die Liegenden vor den Anfällen der andern beſchützen, welche von allen Seiten mit zuſammengewundenen Seilen derb auf die bedeckt liegenden Tataren loszuſchlagen ſuchen. Der Wächter bemüht ſich nunmehr auf alle Art irgend einen von den Angreifenden mit dem Fuße zu ſchlagen, welches ihm aber oft nicht ſo gelingt, weil dieſe nach dem angebrachten Schlage behende davonlaufen, und jener durch ein an ſeiner Hand und den Bedeckten befeſtigtes Seil an dem zu weiten Verfolgen verhindert wird. Oft ſpringt er auf und über die Bedeckten, um irgend einen von den Angreifenden zu faſſen oder mit dem Fuße zu berühren, und wenn ihm dies gelingt, ſo ſchlagen in dem Augenblicke die Uebrigen derb und unbarmherzig auf die Bedeckten los, welche dann dadurch genöthigt werden, ſich davon zu machen, der Ertapte aber nunmehr die Stelle des Wächters (Ataman) übernehmen muß.

Auch das tatariſche Frauenzimmer nimmt Antheil an dieſem Feſte, obgleich in einer gewiſſen Entfernung vom Schauplatze. In den benachbarten Gebüſchen ſieht man eine Menge Kibitken, aus welchen die Tatarinnen vermummt herausblicken. Sie ſind alsdann in reiche Stoffe gekleidet, ſtark geſchminkt, und mit vielen Schönpflästerchen allerlei Form im Geſicht geziert. Nähert man ſich ihnen, ſo verhüllen ſie den gröſten Theil ihres Geſichtes mit dem lang herunterhängenden Ende des Aermels, laſſen ihn aber bald fallen, wenn man ſie länger eines Blickes gewähret. In dem Gebüſche ſelbſt ſieht man hie und da einige tatariſche Weiber mit ihren Kindern Thee trinken, und iſt man nur irgend ein wenig mit der Familie bekannt, ſo wird man ſogleich auf eine Taſſe Thee eingeladen. Nur allein die Tataren ſind von allem Zutritte zu ihrem weiblichen Geſchlechte ausgeſchloſſen.

Digitized by Google

Die Tataren beſchweren ſich, daß die Ruſſen ihnen bei dieſer Gelegenheit Branntewein zubringen, wodurch dann oft mehrere ihrer Landsleute berauſcht werden, und daher zuweilen aller Aufſicht ungeachtet Unordnungen entſtehen. Zur Vermeidung dieſer und anderer vorkommenden Unannehmlichkeiten ſchickt die Polizei jedesmal zu dieſem Feſte einige ihrer Mitglieder, auch gleichfalls mehrere Koſaken. Es iſt bekannt, daß es den Tataren durch ihre Religion verboten iſt, Wein zu trinken.

In ehmaligen Zeiten hielten die Tataren dieſe Feſte auf dem Arskiſchen Felde, und gaben offne Tafel unter freiem Himmel, bei welcher Gelegenheit die Armen unentgeldlich geſpeiſet wurden. Sie nannten dieſes Gaſtmal Tui, es wurde aber bald eingeſtellt, als die Ruſſen an Menge zunahmen.

Bei dieſem Sabanfeſte ſieht man auch zuweilen die Mulla oder Prieſter der Tatareien, welche den Spielen zuſehen. Sind ihrer mehrere zugegen, und erſcheint die Stunde der untergehenden Sonne, ſo verſammeln ſie ſich mit den anweſenden Greiſen zu dem Abendgebete auf freiem Felde. Sie ſtellen ſich in eine gerade Linie und verrichten ſtillſchweigend ihre Gebete mit allen den nöthigen Ueberzeugungen. Es ſieht rührend aus, macht aber zugleich einen ſonderbaren Kontraſt mit den geräuſchvollen Beluſtigungen des Volkes.

Das tatariſche Feſt Shün.

Nach dem tatariſchen Feſte Sàban, das mit dem Eintritte des Frühlings ſowohl in der Stadt Kaſan, als auch in den benachbarten tatariſchen Dörfern gefeiert wird, folgt ein anderes Feſt Shün genannt. In der Stadt ſelbſt wird dieſes Feſt nicht mehr gefeiert, aber deſto lieber feiern es ſieben Wochen lang jeden Freitag die Bewohner vieler Dörfer des Kaſaniſchen Gouvernements.

So wie der Saban ein Feſt für die Mannsperſonen iſt, ſo iſt der Shün den tatariſchen Frauenzimmern gewidmet. Der Sage nach wird der Urſprung deſſelben einem reichen Tataren zugeſchrieben, der eine Menge Töchter hatte, die keine bequeme Gelegenheit ſich zu verheirathen finden konnten. Der Vater erſann ein gutes Mittel, ſeine Töchter bekannt zu machen; er lud zum Freitage alle ehrbare Bewohner ſeiner Gegend zu einem Gaſtmale auf freiem Felde ein, wo er ſeine Gäſte aufs beſte bewirthete, und dabei ſeine Töchter ſehen ließ. Auf dieſe Weiſe fanden ſelbige ihre Andeter und wurden in kurzer Zeit alle verheirathet. Seit dieſer Zeit verſammelten ſich alle Jahre viele Väter mit ihren Töchtern an dieſem Orte in gleicher Abſicht, und fanden dabei den erwünſchten Erfolg. Der Zweck dieſes Feſtes iſt alſo das weibliche Geſchlecht, das bei den Tataren von allem Umgange mit Mannsperſonen abgeſondert gehalten wird, den letztern bekannter zu machen, und gleichſam zu Markte zu bringen, um ſo mehr, da die Tataren ihre Weiber wie bekannt kaufen.

Um die Gebräuche bei dieſem Feſte kennen zu lernen, reiſte ich von Kaſan über Karavaeva und Kaimar, und erreichte nach ungefähr dreißig Werſten das tatariſche Dorf Saja. Ich fand

Digitized by Google

des Morgens frühe alle Tataren in den Badstuben, zuerst wuschen sich die Männer, nachher die Weiber. Bald nach dem Bade wurde ich zum Essen eingeladen, welches aus einer großen Schüssel Pilmen, die auf tatarisch Kasan-bükmäsi heißen, aus warmer Milch, in welcher eine besondere Art an Weidenbäumen wachsender Schwämme mit grünem Lauche gekocht waren, welches bei ihnen Gumbascha heißt, bestand, darauf gab man Schmand mit Kaimak, kleine runde Pastetchen, Kimak genannt, und einen Eierkuchen. Gegen zwei Uhr Nachmittag endigte sich der Gottesdienst, und nun strömte von allen Seiten her eine ungeheure Menge Menschen nach dem Felde hin, das für den heutigen Sammelplatz bestimmt war. Ich fand hier über sechstausend Menschen, die aus sechszehn umliegenden Dörfern und selbst aus der Stadt Kasan zu diesem Feste herbeigekommen waren. Man hatte hier in der Geschwindigkeit einige Buden mit Lebkuchen, Nüssen u. dgl. aufgeschlagen; aber nirgends war Branntewein zum Verkaufe. Einige tatarische Kuraitschen (Musikanten), die auf selbst verfertigten Geigen spielten, luden zum Tanze ein, welches bei ihnen blos den Mannsperſonen erlaubt ist; die Frauenzimmer sahen nur zu in ihren Kibitken sitzend. Ich wunderte mich, hier deutsche und französische Tanzstücke spielen zu hören, und den Kosakentanz tanzen zu sehen. Natürlich bemühte ich mich, die Ursache dieser Seltsamkeit zu erfahren, und erfuhr von den Tataren selbst, daß ihre eigene Tanzmusik ihnen nicht mehr gefalle, und daß sie deshalb den Kosakentanz vorzögen. An verschiedenen Orten hörte man auch gemeine tatarische Volkslieder, von welchem ich hier eines in der Uebersetzung beifüge:

Wie vortrefflich majestätisch der helle Mond ist, eben so bist du Geliebte, dem stillen Abendsterne ähnlich;

So schön wie der glänzende Zobel ist, eben so reitzend bist du gleich dem Biber mit langen spitzigen Haaren;

So als wenn ich des Lichtes beraubt wäre, kann ich nicht ohne dich leben, o Schönste. *)

Ein Kuraitsch sang: Ich stimme meine Violine und die Saiten springen nicht; zu dir habe ich Liebe empfunden, o Holde, und meine Hoffnung wird immer fest sein. **). Eine schöne Tatarin sang zur Antwort: Schlank und schön ist dein Wuchs, wie der Halbmond biegen sich deine Augenbraunen; beim dunkeln Abend blitzt dein glänzendes Gesicht.

*) Die Leser werden, wie ich hoffe, die Uebersetzung sowohl dieses als auch der folgenden Lieder entschuldigen. Der Geschmack der Tataren und die Art ihres Ausdrucks sind von den unsrigen sehr verschieden; und daher darf sich niemand wundern, wenn er lieset, daß eine tatarische Schöne vortrefflich wie der Abendstern ist, aber an Schönheit dem Zobel nachstehet. Es wäre zu wünschen, daß jemand uns mit der tatarischen Literatur bekannt mache, welche bei einem so eigenthümlichen Geschmacke vor andern Völkern, welcher orientalische Pracht athmet, ihre eigene Schönheiten hat, welche in andern Sprachen fast ganz und gar nicht ausgedrückt werden können.

**) Die hauptsächlichste Schönheit dieses Liedchens besteht in einem Wortspiele, welches man in unserer Sprache nicht ausdrücken kann. Der Kuraitsch vergleichet seine Hoffnung mit den Saiten, welche das starke Anziehen beim Stimmen des Instruments aushalten und nicht springen; seine Hoffnung, gleich ihnen, ob sie sich gleich in einem solchen Anziehen befindet, wegen der Ungewißheit über die Gegenliebe seiner Geliebten, wird aber doch immer fest sein, nicht springen.

Digitized by Google

Ein tatariſcher Barde (Dſhrutſchi) ſang zu ſeiner Schönen: Wie Narrenſlachs (Spicanard) ſind deine Haare, dein ganzer Körper ein Edelſtein, beſtreut mit Baſilikum Blumen*); wenn du ſprichſt, ſo iſt es ſo ſüß, wie im Frühling die Nachtigall.

Um das Vergnügen bei einem ſo großen Feſte noch mehr zu erhöhen, ſchoſſen die Tataren aus Piſtolen; das öftere Schießen vermiſcht mit dem Geräuſche des Volkes, dem Wiehern der Pferde, dem kläglichen durch die Naſe gehenden Geſange der Tatarinnen und dem Fideln der Kuraitſchen brachte einen ſonderbaren Effekt hervor. Die tatariſchen Mädchen waren in ihre beſten Anzüge gekleidet; ihre Geſichter waren mit vieler Schminke belegt und mit vielen Schönpflästerchen beklebt; die Zähne, Augenlieder und Augenbraunen hatte die gehörige glänzende Schwärze erhalten, mit einem Worte, Alles war angewandt, um die Schönheit, nach ihrem Geſchmacke, in ihrem ganzen Glanze zu zeigen. Aber dieſes Vergnügen dauerte nicht lange, denn nach ungefähr drei Stunden fingen alle an, wegzufahren, einige mit bedrängten, andere mit voll Freude erfüllten Herzen. Unterwegs begegnete ich einem luſtigen jungen Tataren, welcher in freudigem Entzücken von dem Schauplatze ſo vieler Schönheiten zurückkehrte. Er ſang: Ich habe auf die Holden geſehen wie ein Habicht auf ſeine Beute: die Holden ſahen auf mich wie eine Katze, die Fleiſch gefreſſen hat u. ſ. w.

Der Ramaſan.

Der Ramaſan, nur die einzige bei den Mahomedanern feſtgeſetzte Faſten, fing in dieſem Jahre den 5. Auguſt Mittwoch Abends an, und dauerte bis an den Abend des 3. Septembers. Bekanntlich beſtimmte Mahomed in ſeinem Koran, daß ſeine Anhänger zur Beförderung der Ergießung göttlicher Gnade einen Monat im Jahre faſten ſollten. Der Geſetzgeber verordnete dieſe Faſten zwar nicht ſtrenge, allein ſeine Schüler beobachteten ſie im Laufe des ganzen Tages hindurch mit aller möglichen Strenge, des Nachts aber können ſie ungehindert eſſen und trinken, bis es ſo weit helle wird, daß man einen weißen Faden von einem ſchwarzen unterſcheiden kann. Wer von ihnen während dieſer Zeit krank iſt, oder ſich auf der Reiſe befindet, der muß zu einer andern Zeit eine gleiche Anzahl von Tagen faſten. Diejenigen aber, die dieſes nicht erfüllen, müſſen zur Büßung ihrer Sünden einen Armen ernähren.

Dieſe Faſten ſind hauptſächlich für die arbeitenden Leute deshalb beſchwerlich, weil ſie den ganzen Tag hindurch eine vollkommene Enthaltſamkeit vom Getränke erfordern. Weil nun die Faſtenzeit jährlich um eilf Tage früher eintritt, und zuweilen in die Zeit fällt, wo die größte Hitze herrſcht, da auch dabei die Tage ſehr lange ſind, ſo kann man ſich leicht die Marter eines auf freiem Felde bei ſchwerer Arbeit und unerträglicher Hitze arbeitenden Mahomedaners

*) Baſilikum (Ocymum basilicum) iſt eine von den Tataren geliebte Pflanze wegen ihres ſtarken Geruchs. Die hieſigen Tataren beſetzen im Sommer ihre Fenſter mit Blumentöpfen von Balſaminen, Naſturzien, Baſilikum und ſehr ſelten mit andern Blumen.

Digitized by Google

vorſtellen, welcher der Gewohnheit gemäß ſich ſogar nicht unterſtehen darf, ſeinen ihn quälenden Durſt zu ſtillen.

Die kaſaniſchen Tataren verſammelten ſich täglich in ihren Moſcheen, und verrichteten mit der größten, ihnen eigenen Andacht, ihre gewöhnlichen Gebete. Hier bemerkte ich auch einen Derwiſch oder mahomedaniſchen Mönch, welcher von dem Kopfe bis zu den Füßen in ein Stück weißer Leinewand verhüllt war. Während des Ramaſans ſingen ſie ſpät des Abends, nachdem ſie ſich vorher zu Hauſe geſättiget haben, einen für dieſe Faſten verfertigten geiſtlichen Geſang, mit einer beſondern, ſeltſamen, traurigen durch die Naſe gehenden Stimme. Ich habe dieſen Geſang aus der arabiſchen Sprache überſetzt, und theile ihn hier aus Neugierde den Leſern mit:

„Würdiges Lob ſei dem Herrn und Regierer der Welten; aller Preiß gebühret dem über Alles geſchätzten, großen, allmächtigen, allerhöchſten und allweiſeſten Gotte; Ruhm ſei dem von Ewigkeit her lebenden Könige; heilig und unbefleckt iſt der König der Engel und Gabriels. Es gibt keinen Gott auſſer Gott, laßt uns bei Ihm um Vergebung bitten, und Ihn anflehen, daß er uns das Paradies ſchenke, und uns von dem hölliſchen Feuer entferne.“

In der Nacht vom 26. bis zum 27. Tage der Faſten (in dieſem Jahre den 30. Auguſt), welche von ihnen Alkadr oder die feierliche Nacht genannt wird, waren die Moſcheen mit Betenden angefüllt. Weder unerzogene Kinder, noch Erwachſene durften die ganze Nacht hindurch ſchlafen. Diejenigen, welche nicht in die Moſcheen gegangen waren, tranken in ihren Häuſern mit ihren Bekannten Thee, um den Schlaf zu vertreiben. In dieſer Nacht ſteigen die Engel, nach der mahomedaniſchen Lehre, auf Befehl Gottes auf die Erde herab, um die göttlichen Rathſchlüſſe zu erfüllen. Glückſeligkeit, Heil, herrſcht, wie ſie ſagen, dieſe ganze Nacht bis zum Anbruche des Tages; weil der Alkoran in dieſer Nacht gegeben worden iſt.

Am 27. Tage des Ramaſans (den 31. Auguſt) wurden den Armen Almoſen ausgetheilt. Sie nennen dieſes Säkat. Nach den Geſetzen ſoll jeder hierzu den zehnten Theil ſeines Vermögens hergeben; aber die hieſigen Tataren haben dieſe Verordnung dahin eingeſchränkt, daß ſie nur das baare Geld und das in den Waaren ſteckende Geld rechnen, ohne hierin das unbewegliche Vermögen, als Häuſer und die für den Winter angeſchafften Vorräthe einzuſchließen. Jeder macht eine Anzeige ſeiner Gaben und beſtimmt in ſelbiger die Summe, die er entſchloſſen iſt, den Mullen und Aſandſhen zuerſt, und hernach auch den Armen zu vertheilen. Die hieſigen, jetzt reichſten Handelsſchaft treibenden Tataren, als Muſa Apanaef, Junuſof, Iſai, Vatir Aidof, Sujurof, und einige andere, wandten hierzu bedeutende Summe an.

Schon am 1. September erblickten einige ſcharfſehende Tataren jenſeits der Wolga mit Sonnenuntergang den Neumond, während dem daß in Kaſan der Horizont ganz leicht mit dünnen Wolken bedeckt war. Sogleich gelangte dieſe Nachricht nach Kaſan und hier wurde gleichfalls der Neumond von vielen am folgenden Abende wahrgenommen. Hier ſchien es, war aller Zweifel verſchwunden, aber ohne darauf zu ſehen, entſtand zwiſchen den beiden hieſigen Achunen ein heftiger Streit, in welchem einer von ihnen die Wirklichkeit einer ſo frühen

Digitized by Google

Erſcheinung des Mondes verwarf, allein vom 2. September an hörten ſie auf oben angeführtes Lied zu ſingen, und ſie beſchloſſen endlich nach vielen Widerſprüchen und Streitigkeiten, daß am Donnerſtag (den 3. September) der Ramaſan geendigt. Eine Menge Tataren ſtanden um die Moſcheen herum, und ſuchten am Horizonte mit großer Unruhe nach Untergang der Sonne den Neumond, und am 3. September erhielten ſie in der That das Vergnügen, ihn deutlich zu ſehen. Jetzt hatte der Ramaſan nur neunundzwanzig Tage gedauert, weil ſich der Neumond ziemlich früh zeigte; im Fall aber, daß er nicht erſchienen wäre, hätte der Ramaſan noch einen Tag länger gedauert. Hier muß ich bemerken, daß die Tataren ſich nicht nach unſerm Kalender richten, und ihn daher niemals über den Mondwechſel zu Rathe ziehen.

Den 4. September Freitags früh um acht Uhr verſammelten ſich alle Tataren, Alte und Junge, an der Zahl mehr als achttauſend Menſchen, nicht weit von der neuen tatariſchen Slobode, und verrichteten hier unter freiem Himmel ihren Gottesdienſt. Der Anblick einer ſolchen Menge Menſchen, die in der größten Ordnung bei öftern Verbeugungen und Niederfallen während des Gebetes ſtanden, war auſſerordentlich rührend, und mußte ohne Zweifel ſtark auf den Zuſchauer wirken. Das Gebet fängt nicht eher an, als wenn, nach ihrer Art ſich auszudrücken, die Sonne am Himmel die Höhe eines Baumes erreichet, und deshalb in Rückſicht der Jahreszeit früher oder ſpäter. Hierauf gingen alle auf den Todesacker, woſelbſt einige Kapitel aus dem Alkoran verleſen wurden. Hiermit endigte ſich der Ramaſan und jeder kehrte nach Hauſe zum Mittagseſſen zurück. Dieſer Tag heiſſet bei ihnen Haid, und um ihn zu feiern, backen ſie in Butter gebratene Kuchen von Blätterteig, die ſie mit Honig beſtrichen eſſen, und Bairam-aſeh oder Feſttagseſſen nennen. An dieſem Tage, ſo wie auch an den beiden folgenden, gehen die Tataren einer zum andern zu Gaſte, wünſchen einander Glück zum Feſte, und bewirthen ſich gegenſeitig.

Der Kurban.

Nach Verlauf zweier Monate nach dem Ramaſan feiern die Mahomedaner ein anderes Feſt, welches Kurban heißt. In der arabiſchen Sprache bedeutet dieſes Wort, Darbringung, Opfer. Die Abſicht, mit welcher Mahomed dieſes Feſt anordnete, iſt, daß das Volk nicht den ſchuldigen Gehorſam gegen Gott vergeſſen ſollte, wovon er als Beiſpiel und nachahmungswürdiges Muſter den Abraham ſetzte, welcher zur Erfüllung des göttlichen Willens ſeinen einzigen Sohn zum Opfer darbrachte. — Die Beſtimmung der Zeit dieſes Feſtes pflegt hier mit einigen Schwierigkeiten verknüpft zu ſein. Da dieſesmal in den erſten Tagen des Neumonds der Horizont mit Wolken bedeckt war, ſo konnten die hieſigen Tataren, ohne den Mond zu ſehen, auch nicht die pünktliche Berechnung der Zeit führen, und dieſes brachte auch eine große Verſchiedenheit der Meinungen zwiſchen den beiden hieſigen Achunen hervor. Der ehrwürdige Greis Ibrahim Effendi hatte den 11. November als den Tag des Feſtes beſtimmt, allein alle ſtimmten mit dem andern, jungen Sattar überein, welcher dazu den folgenden Tag ange-

Digitized by Google

nommen hatte. „Nur den Philosophen*), sagte dieser, gebührt es, sich nach dem Laufe des Mondes zu richten; ein ächter Muselmann handelt nicht so; er wartet lieber zwei oder drei Tage länger, bis er endlich den Mond deutlich am Himmel sieht, und deswegen hat er nicht nöthig, das Buch zu Rathe zu ziehen.“ Den Abend vor dem Feste enthielt sich jeder der Nahrung bis zum Mittage des Festes, an welchem sie das zum Opfer gebrachte Vieh aßen. Einige fasten vom ersten Tage des Neumonds an, nämlich eilf Tage hintereinander, nach ihren Grundsätzen, d. h. sie enthalten sich nur des Tages der Nahrung und des Getränkes, in der Nacht aber essen sie sich satt.

Am Morgen des Festes selbst fing der Gottesdienst in den Moscheen früher als gewöhnlich an. Nach den gewöhnlichen Gebeten sang der Mulla von der Kanzel folgende Verse in arabischer Sprache herab, welche hier in der Uebersetzung beigefügt werden.

1) Sprich: In Wahrheit sind meine Gebete, mein Gottesdienst, mein Leben und Tod dem Herrn aller Kreaturen geweiht, und er hat nicht seines Gleichen. Dies ist mir befohlen, und ich bin der erste Maslim (Muselmann, Rechtgläubige).

2) Herr! Nimm von mir dieses Opfer dar, welches dir von aufrichtigen Herzen gebracht wird. Laß es sich deinem hohen Antlitze nähern, und rechne mir selbiges zur Belohnung an, o großer Gott!

Nach Endigung des Gottesdienstes eilte ein jeder nach Hause, um das zum Opfer zubereitete Vieh zu schlachten. Dies geschieht mit einer solchen Berechnung, daß ein Schaaf oder Hammel auf einen, eine Kuh aber oder Hammel auf sieben Menschen angeschlagen wird, und daher berechnet jeder Familienvater nach der Zahl der Mitglieder seiner Familie auch die Anzahl der Opferthiere, ohne dabei die Armen und besonders die Mullas zu vergessen, welche bei dieser Gelegenheit von ihm gespeiset werden. Der Wirth vom Hause oder das Oberhaupt der Familie, er mag sein, wer er will, Fürst, Mursa oder Bürger, muß selbst eigenhändig, wenigstens ein Opferthier schlachten. Den Kopf solcher Thiere wenden sie bei dieser Gelegenheit nach Mekka, und wenn sie den tödtlichen Stoß beibringen, sprechen sie den Namen Gottes aus. Geleitet durch den Aberglauben sammeln sie mit Begierde die ersten Tropfen des herausfließenden Blutes auf, welche von ihnen für das für Gott angenehmste Opfer gehalten werden, und beschmieren sich die Augen, die Nase und die Backen, und hoffen dadurch, als ein geheiligtes Mittel, von aller Versuchung befreit zu werden.

An diesem Tage war ich bei dem hiesigen Kaufmanne, Jussup Ismabil Uchli, (dem Sohne) Ayanai, welcher zum Opfer eine Menge Schaafe, einige Kühe und ein Kameel zubereitet hatte. Er schlachtete sie selbst mit seinen Leuten, unterdessen daß mitten im Hofe ein großer Kessel mit Wasser kochte, in welchem sie die Theile der noch halblebendigen Thiere zum Frühstück warfen. Es verging auch keine halbe Stunde, als der Kessel mit Fleisch angefüllt war,

*) Mit diesem Worte bezeichnen die Tataren gelehrte aufgeklärte Leute überhaupt, so wie auch diejenigen, welche auch nur eine etwas freie Denkungsart haben.

Digitized by Google

welches ſie nach zweimaligem Sieden mit Begierde herauslangten und aßen, und dabei die Brühe im Namen Gottes verzehrten. Einige Stücke (von dem Kameele), welche noch nicht genug abgekocht waren, zitterten noch beim Zerſchneiden derſelben.

Aus Neugierde koſtete ich das Kameelfleiſch, es iſt weit röther als Rindfleiſch, kommt demſelben an Geſchmack nahe, iſt aber zarter und ſüßer. Die Brühe deſſelben hatte beſonders einen ſehr feinen und angenehmen Geſchmack. Als einem, der kein Mahomedaner iſt, war es mir unmöglich an dieſem Tage mit ihnen zuſammen zu ſpeiſen, und deswegen mußte ich mich mit einem beſondern Fiſche begnügen. Nachdem die Tataren ſich ſelbſt ſatt gegeſſen hatten, vergaßen ſie auch nicht die Armen, welchen ſie die Ueberreſte ſchickten. Nachmittags ging jeder zu ſeinen Anverwandten oder Bekannten zu Gaſte, und hier wünſchten ſie ſich einander beim Thee Gluck.

Kaſan. K. Fuchs.

Kaiſer Joſeph II. und ſein Hof.

Joſephs Gemüthsart und Privatleben. Geheime Unterredung mit dem Papſte. — Fürſt Kaunitz. — Feldmarſchall Laſey — Daun.

Vor wenigen Monden erſchienen in Paris die Denkwürdigkeiten des Abbe Georgel.*) Dieſer Mann, obwohl wenig von der Welt genannt und gekannt, hatte doch Gelegenheit genug, die Welt zu kennen.**) Er war mit dem, durch die berüchtigte Halsbandgeſchichte berühmt gewordenen Kardinal, Ludwig von Rohan, genau verbunden, und als Geſandtſchaftsſekretär mit demſelben mehrere Jahre am Wiener Hofe. Da er ſich, in der Halsbandgeſchichte, des Kardinals annahm, verfiel er in Ungnade; rettete ſich nach dem Anfang der Staatsumwälzung in die Schweiz, von da nach Freiburg im Breisgau; wurde noch in Geſchäften des Malteſerordens gebraucht, und kehrte endlich wieder in ſein Vaterland zurück, wo er im Jahr 1813 zu Bruyeres im Departement des Vosges, als dreiundachtzigjähriger Greis geſtorben iſt. Seine Denkwürdigkeiten, die er im hohen Alter vollendete, füllen drei dicke Bände, und ſind zuweilen etwas weitſchweifig; aber auch bei aller Paeteilichkeit, die er in ſeinen Anſichten der Perſonen und Sachen hat, reich an einzelnen, feinen Beobachtungen. Das nachfolgende Gemälde, welches er am Wiener Hofe ſeiner Zeit entworfen hat, wird dies Urtheil rechtfertigen und den Leſer nicht ganz unbefriedigt laſſen.

Kaiſer Joſeph II. machte ſich zu Wien durch ausgezeichnete Popularität auffallend. Er war kein Freund von Prunk und Schau. Sein einfaches Aeuſſere und ſeine auſſerordentliche Mäſſigkeit waren Folge des Plans, den er ſich zu einem Kriegerleben entworfen hatte. Man ſah ihn gewöhnlich nur in der Uniform ſeiner Regimenter. Sein Prachtkleid war das eines Feldmarſchalls.

*) Mémoires pour servir à l'histoire des événements de la fin du XVIII siècle depuis 1760 — 1810. Paris 1817.

**) Joh. Franz Georgel war den 29. Jänner 1731 zu Bruyeres geboren, und ſtarb ebendaſelbſt den 14. November 1813.

Digitized by Google

Er schlief auf Stroh; trank blos Wasser; Rindfleisch und Gebratenes war sein Essen; Nachts speisete er gar nicht. Er wollte sich zu den Anstrengungen des Kriegslebens abhärten, wofür er entschiedenen Geschmack hatte. In Gesellschaften lag ihm recht daran, seine hohe Würde vergessen zu machen, um ganz als Privatmann zu erscheinen. In die Unterhaltungen des Gesprächs wußt' er viel Reiz zu bringen. Er begünstigte kleinen Meinungszwist, der, wie er sagte, sich am besten eigne, Geist und Denkart durch Stoß und Reibung entgegengesetzter Begriffe zu bilden, woraus immer Funken der Wahrheit hervorspringen. Da empfing er jederzeit Fremde gern, die ihm vorgestellt wurden. Was er fragte, verrieth Wißbegier. Merkte er, daß die Ehrfurcht andere hinderte, gegen ihn so traulich zu sein, als ers gern hatte, sagte er gewöhnlich gleich: „Vergessen Sie nicht, Sie sprechen blos mit Joseph; nicht mit dem Kaiser." Am liebsten war er im Belvedere. Diesen kleinen Pallast hatte Fürst Eugen in einer der Wiener Vorstädte gebaut gehabt. Die Lage des Pallasts gewährt eine angenehme Aussicht über Wien und das ganze Thal. Man sieht da den Lauf der Donau, ihre Krümmungen, und die schönen Inseln, die sie in einer weiten, von Dörfern und Gebüschen durchschnittenen Ebene gestaltet. Damals gehörte Belvedere dem Kaiser Joseph. Während der schönen Jahreszeit hatte er einen Theil davon der Fürstin Kinsky, einer gebornen Fürstin von Hohenzollern, eingeräumt.

Er hatte seine bestimmten Arbeits- und Ruhestunden des Tags. Er schien gern wissen zu lassen, daß er wenig gelehrte Kenntnisse und schöne Wissenschaft habe. Die Kenntniß der Staatsführung ist zu ausgedehnt, sagte er oft, und zu wichtig, als daß sich ein Landesherr mit andern Dingen viel beschäftigen könnte. Von Günstlingen oder anerkannten Geliebten wußte man bei ihm nichts. Gegen Frauenzimmer bei Hofe bezeugte er sich sehr ehrerbietig; aber zweimal frühzeitig Wittwer, und von feuriger Natur, entschlug er sich des schönen Geschlechts keineswegs ganz. Zu seinen Liebeshändeln war ihm kein Unterhändler und Vertrauter nöthig. Er hatte die Augen gewöhnt, ihn im grauen Rock und einsam lustwandeln zu sehn. Sein Herz wußte nichts von dem Zauber der Liebe und Zärtlichkeiten. Er suchte einzig das Vergnügen der Sinne. Man versichert inzwischen doch, daß eine Venetianerin Barbarigo wirklich einmal sein Herz gefesselt gehabt habe.

Sein Geschmack, seine Sinnesweise, seine Neigungen und Launen stimmten mit denen seiner Mutter, der Kaiserin Königin Maria Theresia nicht recht zusammen. Ungeachtet aller äusserlichen Ehrfurcht für sie, ließ er seine Abneigung und Entfernung von ihr gar oft durchblicken. Zuweilen erlaubte er sichs sogar, über ihre Fehler sich lustig zu machen. Besonders ihre Kundschafterei in häuslichen Verhältnissen anderer war ihm unerträglich. „Denn, sagte er: wenn Thür und Fenster zugethan sind, gibts für die Polizei da nichts zu spüren und zu schauen."

Die Kaiserin Königin unterrichtete ihn von Allem und berieth ihn auch über Alles, als Mitherrscher, ohne ihm aber die mindeste Gewalt einzuräumen. Diese einflußlose Abhängigkeit

Digitized by Google

machte ihn oft bei den Zusammenkünften mit ihr mißmuthig und verdrießlich. Fast immer im Zank mit seiner Mutter, macht' er lieber Reisen in seinen dereinstigen Staaten, in Italien und und in Frankreich. So ward er der häufigen Widersprechereien los und fühlte wenigstens nicht die Last des Ueberflüssigseins zu Wien. Kein Wunder, wenn er mit einer Art Ungeduld dem Augenblicke entgegenzusehen schien, da er ungefesselten Willens werden konnte. Auch brauste er, gleich nach Maria Theresias Tode, ohne Maas und Ziel, wie ein losgelassener Waldstrom dahin. Von seiner Handlungsweise macht' er kein Geheimniß. „In der großen Ordnung der Dinge, sagte er selbst: ist das Herrschen ein Amt und Handwerk. So wie mich die Vorsehung diesem Beruf bestimmte, mußte sie mir auch dazu die nöthigen Eigenschaften geben. Ein Herrscher braucht nur hilfreiche Arme; diese aber recht anzuwenden und zu leiten, muß Sache seines Kopfes sein." Aus diesem von ihm ausgesprochenen Grundsatz lassen sich alle seine oft wenig bedachten Maasregeln erklären, die er gegen den einstimmigen Rath seiner Großbeamten und Feldherrn nahm. Nach diesem Satz, und um nicht die Triumphe zu vermindern, die er sich versprach, machte er zum Feldzug gegen die Türken ganz allein den Plan; hörte auf die erfahrensten Männer nicht. Die Folge war, er wurde an der Spitze des schönsten Heeres, das Europa seit langem gesehen, von der rohen Kriegskunst der Türken geschlagen, und sah sich genöthigt, vor diesen zu weichen, die unaufhörlich von den weit minder zahlreichen Russen besiegt wurden. Beschämt kehrt' er aus dem unglücklichen Feldzug heim, dachte aber doch groß genug, den Fehler einzugestehen, und statt seiner den berühmten Laudon an die Spitze des Heeres zu stellen. „Gehen Sie, lieber Laudon, schrieb er diesem: machen Sie meine Streiche wieder gut; ich gebe Ihnen alle Vollmacht."

Kaum hatt' er den Thron bestiegen, wollt' er sich in Glaubenssachen mischen und den katholischen Kultus ordnen. Auf seinen ausdrücklichen Befehl mußten die majestätischen Feierlichkeiten des Gottesdienstes, die den Gläubigen soviel Ehrfurcht einflößen, in den Kirchen abgestellt werden. Das geschah, wie er sagte, um die erste Einfalt des Christenthums zurückzuführen. Er erniedrigte sich dabei zu so vielen Einzelnheiten, daß er sogar die Anzahl der Kerzen vorschrieb, die bei Hochämtern und gemeinen Messen brennen sollten. Waren das auch wohl Gegenstände, würdig von dem Beherrscher eines großen Reichs beachtet zu sein? Er verbot auf den Kanzeln alle Streitpredigten und die Lobreden der Heiligen. Die Pfarrer wurden beim Unterricht auf bloße Tugendlehren beschränkt. Sein Verbesserungsgeist ruhte nicht, bis er die Grundpfeiler aller kirchlichen Orden in seinen Staaten, und die angesehensten Stiftungen ausgetilgt hatte, deren Güter er verkaufte. Er gründete eine sogenannte Religionskasse, über die er aber nach Gutdünken verfügte; verbot den Bischöfen, in Rom, wegen Kirchenzucht und Glaubenssachen Weisung zu begehren, und gab in Betreff der Ehen Gesetze, die den Gesetzen der Kirche geradezu widersprachen. Papst Pius VI. machte vergebens väterliche Vorstellungen gegen dergleichen Unternehmungen; er wurde nicht angehört.

Der heilige Vater merkte bald, daß er gegen einen Fürsten von solcher Denkart die Gewalt

Digitized by Google

der Schlüssel nicht anwenden konnte, ohne in die ganze Kirche eine Spaltung zu bringen. Nur seinen Eifer, seinen Schmerz berathend, begab er sich, gegen Beistimmung der Kardinäle selbst nach Wien. Er hoffte, sein persönliches Erscheinen werde auf eine durch üble Grundsätze verführte Seele große Wirkung machen. Der Kaiser empfing ihn auch mit allen äusserlichen Zeichen tiefster Ehrfurcht; reisete ihm vier Stunden weit entgegen, ließ ihm die größten Ehren bezeugen; aber gleich bei der ersten geheimen Unterredung sagte Joseph zu ihm: „Ich weiß, was Ew. Heiligkeit zu mir hieher führt. Ich habe mich dieser Reise eben nicht widersetzen, noch meinen Landen und meiner Hauptstadt das Glück entziehen wollen, den Statthalter Jesu Christi auf Erden zu sehen. Aber in meinen Entschlüssen bin ich unveränderlich; ich nehme nichts zurück; was ich gethan habe, das glaub' ich Recht und Macht gehabt zu haben, zu thun. Alle Mühe, mich darin anders zu stimmen, wäre vergebens; ich thue keine Rückschritte, und bitte daher Ew. Heiligkeit inständig, mit mir über solche Gegenstände keine Zusammenkünfte mehr zu haben. Meinen Staatsdienern ist untersagt, sich darein zu mischen. Während Ihres Aufenthalts bei mir und in meinen Staaten will ich übrigens meinen Völkern das Beispiel der Hochachtung geben, die dem sichtbaren Haupt der Kirche gebührt."

Der Papst hörte Alles, was Joseph hier sagte, schweigend und ohne ihn zu unterbrechen; es verzog sich in seinem Gesicht keine Miene. Ruhig, wie die göttliche Hoheit sein sollte, mit der er bekleidet war, antwortete er mit Kraft: „So will ich denn nicht an Ihr Herz klopfen, denn es ist von Erz; will nicht vor Ihren Augen die Fackel des Glaubens leuchten lassen, weil Sie sich in Ihrer Verblendung nun einmal gefallen wollen; will nicht das geistliche Schwerd gegen Sie gebrauchen, das die Seele durchdringt; denn diese Seele ist unbeweglich. Ich sag es unter Seufzen: ich überlasse es Gott zu richten, dessen Räthe Sie verachten. Beharren Sie aber in Ihren Wegen, auf denen Sie den Kultus und die Gesetze der Kirche zerstöhren: so wird die Hand des Herrn über Sie kommen; wird Sie aufhalten mitten in Ihrer Laufbahn; wird Abgründe vor Ihnen öffnen, in die Sie in [illegible] Blüte ihrer Jahre niederfahren; und wird Ihre Herrschaft schlieffen, die so ruhmreich hätte werden können. Meine Hände aber sollen ohne Unterlaß für Ihre Bekehrung gen Himmel gehoben sein, und wenn Sie von der Hand des Herrn geschlagen werden, will ich blos flehen, daß es geschehe, Ihre Augen zu öffnen und Sie zu bessern."

Joseph hörte den Papst mit einer Kaltblütigkeit an, die auf Alles mehr, als auf Abschwörung der Irrthümer gefaßt war. Pius kehrte nach Rom mit einem vom Schmerz zerrissenen Herzen zurück, dessen Bitterkeit er vor dem Grabe der heiligen Apostel ausseufzte. Er schrieb, was zwischen ihm und dem Kaiser vorgefallen und ausgesprochen war, eigenhändig Alles nieder; er wollte, es solle sein Schritt den er gethan, wie dessen Folgen in den Jahrbüchern des Papstthums aufbehalten werden.

Digitized by Google

Was der Papſt vorhergeweiſſagt hatte, geſchah. Er wurde in der Blüthe ſeines Lebens dahingerafft; Heil ihm, wenn ſeine Augen erkannten, welche Hand ihn ſchlug.*)

Damals dankte Oeſterreich den feſten Gang ſeiner ungeheuern Staatsmaſchiene und das Uebergewicht in der Wagſchaale Europens zween Männern beſonders, dem Fürſt Kaunitz und dem Marſchall Lascy.

Fürſt Kaunitz, während langer Zeit der Neſtor unter den Staatsmännern Europens, galt für ihre Krone. Er ward einundneunzig Jahr alt, ſtarb auf ſeinem Poſten, und hatte ſeine lange Bahn als ein wahrer Staatsheld durchlaufen.

Sein ernſtes kaltes Geſicht war nur durch den ſcharfen, lebhaften Blick ſeiner Augen beſeelt. Er verſchwendete nie ſehr ſeine Achtungsbezeugungen, noch ſeine Zuneigungen. Wollt' er aber jemandem ſein Wohlwollen, ſeine Aufmerkſamkeit beweiſen, ſo hatte er im hohen Grad die Gabe, den Geſinnungen, die er dann äuſſerte, den größten Werth zu geben. Die Fürſten des Reichs, die Großen Wiens, die Geſandten fremder Mächte hielten es für etwas Vorzügliches, von ihm günſtig aufgenommen zu werden. Sein Hof war gewöhnlich zahlreicher, als der des Landesherrn ſelber. Der Kaiſer war ſogar oft beim Billard, das er des Nachmittags gern zu ſpielen pflegte. Die Kaiſerin Königin trug zu dieſem Anſehen nicht wenig durch ihre Gewohnheit bei, ihm Alles zum Entſcheid zu überweiſen. Da er nun allgemein als Organ der Kaiſerin anerkannt war, durch welches ihre Gnaden ſich offenbarten, hingen aller Blicke nur an ihm. Er wußte ſich in ſeiner Würde mit vielem Anſtand darzuſtellen; man näherte ſich ihm nicht ohne Ehrfurcht; dabei beſaß er jedoch die Kunſt, durch Freimüthigkeit und Leichtigkeit in der Unterhaltung zutraulich zu machen. Sein Lakonismus, ſeine Beſtimmtheit, wenn er von wichtigen Geſchäften ſprach, hatte gar nichts von dem Trocknen, Steifen, Gezwungenen eines Diplomaten, der das Geſpräch immer abbrechen will, oder ſein Geheimniß zu verrathen beſorgt iſt. Man erkannte in ihm die ſichere Haltung eines wohleingeübten Geſchäftsmannes, der immer klar wußte, was er zu wollen und zu thun hatte. Er ging ſtets in gerader Richtung aufs Ziel zu, und ließ ſich nicht auf das diplomatiſche Gewäſch mit nichtsſagenden Phraſen ein, die am Ende den Hauptgegenſtand mehr verdunkeln, als erhellen. Herr von ſeinen Bewegungen und Ausdrücken, ſagte er nur das mit einem offenen, traulichen, unbefangenen Weſen, was er wünſchte, man ſollte es wiſſen, oder wie man es wiſſen ſollte. Z. B. Als er dem Prinz Roban, vor Bekanntwerdung des Entwurfs der drei Höfe zur Theilung Polens, erklärte, die Kaiſerin werde nie zugeben, daß das Gleichgewicht, wie es bisher beſtanden, aufgehoben werde: ſagte er eine Wahrheit, die ſich freilich nachher beſtätigte; aber damals ſchmeichelte er ſich, der Prinz werde dabei weniger an eine Theilung denken, durch deren Verhältnißmäßigkeit das

*) Man darf hiebei nicht vergeſſen, daß Georgel, der dies noch mit einigen erbaulichen Bemerkungen begleitet, ein Exjeſuit war, und auch als Staatsmann nie die prieſterliche Stimmung verlor, viel weniger als Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit. A. d. U.

Digitized by Google

Gleichgewicht unverletzt bliebe, als an den Vorsatz der Kaiserin denken, gar keine Theilung zuzulassen. Man denke sich zu dem Allen noch sein großes Umfassen der mannigfaltigsten Gegenstände; eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und der Leidenschaften, die es bewegen; ein klares Durchblicken der Angelegenheiten der europäischen Höfe; eine seltene Kunst, Geister nach seinen Ansichten zu leiten; Leichtigkeit im Arbeiten, und Gewandheit, sich Gehilfen zu bilden, die seinen Sinn zu fassen und darzustellen geschickt genug waren; ein unerschütterliches Gemüth, das nie aufhörte, seinen Zielen nachzugehen, und selbst die Hindernisse zu gebrauchen weiß, um Absichten zu erreichen: so hat man ein Bild vom Fürst Kaunitz, der in Wien weit aus vor allen Großstaatsbeamten als Erster glänzte.

Ein Mann dieses Schlags mußte auf die europäischen Höfe bedeutsam einwirken. Man hielt ihn schon seit seinen jüngern Jahren vollkommen tüchtig, das Ruder eines Staats zu führen. Die Gesandtschaft nach Turin, Versailles und zum Vertrag von Aix la Chapelle gaben seinem Sinn für Staatskunst nur größere Entwickelung. An die Spitze von Oesterreich getreten, erwarb er sich den Namen eines in seinem Fache vollendeten Meisters. In beiderlei Glück sich immer selbst gleich, von Uebermuth und Muthlosigkeit gleich sehr entfernt, gewann er mit Klugheit seine Ziele und sicherte er dem Hause Habsburg-Lothringen eine Festigkeit, Stärke und Hoheit des Ansehens, die in künftigen Jahrhunderten nur mit dem Untergang der Reiche selbst untergehen wird.

Die schönsten Münzen haben auch ihre Kehrseite. Dieser merkwürdige Mann hatte große Sonderbarkeiten und Eigenheiten. Er bekümmerte sich nie um die Zeit. Er ordnete sein Tagewerk, wie es ihm eben gefiel. Man sah bei ihm weder Wand- noch Taschenuhren. Wenn er um Mitternacht zu Bette ging, ließ er sich die Zeitungen vorlesen, bis er einschlief. Wacht' er auf, ließ er seinen ersten Geheimschreiber rufen, hörte, ohne das Bett zu verlassen, die eingegangenen Schreiben an, und gab den Hauptinhalt der Beantwortung an. Das gethan, mußte angespannt werden, um auszufahren, oder er ließ die Pferde satteln, um sich in die Reitbahn zu begeben. Denn er meinte, im Zureiten eines Rosses sei er ganz vorzüglich. Man ging hin, ihn da zu sehen. Solche Neugier schmeichelte ihn sehr. Seine Lustfahrten oder Reitübungen dauerten, so lang er dabei weder lange Weile noch Ermüdung fühlte. Wie viel Zeit darauf ging, danach fragte er nicht. Kam er heim, gings an den Putztisch. Da ward sein Anzug mit einer Umständlichkeit und Sorgfalt in Ordnung gebracht, die unglaublich sind. War er damit endlich fertig, verlangt' er zu Mittag zu speisen; oft erst um vier, fünf, sechs Uhr Abends. Die eingeladene Gesellschaft spielte im Saale, ohne zu wissen, wann es zum Essen ging. Bei seinem Erscheinen hörte das Spiel auf, und die Gäste, mit ehrerbietigem Anstand begaben sich nebst ihm in den Speisesaal. Sein Tisch war stets sehr gut bedient, so mäßig er auch selber war. Er hatte auch immer seine Gerichte für sich besonders, je nachdem er glaubte, daß sie seinem Wohlbefinden oder seinem Magen zusagten. Das war auch der Fall, wenn er bei andern aß. Niemand ging von seinem Tisch, ohne besondere Merkmale seiner Aufmerksamkeit empfangen

Digitized by Google

zu haben. Gegen Ende der Mahlzeit, auch wenn Frauenzimmer vom höchsten Rang neben ihm saßen, legte er einen kleinen Taschenspiegel und eine Zahnstocherbüchse vor sich aus und putzte sich Mund und Zähne. Das Unanständige und Ekelhafte dieses Thuns fiel aber nicht mehr auf. Man hatte sich daran gewöhnt. Er that sich eben so wenig Zwang, wenn er bei der Kaiserin zu Schönbrunn speisete.

Maria Theresia ertrug die Wunderlichkeiten eines Staatsdieners mit Nachsicht, der ihr so wichtige Dienste geleistet hatte, und noch leistete. Mehr als einmal verfehlt' er bei ihr die bestimmte Stunde zum Gastmal, zu dem er erwartet war, ohne daß sie ihm bei seiner verspäteten Ankunft Vorwürfe machte. Diese so weit getriebene Schonung erregte Vorwürfe von Vertraulichkeiten oder Neigungen, die sich aber mit der hohen Frömmigkeit und Sittenstrenge der Kaiserin nicht vereinbaren konnten. Auch achteten nur Wenige auf diese, von aller Wahrscheinlichkeit entblößte Verläumdung. Besser Unterrichtete erkannten in den besondern Rücksichten der Kaiserin gegen ihn, blos ein Uebermaaß von Güte und Nichtbeachtung der kleinlichen Sonderbarkeiten, die ihn so ganz beherrschten, daß sie gar nicht mehr, als Mangel von Ehrerbietung angesehen werden konnten.

Der Marschall Graf von Lasey, Vorsteher des Kriegsraths, von irländischer Abkunft, vereinigte für Alles, was das Heerwesen anging, das volle Vertrauen und Ansehen der Kaiserin Königin und des Kaisers. Und Lasey bewies, daß er desselben würdig war. Ihm dankt der österreichische Krieger die treffliche Haltung und die pünktliche, strenge Zucht. Mit einem besondern Geist für das Haushälterische und Einzelne im Heerwesen begabt, stellte er als ein Mann, ganz diesem Fach gewachsen, die Armeen auf. Er führte vorzüglich vortheilhafte und viel ersparende Abänderungen in der Bekleidung und Bewaffnung der Soldaten ein. Er setzte es durch, daß Truppen von Völkern, die unter sich in Sprache und Lebensart ganz verschieden waren, auf gleicher Linie standen, zu gleichem Ziel strebten, von ei rlei Geist beseelt wurden. Sein Kriegsgesetzbuch freilich athmet eine despotische Strenge; aber unter den Umständen, die er vor sich hatte, ward sie wohl der unentbehrliche Hebel der Ordnung und Zucht bei Menschen, die, eh sie unter die Fahnen traten, von Ordnung und Zucht wenig kannten. Lasey, im Kriegsrath wahrhaft groß, gab als Generalquartiermeister des Marschall Daun, Beweise von seiner Kunst, Lager zu wählen, große Züge und Gegenzüge mit den Heermassen zu vollziehen. Wenige kamen ihm darin gleich. Er ist der Verfasser vom Entwurf zur Schlacht bei Hochkirchen, wo es ihm durch glückliche Wendungen gelang, den König von Preußen in seinem Lager zu überraschen, und dem Marschall Daun einen vollständigen Sieg zu bereiten.

So vortrefflich er im Kriegsrath und beim Anordnen der Heere war, taugte er doch zur Ausführung großer Gedanken auf dem Schlachtfelde selber nichts. Lasey hatte weder den schnellen Blick, der gleichzeitig die verschiedensten Bewegungen der Heertheile umfaßt und

Digitized by Google

lenkt, noch die persönliche Thätigkeit und Geistesgegenwart, den Anlaß des Sieges im rechten Augenblick zu erhaschen, zu benutzen und zu verfolgen. Das war Dauns Stärke. Lascy wäre größer gewesen, hätte er sich dies selber gestehen, und nicht immer seine übelangebrachte Eifersucht gegen den glücklichern Nebenbuhler zur Schau tragen wollen. — Auch sein eingefleischter Haß gegen die Franzosen gereicht ihm nicht zum Ruhm.

Lascy, für seine Gesundheit besorgt, trat endlich von den Geschäften zurück; demungeachtet behielt er allen seinen Einfluß auf Maria Theresia und Joseph II., so lange sie lebten. Unter Leopold und Franz II. genoß er desselben Ansehens; aber ein achtzigjähriger Greis geworden, starb er in der That dem Hofe und den Geschäften ganz ab, und lebte auf einem reizenden Landsitz, wenige Stunden von Wien, wo er seine vertrauteren Freunde immer sehr würdig bei sich empfing.

Digitized by Google

Meine Reiſe nach den Cinque Ports.

Ein Ausflug von London nach den Cinque Ports. Abfahrt auf dem Dampfboot. — Die Seebäder von Margate, — von Ramsgate. — Sandwich Cinque Ports. — Dower. — Sandgate. — Küſtenvertheidigungs-Anſtalten. — Hythe. Folkſtone. Gewalt des Meers. Neu-Romney — Haſtings. Brighton; Wachsthum des Ortes. — Die Rückkehr.

Am dritten September (1817) des Morgens ging ich an Bord der Themſe, eines der beſteingerichteten Dampfboote. Man hatte mir abgerathen, mich einem dieſer gefährlichen Fahrzeuge, wie man ſie nannte, anzuvertrauen. Aber ſterben wir die Wagen, Pferde oder gewöhnlichen Schiffe wohl deswegen, weil tauſende unſerer Mitbrüder jährlich dadurch umkommen? Ueberall ſchützt uns ja die höhere Hand, und in unſerm Bette und auf dem Dampfboot, wo ich dieſes jetzt ſchreibe, ſind wir dem Schickſale gleich ſtark ausgeſetzt. Ich traf zu meiner Verwunderung eine zahlreiche Geſellſchaft von Herren und Frauenzimmer am Borde, alle heiter; einige Muſikanten ſtimmten mit ihren erbärmlichen Inſtrumenten dazu. Rings um uns lagen hunderte von Schiffen aus allen Welttheilen; am Ufer ſtanden neugierige und geſchäftige Menſchen. Alles war bereit. Statt Maſte und Seegel dampfte unſer einziger ſchwarzer dreißig Fuß hoher Schlot. Die Räder zu beiden Seiten begannen ihre Arbeit, und mit Wunderſchnelligkeit glitten wir den Fluß entlang. Ueber eine Stunde lang fuhren wir, und ſtets erblickten wir zu beiden Seiten Reihen von vor Anker liegenden Schiffen; endlich verlor ſich das Gewühl, das Waſſer wurde freier, nur einzelne Schiffe lagen hie und da noch am Ufer. So näherten wir uns Greenwich, deſſen prächtiges Invalidenhaus, vom Waſſer aus geſehen, einen vorzüglich günſtigen Eindruck macht, Woolwich vorbei, und fort durch alle Krümmungen des Fluſſes. Hinter Woolwich wird die Gegend etwas einförmig. Beide Ufer ſind marſchig und flach, Wieſengrund und Sumpf; Faſchinenbeſtickungen ſchützen das Ufer vor den weitern Eingriffen des Waſſers. Allein dieſe Art Küſtenbedeckung ſcheint man hier nicht ſonderlich zu verſtehen; an vielen Stellen ſah ich ſie beſchädigt oder ganz fehlend.

Zum Zeitvertreib ſah ich mich unter meinen Reiſegefährten, etwa achtzig an der Zahl, um; ſie ſaßen in verſchiedenen Gruppen, meiſtens in das Blaue vor ſich ſchauend, oder leſend. Sie ſchienen mir faſt alle zur Klaſſe der ächten Londoner citizens oder Spießbürger zu gehören, Krämer, Gewerbsleute oder Pächter, die mit ihren Frauen und Töchtern, der Mode zu huldigen, ein paar Tage an der Seeküſte zubringen wollten. Ein einziger ſchien zu einer ſich höher

Digitized by Google

dünkenden Klaſſe kleiner Independenten zu gehören, und hatte zwei Couſinen bei ſich, denen er ſehr ſchön that. Keiner von allen konnte mich bewegen, mein engliſch indolentes Stillſchweigen zu brechen; ich zog meinen treuen Begleiter Horatium hervor, las die Ode: Laudabunt etc., paraphraſirte ſie in meinem Kopfe und ſteckte das Buch wieder ein, denn ich hörte hinter mir franzöſiſch ſprechen, und erblickte einen jungen Mann, der, wie es ſchien, ſeinem Bedienten etwas zuſagte. Wir waren bald im Geſpräche; er reißte zu ſeinem Vergnügen in England; fluchte über Alles, aber wie es mir ſchien, mit Verſtand, und nicht ohne Witz. Wir berührten mancherlei Gegenſtände der Politik, des Handels u. ſ. w., er ſchien von Allem gut unterrichtet, und aus einer vornehmen Familie zu ſein.

Wir kamen Gravesend vorbei. Von hier an iſt der Fluß über drei bis vier Meilen breit. Ob ich gleich um halb neun Uhr mein Frühſtück mit guter Eßluſt verzehrt hatte, ſo erfreute ich mich doch mit den andern eines gar nicht ſchlechten Mahles in der eleganten Kaiüte. Da der Gäſte viele waren, ging es beim Eſſen etwas räuberiſch zu; jeder ſuchte ſo viel an ſich zu bringen, als er konnte, und ich vergaß mich nicht, und ſorgte auch noch für meinen kein engliſches Wort verſtehenden Franzmann. Als wir wieder aufs Verdeck kamen, waren wir dem Kriegshafen Sherneſſ gegenüber, wo wir mehrere Kriegsſchiffe und Fregatten vor Anker liegen ſahen.

Um neun Uhr Abends am dritten September langten wir wohlbehalten auf der Rhede von Margate an, nachdem wir zweiundſiebenzig Meilen, bei äuſſerſt widrigem Winde und beſtändiger uns entgegengehender hoher Fluth, in zehn und einer halben Stunde zurückgelegt hatten. In der letzten Stunde war das Meer ſo unruhig geweſen, und das Boot ſchwankte ſo ſehr, daß der größere Theil der Reiſegeſellſchaft ſeekrank war. Ich ſelbſt blieb davon verſchont, und genoß den heitern ſternenhellen Abend recht ungeſtört. Was die Sicherheit des Dampfboots betrifft, iſt meine Meinung darüber folgende: Die aus dem Zerſpringen der Maſchiene hervorgehende Gefahr ſcheint mir durch zweckmäßige Einrichtung des Dampfkeſſels, Sicherheits-Ventils u. ſ. w. gänzlich vermieden werden zu können; weſentlicher aber ſcheint mir die durch die Feuerung der Maſchiene entſtehende Feuersgefahr für das Fahrzeug zu ſein. Die Maſchiene ſteht nämlich auf den möglichſt kleinſten Raum zuſammengepreßt in einer hinter der Kajute befindlichen kleinen Abtheilung des Schiffsraums; hier befindet ſich zu gleicher Zeit das Feuerungskamin, in welchem, wie leicht zu erachten, ſtets eine ſehr ſtarke Glut unterhalten wird. Ich beſuchte während der Fahrt dieſen Theil des Schiffes zu wiederholtenmalen, und beſonders gegen Abend fand ich die hölzernen Wände, Boden und Decke dieſes Raumes ſo ſtark erhitzt, daß ich meine Hand darauf zu legen nicht im Stande war; dieſes Holzwerk muß alſo nach und nach ſo ausdürren und trocknen, daß es wie Zunder durch den kleinſten Funken ſich entzündet, und dann iſt an keine Rettung zu denken. Dies ſcheint mir die weſentlichſte und am ſchwerſten zu beſeitigende Einwendung gegen die Sicherheit der Dampfboote zu ſein. Wir fuhren mit klingendem Spiele im Hafen ein, und landeten, da es eben Ebbe war, in kleinen Booten.

Digitized by Google

Obgleich so spät am Abend, wimmelte doch der Hafendamm von Neugierigen. Der auf demselben befindliche Leuchtthurm ist nur dreißig bis vierzig Fuß hoch, und in keiner Rücksicht merkwürdig.

Schon am frühen Morgen weckte mich eine fröhliche Musik. Der Gasthof, in dem ich abgestiegen war, lag nämlich hart am Hafen, und verstattete mir eine Aussicht auf denselben. Ein anderes Dampfboot, der Majestic, bereitete sich eben zur Abfahrt nach London, und lud seine Passagiere durch die Musik ein, sich an Bord zu begeben. Der Hafen von Margate ist klein und unbedeutend, und liegt bei der Ebbe beinahe ganz trocken; er wird durch eine amphitheatralische Bucht gebildet, welche gegen Nordosten durch einen etwa zweihundert Schritt langen künstlichen Hafendamm geschützt wird, und auf der Seite der Stadt durch einen soliden Quay eingefaßt ist. Rechts und links ist das Ufer sehr felsig und durchgehends von fünfzig bis achtzig Schuh hoben blendend weißen perpendikulären Kalkklippen begränzt, welche das Landen unmöglich machen. Deswegen ist Margate für kleine Schiffe sehr wichtig, größeren hingegen nicht zugänglich, der geringen Tiefe des Hafens und der vor demselben liegenden Sandbank wegen. Das Seebad zu Margate ist sehr angenehm, und die Seeluft, wie man sagt, vorzüglich mild und stärkend; deswegen ist es der beliebteste Badeplatz für die Bewohner der City von London, d. h., für Kaufleute des zweiten Ranges, Bürger und angesehene Gewerbsleute. Diese pflegen in den Sommer- und Herbstmonaten mit ihren Familien auf kürzere oder längere Zeit dahin zu gehen, um den Rauch und die engen Straßen der City im Genusse der Natur auf einige Zeit zu vergessen. Wie aber überhaupt in England die Unterschiede zwischen den verschiedenen Ständen des Lebens weit greller, als in andern Ländern ausgesprochen sind, so ist es auch mit diesen Vergnügungsplätzen, wo eigentlich aller Rang und Stand vergessen sein sollte. Margate z. B. wird nur von den obenerwähnten Klassen besucht, und eine Marchioneſſe oder Counteſſe würde sich um keinen Preiß bewegen laßen, diesen Ort mit ihrer Gegenwart zu beehren. Das trägt vielleicht nur dazu bei, den Ton der Gesellschaft angenehmer und ungezwungener zu machen.

Es war ein schöner, heiterer Morgen, und schon vor sechs Uhr Alles lebhaft. Der Hafendamm diente zur beliebtesten Promenade, und zu meinem nicht geringen Erstaunen sah ich, von meinem Fenster aus, Frauenzimmer im weißen Morgengewand, und Herren in ihren langen weiß flanellenen oder nankinen Schlafröcken und gelben oder rothen Pantoffeln auf und ab wandeln. Mein Auge, das seit zwei Jahren an die steifen geputzten Figuren, die man in den Straßen des westlichen Londons sieht, gewöhnt war, konnte sich nur mit Mühe an diesen Anblick gewöhnen. Indessen gefiel mir diese Ungezwungenheit gar nicht übel, und ich zögerte nicht, ebenfalls in Pantoffeln mich unter die Spaziergänger zu mischen.

Um acht Uhr ist die gewöhnliche Stunde, wo man das Seebad gebraucht, entweder warm oder kalt; zu den warmen Bädern sind eigene Häuser eingerichtet. Die kalten Bäder nimmt man auf folgende Art. Auf einem vierräderigen hohen Wagengestell befindet sich eine kleine

Digitized by Google

ſechs Fuß lange und vier Fuß breite Stube, welche vorn und hinten eine Thüre hat; an der hintern Seite geht ein über halbzirkelförmige Reife geſpanntes leinwandnes Dach (gleich den bei unſern Frachtwagen gebräuchlichen Ueberdecken) in einer ſchrägen Richtung bis ins Waſſer herab; an den vordern Theil hat der Wagen eine Gabel, in welche ein Pferd geſpannt wird, welches ein neben der vordern Thüre ſitzender Fuhrmann lenkt. Solcher Wagen warten am Strande eine große Anzahl. Will man ſich kalt baden, ſo ſteigt man in einen derſelben, findet in der kleinen Stube alle zum Entkleiden, Trocknen u. ſ. w. nöthigen Geräthſchaften; der Fuhrmann fährt alsdann auf dem flachen Ufer ſo weit ins Meer hinein, als es die Größe des Pferdes und Höhe des Wagens erlaubt, und dreht alsdann das Hintertheil des Wagens nach dem offenen Meer zu; nun ſteht es dem Badenden frei, ſich entweder nur in dem von dem leinwandnen Dache überſchatteten Theile des Waſſers zu baden, oder unter demſelben vor, ſich im offenen Meer zu bewegen und zu ſchwimmen. Dies iſt die einzige Art, wie man das kalte Meeresbad hier genießt. Damen können ihre Kammermädchen mitnehmen und Kinder ihre Wärterinnen. Nach zehn Uhr badet man ſich gewöhnlich nicht mehr; dies iſt die Stunde des Frühſtücks, und unmittelbar nachher fangen die Spaziergänge am Strande oder auf den hohen Klippen an.

Der Strand um Margate iſt ſehr angenehm zum wandeln; er beſteht aus einem feinen weißen Sand, der zur Ebbezeit feſt und trocken mehrere hundert Fuß breit einen unvergleichlich angenehmen Spazierweg darbietet. Auf der einen Seite ſtehen die blendend weißen ſenkrechten Klippen, die aber, beſonders wenn die Sonne darauf ſcheint, dem Auge keinen angenehmen Eindruck machen, auf der andern Seite hingegen erfriſcht das dunkelgrünblaue unendliche Meer, durch die Größe und einfache Hoheit des Anblicks und durch eine kühlende Seeluft. Dieſer Spatziergang, welcher gleichfalls in Pantoffeln gemacht zu werden pflegt, iſt äuſſerſt angenehm; die großen und kleinen Kinder beluſtigen ſich, Muſcheln und bunte Seeſteinchen zu ſuchen, oder den ſpielenden Wellen zuzuſehen, die in allen Direktionen vorbeikreuzenden Schiffe zu beobachten und ihren Lauf zu verfolgen. Erſt gegen ein oder zwei Uhr kehrt man von dieſem Gange zurück, macht eine etwas geſuchtere Toilette, und geht in die Leihbibliotheken, die in allen engliſchen Badeplätzen das Rendezvous der ſchönen Welt ſind. Dort lieſet man die Zeitungen, ſieht ſeine Freunde, beſpricht Parthieen für den Abend u. ſ. w.; die Frauenzimmer ſpielen Klavier oder Harfe und die jungen Stutzer haben die beſte Gelegenheit, ihre kritiſchen Bemerkungen oder witzigen Einfälle hörbar zu machen. Nach dem Eſſen pflegt man wohl wieder einen kleinen Spaziergang zu machen, oder wenn es die Fluth erlaubt, eine kleine Waſſerfahrt auſſerhalb des Hafens; auch werden von Zeit zu Zeit Bälle und Konzerte gegeben. Kurz es fehlt niemals an Zeitvertreib, daher denn auch Margate der luſtigſte aller Badeplätze genannt wird, und wohl mit Recht.

Ich benutzte meinen Abend zu einem Spatziergang längs der weſtlichen Klippen, von wo aus ich einen herrlichen Sonnenuntergang ins Meer hatte, und fuhr hierauf, von jenem Franzoſen begleitet, nach dem ſechs Meilen entlegenen Ramsgate, indem ich von Margate einen durchaus

Digitized by Google

günſtigen und erfreulichen Eindruck mitnahm. Ramsgate iſt eine nicht unbedeutende Stadt, mit einem großen Kauffahrtei-Hafen, der beſonders für den Handel des baltiſchen Meeres ſehr wichtig iſt. Als Badeplatz iſt es gleichfalls ſehr beliebt und beſucht, und von manchen wird es ſogar Margate vorgezogen. Es iſt weniger geräuſchvoll und die Geſellſchaft ausgeſuchter, und von etwas höherem Range, doch findet man nur wenige adeliche Familien hier. Ich hatte wieder das gute Glück ein Zimmer zu haben, von wo aus ich den ganzen Hafen und das Meer überſehen konnte.

Folgenden Morgens macht' ich einen Gang auf den Hafendamm, welcher hier bei weitem länger, breiter und höher über der Meeresfläche iſt, als zu Margate. Es war ein herrlicher Morgen, und ich ſah gerade ein Paquetboot nach Oſtende abſeegeln, welches eine große Anzahl Reiſender führte. Der auf dem weſtlichen Hafendamm ſtehende Leuchtthurm iſt etwa fünfzig Fuß hoch, hat ein ſehr ſtarkes und weitgeſehenes Licht und gewährt einen ſehr maleriſchen Anblick. Der Hafen iſt ein durchaus von der Kunſt erzeugter und durch zwei halbzirkelförmige Hafendämme gebildeter; in dieſer Hinſicht iſt er für den Hydrotekten beſonders merkwürdig. Zu gleicher Zeit aber iſt er auch hiſtoriſch techniſch merkwürdig, wegen der mancherlei Mißgriffe, die bei der Anlage deſſelben gemacht worden ſind. Ich brachte den großten Theil meines Morgens mit der Beſichtigung der Hafenwerke zu; beſonders intereſſirten mich einige Verbeſſerungen, welche man ſo eben auszuführen im Begriffe war. Die Sandbänke im Hafen ſind ſehr bedeutend und ſcheinen trotz der Vorkehrungen, die man von Zeit zu Zeit getroffen hat, nichts weniger als abgenommen zu haben.

Ich ſah nur ſehr wenige Spaziergänger auf den Dämmen, nahm daher mein Seebad und machte einen Gang längs der Küſte, welche hier der von Margate ganz ähnlich iſt, nur daß die Klippe höher und der Sand zuweilen von Felſen, die ins Meer laufen, unterbrochen iſt. Hier begegnete ich einer größern Anzahl Luſtwandler, beſonders bemerkte ich viele Frauenzimmer, welche auf kleinen Eſeln ſitzend, an dem Strand hin und her ritten und der kühlenden Seeluft genoſſen. Zu jedem Eſel gehörte ein kleiner Junge, der durch den unaufhörlichen Gebrauch eines Prügels denſelben in Gang erhalten mußte. Ich verfolgte die Küſte mehrere Meilen lang, und gelangte endlich nach einem mühſamen und beſchwerlichen Weg durch Felſen, welche mit einem ſehr ſchlüpfrigen Seegras bewachſen waren, nach einem andern Badeort, Broadſtairs genannt, begnügte mich iedoch mit dem weiter nicht ſehr anziehenden Anblick deſſelben, und kehrte auf einem andern Wege zurück. Darauf befuhr ich den Hafen noch ein wenig auf einem kleinen Boot, und erlangte durch einen gar verſtändigen und geſprächigen alten Matroſen Alles, was ich von der Geſchichte des Hafens gern wiſſen mochte. Auſſerhalb des Hafendamms ergötzten mich zwei Delphine, achtzehn oder zwanzig Fuß lang, welche, wie es ſchien, miteinander ſcherzten, und oft ganz über die Oberfläche des Waſſers hervorſprangen. Das Meer war ſo hell, daß man ihre Bewegungen bis tief unter dem Waſſerſpiegel beobachten konnte; ſie bewegten ſich mit einer auſſerordentlichen Schnelligkeit, und oft kamen ſie dem kleinen Boote ſo nahe, daß ich fürchtete, ſie möchten es umſtoßen.

Digitized by Google

Gern wäre ich noch einen Tag länger in Ramsgate geblieben, da ich indeß alles für mich Intereſſante geſehen hatte, gab ich den Bitten des Franzoſen nach, deſſen einziger Troſt und Dollmetſcher ich war, und reiſte gegen ſechs Uhr mit ihm nach Dower ab. Ungefähr acht Meilen von Ramsgate berührten wir den erſten der Cinque Ports, nämlich Sandwich, welches aber zu meinem großen Erſtaunen mitten unter wogenden Kornfeldern und grünen Wieſen lag, nirgends konnte ich das Meer erblicken; endlich beſtieg ich einen nahegelegenen Hügel und von da aus erſpähte ich den Spiegel des Waſſers in einer Entfernung von, wie es mir ſchien, zwei oder drei Meilen. Späterhin erfuhr ich von einigen Einwohnern, bei denen ich mich deshalb erkundigte, daß vor mehreren hundert Jahren die Stadt dicht am Ufer des Meeres gelegen habe, und ein guter Hafen geweſen ſei, daß aber trotz aller Vorkehrungen die Küſte verſandet ſei, und das Meer ſoviel Material dort niedergelaſſen habe, daß jetzt die Meeresküſte über zwei Meilen von der Stadtmauer entfernt ſei; das angeſchwemmte Land ſei übrigens gut und fruchtbar, und entſchädige daher einigermaßen. Wir ſetzten noch an demſelben Abend unſere Reiſe über Deal fort, und erreichten gegen eilf Uhr den zweiten Cinqueport-Hafen Dower. Noch ehe wir aus dem Wagen geſtiegen waren, ſahen wir uns von einem Haufen Schiffkapitäne umringt, die theils franzöſiſch, theils engliſch uns anredeten, und ihre Schiffe zur Ueberfahrt nach Calais uns anboten; nur mit Mühe konnten wir uns von ihrer Zudringlichkeit losmachen und unſern Gaſthof, Union, erreichen.

Da ich meine ganze kleine Exkurſion Cinqueport-Reiſe betitelt habe, ſo muß ich doch ein paar Worte über den Urſprung des Wortes Cinqueports ſagen. Man iſt über das Alter deſſelben ſehr uneinig, wahrſcheinlich aber ſtammt es aus der Zeit der Normanniſchen Invaſion in England, unter William dem Eroberer, her. Die fünf beſuchteſten und angeſehenſten Handelshäfen der damaligen Zeit traten in eine Art von Verbindung, gleich den Hanſeeſtädten in Deutſchland, und da ſie dem Könige treu und nützlich waren, geſtattete er ihnen bedeutende Privilegien, die ſie zum Theil noch jetzt genießen, obgleich durch die ſtete Veränderung der Küſte mehrere derſelben ganz unbrauchbar geworden ſind. Zur Unterſcheidung von andern Häfen führen ſie noch jetzt den franzöſiſchen Titel der Cinqueports, und jeder derſelben ſendet noch heutzutage zwei Mitglieder ins Parlement.

Am 6. Sept. Nachdem ich mich früh in der See gebadet und geſtärkt hatte, trat ich mit meinem Franzoſen eine Wanderſchaft nach dem Schloß von Dower an, welches unmittelbar oberhalb der Stadt, auf einem ſteilen Kalkfels liegt. Es iſt alt, war ſehr verfallen und wurde erſt im letzten Kriege, aus Furcht einer Invaſion von Frankreich, wieder hergeſtellt, und mit neuen Gräben, Kaſematten und Batterien verſehen. In der Mitte deſſelben erheben ſich zwei alte runde Thürme, deren einer von Julius Cäſar, der andere von Wilhelm dem Eroberer gebaut ſein ſoll; beide ſind ziemlich verfallen. Auf der einen nach dem Meere gehenden Batterie ſteht eine ungewöhnlich lange Kanone, vierundzwanzig Fuß lang, welche die Stadt Utrecht der Königin Eliſabeth zum Geſchenk machte; ſie heißt Sansegal und ſoll bis in den Hafen von

Digitized by Google

Calais ſchicken, welches aber eine unſinnige Fabel iſt. Der Hafen von Dower bietet als Hafen nicht viel merkwürdiges dar. Der Hafendamm iſt elend, von Holz und Steinen gebaut, der Hafen ſelbſt ſehr ſeicht, und die Einfahrt ſehr ſchwierig. Man war aber mit der Verbeſſerung der Dämme beſchäftigt, wie es ſchien, und legte im inneren Hafenbaſſin ſo eben eine trockene Schiffbaudocke an. Im Hafen lagen faſt nur Paquetboote, die täglich nach Calais hin und her zu gehen pflegen; ich ſah mehrere derſelben ankommen und abgehen, und wünſchte in meinem Herzen, die Zeit möchte doch ſchon da ſein, wo auch ich auf einem ſolchen Schifflein meiner theuern Heimath zuſeegeln könnte. Die franzöſiſche Küſte ſah man bei dem hellen Abend ganz deutlich mit bloßen Augen, und konnte ſogar den Hafen von Calais und den Thurm von Boulogne ohne Mühe unterſcheiden.

Da ich mich hier von meinem Franzoſen trennen mußte, wechſelten wir unſere Namen gegenſeitig aus. Es war der Sohn des geweſenen Senators und Miniſters Röderer, der unter Napoleon eine ſo bedeutende Rolle geſpielt hatte, er ſelbſt Oberſt in der franzöſiſchen Armee geweſen, (und iſt es noch jetzt auf halbem Sold). Er hatte die ganze Siegesbahn der franzöſiſchen Armee mitgemacht, war in Rußland gefangen worden, und hatte ſeit der Zeit nicht wieder gedient. Er war keineswegs Anhänger Napoleons mehr, ſondern beurtheilte die neueren Zeitbegebenheiten gerade ſo, wie ich mir dachte, daß ein ehrliebender Franzoſe urtheilen müßte. Er hatte eine ſehr gute Erziehung erhalten, liebt die Wiſſenſchaften, ehrt die deutſche Literatur. Er ſuchte mich zu überreden, mit ihm nach Frankreich zu gehen, ein paar Wochen auf dem Gute ſeines Vaters in der Normandie, (wo dieſer ganz dem Landbau lebt) zuzubringen, dann mit ihm nach Paris zu gehen, in ſeinem Hauſe daſelbſt ſo lange ich wollte, mit ihm zu leben, und dann nach London zurückzukehren.

Am 7. September reiſte ich an einem herrlichen Morgen der Küſte entlang über Folkſtone nach dem reizend gelegenen kleinen Badeort Sandgate, zehn Meilen von Dower weſtwärts, wo ich den beſten meiner Freunde mit ſeiner Familie zu finden hoffte. Ich fand ihn. Wir wunderten uns wechſelſeitig, welch bräunende Wirkung die Seeluft auf unſere Haut gehabt hatte. Die kleine Familie begrüßte mich gleichfalls wie einen alten Bekannten, und beeiferte ſich mir zu beweiſen, daß ſie meinen Namen quite in the german way ausſprechen konnte. Ich fühlte mich in der Mitte dieſer trefflichen Menſchen ſo glücklich, als ſich ein von ſeiner Heimath Getrennter im Auslande nur fühlen kann und werde die vier folgenden Tage gewiß zu den angenehmſten und genußreichſten meines hieſigen Aufenthalts rechnen.

Sandgate liegt ſehr angenehm unmittelbar am Seeufer, am Fuße einer Kette ziemlich ſteiler Hügel, die aber nicht, wie bei Ramsgate aus kahlen blendendweißen Klippen beſtehen, ſondern mit einem friſchen Grün bedeckt ſind, und ſo das Auge eher erquicken als blenden; Bäume, obgleich nicht viele, Häuſer und Gärten geben dem Ganzen eine liebliche Abwechſelung. Die Spaziergänge in den Umgebungen ſind voll reizender Ausſichten. Noch am Abend machten wir nach dem Eſſen einen ſehr angenehmen Gang nach den auf dem Gipfel der Hügel erbauten

Digitized by Google

Kaſernen, von wo wir die franzöſiſche Küſte und eine unzählige Menge Schiffe auf dem Meere erblickten. Da die engliſche Küſte von hier an bis Haſtings ſehr flach und durch keine ſteilen Ufer vertheidigt iſt, ſo fürchtete man vor einigen Jahren die Landung der Franzoſen am meiſten, und ſuchte dieſe Strecke daher künſtlich zu vertheidigen. Zu dieſem Endzweck erbaute man von Viertelſtunde zu Viertelſtunde einzelne Thürme dicht an der Seeküſte, rund, fünfzig oder ſechszig Fuß hoch, mit einem Graben umgeben, und einem flachen Dach, auf dem ſich eine Kanone des größten Kalibers, ein ſechsunddreißig oder achtundvierzigpfündner, befand, die ſich nach allen Seiten hinrichten läßt. Der untere Theil des Thurmes enthält Kaſematten für etwa fünfzig oder hundert Soldaten, Vorrathskammern u. ſ. w.; ſolcher Thürme, die man Martello Towers nennt, ſtehen zwiſchen Dower und Haſtings mehrere hundert, und geben der Küſte ein ganz eignes Anſehen. Von Zeit zu Zeit ſteht ein bedeutenderes Fort zwiſchen ihnen, im Ganzen aber glaube ich doch, daß dieſe Vertheidigungsanſtalten im Fall einer wirklichen Landung nur von geringem Nutzen geweſen ſein würden.

Mein Freund hatte für den achten September einen Abſtecher nach einem etwa ſechs Meilen entlegenen Orte an der Küſte beſtimmt, wo ſehr lehrreiche Uferbauten zu ſehen ſind, und von wo aus zugleich eine der ſchönſten Ausſichten auf das Innere des Landes iſt. Wir kamen auf halbem Wege durch die uralte Stadt Hythe, gleichfalls einer der Cinqueports, deren Hafen aber ebenfalls jetzt gänzlich verſchwunden iſt und in weiter nichts als in einer ſandigen ſeichten Bucht beſteht. Die auf einem Hügel liegende Kirche iſt ſehr alt; ihre Bauart gänzlich altſächſiſch. In einem unterirdiſchen Gewölbe ſollen die Gebeine von zehntauſend Sachſen liegen, die in einer Schlacht gegen die Urbewohner Englands blieben, und denen zu Ehren die Sieger dieſe Kirche erbauten. Ich hatte jedoch nicht Zeit noch Luſt, die Gebeine dieſer meiner braven Landsleute hier zu beſichtigen. Bei einem einzelnen Hauſe drei Meilen diſſeits Hythe, machten wir Halt; erfreuten uns zuerſt an der wahrhaft reizenden Ausſicht nach der Hügelreihe Kents, auf welcher hie und da manch altes zerfallenes Ritterſchloß zu ſehen iſt, und gingen dann eine große Strecke längs dem Seeufer, wo ich die Uferbauten in Augenſchein nahm. Während meine Freunde Muſcheln ſuchten, machte ich die nöthigen Skizzen des Seeuferdammes, der mir von allen, bis jetzt mir bekannten, verſchieden zu ſein ſcheint, indem er aus einer ſehr zweckmäßigen Anwendung des Faſchienenbaues mit verſtärkten Verbindungen beſteht, welche, wie ich meyne, auch bei reiſſenden Flüſſen mit gutem Erfolg angewendet werden könnte. Hier wenigſtens iſt die Anwendung dieſer Seeufer-Schützungswerke höchſt günſtig ausgefallen; ein Strich Landes von drei bis vier Meilen, welcher zwiſchen dem Seeufer und jener Hügelreihe liegt, wird dadurch gänzlich gegen das Eindringen des Meeres geſchützt, und da das Land vortrefflich iſt, ſo wird jenes Schutzuferwerk mittelſt einer Taxe von einem oder zwei Schillingen auf dem Acker ganz ohne Zuthun der Regierung trefflich unterhalten.

Erſt gegen Abend kehrten wir zurück, und genoſſen ihn ruhig an der Meeresküſte, im Anſchauen der unendlichen Fläche verloren. Die Kinder ſpielten um uns herum, und brachten

Digitized by Google

Muſcheln, die ſie gefunden hatten. Die zum Nacht-Fiſchfang auslaufenden zahlreichen Boote, und die wachſam längs der Küſte hinkreuzenden Douanenſchiffe belebten die Szene auf liebliche Weiſe, während wir am fernen von der untergehenden Sonne vergoldeten Horizonte die größeren nach anderen Weltgegenden hin oder von dort herſeegelnden Schiffe beobachten konnten. Endlich ſank die ſchwarze Nacht auf Land und Meer. Nun gewährten die längs der Küſte an verſchiedenen Orten ſich zeigenden Leuchtzeichen eine andere Art intereſſanten Anblicks.

Am andern Tage beſuchten wir den Hafen von Folkſtone, zwei und eine halbe Meile von Sandgate. Die Stadt iſt gleichfalls uralt. Enge Straßen, kleine altmodiſche Häuſer und holperiges Pflaſter machen auf den Fremden keinen angenehmen Eindruck. Der Hafen iſt klein, der innere Theil ſehr verſandet, der äuſſere nur ganz kleinen Schiffen zugänglich; der Hafendamm aber wegen ſeiner Bauart aus großen ganz unbehauenen länglichen Steinblöcken, welche in einer ſchiefen Direction übereinander gelegt ſind, merkwürdig. Das Meer zeigt hier recht, daß es nur ſeinen eigenen Willen und nicht den der Menſchen befolgt, denn in den Hafen wirft es Sand, und ſetzt Land an, und an der andern Seite der Stadt reißt es ſo heftig das Land weg, daß ſchon eine ganze Straße ein Raub deſſelben geworden, und die Anhöhe, auf welcher die Kirche liegt, ſchon ſo unterwühlt iſt, daß man ihr ein nicht weit entferntes Ende prophezeien kann, ohne gerade ein Seher zu ſein. Als wir im Hafen gingen, bot ein junger Matroſe uns an, ob wir nicht unſer Mittagseſſen zur Abwechſelung in Boulogne einnehmen wollten, denn er mache ſich anheiſchig, bei dem günſtigen Winde uns in drei Stunden dahin zu bringen, und vor einbrechender Nacht wieder zurückzuliefern.

Wir waren jedoch nicht geneigt, ſein Anerbieten anzunehmen, ſondern kehrten nach Sandgate zurück, und traten nach dem Mittagseſſen eine Wanderſchaft nach einem benachbarten hohen Hügel, Cherriton Hill genannt, an. Der Weg dahin war angenehm und ging durch Korn- und Waizenfelder, in welchen tauſend Hände beſchäftigt waren, die reiche Erndte einzubringen. Am Fuße des Hügels lag ein Kirſchenwäldchen, in deſſen Mitte ein Wirthshaus. Man hatte in Folkſtone gerade einen neuen Mayor gewählt, und hunderte luſtiger Menſchen hatten ſich, den Tag zu feiern, hier verſammelt. Ich miſchte mich unter ſie, und ſah den verſchiedenen Nationalſpielen zu, die ſie trieben. Eins darunter gleicht ganz dem alten Diskuswerfen.

Den 10. September verließen wir Sandgate und ſchlugen den Weg über Hythe landeinwärts nach einer der ſchönſten alten Ruinen in Kent, Saltwood Caſtle genannt, ein. Bald hatten wir dieſes Schloß erreicht; wir durchwanderten die verſchiedenen Höfe, Thürme und Gewölbe deſſelben mit jenem Schauer, der uns immer in den Denkmälern der längſtvergangenen Zeit anweht. Das Schloß muß einſt ſehr groß und prächtig geweſen ſein; das zeigen die prachtvollen Thorwege, Thürme, die breiten Graben, großen Kapellen u. ſ. w. Es ſoll ſächſiſchen Urſprungs ſein, und liegt ſchon ſeit mehreren hundert Jahren in Ruinen; alle Mauern waren

Digitized by Google

malerisch mit Epheu bewachsen, und an manchen Theilen zeigten sich noch schöne Ueberreste der verzierten, alten Architectur. Ein Thurm dient noch einem Pächter zur Wohnung.

Wir besahen folgenden Tages noch das Fort von Sandgate, welches sehr klein ist. Es besteht aus einer sehr dicken runden Mauer, und starken unterirdischen Gewölben. In der Mitte erhebt sich ein etwa dreißig Fuß hoher Thurm, der wie ein Martello Thurm gebaut ist. Das Ganze hat ungefähr zehn Kanonen. Der Grund dazu wurde von Heinrich VIII. gelegt, der mehrere solcher runder Kastelle längs dem Ufer erbaute, die man in jener Zeit spottweise plumcakecastles (Pflaumentorten-Schlösser) nannte.

Ich verließ am zwölften Sandgate und meine Freunde, und erreichte Newromney, den vierten Hafen der Cinqueports gegen Mittag. Der Weg dahin geht immer längs der Küste, welche hier sehr flach und unbedeutend ist. Um Romney selbst ist eine große Strecke dem Meere abgewonnenes Land, Romney-Marsh genannt, welche ebenfalls durch Seeufer-Bauwerke geschützt wird. Ich hatte wenig Zeit, diese zu besichtigen, auch wichen sie in keiner Hinsicht von den vorher bei Dimehurch und Hythe beobachteten ab. Die Kirche zu Neuromney ist sehr alt, und nächst der Kathedrale zu Canterbury gilt sie für die älteste christliche Kirche in England. Die Bauart ist ganz sächsisch; der Thurm sehr dick, nicht sonderlich hoch und wegen seiner Bauart sehr merkwürdig.

Wir fuhren längs der Küste dem Vorgebirge Dungeneff vorbei, auf welchem ein weitgesehener Leuchtthurm steht, der alten Stadt Rye zu, welche auf einer bedeutenden Anhöhe liegt, an welche einst das Meer anspielte. Jetzt hat sich aber so viel Land hier angesetzt, daß das Meeresufer über eine Meile entfernt ist; ein schiffbarer Arm desselben erstreckt sich jedoch noch bis in die Nähe der Stadt. Ich besichtigte in aller Eile die Kirche von sächsischer Bauart. Sie ist sehr schön und wohlerhalten. Der Thurm hat ein sehr großes altes Zifferblatt mit dem Motto: Tempus fugit. Nicht weit von Rye kamen wir durch Winchelsea, welches einst ein großes angesehenes und altes Kloster war, dessen Prälaten für die reichsten in England galten. Unter Heinrich VIII. ward es jedoch aufgehoben, und der letzte Abt desselben enthauptet; darauf gerieth es bald in Verfall, und jetzt sind nur noch einzelne, aber unbeschreiblich malerische Ueberreste davon vorhanden. Ich stehe nicht einen Augenblick an zu behaupten, daß dies die schönsten und würdigsten Ueberbleibsel klösterlicher Alterthümer sind, die ich jemals gesehen habe; sie liegen auf einem Hügel am Meere, und müssen von da gesehen, sich überaus reizend machen.

Von hier aus ging unser Weg durch eine etwas bergige aber überaus bebaute und blühende Gegend, die unzählige überraschende Anblicke gewährte; bis wir gegen fünf Uhr Hastings, den fünften der Cinqports erreichten. Die Lage des Ortes ist schön, unmittelbar am Meeresstrand, überschattet von hohen und sehr steilen Felsen, deren Gipfel durch die schöne alte Ruine eines Schlosses geziert ist. Rechts wird das Ufer weniger steil, und bietet liebliche Lustgänge dar, deren schönster zu einem romantisch gelegenen Fels, Lovers-Seat genannt, führt.

Digitized by Google

Haſtings iſt einer der fashionable wateringplaces, d. h. ein Badeort, der nur von vornehmen und adeligen Leuten beſucht wird. Er war in dem Augenblicke ſo angefüllt von Gäſten, daß es ſchwer hielt, ein Bett zu bekommen. Es gibt hier gar keinen Hafen, ſondern nur eine günſtige und geſchätzte Rhede, auf welcher ſo eben mehrere größere Schiffe vor Anker lagen. Die Gegend um Haſtings halte ich für die ſchönſte, welche ich längs der ganzen Küſte geſehen habe.

Ich wäre gerne noch einen Tag in Haſtings geblieben, der ſchönen Gegend zu genießen; allein da nur wenige Poſtkutſchen längs der Küſte gehen, ſo mußte ich mich entſchließen, entweder dieſen Morgen oder erſt in drei Tagen abzureiſen. Um ſieben Uhr ſaß ich ſchon im Wagen und auf den Weg nach Brighton. Unſer Weg längs der Küſte war ziemlich einförmig und unbedeutend bis Laſtbourne, einem Badeort, der aus großen zerſtreut umherliegenden Häuſern beſteht, welche von vornehmen Familien, die an der See leben wollen, ohne viel Geſellſchaft zu ſehen, gemiethet werden. Nur am Meeresſtrand ſtehen einige Häuſer beiſammen, als z. B. eine Leihbibliothek, eine Badehaus und kleines Theater. Ich kam bei einbrechender Nacht in Brighton (abgekürzt für Brighthelmſtone) an. Dieſe Stadt war noch vor zwanzig Jahren ein ſehr unbedeutendes Fiſcherörtchen, welches ſich größtentheils vom Contrebande-Schmuggeln nährte. Der Umſtand, daß es der nächſte Punkt von London an der Meeresküſte iſt, bewog den jungen Prinzen von Wales, es zu ſeinem Lieblings-Sommeraufenthalt zu machen. Dies zog natürlich von Jahr zu Jahr größere Haufen adelicher und vornehmer Geſellſchaft her, und jetzt gleicht es ſchon einer großen Stadt, einer urbs in rure. Jährlich entſtehen neue Straßen, neue Plätze und die Volkszahl nimmt von tauſenden zu tauſenden zu. Ich war erſtaunt, als ich mich nach dem Abendeſſen in den Straßen etwas erging, ein beinahe eben ſo ſtarkes Gedränge, als in den Londoner Straßen zu finden; nur daß man dort unter zehn geputzten Menſchen fünf oder ſechs ſchwarzen Kohlenträgern, Bettlern oder Taugenichtſen begegnet, ſah man hier lauter wohlgekleidete Menſchen von einem gentlemanly appearence, die nicht Geſchäften nachrannten, oder gewinnſüchtigen Abſichten dienten, ſondern deren einziges Beſtreben, das ſich in allen ihren Bewegungen ausdrückte, war, ihre Zeit auf die mindeſt langweilige Art zu tödten. Ich ging noch in eine der Leihbibliotheken, allein das Gedränge und die daraus entſtehende Hitze war ſo groß, daß ich es nur wenige Augenblicke aushalten konnte. Hier hörte ich jedoch, daß Abends Aſſemblee wäre, und daß man, o Wunder! ſogar in Stiefeln dahin gehen könne. Ich verfügte mich in die Assembly Rooms. Es waren drei Säle auf das eleganteſte meublirt und erleuchtet; an dem einen Ende ein etwas erhabenes Orcheſter, in welchem erträgliche Muſikanten ſpielten, und zuweilen eine ſchlechte Sängerin ſang. Das ganze Vergnügen der Geſellſchaft, die aus kleinen Partheien von zwei oder drei Damen, begleitet von einem oder einigen Herren, vermiſcht mit einem Haufen lorgnetirender Stutzer und einzelner Maulaffen, zuſammengeſetzt war, beſtand nun darin, auf und ab zu gehen, einander anzuſehen, Bemerkungen zu machen, und die ſchlechten Muſikanten zu verfluchen. Anfangs ſtapelte ich ein Stündchen unter dem Gedränge herum, hoffend vielleicht ein bekanntes Geſicht zu erſpähen, oder mein

Digitized by Google

Auge doch wenigstens an schönen Formen zu weiden; allein in beiden war ich gleich unglücklich, nichts als fremde Gesichter stierten mich an, und den geputzten Zieräffchen mit ihren Elephantenfüßchen war gar nichts schönes abzujagen, so daß ich — zu meiner ewigen Schande sei's gestanden, allein die Seeluft hatte die meiste Schuld daran — am Ende in einem Eckchen einschlief. Zum Glücke waren Alle zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie mein Versündigen bemerkt hätten, und um nicht zum zweitenmal in denselben Fehler zu fallen, macht' ich mich schnell in den Gasthof, wo ich doch unbemerkt dem mohnbekränzten Gotte huldigen konnte.

Den 14. September. Es war ein Sonntag; Alles wie gewöhnlich öde und stille; denn hier suchen die Menschen dadurch, daß sie sich mit langer Weile kasteyen, ihrem allgütigen Vater zu dienen. Die zwei Hauptpromenaden von Brighton sind, die Steine, ein großer oblonger mit ziemlich viel Häusern umgebener Rasenplatz, dessen Südseite eine schöne freie Aussicht auf das Meer hat; daran gränzt die Marineparade, eine lange Reihe schöner Häuser auf den Klippen am Ufer. Auf der einen Seite der Steine ist des Prinzen Regenten abgeschmackter chinesischer Pavillon, der mit seinem geschnäbelten Dache, barocken Fenstern und pimpelnden Glöckchen eher einem Narrenhause, als Fürstenpallast ähnlich sieht; inwendig sollen gar an allen Ecken Pagoden und kopfnickende chinesische Mißgeburten stehen. Man sagte mir, als ich anfragte, ich könne ihn nicht sehen, und im Herzen lag mir auch nichts daran. Es wäre mir allenfalls lieb gewesen, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie weit menschliche Geschmacklosigkeit gehen könne.

Am 15. September bestieg ich am Morgen, nach dem Baade, ein gutes Miethpferd, und ritt nach dem acht Meilen landeinwärts entlegenen Teufelsdamm (Devils dyke), von wo aus man die schönste Aussicht in der ganzen Grafschaft Sussex haben soll. In einer Stunde ungefähr hatte ich ihn erreicht. Dieser sogenannte Teufelsdamm besteht aus einem landzungenartig aus einer Reihe aneinanderhängender Hügel hervorspringendem Bergrücken, der auf beiden Seiten ganz eben und steil, etwa wie ein von Menschenhänden gemachter Damm, abgedacht ist, und mit einem kurzen Heidekraut ohne alle Bäume bewachsen ist. Oben hat er eine ebene schöne Fläche, auf der man herum reiten und fahren kann, und von wo aus man eine sehr ausgebreitete und höchst liebliche Aussicht auf eine sehr große Strecke sanfthügeligen und gartenartig bebauten Landes hat. Der Himmel war sehr rein und blau. Ich weidete mich lange am Umherschauen; als ich aber mein Pferd wandte, und nun hinter mir die unendliche Fläche des Meeres, die sich azurblau bis an den äussersten Horizont ausdehnte, von vollsegelnden Schiffen durchkreuzt und geschäftigen Fischern belebt, vor mir liegen sah, da ward ich durchdrungen von der Erhabenheit des Anblicks und der Neuheit der Verbindung einer so ausgedehnten Land- und See-Aussicht. Ich kam spät nach dem Badeort Brighton zurück. Ich eilte dem Meeresufer zu, und genoß mit vollen Zügen und dankbarem Herzen das Ruhig-Erhaben-Schöne eines Sonnenuntergangs im Meere; der Discus der Sonne war ungemein groß, größer als ich mich je ihn gesehen zu haben erinnere, die Farbe das mildeste reinste Rosenroth; als sie am Horizont gerade das Wasser zu berühren schien, und das Ebenbild im Wasser im vollen Glanz neben der wirklichen Sonne,

Digitized by Google

als eine Schweſterſonne daſtand, und als dieſe zwei Sonnen ſich nach und nach in Eine verſchmolzen und dieſe endlich majeſtätiſch in die unendliche Fluth hinſank, da war meine Seele erfüllt, ich weiß nicht ob ich ſagen ſoll mit Gefühlen oder mit Gebeten; ich fühlte mich dem Weltgeiſt verwandt und nahe, warf noch einen dankbaren Blick nach der dunkel umwölkten Gegend des Untergangs, und ſah dieſen Augenblick für das Ende meiner ſchönen und in jeder Hinſicht glücklichen Reiſe nach den Cinqueports an. Schon glänzte das krumme Horn Selenens über der ruhigen Fläche und lächelte Friede in meine bewegte Seele.

Am andern Morgen, den 16. September, wuſch ich noch einmal meine Bruſt im freien Ozean ab, und eilte heiter auf der ſchnellſten Poſtkutſche dem ungeheuern London zu. In ſechs Stunden — credite posteri — legten wir mit ſechsmal gewechſelten Pferden vierundfünfzig engliſche oder eilf deutſche Meilen zurück. Die Gegend war ſehr mannigfach und bot viele liebliche Anſichten dar; aber wir konnten die Schönheiten nicht genießen. Denn Alles ging mit der Schnelligkeit der Bilder in einem Schattenſpiele vor uns vorüber. Ich hatte einen recht geſprächigen, und wie es ſchien, geſchickten Mechaniker zur Seite, und beſchäftigte mich mit ihm. Auf unſerer Kutſche ſaßen vierzehn erwachſene Perſonen von auſſen, ſechs in derſelben, auſſerdem noch ein Berg von Koffern und Mantelſäcken, und der Kutſcher. Vier Fünftheil der Laſt lagen auf der Decke der Kutſche, in einer Entfernung von wenigſtens ſechs Schuh vom Boden. Die ganze Laſt der Kutſche mochte mäßigſt berechnet fünfundfünfzig Zentner ſein. Dieſe wurde von vier Zuchtpferden gezogen, neun und dreiviertel engliſche Meilen in jeder Stunde. Mein Gefährte hatte eine ſchöne Menge von Unglücksfällen, die bei dieſem Reiſen von Zeit zu Zeit vorgefallen waren, in ſeinem Gedächtniß geſammelt, und gab uns einen nach dem andern zum Beſten, und kommentirte ſehr lehrreich über die beſte Art, ſich bei jedem vorkommenden Falle zu retten. Dieſe lehrreiche Vorleſung hatte zur Folge, daß einige junge Frauenzimmer bei jeder Wendung der Kutſche blaß wurden, ihre Nachbaren krampfhaft anpakten, und wohl gar Töne des Entſetzens von ſich gaben. Der Herr Profeſſor begnügte ſich jedoch diesmal, die Theorie der Umwälzungen oder Umſtürzungen mit einem Noth- und Hilfsbüchlein der probateſten Gegenmittel gegeben zu haben, und verſparte die praktiſche Anwendung der einzelnen Theoremata, Deo annuente, auf eine andere Vorleſung, d. h. wir rannten glücklich vor dem Gaſthof in London an.

Digitized by Google

Hiſtoriſch-topographiſche Kontraſte, den Gartenſaal und die Brühlſche Terraſſe in Dresden betreffend.

Reiſende, welche die erſten Hauptſtädte Europens geſehen haben, verſichern einſtimmig, daß ein Garten, wie der Brühlſche in Dresden, ſo hoch terraſſirt über den majeſtatiſchen Elbſtrom, mit ſolchen Ausſichten auf die ſchönſten Umgebungen der Stadt, mit einem ſolchen über tauſend Schritte langen Eiſengeländer, nirgends ſeines gleichen finden werde.

Seine erſte Anlage erhielt er freilich zu einer Zeit, wo der franzöſiſche Scheer-Geſchmack noch den Zwang hatte, über die geſammte europäiſche Gartenkunſt. Indeß war und blieb er auch in dieſem veralteten Style ehrwürdig und ſchön, und würde, obſchon ſeine ehmaligen Herrlichkeiten allmälig unſicht- oder unſcheinbar wurden, die grünen Hecken und Wände eingingen, Baſſins und Treppen verfielen, Gelände zerbrachen und nur die ſchattenden Alleen mit jedem Jahre mehr ihre erhabene Beſtimmung erfüllten, gewiß immer geblieben ſein, was er in der neueſten Zeit wieder geworden iſt, — ein Liebling der Heimiſchen wie der Fremden — wenn er zugänglicher geweſen wäre. Denn nur auf zwei Punkten konnte man ehedem dorthin gelangen. Der eine führte durch den Zeughof und war alſo den meiſten Spaziergängern zu entfernt; der andere über die ſogenannte Appareille war zwar näher, aber höchſt unangenehm und nicht ſelten ſogar verſchloſſen.

Man mußte nämlich erſt die Ausdünſtung der Stockfiſchbuden einathmen, auch einen unſaubern Winkel um den andern überſehen, ehe man an eine kleine Thüre gelangte, hinter welcher eine Wache das Amt der Schlüſſel im Garten-Katechismus verwaltete, und nach Belieben den Eingang erlaubte oder verwehrte.

Unter ſolchen Umſtänden war es denn freilich kein Wunder, wenn der herrliche Garten von aller Welt wie vergeſſen und verſäumt war, wenn er in der Regel nur die friſch aufblühende, Alles zernagende, umwühlende, verunſaubernde Nach- d. h. Kinderwelt dort einen Tummelplatz ſuchte; wenn nur der Verliebte, der Denker, der Unglückliche ein friedliches Aſyl dort fand, und höchſtens der Jude im Feierkleide einen Theil ſeines Sabbaths dort promenirend verlebte. Ein neues, regſames Leben erhielt auf einmal der Garten, als Kaiſer Alexander, vor der Lützner Schlacht einſprach, den Brühlſchen Pallaſt bewohnte, deſſen Gartenterraſſe zu ſeinem Lieblings-Spaziergange wählte, ein Gartenhaus dort zu ſeinem Gebrauch einrichten und den ehemaligen Ausſtellungsſaal der Kunſt in eine ruſſiſche Kapelle verwandeln ließ.

In Alexanders Garten-Fußtapfen trat nachher ſein Generalgouverneur in Sachſen, Fürſt Repnin. Dieſer ließ den Zugang zum Garten von der Brücke her, erſt durch eine kleine hölzerne Treppe, der ruſſiſchen Kapelle wegen, erleichtern, dann durch eine große, dreiundzwanzig Ellen breite ſteinerne Freitreppe förmlich eröffnen.

Eine ſolche war übrigens keine neue, ſondern nur eine ergriffene, vorgefundene Idee; denn auch unſer verehrter König hatte vor langer Zeit ſchon, den Werth des Gartens

Digitized by Google

nicht verkennend, Zeichnungen von Treppen zu deſſen Eröffnung von der Brückenſeite her ſich vorlegen laſſen, die Ausführung aber nur aus den triftigſten ökonomiſchen Rückſichten immer verſchoben.

Uebrigens erhielt der Garten unter dem fremden Gouvernement nicht blos einen erleichterten und verſchönerten Zugang, ſondern auch eine veränderte Geſtalt. Alle Spuren der franzöſiſchen Gartenſcheere wurden nämlich durch Wegräumen hoher Buchenwände und Hecken vertilgt, ein ungeheueres Baſſin, dem aber ſeit langen Zeiten ſchon die nöthigen hydrauliſchen Vorrichtungen fehlten, in eine mit ausländiſchen Sträuchern und Gewächſen beſetzte Wieſenrundung verwändelt und auf den Trümmern eines ehmaligen Pavillons, die Jungfrau genannt*), ein tempelartiges, dem öffentlichen Vergnügen beſtimmtes Gebäude, durch den Hofbaumeiſter Thormeier aufgeführt.

Nächſtdem begrenzen, theils zieren den Brühlſchen Garten die Zimmer der jährlichen Kunſtausſtellung, die Säle und Zimmer der Akademie der Künſte im ehmaligen Brühlſchen Bibliothek-Lokale, ein neunzehn hohe Bogenfenſter langer Gemäldeſaal, welcher als eine Art von Filial der großen königlichen Gemäldegallerie zu betrachten iſt, die königliche Glocken- und Geſchützgießerei, das ehemalige Brühlſche Theater, welches jetzt als öffentlicher Ort benutzt wird, das Zeughaus, das Gärtner- und Treibhaus, welches jetzt zum Theil zur Wohnung des Direktors der militäriſch-mediziniſch-chirurgiſchen Akademie eingerichtet iſt, und endlich ein freiſtehendes ehedem prachtvoll eingerichtetes Luſtgebäude, in welchem ſeit einem halben Jahre die Kunſt- und Naturalienſammlung des Buchhändlers Hilſcher zu ſehen iſt.

Unter allen dieſen Gebäuden aber iſt keines imponirender, bietet keines intereſſantere hiſtoriſche Kontraſte dar, als der oben genannte, aus neunzehn Arkaden beſtehende Gemäldeſaal, welcher dem Garten von der Brücke her ein herrliches Anſehen gibt. Urſprünglich diente dieſer ungeheuere Saal zu Feſten, welche Brühl ſeinem Könige gab und zwar mit einem Glanz und Prunk, wie damals nur ein Brühl ſie geben konnte. Gewöhnlich endeten dieſe Feſte mit Elbfeuerwerken.**)

---

*) So genannt von der ehemaligen Jungfrau-Baſtei, welche Kurfürſt Chriſtian I. 1589 hier anlegte. Die Koſten betrugen gegen 100,000 Gulden, weil der Roſt dazu in der Elbe gelegt werden mußte. Auf dieſer Baſtei baute nachher Joh. Georg I. ein koſtbares Luſthaus, welches aber 1747 mit dem darunter befindlichen Artillerie Laboratorium in die Luft flog. Zwar ſtellte es der Miniſter Brühl weit ſchöner wieder her; Friederich II. aber ließ es im ſiebenjährigen Kriege niederſchießen. Und ſo lag es dann in Ruinen gelegen, bis ihm das ruſſiſche Generalgouvernement Sachſens ſeine letzte Geſtalt gab. Von jenen Ruinen, welche ſtets unter dem Namen der Jungfrau bekannt waren, erzählte man ſich von jeher die ſchauerlichſten Dinge. Es ſollte nämlich dort ein heimliches Gericht geweſen ſein, und als deſſen exekutoriſche Gewalt, mitten in einem unterirdiſchen Gewölbe, eine Maſchiene, in Geſtalt einer Jungfrau, geſtanden haben, welche in jeder Hand ein Schwert hielt und damit dem Eintretenden in einer ſcheerenartigen Umarmung den Kopf abſchnitt, der dann durch eine Fallthüre gerade in die Elbe fiel. — Intereſſant genug klingt die Sage; für Begründung derſelben aber haben ſich bisher auch nicht die entfernteſten hiſtoriſchen Spuren auffinden laſſen.

**) Bei einem derſelben verunglückten einſt nach dem Bericht eines Augenzeugen zwei Baugefangene auf die jammervollſte Art. Vier Delphine ſollten nämlich Feuer ſpeien. In jeden derſelben mußten, um das

Digitized by Google

Mit dem Tode des Miniſters Brühl verödete der Garten, alſo auch der Prunkſaal, welcher nun ganz wüſte und leer blieb, bis vor etwa dreißig Jahren ein Theil der großen Bildergallerie in demſelben aufbewahrt ward; meiſt Kopieen, oder Stücke von Düs minorum gentium am Himmel der Kunſt oder ſolche, welche mehr hiſtoriſches und Familienintereſſe als allgemeines Kunſtintereſſe hatten. Zu den vorzüglichſten unter jenen Gemälden gehörten die Anſichten Dresdens von Canaletto Vater und Sohn.

Durch dieſe Filial-Gemäldegallerie aber erhielt der Saal, gleich einem Kloſter, ſtrenge Klauſur. Denn ein alter Aufwärter, den die Muſen wohl eher für einen Cerberus, als für einen Küſter ihres Tempels angeſehen haben würden, öffnete ihn nur auf das ſilberne Verlangen von Kunſtfreunden, und man mußte einen Stein bei ihm im Brete haben, oder ihn auf beſonders guter Laune finden, wenn er einen mit hineinſchlüpfen oder auch nur gucken laſſen ſollte. Von auſſen aber war von allen den herrlichen Werken, obgleich die Fenſter bis auf den Boden faſt reichen, nichts zu ſehen, denn letztere blieben ewig mit Bildern verſetzt, die einem den Rücken zukehrten.

In dem welthiſtoriſch denkwürdigen Jahre 1813 erhielt endlich der Saal, welcher binnen einem halben Jahrhunderte ſeit ſeiner Erbauung nur eine zweifache Beſtimmung gehabt hatte, erſt dem Luxus, dann der Kunſt zu dienen, auf einmal ſo ſonderbare und ſo ſchnell wechſelnde Beſtimmungen, daß es faſt Schade wäre, ſie der hiſtoriſchen Vergeſſenheit zu überlaſſen. Wo nämlich ſonſt ein glänzender Hof glänzende Feſte genoſſen, ſpäterhin die Muſe der Kunſt hunderte ihrer Lieblinge um ſich her verſammelt hatte, wurden jetzt Rekruten eingeſperrt, welche nach der Lützner Schlacht auf Napoleons Wink vom väterlichen Heerde hierher berufen worden

---

Feuer aus dem Rachen der Maſchiene zu werfen, zwei Baugefangene kriechen, und zwar aus der Klaſſe derjenigen, welche eigentlich den Tod verdienet hatten. Der eine ſollte im Hintertheile des Delphins darüber wachen, daß der Vorrath von Feuerwerksmaterialien, welche er dem andern im Rachen ſitzenden Kameraden zum Anbrennen und Auswerfen zulangte, nicht zu zeitig in Brand gerieth, welches natürlich den Brand der ganzen Maſchiene, wie den Tod ihrer Bewohner zur Folge haben mußte. Der Preis der überſtandenen Gefahr war in der Regel die Freiheit, nebſt einem kleinen Gratial, weshalb es auch nie an Baugefangenen fehlte, welche zu dieſem feurigen Amte nicht nur gern ſich brauchen ließen, ſondern ſogar ſich drängten. Um die feuerſpeienden Delphine her ſchwammen zwar allemal Kähne, im Fall eines Unglücks Hilfe zu leiſten, welches aber, wenn einmal die Maſchiene in Brand gerieth, nur ſelten glückte. Dies war denn auch der Fall bei dem bemerkten Feſte, wobei einer der Delphine durch die unbegreifliche Nachläſſigkeit eines darin arbeitenden Gefangenen in Feuer aufging. Der Menſch hatte nämlich, ehe er ſein gefährliches Amt antrat, Tabak geraucht, früher kommandirt als er vermuthete, die Pfeife in Eil nachläſſig ausgeklopft und dann eingeſteckt. Es war aber glimmende Aſche darin geblieben, welche die nahen Feuerwerksſachen ergriff und ſo den Delphin in Brand ſteckte, ehe das eigentliche Feuerwerk anging. Beide darin befindliche Baugefangene mußten jämmerlich verbrennen, obſchon die Fiſcher das Aeuſſerſte thaten, ſie zu retten. Einer der letzten erklimmte ſogar den Rücken des Delphins, hieb mit einem Beile ein Loch und füllte nun Waſſer in den brennenden Bauch. Allein vergebens. Der Delphin brannte zuſammen bis auf wenige Trümmer und die Baugefangenen fand man halb gebraten und einander feſt umklammernd, an der Oeffnung des Rachens, welcher das Unglücksfeuer geſpieen hatte.

Digitized by Google

waren, und zwar mit einer Schnelligkeit, die an Zauberei grenzte. Nur die untern, mit den Händen erreichbaren Bilder des Saales wurden damals weggenommen, die unerreichbaren blieben hängen, und gaben als alte Zeugen der neuesten Zeit nicht selten die sonderbarsten Kontraste.

Eine in Eile gezogene Bretterwand theilte den Prunksaal in zwei, rücksichtlich des Raums wie der Bestimmung, sehr ungleiche Theile — man könnte sagen: in Fegfeuer und Hölle. In ersterem saßen an einer langen Tafel die Rekrutirungs-Kommissarien, vor deren Richterstuhl Alle erscheinen mußten, die da vom Schicksal berufen waren, den Adlern aus Weßen gegen den im Norden zu folgen. Verdrüßlich oder schüchtern traten die Meisten ein, ängstlich nahten sie der Tafel der Kommissarien und zitternd stellten sie sich endlich unter das Wohl und Wehe entscheidende Rekrutenmaas, gegenüber dem größten Familienbilde der ganzen Gallerie, auf welchem die sämmtlichen Glieder des Regentenhauses aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gleichsam Zeugen abgaben, von der hohen militärischen Bestimmung der vaterländischen Jugend im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

Hatte übrigens das Soldatenmaas den darunter Berufenen für annehmbar erkannt, und stand sonst kein Hinderniß entgegen, so ward er nun zum Auserwählten, nur mit dem Unterschiede, daß er aus dem Fegfeuer nicht in den Himmel sondern in die Hölle, d. h. in den größern Theil des Saales kam, wo die (bereits zur Flinte) Verurtheilten ihn bald mit erzwungenem Jubelgeschrei und Hohngelächter bald mit stummen verbissenem Schmerz empfingen, worin sich das solamen miseris, socios habere malorum mit fürchterlicher Deutlichkeit ausdrückte.

Uebrigens gab es auch hier, wenn man eingedenk war der Brühlschen Vorzeit und betrachtete die Kunstwerke an den Wänden, die schneidendsten Kontraste.

Mitten durch diese Rekrutenhölle nämlich liefen ganze Reihen ungehobelter Tische und Bänke, und rings an den Wänden gab es Strohlager, wie in Gasthöfen, wo nur Fuhrleute und polnische Juden einkehren. Hier stand im Winkel, vor einem herrlichen Canaletto, ein Rekrut einsam und seufzend über sein Schicksal, — dort wurden in Gegenwart einer mater dolorosa Zwie- und Dreigespräche gehalten, bei welchen man nur das Minenspiel der Theilnehmer beobachten durfte, um den Verzweiflungs-Inhalt derselben sogleich zu errathen, — hier verschnarchte der Eine sein Elend unter einem Götter-Bankett, indeß der Andere es veraß und vertrank unter einem Johannes in der Wüste, — hier zog der städtische Rekrut vor dem bäuerischen, dort der bäuerische vor dem städtischen scheu sich zurück, — hier ward im Stillen geseufzt und gejammert, dort getobt und geflucht, — hier waren es Mädchen oder Freunde, dort Geschwister und Aeltern, welche der exotischen Pflanze auf dem Felde der Ehre, durch Wehklagen und Abschiednehmen, Gedeihen und Wachsthum raubten. Leichtsinn und Scherz sprachen in der bunten Versammlung nur ein, wie Sonnenblicke an Gewittertagen; da war Keiner, der gern in die Reihen der Krieger trat, auch nicht Einer. Fast schien es, als habe Jeder im Geiste schon den großen Leichenweg an der Moskwa bis zur Saale gesehen, und sei

Digitized by Google

zurückgeschaudert vor dem Gedanken, ihn vielleicht weiter bis zur Seine bezeichnen zu müssen. Nachdem binnen wenig Tagen die in Eil zusammengewürfelten Rekruten den kummer- und und verdrußschwangern Prunksaal verlassen hatten, ward dieser verschlossen, bald aber wieder geöffnet, um eine Legion Schneider aufzunehmen, welche der französische Kommandant von Dresden nach der Bautzner Schlacht requirirte, Montirungen zu verfertigen. Da gab es denn wieder ganz eigene Szenen; hier thürmten sich Ballen von Tuch und Fries, Leder und Zeug bis an die herrlichen Gemälde, dort hiengen an den Stellen der Kronleuchter kolossale Wagen, — hier ward an ungeheueren Tafeln zugeschnitten, dort das Zugeschnittene vertheilt, — hier zugestochen und ausgezogen, daß hundert Schneider schnoben und Tuch und Zeuge stoben, dort von barscheren Kommissarien oder noch barscheren Soldaten zur Arbeit getrieben, und alle die hohen Bogenfenster waren erfüllt mit Zuschauern aller Klassen, welche zwar in ihrem Leben Schneider genug, doch nie auch nur einen einzigen arbeitend in diesem Prunksaale gesehen hatten.

Neue Kontraste eröffneten sich für letztern nach der Schlacht bei Dresden. Mehrere hundert russische und österreichische Gefangene, meist polnischer Abkunft, welche vom hülflosesten Zustande genöthigt, dem französischen Adler huldigten, wurden hier eingekleidet, wobei es dann Szenen gab, welche bald die Thränensäckchen, bald das Zwergfell in Anspruch nahmen.

Gerade vor dem größten Bilde der ganzen Gallerie, auf welchem Augusts I. versammelter Hof im äussersten Prunk erscheint, stand zum Theil halbnackend, immer eine Jammergestalt hinter und neben der andern, abwerfend die letzten Marsch- und Schlachtlumpen und die Arme streckend nach einer Montur, die sie vor wenig Tagen noch bebauen und beschossen hatten. Andere sichteten die ausgezogenen Soldatenrock-Fragmente, thürmten die brauchbaren zu Bergen gerade vor den Bildern von dem sogenannten großen Campement 1730, welche dadurch einen komisch-martialischen Vorgrund erhielten, oder öffneten die hohen Arkaden, um über das Eisengeländer hinab in die Elbe Monturen zu werfen, welche man keinem Bettler, geschweige dann einem Soldatenwesen je wieder anzuziehen zumuthen konnte. Auf der Terrasse aber vor dem Prunksaale, wo sonst die höchsten und hohen Herrschaften nach großen Mahlzeiten Verdauungsluft schöpften oder Feuerwerke abbrennen sahen, wandelten jetzt militärische Figuren, welche theils mißmuthig, theils freudig, theils gleichgiltig des Augenblicks harrten, wo ein französischer Kriegskommissär auch sie zur militärischen Maskerade in den Saal zitiren würde.

Die Maskirten aber — denn so mochte man wohl mit Recht fast Alle nennen, welche der Magen mehr als das Herz hieher gezaubert hatte — die Maskirten durften, aus den triftigsten Gründen nicht wieder in den Saal; denn was sie abgelegt hatten, war nicht etwa blos caput mortuum. Heerdenweise wurden sie endlich von dem Garten getrieben und erhielten nun Quartiere in denselben Häusern, welche sie einige Tage vorher mit Sturm und Plünderung bedroht hatten. Nach dieser Maskerade blieb der Saal geraume Zeit ein Magazin von französischen Uniformen, Tschakos, Sätteln, Pferdedecken, Riemen u. s. w., verwandelte sich aber nach der

Digitized by Google

Uebergabe Dresdens, im November 1813, in ein Arſenal, wo jene tauſende von Flinten aufbewahrt wurden, welche die Franzoſen ſechs Tage hintereinander kolonnenweiſe vor Dresdens Barrieren geſtreckt hatten.

Die Ausrüſtung der ſächſiſchen Landwehr und des Banners leerte nun allmälig den Saal wieder, bis ihm nach Verlegung des ruſſiſchen Generalgouvernements von Leipzig nach Dresden, Fürſt Repnin ſeine urſprüngliche Prunkbeſtimmung wieder gab.

Da ward aus Kronleuchtern und Spiegeln, Orangenbäumen und Teppichen, antiquen und modernen Tapeten, Schaugerüſten und koſtbaren Meubles ein Tanz- und Speiſeſaal geſchaffen, der einem, beſonders wenn man ſich der Rekruten-, der Schneider-, der militäriſchen Maskirungs- und Arſenal-Szenen erinnerte, wie ein Feenſchloß vorkam. Die Kontraſte des Geſchmacks aus alter und neuer Zeit, welche in der Eile der Umſchaffung des Saals freilich nicht vermieden werden konnten, aber auch ſehr natürlich den beabſichtigten Prunk-Eindruck für Kenneraugen wenigſtens verminderten, beſänftigte wieder die herrliche Gemäldegallerie, welche Zeugen all der geſchilderten Saalſzenen geblieben war, und nun deſto lebhafter das Auge ergötzte, den Sinn fürs Schöne erquickte, und den Geiſt zurückführte bald in die nähere Vorzeit der kunſtliebenden Auguſte, bald in die entferntere des Mittelalters, bald in die fernſte der Griechen und Römer, des alten und neuen Teſtaments, bald in die dunkele der Götter und Heroen, bald in die Nebelwelt der ſchaffenden und aus allen vorgedachten Welten ſchöpfenden Phantaſie des Künſtlers. Nach dem Abgange des ruſſiſchen Gouvernements ward der Saal geſchloſſen. Seit der Rückkehr unſers verehrten Königs aber hat er ganz die herrliche Beſtimmung wieder erhalten, welche ihm vor etwa dreißig Jahren gegeben ward, nämlich die eines Filials der großen Gemälde-Gallerie.

Mannigfaltiges.

Aus Aſien.

Die unbekannte Inſelgruppe im japaniſchen Meere Bo-nin-ſima. — Erſte Spuren ihres Daſeins. — Beſchreibung der Bo-nin-ſima.

Das große und fruchtbare Reich Japan macht ſich uns Europäern immer noch, wir wiſſen kaum, ob mit Recht oder Unrecht, zum wahren Staatsgeheimniß. Aber nicht nur das Innere iſt uns unbekannt, ſondern ſogar auch noch ein großer Theil der Umgebungen des Landes. Auf vielen unſerer Charten von aſiatiſchen Ländern fehlt noch eine ganze Gruppe von Inſeln in der Nähe Japans; auf der andern ſind ſie blos angedeutet, ohne Namen. Die Japaner nennen ſie Bo-nin-ſima, unbewohnte Inſeln, ob ſie gleich heutiges Tages bevölkert ſind.

Digitized by Google

Es iſt daher ein ſehr ſchätzbarer Beitrag zur Länderkunde für Erdbeſchreibung und Schiffahrt, daß der franzöſiſche Gelehrte, Herr Abel Remuſat unlängſt *) Alles über dieſe Inſeln ſammelte, was er aus japaniſchen Landcharten in Paris, und japaniſchen Berichten ziehen konnte. Seefahrer müſſen dereinſt über den Werth dieſer Berichte aus Erfahrung entſcheiden, die, wenn ſie auch im Einzeln irrig wären, im Ganzen unmöglich anders als beſtätigt gefunden werden müſſen.

Schon ſeit den früheſten Beſchiffungen dieſer Meere durch Europäer hatte man vom Daſein jener Inſeln einige, freilich äuſſerſt dunkele Kenntniſſe. Wenn die Vulkan-Inſeln, welche das Schiff San-Juan im J. 1544 entdeckte, die Schwefel-Inſel in Cooks dritter Reiſe ſind, ſo war das unbewohnte Eiland dreißig Meilen weiter nordöſtlich, welche daſſelbe Schiff entdeckte, und Galvaoms Bericht Forſana nennt, ein Theil unſerer Inſelgruppe. Die ſpaniſche Karte, welche Admiral Anſon im Jahr 1743 auf der Gallione von Acapulco nahm, ſetzte an eben dieſe Stellen die Inſeln St. Alexander, Farallon, Todos los Santos, und eine Gruppe ohne Namen, welche Brue neulich auf ſeine Karten mit dem vorſichtigen Beiſatz anbrachte: „Inſeln, deren Daſein noch zweifelhaft iſt.“ Diejenige Karte, welche La Peroufe zu Monterey erhielt, fügte zur Inſel St. Alexander noch die Inſeln Fortuna, Vulkan, St. Auguſtin und eine Gruppe, ganz mit der in den japaniſchen Karten übereinſtimmend, unter der Benennung Islas del Arzobispo. Dieſe Erzbiſchofsinſeln, die Tukey**) annahm, als bildeten ſie die nördliche Ausſpitzung der Marianen, und Zimmermann betrachtete***), als wenn ſie zu den Grampus de Meares gehörten, haben auf den neuern Land- und Seekarten gar verſchiedene Schickſale gehabt. Einige franzöſiſche Geographen behielten ſie mit ihren Namen bei; Arrowſmith ließ ſie auf der Karte von Aſien weg: bemerkte ſie aber auf der Weltkarte mit Punkten; und auf ſeiner großen Weltkarte in acht Blättern fügte er, ſeit der Reiſe des Nautile, im Jahr 1801, die Inſeln Diſſapointement und Moore bei, die auf den japaniſchen Karten vollkommen mit den ſüdweſtlichen und nordöſtlichen Theilen der Bo-nin-Inſeln übereintreffen. Endlich haben faſt alle Erdbeſchreiber die Inſeln St. Matthäus, St. Rochus, St. Thomas beibehalten, die einen Theil der Bo-nin's geweſen ſein mögen, und wahrſcheinlich von Fondare auf ſeiner Reiſe geſehen ſind, die er im Jahr 1709 von Macao nach Californien auf dem Schiffe St. Anton von Padua gemacht hat.

Dieſe verſchiedenen Angaben ſind offenbar an ſich alle zu unzuverläſſig, um feſt auf ſie zu bauen; aber ſie erhalten Bedeutſamkeit, wenn man ſie doch durch die japaniſchen Angaben ſelbſt beſtätigt findet. Dieſe letztern ſind auch nirgends mit dem in Widerſpruch, was wir von den neueſten Seefahrern wiſſen. Man darf ſich nur an die Wege erinnern, welche die berühmteſten unter denſelben nahmen.

---

*) Journal des Savans. Juillet 1817.

**) Maritime Geography. IV, 15.

***) Auſtralien in Hinſicht der Erdkunde u. ſ. w.

Digitized by Google

Der Caſtricom, nachdem er um Fatſiſio geſeegelt war, fuhr nicht über die blaue Inſel hinaus ſüdwärts. Die Reſolution, die im Jahr 1779 von Kamſchatka zurückkam, fand die Schwefelinſel, und eine andere ſehr erhabene, ohngefähr acht Meilen weiter nördlich, und die vielleicht eine der ſüdlichſten unſerer Bo-nins iſt. Schiffshauptmann Meares hat im J. 1788 nah daran vorbeifahren müſſen; bekanntlich aber hatte er beſtändigen Nebel, der zuweilen ſo dicht war, daß man von einem Ende des Schiffs nicht zum andern ſehen konnte. Aber doch erblickte er in der Gegend, wo unſere Bo-nin's liegen, Vögel, Kräuter und andere den Seereiſenden bekannte Anzeigen von nahem Land. Colnett ſegelte im Jahre 1789 nordwärts Fatſiſio; Brougthon im Jahre 1796 denſelben Weg. Admiral Kruſenſtern nahm im Jahre 1804 ſeine Richtung ſüdlich, aber nicht weit entfernt von Fatſiſio; im Jahre 1805 aber in der Länge unſerer Inſeln, doch ſo weit mittagwärts, als die Reſolution gethan. Folglich ſchifften alle dieſe Reiſenden zu weit nördlich oder ſüdlich, um die Bo-nin's zu erblicken. Der Zwiſchenraum ihrer Wege betrug eine Weite von ſieben Graden der Breite, die ſie gar nicht erblickten, und groß genug für das ganze Inſelreich der Bo-nin's iſt.

Kämpfer iſt bis jetzt der einzige, der etwas näheres erfuhr. Aber was er meldet, iſt ſehr ungenau. Er erzählt: „Ohngefähr im Jahre 1765 entdeckte man ohngefähr eine ſehr große Inſel. Der Sturm warf eine Barke von Fatſiſio an dieſe Inſel, die von Fatſiſio wohl dreihundert Meilen oſtwärts liegen mag. Man fand ſie unbewohnt, aber ein ſchönes, fruchtbares Land, wohlverſehen mit Waſſer, reich an Pflanzen und Bäumen, beſonders Arakbäumen. Doch läßt letzterer Umſtand beinahe ſchließen, die Inſel müſſe weit eher ſüd- als oſtwärts von Japan liegen, weil dieſe Art Bäume nur in warmen Ländern erſcheint. Sie nannten die Inſel Bunesima, oder die Inſel Bune, und weil ſie keine Einwohner darauf fanden, bezeichneten ſie ſie mit dem Zeichen, das eine wüſte Inſel bedeutet. An den Küſten ſahen ſie eine große Menge Fiſche und Krebſe, von denen einige vier bis fünf Schuh lang waren*)."

Was Kämpfer aus bloßem Hörenſagen gab, berichtigt ſich aus der japaniſchen Originalkarte von den Bo-nin-Inſeln, die Abel-Remuſat von ohngefähr, ſammt der dazugefügten Beſchreibung in die Hände bekam.

Der deutſche Reiſende ſpricht nur von einer großen Inſel. Der japaniſche Erdbeſchreiber gibt neun und achtzig Inſeln an, von denen die größte nicht größer, als Fatſiſio iſt. Sie liegen, dem zufolge ſüdwärts von Fatſiſio, ohngefähr achtzig Meilen davon entfernt, was der Vermuthung Kämpfers, wegen der Arakbäume, entſprechen würde. Endlich Kämpfers Name, Bunesima, iſt offenbar das verdorbene Japaniſche: Bo-nin-ſima, (wörtlich: Inſeln ohne Menſchen).

Der Raum, den dieſe Inſelgruppe erfüllt, erſtreckt ſich vom fünfundzwanzigſten bis zum neunundzwanzigſten Parallelkreiſe. In der japaniſchen Karte iſt die nächſte der Bo-nin-Inſeln hundert und achtzig Ri vom Fatſiſio, etwa achtzig franzöſiſche Seemeilen, entlegen, ſüdwärts;

*) L. 1. chap. 4. Die ungeheuern Krebſe ſind am Ende wohl Schildkröten.

Digitized by Google

von da sind es acht Ri bis zur zweiten, sieben bis zur dritten, drei bis zu einer unbenannten, die doch aber fünf Ri im Umfang hat, gebirgig und waldig ist. Gegen Mittag liegt wieder eine andere Insel, eben so holzreich, von sieben Ri Umfang, die auf der abendlichen Küste einen Bach süßen Wassers hat. Von da kann man zur größten der Inseln kommen, die Nordinsel heißt, und etwa fünfzehn Ri, oder sieben und eine halbe Meile im Umfang hält. Auf ihrer Ostseite ist ein Tempel, den Geistern geweiht. Auf der Nordseite verlängert sich die Küste vermittelst einer Bergkette, an deren Fuß ein Ort: „das große Dorf" liegt. In der Mitte der Insel ist ein anderer Ort, Namens O-mula. Der übrige Theil des Landes ist mit Bäumen und kostbaren Pflanzen bedeckt, ausgenommen eine kleine, gevierte Ebene, vier „Ting" groß, an der westlichen Spitze. O-mula hat siebenundzwanzig und einen halben Grad der Breite.

Von der Nord- zur Südinsel zählen die Japaner zwanzig Ri. Sie hat zehn Ri im Umfang und liegt genau unterm siebenundzwanzigsten Parallelkreis. Ueberall gebirgig und von hohen Bäumen überschattet, zeigt sie nur auf der mittäglichen Seite eine freie Ebene. Süd- und südostwärts sind zwei andere Inseln gelegen, von denen eine zwei, die andere drei Ri im Umfang enthält. Beide werden von hohen Wäldern bedeckt. Ausser diesen Eilanden gibt es noch eine Menge; aber die japanische Handschrift gibt weder ihre Größe noch Beschaffenheit an. Insgesammt zählt man, wie schon oben gesagt, neunundachtzig große und kleine Inseln in diesem japanischen Archipel. Die japanische Beschreibung bezieht sich nur auf zwei große, vier mittlere, zwei kleine. Die übrigen sind vermuthlich nur bloße Klippenberge im Meer.

Laut dieser Beschreibung befinden sich auf den erwähnten Inseln mannigfaltige Pflanzen und Holzarten; und wo nur einigermaßen ebne Plätze sind, werden Menschen und Häuser angetroffen. „In den siebenzig andern (eigentlich müßte es neunundsiebenzig heissen) ist der Boden zu uneben und rauh, das Gebirg zu schroff, die Thalung überall zu eng, als daß man da wohnen könnte. Aber es gibt da kleine Meerarme, die von Fischen wimmelten, und die Bewohner der benachbarten Inseln benutzten das.

Diese unterm siebenundzwanzigsten Grad gelegene Inseln freun sich einer sanften Witterung. Die Berge bringen daher auch alle Arten Getraides und Gemüses. Auch wird hier jener Baum gefunden, den die Chinesen schwarzes Mörserholz nennen, und die Japaner Nasiki faze. Man sammelt da auch Wachs. Fischerei und Jagd geben reiche Beute.

Der japanische Verfasser tritt noch in alle Einzelnheiten ein, die er von dortigen Pflanzen und Thieren kennt. Unter den ersten nennt er den Kiar-mu, oder harten Baum. Das ist der köstlichste von allen! sagt er. Ferner ist da: die Arecapalme, der Orleanbaum (bixa orellana), der Sandelholzbaum, der Kampherbaum und eine Menge anderer, deren Beschreibung hier nichts nützt, weil uns zum japanischen Namen der eigentliche wissenschaftliche fehlt. Eben deswegen wird hier auch von den Vögeln und Vierfüßlern nichts gesagt.

Die Japaner geben zu verstehen, sie wären mit diesen Inseln schon längst bekannt gewesen. Aber sie mögen sie auch wohl mit den Marianen verwechselt haben. Dies ist um so wahr-

Digitized by Google

ſcheinlicher, da ſie erzählen, vor ungefähr zweihundert Jahren habe ein Italiäner, Megaraniyous (Magelhans?) zu derſelben Zeit eine neue Welt entdeckt. Sie ſetzen hinzu: auf den Karten der Holländer heiſſen die Inſeln U-ſu-to-ye-rard, was großes Land heiſſen ſolle, während ſie ſie Sioo-tatſon-ſima, kleine Schirm-Inſeln hieſſen. Die Bevölkerung derſelben ſetzen ſie ins dritte Jahr Yam-fao (nach Kämpfer wäre das im Jahre 1763). Wahrſcheinlich haben ſie auch wohl erſt in dieſer Zeit genauere Bekanntſchaft mit dem Archipel gemacht, und ihm den Namen Bo-nin-ſima gegeben, den er behalten hat, ohne ihn wirklich noch zu verdienen. Nach dem japaniſchen Bericht kam ein Kaufmann aus der Landſchaft Fitſen, der von der Landſpitze Idſou abreißte, auf einem chineſiſchen Schiffe von ohngefähr auf eine dieſer Inſeln, fand ſie vortheilhaft für ſich, wirkte ſich Erlaubniß aus, ſie in Beſitz zu nehmen, und ließ ſich dann mit dreißig Mann daſelbſt nieder. Die einzige Schwierigkeit dabei findet ſich darin, daß man von Idſou dahin reiſend einen Strom durchfahren muß, der im Meere von Oſten nach Weſten geht, und zu verſchiedenen Zeiten die Richtung ändert. Dieſer Meerſtrom im Norden von Fatſiſio, zwiſchen dieſer Inſel und Mikura, heißt Kuroſiganta, ſchwarze Strömung.

Die Einwohner der Bo-nin-Inſeln leben von Fiſchfang, Ackerbau, Kräuter- und Holzhandel. Die japaniſche Regierung hat noch nicht förmlichen Beſitz von ihnen genommen; die Gränzen ihres Reichs ſind noch zu Fatſiſio. Wenn ſich dort eine europäiſche Niederlaſſung anſetzte, würde Japan wahrſcheinlich ſcheel dazu ſehen. Aber Beſſer-Unterrichtete mögen entſcheiden, ob eine Niederlaſſung in der Nachbarſchaft eines für allen Handel geſchloſſenen Reichs vortheilhaft wäre. — Hier war es uns nur um einen Beitrag zur Länderkunde Aſiens zu thun.

Aus England.

Merkwürdiges Sehen einer Blinden in Liverpool.

In den Annals of philosophy vom Oktober im Jahr 1817 meldet ein Herr T. Glover einen merkwürdigen Fall. Ein junges Frauenzimmer Margarethe M'Evoy, aus Liverpool gebürtig, jetzt ſiebenzehnjährig, verlor im Juni 1816 durch eine Krankheit, die man als eine Hirnwaſſerſucht behandelte, vollkommen den Gebrauch der Augen. Im Oktober 1816 ward ſie durch ſich ſelbſt wunderbar überraſcht. Denn ſo ſtockblind ſie war, fand ſie eines Tages durch Zufall, ſie könne mit den Fingerſpitzen Gedrucktes leſen, wenn ſie über die Zeile ſtreichend hinfuhr. Eben ſo leicht lernte ſie, oder konnte ſie mit den Fingerſpitzen Farben unterſcheiden, oder vielmehr ganz deutlich ſehen. Hr. Glover ſtellte mit dem Frauenzimmer manche Verſuche an, die er nun in den Annals alle der Reihe nach aufzählt. Er verband dem Frauenzimmer, obgleich es durch die Augen auch nicht den geringſten Lichtſchimmer erkannte, die Augen aufs genaueſte, um ſelbſt den Schein einer Möglichkeit zu verhüten.

Sie erkannte und nannte nicht nur die Farben der Gegenſtände, die ſie unmittelbar mit den Fingerſpitzen antaſtete, ſondern ſelbſt ſolche und dann beſſer, die man einzeln oder ſtreifenweis

Digitized by Google

zwiſchen doppelten Glasplatten angebracht hatte, wenn ſie nur mit den Fingern über das Glas wegglitt. Ja, als man ihr durch Prisma Farben auf beide Seiten ihrer Hand fallen ließ, nahm ſie dieſelben eben ſo genau wahr, wie andere mit den Augen. Sie ſagte dabei, nie hätte ſie, ſeit den Verluſt ihres Geſichts, ſo angenehme Empfindungen gehabt, als bei den Farben des Prisma. Wenn ſie das Prisma ſelbſt anrührte, bemerkte ſie keine Farbe, ſondern ſagte: es iſt weißes Glas.

In der Finſterniß kann ſie ſo wenig als Sehende Farben unterſcheiden oder Buchſtaben leſen. Es iſt ihr dann Alles ſchwarz. Ein Buch konnte ſie leſen, wenn ſie die Finger auch auf eine zwölf Zoll weit vom Buch gehaltene Glasſcheibe legte. Eben ſo ſieht ſie ziemlich deutlich, was auf der Gaſſe vorgeht; aber ſie muß die Finger auf die Fenſterſcheiben legen. Doch kommen ihr die Geſtalten in mäßiger Entfernung kleiner vor, als uns Sehenden. Sie ſcheinen ihr Alle aufs Fenſterglas gemalt zu ſein. Ein Mann von mittlerer Größe, etwa vierzig Schuh weit vom Hauſe entfernt, kam ihr vor, als wär' er nur zwei Schuh hoch. — Wenn ſie einen Spiegel mit den Fingern berührt, bemerkt ſie nichts von abgeſpiegelten Geſtalten, ſondern blos das Glas; legt ſie aber die Finger auf eine drei bis vier Zoll vom Spiegel entfernt gehaltene Glasſcheibe, erkennt ſie ihre eigene Geſtalt u. ſ. w. im Spiegel. Stücke Geldes, über ihren Kopf, hinter ihren Rücken gehalten, wohin zu ſehen uns der Stand unſerer Augen nicht geſtattet, erkennt ſie ſehr gut mit den Fingern, die ſie auf das durchſichtige Glas legt, das zwiſchen denſelben und den Münzſtücken gehalten wird. Auf die gleiche Art erkennt ſie die Sonne; die Empfindungen des blendenden Glanzes hat ſie dabei aber nicht.

Auch mit den Lippen konnte ſie Farben unterſcheiden; mit der Zunge nicht.

Durchs Fingergefühl bemerkt ſie genau die Verſchiedenheit der Metalle; aber nichts, was auf Geſchmack Bezug hat. Süßes oder geſalzenes reines Waſſer machte auf ihre Finger die Wirkung, wie auf Finger von Sehenden.

Nicht zu allen Zeiten ſieht ſie mit den Fingern gleich ſcharf und deutlich; zuweilen nur ſchwach, wie in einer Dämmerung; zuweilen gar nicht. Dann iſt Alles für ſie ſchwarz, und ſie hat die Empfindung, wie vor ihrem Erblinden, wenn die Lichter plötzlich ausgelöſcht wurden.

Zum Sehen iſt das Zwiſchenmittel einer durchſichtigen Subſtanz, worauf ſie ihre Finger legt, etwas Weſentliches und Nöthiges.

Wir begnügen uns, die merkwürdigen Thatſachen zu geben; die Erklärung dieſer Erſcheinung überlaſſen wir Andern.

Ag.

Digitized by Google

Intelligenzblätter

zu den

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Zweites Januar-Heft 1818.

Es hat bei mir die Presse verlassen, und wird im Laufe dieses Monats allgemein versendet werden:

Praktisches Handbuch der neuern deutschen Literatur bis zum Ende des Jahres 1817. Eine Auswahl der in den jüngstverflossenen Jahrzehenden erschienenen vorzüglichsten und besten Werke nach wissenschaftlichen Fächern systematisch geordnet, welche bei H. R. Sauerländer in Aarau größtentheils vorräthig zu haben sind. Preis 1 fl. oder 16 gr. oder 1 fr. 5 bz.

Diesen ersten Versuch eines Handbuchs der neuern deutschen Bücherkunde empfehle ich hiermit allen verehrten Freunden der Wissenschaften zur gütigen und nachsichtsvollen Aufnahme. Durch die von Zeit zu Zeit nachfolgenden Fortsetzungen hoffe ich dasselbe zur größern Vollständigkeit zu bringen, und dadurch einem allgemein gefühlten Bedürfniß zu begegnen.

Der heutige blühende Zustand der Wissenschaften in Deutschland, und das unermüdbare Fortschreiten in gründlicher Bearbeitung der verschiedenen Zweige derselben, hat bei den vielfachen und täglich neuen Erscheinungen in der Literatur schon öfters den Wunsch unter vielen Gelehrten und Literaturfreunden erregt, ein literarisches Handbuch zu besitzen, in welchem mit Sorgfalt das Gute und Werthvolle, so in neuern Zeiten seit fünfzehn bis zwanzig Jahren erschienen, aufgezeichnet, aus der alljährlichen Fluth gehaltloser und entbehrlicher Schriften gesichtet, und in einer systematisch geordneten Eintheilung nach den verschiedenen wissenschaftlichen Fächern zur bessern Uebersicht zusammengestellt und bearbeitet worden sei.

Wir besitzen zwar vollständige und bändereiche Verzeichnisse über das Ganze der deutschen Literatur, die allerdings ihren eigenthümlichen Werth haben; allein sie sind theils zu kostbar in der Anschaffung, theils erfordern sie viele Zeit und Mühe, um sich damit näher vertraut zu machen, und das Benöthigte darin aufzufinden. Es werden alljährlich auch überall neue Verzeichnisse über die neuerschienenen Bücher gedruckt, die wohl für den Augenblick dem Freunde der Literatur genügen mögen; aber selbst das Bessere wird nicht selten in dem neu erschienenen Zuwachs übersehen, und manches gute Buch ist dadurch entweder bald wieder vergessen oder ganz verdrängt, wenn es gleich dieses Schicksal noch nicht verdient hätte.

Es würde mich daher freuen, wenn ich dem verehrten literarischen Publikum durch diese erste Abtheilung eine willkommene Arbeit überreichte; sie ist die Frucht einer anhaltenden und mehrjährigen Beschäftigung, die aus Liebe für die Wissenschaften und mit möglichster Aufmerksamkeit unternommen, aber keineswegs als vollendet zu betrachten ist, sondern zuvörderst als der Anfang einer ausgewählten Uebersicht des

Digitized by Google

bessern Theils unserer deutschen Literatur und was darin bis jetzt einen bleibenden Werth behielt, angesehen werden möge. Eine vieljährige Erfahrung im täglichen literarischen Verkehr, so wie eine mit der Zeit und ihren Erscheinungen fortschreitende Beobachtung dessen, was vorzugsweise als gehaltvoll anerkannt, und worüber zum Theil auch durch die Kritik öffentlich entschieden ward, war der vornehmste Leitfaden bei der getroffenen Auswahl in den verschiedenen Fächern dieses literarischen Handbuchs. Ich fühle mit Schüchternheit das Mangelhafte eines ersten Versuchs, aber ich bitte insbesondere, mich einer gütigen Belehrung über das Fehlerhafte zu würdigen, um es mit innigem Danke in der Folge verbessern zu können.

Die dabei beobachtete systematische Eintheilung nach wissenschaftlichen Fächern wird wegen der bequemen Uebersicht und zum leichtern Nachschlagen und Auffinden am zweckmäßigsten gefunden werden, indem dadurch jedem Freunde der Wissenschaften die Auswahl in den verschiedenen Fächern erleichtert wird, denen man überhaupt eine nähere Durchsicht zu widmen bittet, da man nicht nur in jedem derselben manches treffliche und bisher nicht genug gekannte Werk der ältern Literatur in Rückerinnerung gebracht, sondern auch die neuern im Laufe des Jahres 1817 erschienenen Schriften darin aufgezeichnet findet. Während dem Druck dieses Handbuches sind gegen das Ende des Jahrs 1817 mehrere neue Werke noch erschienen, die nicht mehr darin aufgenommen werden konnten, die aber in den bald erscheinenden Nachträgen aufgezeichnet sein werden.

Es war ein Hauptaugenmerk bei der Bearbeitung dieses Handbuchs auf Richtigkeit der Titel, Jahreszahlen, Auflagen, und besonders der genauesten Ladenpreise der Verlagshandlungen strenge zu sehen, und ich darf mit Zuversicht sagen, daß sich in dieser Hinsicht höchst selten ein Fehler eingeschlichen haben wird, so daß man mit aller Zuverläßigkeit sich darnach richten darf. Eben so wenig wird man in diesem Handbuch eine Nachdrucker-Ausgabe finden, die man in ehrbarer Gesellschaft nicht anzutreffen hofft. Die Berechnung der Preise nach Schweizerfranken und Sous läßt sich in jeder Gegend Deutschlands nach dem verschieden angenommenen Geldfuße leicht reduciren, indem ein Schweizerfranken mit vierzig Kreuzer, und ein Sous mit zwei Kreuzer berechnet ist; der sächsische Thaler ist zu zwei Gulden angesetzt, wie es im deutschen Buchhandel bereits allgemein angenommen ist. Bei unserer großen Entfernung von Leipzig sind folglich dieselben Preise, wie sie im ganzen deutschen Reiche von den Verlegern selbst berechnet werden, der weiten Entfernung und der bedeutenden Frachtkosten ungeachtet, mit strenger Genauigkeit in diesem Katalog beibehalten worden. Es findet sich in den Katalogen der verschiedenen Schweizer-Buchhandlungen darin eine Verschiedenheit in den Preisen, indem der Louisdors à 10 fl., von andern à 10 fl. 40 kr., und wieder von andern à 11 fl., je nach ihrer örtlichen Lage, berechnet wird; auch ziehen andere von den Ladenpreisen sogleich den üblichen Rabat ab, und setzen von jedem Buche den Nettopreis an; der Literaturfreund wird diesen Unterschied in den Preisen wohl zu bemerken haben, um desfalls nicht in Irrthum zu kommen. In gegenwärtigem Handbuche sind bei allen Büchern die unveränderten und richtigen Ladenpreise genau beibehalten worden, und davon erlasse ich bei jeder nicht ganz unbeträchtlichen Bestellung den gewöhnlichen Rabat, folglich die gleichen Vortheile, wie in jeder andern Buchhandlung der Schweiz und Deutschlands.

Ich sehe mich daher in den Stand gesetzt, alle eingehende Aufträge, mit denen man mich künftig beehren wird, mit größerer Beförderung und Pünktlichkeit, so wie mit aller Billigkeit und Rechtlichkeit zu vollziehen, und es soll mein vornehmstes Bestreben sein, den Wünschen aller Freunde der Wissenschaften nach Kräften ent-

Digitized by Google

sprechen zu können. Diesen sei daher ein Unternehmen zur freundlichen Theilnahme empfohlen, von dem ich mir schmeichle, daß sie es ihres Beifalls würdigen. Das Aufblühen der Wissenschaften und Fortschreiten der Kenntnisse durch Literatur zu befördern, wird mir dabei die reinste Freude gewähren. Aarau, den 15. Januar 1818.

H. R. Sauerländer.

Erniedrigte Bücherpreise.

G. H. Borowsky gemeinnützige Naturgeschichte des Thierreichs, 10 Bde., mit 454 Kupfertafeln in größtem Oktav-Format. I. Säugthiere. II. Seethiere und Wallfische. III. Fische. IV. Amphibien. V. Vögel. VI-VIII. Insekten, bearbeitet von F. W. Herbst. IX. u. X. Gewürme, von demselben.

Der Text besteht aus 230 eng gedruckten Bogen des größten Formats. Die Kupfer sind großentheils nach Originalzeichnungen oder nach guten Vorbildern gestochen worden. Der Preis des Buches mit ausgemalten Kupfern war ehedem 64 thlr. 8 gr., jetzt ist er auf 32 thlr. sächs. oder 6 Friedrichsd'or ermäßigt. Ein Exemplar mit schwarzen Kupfern, welches sonst 35 thlr. 20 gr. kostete, erhält man jetzt für 16 thlr. oder 3 Frd'or. Ohne Kupfer kosten sämmtliche zehn Bände 7 thlr. 8 gr.

J. C. Adelung, Auszug aus dem grammatisch-kritischen Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, 4 Bände in großem Lexikonsformat. 1793 bis 1802. Ladenpreis 10 thlr. Herabgesetzter Preis 8 thlr.

Taschenbuch der Sagen und Legenden, von Amalie von Helwig und Fr. Baron de la Motte Fouqué. Mit Kupfern, nach den Zeichnungen von Cornelius in Rom, gestochen von Lips, Riss, Ritter u. a. Zwei Jahrgänge mit goldnem Schnitt und Futteral. Ladenpreis 5 thlr. 8 gr. Herabgesetzt auf 3 thlr.

Kindermährchen, von E. W. Contessa, Friedrich Baron de la Motte Fouqué und E. T. A. Hoffmann, 2 Bändchen mit 6 illum. Kupfern und 6 Schlußvignetten.

Inhalt:

Erstes Bändchen:

1. Das Gastmahl, von Contessa. 2. Die kleinen Leute, von Fouqué. 3. Nußknacker und Mausekönig, von Hoffmann.

Zweites Bändchen:

1. Das fremde Kind. 2. Das Schwert und die Schlangen, ein Mährchen in 5 Kapiteln. 3. Die Kucklasten.

Das letztere Bändchen erscheint so eben, und kostet 1 thlr. 16 gr. Beide zusammen erhält man statt 3 thlr. 8 gr. für 2 thlr. 16 gr.

Um oben bemerkte ermäßigte Preise sind diese Bücher durch alle Buchhandlungen zu beziehen, wer aber den Betrag von sechs Exemplaren baar an die Realschulbuchhandlung in Berlin einsendet, erhält das siebente frei.

So eben ist erschienen:

Der deutsche Rathgeber oder Noth- und Hülfswörterbuch der deutschen Sprache zum Nachschlagen in zweifelhaften grammatischen Fällen von Theodor Heinsius, in einer dritten durchaus verbess. und vermehrten Ausgabe. Leipzig bei Liebeskind. gr. 8. Preis 20 gr.

Da dieses Buch schon eine Reihe von Jahren hindurch seine vorzügliche Brauchbarkeit bewährt hat, besonders für diejenigen, welche dem Schulunterricht zu früh entzogen, und als Unterbeamte im Geschäftsleben angestellt wurden, so darf bei Erscheinung der dritten Ausgabe nur angedeutet werden, daß sie durchgängig eine verbesserte Gestalt gewonnen hat, indem alle unregelmäßigen Zeitwörter vollständig abgewandelt, frühere Auslassungen ergänzt und die Beispiele bei den meisten Wörtern mit neuen vermehrt worden sind, daß endlich die schriftlichen Aufsätze des gemeinen Lebens noch eine Zugabe enthält, und die Titulaturen eine völlige Umänderung erfahren haben. Wer im gemeinen Leben oder am Schreibtisch einen

Digitized by Google

Zweifel über das Geschlecht oder die Abwandelung eines Wortes hat, oder ungewiß ist, über den Fall, den es überhaupt, oder in einer bestimmten Verbindung regiert: der wird hier befriedigende Auskunft finden, und Fehler vermeiden, die einmal begangen, dem angehenden Geschäftsmann oft unangenehme Folgen bereiten.

So eben ist erschienen und in Leipzig bei A. G. Liebeskind zu haben:

Jüngken, Dr. Ch., das Bereoncion, ein Beitrag zur künstlichen Pupillenbildung. Mit einer Kupfertafel. 8. Preis 1 thlr. 4 gr.

Die Bildung künstlicher Pupillen war bisher so vielen Schwierigkeiten unterworfen, da die Hilfsmittel dazu unvollkommen waren. Der Herr Geheimerath Dr. Gräfe hat durch Erfindung seines Bereoncii diese Schwierigkeiten beseitigt, und das Gebiet dieser Wissenschaft so erweitert, daß selbst der ungeübtere praktische Arzt, die schwierigeren Operationen in der Tiefe des Bulbus ohne Gefahr und leicht verrichten kann. Der Verfasser theilt hier in dieser Schrift nicht blos die Beschreibung und den Gebrauch des Bereoncii mit, sondern liefert auch eine Darstellung des operativen Verfahrens bei künstlichen Pupillenbildungen, so daß also diese Schrift als ein bedeutender Beitrag zur Augenheilkunde zu betrachten ist.

Clauren, H., Erzählungen. Erstes Bändchen. 8. 1818. Dresden bei P. G. Hilscher. Preis 20 gr.

Der Name des Verfassers ist der gebildeten Lesewelt hinlänglich bekannt; wer das menschliche Herz so tief ergründet hat, wem diese lebendige Einbildungskraft, dieses reine Zartgefühl, diese höchst anziehende Sprache verliehen ist, der wird überall verstanden und überall gern gelesen werden. Vorliegendes Bändchen enthält: Erste und letzte Liebe; eine recht gemüthliche Erzählung. Die Prüfung; eine herrliche Geschichte zum Vorlesen. Der Wehrmann und die graue Stube; zwei ungemein interessante Gespenstergeschichten. Das Kriegs- und peinliche Recht; eine herzzerschneidende Kriminalgeschichte. Der Wurstball, eine Posse, die den finstersten Murrkopf zum Lachen bringen wird. Möchte doch bald die Fortsetzung dieser gewiß allen Lesern willkommenen Sammlung erfolgen.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

Erheiterungen.

Jahrgang 1818.

Erstes Heft enthält: Die Abentheuer in der Neujahrsnacht.

Das zweite Heft erscheint in acht Tagen und enthält: Abentheuer einer französischen Schauspielerin auf der Flucht aus Rußland. Aus dem Französischen.

Der ganze Jahrgang von zwölf Heften kostet 4 thlr. 20 gr. oder 8 fl. 15 kr.

Druckfehler im ersten Dezemberhefte der Ueberlieferungen.

S. 607 Z. 9 von unten: Ruhiges Leben, setze hinzu: mäßiges Streben.
— 609 — 10: schienen, setze hinzu: heute.
— 610 — 9 von unten: Eschingen, lese Ebingen.
— 611 — letzte: behauptete, lese behaupteten.
— 612 — 15: Eichen, lese Eiche!
— 614 — 8 nach Bauerntanz setze hinzu: von Holzer.
— 615 — 10 Sanders, lese Sandrart.
— 616 — 17 von unten: G lese H.
— 617 — 9 gemalt, lese gemacht.
— — — 19 durés, lese dupés.
— 619 — 10 geht, setze hinzu: seufzend.
— — — 25 Hoogse, lese Hooghe.
— 620 — 21 Werk, lese Werk.
— — — letzte: darauf, lese daraus.
— 622 — 14 den, lese diesen.
— 623 — 7 Unschuld, setze hinzu: Jud.
— 624 — 4 von unten: sprechen, lese sprachen.

Druckfehler im zweiten Dezemberhefte:

S. 632 Z. 12 statt seinen, lies keinen.
— — — 21 — geschickte, l. geflickte.
— 633 — 5 — Gemächern, l. Gebilden.
— — — 8 — Wahlzimmer, l. Malzimmer.
— — — 13 — gemalt, l. gemalen.
— — — 20 — „gemalt, l. „gemalen."
— 641 — 11 von unten statt umgearbeitet, l. ausgearbeitet.
— 642 — 5 v. u. ist bei dem, l. bei den.
— 644 — 6 v. u. statt Besitzer, l. Beschützer.
— 647 — 5 v. u. statt gleicher, l. ungleicher.
— 648 — 7 einladend, l. so einladend.
— — — 8 v. u. statt Irrgewände, l. Irrgewinde.

Digitized by Google

Römische Briefe.

Die archäologische Akademie: Bezeichnung einiger ihrer vorzüglichsten Mitglieder: Fea, Re, die Visconti, Guatali, Vivenzio, Marini, Amati. Neueste Geschichte dieser Akademie. — Die Büßenden alla Strada Langara. — Geistlicher Patriotismus. Mönchere i. Einige Züge von Pius VII. — Von den heutigen Dichtern Italiens. Die Arkadia. Die tiberinische Akademie. Sgricci und Pistrucci. — Prozessionen. Geist römischer Kirchenklugheit. Wessenberg.

Archäologische Akademie. Fea, Re, Guatala, die Visconti, Vivenzio.

Ich bin in Rom, nicht um zu schreiben, sondern zu sehen, zu hören, zu genießen, umherzuschwärmen. Meine Zeit ist zu kurz. Mich dünken hier die Stunden geflügelter. Ein Strom von Erscheinungen zieht an mir hin. Ich zeichne auf, was mich vorzüglich ergreift, um mir Nachgenüsse dieser großen Augenblicke zu bewahren. Aber es sind nur Umrisse, nur Deutungen. Alles durcheinander, wie sich's mir aus dem Leben andrängt; künstlerisches und priesterliches Treiben neuer Welt, Trümmerwerke, riesenhafte Gestalten alter Welt.

Groß war schon die Menge der Akademieen aller Art, sogar der alterthumskundigen in Italien längst. Aber in Rom, der Amme der Künste und der Alterthumskunde, fehlte es noch an einer Gesellschaft, die sich ausschließlich mit den Trümmern untergegangener Größe, Sitte und Kunst beschäftigte. Als aber die französischen Heere Rom unterjocht hatten, stiftete Degerando, der Minister, ein gelehrter und heller Kopf in Rom auch eine academia archeologica. Er berief einige der berühmtesten Alterthumsforscher, nämlich Re, Fea, Visconti, und Keller, den Schweizer aus Küsnacht. Mit diesen wurde die vorläufige Einrichtung der Akademie verabredet; Guatali als ihr Geheimschreiber ernannt; die Anzahl ihrer ordentlichen Mitglieder auf zwanzig festgesetzt und aus Roms würdigsten Männern auserlesen. Auch zwanzig Ehrenmitglieder wählte man, und eben so viele korrespondirende unter würdigen Gelehrten. Wöchentlich war im Pallaste des Ministers Zusammenkunft. Bei jeder Versammlung mußte von einem der Mitglieder eine Abhandlung über irgend einen Gegenstand des Alterthums vorgelesen werden. Grundgesetz dabei war, daß der Gegenstand des Aufsatzes entweder ganz neu, oder betraf er ein schon bekanntes Denkmal, daß er aus einem neuen Gesichtspunkt gefaßt sein mußte.

Fea gehörte zu den bekanntesten und angesehensten Forschern. Seines Namens Aufgang hatte er besonders der Herausgabe von Winkelmanns Geschichte der Kunst zu danken, welche

Digitized by Google

er mit zahlreichen Anmerkungen bereicherte. Man ſchreibt deren Ueberſetzung aber dem Rath Reifenſtein zu; denn Fea verſteht kein Wort Deutſch. Auch ſind von demſelben eine Menge Flugſchriften und die neueſte Ausgabe des Horaz, in welchem er viele Stellen durch Hilfe der Ortskunde glücklich erklärt hat. Er iſt zugleich Aufſeher über die Alterthümer und leitet deren Ausgrabungen. Ich ſah öfters Pius VII. mit ihm im Coloſſeo, wo dieſe Ausgrabungen vor ſich gehen. Fea iſt ſchon ein Mann von ſechsundſechszig Jahren.

Lorenzo Re, öffentlicher Lehrer der Alterthumswiſſenſchaften, iſt ein junger lebhafter Mann, der ſich aber durch ſeine tiefen Kenntniſſe der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, durch Kunde der Malerei, die er unter Camuccini ſtudirt hat, und der Baukunſt, vor allen übrigen Kennern des Alterthums auszeichnet. Sein größtes Werk iſt die Beſchreibung des kapitoliniſchen Muſeums, mit Kupfern in Quart zu Rom herausgegeben. Für mich iſt beſonders ſein Aufſatz höchſt anziehend geweſen, den er über die neueſten Entdeckungen im Coloſſeo, mit beigefügten Planen, in der Akademie vorlas. Mit vielem Scharfſinn, mit unwiderlegbaren Gründen aus dem Denkmale ſelbſt hergeleitet, hat er das Gebäude erklärt. Darüber gerieth er mit dem alten Fea in Streit, der den jungen Mann vielleicht ein wenig beneidet. Eine andere Abhandlung, ebenfalls in der Akademie vorgeleſen, betraf die merkwürdige Herme des Seneka, mit dem Namen deſſelben auf der Bruſt. Sie iſt ein Eigenthum des Friedensfürſten Don Godoi von Spanien, welcher ſie in der Villa Mattei gefunden hat. Dieſe Herme verdrängt nun alle Köpfe, welche man bisher für Bildniſſe des Weltweiſen hielt, aus den zahlreichen Muſeen. Auf Koſten des Friedensfürſten wurde Re's Aufſatz äuſſerſt prachtvoll in Bogengröße gedruckt, mit ſehr ſchönen von Fontana geſtochenen Kupfern. Die Kupfer ſtellen, nebſt dem Seneka, noch andere in derſelben Villa gefundene Dinge dar, als Fußböden in Moſaik, Bronzen u. ſ. w. Das Werk wurde dem Papſt und dem Kardinal Conſalvi überreicht.

So ſteigen nun häufig ſchon längſt Geſchiedene aus ihren Gräbern wieder herauf in das Licht der Welt! Wer kann ohne Schauern an Pompeii und Herkulanum denken? Da traf man noch Menſchen an, die vor ihrem Schreibpulte ſaßen, und ſobald die Luft ſie nur anwehte, ſanken die Tauſendjährigen wieder in Staub. Auch eine Mutter ſah man noch, ihren Säugling an der Bruſt.

Re lieſt an der Univerſität der Sapienza über die Alterthumskunde, und im Frühling und Sommer führt er ſeine Schüler unter den erhabenen Trümmern deſſen, was war, ſelbſt herum, um ihnen an der Wirklichkeit das Vorgetragene zu erklären. Zu dieſem Unterricht beim Umherwandern läßt er immer eine Ueberſicht drucken, in welcher die Tage dieſer wiſſenſchaftlichen Wallfahrten, der Sammelplatz und die zu erklärenden Gegenſtände angezeigt ſind.

Der Geheimſchreiber der Akademie, Antonio Guatali, iſt als gelehrter Kenner der römiſchen Vorwelt durch ſeine Beſchreibung von Rom und eine ſehr wackere Zeitſchrift bekannt, in welcher er den Gang der Kunſt verfolgt, und alles dasjenige anzeigt, was von

Digitized by Google

dieſer Himmelstochter geleiſtet wurde. Die Schrift, welche monatlich herauskam, und ſchon mehrere Bände bildet, enthält nach den Werken der Künſtler, oft von ihnen ſelbſt radirte Blätter, deren jede Lieferung zwei gab; eine Menge alterthumsforſcheriſche Aufſätze, meiſtens die neueſten Entdeckungen angehend, die dann gewöhnlich durch Pläne und Anſichten erläutert ſind. Jetzt wird dieſe Zeitſchrift endlich wieder, nach langer Unterbrechung fortgeſetzt, nebſt einem andern anziehenden Werke, la pittura comparata, in welchem die vorzüglichſten Gemälde in ſehr niedlichen Umriſſen angegeben ſind.

Filippo und Aleſſandro Viſconti, Brüder des berühmten Ennio Viſconti, Directors des Pariſer Muſeums, zeichnen ſich beſonders durch ihre Kenntniß alter Münzen aus. Vom Filippo hat man einige treffliche kleine Schriften über ſeine Lieblingswiſſenſchaft. Auch hat er, mit Guatali vereint, den Text zum Museo Chiaramonti geſchrieben, welcher als ſiebenter Band des von Ennio verfaßten Pio-Clementiniſchen Muſeums erſchienen iſt. Keiner weiß mit größerer Fertigkeit und täuſchender alte Münzen, von welchem Metalle ſie auch ſein mögen, ſammt der Umſchrift und Kehrſeite in Schwefel nachzugießen, als der ſinnreiche Filippo. Er bildet daraus ganze Sammlungen.

Auch Don Pietro Vivenzio will ich hier nennen, den gelehrten, neapolitaniſchen Edelmann, den Verfaſſer mehrerer geiſtreichen, alterthumskundigen Abhandlungen. Von denſelben iſt der über die Koloſſen von Monte Cavallo auch in Deutſchland bekannt. Er hat ſich beſonders dem Unterſuchen der altgriechiſchen oder ſogenannten etruriſchen Vaſen gewidmet. Geboren in Nola, hat er ſich ſiebenzehn Jahre lang ausſchlieſſend mit Nachgrabungen ſolcher Vaſen abgegeben.

Fortſetzung. Marini, Amati. Neueſte Geſchichte der Akademie.

Ich muß noch von einigen trefflichen Männern dieſer Akademie reden.

Der Cavaliere Marini, ein junger Mann, hat ſich mit ganz eigner Vorliebe der Kriegskunſt der Alten hingegeben, und verſchiedene, nach dem Urtheil der Sachkenner, mit großem Scharfſinn verfaßte Abhandlungen darüber geſchrieben. Auch hat er die Prachtausgabe del Marchi's mit Berichtigungen, Plänen und ſehr ſchönen Kupferſtichen veranſtaltet. Die Veranlaſſung zur Herausgabe dieſes Werkes war Eifer des italiäniſchen Vaterlandsſtolzes. Vauban, der Franzoſe, hatte del Marchi's ſelten gewordenes Werk benutzt und ausgeſchrieben. Die unwiſſenden Franzoſen poſaunten daher den Vauban, als Erfinder und Schöpfer aller jener erborgten Ideen aus. Um nun dieſe Ehre dem Italiäner, dem ſie gehörte, zu retten, ließ der bekannte Melzi die Ausgabe von del Marchi's Buch durch Marini machen.

Amati, Scrittore della Vaticana, ein gründlich gelehrter Grieche, beſchäftigt ſich hauptſächlich mit griechiſchen Handſchriften des vatikaniſchen Bücherſchatzes. Von Zeit zu Zeit liefert er ſchätzbare Varianten und Erörterungen, die er auch deutſchen Gelehrten, wie ich weiß, mittheilt.

Digitized by Google

Der gegenwärtige Vorſteher der Akademie iſt Nikolai, ein geiſtvoller Gelehrter, bekannt durch ſein großes Werk über die pontiniſchen Sümpfe, und durch die erſt neulich herausgekommene Schrift über die St. Paulskirche.

So könnt' ich mehrere nennen von den trefflichen Mitgliedern, denen ich täglich ſo viel Belehrung ſchuldig bin. Ich will aber lieber hier noch etwas von den fernern Schickſalen dieſer Akademie erzählen.

Nach der Zurückkunft des Papſtes im May 1814 nach Rom, da ſich alle politiſche Verhältniſſe plötzlich änderten, wurden die Sitzungen der Akademie eingeſtellt, weil auch die Einkünfte derſelben, die auf geiſtliche Güter angewieſen waren, an die Eigenthümer zurückfallen mußten. Der berühmte Canova, vormaliger Präſident der Stiftung, nahm ſich indeſſen ihrer an, und ſicherte ihr aus ſeinem eigenen Beutel jährlich ſechshundert Scudi zu. Alles bekam nun andere Geſtalt. Statt der franzöſiſchen Generale machte man Kardinäle zu Ehrenmitgliedern, Litta, Pacca, Fontana. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder wurde auf dreißig erhöht, eben ſo die der Ehrenmitglieder und der Briefwechſelnden.

Unter den Ehrenmitgliedern befinden ſich viele verdienſtvolle Männer, wie Torwaldſon, Camuccini, der Niederländer Baron van der Viver und unſer gelehrter Niebuhr. Einen ſehr ſchmerzlichen Verluſt erlitt die Akademie durch das allzufrühe Hinſcheiden ihres Mitgliedes Peters, eines jungen Mannes von fünfundzwanzig Jahren, Sohn des bekannten Thiermalers Wenzeslaus Peter, der das Paradies mit allen bekannten Thieren auf Erden aufs täuſchendſte dargeſtellt hat — ein rechtes Thierparadies! Jener junge, ſinnvolle Mann hatte ſich der Kunde des Alterthümlichen mit großem Fleiß ergeben, und verſchiedene Aufſätze, die er in der Akademie vorlas, über das Forum Trajanum, über eine cista bachica, bewieſen durch Scharfſinn und Gelehrſamkeit, wie weit es dieſer Jüngling noch in ſeinem Fache gebracht haben würde, hätte ihn der Tod nicht davon abgerufen.

Unter den Abhandlungen, die in der Akademie ſeit ihrer neuen Einrichtung vorgetragen worden ſind, bemerke ich als vorzüglich, auſſer der ſchon genannten von Re über Seneka's Büſte, die des Guatali über die Dea vagana, die des Visconti über die in Albano unter der Lava gefundenen Gräber, in denen ohngefähr eilfhundert Aſchenkrüge und Opfergefäße, von meiſtens bisher unbekannten Formen gefunden worden ſind.

Die Büſſenden alla Strada Langara.

Vor einigen Tagen luſtwandelte ich mit einigen Freunden durch die Straßen Roms, und in der Strada Langara vor einem Kloſter vorbei. Da ſcholl uns Geſang an von entzückenden, weiblichen Kehlen: „Miserere mei Dominus secundam magnam misericordiam tuam et secundum multitudinem miserationum tuarum u. ſ. w.

„Sind hier Nonnen?“ fragt' ich einen Mann, der vor dem Kloſter ſtand, und dem Geſange zuzuhören ſchien.

Digitized by Google

„Allerdings, erwiederte er: le Donne convertite.“

Nun vernahm ich, wer die Donne convertite wären. Wenn eine Schöne, die lange genug ein ſündhaftes Magdalenen-Leben geführt hat, vom üppigen Rauſch geneſen iſt, und der Freuden deſſelben ſich verdroſſen fühlt: ſo ſucht ſie hier im Kloſter alla Strada Langara, unweit der St. Peterskirche, einen Zufluchtsort, zieht das Kloſtergewand an, hängt den Schleier um ſich und

Täglich bei der Harfe Klang
Singt ſie ihren Busgeſang.

Vergab ja auch der Heiland der büſſenden Magdalene, warum ſollt' er dieſen Büſſerinnen nicht verzeihen? Es mögen aber, denk' ich, in Rom wohl viele ſein, die wenn ſie alle reuig würden, einige hundert Klöſter füllen müßten.

In Rom ſind die ſchönſten Mädchen auf Gottes Erdboden, glaub' ich. Man glaubt wahrlich wandelnde Bildſäulen der ſchönſten griechiſchen Kunſtideale, oder gar Feen, oder Weſen aus einer überirdiſchen Welt zu erblicken. Meine Liebe zum Alterthum kömmt beim Wahrnehmen dieſes friſchen Neuerthums oft in ein böſes Gedränge. Nur Schade, daß es im Ganzen den Römerinnen an der Tugend unſerer deutſchen Schönen ſehr fehlt, an Treue und Häuslichkeit. Doch verſteht ſichs, keine Regel ohne Ausnahme. Viele hier befindliche deutſche Künſtler haben Römerinnen geheirathet, die wohl in Sittigkeit neben ihren deutſchen Schweſtern glänzen dürfen, z. B. Cornelius, Plattner, Koch und andere. Aber eine der ſchönſten und liebenswürdigſten Römerinnen iſt die Gemalin des Künſtlers Keller.

Geiſtlicher Patriotismus. Möncherei. Einige Züge von Pius VII.

Man ſieht aus allen Anſtalten Roms die ſchauerliche, äuſſerliche Größe, und gewiß, wer nicht das Innere der Sache ſchaut, der erliegt, — der glaubt die Vollendung des Göttlichen auf Erden hier zu ſchauen. Das Urbildliche iſt hier wunderhaft verwirklicht! — — Wer ſtaunt und zittert nicht, wenn er die Säulen in der St. Paulskirche erblickt!

Aber betrachtet man das Zauberweſen alles näher, ſo wird eben dieſe äuſſere Größe Roms zum Stein des Anſtoßes.

Doch das fühlt kein Römer in ſeinem Stolz. Der Stockrömer, und es gehört mancher darunter, der ſich eben nicht einbildet, ſo gar römiſch verſtockt zu ſein, — kann ſeine Scipionen und Brutuſſe und Cäſaren des Alterthums, und ſein Coloſſeum, ſeine trajaniſche Säule und dergleichen kaum mit vollern Backen rühmen, als ſeine heutigen großen Werke und großen Männer, ſeine Mönche und Prieſter ſogar. Aber Alles und Alles geht aufs Aeuſſerliche, als wenns hier zu Lande gar keine Seele gäbe.

Ich mache mir manchmal das Vergnügen, unſer deutſches Volk, ſeine Gemüthlichkeit, Andacht, Kraft, gothiſche Tempel, fromme, hellſinnige Prieſter und dergleichen den Römern zu preiſen. Aber dann donnert der Nationalſtolz auf eine Art, daß ich ſelten das Lachen wegdrücken kann.

Digitized by Google

„Wo ſieht man denn bei euch in Deutſchland, heißt es dann, einen ſolchen Decors, eine ſolche Illumination, wie in der St. Peterskirche am Feſte des heiligen Petrus? Wo ſieht man in Deutſchland ſolche beſcheidene Jeſuiten, die ſtets mit geſenktem Haupte reihenweis ſpazieren und von ihren Obern die größten Demüthigungen erdulden? Wo ſieht man in Deutſchland Prinzen, wie den Principe Altieri und Patrizier, die Jeſuiten werden und Eſel umher treiben? Wo habt ihr, Deutſche, ein Sagro collegio de' cardinali? Wo iſt bei euch ein ſolcher Pomp, wie in Rom am Feſte des Corpus Domini?“

Da hilft kein Gegenreden: der Chriſten erſte Kirchen waren Höhlen, Einöden und Klüfte. Aber ihr Chriſtenthum war göttlicher Art. So trägt noch heute jeder Jünger des Herrn ſeine heilige Kirche in ſich und mit ſich herum. Wer einen Jeſum zum Vorbild und Gebetlehrer hat, der bedarf keines Michel Angelo, ihm eine Kirche zu bauen. Freies Feld und Wald ſind ihm Tempel Gottes und er ſingt Gottes Lob im Chorgeſang der Vögel in den Lüften.

Seit ich in Rom umherſchwärme, muß ich mich wahrlich zuweilen beſinnen, von welcher Religion ich ſei? Denn es will mich dann und wann bedünken, als ſei mein Chriſtenthum aus Deutſchland ein anderes, als das zu Rom. Ach, wenn Deutſchland Augen hätte Rom zu ſehen!

Wenn die Propheten recht haben, ſo iſts noch lange hinaus mit der letzten Zeit. Denn da ſoll ja des Herrn Wort grünen, wie Gras auf Erden. Alle Schwerdter und Spieße ſollen zu Pflugſchaaren und Sicheln gemacht werden, ſpricht der Prophet Joel 2, 32.

Letzten Sommer kam ich zufällig zu der Bartholomäuskirche, als das Feſt dieſes Heiligen darin gefeiert ward. Ein Haufen Menſchen ſtand drauſſen an der Pforte vor einer angeſchlagenen Tafel, und las daran lächelnd und mit vielem Geräuſch etwas her. Ich ward dadurch angezogen. Ich ging und wollte auch wiſſen, was es gab, und fragte: „Was iſt da zu leſen? „Ecco! antwortete mir einer lachend: I nomi degli Escommunicati, con i quali non si può mangiare ni parlare.“ (Die Namen der Exkommunizirten, mit denen man nicht reden und nicht eſſen darf.) Ja, nicht einmal für ihre Seelen darf man beten, ſo ſie ihren Fehltritt nicht gut machen; denn ſie ſind den Flammen der Hölle übergeben und ſchon hienieden müſſen ſie jedem ein Greuel ſein. — „Warum denn aber exkommunizirt?“ — Ach, die Entſetzlichſten der Sünder! ſie gingen an der Oſtern nicht zur Beicht und Kommunion! — Was war da zu erwiedern?

In der Kirche ward eben feierliches Hochamt gehalten unter dem Geſang der Verſchnittenen. Solche Verſchnittene ſingen aber in jeder Kirche hier. Es iſt mir immer etwas Ekelhaftes, Grauſenerregendes in dieſer chriſtlichen Kapaunenwelt. — O ihr heiligen Zwölfboten, ſähet ihr dies Chriſtenthum!

Viele ſchlechte Eltern in Italien verderben ihre Kinder ſchon in der Jugend, damit ſie dieſelben in irgend einer Kirche, in den Tempeln Gottes, als Sänger anbringen können. Greuel!

Digitized by Google

Der fromme Pius hat diese entstellte Welt nicht entstellt. Aber er geht in ihr, weil er und wie er muß. Ich seh ihn zuweilen, wenn ich vor der Porta Pia luſtwandle. Da fährt eine ganze Reihe blendender Kutſchen, alle ſechsſpännig, jeder mit einem Gefolge von Kriegsleuten. In dem einen Wagen ſitzt der Papſt, vor dem alles Volk das Knie beugt und das Kreuz macht, und auf die Bruſt ſchlägt: Gott ſei mir armen Sünder gnädig! — In der andern Kutſche ſitzt der König von Spanien; in der dritten die Königin von Etrurien; in der vierten die Schweſter des Königs von Frankreich. Sobald alle dieſe des Papſtes Wagen begegnen, hält ihr Kutſcher an, und die Fürſten grüßen mit tiefgebeugtem Haupte den edeln Pius.

Wenn der Papſt bei einer Feierlichkeit erſcheint, ſo verſammeln ſich vorher alle Kardinäle in der Kirche. Hierauf von den Thürmen herab Geläut aller Glocken. Dann ſprengen drei Soldaten zu Pferd mit entblößtem Säbel voran; den Soldaten folgen mehrere Staatswagen der Prälaten und des Staatsſekretärs; nach dieſen ein Prälat auf weißem Pferde, mit dem Kreuze in der Hand; dann die Schweizergarde an der Seite des Wagens, in welchem der Papſt ſitzt. Einige Prälaten ſind bei ihm. Er macht immer und immer das Kreuzzeichen über das knieende Volk, welches dazu unaufhörlich ruft: Santissimo Padre la benedizione! Santissimo Padre, buono Papa, la benedizione! Dazwiſchen aber ruft dies Volk auch in eben derſelben Zeit Freßwaaren aus.

Nach Vollendung der Feierlichkeit in der Kirche, wo der Papſt auf einem Thron umhergetragen, in den Lüften leicht dahin ſchwebt, und über das knieende Volk ununterbrochen den Seegen gibt, ſtellt er ſich auf einen hohen Balkon; gibt wieder unter dem Geläute aller Glocken, unter dem Donner der Kanonen den Seegen und wirft zwei Ablaßzettel unter das Volk herab. Heil dem, der ſie erwiſcht.

Wären ſie nur alle, wie der Papſt, die Kirchenfürſten! alle wie Pius, der mehr Pius, als Papſt iſt. Die Curia iſt der Papſt; ganz anders, als der fromme, genügſame Pius, als der tolerante, liebende, menſchenfreundliche Pius. Ich erinnere mich ſo gern des ſchönen Zuges von ihm, da er durch eine Stadt in Frankreich kam, und alles Volk niederkniete, welchem er Seegen ſpendete. Ein Proteſtant war unter den Leuten und kniete nicht. Im Vorbeigehen bemerkte ihn der Papſt, näherte ſich ihm, und ſagte mildlächelnd: „Auch dir ſchadet der Seegen eines Greiſes nicht!“ und ſegnete ihn. Gerührt ſank der Proteſtant aufs Knie.

Ich möchte wohl dieſem frommen, ſanften Mann ins Herz ſehen. Er iſt Chriſt, und Chriſt nur, und nichts als Chriſt. Das glaub ich, Vieles wäre nicht ſo, wenns nicht ſchon geweſen wäre, ehe er Papſt ward. Darin beſtätigt mich eine Antwort, die er, wie mir im Kaffee Greco erzählt ward, vor einigen Monaten in der Audienz einem gelehrten Proteſtanten gegeben haben ſoll, der dem heiligen Vater ehrfurchtsvoll bemerkte, daß ihm das Dogma: Extra ecclesiam nulla est salus, hart vorkäme. Der Papſt erwiederte: „Il principio é vero; ma noi non possiamo dannare un individuo.“ (Der Grundſatz iſt richtig; wir aber können einen einzelnen

Digitized by Google

Menſchen nicht verdammen.) Die römiſchen Prieſter aber ſagen: Unſere Kirche iſt die Arche Noahs, und wer nicht in dieſer Arche lebt, geht zu Grunde ewiglich, Amen.

Von den heutigen Dichtern Italiens, die Arkadia. Die tiberiniſche Akademie. Sgricci und Piſtrucci.

Die eigentliche große Dichterzeit Italiens hat aufgehört. Man hört keinen zweiten Dante, keinen göttlichen Arioſto, keinen Taſſo, keinen Petrarca, keinen Boccaccio, und keinen Guarini mehr ſingen! Die heutigen Dichter beſchränken ſich in ihren Werken auf die Nachahmung dieſer großen Vorbilder und geben nicht aus der einmal herrſchenden Form heraus. Nicht einmal wagen ſie es, andere Formen, z. B. die des ſpaniſchen Dichterweſens, die der italiäniſchen doch ſo nahe liegt, zu gebrauchen. Für ſie iſt die Welt durch das, was Einzelne ihrer Vortrefflichen bauten, wie abgeſchloſſen. Wenig behagt ihnen auch Alles, was von fremdem Boden kömmt. Man will nur hieſige Polenta.

Doch macht jetzt ein poetiſches Ungeheuer, ein ſhakespeariſches Rieſenkind mit der Fantaſie, der düſtern, einer Mis Anna Radelif erzeugt, einiges Aufſehen. Ein gewiſſer Pellegrini Roſſi hat aus dem Engliſchen des Byron ein Gedicht: Il Giaurro, frammento di novella turca, in italiäniſche Verſe gebracht. Es iſt erſt in dieſem Jahre erſchienen; nicht einmal in Italien gedruckt. Man hat nur einige Exemplare. Aber wen ich hörte, ſprach mir davon, wie von einem Geſpenſt aus andern Welten. Die italiäniſchen Puriſten werden ihn aber bald klein machen, ſagen, er ſei zu kühn, zu frech, zu rob.

Eine gefährliche Klippe für die Dichter Italiens iſt ihre eigene Sprache, die aus ſehr vielen poetiſchen Elementen beſteht. Ein Gedicht ſieht wie der Blitz da, voller Blumen, erhabener Stichwörter, aber, wenn man dieſe abſtreift, ohne Gedanken. In Siena, ſagt man mir, ſei die italiäniſche Sprache ſo ſchön, ſo wohltönend, daß da ſogar jeder Bauer in Verſen rede, ohne es ſo wenig zu ahnen, als unſere deutſchen Bauern, daß ſie in Proſa ſprechen.

Ein auswärtiger Geiſtlicher ritt einſt gen Siena, erzählt man ſich, um dort zu predigen. Als er nicht mehr weit von der Stadt war, fragt' er einen Bauer, wie weit er noch bis Siena habe? Der Bauer erwiederte:

Varcato il piano, salito il monte
Eccoti Siena in fronte.

(Die Ebne durch, den Berg erſtiegen, ſiehſt du Siena vor dir liegen.) Der geiſtliche Herr, voll Erſtaunen, und ſcheu, ſich in einem Lande, wo Bauern ſo reden können, hören zu laſſen, kehrte mit dem Roſſe um, in ſeine Heimath zurück.

Alfieri hat auf einem unrechten Wege eine andere Geſtalt der Sprache zu ſchaffen geſucht. Er ſchnürte ſie, ganz ihrer flatternden, leichten, leckern Natur zuwider, in Kürze und Härte zuſammen, ganz im Gegenſatz mit Metaſtaſio, welcher dieſe der Süßigkeit der Empfindungen aufopferte.

Digitized by Google

Gewiſſen Gegenſtänden widerſpricht der Geiſt der Sprache ſelbſt. Der Italiäner iſt, wie ſein Land, verhalbinſelt. So las ich z. B. die Ueberſetzung des verlorenen Paradieſes von Milton und des Hamlet von Shakespear. Wahrlich, ich erkannte die göttlichen Geiſter nicht wieder.

Die Arkadia in Rom iſt zu bekannt, als daß es nöthig wäre, von dieſer poetiſchen Akademie und ihrer Einrichtung etwas zu ſagen. Allein es hatten ſich, unter Napoleons unpoetiſchem Walten zu Rom, noch neben derſelben zwei andere Dichterverſammlungen gebildet. Die eine iſt die helleniſche, die andere die tiberiniſche. Die tiberiniſche entſprang durch einen Zwiſt unter den Mitgliedern der helleniſchen, die früher und allein beſtand. Die helleniſche löſte ſich wieder auf. Die tiberiniſche aber beſteht noch. Sie hält regelmäßig alle Montage ihre Verſammlungen, und alle Jahre eine öffentliche. Der Anfang wird immer damit gemacht, daß ein Mitglied über irgend einen Gegenſtand eine Vorleſung hält. Sodann werden die Mitglieder der Reihe nach vom Vorſteher aufgerufen. Da leſen ſie Sonnete, Epigramme, Hymnen und längere Gedichte, die ſie in italiäniſcher oder lateiniſcher Sprache verfertigt haben.

Die vorzüglichſten römiſchen Dichter unſerer Tage, die ſowohl Genoſſen der altberühmten Arkadia, als der tiberiniſchen Akademie ſind, will ich hier nennen.

Unter ihnen iſt Ferretti einer von den Stiftern der helleniſchen und nachher der tiberiniſchen Geſellſchaft. Er iſt Stegreifler und zeichnet ſich durch eine gewiſſe Eigenthümlichkeit der Gedanken und brennende Einbildungskraft aus. Er mag, nach meinem Dafürhalten, ein Mann von vierzig Jahren ſein. Von ſeinen vielen Geiſtesgeburten iſt, auſſer einigen kleinen Singſpielen für die römiſche Bühne, noch nichts im Druck erſchienen.

Auch Biondi iſt ein ſinnvoller Dichter; durch Ueberſetzung der Eklogen des Nemeſianus und Calpurnius hat er ſich einigen Namen gemacht.

Vera iſt Verfaſſer artiger, kleiner Verschen, und Ueberſetzer des Tibullus, den, das ſag' ich bei dieſem Anlaß im Vorbeigehen, die Römer höher, als den Virgil und Horaz ſchätzen.

Roſetti hat niedliche Anacreontchen gedichtet, ſich auch in die epiſchen Hochgegenden aufgeſchwungen durch ſeinen Coriolan. Es fliegen in den höhern Lüften des Himmels nicht die Adler allein, ſondern auch, wie man weiß, bei ſchönem Wetter die Schwalben.

Valeriana iſt Ueberſetzer des Tacitus und der Geſchichte von den Geſetzen der zwölf Tafeln. Darin liegt nun ſo wenig Poetiſches, als in der deutſchen Reichshiſtorie; aber mehr weiß ich nicht von ihm. — Sografi hat Schau- und Luſtſpiele gemacht; der Greis Battiſtini Ovids Buch de amore überſetzt.

Mir ſind Sgricci und Piſtrucci wichtiger. Von erſterm hab ich Ihnen ſchon, glaub' ich, früher einmal geſprochen. — So lange Stegreifdichter auf italiäniſchen Boden wandeln, und das mag ziemlich lange her ſein, iſt Sgricci wohl der erſte, größte, wunderbarſte von allen. Er iſt der erſte, der jeden aufgegebenen Stoff stante pede in uno dramatiſch behandelt, und zwar mit Glück. Er iſt noch ein Jüngling von vierundzwanzig Jahren.

Digitized by Google

Seine dargeſtellten Karaktere ſind mit Kraft und Wahrheit und Würde gezeichnet. Ob auch natürlich? das iſt eine andere Frage. Einem Deutſchen kömmt überhaupt das welſche Treiben, Schreien, Mienenziehen und ewiges Feuer- und Flammenleben nicht recht natürlich, ſondern wie von Kindheit her angenommene Affektation vor. Denkt man aber wieder an Italiens feurigen Himmelsſtrich, der ſogar auf deutſches Blut mächtig wirken kann, ſo mag man die wilden Geberdenſpielereien auch nicht geradezu unnatürlich ſchelten. Die Verwickelung der Handlung in Sgriccis Dramen iſt ungezwungen; die Entſchürzung des Knotens befriedigend. Er verſteht meiſterhaft eben die ächttragiſchen Lebenslagen hervorzuheben; und glücklich gewählt ſind ſeine gemüthigen Sinnſprüche. Sein ungeheures Gedächtniß läßt ihn ſchnell die ganze Begebenheit mit allen ihren kleinern Umſtänden überſehen, mit Urſachen und Folgen, und nie ſinkt er von der Würde des Kothurns herab. Auch in ſeinen übrigen Stegreifereien wird er nie gemein, ſondern bleibt ſich gleich groß und ergreifend.

Seine Feinde, eigentlich Neider, die ihn nicht gern gelten laſſen wollen, weil ſie fühlen, daß ſie mit ihrer Armuth nichts neben ihm gelten können, behaupten, daß es bei Gelegenheit, wo er ſich aus dem Stegreif hören laſſe, nicht immer allzu redlich zugehe. Denn trotz des ſcheinbaren Zufalls bei der Aufgabe des Stoffes, ſagen ſie, kenne er denſelben ſchon vorher, und habe ſich darauf bereitet. Die Narren, warum kann ihm denn keiner das Kunſtſtück nachbezen von ihnen. Es iſt aber offenbar Verläumdung. Denn geſetzt, es ginge ihm in Rom an, wo er von Freunden umgeben iſt — das müßten auch gar zu verſchwiegene Freunde ſein! — Doch in Neapel, Siena, Sardinien und Piemont, wo er ganz fremd war, konnten andere mit ihm unmöglich zu einer Täuſcherei durchſtechen. Man weiß aber, daß er da, zu ihm ganz unbekannten Männern gerufen, was ſie ihm aufgaben, in Dichtung erblühen ließ. Seine Sprache iſt edel, rein und ſchön; und darauf legt der italiäniſche Bürger großen Werth.

Piſtrucci, älter als Sgricci, und ſchon ſechszehn Jahre lang Stegreifdichter, beſitzt in ſeiner Kunſt unglaubliche Gewandheit. Jede ihm gemachte Aufgabe behandelt er mit wundervoller Leichtigkeit und Anmuth, und löſet ſie glücklich. Wie Sgricci den Bürger von Aſti, den Alfieri ſich zum Vorbild erkoren zu haben ſcheint, ſo mag ſich Piſtrucci Metaſtaſio's Hofſprache zum Muſter gewählt haben. Verſchiedene ſeiner Geſänge hat man, wenn er ſie herſprach, nachgeſchrieben, und zu Siena in zwei Bänden drucken laſſen. Ein Gleiches ſoll nun mit einem von ihm in Mailand geſtegreiften Trauerſpiel geſchehen.

Wir haben es in unſerm Vaterlande ohngefähr ſo gut und nicht ſo gut, als die Italiäner; Poeten und Poetinnen die Fülle, welche Verſe machen, wie man ſie beſtellt oder nicht beſtellt. Ich preiſe mir das an meinem deutſchen Volk, und wahrlich iſt das mein Ernſt. Denn es iſt gewiß, wenn Kammerherrn und Kammerjungfern, Generale und Korporale, Staats- und Bierwirthe, Feldzeug- und Schulmeiſter Verſe machen, daß die Nation damit ein Zeugniß gibt, es lebe und rege ſich in ihr ein feineres Gefühl für das Schöne in Kunſt, Sitte und Sprachthum. Immer iſts eine eigne Stufe öffentlicher Bildung, auf der man Verſe lieſt und macht.

Digitized by Google

Ich verdenk es auch keinem Staats- und keinem Ladendiener, wenn er nach seiner Art dichtet. Die Leute dichten, weil es ihnen wohlthut und natürlich ist, ihre Gefühle in gewissen Augenblicken lieblich hervorzuhauchen, wie es den gefiederten Sängern des Haines natürlich ist, den Frühling mit Liedern zu begrüßen. Nur darin haben wirs nicht so gut, wie die Italiäner, welche ihre Empfindungen sogleich redend, und auf der Stelle in Gesang verwandeln können. Bei uns will Alles erst geschrieben und gedruckt sein. Das ist langweilig, kostspielig, unmäßig und anspruchmachend. Uebrigens sind unsere Hölty, Bürger, Salis, Matthison, Göthe, Wielande, Schiller und Klopstock dahin. Gleich den Italiänern, behalten wir nur, nachdem der Geist verflogen ist, die Hefen.

Prozessionen. Geist römischer Kirchenklugheit. Wessenberg.

Man muß hier, wie allenthalben, einen Unterschied machen, zwischen Mensch und Beamten, Priester und Curia. Der Pöbel ist schlecht in allen Ständen, vom Bettler bis zum Nobile.

Mir wird zuweilen Gelegenheit, mit sehr geachteten, auch mit achtungswürdigen Prälaten in Gesellschaft zu kommen. Aus ihren Aeusserungen darf ich mir ohngefähr ein Bild dessen entwerfen, was das Höhere hiesiger Ansichten ist.

Den Tezel liebt man in Rom nicht, obwohl er that, was man andern seines Gleichen nicht verübelt hatte. Denn gleichwie Napoleon nach der Schlacht bei Leipzig die ganze Schuld auf einen Korporal schob, so schiebt man auch gern die Schuld der Reformation auf den Dominikaner-Korporal Tezel.

Man muß schlechterdings in Rom und zu Rom in mehrern trauten Verhältnissen leben, um das ganze System hiesiger Denkweise zu durchschauen. Schlegel glaubt Roms System ganz aufgefaßt zu haben, und richtet sich danach ein, tönt in die Mystik hinein und könnte selbst der heiligen Hermandad das Wort reden. Die Römer aber sind einmal, von Natur aus, erklärte Feinde des Mysticismus. Man verwirft und verdammt zwar einen Philipp II. nicht geradezu, aber mag's doch nicht leiden, wenn man ihn geradezu vertheidigt. Denn in jedem bäumt sich der gesunde Menschenverstand dagegen auf. Eben so ists mit der Inquisition. Zwar der gemeine römische Pfaff liebt und vertheidigt sie (auch dieser nicht immer!) die Curia will aber spanische Inquisition ni[illegible]erachtet, doch auch nicht geradezu öffentlich lobgepriesen wissen.

Man behauptet in Rom, ohne weiter darüber zu denken, übermystische Dinge ex auctoritate summorum pontificum, und ist doch aller Mystik abgesagter Feind. Man begreift nicht, warum die Deutschen soviel aus Thomas a Kempis machen? — Dies scheint Widerspruch und ists doch nicht. Man kann das Wesen hiesigen Wesens besser im Ganzen durchdringen und erkennen, als es sich analytisch und anatomisch darstellen. Und hier in Rom kommen mir Friedrich Schlegels Schriften ganz anders vor, als jenseits der Tyroler Berge. Er arbeitet, vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen, mehr für die Curia, als für die Kirche; und manchmal will michs sogar

Digitized by Google

bedünken, er vergeſſe geradezu das blutige Kreuz Chriſti über das ſilberne Kreuz, welches er vom Papſt empfangen.

An Prozeſſionen fehlts nicht, und doch wird man ihrer nicht ſatt. Ich füge mich gern hinzu. Es iſt immer darin etwas Rührendes und Hohes, alle Kreatur zu ſehen, wie ſie ſich vor dem beugt, der da iſt das Ein und Alles und Höchſte. Ich ſah ſolchen Zug einmal zur Laterans-kirche, die da heiſſet orbis et urbis caput. Der ganze römiſche Klerus, alle Weltgeiſtliche und Mönche waren dabei, ich glaube faſt zwölftauſend Menſchen an der Zahl.

Weit überraſchender aber war und unvergeßlicher iſt mir ein Anblick, den ich in der Kirche S. Maria de Novicella gehabt habe. Ein Freund führte mich hin.

Fünf orientaliſche Biſchöffe, Greiſe von ſiebenzig Jahren, und mehrere andere morgen-ländiſche Prieſter ſtellten ſich da auf hohe Stühle in der genannten Kirche, ein jeder eine leuchtende Kerze in ſeiner Hand, und laſen das Evangelium in neun verſchiedenen orientaliſchen Sprachen, in ſingendem Tone. Lauter Männer mit eisgrauen oder ſilberweißen Bärten. Man glaubte die Jünger in Emaus zu ſehen. Nach Vollendung des Evangeliums gingen ſie in der Kirche herum und ſangen: Hoſiannah, du Sohn Davids, Hoſiannah! gelobet ſei der da kommt, im Namen des Herrn! Himmliſcher König, gieb uns dein Reich, welches du den Deinen ver-heiſſen, und ſtärk' unſer Herz, daß es die Sünde haſſe, dich allein liebe und deinen Willen erfülle! Erbarme dich deiner Geſchöpfe und ſei uns großen Sündern gnädig. O Herr, du glänzende Herrlichkeit, nimm die Bitten deiner Diener an, und willige in unſer Verlangen gnädigſt ein, durch die Fürbitte der heiligen Gottesgebärerin, des heiligen Johannes des Täufers, der heiligen Apoſtel und Propheten, der heiligen Märtyrer, Lehrer und Patriarchen, Einſiedler, Jungfrauen und aller deiner Heiligen, welche im Himmel und auf Erden ſind. — Und dir, o unzertheilbare Dreifaltigkeit, ſei Lob, Ehre und Anbetung von Ewigkeit zu Ewigkeit! Halleluja!"

So endete dieſes himmliſche Gebet mit orientaliſchem Feuer. — Wer wird von ſolchem Anblick nicht bewegt?

Ich hab auch Weſſenberg in Rom geſehen, den deutſchen Prälaten unter römiſchen Prälaten. Leider kann ich nur ſagen, ich hab' ihn geſehen, nur einmal, in zu großer Geſell-ſchaft. Wie gern hätt' ich mich zu dem milden, edeln weiſen Gottespriester hingedrängt alle Tage. Unſer Geſpräch war das Vaterland und die vaterländiſche Kirche. Aber wir ſprachen, wie Leute, die da wiſſen, auf welchem Boden man ſteht. Alles war wider ihn, eh er kam; hoch und fein, nun er da iſt. Die Curia will Deutſchland wieder haben, und wird es bekommen. Darum wird Weſſenberg, wenn er ſich und das Recht der deutſchen Kirche nicht demüthigend aufgibt, ſchwerlich zum Ziel kommen für ſeine Perſon. Ob er gelehrt, fromm, tugendhaft, chriſtlich ſei, das kömmt nicht in die Waagſchale. Amico della santa sede muß er ſein. Das baieriſche Konkordat iſt ein für unſere Zeit wahrhaftes Meiſterſtück hieſiger Staatskunſt. Mit

Digitized by Google

den scharfblickendern, stolzern Franzosen wirds nicht so leicht gehen. Die Franzosen sind äusserlich geschmeidiger, fester in ihrem Innern; wir spröder äusserlich, weicher im Innern. Darum stehen jene elastischen Wesen auch nach allen Beugungen immer wieder aufrecht da, während wir einknicken und brechen, wie das Schilfrohr.

Mannigfaltiges.

Aus Baiern.

Bemerkungen über die wechselnde Höhe der verschiedenen Stände bei den Völkern. — Gegenwärtige Bedeutsamkeit des Mittelstandes. Falsche Furcht und Mühe. — Das neue Konkordat von 1817. — Aufblühen des Landbaues. — Südbaierns Oberfläche nach ihrer äussern Gestalt. — Coulons Militärkarte von Süddeutschland. — Der Gavial der Vorwelt. — Das römische Alterthum bei Taharding. — Denkschriften der Akademie. — Der Schlichtegrolle Lieferungen zur Geschichte des ritterlichen Mittelalters.

—— Unter allen jetzt lebenden Fürsten Deutschlands hat wohl keiner, seit Antritt seiner Herrschaft, mehr für Volksbildung und Aufblühen von Kunst und Wissenschaft gethan, als König Maximilian Joseph von Baiern. Dieser Ruhm bleibt ihm vor Zeitgenossen und Nachkommen. — Man gedenke der Zeiten des letzten Kurfürsten Karl Theodor, unter welchem so viel Schönbegonnenes seines Vorgängers wieder ganz, oder zum Theil vernichtet ward; unter welchem die höhern und niedern Schulanstalten wieder verdarben, da sie den Klostergeistlichen übergeben wurden; die dann achtzehn Jahre lang ihre mönchischen Grundsätze und höchstbeschränkten Ansichten des Lebens verbreiten konnten; unter welchem sich wieder, vom bösen Geist seiner Umgebungen herbeigeführt, eine Inquisition mitten in Deutschland anniften konnte; unter welchem wieder Nuntien nach München kamen; unter welchem die alte Akademie der Wissenschaften, die zur Erleuchtung eines geistig verwahrloseten Volkes groß gewirkt hatte, zur ohnmächtigen, verachteten Schattengestalt wurde; unter welchem die Denk- und Preßfreiheit wieder in ekelhaften Fesseln lag, und alles muthige Emporstreben der baierischen Nation zur eigenthümlichen Würde gewaltthätig niedergedrückt werden mußte. — Man gedenke jener Zeiten, und erinnere sich, was Baiern von dem Jahre an geworden, da Maximilian Joseph den Thron bestieg.

Es war am 12. März 1799, da hielt er seinen Einzug in München. Eben damals war sein ganzes Land von fremden Waffen bedeckt und im Innern des Volks eine Gährung, welche durch Argwohn gegen gewisse Verfügungen Karl Theodors angeregt, und mit seinem Tode zum Theil gestillt worden. Maximilian Joseph, kaum vier Wochen auf dem Thron, gewann durch ein einziges Mittel das ganze Vertrauen seiner Nation, — er zeigte nämlich sein eignes starkes Vertrauen in sie, und entfesselte die Denkfreiheit. Schon am 10. April 1799 hob er die alte,

Digitized by Google

lichtscheue Zensur auf und gab er die Bücherprüfung an wissenschaftlich gebildete, aufgeklärte Männer, an einen Westenrieder, Babo, Flurl, Maximus Imhof und Mann und Klein.

Von diesem Tage an begann Baierns besseres Leben. Es athmete unter allen Schrecken ewiger Kriege frei, und ward unter allen Feindseligkeiten fremder Waffen, unter allen Opfern und Anstrengungen blühender, denn zuvor. Das gesammte Schulwesen empfing neue Gestalt. Die Lehrstühle wurden mit einsichtsvollern Männern besetzt, und die bisherigen Hindernisse zum Fortschreiten des menschlichen Verstandes hinweggeräumt. — Grundhindernisse an aller Entwickelung der innern Stärke Baierns waren die lähmenden Beschränkungen gewesen, welche vermittelst einer Verfassung entstanden, die in sich selber morsch, schon darum nicht mehr dem Volk des neunzehnten Jahrhunderts anpassend war, weil sie aus einem weitentfernten Zeitalter stammte, das andere Verhältnisse hatte. Die ungeheuere Menge der Klöster verschwand nun. Es verschwand die Priesterherrschaft und Roms Einfluß. Es verschwand die Adelsherrschaft, deren unmäßige ständische Vorrechte gleich hart auf Landmann, Städte, Märkte und Geistlichkeit drückten. Dagegen erhob sich in seiner ganzen Kraftfülle der edelste Theil der Nation, der sogenannte Mittelstand des Volkes, zu welchem nicht Bürger und Handwerker allein, sondern alle mehr oder weniger Bemittelte, Geistliche wie Adliche, Landleute wie Beamte gehören, die alle gleich fern von den Lastern eines übermäßigen entnervenden Reichthums und einer niederbeugenden Armuth, gleich fern von der schaalen Verbildung sogenannter höherer Stände und der Bildungslosigkeit und Rohheit niedrigen Pöbels stehen; die dem Vaterlande das meiste geben; und vom Throne nichts fordern, als Recht und Schutz, weil sie, was sie sind und haben, durch sich selber sind und haben, nicht durch Geburt und Gunst.

Auch die Stände haben in den Geschichten der Nationen ihre Blüthenzeit. Unter Halbwilden genießt der Priester, als Bote und Dollmetsch Gottes, vermöge seiner überlegenen Einsicht, mit Recht das höchste Ansehen. Er beherrscht vom Altar herab, bewaffnet mit dem Fluch und Seegen des Himmels, die im Glauben zitternde Menge. Der Priesterstand in Baiern hatte sein schönstes Jahrhundert unter den Agilolfingen und noch später. Wenig fehlte, Baiern wäre mitten in Deutschland ein Priesterstaat geworden.

Unter kriegerischen Barbaren erhebt sich der Stand der Ritterschaft oder des Adels. Er steht an der Spitze der Krieger; lange den Priestern unterthänig; bald an Reichthum und Gewalt ihnen nebenbuhlerisch, zuletzt sie überstrebend. Das ist die von einigen Schöngeistern unserer Tage vergötterte Mittelalterwelt. Man sieht in ihr Fürsten, bald vor dem Schwerdt und Trotz des Adels, bald vor dem Bannstrahl der Kirche zitternd. Fürst, Priesterschaft und Ritterschaft bedeuten das Volk. Das Volk ist eine todte Masse; ein Haufen Leibeigener, nur voll thierischen Lebens. Die goldene Zeit der Ritterschaft begann in Baiern nach dem Tode Kaiser Ludwigs des Baiern, als sie durch die Handveste des schwachen Otto neuherrlich ward; in den Bruderkriegen der Fürsten das Schwerdt schwang. Sie blühete, als sie den

Digitized by Google

jungen Herzog Albrecht wegen der schönen Agnes Bernauer vom Thurnier wieß; als Kasyar der Törringer noch dem Landesfürsten ehrliche Fehde bot, oder der Löwenbund dem geistvollen Albrecht IV. drohen konnte.

Adel und Priesterstand sind in der Geschichte der Nationen hochehrwürdige Werkzeuge Gottes. Sie, ohne es zu wissen, oft ohne es zu wollen, führten das Volk zur höhern Gesittung, zur Erkenntniß und Freiheit. Ohne den Adel in Europa, ohne die Landstände, würden wir morgenländisches Sklaventhum gehabt haben.

Sobald sich aber in den Nationen, durch Gewerbfleiß, Kunst und Wissenschaft ein Mittelstand ausbildet, verlieren Adel und Priesterthum unwiderbringlich ihre alte Macht. Der Schwerpunkt des Staates legt sich in diesen Mittelstand; er wird der Kern der Nation. Die Fürsten, nämlich die weiseren, erkennen es bald. Sie werden durch diesen Mittelstand gegen diejenigen stark, von denen sie sonst gegängelt wurden. Sie befreien sich von den Fesseln derselben, und mit dem Fall des Adels werden sie wahrhaft Selbstherrscher, und wenn sie wollen, Gewaltsherren, deren Willkühr Gesetz heißen kann.

Hier ist der große Scheideweg zum weitern Aufschwung oder zum Niedergang der Nationen zur gesetzlichen Freiheit, oder zur neuen Sklaverei. Das Emporgehen des Mittelstandes in Baiern begann mit dem dreißigjährigen Kriege. Die Landstände wurden Schattengestalten, hohle Formen. Höflinge und Adel verbargen sich, als Plinganser die Ehre der baierischen Nation und die zum Verbrechen gewordene Liebe des Volkes zu dem geächteten Landesfürsten blutig rächte.

Das Zurückstreben des Adels und der Priesterschaft nach ihrer verlorenen Gewalt ist bei allen Nationen zu erkennen und eben so natürlich, als die Vergeblichkeit ihrer Mühen. Sie warnen die Fürsten vor den Absichten des Mittelstandes, als wolle derselbe Revolutionen (die doch immer und überall nur von ungetreuen oder ungeschickten Höflingen gemacht sind) und Vernichtung der Altäre und Thronen. So wollen sie sich den Fürsten wichtig und unentbehrlich darstellen. Von der andern Seite sagen sie dem Mittelstande: ohne Wiedereinführung unserer Rechte wird der Fürst allgewaltig; nichts beschränkt ihn oder seine Minister, mehr in willkührlichen Handlungen. Wir müssen zum Alten zurückkehren, wenn wir nicht den orientalischen Despotismus auf den Thronen erblicken wollen. So sagen sie dem Mittelstande, um sich ihm noch einmal ehrwürdig und wichtig zu machen. Wir hören diese Doppelsprache von Norwegen bis Kalabrien, vom Tajo bis zur Oder.

Welche Entscheidungen die Fürsten in dieser Krise der Menschheit des abendländischen Europas nehmen mögen: sie werden das Unglück ihrer Reiche entscheiden, wenn sie das Naturwidrige erzwingen wollen. Die mit der Natur gehen, deren Gesetz und Wesen sich aus der Geschichte der Nationen und aller Veränderungen offenbart, werden siegreich und groß stehen, wie die Natur selbst ist.

Kann man nicht alle Bücher verbrennen, alle Schulen aufheben, alle Künste zerstören,

Digitized by Google

allen Gewerbfleiß, Handel und Wandel vertilgen; kann man nicht die ganze Wildniß des Mittelalters zurückführen, oder will man es nicht: so ist es ein thöriges Verlangen, die altlandschaftlichen Gestalten, die alte Adels- und Priesterherrschaft über Grund und Boden und Geister der Nation in der vormaligen Glorie und Größe wiederzusehen. Denn wo Wissenschaft und Gewerbsfleiß blühen, da ist ein Mittelstand, in welchem alle Kraft der Nation liegt; da kömmt blindgläubige Nachbeterei nicht neben dem selbstthätigen Forschen und Prüfen empor; da steht das ewige Recht höher in Werth, als das ererbte Vorrecht; die Religion höher, als die Kirchlichkeit des Priesterthums; das vaterländische Verdienst höher, als der höchste Stammbaum, dessen Gipfel in Noahs Arche reicht.

Es gibt heutiges Tages sehr achtungswürdige und verständige Staatsmänner, die, entweder weil sie ihr Alter schüchterner macht, oder weil sie ungestützt durch Grundsätze der Geschichte, (dieser einzigen, göttlichen Lehrmeisterin in der Staatsführung), nicht wissen, woran sie in dem großen Gewirr halten sollen. Diese erschrecken nun selbst vor den tausend neuen Erscheinungen des Weltlebens, die sie doch selbst hervorlocken halfen. Sie sehen, was jetzt ist, und was gewollt wird; es gleicht dem gar nicht, was gewesen. Sie erschrecken vor ihren eigenen Werken. Sie glauben zu weit gegangen zu sein. Man hört sie sagen: Es ist doch billig, es müssen einige Rückschritte gethan werden. — Ein Minister kann Rückschritte thun. Die Menschheit macht keine, und that sie selbst zur Zeit der Völkerwanderungen nicht.

In Baiern sind Wissenschaft, Kunst und Gewerbfleiß voll regen Wachsthums, wie in wenigen Ländern Europens. Durch die Maasregeln, welche Maximilian Joseph seit seiner Thronbesteigung ergriff, entfaltete er Kräfte in seinem Volk, die dasselbe zuvor in sich kaum ahnete. Karl Theodor verschwendete Millionen, um Sümpfe auszutrocknen; jetzt werden Sümpfe trocken gelegt, Felder urbar, der Landbau blühend, ohne daß es dem Hofe Millionen kostet. Karl Theodor und seine Vorfahren verschwendeten viele Tonnen Goldes, Fabriken zu gewinnen. Jetzt thut sich ein Großgewerbe um das andere von selbst auf. Was für Wissenschaft und Kunst in Baiern geleistet worden ist, davon stehen hundert rühmliche Denkmale da, mit welchen sich Maximilian Joseph umringte. Deutschland kennt sie und ehrt sie. Und wer sie nicht kennt, sollte sich um ihre Kunde bemühen. Schon das Lesen des leichten und anmuthigen Umrisses, welchen Christian Müller in seinem „München unter König Maximilian Joseph I.*)“ davon gewährt, wird viele, denen das Emporsteigen eines B. zu eigenthümlicher Würde ein herzerhebendes Schauspiel ist, mit Bewunderung und Lust erfüllen.

Zwischen Alles, was seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Ruhmwürdiges begonnen oder vollbracht worden ist, trat das im Jahr 1817 abgeschlossene Konkordat mit der römischen Curie, als eine Allem ganz fremdartige, Vielem ganz feindselige Erscheinung. Neben diesem

*) München unter König Maximilian Jose.. s. .. istorischer Versuch zu Baierns rechter Würdigung von Dr. Christian Müller. Mainz 1817.

Digitized by Google

Kirchenvergleich konnte, selbst der französische, als gemäßigt gelten, der doch in Frankreich von vaterländischen Staatsmännern und Geistlichen mit Nachdruck angefochten ward; in Frankreich, wo noch ein Gegengewicht der repräsentativen Verfassung steht, welches in Baiern bisher mangelte. Roms Einfluß ist darin wieder hergestellt; hergestellt die Unabhängigkeit des Klerus; ihm sogar die Oberzensur über die Werke der Schriftsteller, aller Geistesblüthen deutscher Nation eingeräumt worden. Im Auslande wurde der Vertrag mit Erstaunen, in Baiern von Vielen mit Bestürzung gesehen. Der Geist aus Rom, welcher in jenem Konkordat erscheint, ist demjenigen Geiste durch welchen Baiern sich binnen siebenzehn Jahren kräftig entfaltete, so unverwandt, entgegen gesetzt, daß der Zwiespalt beider verderblich eingreifen muß. Es ist dieser Zwiespalt unvermeidlich, wie leise, vorsichtig und mild auch der Römergeist anfangs auftreten möge. Er wird entweder die herrlichsten Stiftungen Maximilian-Josephs allmälig wieder zerstören, und mit ihnen Baierns Stärke und Ansehen; oder als ein diesen Stiftungen und dem Bedürfniß des Zeitalters und dem Geiste der Nation ungemäßer Stoff durch die Natur des Staates ausgeschieden werden.

Noch ist das Konkordat nur Zeitungsnachricht. Viele zweifeln an dessen Ausführung; Viele glauben, es werde mit so seltsamen Restrictionen aufgestellt werden, daß es zuletzt nicht mehr ist, was es ist; dann schon in sich selbst ein halb vernichtetes Wesen. Immer aber wird auch diese wunderbare Erscheinung nur dienen, die Macht des Guten, Wahren und Gerechten zu stärken.

Indessen schreitet Baiern bis jetzt noch in Erkenntniß, Kunst, Gewerb und Anbau, treu dem alten Geist, fort. Dies ist die Frucht des Konkordats der Menschheit mit der Natur und den göttlichen Ordnungen. Dieses wird bleiben, wenn die andern wechseln und fallen.

Um sich von dem Aufblühen auch der Landwirthschaft, dieser Grundquelle der physischen Staatskraft, zu belehren, muß man nur des Staatsrathes von Hazzi „gekrönte Preisschrift über Güter-Arrondirung u. s. w.“ lesen*). Dies Werk ist nicht blos für die Eingebornen, es ist für jeden deutschen Staatswirth wichtig, weil es eine der bedeutsamsten und schwierigsten Aufgaben mit Klarheit und Glück behandelt, und gewiß in mehr als einem deutschen Manne, welcher an der öffentlichen Verwaltung seines Vaterlandes Theil nimmt, den Wunsch erregen wird, Aehnliches für seine Heimath geleistet zu sehen. — Voran sendet Hazzi einen Ueberblick der Geschichte baierischer Landwirthschaft: mit derselben ist zum Theil die Geschichte des Landbaues im übrigen Deutschland verwebt. Dann folgt eine Darstellung vom gegenwärtigen Zustand des Landbaues aller einzelnen Kreise Baierns, wie sie im Jahre 1812 waren, mit allen ihren Gebrechen und Vorzügen. Ein großes, helles, lehrenvolles Bild, wie wir noch von wenigen andern deutschen Staaten besitzen. Man erkennt aus demselben, wieviel in Baiern noch fehlt, und was es sein wird, wenn es nach ganzer Freilassung des Gewerbes

*) Sie ist zu München, bei Fleischmann in Kommission, 1813, mit zwei illuminirten Flurkarten erschienen.

Digitized by Google

und Eigenthums, oder Freimachung deſſelben von allen Umſtrickungen der Gewohnheit, des Vorurtheils und gemeinſchädlicher Rechtſame endlich zur Fülle ſeiner Kraft geneſet.

„Die gegenwärtige Regierung hat“, ſagt Hazzi: „zwei große Worte ausgeſprochen: Freiheit des Eigenthums und Freiheit der Kultur. — Zauberwirkungen gingen daraus hervor. In kurzer Zeit war der größte Theil der öden Strecken urbar; eine Menge neuer Anſiedelungen, neuer Häuſer ſtand da; viele Brachen wurden angebaut; einmädige Wieſen zwei bis dreimädig gemacht, Waldplätze ausgereutet, Obſtbäume gepflanzt, Verzäunungen und Fallthore niedergeſtürzt, Straßen und Land von vielen Waldungen gelichtet; die Weiden, Mooſe, Sümpfe verbannt. Dies Alles trug nicht wenig dazu bei, daß das Land die letzten Kriege aushalten konnte. Denn auch Taglöhner und Kleingütler theilten ſich, gleich als Mitglieder der Gemeinde, in der Gemeinde öden Plätzen. Dies war eben das Wohlthätige. Die Taglöhner und Kleingütler legten am erſten Hand an; ſie eroberten ſich Land, das ſie nöthig hatten; konnten das Wenige beſſer anbauen und reizten ſo auch die übrigen zur Kultur. Gelehrte und Staatsmänner bekennen einſtimmig, daß die neuen baieriſchen Kulturgeſetze ein Muſter für alle andere Staaten darſtellen. Sie ſind zugleich durch die vollſten Wirkungen und zweckmäßigſten Erfahrungen bewährt. Die Kulturgeſetze erſtrecken ſich vorzüglich auch auf das Zertrümmern der allzugroßen Höfe und auf das Arrondiren der allzu zerſtreut liegenden Grundſtücke.“

Schon im Jahre 1804 konnte die baieriſche Regierung ſagen*): „In einem Zeitraum von vier Jahren, und meiſtens während eines verwüſtenden Krieges im Lande, wurden allein im Herzogthum Baiern im beſchränkten Flächenraum von 514 Quadratmeilen 921 Abtheilungen öder Gemeindegründe vorgenommen, worunter 397 vom Walde, und 524 von Weiden waren. Und ſo gingen 111,566 Tagwerke bereits in Kultur über. Begriffen in der Einleitung zur Kultur befanden ſich 564 Abtheilungen von 224,675 Tagwerken. Uebrig ohne getroffene Einleitung zur Kultur ſind noch 1,607 Abtheilungen zu 141,342 Tagwerken. Ferner wurden 11,236 Tagwerk bisher einmädige Wieſen zweimädig gemacht, und eine Menge Verbeſſerungen bei den bisher vernachläſſigten Wieſen vorgenommen. Neben einer beſtimmt angegebenen Zahl von 9,142 Tagwerken der neu mit Futterkräutern angebauten Brachen kommen noch mehrere Dörfer, Flecken, Städte und einzelne Unterthanen vor, die bereits die Brache aufhoben und den Futterbau einführten. 379 Güter wurden theils der unverhältnißmäßigen Größe wegen, theils zum Vortheile ſonſt zu Grunde gegangener Familien zertrümmert. 701 neue gemauerte Häuſer gingen hervor, und 113 Arrondirungen der Gründe. Dabei iſt die große Operation im Donaumooſe nicht einmal eingerechnet. Welche Staatsgeſchichte hat je ſo einen ſchnellen Kulturaufſchwung aufweiſen können?

Die Regierung blieb bei dieſem nicht ſtehen. Es erſchienen ihre Verordnungen über die gutsherrlichen Rechte, über die Ablößbarkeit der in grundherrlichen Verträgen feſtgeſetzten Bürden

*) Im Regierungsblatt vom 17. Hornung 1804.

Digitized by Google

des Landmanns; über Erlöschung aller Spuren der schandevollen Leibeigenschaft, des Dienstzwanges, des Leibzinses, des Todtfalls, der Abzugsgebühren bei Veräusserungen und Standesveränderungen; und die Barbarei des alten Lehenthums und Lehengreuels wich immer mehr zurück.

Mit ungeheuern Schwierigkeiten, die der Gesetzgeber allerdings mindern, aber ohne Gewaltthätigkeit gegen das Eigenthumsrecht nicht aufheben kann, hat die Arrondirung der zerstreuten Grundstücke zu kämpfen. Dazu ward jedoch mit Hilfe der Specialvermessung zur Kadaster-Arbeit und Chartirung Baierns ein großer Annäherungsschritt gethan. Der landwirthschaftliche Verein in Baiern, an dessen Spitze der König selbst steht, machte den hochwichtigen Gegenstand am 14. Jänner 1813 zum Stoff einer Preisfrage. Des Staatsraths Hazzi, kenntnißreiche und auf Erfahrungen gebaute, zum Theil schon verwirklichte Vorschläge und Entwürfe wurden gekrönt. Hier ist aber nicht der Ort, dieselben auseinander zu setzen; sondern nur auf sie hinzudeuten. Ein dreißigjähriger Friede, und Konsequenz in den Maasregeln der Regierung zur Befreiung und Erleuchtung des kräftigen deutschen Volks, und Baierns Oberfläche kann das Bild eines blühenden, unermeßlichen Gartens werden.

Diese Oberfläche Baierns hat ein anderer Sohn des Landes, F. F. Weiß, vormals Hauptmann in russischen Diensten, ein gabenvoller, junger und thätiger Mann, noch aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet und dargestellt, in vielerlei Beziehungen nicht minder wichtig. Weiß widmete seine Forschungen der geognostischen Bildung desjenigen Landstrichs, welcher unter Maximilian Josephs Zepter sich vom Bodensee bis zum Inn, von den Alpen Tyrols bis zu den aufgeschwemmten Hügeln und Ebenen gegen die Donau streckt. Er verfolgte die Züge der Gebirge, die Abdachungen und Abstufungen derselben; die Züge der Ströme, welche jene durchbrachen und sich in den Abhängen Betten fraßen, oder in alten Seen, nun in Mooren, stockten. Seine Beobachtungen und Ansichten entfaltete er in einem, mit Karten und Profilen erläuterten Werke: „Süd-Baierns Oberfläche nach ihrer äussern Gestalt*)" welches er selbst nur eine geognostisch-topographische Skizze nennt, die aber mit Geist durchgeführt, Geognosten und Geographen willkommen erscheint. Er ist auf dem Wege, seinem Volke zu leisten, was Ebel der Schweiz leistete. Er kann es und wird es mit Erweiterung seiner oryktognostischen Kenntnisse, welche bestimmt vielmals den Schlüssel zu Räthseln der Geognosie anbieten, die ohnedem unauflösbar bleiben.

Im Allgemeinen zeigt Südbaiern vom Gipfel der Alpen bis zur Donau keine andere Erscheinungen der auf einander folgenden Bildungen der Gebirge, als die Schweiz. An die Urgebirge lehnen sich die Züge der Kalklager; an diese die ungeheuern Massen der aufgethürmten Nagelfluе; dann folgen die Sandformationen und aufgeschwemmten Gebirge. — Wie in der Schweiz, staunt man auch dort ungeheuere Trümmer von Granit und andern Urfelsgattungen an, welche

*) München, bei Lentner 1817.

Digitized by Google

fern von den Urgebirgen, auf den Höhen der höchſten Kalkgebirge umherliegen. So werden dergleichen auf dem Bolgen, bei Obermeiſſelſtein, geſehen, einem Berge, der die Höhe von 5057 Schuh erreicht. Durch welche Kraft dieſe Maſſen dahinauf getragen worden ſein mögen, hat ſchon vielerlei Muthmaßungen veranlaßt. Es ſind auch geweſen, die da meinten, daß zur Zeit, da der Ozean noch über den Alpen rauſchte, der Winterfroſt große Eisinſeln gebildet habe, welche die Trümmer des Urgebirgs ſchwimmend von einem Gipfel zum andern führten. Aber die Schwungkraft der Fluten, welche Haufen von Geſchieben zu 5000 Fuß empor bis in die Wolken aufthürmen konnte, mag auch jenes Wunder vollbracht haben. Wie in der Schweiz, werden auch dort Conglomeratgebirge von erſtaunenswürdiger Höhe erblickt. So iſt das Rinderalberhorn 5582 Fuß über die Meeresfläche erhaben, alſo dem höchſten Nagelfluegebirge der Schweiz, dem Rigi, zu 5676 Fuß, wenig an Größe nachgebend.

Neben der Beobachtung der Gebirgszüge beſchäftigt Herrn Weiß vorzüglich die eigentliche Form, das ſich Heben und Senken der Oberfläche des baieriſchen Bodens. Ein großer Theil des Landes, wie eben er auch zu ſein ſcheint, liegt hoch auf einem breiten Gebirgsrücken, der ſich von den Alpen zur Donau ſenkt. München mit ſeinen Ebnen liegt noch 1569 Pariſer Fuß über das Mittelmeer; Ingolſtadt 1200 Fuß. So erklärt ſich das rauhe Klima dieſer Gegenden, da ſelbſt der Bodenſee 360 Fuß tiefer gelegen iſt, als die Hauptſtadt Baierns, und der Genferſee 439 Fuß tiefer. Daher ſind die Landſchaften der Schweizerthäler ungleich milder, weil ſie meiſtens tiefer liegen, und die rauhen Winde von den nahen Hochgebirgen mehr oder minder gebrochen werden; während die Schärfe des Oſt- und Nordwindes, frei über hochgelegne Länderſtrecken ziehend, zunimmt.

Fruchtbar an Folgerungen, wie ſinnreich im Erforſchen der Urſachen, welche die gegenwärtige Oberfläche Baierns geſtaltete, verfolgt Herr Weiß durchgehends das Niveau der Ebenen, Höhen und Thäler. Es wäre zu wünſchen, er hätte Muſſe und Reichthum genug, oder höhere Unterſtützung, die ganze Form von Baierns wechſelnden Höhen und Tiefen, Ebnen, Strombetten, Seen und Mooren in erhabener Arbeit nachzubilden, gleich wie die Pfeiffer von Luzern, Meyer von Aarau und Müller von Engelberg, von großen Theilen der Schweiz thaten. Ein ſolches Hochgebilde gibt von dem Lande eine weit andere, lebendigere Anſchauung, als irgend eine Karte.

Unter den neueren Karten, welche Baiern darſtellen, zeichnet ſich vor allen die große Militär-Karte von Süddeutſchland aus, welche der baieriſche Ingenieur-Hauptmann A. von Coulon, unter Leitung des Generallieutenant von Raglovich auf Befehl Ludwig Auguſts, des Kronprinzen von Baiern, verfertigte, und durch Seitz meiſterhaft geſtochen, im Jahr 1817 herausgab *). Sie umfaßt in zwanzig Querfolioblättern den ganzen Landſtrich, welcher zwiſchen Bonn, Marburg und Jena, und Bern, Botzen und Klagenfurt

*) Militär-Karte von Süddeutſchland in zwanzig Sektionen, nach den beſten aſtronomiſchen und trigonometriſchen Ortsbeſtimmungen u. ſ. w. herausgegeben von A. v. Coulon. München 1817.

Digitized by Google

eingeſchloſſen liegt. In wie weit eine Karte, als Bild, irgend durch Licht und Schatten, das Relief der Erdoberfläche erſetzen kann, geſchieht es durch Coulons herrliche Arbeit, die ohne Bedenken den beſten Kunſterzeugniſſen dieſer Art beizugeſellen, und dem Geographen und Geognoſten ſo werthvoll, als dem Kriegsmann iſt.

In der Betrachtung von Coulons Blättern gewinnen die Vermuthungen und Ahnungen des ſinnigen Weiß über den Urſprung der gegenwärtigen äuſſern Geſtalt von Baierns Oberfläche neue Wahrſcheinlichkeit. Man ſieht ſich das ganze Land von der Alpenkette niederwärts ſenken, wie abgeſpülten Schutt des Gebirgs. Man ſieht da, in den Thalungen, ungeheuere Betten gewaltiger Ströme, die längſt nicht mehr ſind, und in den keſſelförmigen Flächen, Seen, die einſt waren. Ueberall die Narben uralter Wunden, welche das Urmeer einſt dem Erdball ſchlug, oder durch irgend eine Erſchütterung unſers Sterns in ſeiner Bahn und Schwingung verurſacht wurden, als die Meere mit ihren Ungeheuern über die Gipfel der Alpen fuhren.

Noch unlängſt, nämlich im Jahr 1812, wurde zu Daiting, zwei kleine Stunden von Monheim in Baiern, im ſogenannten Meulnhard, und zwar in einer nur wenige Fuß tiefen Bohnerz-Grube, das verſteinerte Gerippe eines ſchmalkieferigen Krokodils, des Gavials der Vorwelt, gefunden. Es iſt dies bis jetzt das einzig bekannt gewordene Beiſpiel ſolches Amphibiums, von welchem übrigens, ſoviel man weiß, keines mehr in den Gewäſſern des Erdbodens lebendig gefunden wird. Die ſchmalkieferigen Krokodile oder Gaviale, von denen ſchon Aelian Kunde gehabt zu haben ſcheint, und die man erſt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Europa kennen lernte, unterſcheiden ſich ſehr von dem in Baiern gefundenen.

Samuel Thomas von Sömmering, der klaſſiſche Naturforſcher, gab in dem neueſten Band der Denkſchriften der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu München *), eine ſehr genaue, mit treuer Abbildung begleitete Beſchreibung dieſes Gavials der Vorwelt. — Die Länge deſſelben vom vorderſten Rande der Kiefer bis zur äuſſerſten Spitze des Schwanzes beträgt zwei Fuß, eilf Zoll, ſieben Linien; die Länge des Kopfes bis zum Kiefergelenk ſechs Zoll, vier Linien, oder zwiſchen einem Fünftel und Sechſtel von der Länge des ganzen Körpers, der Schwanz hat eine Länge von einem Fuß, fünf Zoll, zehn Linien. Man bemerkt an dem Gerippe noch neun und ſiebenzig Wirbelbeine. Die Zähne, meiſtens gekrümmt, unterſcheiden ſich von bekannten Gavialarten. Beſonders dadurch, daß ſie regelmäßig, größere mit kleinern, abwechſeln. Die im Leben knöchern geweſenen viereckten Schuppen, mit welchen das Thier einſt gepanzert war, beurkunden, daß es zum Geſchlecht der Krokodile gehörte. Aber Form, Größe und Verhältniß der Theile weichen auffallend von denen ab, die wir an den noch lebenden Gavialen kennen.

Sömmering giebt in ſeiner Beſchreibung dieſes merkwürdigen Geſchöpfes Gründe zur Ver-

---

*) Für die Jahre 1814 und 1815; aber erſt erſchienen im Jahr 1817. Sömmering gibt in ſeiner Abhandlung zugleich die lehrreiche Ueberſicht von allen bisher gefundenen verſteinten Krokodilen, deren Zahl nicht groß iſt.

Digitized by Google

muthung, daß der Gavial seinen Tod an, oder doch unfern der Stätte gefunden, welche zugleich seine Grabstätte geworden ist. Er schließt noch weiter: daß derjenige Theil des Königreichs Baiern, welcher in der Vorwelt aus dem Meere, als festes Land, hervorragte, auch große Flüsse oder große Seen, besonders von süßem Wasser, und zwar unter einem heissen Himmel gehabt haben müsse, um Gaviale zu nähren. Denn bekanntlich alle Krokodile leben nur in großen Flüssen, wie im Nil, Ganges, Niger, Senegal, Macassar, Missun, Missisippi, Ohio; oder in Sümpfen und großen Süßwasser-Seen, den Savannen Florida's, Guyana's, den Morästen Paraguays, und anderer heissen Erdstriche. Die noch jetzt lebenden Gaviale werden aber nur in Ostindien gefunden.

Daß die gegenwärtige Donaugegend in unbekannten Weltaltern einst ein heißes, südindisches Klima gehabt habe, hat Sömmering schon früher mit hoher Wahrscheinlichkeit geäussert, als er ein verschwundenes Säugethier, den versteinten Ornithocephalus der Vorwelt beschrieb, der ebenfalls in Baiern gefunden worden*). Es ist dies eine Fledermaus, welche mit den jetzt noch in der Schöpfung vorhandenen, oder bekannten Thieren seiner Art viel und wenig Aehnlichkeit hat.**) Sie scheint ebenfalls tropischen Gegenden entstammt zu sein, wie auch die in den Sohlenhofer Kalkschiefern begraben liegenden südindischen Würmer, koromandelschen Fische und moluckischen Krebse dahin deuten.

Was die Geschichte eines Hausvaters im Verhältniß zur Geschichte eines uralten Volkes, oder die Geschichte eines Volkes zur Geschichte der vieltausendjährigen Menschheit: das ist die Geschichte der Menschheit zur Geschichte des Sterns, den sie im Weltall bewohnt. Dahinauf reicht keine Forschung, keine Sage mehr. Er war, ehe organisches Leben war; dieses war, ehe unser Geschlecht. Die Kalk- und Thonschieferschlotze auf der Oberfläche unserer Gebirge sind gleich Blättern eines heiligen Buches, worauf die Kräfte oder Geister der Natur die Geschichte ihrer Kriege niederschrieben, ehe der Mensch kam. Vieles Leben ging in diesen Kriegen aus; viele Thiergeschlechter verschwanden ganz aus der Schöpfung. Ob auch Wesen höherer Art, die wir Verwandte des Menschengeschlechtes nennen könnten?

Baiern, welches so viele Denkmale der verlorenen Urwelt, mehr derselben, als manches andere Land enthält, weil es selbst größtentheils nur ein ungeheurer Grabhügel, ein Haufe zusammengestürzten und verschwemmten Gebirgs ist, gab bisher auf Fragen, wie diese, keine Antwort. Die Oberfläche seines Bodens verdeckt selbst zahllose jüngere Denkmale, kaum vor

---

*) Sömmering über einen Ornithocephalus, in den Denkschriften der königl. Akademie der Wissenschaften zu München für die Jahre 1811 u. 1812.

**) Collini hatte dies Geschöpf im Jahr 1784 für einen Fisch, Cuvier im J. 1800 für ein Amphibium, Blumenbach im J. 1803 und noch 1807 für einen Schwimmvogel erklärt, das Sömmering nun im Jahr 1810 zu einem Säugthiere machte.

Digitized by Google

zwei Jahrtausenden von Menschenhänden geschaffen, deren Ursprünge dem jetzt darüber wandelnden Geschlecht Räthsel bleiben, wie die Alterthümer von Taharding.

Taharding ist eine kleine Ortschaft im baierischen Landgericht Trosberg, an der Alza, dem Abflusse des Chiemsees. Hier stieß noch im Jahre 1811 ein Bauer, der auf seinem Lande verschiedenes altes Gemäuer hervorragend hatte, indem er daneben die Erde umgrub, auf zierliche Fußböden von Mosaik, aus farbigen Marmortafeln zusammengesetzt, von verschiedener Zeichnung. Er fand Gewölbe auf Pfeilern ruhend, welche dem Gebäude zum Fuß gedient hatten. Er fand im Ueberbleibsel des Mauerwerks ohngefähr schuhhohe, vier Zoll weite Röhren von gebrannter Erde, jedes Röhrenstück an zwei Seiten durchlöchert; alle diese Röhren übereinander gelegen, mit ihren Löchern an und aufeinanderpassend, eine ganze Wand bildend, die folglich hohl, von aussen aber übertüncht gewesen war. Ohne Zweifel hatten diese Zimmerwände mit ihrer künstlichen Bauart einst, statt unserer jetzigen Stubenöfen gedient, die angränzenden Gemächer zu erwärmen, indem der Wärmestoff von einem irgendwo angebrachten Feuer sich durch sie in allen Zügen und Richtungen vertheilen konnte. Aehnliche Röhren aus Backsteinen gewölbt, kreuzweis laufend, fand man unter den Zimmerböden.

Schon aus diesen Angaben wird deutlich, daß hier Ueberbleibsel eines römischen Gebäudes sind. Wir kennen diese Mosaik, eben so diese wärmeleitenden Röhren, aus unzähligen Ruinen römischer Vorwelt, wie sie häufig in Baiern, und noch im Jahre 1815 auf dem Loigerfeld bei Salzburg, in England, in der Schweiz, hier noch im Jahr 1816 unter Kilchberg bei Aarau und andern Orten gefunden wurden. — Ob aber die Trümmer von Taharding zu einem Landhause, oder einer größern Römerniederlassung gehört habe, ist nicht mehr zu erkunden. Die Sage der dortigen Landleute, daß vor Zeiten da eine große Stadt gestanden sei, welche von Altenmarkt bis Oetting gereicht habe, ist selbst wohl nur erst aus dem Anblick hin und wieder zerstreuter Trümmer entsprungen; und die Schanzen, deren Spuren sich an der Alz bis Dornizen und dem Inn und über Märktl hinausstrecken, leisten wenig Beweis, da sie spätern Ursprungs und aus Kriegen sein können, deren es in ältern und neuern Zeiten auf baierischen Boden nie Mangel hatte. Lehrreiche Bemerkungen über die edeln Trümmer von Taharding hat übrigens Joseph von Obernberg in einer Abhandlung mitgetheilt, welche in dem vierten Band der so eben erschienenen „Historischen Abhandlungen der königl. baierischen Akademie“ (1818) aufgenommen ist.

Diese Akademie, von ihrem königlichen Stifter mit einer, seiner Liebe für Wissenschaft und Volksglück würdigen Freigebigkeit unterstützt wird, weiht einen großen Theil ihrer Thätigkeit, gleich der verdienstvollen ältern Akademie der Erforschung vaterländischer Alterthümer. Davon zeugt abermals jener erwähnte Band ihrer Denkschriften, welcher theils Aufklärungen über die Geschichte alter Geschlechter des Landes gibt, theils über seltene und wenig bekannte Schaumünzen Herzog Albrechts V., der in der andern Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts lebte. Letztere danken wir dem geistvollen Franz Ignatz Streber, Konservator des königlichen Münzkabinets, der mit Reichthum mannigfaltiger Gelahrtheit seinen Geschmack in Darstellung und Ordnung seiner Ideen vereint. Den größten Theil der Denkschriften füllt aber eine pragmatische Geschichte des baierischen Handels, welche der verstorbene, verdienstreiche

Digitized by Google

Zirngiebl auf Veranlaſſung einer Preisfrage der Akademie ſchrieb. Dieſe Geſchichte, wenn ſchon nur auf Baiern und Süddeutſchland beſchränkt, iſt für die Geſchichte des deutſchen Handels überhaupt reich an neuen Aufſchlüſſen und Beiträgen; an ſich ſelbſt weniger Geſchichte, als reiche Sammlung zu einer ſolchen.

Einen köſtlichen Beitrag zur Sittengeſchichte des Mittelalters haben auch die beiden Schlichtegrolle, Vater und Sohn, neulich geliefert. — Friederich Schlichtegroll, der Vater, Generalſekretär der königlich baieriſchen Akademie, begleitete mit ſeinen Erklärungen das prächtige „Thurnierbuch Herzog Wilhelms IV. von Baiern vom Jahre 1510 bis 1545“, welches Theobald und Clemens Senefelder in München nach einem gleichzeitigen Manuſcript der königlichen Bibliothek zu München treu in Steindruck, ganz nach den Farben der Urbilder illuminirt, vervielfältigten*). Hans Schenk, der Wappenmeiſter jenes Herzogs, und Augenzeuge der prachtvollſten Ritterſpiele ſeiner Zeit, verfertigte jenes Buch und der Maler H. Osdentarfer mußte ihm die verſchiedenen Trachten der Fürſten und Ritter bei den Rennen zeichnen und malen. Das Werk ging als ein koſtbarer Familienſchatz der baieriſchen Herzoge auf die Enkel derſelben, ward aber im dreißigjährigen Kriege vom Herzog Bernhard von Weimar gewonnen, und der Herzoge von Weimar Gut, bis es der edelſinnige jetzt lebende Herzog von Sachſen-Gotha im Jahr 1816 dem Kronprinz von Baiern zum Geſchenk machte. Dieſer, auf Alles, was zur Erläuterung der Vaterlandsgeſchichten beitragen mag, rühmlich bedacht, hatte ſich das Thurnierbuch ſeines Ahnherrn nur ausgebeten, um es für die königliche Bibliothek in München treu kopiren zu laſſen. So iſt nun das berühmte und ſeltene Prachtwerk durch Senefelders Kunſt nicht mehr bloßer Hausſchatz einer fürſtlichen Familie, ſondern kann und ſollte das Eigenthum jedes Forſchers und Freundes des Mittelalters, oder doch großer Bibliotheken zum Behuf der Geſchichtsforſcher ſein.

In die ehrenvollen Fußtapfen ſeines Vaters Schlichtegroll, tritt deſſen Sohn, Dr. Nathanael Schlichtegroll, mit Herausgabe des „Talhoferſchen Fechtbuches.“ Entſchloſſen, wenn er durch die Freunde deutſchen Alterthums genug Unterſtützung durch Subſcription findet, das ganze Talhoferſche Fechtbuch, aus 268 Abbildungen beſtehend, in einem Facſimile des Steindrucks erſcheinen zu laſſen, hat er ein für ſich beſtehendes Probeheft: „Talhofer. Ein Beitrag zur Literatur der gerichtlichen Zweikämpfe im Mittelalter“ herausgegeben. Dies Probeheft an ſich empfängt ſchon durch die Betrachtungen des Verfaſſers über Geſchichte, Eigenthümlichkeit und Literatur der gerichtlichen Zweikämpfe, von ſechs Nachbildungen aus Talhofers Werk begleitet für den Freund der Sitten- und Rechtsgeſchichte des Mittelalters vielen Werth. Möge bei der neuerwachten Theilnahme am Leben und Weben der deutſchen Altvordern, von welchem ſo viele in unſerer Zeit reden und ſchreiben, und welches ſo wenige kennen, das Unternehmen Nathanael Schlichtegrolls hülfreichen Beifall finden. Nur durch Anſchauung der aufbewahrten Bilder alter Welt geſtaltet ſich dieſe vor uns beſtimmter und lebendiger, als in eitel Schrift und Rede.

H. Zſchokke.

*) Buchhändler Thienemann (Stogerſche Buchhandlung) in München hat den Verlag übernommen. Jedes Heft koſtet den Subſcribenten 18 fl.; einzeln aber 22 fl.

Digitized by Google

An das deutsche Publikum.

Es freute mich, von vielen edeln Freunden in der Nähe und Ferne Beweise von Theilnahme zu empfangen, als sie von der durch den Nachdrucker Mäcken in Reutlingen begonnenen unrechtlichen Unternehmung Kunde erhielten, und ich halte mich verpflichtet, dafür meinen wärmsten Dank öffentlich abzulegen. Es fanden sich selbst biederherzige Freunde in der Schweiz, die sogar von dem durch jenes Unrecht — mir abgedrungenen niedern Preis der Andachtsstunden Gebrauch zu machen sich weigern, und das Werk nur in dem bisherigen Ladenpreis annehmen wollten. Ein solches natürliches Gefühl für Rechtlichkeit, das sich mir bei diesem Unfall unter allen Ständen offenbarte, verdient öffentliche dankbare Erwähnung. Auch aus vielen Gegenden Deutschlands erhielt ich dafür die unzweideutigsten Beweise, indem selbst aus der Nähe des Nachdruckerorts sich wackere Männer an mich wandten, um meine Originalausgabe zu beziehen. Es haben insbesondre auch alle solide Buchhandlungen in Würtemberg und in allen Gegenden Deutschlands sich dafür auf eine biedere und kollegialische Weise verwendet, so daß meine Originalausgabe überall einen über alle Erwartung schnellen Abgang findet.

Seitdem hat sich der Nachdrucker Mäcken neuerdings unterfangen, einige Worte gegen meine Anzeige im Publikum zu verbreiten, um sich damit vor demselben über sein niederträchtiges Beginnen zu beschönigen, und gegen mich mit frecher Dreistigkeit Unwahrheiten auszustoßen. Er bemühte sich zugleich, diese in öffentliche deutsche und schweizerische Blätter einrücken zu lassen, worin ihm jedoch nirgends willfahrt wurde. Schon diese Verwegenheit hätte dem unbesonnenen Manne das Unrechtliche seiner Schritte und Handlungen einleuchtend darthun können. Er setzte aber seine Bemühungen fort, und trachtet nun an verschiedenen Orten seine Bemerkungen von Hand zu Hand lesen und verbreiten zu lassen. So wenig ich dessen bisher achtete, so bin ich es doch nun meiner Ehre und dem Publikum schuldig, desfalls folgende Erklärung zur Berichtigung der Urtheile zu ertheilen, um selbst den Unkundigen in den Stand zu setzen, die Wahrheit zu erkennen.

Ich bin Buchdrucker, Verleger und Buchhändler, oder wie man will, Fabrikant und Handelmann; die Wahl in meinen Unternehmungen richtet sich auf Gegenstände, wovon ich überzeugt bin, daß damit in der Welt Gutes gestiftet, oder Nützliches verbreitet, oder diese und jene Wissenschaft erweitert werden könne. Es wendet sich ein ausgezeichneter Gelehrter an mich mit dem Antrag: „Ich übermache Ihnen ein Manuskript, auf das ich einen hohen Werth setze, weil ich meine schönste Zeit des Lebens und während zehn Jahren einen rastlosen Eifer auf dessen Ausarbeitung verwendete; und zum Theil selbst meine Gesundheit durch allzugroße Anstrengung dabei einbüßte. Die Welt wird dieser Geistesfrucht ihren Beifall nicht versagen, und sie mit Freuden empfangen, denn es werden Tausende darin neue Beseligung im verstärkten Glauben an eine alles leitende göttliche Vorsehung finden.“ — Ich überzeuge mich durch nähere Einsicht selbst von dem seltenen Werth des Manuskripts, und fasse den Entschluß, das Unternehmen zu beginnen, und mit dem Eigenthümer desfalls eine Uebereinkunft festzusetzen. — Ich verwende auf Papier, Druck und Honorar beträchtliche Kapitalien, arbeite sechs Jahre fort, um es nur einigermaßen in Aufnahme zu bringen, und doch zeigt sich nur ein schwacher, langsamer Absatz; es brachen indessen neue Kriege aus, und mit diesen erfolgten Verluste und langer Stillstand in den Geschäften. — Ich versuche neuerdings die Verbreitung des Buchs mit aller Mühe und Anstrengung, setze den Preis von 4 fl. für 52 Bogen, (man vergleiche diesen Preis mit jedem andern Buche von gleicher Bogenzahl, um sich von der Billigkeit desselben zu überzeugen) auf 2 fl. 45 kr. herab, und schliesse mit dem Verfasser einen neuen Vertrag über eine zweite wohlfeile Ausgabe. Durch Herabsetzung des Preises und bei eingetretenem Friedenszustand wird das Buch nun gesuchter und dessen vorzüglicher Werth allgemein bekannter. So wie dieser Umstand eintrat, war es schon genug, die Raubgierde eines Nachdruckers zu erwecken. Die neue Auflage war kaum vollendet, so streckt Mäcken seine Hand danach aus, beraubt nach verübtem Diebstahl noch mit namenloser Frechheit meine Ehre, behauptet keck, der Büchernachdruck sei eine erlaubte Handlung, und ich hätte das Publikum mit unersättlicher Habsucht gebrandschatzt und das Mark meiner Mitmenschen an mich gezogen!

Es mag hier der seltene, vielleicht der einzige Fall sein, daß ein Geschäftsmann öffentlich den Kalkul seines Unternehmens vorlegt; aber ich thue es mit allem Gefühl für Rechtlichkeit und Geradheit, um dem ganzen deutschen Publikum den sonnenklaren Beweis zu führen, welch verworfenes Metier das eines Nachdruckers ist.

Von den ersten Auflagen der Andachtsstunden war der Absatz durch eingetretene Zeitumstände, besonders in den Jahren 1811 bis 1815, sehr verschieden und abweichend; dabei verursachte die blattweise Versendung der wöchentlich erscheinenden Stücke eine nicht unbedeutende Zahl defekter Exemplare am Ende eines Jahrgangs; es mußten daher die neuen Auflagen der verschiedenen Jahrgänge, je nach dem sich noch ergebenden Vorrath einzelner

Digitized by Google

Jahrgänge von der ersten Auflage, verschieden in der Stärke der Anzahl von Exemplaren veranstaltet werden, um so viel möglich von dieser zweiten Auflage 2000 Exemplare vollständig zu erhalten. Die gedruckte Bogenzahl derselben beläuft sich auf 365½, und die Druckkosten eines Bogens auf 20 fl. — Herr Wilhelm Haas in Basel, und die S. Flick'sche Buchhandlung daselbst, welche den Druck von einzelnen Bogen besorgten, können dies mit ihren Büchern darthun. — Für das Ries Druckpapier zahlte ich mit der Fracht bis hierher 3 fl. 15 kr.; die Papiermacher Gebrüder Bleettler in Unterwalden, Gebrüder Meyenberg in Baar bei Zug, und Brosy in Mümliswyl, welche die Papierlieferungen machten, geben die Beweise dafür ebenfalls laut Rechnungen. Das Honorar für jeden gedruckten Bogen berechne ich äusserst moderat mit 3 Karolin. Ich frage die ersten Verleger Deutschlands, die Cottasche Buchhandlung in Stuttgart, die Realschulbuchhandlung in Berlin, die Hahnsche Verlagshandlung in Leipzig, die Weidmannische Buchhandlung und andere angesehene Verleger in Leipzig, Berlin, Frankfurt, Weimar, Heidelberg, Jena u. s. w., ich frage sie alle hiermit laut und öffentlich an, ob sie nicht für ein solches Werk von so ausgezeichnetem Werth gern vier und fünf Karolins per Bogen Honorar entrichten würden? Freilich sind Honorarzahlungen für den Nachdrucker spanische Dörfer, und wie sollte er davon einen richtigen Begriff haben, der in verwilderter Roheit nur nach dem greift, was fertig gedruckt vor ihm liegt, und dadurch beweiset, daß alles Gefühl für heiliges Eigenthumsrecht in ihm durchaus erloschen ist.

Man höre und sehe nun das Resultat folgender höchst einfachen und klaren Berechnung:

Für den gedruckten Bogen zu 2000 Exemplaren	fl. 20.
Für 4 Ries Papier p. Bogen, das Ries zu 3 fl. 15 kr.	13.
Für Honorar vom gedruckten Bogen . . .	33.
Folglich baare Kosten für jeden gedruckten Bogen	fl. 66.

Das ganze Werk in acht Bänden enthält 365½ Druckbogen; die Kosten eines jeden mit 66 fl. berechnet, belauft sich die Summe der Ausgabe auf . . . . fl. 24,123.

300 Exemplare in acht Bänden wurden im ersten herabgesetzten Preise verkauft zu 24 fl.	fl. 7,200.
1700 Exemplare werden jetzt im niedrigsten Preise verkauft zu 12 fl.	20,400.
2000 Exemplare. Summe des Ladenpreises	27,600.
Davon ist als Rabat an die Buchhandlungen, und für Frachten, Spesen, Porto und dergl. ein Drittheil abzuziehen mit	9,200.
Summe der Einnahme	18,400.
Es entsteht demnach ein Verlust an Kapital von	5,723
Summe der Ausgabe	fl. 24,123.

Man rechne dazu den Verlust des Zinses für zwei Jahre vom Kapital von 24,000 fl. zu 5 % mit 2400 fl., so zeigt sich ein Schaden von 8123 fl. Dabei ist nun noch gar nicht in Anschlag gebracht, was die Tausende von Ankündigungen, welche dallenweise verdruckt wurden, und was die beträchtlichen Insertionsgebühren in 58 Zeitungen und Journalen von ganz Deutschland gekostet haben; es ist ferner nicht berechnet, was an Exemplaren theils an Arme verschenkt, theils an Wenigbegüterte weit unter dem herabgesetzten Preise erlassen worden ist.

Auch redete ich bis jetzt nur vom Verlust an der Kapitalsumme; aber ohne Zweifel dürfte das theilnehmende Publikum es nicht minder interessant finden, zu vernehmen, worin denn eigentlich der ganz ungeheure große Gewinn bestehen möge, der mir zu Theil geworden wäre, wenn kein Nachdruck erfolgt und mein herabgesetzter Preis zu 24 fl. für ein vollständiges Exemplar in acht Bänden bei dieser zweiten Auflage beibehalten worden wäre. Diese Berechnung ist wieder sehr einfach:

2000 Exemplare in 8 Bänden zu 24 fl. betragen	fl. 48,000.
Davon als Rabat an die Buchhandlungen für Frachten, Spesen, Porto und dergleichen ein Drittheil abgezogen mit . . .	16,000.
Bleiben	32,000.
Davon ferner für Druck, Papier und Honorar die oben berechnete Kapitalsumme von	24,123.
So bestände der Gewinn von der ganzen Unternehmung in	fl. 7,877.
Nun ist allerdings dieser Verlust des Gewinns zu jenem des Kapitalverlustes, wie er oben berechnet worden, beizufügen mit	fl. 8123.
Folglich besteht der durch den Nachdruck mir verursachte Total-Schaden in	fl. 16,000.

Wenn ich aber nun annehme, daß meine Originalausgabe von 2000 Exemplaren zu 24 fl. im Ladenpreise vielleicht einen Zeitraum von vier bis fünf Jahren erforderte, bis sie vergriffen worden wäre, also im Durchschnitt der jährliche Absatz in ungefähr 330 Exemplaren bestanden, folglich vom Kapital jährlich etwa 5300 fl. wieder in Kasse geflossen, und demnach die Interessen vom Kapital von 24,000 fl. im ersten Jahre in 1200 fl., im zweiten von 18,600 fl. in 930 fl., im dritten von 13,300 fl. in 665 fl., im vierten von 8,000 fl. in 400 fl., im fünften von 2700 fl. in 135 fl., und also die Summe der Interessen in 3330 fl. bestanden wäre, die, von obigem Gewinn von 7877 fl. abgezogen, einen reinen Ertrag von 4547 fl. zeigen: ich frage dann die ganze kaufmännische Welt, ob das heiße seine Mitmenschen brandschatzen, wenn man in eine Unternehmung 24,000 fl. wirft, um nach fünf Jahren einen reinen Gewinn von 4547 fl. zu ziehen?! — Würde ich das Kapital zu 5 % angelegt haben, so hätten mir die Zinsen ohne alle Mühe und Arbeit in fünf Jahren 6000 fl. rein abgeworfen.

Für jeden Sachkundigen, so wie für das gesammte Publikum, erhellet daraus also der offenbarste Beweis, daß der Nachdruck ein Raub an fremdem Eigenthum und somit ein verworfenes Gewerbe ist. Was dem natürlichen und gesunden Menschenverstand einleuchtend und klar vor Augen liegt, darin spricht sich eine überzeugende Wahrheit aus, die jede sophistische Vertheidigung einer an sich schlechten Sache zunichte macht, und wenn sie der beste Kopf übernommen hätte. In England, Frankreich, Italien, Preussen, Sachsen und

Digitized by Google

Norddeutschland ist der Nachdruck als eine niederträchtige Handlung gesetzlich untersagt, und es erregt Erstaunen, wie man ihn bis dahin in einem zivilisirten Staate noch dulden mochte. — Der Verbrecher aus Noth und Verzweifelung wird wegen weit unbedeutenderen Diebstahls mit Ketten belastet, und muß für seine That, wodurch er die öffentliche Sicherheit gefährdete, nach der Strenge der Gesetze büßen. Aber dieser eben so öffentliche als sträfliche Raub durch den Nachdruck darf noch heute, und nur allein in einigen deutschen Staaten noch, und sonst nirgends in Europa, ungeahndet ausgeübt werden! — Mag Hr Regierungsrath Krause mit aller Beredsenheit und allem Aufwand von Scheingründen für die Nachdrucker das Wort führen, so bleibt seine Vertheidigung, gleichwie jene des talentreichsten Rechtsgelehrten, die er für den schweren Verbrecher führt, vor dem unbefangenen Richter ohne Kraft und Eindruck, da die Thatsache, das Faktum, und die Beweise hell und klar der Welt vor Augen liegen, und den Verbrecher für schuldig erklären.

Es wird Jedermann nun wohl begreiflicher werden, wie es möglich ist, daß der Nachdrucker um die Hälfte wohlfeiler drucken und sich noch brüsten kann, er wolle auf milchweißes Papier drucken, nachdem er eine schmutzig schwarze That begangen. Aber ohnedem ist es natürlich möglich, in Reutlingen um mehr als ein Drittheil wohlfeiler zu drucken, als in der Schweiz, wo die Preise aller Lebensbedürfnisse diesen Unterschied unvermeidlich hervorbringen müssen.

Doch noch mehr gibt sich dieser Nachdrucker als ein unerreichbares Original von grenzenloser Unverschämtheit zu erkennen, indem er die dummdreiste Drohung ausspricht, er werde ein Exemplar seines milchweißen Nachdrucks an die hohe deutsche Bundesversammlung einsenden, um die Wohlthätigkeit, Nützlichkeit und Rechtmäßigkeit des Nachdrucks vorzudemonstriren! — Zuletzt hofft er wohl noch auf einen Nachdruckerorden an einem milchweißen Strick! — Wenigstens äussert er seine frohen Hoffnungen sehr naiv dahin, daß diese hohe Versammlung ein so nutzliches, die Kultur förderndes, Prellereien hemmendes Gewerbe nicht so augenblicklich vertilgen werde, und in seinen Augen sind es demnach leere Worte, die im Art. 18 der deutschen Bundesakte also lauten:

d) „Die Bundesversammlung wird sich bei „ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfas„sung gleichförmiger Verfügungen über „die Preßfreiheit und die Sicherstellung „der Rechte der Schriftsteller und Ver„leger gegen den Nachdruck beschäftigen."

Wohl sind Jahre darüber verflossen, und noch ist davon nichts in Erfüllung gegangen, und darauf scheint diese Nachdruckerhoffnung sich zu stützen; aber unser Glaube steht früher gegründet auf der Jahrhunderte alten Wahrheit, daß deutsche Fürsten das feierlich gegebene Wort auch wenn jahrelanger Hindernisse dazwischengetreten, auf ächt deutsche Weise dennoch lösen werden. — Der Gedanke, das offenbarste Unrecht, dessen sich einzelne Unterthanen an fremdem Eigenthume schuldig machen, zu dulden, ist so unverträglich mit der allerhöchsten Würde und der Majestät der Könige, daß wir in unsern Tagen bei den erleuchteten Ansichten und den gerechtesten Grundsätzen deutscher Fürsten mit der festesten Zuversicht auf Abhilfe dieser Ungerechtigkeit hoffen dürfen, wie solches bereits durch die Wiener Bundesakte ausgesprochen worden ist.

In welchem Zustande würden wir heute die Wissenschaften erblicken, wenn nicht zuerst in Preussen und Sachsen diesem abscheulichen Unfug des Nachdrucks ein Ziel gesetzt worden wäre? — Durfte der Gelehrte von den Resultaten seines Forschens die Früchte seines oft so schwer errungenen Fleißes zu erwarten haben? Konnte der Verleger ohne allen Schutz seines Eigenthums es wagen dürfen, sein ganzes Vermögen zu literarischen Unternehmungen zu verwenden? Sollen nicht auch Beide gleiche Ansprüche auf den Schutz der Gesetze für das Eigenthumsrecht machen dürfen? Kann es eine rechtliche Handlung genannt werden, wenn man sich an dem Eigenthum des Nächsten vergreift, unter dem Vorwand, er habe schon genug Nutzen von seiner Unternehmung gezogen? Wer wollte sich erlauben, die Comptoirs, Waarenlager und Fabrikläden der Kaufleute zu durchwandern, um ihnen vorzurechnen, daß sie an diesem oder jenem Artikel zuviel Vortheile gezogen hätten? Sind nicht schon, wie bei allen kaufmännischen Unternehmungen, eben so bei dem Bücherverlage, Tausende verloren gegangen und zu Makulatur geworden? Ist es nicht das allgemeine Loos des Handelsstandes, sich bei einem erworbenen Gewinn schon auf den nächsten Verlust gefaßt zu machen? — Wie viele Verleger haben nicht schon mit schwerem Verluste kostbare Erfahrungen bei ihren Unternehmungen machen müssen, bis ihnen eine ganz gelungen ist? Und wenn nun nach rastlosem Streben ein Verlagswerk allgemein gute Aufnahme findet: ist darum der Verleger desselben der Habsucht, der Gewinnsucht, der Brandschatzung, der Prellerei zu beschuldigen, besonders wenn er aus eigenem Antrieb bei vermehrtem Absatz seine Preise selbst um ein Drittheil herabsetzt? Hat der Nachdrucker solche schwere Opfer zu bringen, oder sich einem Risiko auszusetzen? Er druckt nur das, wovon er sichern, guten und reichlichen Absatz sich versprechen darf, da er um mehr als die Hälfte wohlfeiler drucken, und folglich auch desto wohlfeiler verkaufen kann. Mit dieser gepriesenen Wohlfeilheit würde es indessen ganz anders aussehen, sobald er ein kostbares Honorar müsste zahlen müssen. Wenn nun aber rechtliche Leute diese erste Kapitalschuld bezahlt haben, und folglich das Verlagsrecht ihr Eigenthum geworden ist, so wollen sich diese Nachdrucker dennoch ereifern, wenn man sie wegen ihrer schlechten Handlung öffentlich beim rechten Namen nennt, und sie laut des Diebstahls beschuldigt; oder kann es vor Gott und den Menschen eine rechtliche Handlung geheißen werden, wenn man Jemanden offenbar um eine Summe von 16,000 Gulden in Schaden versetzt hat?

Es wäre in der That wunschenswerth, daß sich einmal der Fall ereignen möchte, daß z. B. ein Gelehrter, oder gerade selbst der Herr Regierungsrath Krause, ein klassisches Werk in mehreren Bänden schriebe, dasselbe aber gleich nach dessen Vollendung nachgedruckt würde; sein Verleger, durch diesen Unfall in Zahlungsunvermögenheit gebracht, würde ihm dann

Digitized by Google

erklären: ich bin ein durch den Nachdruck unglücklich gewordener Handelsmann, der Ihnen das liquidirte Honorar nun nicht zahlen kann; halten sie sich jetzt an den Nachdrucker, der macht nun gute Geschäfte mit ihren Werken! — Da dürfte der Herr Regierungsrath Krause wirklich am geschicktesten den ersten Versuch eines Prozesses der Art gegen den Nachdrucker führen, den er kürzlich so eifrenvoll zu vertheidigen sich vergebens bemühte; dann dürfte er wohl eine ganz andere Sprache führen, wenn er sich plötzlich um die Früchte eines vieljährigen Fleißes und seines Vermögens beraubt sähe. Selbst erlittene Unfälle, eigener schmerzhafter Verlust, das sind die Erfahrungen im praktischen Leben, die uns die Begegriffe von der gründlichen, richtigen und wahren Seite beurtheilen lehren; auf einen Schlag plötzlich und unerwartet durch die einzige schlechte, tückische und schadenfrohe Handlung eines Nachdruckers alle vieljährige Arbeit und Mühe vergebens angewandt und sammt Vermögen noch einbüßen müssen, das ist die offenkundige Thatsache, die durchaus keinerlei Rechtfertigung finden kann, und die einzig und allein von weisen Gesetzgebern und von gerechten Fürsten in Erwägung gezogen werden sollte. Es wird auch kein Nachdrucker ganz überzeugend von seinem Unrecht sich überwiesen fühlen, so lange ihm nicht Gleiches mit Gleichem vergolten worden, und er nicht gleich wieder *seinen* Nachdrucker findet, durch den er in ähnlicher Verlust von Tausenden gebracht worden ist; dann mögen ihm wohl die Augen aufgehen, um sein begangenes Unrecht und seine Schandthat einzusehen. — Allerdings hat Hr. Reg. Rath Krause manche gegründete und gerechte Klage über mehrere Mißbräuche im deutschen Buchhandel erhoben, und ich behalte mir vor, auch darüber gehörigen Orts meine unumwundene Meinung offen und rücksichtslos zu äussern. Aber es bleibt bei dem Allem eine unumstößliche Wahrheit, daß zuvorderst dem Unfug des Nachdrucks auf gesetzliche Weise gesteuert werden muß, und dann werden zuverlässig viele dieser Klagen von selbst aufhören, und sich rechtliche, wackere und brave Männer des Buchhandels dahin vereinigen, den Gang dieses Handels auf eine solide, feste und geregelte Bahn zu bringen, wie es die Würde und Wichtigkeit des Geschäfts in unsern Tagen absolut erfordert.

Noch muß man aber nicht unerwähnt lassen, daß der unübertreffliche Nachdrucker Mäcken sein Unternehmen hauptsächlich in der Absicht bewerkstelliget, damit künftig nicht mehr bei ihm das baare Geld ausser Landes gehe. — Und welche große Summen sind dann seit zwanzig Jahren nur auf dem Wege des Buchhandels durch die äusserst bedeutenden Unternehmungen einer der dasigen vornehmsten Verlagshandlungen in das Königreich Würtemberg gekommen? Hätten darum Preussen und Sachsen Lizenzen für den Nachdruck der jener Handlung eigenthümlichen Verlagswerke ertheilen sollen, damit aus ihren Ländern das Geld nicht nach Würtemberg geführt werde?

Und wie wäre es dann zuletzt möglich, Jemanden bei eigenem freiem Willen zu *zwingen*, ein Buch zu kaufen, um, nach Mäckens einfältiger Aeußerung, das Mark der Mitmenschen an sich zu ziehen? — Im Besitz eines solchen Arkanums wäre ich freilich schon längst ein Millionär, hätte es mir in meinem ganzen Leben nicht so sauer werden lassen müssen, und die Schlosser würden mir im Schlafe zufliegen, die mich der Nachdrucker Mäcken in der Wirklichkeit dauen läßt, und die ihm wahrscheinlich selbst, bei dem süßen Gedanken an die himmlische Gabe, welche ihm sein Nachdruck meines Eigenthums bescheeren werde, schon im Traume vorgeschwebt sind.

Aus diesem Traume dürfte er jedoch, ehe wenige Monate vergehen, ungern erwachen, indem er sein ganzes herrliches Unternehmen von Grund aus vereitelt erblicken wird. An seinem unvermeidlichen Schaden werde ich keine Freude haben können, denn ich warnte ihn früher wohlmeinend noch; aber er möge sich an das, was ich ihm heute voraussage, und was sich auf eine bereits vorläufig mir zugekommene Erklärung von Seiten des würdigen Verfassers der Andachtsstunden gründet, er möge sich alsdann an diese meine Voraussagung erinnern, und er wird vielleicht noch zu der endlichen Ueberzeugung gelangen, daß es keinen Segen bringt, sich an fremdem Eigenthum zu vergreifen, und nach vollbrachter Missethat sich mit frechem Hohngelächter hinstellen wollen, um den Mann, den man beraubt hat, noch mit Koth zu bewerfen, und ihn seiner Ehre, und somit des Werthvollsten auf Erden, auch noch berauben zu wollen, wenn dies einem Nachdrucker gelingen könnte.

Uebrigens würde man irren zu glauben, ich hätte hier aus Haß, Eigennutz und Leidenschaft nur gegen die Nachdrucker schreiben wollen; wahrlich das verdiente diese Mühe nicht. Das Ungerechte und Verwerfliche durch Thatsachen und Beweise darzuthun, und es in einem Zeitpunkt zur Sprache zu bringen, wo dafür gemeinsame Schritte neuerdings geschehen, damit endlich das rechtmäßige Eigenthum Schutz finden möge, das ist hier meine einzige Absicht, und dafür öffentlich zu reden halte ich mich verpflichtet.

Aarau, am 6 Hornung 1818.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Das Königreich Sachsen und die Residenz Dresden.

Verschönerungssinn in der Hauptstadt. — Rittners Freigebigkeit. — Von Dresdens Umgebungen und öffentlichen Orten. — Das Schauspiel. — Landtag. — Reformationsfest.

Wie im Staate überhaupt, so herrscht insbesondere auch in der Residenz ein äusserst regsamer Geist der Umgestaltung, der Verschönerung und Verbesserung. Am lebhaftesten spricht sich dieser jetzt aus in der Verwandlung der ehmaligen Festungswerke in Promenaden, Straßen und Freiplätze, nur daß er leider, der durch die Zeitumstände erschöpften Kassen wegen, nicht schnell genug von ausreichenden pekuniären Kräften unterstützt werden kann.

Mit Bewilligung des Königs, welcher bisher dafür gethan hat, was nur immer die Verhältnisse erlaubten, ist deshalb von der sogenannten Demolitions-Kommission eine freiwillige Subscription eröffnet worden, wodurch binnen wenig Monaten gegen dreitausend Thaler eingegangen sind, welche zum Theil in perennirenden Beiträgen bestehen.

Wie man sagt, haben sogar durchreisende Fremde aus Liebe für die Stadt und ihre herrlichen Umgebungen ihre milde Hand zu genanntem Zwecke aufgethan. Desto mehr müßte dies, sollte man meinen, die wohlhabenderen Bewohner der Residenz selbst ermuntern, Beiträge zu Gründung eines Kapitals zu geben, welches bestimmt die reichsten, auf die späteste Zeit fortwirkenden Zinsen trägt, insofern die Stadt durch Verschönerungen immermehr Fremde reizen wird, sie zu besuchen oder in ihrem Schooße sich ganz niederzulassen, und so, mit dem gewerblichen Wohlstand, den Bürgerstand zu vermehren. Zudem sind ja auch die auf Verschönerung der Stadt zu verwendenden Summen als Mittel zu betrachten, einer Menge Menschen Verdienst zu geben, die ausserdem vielleicht feiern und darben müßte. Und doch will verlauten, daß so mancher Dresdener, der wohl im Stande wäre, sein Scherflein zu eben so schönen als edlen Zwecken beizutragen, nichts zu geben gemeint ist, weil er die Vollendung und den Genuß der neuen Anlagen nicht erleben werde.

Engherziger aber und egoistischer kann wohl kein Grund gedacht werden. Denn wie viel Schönheiten, Bequemlichkeiten und Vortheile in der physischen und moralischen Welt müßten wir entbehren, wenn unsere guten Altvordern auch so hätten kalkuliren wollen. Der Apfel, den wir genießen, der Baum, der uns Schatten giebt, mahnt uns zum Dank gegen die Vorwelt, muß uns ermuntern zur Sorge für die Nachwelt. — Welche Engherzigkeit also, welcher Egoismus! den Segen einer sorgsamen, liberalen und frohsinnigen Vorwelt genießen, ohne — nach Kräften — ähnlichen Segen der Nachwelt bereiten zu wollen?

Digitized by Google

Mit Recht läßt man die neuen Schöpfungen in der Reſidenz bei der Neuſtadt beginnen; denn, abgerechnet, daß ſie dort den größten und ſchönſten Spielraum haben, und daß es wohl am dringendſten iſt, Feſtungswerke einzuebnen, die bei den erſten kriegeriſchen Ausſichten am erſten wieder benutzt werden würden, gehören auch die Umgebungen der Neuſtadt zu denen, welche von Spaziergängern am häufigſten beſucht, von Reiſenden am öfters begrüßt werden; denn alles, was über Leipzig, Berlin und Budiſſin, alſo aus dem Weſten, dem Norden und Oſten Europas nach Dresden kommt, muß durch die Thore der Neuſtadt einziehen.

Die dort zur Zeit, beſonders am ſchwarzen Thore begonnenen Verſchönerungen ſind allerdings im großen Styl angelegt, und alſo wahre Verſchönerungen, wodurch die Demolitions-Kommiſſion bleibende Verdienſte um Dresden ſich erworben hat; denn die zwei großen durch Alleen geregelten Perſpektiven nach dem Japaniſchen Pallaſte und der koloſſalen Bronzeſtatue Auguſts I. vor der Hauptwache, haben etwas ungemein Anziehendes, und bieten zugleich die intereſſanteſten Erinnerungen, indem die erſte jener Perſpektiven den Hauptpunkt Dresdens für Literatur und Plaſtik, der andere den Schöpfer der Neuſtadt, wie der meiſten architektoniſchen Schönheiten der Reſidenz darſtellt. Warum aber eine dritte, mit den genannten Perſpektiven ſymmetriſch angelegte Allee nur kaum hundert Schritte weit geführt iſt, da ſie doch, wie es ſcheint, wenn man einen im Wege ſtehenden Schupfen, ganz oder wenigſtens zum Theil abgetragen hätte, gleichfalls mit einer Hauptſtraße, nämlich mit der ſogenannten breiten Straße in Verbindung geſetzt werden konnte, darüber haben ſich ſchon ſo manche Freunde der Verſchönerungen der Neuſtadt die Köpfe zerbrochen. Dem regen Eifer, wie den Einſichten der Demolitions-Kommiſſion iſt indeß zuzutrauen, daß ſie dieſen Uebelſtand gewiß verhütet haben würde, wenn nicht unbeſiegbare Hinderniſſe ſich entgegen geſtellt hätten.

Eine Hauptſchwierigkeit bei Gründung der neuen Straße am ſchwarzen Thore war der Boden, welcher aus dem lockerſten Flugſande beſteht, und doch in feſte Chauſſee verwandelt werden mußte, welches nur durch tüchtige Unterlagen von Granit und Vermiſchung des Sandes mit Lehmboden bewirkt werden konnte. Schon beginnt nun dort eine neue Stadtmauer. Die Beſitzer der von den ehmaligen Feſtungswerken erkauften Plätze fangen rüſtig an, Häuſer zu bauen, und vor den Kaſernen iſt man bereits bald mit dem Setzen und Umzäunen einer neuen Allee zu Stande.

Gebe nun der Himmel, daß die Demolitions-Kommiſſion ihre muſterhafte Thätigkeit und Aufmerkſamkeit recht bald auch den *innern*, nun zum Theil erſt demolirten Feſtungsplätzen der Reſidenz, möge ſchenken können; denn dort ſieht es noch jetzt aus, wie wohl im dreißigjährigen Kriege ſo manche Stadt ausgeſehen haben mag, welche bald von den Schweden, bald von den Kaiſerlichen belagert worden war, und wundern darf man ſich eben nicht, wenn, wie dies ſchon oft der Fall geweſen iſt, Reiſende die arme Stadt bedauern, daß ſie von den Folgen der Dresdener Schlacht 1813 noch immer nicht ſich erholen können.

Seit einiger Zeit iſt in jenen Pfuhlen von Schmutz, Unordnung und Trümmern durch

Digitized by Google

Lagen breiter Sandſteine proviſoriſch wenigſtens für die Fußgänger geſorgt worden, welche vorher bei Schlackerwetter, faſt im Koth verſinken mußten.

Raſcher, als mit den allgemeinen, nur auf öffentliche Koſten zu bewirkenden Verſchönerungen der Reſidenz, geht es mit den innern und beſondern, welche nur von Privatintereſſe und Privateigenſinn abhängen. Immer ein Haus um das andere wird abgeputzt, doch unbegreiflich, bei weitem ſo ſchön nicht, als in Berlin, wo die Straßen gleichſam Muſterkarten geſchmackvoller Hausmalereien ſind, und ein Gaſthof dem andern durch äuſſern Glanz den Rang abzugewinnen ſucht. Wir haben jetzt hier goldene Kronen, goldene Helme, goldene Engel u. ſ. w. die den Reiſenden meilenweit als Fixſterne ſichtbar ſein würden, wenn ſie nicht zwiſchen koloſſalen Häuſermaſſen ſtänden. Ja ein gewiſſer goldener Anker ankerte ſo groß und ſchwer in dem Luftmeer der Straße, daß die Polizei den Beſitzer ſogar auf ſeiner Mitbürger gleiche Rechte an genanntes Luftmeer aufmerkſam zu machen ſich verpflichtet fühlte.

Auch andere öffentliche Nahrungen gewinnen mit jedem Tage ein lockenderes Anſehen, und ſo manche alte Herren, die mit ihren alten Gewölben zu leben und zu ſterben meinten, haben ſich von dem allgemeinen Neuerungs- und Verſchönerungsſtrome mit fortreißen laſſen, und zucken nur im Stillen die Achſeln über die großen Summen, welche jetzt das bloße Aeuſſere eines Gewölbes koſtet, ehe an ſein Inneres gedacht werden kann.

Die Aushängeſchilde werden immer größer, zierlicher, glänzender; die Gewölbfenſter ähneln immer mehr denen alter Burgen und Klöſter. Die Marketſchen und Argandſchen Lampen auf den Ladentafeln, wie die von den Decken herabhängenden Lampen von Bein- und Milchglas erſcheinen immer zierlicher; die auf Säulen, Sphinxen, Löwen, Greifen u. ſ. w. ruhenden Ausſtellſchränke ſtellen immer koloſſaler und imponirender ſich dar, und die Brüſtungen der Läden würden längſt zu förmlichen Erkern par terre geworden ſein, wäre die Polizei dieſen Auswüchſen nicht mit ihrem Veto entgegengetreten, und zwar mit Recht; denn hätte der Unfug, einander durch dickbauchige Gewölbe zu übertreffen, in der Progreſſion zugenommen, ſo würden die breiten Steine vor den Häuſern faſt nicht mehr, ohne Schlangenlinien zu begehen geweſen ſein.

Abgerechnet, daß dergleichen Gewölbbrüſtungen der Ausſicht des Nachbars Eintrag thun, und alſo ganz in die Kathegorie oder mit Recht in den neuern Baureglements verbotener Erker gehören, verengern ſie auch die Straßen, und bringen den Fußgänger nicht ſelten in Verlegenheit, durch Einſtoßen von Scheiben in Schaden und Verdruß ſich zu ſetzen.

Unter allen Straßen zeichnet die Schloßgaſſe durch elegante Gewölbverzierungen am meiſten ſich aus, und es iſt beſonders Abends eine wahre Augenweide, in die Läden rechts und links zu gucken. Der beſte Dekorationsgeſchmack aber herrſcht unſtreitig in dem Gewölbe des Kunſthändlers Rittner, denn es vereinigt mit Glanz in Spiegelſcheiben und bronzenen Barrieren zum Schutz derſelben die edelſte Einfachheit, wie ſie für die Kunſtſchätze ſich ziemt, welche dahinter zu ſchauen und zu kaufen ſind. Man merkt es dem Gewölbe gleich an, daß der Beſitzer London geſehen hat, welches er vor Jahr und Tag erſt wieder beſuchte, und aus welchem er das

Digitized by Google

Modell zu seinem Gewölbe mitgebracht zu haben scheint. Uebrigens ist Rittner nicht blos als kenntnißreicher Verleger der bedeutendsten Kunstartikel, unter andern der berühmten Müllerschen Madonna bekannt, sondern auch deshalb denkwürdig, weil er — exemplum sine exemplo — vor einiger Zeit in den Dresdener Anzeigen zum Verschenken von 1000 Thlr. an wirklich Nothleidende gegen hinlängliche Bescheinigung wahrer Noth sich anheischig machte.

Man kann denken, welche Legionen von Händen nach diesen tausend Thalern sich ausstreckten, und wird sich wohl nicht wundern zu hören, daß der Zudrang nach jener unvermuthet kundig wordnen, und üppig zu Tage ausgehenden Goldadern so stark ward, daß die obengenannten Spiegelscheiben in Gefahr kamen, aus dem Mahagony-Rahmen in den Scherbenkasten zu wandern; noch weniger aber wird man es dem seltnen Freigebigen verdenken, daß er sich eben so schnell alles Zufragen wegen jener tausend Thaler öffentlich wieder verbat, als er sich dieselben erst zugezogen hatte, und seine milde Hand im Stillen nur gegen die triftigsten und unverdächtigsten Empfehlungen aufthat. Daß dies aber wirklich geschehen sei, ist nachher öffentlich bescheiniget worden.

Schreiber dieses hat doch seit einer ziemlichen Reihe von Jahren eine ziemliche Anzahl öffentlicher Blätter gelesen, nie aber ist ihm in demselben ein Fall vorgekommen, daß Jemand von freien Stücken sich erboten hätte, tausend Thaler zu verschenken. Darum ist Herrn Rittners Anerbieten wohl werth, daß es auch ausser den Dresdener Anzeigen geschrieben werde auf die Nachwelt.

Unter den öffentlichen Vergnügensorten Dresdens, besonders im Sommer, behauptet, seit mehr als vierzig Jahren schon das Linkische Bad an der Budissiner Straße, eine viertel Stunde von der Neustadt, den ersten Rang, theils weil seine Lage hart am Ufer der majestätischen Elbe, das Loschwitzer Weingebirgs-Amphitheater im Vorgrunde, die sächsische Schweiz mit ihren Hauptaltären, dem Königstein und Lilienstein im Hintergrunde: in der That einzig schön ist, theils weil es in seinem Schooße einen Liebling des Publikums, nämlich ein Schauspielhaus trägt.

Letzteres, welches 1776 für die ehedem berühmte Seylersche Gesellschaft gebaut und mit einem Prologe von dem verstorbenen Bibliothekar und Hofrath Dasdorf eröffnet ward, ist weder groß noch schön, und gleicht von aussen mehr einer Rumpelkammer, als einem Tempel Thaliens, wird aber doch im Sommer, (denn im Winter bleibt es geschlossen) immer stark besucht, theils weil die Preise etwas geringer sind, als in dem königlichen Theater, theils weil mit dem Besuch des Schauspiels zugleich die angenehmste nnd lebhafteste Promenade verbunden ist.

Ehedem spielte hier nur die Joseph Secondaische Gesellschaft, und gab meist Operetten, welche desto mehr Unterstützung fanden, da dergleichen auf dem Hoftheater gar nicht üblich waren. Seitdem aber die Hofschauspieler nicht mehr wie sonst, von Ostern bis Michaelis nach Leipzig ziehen, spielen sie den Sommer einigemale auf dem Linkischen Bade.

Digitized by Google

Letzteres konnte sich, bis vor einigen Jahren, dem Publikum nur durch seine unendlich schöne Lage und durch sein Schauspielhaus empfehlen; denn für die Nettigkeit des Ortes und die Bequemlichkeit der Gäste geschah kaum das Nothdürftigste. Jetzt aber ist der Natur auch die Kunst gar sehr zu Hilfe gekommen, welches denn vom Publikum durch zahlreichen Besuch dankbarlichst erkannt wird. Denn wer die Dresdener elegante Welt in ihrem höchsten Glanze der Kleidung und der Equipagen sehen will, muß Sonntags das Linkische Bad besuchen, wo in der Regel der Zudrang so stark ist, daß man gegen drei und vier Uhr schon einen Marqueur oder sonst eine aufwartende Figur zum besondern Gönner und Protektor haben muß, wenn man noch ein Sitzplätzchen bekommen will.

In der Nähe des genannten Bades, kaum fünfzig Schritte davon, und eben so reizend, liegt der ehemals gräflich Koselsche Garten, welcher aber in der Regel ungleich sparsamer besucht wird, zuerst, weil er kein Theater hat, dann aber auch, weil er der Elbe zu nahe liegt, welche, wenn die Witterung nicht äusserst mild ist, einen stets kühlen Luftstrom verursacht.

Ueber dem Linkischen Bade, auf einem der ersten Weinberge der Loschwitzer Gegend, liegt die sogenannte breterne Saloppe, ein altes hölzernes Weinbergshaus mit zerrissenem Dach, schiefen Fenstern, gesenkten Fußböden, halsbrechender Treppe und winklichen Gemächern, welches seit vielen Jahren schon den Einsturz droht, und doch trotz seiner erhabenen, allen Stürmen ausgesetzten Lage, noch immer sich erhält. Schlecht wie das Innere, sind auch seine äusseren Umgebungen. Bänke und Tische mangeln entweder an Punkten, wo man sie, der Aussicht wegen, gerade am meisten wünschte, oder sie befinden sich in so erbärmlichen Umständen, daß man kaum wagt, mit ihnen in ein näheres Verhältniß zu kommen. Der Weinberg endlich gleicht einem ehrwürdigen Haupte, dem fast alle Haare ausgegangen sind; denn nur hie und da stehen einzelne Reben, welche auf den kahlen Sandflecken recht jämmerlich sich ausnehmen. Und doch gehört diese breterne Saloppe, — von der es mit Recht heißt: Nomen et omen habet, — mit zu den besuchtesten Lieblingsorten der Dresdener, und wenig Fremde werden die Residenz verlassen, ohne dort einen Kaffee getrunken zu haben, denn die Aussicht auf den Elbspiegel, die Weinbergsketten, die Residenz und das große Elbthal von Königstein bis in die Meisner Gegend ist bezaubernd schön. Würde dieser Ort gehörig gebaut und eingerichtet, welches vormundschaftliche Verhältnisse des Besitzers bisher nicht erlaubt haben, dann dürfte um Dresden wohl schwerlich ein Ort gefunden werden, der mit diesem sich messen könnte.

Unfern der Saloppe erhebt sich zwar mit ungleich schöneren Gebäuden und Anlagen der, gleichfalls öffentliche Weinberg des verstorbenen Lords Findlater, jetzt dessen Sekretär, Hrn. Fischer, gehörig. Allein die schönsten Parthieen nach der Elbe zu sind dem öffentlichen Gebrauche entzogen, und nur die Garten- und Waldparthieen demselben gelassen. Indessen wird doch auch hieher häufig gewallfahrtet, besonders gefahren und geritten, und es verhält sich der Findlatersche Berg zu der Saloppe, in Ansehung der Einrichtung, der Gesellschaft und des in derselben herrschenden Tons wie Gold zum Tomback, oder Porzellan zu Delfter.

Digitized by Google

Reisende, welche alle Hauptstädte Europens gesehen haben, behaupten einstimmig, daß der Brühlsche Garten in Dresden, in Ansehung seiner hohen unendlich schönen Lage seines gleichen nicht habe. Man sollte also wohl glauben, daß ein öffentlicher Ort mit solch einem Garten den größten Zulauf haben müsse. Und doch ist dies hier nicht der Fall.

Das russische Generalgouvernement ließ nämlich auf einem der vorzüglichsten Punkte jenes Gartens, auf der sogenannten Jungfrau-Bastion, wo einst der berühmte Porzellanerfinder Böttger, sein Laboratorium hatte, durch den Hofbaumeister Thormaier ein massives Belvedere bauen, und gab es, nebst dem ehmaligen Brühlschen Theatergebäude, einem Wirthe in Pacht, der es dann auch an Aufmunterungen zum Besuch durch Konzerte und Illuminationen u. s. w. nicht hat ermangeln lassen, und doch ist gerade dieser ungemein schöne Ort immer am wenigsten besucht, vielleicht weil er den Bewohnern der Stadt zu nahe liegt, vielleicht weil, wer ihn besucht, gar zu sehr den Augen der Promenirenden preisgegeben ist, vielleicht aber auch, weil der Wirth in Zeiten, wo alles von fremdem Militär wimmelte und von fremdem Gold glänzte, gleich zum Anfange mit Preisen debutirte, welche den Einheimischen abschreckten. Zwar hat er in andern Zeiten und Verhältnissen in der That auch andern Beuteln sich klüglich anzuschmiegen gesucht. Allein mit Gastgebern ist es fast wie mit Jungfrauen, welche ihre Anbeter verloren haben. Wiedereroberung hält sehr schwer.

Dies beweißt unter andern der herrliche Reisewitzische Garten am Eingange zu dem romantischen Plauenschen Grunde. Die erbärmliche Wirthschaft, welche dort vor einigen Jahren waltete, verscheuchte die Gäste, und noch sind sie nicht wieder gewonnen, obschon der Garten, welcher durch die Blockade Dresdens viel gelitten hatte, bedeutend verschönert, und die Wirthschaft durchaus verbessert ist.

Daß auch der Krieg seine Segnungen habe, beweißt in Dresden unter andern der sogenannte große Garten vor dem Pirnaischen Schlage, welcher bis zur Belagerung Dresdens einem alten steifen Kanzleiherrn glich, der, obschon alle Kollegen um ihn her sich modernisirten, doch in alter Kleidung und Sitte sich nicht finden konnte, bis ihm endlich Degen und Haarbeutel mit Gewalt genommen und statt des alten Bratenrocks ein galanter Frack angezogen ward.

Nur was Kanonenkugeln und Wachtfeuer an diesem ungeheuern Garten verschont haben, ist noch in seiner ursprünglichen Steifheit geblieben, alles andere aber aufs herrlichste neu gestaltet worden, und es hat sich, besonders durch Verwandlung der vormals geschlossenen Fasanengehege in englische Anlagen, ein Reichthum malerisch-schöner Bäume gezeigt, den vorher kein Dresdner kannte. Auch sind viele derselben zu den herrlichsten Parthieen aufs glücklichste benutzt. Rechts vom Eingange des Gartens hat das fremde Gouvernement eine Baumschule von bedeutendem Umfange anlegen, zu beiden Seiten des Eingangs geschmackvolle Gärtnerwohnungen bauen, erstern selbst aber durch ein Portal mit zwei ägyptischen Löwen versehen lassen. Letztere scheinen Brüder der Löwen an der Brühlschen Gartentreppe zu sein, nur mit dem Unterschiede, daß diese von Sandstein, jene von Gyps sind. Doch können alle vier der Liebe des Publikums sich

Digitized by Google

nicht erfreuen, so lebhaft auch ein Anonymus in der hiesigen Abendzeitung sie gegen Fr. Kinds witziges Räthsel in seinen heiligen Schutz nahm.

Die Wirthschaft mitten in den neuen Parkanlagen des großen Gartens ist für königliche Rechnung verpachtet, und wird, besonders an Sonn- und Feiertagen stark besucht. Ausserdem befinden sich in diesem Garten noch vier öffentliche Orte, deren Nutzung den Thorwärtern überlassen ist. Durch Oeffnung der sonst verschlossenen Gartenpartheien ist nun auch ein von Treppen und Hecken gebildetes Theater unter freiem Himmel sichtbar geworden, auf welchem in den Prunkzeiten Augusts I. und II. von dem Hofe selbst französische Stücke aufgeführt wurden.

August I. oder der Starke, welcher bekanntlich Scherz und Freude liebte, verwaltete auf diesem Theater zum Scherz nicht selten das Aemtchen des Soufleurs, und theilte dieses einst sogar mit der Gräfin Königsmark.

Für die niederen und mittleren Volksklassen ist neuerlich — gleichfalls eine der segensreichen Folgen des Kriegs — in dem Dorfe Nöcknitz, von dessen Anhöhen die Alliirten 1813 die Hauptangriffe auf Dresden unternahmen, ein öffentlicher Ort entstanden, welcher, wegen seiner weitumfassenden Aussicht auf die Stadt und die Bergketten von Königstein bis in die Meisner Gegend, stets eine Menge Gäste an sich zieht. Das Dorf sank durch die Dresdener Schlacht, und die nachherige Blockade fast ganz zu Ruinen, ist aber nun schöner, als erst, wieder aufgebaut, und hat unter andern jenen ländlichen Gasthof erhalten, welcher in der Ferne wie ein Feenschlößchen sich darstellt, und auch von Fremden häufig besucht wird, weil unfern von demselben Moreaus Denkmal steht.

Es würde hier zu weit führen, mehr der erheblichsten öffentlichen Orte hier anzuführen. Dafür lieber einige, den Zeitgeist in dieser Hinsicht karakterisirende Bemerkungen.

Wenn man die Zahl der öffentlichen Gärten u. s. w. mit der vor dreißig bis vierzig Jahren vergleicht, so wird man finden, daß sie sich in dieser Zeit um mehr als die Hälfte vermehrt haben, während die Bevölkerung nicht um ein Achtel gestiegen ist, ein deutlicher Beweis, daß der Sinn für Häuslichkeit abgenommen, Vergnügens- und Zerstreuungssucht aber merklich zugenommen hat. Mit dieser gestiegenen Zahl öffentlicher Orte ist zugleich die Kunst der Wirthe, Gäste zu locken, bis zur Virtuosität gestiegen. Einer sucht dem andern durch Größe, Form, Farbe, Schrift und Einfassungen der Anschlagszettel den Rang abzugewinnen, und mancher, der gar nicht mehr weiß, wodurch er sich an den Thoren bemerkbar machen soll, läßt seine gastwirthlichen Herzenserleichterungen der Quere drucken. Auch erscheinen jetzt nicht selten Einladungen zu Festen, wovon die Wirthe der Vorzeit keine Begriffe hatten. Sonst gab es an öffentlichen Orten höchstens im Herbste hie und da ein Kirmesfest, besonders in den nahen Dörfern Lockwitz, Loschwitz, Blasewitz u. s. w. Jetzt aber feiert man auch Most- oder Reben-, Kirschen-, Rosen-Erndte und andere dergleichen Feste, und wenn des Königs Geburts- oder Namenstag heranrückt, da kann man sicher darauf rechnen, daß acht Tage vorher schon die Einladungen zu patriotischen Festen einander jagen. Vor zwanzig bis dreißig Jahren fiel es den

Digitized by Google

Gaſtwirthen im Traume nicht ein, ihre Lockpfeifen durch den Buchdrucker an den Thoren ertönen zu laſſen. Die jetzigen haben alſo keinen geringen Antheil an Belebung und Unterhaltung der Sucht nach Zerſtreuung an öffentlichen Orten.

Dieſe iſt aber jetzt, und dies iſt ein karakteriſches Zeichen unſerer Zeit, nicht blos dem männlichen, ſondern auch in hohem Grade dem ſchönen Geſchlechte eigen, welches ehedem gar keinen Begriff davon hatte, mit Männern in öffentliche Bier- und Tabaksſtuben ſich zu ſetzen, und jetzt zum Theil recht gemüthlich darin ſich befindet, ja wohl gern einen Hut oder eine Haube einräuchern, auch ſich bis zum Ertrinken mit der politiſchen Kanne begießen läßt, wenn es nur an öffentlichen Orten ſehen und ſich ſehen laſſen kann.

Ehedem waren letztere in Anſehung der Stände, die ſich daſelbſt einfanden, ziemlich ſcharf abgegränzt. Wo Adel, Militär und höhere Staatsbeamten einſprachen, da ſah man Familien des Mittelſtandes ſelten, der unterſten Stände nie. Jetzt wie ganz anders, Figuren ohne Titel und Mittel, die geringſten Subalternen, die gemeinſten Handwerker ſuchen eine Art von Heil darin, den höhern Ständen an öffentlichen Orten ſich gleich zu ſtellen, ja ihnen ſogar da, wo jeder für ſein Geld gleiche Rechte hat, entweder durch Eleganz in Kleidung, oder größeren Aufwand in Speiſe und Trank zu imponiren.

Dieſes Vermiſchen der niedern Stände aber mit den höheren an öffentlichen Orten hat ſeinen Grund ganz vorzüglich darin, daß die Kleidung nicht mehr wie ehedem, die Stände abgränzt, ſondern die Geringern mit aller Kraft darnach ſtreben, öffentlich ſo elegant zu erſcheinen, als die Höhern.

Ehedem waren die meiſten öffentlichen Gärten u. ſ. w. an Wochentagen einſam und leer, weil nur die vornehmeren Stände es ſich verziehen, ſie zu beſuchen, während in Kanzleien und Werkſtätten Alles nur für Staat und Haus arbeitete. Jetzt freuet es den Bürger, welcher nur einigermaßen ſeine Nahrung durch Geſellen und Diener beſorgen laſſen kann, nach dem Mittagsſchläfchen nur ſelten zu Hauſe; und von Kanzleiperſonen eilt wenigſtens ein großer Theil, ſobald die Feierſtunde ſchlägt, dem öffentlichen Orte zu. Ehedem glaubte die arbeitende Klaſſe meiſt nur nach ſechs Werkeltagen ſich Erholung ſchuldig zu ſein, jetzt glaubt man nicht ſelten dieſe Schuld ſchon nach ſechs Stunden auf ſich zu haben.

Ehedem waren Equipagen unter den gewerbtreibenden Ständen nur bei denen zu bemerken, welche ihrer Nahrung wegen Pferde zu halten genöthigt waren; unter den Klaſſen des Mittelſtandes aber äuſſerſt ſelten. Jetzt findet man unter den mittleren und untern Ständen faſt mehr und glänzendere Equipagen, als untern den höhern. Dies vermehrt nicht wenig die Frequenz der öffentlichen Orte. Endlich gewinnen letztere auch viel Zuſpruch durch die unendlich ſchöne Natur in der Dresdener Gegend; denn die meiſten Orte liegen äuſſerſt angenehm; den Wunſch aber, die Natur zu genießen, findet man ſo natürlich und verzeihlich, daß man gar kein Bedenken trägt, ihn, wenn es nur irgend die Kaſſen- und übrigen Verhältniſſe erlauben, zu befriedigen.

Zu läugnen iſt indeß nicht, daß der Dresdener beim Beſuchen öffentlicher Orte in der Regel

Digitized by Google

eine Frugalität übt, vor welcher man in andern großen Städten, besonders des südlichen Deutschlands, erschrecken würde. Wie man dort in der Regel mehr auf den Magen als auf den Kragen Rücksicht nimmt, so geschieht in Dresden gerade das Gegentheil. An dem glänzendsten Orte z. B. auf dem obengenannten Linkischen Bade, sitzen nicht selten Familien von sechs bis acht Personen wohl den ganzen Nachmittag bei einigen Portionen Kaffee, oder einigen Flaschen Bier, indeß in der Nähe eine aufgepflanzte Punschbowle ihnen aromatisch in die Nasen dampft, Kuchenteller in Reihe und Glied stehen, und der Wein- und Speisezettel an dem Baume gegenüber ihres elenden Bieres, wie ihrer luftigen Kaffeezwiebacke gleichsam Hohn zu sprechen scheint. Von Hunderten, welche an öffentlichen Orten sich einfinden, speisen nicht zehn daselbst, und an gebratene Hühner, Dampfnudeln u. dgl. vollends ausser der eigentlichen Tafelzeit denkt keine Seele. Diese Frugalität ist aber auch äusserst heilsam; denn wäre mit der allerdings äusserst lebendigen Sucht, an öffentlichen Orten sich einzufinden, bedeutender Aufwand in Speise und Trank verbunden, so würde es bald nirgends reichere Wirthe und nirgends ärmere Gäste geben, als in Dresden.

Wie in so manchen andern großen Städten Deutschlands, ist jetzt auch hier, besonders seit den letzten kriegerischen Zeiten, das Verhältniß der Staatsdiener zu dem Gewerbtreibenden ganz aus dem Gleichgewichte gekommen. Erstere, welche ohnedem meist kärglich sind, haben nämlich durch Theurung, Einquartierung, niedrigen Kurs des Papiergeldes, ausserordentliche Beitragsleistungen zu den Staatslasten, Kontributionen u. s. w. die empfindlichsten Verluste erlitten, indeß die Gewerbtreibenden diese Verluste theils gar nicht, theils in geringerm Maaße zu tragen hatten, und gerade in den Umständen, welche jene Lasten auflegten, zugleich Mittel genug fanden, sich schadlos zu halten, oder zu bereichern.

Daher der Uebermuth, welcher bei unzähligen Gewerbtreibenden in Equipagen, Kleidung, Wohnung, und jeder Art von Lebensgenuß sichtbar ist, indeß der Staatsdiener, in Ansehung aller dieser Gegenstände, immermehr in den Hintergrund treten muß.

Ehedem konnte den Staatsdiener noch Ansehen und Rang einigermaßen schadlos halten, für so manche Entbehrungen, welche kärgliche Besoldungen ihm auflegten, indem der Bürger es sich zur Ehre rechnete, seine Töchter mit Kanzleiherren zu verbinden, und seine Söhne in Kanzleien zu bringen. Jetzt aber, wo in Ansehung der Kleidung kein Unterschied der Stände mehr statt findet, dünkt er sich erhaben über den Staatsdiener, spottet über dessen Gebundenheit durch Stundenzwang und Abhängigkeit von Vorgesetzten und predigt es seinen Kindern mündlich und durch Beispiel bei jeder Gelegenheit, daß der Gewerbtreibende nur freieres und besseres Loos habe, als der Kanzleiherr.

Auf diese Art aber können leicht wieder einmal Zeiten eintreten, wie sie schon da gewesen sind, wo es an brauchbaren Staatsdienern mangelt.

Der Staat hat also in der That ernstlich darauf zu sehen, dem gesunkenen Ansehen seiner Diener thunlichst wieder aufzuhelfen. Dazu aber sind Mittel unglaublich wirksamer als Titel,

Digitized by Google

denn letzterer spottet der Gewerbtreibende nur vollends, wenn sie nicht mit Mitteln verbunden sind.

Der Sinn fürs Theater ist in Dresden ganz derselbe, als in andern großen Städten, wo man zufrieden ist, wenn man nur panem und circenses hat. Desto unzufriedener aber ist man hier, daß man des, für eine Residenz allerdings sehr kleinen Hofschauspielhauses wegen, nicht selten, wenn man auch panem hat, doch circenses nicht haben kann. Denn der enge Raum des Theaters gebietet hohe Preise und erlaubt auch bei sogenannten Kassenstücken beiweiten nicht einmal allen Schaulustigen den Zutritt. Gäbe es nicht noch eines, nämlich das oben geschilderte Theater auf dem Linkischen Bade, wo die Eintrittspreise billiger sind, so würden die niederen Stände auf das Vergnügen und die moralischen Vortheile des Schauspiels ganz Verzicht leisten müssen.

Um dieser Theaternoth abzuhelfen, wollte der König anfänglich dem alten großen Opernhause, welches seit mehr als dreißig Jahren schon in einen Tanzsaal verwandelt ist, seine ursprüngliche Bestimmung wieder geben lassen. Ausser Dresdener Architekten befragte man deshalb auch den berühmten Weinbrenner aus Baden um seine Meinung. Allein die Kosten wurden so bedeutend gefunden, daß man es besonders unter den jetzigen beschränkten Kassenverhältnissen für rathsamer fand, jenen großen Plan aufzugeben. Dagegen hat der König, wie verlautet, eine nahmhafte Summe zur Vergrößerung des jetzigen Hofschauspielhauses bewilligt, womit im nächsten Frühjahr der Anfang gemacht werden soll.

Wenn übrigens Referent vorhin sagte, daß Theaterluft und Theaterraum in Dresden in keinem richtigen Verhältnisse ständen, so meint er damit nur die Winterzeit. Denn im Sommer zieht der Dresdener die schöne Natur dem Theater vor, weshalb auch letzteres sogar bei guten Stücken und Gastrollen im vergangenen Sommer nicht selten kaum halb gefüllt war.

Das ganze Theaterwesen, welches sonst nur Privatunternehmung war, wird jetzt für königliche Rechnung verwaltet. Die Schauspieler sind nun förmliche Hofschauspieler, statt daß sie ehedem nur den Titel führten, und erhalten auch, wenn sie Invalid werden, nach einer bestimmten Reihe von Dienstjahren, Pensionen. Eine Verbindung des deutschen Schauspiels mit der Oper schien noch vor einigen Jahren auf hiesigem Theater gleichsam undenkbar. Sie ist aber erfolgt, und Publikum und Kasse befinden sich nicht übel dabei. Daß auch der König Gefallen daran finde, ergiebt sich nicht nur aus dessen fleißigen Besuch der deutschen Oper, sondern auch daraus, daß er den Sommer über mehrmals die deutschen Schauspieler auf dem Theater zu Pillnitz hat auftreten lassen, wo sonst durchaus nur italiänische Opern gegeben wurden.

Wenn aber die deutsche Oper, trotz der rühmlichsten Bestrebungen des, ganz besonders für dieselbe angestellten Kapellmeisters, Maria v. Weber, zur Zeit noch manches zu wünschen übrig läßt, so ist dies sehr natürlich und ein Wunder wäre es, wenn es anders sich verhielte, denn das Ensemble, welches solch eine Anstalt konstituiren muß, kann durchaus nicht das Werk

Digitized by Google

einiger Jahre sein. Indeß ist neuerlich durch Bildung eines besondern Singchors, oder einer Art Konservatoriums, ein großer Schritt zur Vervollkommnung der deutschen Oper geschehen. Auch haben einige Glieder des italiänischen Theaters die deutsche Sprache sich angeeiguet, und dadurch für sich, wie für das Publikum in gleichem Verhältnisse gesorgt.

Die königliche Kapelle, welche sonst nur Kirchen- und Operndienst versah, hat jetzt auch die Musik im deutschen Theater zu besorgen und dafür Zulagen erhalten; eine treffliche Einrichtung, welche den Genuß des Schauspiels ungemein erhöhet, denn abgerechnet, daß die Eröffnungs-Sinfonien und Zwischenspiele jetzt besser gewählt und kunstgerechter ausgeführt werden, als ehedem von den sogenannten Jagdhautboisten und anderen oft nur gleichsam zusammengewürfelten Musikern, finden auch nicht selten Glieder der genannten herrlichen Kapelle sich veranlaßt, zwischen den Akten Beweise der Virtuosität auf ihren Instrumenten abzulegen, welches für sie eben so ehrend und heilsam, als für das Publikum erquickend ist.

Zu den neuern und bessern theatralischen Einrichtungen gehörten unter andern die sonntäglichen Vorstellungen; welchen aber der Hof nie beiwohnt. Auf diese Art können oft Stücke gegeben werden, von denen bekannt ist, daß sie der Hof nicht gern sieht, und dem Theile des Publikums, welchem in der Woche die Zeit zum Theaterbesuch mangelt, ist letzterer nun erleichtert.

Wie auf andern großen Bühnen, so nehmen auch hier jetzt die Gastrollen fremder Schauspieler kein Ende; ob zum Vortheil der Theaterkasse, welche sie meist tüchtig bezahlen muß, wage ich nicht zu entscheiden. Dieses theatralische Zugvögelwesen mag wohl der Kunst im Ganzen nicht undienstlich sein, insofern es Verdienste kennen lehrt, und deshalb zum Erwerben von Verdiensten spornt. Den Theaterdirektionen aber macht es gewiß in mehr als einer Hinsicht, die pekuniäre noch abgerechnet, viel zu schaffen, denn daß Dünkel, Eigensinn, Wankelmuth und Unzufriedenheit nicht selten die Eigenschaften sein müssen, welche Glieder, denen das Reisen auf Gastrollen erlaubt ward, mit in die heimathlichen Theaterverhältnisse bringen, ist wohl fast keine Frage.

Das gesammte Theaterwesen in Dresden steht unter der Direktion des Hofmarschalls, Karl Wilhelm Grafen Vitzthum von Eckstädt, welchem Hofrath Winkler, (der eben so bekannte als beliebte Schriftsteller Theodor Hell), als Sekretär beigegeben ist; letzterer hat als Redakteur der Abendzeitung die schönste Gelegenheit, seine und anderer Theaterfreunde Stimmen über die Leistungen der Schauspieler laut werden zu lassen; welches dann auch bisher oft genauer und öfterer geschehen ist, als die meisten Leser der Abendzeitung, besonders die das Theater nichtbesuchenden und die auswärtigen wünschten.

Daß übrigens die Theaterdirektion Alles thue, was in ihren Kräften steht, dem deutschen wie dem italiänischen Theater immer mehr innern und äussern Werth zu geben, und jedem billigen Wunsche der Theaterfreunde entgegen zu kommen, wer das nicht dankbar erkennen wollte, der müßte sehr befangen in seinem Urtheil sein.

Digitized by Google

Auch in Dresden fehlt es, wie in andern großen Städten, nicht an Privatbühnen. Die erheblichste unter denselben ist das sogenannte freundschaftliche Theater in Neustadt, welches nun bald sein fünfzigjähriges Jubiläum feiern wird. Die Mitglieder sind meist Kanzleipersonen und Kaufleute, doch geben manche Hofschauspieler dann und wann Gastrollen. Die höhern Stände nehmen nur durch Abonnement Theil an Unterstützung dieses Theaters. Ehedem war sogar der Herzog Karl von Kurland, Onkel des Königs, abonnirendes Mitglied. Das Lokal, in einem Privathause der Neustadt, ist ziemlich geräumig, und die Dekorationen, meist Werke von Dilettanten, sind recht artig. Das Personal leistet Alles, was man von Schauspielern, wenn auch nicht wider Willen, doch ohne tägliche Uebung nur verlangen kann.

Von etwas geringerem Gehalte sind zwei Theater in der Urania und im Seidickschen Garten; ersteres in der Wilsdruffer, letzteres in der Seevorstadt. Noch giebt eine militärische Dilettantengesellschaft dann und wann Vorstellungen, bald da, bald dort. Vor einigen Jahren hatten sogar die Schüler einer öffentlichen Schule im Stillen ein Privattheater gegründet, auf welchem natürlich nicht mit Vorwissen ihrer Lehrer, die Räuber, Abellino und andere dergleichen Kraftstücke gegeben wurden. Allein die Sache blieb nicht lange verschwiegen, und so nöthigte man die Künstler, welche nicht lange erst die Kinderschuhe ausgezogen hatten, nun auch den Kothurn abzulegen — und das von Rechtswegen.

In der zweiten Hälfte des Oktobers 1817 herrschte zu Dresden ein ganz ungewöhnliches Leben, und neugierigen Müssiggängern fehlte es nicht an der trefflichsten Gelegenheit, ihren Zeitüberfluß recht erquickend anzubringen. Denn da gab es Eröffnung des Landtags, Vermälung der Prinzessin Marie Anna und Reformations-Jubiläum.

Der Landtag ist mit den altherkömmlichen Festlichkeiten und Förmlichkeiten, ganz wie ehedem, eröffnet worden. Von den Verhandlungen ist noch nichts bekannt. Ob man die Forderungen beherzigen werde, welche in dem Weimarischen Oppositionsblatte an den sächsischen Landtag geschehen sind — tempus docturum. — Doch läßt sich von der Weisheit und Gerechtigkeit des Königs erwarten, daß er Alles thun werde, was gegenseitig mit seinen wie mit des Volkes Rechten und Pflichten vereinbar ist.

Die Vermälung der Prinzessin Marie Anne, dritten Prinzessin und fünftem Kinde des Prinzen Maximilian, mit dem Erbgroßherzog von Toskana, ist ohne bedeutende und kostspielige Feste geschehen, ganz dem häuslichen Sinne angemessen, welcher in dieser edeln Fürstenfamilie herrscht. Keine Bälle, keine Illumination, kein Feuerwerk, nichts als eine Oper und Kantate, und die bei solchen Gelegenheiten üblichen Gala, Cour und Tafel. Daß die Dresdener Damen demungeachtet in diesen Tagen bedeutende Geschäfte hatten, nämlich die Ausstattung der Prinzessin in Augenschein zu nehmen, sie selbst in und aus der Trauung gehen zu sehen, ihre letzten Anzüge, Mienen u. s. w. zu belauschen, nach ihren bräutlichen Aeusserungen sich zu erkundigen u. s. w.; ja nun, sie müßten nicht Damen sein, wenn sie dies hätten unterlassen

Digitized by Google

ſollen. Allein ſie nahmen und mit ihnen ganz Dresden nicht blos neugierigen, ſondern auch herzlichen Theil an der, aus reiner Liebe, nicht aus Konvenienz geſchloſſenen, Verbindung der Prinzeſſin, und bezeugten dies derſelben bei ihrer Abreiſe durch Ströme von Thränen.

Die Erbgroßherzogin, begleitet von den Ihrigen, die Schloßtreppe herab und nach dem Wagen gehen zu ſehen, der ſie dem Vaterhauſe, der Vaterſtadt, dem Vaterlande entführen ſollte, — das gab einen herzzerreiſſenden Anblick, denn dem edlen Vater der Prinzeſſin wie ihren Brüdern und Schweſtern ſtand der Schmerz der Trennung auf der Stirn geſchrieben, und männiglich bekannt iſt es, daß die Glieder dieſer Familie mit unbegrenzter Liebe aneinander hängen. Kein Wunder alſo, wenn Thränen von allen Seiten floſſen. Ja Viele im Volk weinten laut, und der Andrang deſſelben war ſo groß, daß die Wachen nicht mehr widerſtehen und der betrübten Familie kaum Platz zur Heimkehr in die einſamen Zimmer bereiten konnten.

Am Tage, da die Erbgroßherzogin in Florenz wirklich getraut ward, welches hier nur durch Prokuration, in der Perſon des Prinzen Friederich Auguſt geſchah, 16. November, wurde im deutſchen Theater ein darauf ſich beziehendes Feſtſpiel der Weinberg an der Elbe, von Friederich Kind gegeben.

Von den hieſigen Feierlichkeiten des Reformations-Jubiläums kein Wort. Sie haben ſich von denen in andern proteſtantiſchen Städten nicht unterſchieden. Dafür einige darauf ſich beziehende Bemerkungen:

Der König, obgleich mit ſeinem ganzen Hauſe dem katholiſchen Glauben innig zugethan, hat doch jenem Feſte nicht das mindeſte Hinderniß in den Weg legen, ſondern ihm vielmehr allen möglichen Vorſchub leiſten, und es überhaupt ganz ſo feiern laſſen, als 1617 und 1717. Ja es iſt ſogar, auf ſeinen ausdrücklichen Befehl ſämmtlichen im Hofdienſt ſtehenden Katholiken bei harter Ahndung geboten werden, aller hitzigen und leidenſchaftlichen Aeuſſerungen über jenes Feſt ſich zu enthalten.

Auch iſt in der That nicht die mindeſte Spur von Intoleranz in dieſen Tagen ſichtbar geworden, obſchon die meiſten Prediger von heiliger Stätte mit einer anſtändigen Freimüthigkeit geſprochen haben, als hätten ſie gleiches Glaubensbekenntniß mit ihrem verehrten Landesherrn, ja obſchon in mehrern proteſtantiſchen Kirchen Katholiken ſichtbar waren, welche wahrſcheinlich nur Neugier dorthin getrieben hatte, zu hören, wie und was man gegen ihren Glauben donnern werde.

Daß der Spekulationsgeiſt über dieſes Feſt mit ganzer Gewalt herfallen werde, um aus dem Andenken der großen Begebenheit großen Gewinn zu ziehen, ließ ſich erwarten. Daß er aber auch ſogar laut und ſichtbar werden würde, als er geworden iſt, ließ ſich kaum erwarten. Die Leipziger Zeitungen wimmelten von Anpreiſungen literariſcher und künſtlicher, auf Luthern und ſein Wort ſich beziehenden Artikel, und der Zeitungspacht würde, gäbe es oft dergleichen Feſte, recht füglich um ein Bedeutendes erhöht werden können. Bücher, Büſten, Kupferſtiche, Holzſchnitte, Gemälde, Medaillen, Geſchirre, Tabaksdoſen und Pfeifen, Ringe, Kleiderzeuge,

Digitized by Google

Hauben, Kuchen, Bonbons und tausend andere Dinge wurden feil geboten in Beziehung auf Luthern. So viel geschah, pekuniären Nutzen von der Reformation zu ziehen, 1717 nicht, noch weit weniger aber 1617. Das ergiebt sich aus den damaligen öffentlichen Blättern und Schriften, und giebt zugleich einen nicht unbedeutenden Maasstab zur Beurtheilung des Zeitgeistes, gegen den vor hundert und zweihundert Jahren.

Von allen den zahllosen Spekulationen aber unter Luthers Firma sind mir wenigstens die Hauben, die Kuchen, und die Bonbons am interessantesten vorgekommen.

Hauben à la Luther, — unmöglich, nein, nein — Luthers Käthe war es, an welche die Putzmacherinnen sich anklammerten — Katharina von Boren — wenn diese fromme vermoderte Hausfrau hätte sehen sollen, wie ängstlich man ihren Bildnissen das Häubchen nachbildete, in welchem sie einst ihrem Luther gefiel, wie leicht hätte sie auch im Sarge noch Anwandlungen von Stolz bekommen können; denn, ein Häubchen, das nach drei Jahrhunderten noch den Geschmack der Frauen ergreift, das mußte doch wohl ein erz geschmackvolles Häubchen sein! — Ach, wenn mit diesen sogenannten Vorhauben, welche in diesen Tagen das halbe weibliche Dresden trug, auch nur die Hälfte des häuslichen Sinnes, der Luthers treue Käthe einst beseelte, auf unsere Frauen gekommen wäre, wie schnell würde dann so manche dumme, lockere, verschwenderische und treulose Käthe in eine kluge, sittige, sparsame und treue verwandelt worden sein!

Von jeher sind in Dresden allemal am Reformationsfeste sogenannte Reformationsbrödchen, ein recht liebliches Kuchenwerk, gebacken worden. Daß aber diesmal, zur Reformations-Jubelfeier, sogar ein katholischer Bäcker dergleichen Backwerk lieferte, — nun wenn das nicht ein Zeichen von Toleranz ist, so weiß ich nicht, wo man ein sprechenderes und erquickenderes auftreiben soll.

Referent gesteht aufrichtig, daß ihm die durch öffentliche Blätter kund gewordene Spekulation des Konditors Krüger in Dresden, Bonbons auf das Sekularfest der Reformation feil zu bieten, ein Lächeln ablockte. Denn Luthers kolossales Werk, und ein Zuckerplätzchen! — quae! qualis! quanti! — Verglich er indeß damit andere Spekulationen, besonders die mit Luthers Bild auf Bierkrügen, Pfeifendeckeln u. s. w., da kam ihm die Sache schon nicht mehr so lächerlich vor; und als er vollends die Bonbons selbst in Augenschein nahm, — viereckige Zuckertafeln mit Buch, Kreuz und andern religiösen Symbolen, versehen mit religiösen Denksprüchen und eingewickelt in niedliche Küpferchen, welche Szenen oder Bildnisse aus der Reformationsgeschichte darstellten, — da fand er den Einfall des großen Gegenstandes bei weitem so unwürdig nicht, als so manche andere der obengenannten Spekulationen.

Desto mehr überraschte es ihn, daß ein Anonymus in den Leipziger Zeitungen förmlich gegen diese unschuldigen Reformations-Sekular-Zuckertäfelchen und Zuckerpapierchen zu Felde zog. Wahrscheinlich war ihm die sinnreiche Erfindung nicht zu Gesichte gekommen, sonst hätte er sich wohl nicht öffentlich dagegen in Harnisch gesetzt. Daß übrigens eben dadurch des Erfinders

Digitized by Google

Gewinn gestiegen sein möge, läßt sich denken, denn bekanntlich erhält nichts mehr Zelebrität, als was verschrieen werden soll.

Referenten fiel bei dieser Gelegenheit eine andere Spekulation der Art aus den Zeiten der zweiten Reformations-Jubelfeier ein, welche ihm von seinem Großvater oft erzählt worden, wovon er aber nirgends eine gedruckte Nachricht hat auftreiben können.

Damals war nämlich in Dresden die Zeit der entsetzlichen Kontroverspredigten, welche die protestantischen Prediger gegen den Katholizismus mit einem Eifer hielten, der nahe an Wuth grenzte, und von welchem nichts mehr zu bewundern ist, als daß er nicht häufiger zu Mord und Todschlag führte, als gegen den bekannten Mag. Hahn geschah, welcher damals von einem fanatischen Gemeinen der königlichen Schweizergarde erstochen ward.

In jener düstern Zeit gerieth ein Dresdener Devisenmacher, Johann Stockmaier, auf den tollen Einfall, zur Jubelfeier der Reformation dreierlei Art großer Devisen zu fertigen, welche Luthern darstellten; 1) wie er dem Papste die dreifache Krone abriß, 2) wie er den Pantoffel des Papstes zerkaute, 3) wie er unter das Bild des Teufels das Wort: Papa, schrieb. In diesen Devisen aber steckten Zettelchen mit Versen voll der gröbsten Invectiven gegen die katholische Religion.

Natürlich und mit Recht ward diese Spekulation mit Veto belegt; ja der Fürst von Fürstenberg ließ dem Erfinder sogar die Formen abnehmen, und ihn mit Arrest bedrohen, wenn er auch nur ein Exemplar verkaufe, und der protestantische Oberhofprediger selbst zitirte den Künstler zu sich und scheuerte ihn tüchtig. Allein demungeachtet gingen die teilosen Devisen von Hand zu Hand und erhitzten die Gemüther so, daß es gewiß zu Thätlichkeiten gegen den Künstler gekommen wäre, wenn er sich nicht heimlich von Dresden weggewendet hätte.

Dem Himmel Dank, daß diese Zeiten vorbei sind, und daß wir uns immermehr solchen nähern, wo eine Herde und ein Hirte sein wird.

Diese würden aber gewiß bald eintreten, wenn alle Hirten handelten wie am letzten Sekularfeste der Reformation ein protestantischer und ein katholischer Prediger an der sächsisch-böhmischen Grenze. Ersterer schrieb nämlich letzterm, daß er gern das Reformations-Sekularfest in seiner Gemeine recht feierlich begehen wolle. Da er nun wisse, daß der katholische Herr Amtsbruder einige Böller besitze, so bitte er sich diese freundschaftlich auf, verhoffend, daß er nichts gegen den Gebrauch zu bewußtem Zweck einwenden werde. Und die Antwort war: „Er werde nicht nur gern die Böller senden, sondern selbst mit einem Kollegen zu dem Feste sich einstellen, denn verständige Katholiken wüßten wohl, daß auch ihre Glaubensgenossen Luthers Worten unendlich viel zu verdanken hätten.“ Ehrlicher Pfarrherr! Semper honos, nomenque tuum laudesque manebunt.

Digitized by Google

Eine Ansicht der neuesten Schicksale des deutschen Volkes.

Die älteste Verfassung Deutschlands. — Ihr Verfall. — Der Aufstand des Volkes gegen französische Unterjochung. — Die Wünsche der Deutschen. — Ein Kaiser. — Stände. — Wiedervereinzelung der Deutschen. Die Landtage. — Der Egoismus der Volksklassen. — Vertheidigung des Adels.

Frankreichs oder Bonapartes Treiben hatte den Zweck, das deutsche Volk zum Vortheil des mächtigen Nachbarlandes zu unterdrücken. Dieser war bis zu einem gewissen Grade erreicht; und daß er es werden konnte, lag in Deutschlands geographischer Lage zum Theil, größtentheils aber in der Art, wie es regiert worden war bis zu dem Augenblick, wo Frankreichs herrschendes Uebergewicht sich deutlich aussprach in seiner letzten Verfassung oder vielmehr Nichtverfassung.

Höchst ehrwürdig ist durch beinahe ein Jahrtausend der innere Zustand des Reichs gewesen, der in dem Verhältnisse der Reichsstände untereinander und zu dem Kaiser ausgedrückt war. Höchst ehrwürdig mußte er sein, so lange noch Achtung vor demselben jeden einzelnen anhielt, zu erfüllen, was ihm Pflicht war; so lange anfangs die Macht der Kaiser, dann, seit Maximilian I., seit dem ewigen Landfrieden und der Einsetzung des Reichskammergerichts (1495), die Macht des gesammten Reichs, welche nacheinander jeder einzelne Reichsstand als die höchstherrliche Gewalt auf Erden über sich betrachtete, denjenigen züchtigte, der von seiner Pflicht abließ. Höchst ehrwürdig mußte er sein, so lange Glauben, der, wie der religiöse das Heilige aufrecht erhielt, hier das Gesetzliche unantastbar machte, und so lange diese dreifache Gewähr auch nach Aussen hin, was uns jetzt wie ein Wunder erscheint, die Angriffe, die auf das Allgemeine hätten gemacht werden mögen, zurückhielt. Wie ehrwürdig aber auch durch beinahe ein Jahrtausend dieser innere, auch nach Aussen hin wirkende Zustand gewesen: so ganz und gar hatte er seinen Sinn verloren, als mit dem Verschwinden der Religion, die allein, als eine unsichtbare, jedem einzelnen inwohnende Macht, so die Gemüther zur Ruhe und Ordnung stimmte, daß Alles, was durch Glauben Achtung und Anerkennung seines Werths erhält, als Unantastbares dasteht; als mit dem Verschwinden der Religion, sag' ich, auch die Ehrfurcht vor allem andern, was bestand, aufhörte, und freches Angreifen dessen, was sonst in frommer Unbefangenheit unverletzlich gehalten war, angesehen wurde als bezeichnende Kraft; und als Aeusserungen ungeprüfter Urtheile, als Merkmale des Bestrebens nach Freiheit ehrenvoll wurden. Die Religion ist eine heilige Helferin für den deutschen Staatsbund gewesen, eine reine Dienerin. Eben so wenig als das Bestreben deutscher Regierungen, sie als Mittel zu gebrauchen, um auf die Gemüther und ihre Stimmung einzuwirken, jetzt von Erfolg sein wird, kann es gelingen, sie, wie sie sonst heilig da war und den alten Zustand unsers Vaterlandes, was ausser unserer Zeit liegt, wieder herbeizuführen; denn es giebt jenen Glauben nicht mehr.

Digitized by Google

Die sogenannte Aufklärung ist davon die Ursache. Wie überaus herrlich wäre das Fortschreiten in derselben, bis zu ihrem gegenwärtigen Grade, wenn sie es unmöglich gemacht hätte, die Religion und den Glauben an Verfassung zu mißbrauchen! Sie hat aber beides zerstört. Was nennen wir Aufklärung? Die Sitteneinfachheit des Volkes hat aufgehört, Handel und Gewerbe haben Gewalt gewonnen, haben das Volk mit Genüssen bekannt gemacht, deren Entbehren den Bürger mit seiner vorigen stillen häuslichen Lage unzufrieden machte. Die Umtriebe, die durch sie herbeigeführt wurden, haben Begriffe allgemein aber oberflächlich ausgebreitet, die dem stillen Bürger und Landmann sonst fremd waren, und jeder Einzelne, der sich in ihrem Besitz findet, glaubt sich berechtigt und berufen, eben weil er sich ausser Gleichgewicht in seiner angewiesenen Lage fühlt (diese für die Wichtigste im großen Ganzen haltend), das große Ganze umzuwälzen und neu zu gestalten.

Wären die ausgestreuten Begriffe gründlich, und wäre, so wie eine äussere Bildung durch sie fortgeschritten ist, eine innere rein moralische Kultur mit jener gleichen Schritt haltend, vorwärts gezogen; dann möchte sein, daß jeder einzelne im Stande wäre, das Ganze zu versehen und zu gestalten. Vielleicht wären dann alle von einerlei Meinung, und es bedürfte wohl der veränderten Einrichtungen nicht; denn jeder würde das Seine thun ohne durch Einrichtungen, die wir hier Verfassung nennen müssen, dazu angehalten zu sein. Die Menschheit wäre einer allgemeinen Vollkommenheit nahe gerückt. So ist es aber nicht. Die Moralität ist nicht mit vorwärts geschritten und die Ehrfurcht vor Gott und Verfassung ist geschwächt. O wäre sie das nicht! Aber Bewegung und Wandel ist das Gesetz der Natur, und das dadurch Unmögliche zu wünschen, wäre doch thöricht.

Da einmal der Glaube von unserer Verfassung gewichen war, da nicht mehr von ihr das Volk zusammengehalten wurde, da die Stände dem Reiche und die Unterthanen ihren Fürsten, den einzelnen Ständen nicht mehr in Ehrfurcht ergeben waren, und nicht mehr in der alten Verbindung Festigkeit war; da das gegenseitige Vertrauen aufhörte und mit ihm die Einheit, die es herbeigeführt und erhalten hatte durch fast ein Jahrtausend: da hörte Deutschland auf, ein Reich zu sein, und es entstand darin das schwankende Wesen, was oben Nicht-Verfassung genannt ist. Es zerfiel in eben so viele Staaten, als sonst Stände das Reich gebildet hatten. Mag schon der westphälische Frieden (24. Okt. 1684) der den Landfrieden untergrub, oder der deutsche Fürstenbund (13. Jul. 1785) und der, welcher ihn vorbereitet hatte, mögen die gefeirten Kaiser Joseph und Leopold dazu historisch den Grund gelegt haben, oder was wolle? Der Geist, der sich in den einzelnen deutschen Ländern, in den letzten hundert Jahren ausgesprochen hat, ist es gewesen, der es den Fremden möglich gemacht hatte, uns zu unterjochen.

Bonaparte hat es wohl eingesehen, daß auch nun bei Erhaltung jener Zerstückelung ihm möglich war und bleiben konnte, das Zepter über uns zu führen. Darum erregte er Mißtrauen und Neid und sich widersprechende Interessen in den verschiedenen Landen; darum warf er

Digitized by Google

einzelne Herrscher, die uns nicht angehörten, zwischen uns als Wächter wider das Bestreben nach Vereinigung, wie bei Errichtung des Königreichs Westphalen, und Vereinigung deutscher Provinzen mit dem Königreich Holland und nachmals mit dem großen Kaiserreiche; darum mußte schon früher der wenig mehr bedeutende Namen des deutschen Kaiserreichs aufhören, darum mußte auch der Rheindund entstehen, der mächtig in Verhältniß zu den deutschen Staaten, die ihm nicht angehörten, nichts gegen das Ausland, namentlich gegen Frankreich war, und durch seinen Protector nur dem Zwecke des letztern diente.

Aber es kam ein Augenblick, wo alle seine staatsklugen Einrichtungen aufhörten. Es war der der allgemeinen Landesbewaffnung in Deutschland wider seine Macht. Es war der einzige Augenblick, in welchem Deutschland wohl für lange Ein Staat gewesen ist.

Nicht der Abfall des Königs von Preußen von der Verbindung mit Bonaparte, nicht die Verbindung Oesterreichs mit Rußland und Preussen, nicht der durch Verträge ausgesprochene Zutritt der Herrscher von Baiern, Würtemberg und Baden u. s. w., nicht die Wiederbesitznahme des Kurfürsten von Hessen und mehrerer kleiner deutscher Fürsten von ihren Ländern, noch Hannovers Wiederbesitznahme durch das englische Haus, war es, was seine Macht brach: es war die Einheit des Volkes. Wäre der König von Preußen nicht nach Schlesien gegangen, das deutsch-preußische Volk hätte, wie York das Beispiel davon gegeben hatte, ohne ihn die Waffen wider die französischen Heere gewendet; hätte der Kaiser von Oesterreich sich nicht wider seinen Schwiegersohn erklärt, das deutsch-österreichische Volk hätte sich wider diesen bewaffnet, ohne dazu aufgefordert zu werden. Hätten nicht die übrigen Fürsten gethan, was sie, durch die Stimmung ihrer Völker aufgefordert, mußten; diese hätten gleich den deutsch-sächsischen sich ihren deutschen Brüdern angeschlossen, ohne nach dem Willen der Beherrscher zu fragen.

Gerade in dieser Allgemeinheit des Volkswillens liegt auch das, was die Einheit des Volkes oder sein Volksthum, mit dem jetzt beliebten Ausdrucke bezeichnet. Damals waren dem Volke nicht die einzelnen Herrscher das Höchste, sondern es war der Gemeinwille, dem auch sie sich unterordnen mußten. Für die Ausführung desselben im Einzelnen, waren Männer nothig, die an der Spitze der Geschäfte standen, die aus ihm erwuchsen. Die neuen Heere mußten organisirt, für deren Bedürfnisse mußte gesorgt werden. Was war natürlicher, als daß die deshalb zu treffenden Anordnungen in den Händen derer blieben oder zurückkehrten, die durch ihre Stellung gegen das Volk die Mittel zu jenen Zwecken kannten und zu leiten gewohnt waren. So und deswegen geschah es, daß die bisherigen Herrscher und Regierungen der einzelnen Staaten, zwar aus ganz anderer Beziehung als bisher an der Spitze des Volkes stehen blieben, zwar anstatt ihm sonst gebietend, nun seinen Willen ausführend. Der sinnige Deutsche, der nur im Auge hatte, seinen Zweck, die Befreiung vom Joche des Unterdrückers zu erreichen, ließ eine Revolution (denn der damalige Zustand war revolutionär, und alle alten Bande hatten aufgehört, obgleich äusserlich alles in seinem Gange ruhig blieb) er ließ sie vorüber gehen, ohne auch nur die geringste Zügellosigkeit zum Ausbruch zu bringen, wohl einsehend, daß in dem

Digitized by Google

Augenblicke, wo die deutschen Länder, ein vereinigtes Ganze bildeten, nicht Zeit sei, im Innern, wo zwar das Wesen anders war, auch in der Form Umbildungen vorzunehmen. Es war aber der sinnige, mehr als der aufgeklärte, sonst so vorlaute Theil des Volkes, auf den es hier, wo nur noch persönlicher Werth galt, ankam. Man sah es in allen Gegenden ein, daß ein Zentralpunkt als oberste Kriegs-Verwaltungsbehörde nothwendig sei. Die Fürsten ließen sich, wohl wissend, was sie um ihrer selbst willen mußten, dazu gern finden. Das Volk nahm sie gerne dazu an, weil so am sichersten das Drängen zu diesem Platz von Einzelnen aus der Mitte des Volkes und dadurch mögliche Unruhen sich vermindern würden. So geschah es auch, daß selbst in den Ländern, von denen ihre alten Herrscher durch Bonapartes Gewalt entfernt worden waren, diese in der nämlichen Beziehung, worin die gebliebenen Fürsten nun in ihren Ländern standen, wieder aufgenommen wurden. Die Fürsten waren in dem Augenblicke überall nur Vollstrecker des Gemeinwillens des Volkes und von demselben nur als höchste Kriegs-Verwaltungsbehörden betrachtet. Als solchen gehorchte man ihren Anordnungen gern: denn Verschiedenheit der Meinungen und Sucht der verschiedenen einander entgegen meinenden Parteien, die ihrigen durch und auszuführen, hätten sonst zu leicht gefährlich werden können. Eine gewisse Anhänglichkeit an das Alte, die ohnehin in der damaligen frommen Bewegung der Gemüther (war hie und da zwar von der Sinnigkeit niedergehalten, die Begeisterung doch immer höher stand, als kaltes Berechnen) sich erhob, begünstigte das Bleiben und Zurückkehren der Fürsten ohne weitere Untersuchung; freilich rein betrachtet, in jenem andern Sinne unterschieden, wie gezeigt worden von dem, in welchem Fürsten sonst da sind.

Die Fürsten selbst, wenn sie den Unterschied, auf den es hier ankommt, auch wohl empfanden, waren es sich deutlich bewußt, daß ihre gegenwärtige Existenz ihnen, wenn sie sich fortwährend als das nur zeigten, was sie nach dem Volkswillen in dem Augenblicke sein sollten, nur für die Dauer des Kriegs gesichert sei, indes das Volk ganz mit der Gegenwart beschäftigt, an die Zukunft zu denken nicht Zeit hatte. Sie folgten zwar meistens den Heeren: allein sie unterließen nicht wie vormals sich auch jetzt um die innere Verwaltung zu bekümmern; als thäten sie es nur einstweilen, weil es doch geschehen müsse. Sehr deutlich hat sich aber in den meisten Staaten besonders in Preußen ausgesprochen, wie in jener Zeit die bürgerliche Verwaltung nur als Nebensache betrachtet wurde, indem viele der ersten Zivilbedienten, noch mehrere der niederen ihre Plätze verließen, um den Fahnen zu folgen. Die Fürsten wehrten dem nicht, weil auch sie jenes anzuerkennen, um ihres eigenen Besten willen mußten.

Nach dem Ende des Krieges waren die Fürsten wieder wie vorher auf ihren Herrscherstühlen anzuschauen. Sie sahen indeß ein, daß es, um sich in denselben zu befestigen, noch nöthig sei, das Ansehen zu nehmen, als hätten sie keinen andern Zweck, jetzt, so wie bisher, zuletzt des Volkes Willen zu vollstrecken. Sie standen aber bald wiederum da, als wären sie nur vorhanden, das Gewesene wieder zu bringen. Aber ganz ohne Hehl wagten sie, diesen Sinn ihrer Stellung noch nicht auszusprechen; sondern sie nahmen gegen das Volk, was noch die Waffen,

Digitized by Google

mithin die Macht in Händen hatte, und beides zu führen gewohnt war, das Anſehen, als hätten ſie nur den Zweck, ſeinen Willen zu vollſtrecken. In dem Sinn verſammelten ſie ſich in Wien. Dort ward die Bundesakte errichtet.

Es wurde unter das Volk ausgebreitet, daß die Regenten, einſehend, wie dem deutſchen Lande Einheit Noth thue, einen Kaiſer mit der höchſten Gewalt über die andern unter ſich ausmitteln würden. Dieſes, deſſen Nothwendigkeit jeder Deutſche, wenn er auch nicht von ſeiner ebenen Bahn abgewichen war, auch nicht unter dem Einfluß der obenerwähnten Aufklärung ſtand, fühlte, entſprach den allgemeinen Wünſchen, die auch größtentheils bei der Annäherung an das Alte, die ſcheinbar eintrat, durch fromme Anhänglichkeit an daſſelbe geleitet waren. Dieſe vermeintliche Abſicht der Fürſten, erfüllte das Volk mit Liebe für die, welche ſie ausgeſprochen hatten. Dann wurde die ſtändiſche Verfaſſung genannt, ſo dargeſtellt, daß man erwarten mußte, das Volk ſolle nach ihrer Einführung durch Bevollmächtigte an den Beſchlüſſen der oberſten Gewalt, die ſeine äuſſeren und inneren Verhältniſſe im weſentlichen beträfen, Antheil und Mitentſcheidung bekommen. Es ſchien das Ganze nur als ein Vorſchlag der Regenten anzuſehen zu ſein, den das Volk zu genehmigen hätte.

Plötzlich wurde die muntere Wiener Fürſtenverſammlung durch den letzten Bonapartiſchen Krieg unterbrochen. Jetzt, ſollte man denken, ſtanden die Regenten wieder an dem Flecke, wohin ſie bei Beginnen des erſten deutſchen Nationalkrieges geſtellt worden waren. Sie hatten aber ſchon wieder Vorſchläge, gleichſam als Repräſentanten der einzelnen Volkstheile, als ſeiner Zuſtimmung gewiß, über die inneren Verhältniſſe gethan, und weil es noch immer ſchien, als ſei das Hauptaugenmerk nur die Einheit erhaltende Verfaſſung, ſo ließ man ſich gefallen, was hinſichtlich der Ländertauſchungen unter den einzelnen Staaten geſchah, noch immer hoffend. Das Gefühl war allgemein, daß es ja jetzt eigentlich gleichviel ſei, welcher Provinz des großen deutſchen Staates man angehöre, welchem von demſelben abhängigen Vorſteher oder Fürſten eines Landestheils man zunächſt gehorche, man als Vollführer des Allen gemeinen Willens anſehe.

Nach und nach war aber mittlerweile die Sprache anders geworden. Es hieß, Oeſterreich habe die Kaiſerwürde abgelehnt, und der Punkt, ob und wie ſie Statt finden oder erſetzt werden ſolle, müſſe noch ausgeſetzt bleiben. Auch hörte man wenig mehr von Deutſchland, ſondern weit häufiger von Oeſterreich, Preußen, Baiern u. ſ. w. reden. Wer nur Augen hatte zu ſehen, der ſah, wohinaus es mit dem innern Weſen des deutſchen Staates wolle. Wer von dem Augenblick an noch an ſtändiſche Verfaſſung oder irgend etwas von dem, was verheiſſen war, geglaubt, hatte ſich allein beizumeſſen, wenn er ſich ſchmerzlich getäuſcht ſah.

Die Sprache war nun auch für die den Krieg betreffenden Dinge anders geworden. Die Fürſten wollten keine Landesbewaffnungen mehr aus innerem Eifer, ſondern aus Befolgung ihrer Befehle. Das Volk, das noch vor einem Jahre keinen höhern Herrn über ſich gekannt

Digitized by Google

hatte, als seinen frommen heiligen Gemeinwillen, ließ, vielleicht weil es mußte, geschehen, daß wieder die seit dem Aufhören der vormaligen Verfassung bestandene Selbstherrschaft über getrennte deutsche Völker eintrat, die miteinander nichts gemein haben, als Ursprung und Sprache. Was konnte das Volk thun? Es war ja kein Vereinigungspunkt mehr da und zwischen den einzelnen Volkestheilen standen die Fürsten als Mittelspersonen, die die Vereinigung nicht wollten, so daß der Gemeinwille nicht klar wurde. Die das Organ desselben hätten sein müssen, strebten um ihrer selbst willen dahin, daß er nicht ausgesprochen wurde.

Um nach Aussen hin zu kommen, was man zu müssen allgemein einsah, d. i. sich zu vertheidigen gegen den fremden Feind, mußte man die Rückkehr der alten innern Trennung geschehen lassen. Es geschah als Mittel zum Zweck. Das Mittel schlug ein; es hatte aber einen theuern Preiß. Das war die Hingebung des letzten Restes der innern Freiheit und des Gemein-Volksthums. Von einem deutschen Gemeinstaate kann nun gar die Rede nicht mehr sein. Zwar ist nach langem Bedenken die deutsche Bundesversammlung ans Licht getreten. Noch aber hat sie nichts anders vorgenommen, als die Untersuchung, was es mit ihr eigentlich zu bedeuten habe, wie weit sich ihre Wirksamkeit erstrecken könne. Wer kann in ihr etwas anders sehen, als eine gemeinschaftliche Berathung der deutschen Fürsten durch Bevollmächtigte, wie der gegenwärtige Zustand der einzelnen Staaten, der kein natürlicher ist, ihnen aber ihre Existenz giebt und sichert, erhalten werden kann? Man sehe nur die Rede, welche der präsidirende Gesandte gehalten, als er die Bundesversammlung vom 1. August bis zum 3. November vertagte. Es heißt darin, daß die Versammlung die ihrer Berathung unterzogenen Gegenstände so vollständig erledigt habe, als die gegebenen Umstände und der Umfang der eingezogenen Instruktionen erlaubt haben.

Wer kann glauben, daß bei der Bundesversammlung, so lange sie bestehen wird, je etwas anders in Frage kommen wird, als was das Interesse der einzelnen Regierungen betrifft? Das Wohl der Unterthanen kann hierbei nur in so weit berücksichtigt werden, als dadurch die Erhaltung jener bedingt wird. Ist wohl eine Spur von einer allgemeinen Gesetzgebung, von einer allgemeinen Aufsicht auf das bürgerliche Gemeinwesen da?

Die Einrichtung der ständischen Verfassung ist den einzelnen Staaten überlassen, weil, wie es heißt, sie in jeden den lokalen und historischen Verhältnissen angepaßt werden muß. Die einzelnen Fürsten aber haben sehr geringe Lust, sich durch ihre Unterthanen die Hände und damit die Alleinmacht, die sie darin hatten, binden zu lassen. — Eine rühmliche Ausnahme von allen machte für einen Augenblick Weimar, in dem eine Verfassung zu Stande gekommen war, der man es ansehen konnte, daß die Regierung bei demjenigen, was sie dazu gethan hatte, in gutem Glauben gewesen war. Die Scheinverfassungen anderer Länder können hier nicht genannt werden, es möchte denn geschehen, um dem Bundestage etwas an die Seite zu setzen.

In vielen deutschen Ländern, nur von denen kann nur noch die Rede sein, von allgemeinem

Digitized by Google

deutschem Wesen gar nicht mehr! — sind von den Herrschern Kommissionen ernannt, um über die Einrichtung der Verfassung zu berathen, und höchsten Ortes allerunterthänigste Vorschläge einzureichen. Aus welchem Grunde kann dies geschehen sein, da wo diese Kommissionen aus Männern zusammengesetzt sind, die oft nur für den Ordensstern mehr, der ihnen bei dieser Gelegenheit zu Theil werden könnte, Sinn hatten, von dem aber, was Verfassung heißt, nichts begriffen; wo die Kommissionen von Zeit zu Zeit zusammenberufen, dann wieder entlassen wurden, um nach Verlauf einiger Zeit wieder zusammenzutreten und immer nichts zu thun; wo ihren Vorschlägen, wenn sie fähig waren, wenn ihnen Zeit gelassen wurde, deren zu machen, immer so Vieles in den Weg gelegt wurde, daß sie zu einem Resultat unmöglich führen konnten; wo endlich von den Regierungen selbst Verschiedenheit der Ansichten unter den verschiedenen vormaligen Ständen selbst oder unter diesen, denen die sonst Stimmrecht auf den Landtagen gehabt, und solche, die dergleichen nur angeblich mit ihnen theilen sollten, zur Sprache gebracht wurden; aus welchem Grunde kann dies geschehen sein? Man hält die Landeseinwohner durch Hoffnung auf eine glückliche innere Einrichtung des abgesonderten Staates hin, man gewöhnt sie nach und nach unter den sogenannten Berathungen mit den Kommissionen daran, daß doch die allein entscheidende Stimme der Regierung gelten müsse, und der Gedanke an das große Ganze dem allgemein Deutschen ein Luftbild sei.

Welche Folge hat das in den einzelnen Ländern gehabt? Eine Folge, die sich nun als allgemein ausspricht und zu dem unrühmlichen Theil des Kolorits unserer Zeit gehört. Jeder einzelne (und insofern gleiche Verhältnisse mehrerer einzelnen besondere Körperschaften bilden, hier Stände) also jede einzelne Person, so wie jeder einzelne Stand, wünschen nun, da sie eine dem Heil der Totalität zusagende Veränderung nicht mehr erwarten können, meistlich nur das alte Verhältniß für sich wieder hergestellt, oder wünschen es beizubehalten, in so fern es noch keine gesetzliche Aenderung erhalten hat.

In dieser Hinsicht fällt dem, der da sieht, in den meisten Gegenden ganz besonders der Adel in die Augen. Wie er entstanden sei in Deutschland, was er in jedem Zeitraum des Bestandes unsers Vaterlandes unter mannigfach veränderten Verhältnissen gewesen sei, zu entwickeln, ist hier nicht der Ort. Ehe aber die Reichsverfassung aufhörte, (nicht ehe sie im Jahre 1805 durch einen förmlichen Beschluß Kaisers und Reiches aufgehoben wurde, sondern ehe sie, nur dem Namen nach bestehend, dem Wesen nach aufgehört hatte), war der Adel nach derselben der Stand der Ehre, dem überdies noch in den verschiedenen deutschen Ländern bestimmte Vorrechte mannigfacher Art zustanden. Welcher deutsche Edelmann würde nicht gern von allen diesen abgelassen haben, wenn aus dem Zustande von Deutschland, der sich im Jahre 1813 einen Augenblick so herrlich zu entwickeln begann, und den Keim zu einem allgemeinen deutschen Staatswesen zu enthalten schien, wirklich eine Verfassung hervorgegangen wäre, mit welcher die alten Rechte des Adels sich unmöglich vertragen konnten? Welcher deutsche Edelmann würde ferner nicht gern von allen diesen abgelassen haben, auch als schon die Hoffnung zu einem deutschen

Digitized by Google

Gemeinwesen für die, welche sehend waren, nicht mehr da war, indeß doch noch erwartet werden konnte, daß man in den damals sich neu gestaltenden besondern deutschen Staaten Verfassungen zur Wirksamkeit bringen würde, eine allgemeine Volksrepräsentation für diese enthaltend? Auch mit einer solchen würden sich die alten Vorrechte des Adels nicht vertragen haben. Wären gleich jene abgesonderten Verfassungen nicht so heilbringend gewesen, als eine allgemeine deutsche, so wäre in ihrer Aufstellung doch ein Schritt zum Bessern mehr gethan gewesen. Der deutsche Edelmann, der sich ihnen in den Weg gestellt hätte, hätte er es gekonnt, wäre ein sehr unedler Mann gewesen, und deren giebt es nicht so viele unter dem Adel, als eine gewisse Klasse gern möchte glauben machen, ohne es selbst zu glauben. Es sind die Einflußreichsten unter denen, die sich die Aufgeklärten nennen, die das Bestreben zeigen, und dabei doch wohl eigentlich nichts zum Zwecke haben, als zu beweisen, daß es unrecht sein würde, wenn die Welt nicht so eingerichtet würde, daß niemand vor ihnen bürgerliche Vorzüge habe. Sie lassen sich hier noch obendrein von Eigennutz geblendet von den Regierungen benutzen, die durch sie unter den großen Haufen, unter welchem es auch sehr viele Aufgeklärte giebt, die Meinung ausbreiten, der Eigensinn und beharrliche Eigennutz des Adels sei an der Unmöglichkeit schuld, die Verfassung zu erlangen, die das Volk wünsche, und die (angeblich) auch der Absicht der Regierung entspreche. So wendet diese den Unwillen des Volkes von sich ab, und erregt unter den einzelnen Klassen desselben Spannung und Uneinigkeit, die ihren Zwecken frommt. Schlaue Staatsdiener veranlassen das meistlich, die unter dem Namen der Regierung Macht üben, und darin durch eine Verfassung bestimmte Gränzen erhalten würden. Uebrigens sehen eben jene gemißbrauchten, wirklich Eigennützigen die Nothwendigkeit zwar mit Bedauern ein, daß in einem jeden bürgerlichen Verbande eine dienende Klasse vorhanden sei; sie selbst aber fühlen sich über diese erhaben, weil sie gebildeter und aufgeklärter sind als die, die sie leider zur dienenden Klasse zählen müssen. Sie wollen, wenn man es scharf untersucht, den Adel oder eine durch besondere bürgerliche Vorzüge von dem großen Haufen sich unterscheidende Kaste nicht aufgehoben wissen, sondern sie wollen nur selbst unter den Bevorzugten sein, weil sie es bequemer finden, und ihrem Stolze entsprechender, als in ihrem untergeordneten Stande zu bleiben. Sie glauben diejenigen zu sein, die Alles ordnen müßten. Wenn sie denn nun in vielen Staaten seit dem Aufhören der deutschen Verfassung zu dem gelangt sind, was ihnen durch dieselbe früher verschlossen war, haben sie dann nicht eben so wie dieses vormals gesetzlich dem Adel allein offen stand, familienweise, ohne Verdienst und ungesetzlich an sich gerissen? Hat sich in ihnen nicht eben so ein Verhältniß zum übrigen Volke gebildet, wie es sonst der Adel zu ihnen selbst war, und wie sie es nun nicht mehr ertragen wollen?

So widersinnig es gewesen wäre, daß wenn Deutschland in dem Augenblicke, wo es sich zu einem neuen Staate im Ganzen bilden konnte, in allen Theilen eine andere Gestalt erhalten hätte, der alte Adel sich erhalten möge, eben so ungerecht dürfte es jetzt sein, wo es nun gilt, jeder einzelnen Regierung ihr einzeln-abgesondertes schwankendes Dasein zu erhalten, von dem

Digitized by Google

Edelleuten als einzelnen in den besondern Staaten zu verlangen, daß sie ihre wohlhergebrachten gesetzlich noch bestehenden, nur hie und da umgangenen Vorrechte zum Besten einzelner anderer aufopfern sollen.

So widersinnig es wäre, damit nicht zufrieden zu sein, daß in die Vorrechte des Adels, namentlich in das ausschließliche Recht auf gewisse Staatsämter Eingriffe geschehen sind, eben so ungerecht durfte jetzt unter den eben beschriebenen Umständen sein, vom Adel zu verlangen, daß er sein noch gesetzlich bestehendes Vorrecht in aller Hinsicht aufopfern solle, wo die Schritte der Regierungen einen Kampf um die Selbsterhaltung jeder einzelnen Person und jedem einzelnen Stande zur Nothwendigkeit gemacht haben.

Doch jene Eingriffe sind namentlich da, wo die Leute von Adel es aus den Augen gelassen hatten, daß wer Vorrechte genießen will, auch derselben würdig sein muß; und sich daher zu den Leistungen (die, als denselben entsprechend, die Rechte begleiten) nicht fähig gemacht hatten, also traten großentheils würdige Männer aus andern Klassen dahin, wo verfassungsmäßig Edelleute hätten stehen sollen. Wer wollte das mißbilligen? aber von der andern Seite giebt das einen Grund ab, den Edelmann, wo er fähig ist, zu erfüllen, was der Genuß seines Vorrechts von ihm foedert, zu tadeln, wenn er dies Vorrecht in einem Augenblick, wo doch Alles um ihn her nur für sich selbst sorgt, nicht aufopfern will? Nebendies durfte wohl die Existenz einer bevorzugten Klasse in jeder Verfassung, die Bestand haben soll; freilich nicht eben in der Form, worin der Adel bisher in Deutschland bestand, als ein nothwendiges in der Unvollkommenheit des menschlichen Geschlechtes begründetes Uebel sein.

Diese lange Verhandlung über den Adel ist hier eingeschaltet, um bei dieser Gelegenheit kürzlich auf so Vieles, was über denselben geäussert wird, zu antworten, an einem Platze, der dazu passend scheint. Er wird so häufig aus Eigennutz angegriffen, daß man ihm auch wohl einmal unparteiisch das Wort reden mag. Ich wiederhole nur noch, daß wenn von einer Einrichtung zum Heil des ganzen deutschen Vaterlandes je die Rede sein möchte, doch wohl die Rechte aller einzelnen sich demjenigen, was dazu geschieht, ohne alle Rücksicht unterordnen müssen. Davon ist aber jetzt die Rede nicht mehr und bis sie es sein wird, ist es wünschenswerth, daß da, wo der Adel gesetzlich Rechte neben den Regierungen hat, er sich diese erhalte, um doch so viel wie möglich die Völker vor Willkühr zu schützen, so lange die ersteren das Bestreben nicht aufgeben, die einzigen Berechtigten zu sein, und alles, was ihnen unterthan heißt, nur als Verbindlichkeits-Träger zu betrachten.

Uebrigens haben die Spannungen, die sich unter den Ständen, meistlich von den Regierungen vorbereitet, erzeugen, noch eine andere sehr nachtheilige Folge. — Es giebt eine zahllose Menge von geschäftigen Müssiggängern unter den Aufgeklärten, die nichts thun, als ihre Ansichten unter das Volk bringen, wozu der Weg der öffentlichen Blätter von ihnen gewählt wird. Welche Haufen von Zeitungen und Zeitschriften politischen Inhaltes bezeichnen unser Jahrhundert! — Wie viel mehr Menschen lesen sie, als im Stande sind, auch nur entfernt einen Gang in die

Digitized by Google

Begebenheiten aufzuspüren, und leider! wie viel mehr Menschen geben Beiträge dazu, als die Begebenheiten begreifen! Die Gelehrten oder die, die unter den Aufgeklärten obenan stehen, und ihre Coryphäen sind; die die Welt von ihrem Studierzimmer beurtheilen und kennen gelernt zu haben glauben, meistlich aber darin nie gelebt haben, spielen hier vorzüglich ihre Rolle. Was führen sie herbei? Die Völker und selbst die unter den Völkern, die berufen wären auf eine Weise zu handeln, die den Andern zur Richtschnur dienen könnte, lesen, stellen Betrachtungen an über das Geschriebene und vergessen thätig zu sein.

Wir werden wie die Franzosen seit der Revolution dahin kommen, daß wenn wir über jeden wichtigen Gegenstand ein Liedchen abgesungen haben, wir denselben für abgethan halten. Diejenigen, die nicht verstehen, was sie lesen, werden durch die häufigen Deklamationen aufgeregt, und ermatten sich in dem Bemühen darüber aufs Klare zu kommen. Wenns Zeit sein wird zu handeln, wird ein allgemeiner Schlummer eingetreten sein zur Erholung der Gemüther von dieser und jener Erschöpfung. Das Wesen kommt denen zu Gute, die die Augen der Völker von demjenigen abzuziehen wünschen, wohin seine Blicke um seines eigenen Besten willen gerichtet sein müßten, und wo es auch ohne Hülfe der Aufklärung sehen würde. Daher mag die hier und da proklamirte Preßfreiheit rühren, die doch aber überall nur so weit geht, als sie dem einzelnen Herrscherstamm nicht zuwider Schriften an den Tag bringt.

Marienbad im September 1817. R — d.

Soll die deutsche Volksvertretung Adelskammern haben?

Eine politische Didaskalie zunächst für Süddeutschland.

(Schlözer Staatsverfassungs-Lehre. Göttingen 1793. S. 151.)

„Erbstände scheinen in einem unkultivirten Staate nothwendig, in einem hochkultivirten wenigstens unschädlich zu sein. (?) — Aber um Insolenz abzuwehren, trete die Nation durch Deputirte in verhältnißmäßiger Anzahl ein."

(Derselbe S. 165.)

„Kein Herrscher nehme Abgaben von seinen Bürgern, ohne ihnen alljährlich darüber öffentlich Rechnung abzulegen. Kein Herrscher regiere ohne Stände; er stelle sie her, wo sie durch Tirannei oder Zufall unterdrückt worden; er erschaffe sie, wo sie nie gewesen sind. Diese Stände seien auf die gehörige Art organisirt; der überwiegende Theil von ihnen sei vom Volke, nach einem fehlerfreien Repräsentations-System gewählt, und alle ihre Verhandlungen geschehen mit legaler Publizität, ohne die kein Gemeingeist, kein Zutrauen des Volkes zu seinen Repräsentanten denkbar ist. — Eine Habeas-Corpusakte schütze allgemein die persönliche Sicherheit. Der Geburtsadel werde geduldet; nur nicht Kasten, die steuerfrei seyn, und zu gewissen Aemtern ein ausschließliches Recht haben wollen. Endlich und überhaupt zehre Niemand auf Kosten des Staats, wenn er ihm nicht dient, und seine Belohnung sei seinem Dienste angemessen."

Digitized by Google

Frh. v. Moſer neues patriot. Archiv I. B. S. 398. Mannheim 1792.

„Zur Abgötterei bringens unſere Herren nicht wieder; man ſieht durch den ſie umhüllenden Schleier durch. Aber zu Liebe, Vertrauen, Verehrung und einem raiſonablen Gehorſam ihres größern und kleinern Volks können ſie's bringen, und billig ſollten ſich unſere Herrſcher daran genügen laſſen. Auf dieſem Mittelweg würden beide wohl fahren, und dahin wird es auch, wie ich hoffe, glaube und wünſche, eben ſo gewiß kommen, als es gewiß iſt, daß wir ſeit vierzig, fünfzig Jahren durch einen großen Theil Chauſſeen haben, wo unſere Vorfahren im Schlamm verſunken ſind.“

„Optime conſtitutam rempublicam, quae ex tribus generibus illis, regali, optimatium, et popolari, modice confuſa ait.“

cicero.

Soll die deutſche Volksvertretung Adelskammern haben?

Dem Staatsmann, der dieſe Frage zergliedernd prüft, dürfte in unſerer Zeit die Arbeit leichter, als der Glaube werden, daß es hiebei nichts weniger als Vorurtheilen gegen Stände, eher etwa den Vorurtheilen für Stände gelte, nicht der Liebe und nicht dem Haß, wie ſich dies freilich von ſelbſt verſtehen ſollte. Wer eine Adelskammer nicht für heilſam hält, der hält darum weit noch nicht den Adel für ſchädlich. Beides iſt ſo verſchieden, als ein Naturſtoff, von deſſen gutem oder üblem Gebrauch durch der Menſchen Witz und Aberwitz. Die Idee des Adels iſt aus den edelſten Fundgruben der Menſchenſeele entſprungen, und muß leben, weil ſie ſolchen Urſprungs iſt; aber ihre Entartung ſollte weder fortleben, noch wieder neu aufleben, indem dies den Sündentod bereitet. Adelskammern unter den Landſtänden ſcheinen mir ſolcher Mißſtand oder Mißverſtand.

Einer der beredteſten und entſchiedenſten Vertheidiger der Errichtung von Adelskammern findet dazu ein Argument bereits in der Bibel, welche ja auch die Menſchen in Kinder Gottes und Kinder der Menſchen abtheilte, das heißt: nach ſeiner Dollmetſchung, in Adeliche und Nichtadeliche. Wenn es damit Ernſt wäre, ſo erinnerte es an die Zeit, wo man Alles in der Bibel zu finden und zu begründen wußte; Medizin wie Geſchichte, Jurisprudenz wie Staatskunſt, und es ſollte nicht ſchwer ſein, andere Stellen im Texte zu finden, die gerade das Gegentheil belegten. Spiele des Witzes ſind keine Gründe, karrikirte Bruchſtellen keine Wahrheit, und wenn jener geehrte Sprecher nicht im Ernſte meint, im Adel ſeien die Kinder Gottes, und in den Kindern der Menſchen die Nichtadelichen genannt und geſchaffen, wobei er verlegen ſein würde, für die Fürſten eine dritte Kategorie zu bezeichnen, die nicht von Gott und nicht von Menſchen ausginge, es ſei denn, er halte Fürſten nur für ſeines Gleichen, ſo wird er erlauben, die Kinder des Lichtes einzig nur an dem geiſtigen Male an ihrer Stirne, womit der Finger Gottes jede höhere Kraft bezeichnet, und nicht nach dem treuherzig ungetreuen Hörenſagen, Zeugniß von Pfarrer und Hebamme, zu erkennen: daß ein Staatsbürger ein Sprößling eines Adelsgenoſſen, und alſo ein geborner Repräſentant ſei, von was? — von ſeiner Kaſte oder von der Geſammtheit der Staatsbürger?

Wem die Bibel nicht mundet, dem hat man einen Brocken ſogenannter Naturphiloſophie,

Digitized by Google

oder Metaphyſik der Natur vorgehalten, und geſagt: es gäbe keine Verbindung von einem Ding zu einem andern Ding, wo nicht ein drittes Ding das Medium bildete, und dies dritte Ding in der Konſtitution müſſe denn Adelskammer ſein. Man könnte aber fragen: durch welches nothwendige Medium jenes dritte Ding mit den zwei andern Dingen zuſammenhänge? Am beſten aber antworten, daß der phyſiſche Zuſammenhang von Dingen, wäre er auch erklärt, eine ſehr mangelhafte Parallele für die Relation der Geiſter ſei, und auf die weiland beliebte von Staaten mit Maſchienen führe, wobei nichts zu berechnen vergeſſen ward, als die unberechenbare Seele des Menſchen.

Im Augenblicke, wo der Adel in eine geſonderte Kammer als Kaſtenrepräſentant ſich zuſammenſchließt, treibt er ſich gleich einem Keil zwiſchen Fürſt und Volk, welches geborne Repräſentanten nur in allen vaterländiſchen freien Talenten, nicht aber in Stellvertretern einer gewiſſen Anzahl Familien erkennen kann. Er reiſt mit dem allzuſtolzen Namen eines Mittlers zwiſchen Fürſt und Volk, die Entſcheidung aller Staatsfragen an ſich, indem er ſie zu verſtummen zu machen vermag. Eine Vermittelung eines Theils der Unterthanen zwiſchen dem übrigen Theil und dem Thron iſt eine ſo monſtröſe Idee, daß, wäre die Barbarei der Feudalzeit nicht geweſen, die Periode der Flegeljahre der Menſchheit, wo der Adel eigentlich einen Staat im Staate gebildet, und ſich im ſteten Kampfe für ſeine Exemtionen gegen die Fürſten, auf Koſten ſeiner Hinterſaſſen (denn Staatsbürger und Staat gab es gar nicht in jener guten alten Zeit) befunden hatte, man Mühe haben würde, die Entſtehung derſelben zu faſſen.

Die Idee von zwei Kammern, ſofern die Geburt die eine rekrutiren ſoll, iſt ſo ſehr unrein, ſo roh dem Mittelalter abgeborgt, wie es der ganze Zunft- und Kaſtengeiſt jeder Art iſt, die nur Uebergänge zu einer geläuterteren Form in der Geſchichte bildeten und beurkunden. Und ihn, dieſen Stand der Unmündigkeit ſollte man einführen, wo er noch nicht ſchon iſt? ſollte Rückſchritte als Fortſchritte betrachten zum Beſſern?

Vergebens zitirt man England, Frankreich u. ſ. w.; warum zitirt man nicht das Vaterland, deſſen Alterthümlichkeiten man ſonſt ſo gerne in Anſpruch nimmt: und wo fände man da Kammern, wie man ſie jetzt will? Alle freien Eigenthümer findet man da in der Urzeit, denn des geiſtigen Eigenthums war da noch zu wenig, und nur bei den Klaſſen, welche auch das leibliche ſich gewonnen, zu einem Körper der Berathung der Staatsintereſſen vereint; findet ſpäter dann, als Fauſt- und Lehenrecht nur Adel und Klerus übrig ließ, nachdem nur wenig Städte ſich der Leibeigenſchaft wieder entrafft, Adel, Klerus und Städte als Landſchaft. Warum ſchlägt man nicht vor, etwa Klerus und Städte auch in beſondere Kammern zuſammen zu ſtecken, und dem Landmann, ehmals nur unfreien halbeignen armen Leuten, gar keine Stimme zu gönnen, ihm, der jetzt die Mann- und Spannkraft des Staates bildet? Weil man es abſurd, weil man es vernunftwidrig findet, weil die Menſchheit über jene Bildungsſtufe hinangeſchritten iſt, wo ſich Ritter und Mönch allein auf Koſten Aller aus der Thierheit erhoben hatten, und wo man nur ſpät, in kleinlauten Städteſtimmen, ein ohnmächtig demüthiges Anhängſel an die zwei großen Körperſchaften mit Mühe durchſetzte, welche insgeſammt nicht den Staat, ſondern befangen im

Digitized by Google

selbstischen engen Interesse nur dieses vertraten. Und nur ein Fragment des Mittelalters sollte man herüberpflanzen unter die Sonne unserer widerstrebenden Zeit?

Das Recht der Landstandschaft des Adels in jener gepriesenen Vorzeit (vor 1790 und auch vor 1806) entsprang, historisch dokumentirt, allein aus dessen Grundbesitze, und sein späteres alleiniges Recht angeborner Landstandschaft aus seiner, durch Faust- und Lehenrecht allmälig bewirkten alleinigen Aneignung alles freien Grundbesitzes, während das übrige Volk, leibeigen oder meierthümlicher Pachter geworden, wie letztes noch in Großbritanien, mit Ausnahme weniger Freeholders der Fall ist. Also gab es in Deutschland nie ursprünglich eine Kammer durch Geburt, sondern durch Güterbesitz. Dieser Unterschied ist wesentlich, und wirft eine Menge Scheingründe zu Boden, womit man Späteres und Zufälligeres, für das Ursprüngliche und wesentlich Begründende ausgeben wollte.

Jede Erscheinung in der Geschichte ist organisch mit den gleichzeitigen verschmolzen; sie bedingen sich wechselseitig. Einzeln herausgerissen, wird jede ein fremdartiger Körper in dem neuen Organismus sein, der ihn wund macht, und an seiner Wirkung nagt. — Läßt sich das vielgespaltene aber hochkultivirte Deutschland mit weltherrschenden oder vollends insularischen Reichen in seinen Zuständen und Bedürfnissen vergleichen; oder vielmehr, wird einen kleinen und relativ schwachen Körper nicht aufreiben und drücken, was ein robuster, großer ohne alsbald merkbare Unbequemlichkeit noch, wie lang? erträgt?

Die Geschichte lehrt, daß in England und Frankreich das Oberhaus älter sei, als das Unterhaus, und dies war ganz natürliches Produkt der Feudalität und Hierarchie. (Erst 1265 sah Englands König die Nützlichkeit für die Krone und die Möglichkeit, die Gemeinden des Reichs zu den Parliamenten zu ziehen; was aber nur höchst unvollkommen geschah.)

Schwerlich würde England jetzt sein Oberhaus, wie es ist, neu gründen; obschon es, nach seiner Eigenthümlichkeit, dieses von der Vorzeit herübergekommene ertragen kann; denn das ganze Verhältniß seiner übrigen Verfassung ist eigenthümlich, und dies Ganze wollen die deutschen Nachahmer nicht, und können es zum Theil nicht, nachahmen. Englands höchst mangelhaft gewordene, nur stückweis entstandene, der Feudalität abgerungene Verfassung loben nur die so ungemessen, die dabei gewinnen, daß sie unverbessert bleibe; und selbst die Charte Ludwigs XVIII. getraute sich nicht unbedingt nachzuahmen. Englands Verfassung, wie sie im Wesen jetzt ist, würde schon das Verderben des Landes herbeigeführt haben, wenn der Geist des Volkes, seine Energie, und seine glückliche Lage nicht stets die Lücken füllten, die Wunden heilte, welche diese gothische, hinter dem Standpunkt der Kultur zurückgebliebene, eisern gewordene Verfassung der Nation schlägt und fühlen läßt. So wenig die dünnen, geschnörkelten gothischen Säulen die hohen Domen tragen, an welchen man sie erträgt, so wenig stützt Englands Größe sich auf sein Oberhaus, seine rotten boroughs, seine Incourts, seine Zehnten und Testeide, seine Hosenbandsritter, und den ganzen Rest seines Nebelklima's, den schwachmuthige Ehrsucht und Ehrfurcht ehrwürdig nennt, weil er alt ist.

Indessen sprechen dort zahlreiche Bischöfe im Oberhause, die nicht Geburt hineinsetzt. Dort

Digitized by Google

iſt der König äuſſerſt beſchränkt in Regierungs-Angelegenheiten, die Miniſter Alles, die Souveränität gewiſſermaßen ergänzt im Oberhauſe, gegen allenfallſige Uebergriffe der Gemeinen. Sind die deutſchen Souveräne in gleicher Stellung gegen den Staat, wie dort? Treten die nachgebornen Adelsſöhne bei uns in die Reihe der bürgerlichen Staatsglieder zurück, die keine Vorrechte haben, wie die Söhne der Lords, und verſchmelzen ſo höchſt klug gentry und nobility durch alle Verhältniſſe des Lebens hindurch? — Steuer-Verwilligung und Einſicht in den Staatshaushalt iſt dort ſo gut als einzig in den Händen des Unterhauſes. Wollte die deutſche Adelskammer ſich davon ausgeſchloſſen ſehen?

Frankreichs neue Charte hat eine Pairskammer eingeführt, das iſt wahr. Allein frage man doch, mit welchen Augen ſie die Nation betrachtet? Oder auch davon abgeſehen: dort galt es den alten beſtandenen Inſtitutionen, einen Platz unter den neuen anzuweiſen, dem Könige vor Ultra-Royaliſten, eigentlich Ultra-Ariſtokraten, Ruhe zu ſchaffen, und dem viel aufgereizten Volke und deſſen Sprechern in der Kammer, remigrirte Redner und Votanten entgegenzuſehen.

Iſt der Fall zum Beiſpiel im Großherzogthum Baden, der Fall und das Verhältniß von Frankreich? Hätte der Fürſt dort die Oppoſition von der Mehrheit ſeines in den Tagen der Gefahr geprüften Volkes, oder, wenn irgend, von privilegirter Minderheit zu gewahren? Wo würde letztere ſie nachhaltiger, wo lauter ausſprechen und geltend machen können, als in einer geſonderten Kammer, wo Gemeinheitsgeiſt die beſte Nahrung gegen den öffentlichen Geiſt findet; wo einer den andern trägt und hebt, ihr Veto alles eitel machte, was Volk und Regierung wollten; wo Alles, was letzte gegen die Oppoſition einer Kammer errungen, in jener des Adels nochmal auf das Spiel geſetzt werden muß. Statt daß alle in einer Verſammlung der mehrzähligen ächten Landes-Repräſentanten verſchmolzen, einſeitige Tendenzen den Kampf nicht leicht gegen das Intereſſe der Geſammtheit beſtehen könnten.

Die Bundesakte ſichert dem Adel, dem ehemaligen reichsunmittelbaren, „Antheil an der Landſtandſchaft“, aber nirgend eine geſonderte Repräſentation als Stand zu. Er ſoll nicht ausgeſchloſſen ſein, aber keineswegs ſich zuſammenſchließend vom ganzen Volke ausſchließen. Die ehemaligen reichsunmittelbaren, im Gegenſatze des altmittelbaren Adels allein in eine Adelskammer vereint, würden nur die Unzweckmäßigkeit der Idee um ſo auffallender machen, und mancher, der jetzt dieſelbe anprieß, würde ſie dann nicht nach ſeinem Geſchmacke finden.

Was würden die Dualiſten ferner gegen folgenden Schluß einwenden? Sie behaupten gewichtige Gründe für ſich zu haben, geſondert als abgeſchloſſener Körper im Staate zu ſtehen, und als ſolcher ein Trieb- oder Hemmrad im Gange der Staatsverfaſſung zu bilden. Wenn der Adel denn alſo ſoviel Eigenthümliches vor andern Staatsbürgern wollte und hätte, wenn er ſich nicht mit ihnen bei der Verwaltung der Rechte des Volkes und der Berathung der Regierung amalgamiren will, was wird er einwenden, wenn man ihn dann auch, Gleiches mit Gleichem erwiederud, ganz von der eigentlichen Landes-Repräſentation, von der Kammer der Deputirten ausſchlöſſe, eben weil er ſo verſchiedener Natur zu ſein ſich ſehnte? — Geſchieht letztes nicht, ſo hat er zuerſt allein allen Vortheil für ſich, und noch dabei alle Rechte der übrigen Staatsbürger

Digitized by Google

in ihrer Vertretung; sein Gewicht würde ebenso einseitig als überwiegend wachsen, indem er nicht nur alle Beschlüsse von Regierung und Land von seiner Kammer abhängig machen, sondern noch überdies durch seine in der andern Kammer sitzenden Glieder die Beschlüsse dieser lenken kann.

So wie also das Sondern des Adels in eine Kammer wenigstens dessen Ausschluß aus der andern Kammer ganz natürlich von selbst bedingen sollte, so ist von der andern Seite, wenn zwei Kammern gebildet werden, unumgänglich und höchst wichtig, daß die Anzahl der gewählten, wahren Landes-Repräsentanten die bedeutende Mehrheit in der Gesammtzahl bilde; weil ausserdem schlimmer als bei der Sönderung, die Beschlüsse des Landtages leicht nur Beschlüsse der Adels-Korporation werden könnten, wie es bei den deutschen sogenannten Landständen der Fall war. Die Nothwendigkeit der Mehrheit nicht durch Geburt berufener Repräsentanten, in dem Interesse der Regierung, beruhet schon auf dem einfachen Grunde, daß die Gebornen bei jedem Zusammentritt unverändert dieselben bleiben, während die Gewählten wechseln, und andere Gesinnungen in die Versammlung mitbringen, als ihre Vorgänger. Diese Unveränderlichkeit der Personen ist denn auch ein bedeutender Anstand wider Adelskammer überhaupt; weil dabei eine Opposition nicht aufzulösen ist. Opposition einer Kaste, als solcher, kann aber dem Volke so wenig als der Regierung Vertrauen in ihre Absichten einflößen, das hat sich bewährt, wo immer eine solche den Mund noch so weit aufgethan hat. Dies wurde selbst da gefühlt, wo man der Errichtung einer Adelskammer das Wort sprach, wie in der neuen Verfassung Würtembergs. Denn in den Zusätzen des königlichen Reskripts vom 26. Mai 1817 zum Verfassungsentwurf ist zu §. 306 gesetzt, daß der Stände-Ausschuß, während die Stände nicht versammelt sind, aus drei Adelichen und sieben Nichtadelichen bestehen müsse, im Ganzen aber vier des Adels und acht des Nichtadels enthalten könne.

Ohne diese Voraussetzung wäre die Regierung nie gewiß, in der Stimme des Landtages die Stimme ihrer Völker zu vernehmen. Auf Worte des besten Klanges darf man sonst nicht bauen, sie sind oft zu entgegengesetzten Zwecken gesprochen worden. Man weiß, was einst Frankreichs Parlamente von Rechten und Schutz des Volkes geredet haben, und doch galt es nur ihrem Ansehen, ihrer Körperschaft, so sehr, daß noch vor dem Beginnen der Revolution das Parlament von Paris in der Ständeversammlung eine gesönderte Korporation für sich machen wollte; was jedoch König und Stände verwarfen.

Wenn nun das Recht keine Adelskammer bedingt, und die Geschichte ihren unächten und absoluten Ursprung beurkundet, so könnte nur die Frage sein, ob etwa der Vortheil der Regierung, oder der des Volkes zu ihrer neuen Bildung riethe? Ein Vortheil läßt sich mittel- oder unmittelbar unterstellen. Was dabei der Vortheil des Volkes sei, das, glaube ich, dürfte man getrost dessen Wahl und Urtheil überlassen. Würde es gefragt: man versuche es doch? sicher stimmte es nicht für geborene Stellvertreter. Wenn also nur von dem, was die Regierung zu erwarten hätte, Rede sein soll, so erklären wir uns an Beispielen. Gesetzt, die große Sache aller Landstände, das Budget, und die Besteurung kommen zur Berathung. Wo läge der Vortheil einer Adelskammer? Und stimmte auch die ganze Deputirtenkammer für irgend einen Etat, einen Entwurf, so steht es in jener Macht, Alles zu hemmen. Sind hingegen die weiland Unmittelbaren in der Minderzahl vereint in und mit der Landschaft, so können sie die Beschlüsse der Mehrheit paralysiren. Wollte man einwenden, daß sie dann um so mehr vermöchten, Deputirte des Landes nach ihren Interessen zu stimmen, so ist die Antwort: daß wenn solcher Einfluß ihnen zu Gebot stände, er wohl auch noch von einem Saale in den andern reichte; also damit nichts an dieser Möglichkeit gekürzt, wohl aber bei gesönderten Kammern die Gewißheit begründet wird, daß sie dann konstitutionel Alles hindern können, ohne den Einfluß auf Deputirte zu bedürfen, der doch nicht so leicht auf gesunden Verstand, Rechtsgefühl und das Interesse der Mehrheit mißlenkend zu gewinnen ist. Schon der Wunsch gesönderter Kammern zeigt klar, daß man Gewinnst davon erwarte, das Veto gleichsam zu theilen, der sich indessen wahrscheinlich nicht dieses, sondern hinsichtlich aller Gesetzvorschläge die unendlich wichtigere Initiative ausschließend vorbehalten wird.

Digitized by Google

Der Einwurf von den Erſcheinungen bei dem letzten Landtage Würtembergs iſt nicht von Gewicht; dort walteten eigene Verhältniſſe. Die Mediatiſirten waren, durch das Blendwerk des alten Rechtes, der Altwürtemberger gewiß, und erwarteten ihr Heil vom Bundestage. Und hätten ſie nicht Alles eben ſo ſcheitern machen können, wenn ſie, getrennt in eigener Kammer, nein ſagten?

Umgekehrt einmal angenommen, es gelänge der Regierung, den Ständen etwas vorzulegen, was der Zuſtimmung der Adelskammer ſich erfreute, ſo bleibt ja dennoch die Zuſtimmung der Deputirtenkammer unumgänglich, um ein Geſetz zu bilden; und iſt folglich nichts Entſcheidendes gewonnen. Beſtände aber in der That der Einfluß der Glieder der Adelskammer auf die Landesdeputirten, den man ſcheuet, ſo können ſie ihn zu Gunſten der Regierung um ſo beſſer in vereinter Landſchaft geltend machen. Beſteht er hingegen nicht, ſo hat die Regierung, iſt ihr anders die Mehrheit der Glieder der Adelsgenoſſen ergeben, in der *vereinten* Landſchaft um ſo viel Stimmen mehr geſichert, und um ſo leichter die Mehrheit für ſich.

Man mag daher das Für und Wider hinwenden, wohin man will, ſo geſtaltet ſich kein Ergebniß, keine Anſicht für die poſtulirte Idee einer Adelskammer. Kaum braucht noch angeführt zu werden, daß der Fall nicht denkbar ſei, wo in Deutſchland ein wahrhafter Vortheil, ein gediegnes Intereſſe der Regierung mit der Mehrheit der Stimmen der Landes-Repräſentanten dauernd in Oppoſition gerathen könnte. Denn Intereſſe der Nation und des Regenten ſind ſo ſehr identiſch, daß Wahrheit endlich immer in beiden die Ueberzeugung ſich erringt. Oeffentlichkeit und Offenheit ſind dazu ein hochwerthes und einfaches Mittel, dem zur Seite gewonnene Liebe und Vertrauen gehen.

Man hat das Theorem von zwei Kammern öfter durch die Lehre vom Gleichgewicht und Theilen der Gewalten unterſtützt. Allein die Täuſchung iſt leicht zu entdecken, daß man dem Theorem zweier Kammern jenes einer geſchloſſenen Adelskammer unterſchob. Das iſt wahrlich ſehr zweierlei. Es laſſen ſich ſehr viele gute Gründe für Theilung der Landes-Repräſentation in zwei Abtheilungen geben; allein ſie ſprechen nicht dafür, daß die eine nur einer Anzahl Familien im Staate zuſtehen ſoll. Und doch iſt jene ſchimmernde Theorie des Gleichgewichtes der Gewalten im Staate, in den Tagen der Prüfung in Mißkredit gekommen; weil ſo leicht Lähmung hervorgeht, und jede Regierung ſtreben muß, dieſer zu entgehen: woraus denn jener heimliche, demoraliſirende Kampf der vollziehenden Gewalt hervorgeht, wie man ihn in England als die Klage jener hört, welche die Nothwendigkeit einer Verfaſſungsreform zu beweiſen ſuchen. Aehnliches zeigten ſelbſt große und kleine Republiken des Alterthums und der neueſten Zeit. *Theilung der Gewalten iſt nicht Trennung der Stände*, und eine Adelskammer iſt gerade ein Aufheben des Gleichgewichtes, weil es ein drittes, einen Familienkraal einſchiebt, was ſo ſchwer wiegen ſoll, als das Volk und die Regierung ſelbſt. In der Monarchie, nach reiner Idee, ſollte es nur *ein* Geſchlecht geben, deſſen Zuſammenhang mit der Staatsverfaſſung auf der Geburt berubete; *jenes des Regenten*: weil dies Beding der Ruhe und Feſtigkeit iſt. Alles übrige in Verfaſſung und Verwaltung iſt nur in den Händen des Talents und des Vertrauens der Mitbürger gut bewahrt und beſchaltet. Man hat es in Schriften und Reden, ſelbſt am Bundestage geäuſſert, daß die jetzige Zeit vorzüglich dem Adel feindſelig ſei. Wenn dem alſo, ſo wäre es doch ſchwerlich eine Maasregel, die zur Zufriedenheit in den deutſchen Staaten, und zur Erweckung des Vertrauens im Volke führte, eine Einrichtung der neuern Verfaſſung einzuverleiben, die ſo recht gemacht wäre, die guten und böſen Gefühle alle, und alle Anſprüche der Intelligenz der Nation geſammt wider ſolche Korporation aufzuregen, die ſo ſcharf geſondert allein zu ſtehen begehrte, und dabei durchaus weder populäre weder royaliſtiſche Zwecke haben kann. So lange es noch einen einzigen Adelichen gibt, muß jeder gute Bürger, jeder freie Mann ſtreben geadelt zu werden. Zwar royaliſtiſch, dem Souverän ſchützend zur Seite, ſo wollte man gern das ganze Weſen des Adels geltend machen, und allegirte mit Pathos von Montesquieu's bekanntem Spruch*). Allein, wie ſehr iſt dieſer Geſchichtsforſcher, der nicht das unbedingte, abſolute Wahre, ſondern nur das Reſultat poſitiver *hiſtoriſcher*

*) Point de Noblesse, point de Monarque. Wobei man den Nachſatz auslies: mais il y a un despote. Es iſt etwa ſo, als wollte man Juvenals Spruch: Nobilitas sola est atque virtus überſetzen: Alle Tugend beſteht im Adel.

Digitized by Google

Zuſtände ausſprach, wie ſie ſich ihm in den feudalen Urſprüngen darſtellten, dabei mißverſtanden oder mißdeutet worden! Zudem bewieſe deſſen Axiom noch immer nicht die Zweckmäßigkeit zweier und einer Adelskammer. Treffend hat des großen gelehrten Franzoſen wahren Sinn noch neuerdings Klüber in einer der beſten Stellen ſeines Werkes: „Ueberſicht der diplomatiſchen Verhandlungen des Wiener Kongreſſes II. 237 – 243“ entwickelt, und auch er iſt, wohl begründet, wider die Errichtung einer Adelskammer und verdienet ganz geleſen zu werden.

Das Gewicht der Gründe für Nichttrennung der Stände in den deutſchen Staaten iſt ſo ſchlagend, daß auch in Würtemberg, wo man das entgegengeſetzte Experiment der Neuerung eifrig durchzuſetzen ſtrebt, in den Zuſätzen zum Verfaſſungsentwurf, zu §. 298, laut Reſer. vom 26. Mai 1817 nur auf drei Jahre einen Verſuch mit einer Adelskammer angeſtellt werden ſoll, nach deren Umlauf, wenn dann Regierung und Mehrheit der andern nämlich der Repräſentantenkammer es verlangen, jene wieder abgeſchafft werden ſoll. Um die Probe ächt zu machen, müßte die Adelskammer nichts davon wiſſen, daß ſie auf Probe angenommen ſei.

Verſuche in Staatseinrichtungen ſind ſo mißlich, als Verſuche an Menſchen in der Arzneikunde: ſie geben beide um Leben und Geſundheit, und nie wird von einem Verſuche wieder abgeſtanden, der nicht Folgen hinterließe, welche weder wegdekretirt noch rezeptirt werden können. Ich vermag nichts zu finden, was den Ausſchlag für ähnlichen Verſuch anderswo, z. B. in Baden, geben konnte. Viel leichter iſt es nicht anzuſchaffen, als auch das anerkannt Ueble oder Ueberflüſſige wieder abzuſchaffen. Gilt dies Axiom ſchon in abſoluten Monarchien, wie vielmehr dann, wann eine Körperſchaft ſolcher Art aufgelößt werden ſoll? In drei Jahren läßt ſich viel verderben! und doch iſt der Zeitraum nicht hinreichend, um über den praktiſchen Werth auf Menſchenalter zu entſcheiden: ſondern dazu gehört Bewährung in Zeiten der Gefahr, Prüfung, was ohne die Einrichtung ebenfalls geleiſtet worden wäre, Ueberblick und Umblick auf die indirekten Folgen derſelben im Geiſte der Völker, im Einfluß auf die Verwaltung und Stellenbeſetzung; kurz Alles, was nicht gerade im Laufe dreier Jahre überſchaut, und dann vor Gericht geſtellt werden kann.

Ich nehme gern an, daß in dieſer Probezeit die Kammer der Unerwählten die beſten Geſinnungen an den Tag geben, ſo liberal als loyal ſtimmen werde. Allein iſt damit denn bewieſen, daß die trefflichen Männer, die ſo in ihr ſprechen und handeln werden, nicht auch daſſelbe gethan, wären ſie mit der andern Kammer in eins vereint geweſen? oder daß nicht nach erſtandener Prüfung, die Sprache mit den Perſonen ſich ändere, und das korrumpirende, was in jeder geſchloſſenen Kaſte von Natur liegt, ſtärker ſein werde, als die erſten guten Vorſätze, als der in ruhigen Zeiten erſchlaffende öffentliche Geiſt des Volkes, der nie eher entſchlummert, als wenn es behaglich geht?

Wenn nun die Urgeſchichte Anſprüche auf geſonderte Kammer, als Familienrecht, als irrig zurückweißt; wenn das Intereſſe des Regenten in der Erfahrung nirgend durch eine ſolche gewann; wenn das poſitive Staatsrecht des Bundes ſo wenig als Völkerverträge irgend dieſes Inſtitut gebieten; wenn der Geiſt der Zeit aber ſich gegen daſſelbe auflehnt, das allgemeine, abſolute Staatsrecht es ohnehin nicht anerkennen darf, ſeine Gönner ſelbſt es nur als einen Verſuch angeſehen wiſſen wollen, welchem Natur und Bildungsgeſetz des Menſchengeiſtes, und Thatſachen entgegen, nur Möglichkeiten zur Seite ſtehen; wenn daſſelbe Nichts als unentbehrlich, Vieles als bedenklich karakteriſirt: ſo ſcheint der Ausſchlag der Entſcheidung dahin zu fallen, wo das Intereſſe der größern Zahl der Staatsbürger (das keinen Mittler zwiſchen Volk und Regent will, als die Kraft der Liebe und der Wahrheit, die unmittelbar gerade von und zu dem Throne ſpreche) wo vielleicht für Fernſichtige das wohlverſtandene Intereſſe des Adels ſelbſt, gewiß aber die lautere Geſtaltung des Vernunftrechtes der Krone die Bahn ebnen und bewahren, ihre erlaubten nicht ſelbſt mörderiſchen Zwecke ſo frei und offen als ſicher und leicht zu erreichen: des Staates Bürgerglück und Kraftentwickelung, das heißt Freiheit, Frieden, Wahrheit, Menſchenadelung ohne Kaſten-Einrichtungen, freie Bahn jeder Geiſteskraft und Tugend, für Alles, was der Staat ihr geben, von ihr nur empfangen kann. Nobilitas sola et unica virtus. Juvenal.

Digitized by Google

Betrachtungen über das baierische Konkordat.

Wozu das Konkordat? — Dessen unduldsamer Geist. — Der Erzbischöfe und Bischöfe Zahl. — Die Finanzen daneben. — Aufsicht über Schulwesen. — Klösterwidergeburt. — Gütererwerb. — Rechte des Königs. — Beschränkungen desselben. Einfluß des römischen Hofes. — Preßfreiheitsvernichtung. — Schluß.

Die Bestrebungen des römischen Hofes zur Wiederherstellung seines unsichtbaren und sichtbaren Reiches im abendländischen Europa waren seit dem dreißigjährigen Kriege nie kühner, nie unverholner, nie scheinbar glücklicher, als im andern Jahrzehend dieses Jahrhunderts. Man erinnere sich an Spanien, an die Herstellung des Jesuitenordens, an das Schicksal des alten deutsch-helvetischen Bisthums Konstanz, an die Behandlung des ehrwürdigen Prälaten Wessenberg, an das mit Frankreich geschlossene Konkordat, an das Konkordat mit Baiern u. s. w. Doch scheint eben die Kühnheit oder das Unverholne in den Entwürfen Roms die Fürsten und Völker auf den Werth ihrer Unabhängigkeit aufmerksam gemacht, und einen den Römern unerwarteten Gegendruck verursacht zu haben. Wie in Frankreich, gedieh auch im Königreich Baiern das Konkordat nicht. — Aus welchem Gesichtspunkt in Baiern von Männern, die ihren König, ihr Vaterland lieben, der Kirchvergleich beurtheilt wurde, zeugen folgende Betrachtungen, welche auch für die Zukunft noch geschichtlichen Werth behalten.

D. H.

Der menschliche Geist macht in unsern Zeiten wahrlich seltsame Sprünge, von Aussenenden zu Aussenenden; von alten Instituten, die unter Jubelgeschrei zerbrachen, zum Allerneuesten, das durch die Beweglichkeit der Ideen erzeugt worden; und von diesem, da es die Probe nicht gehalten, wieder mit ausschweifender Strenge zum Veralteten heim; vom Unterschiede der Stände zur allgemeinen Rechtsgleichheit aller Menschen; vom Drucke des Feudalsystems zur Vernichtung aller daraus fließenden Rechte und Verhältnisse, und von den gerühmten Menschenrechten wieder zurück zum Lob der Adelsherrschaft; von der Feudalmonarchie zur verderbtesten Republik; von der Republik zur Despotie; von da zur buchstäblichen Wiedereinführung verjährter Verfassungen; von den Ideen der Volksfreiheit zum angebornen Rechte eines bestimmten Geschlechtes auf den Thron; von dem verderblichsten Weltbürgersinn zum gränzenlosen Haß gegen Fremde; vom völligen Unglauben zur empfindelnden, alle Mannskraft vernichtenden Frömmelei und zum schwärmerischen religiösen Mystizismus.

So geschah auch in Baiern, wo früher an katholischen Kirchengrundsätzen streng gehalten wurde, dann aber es den Anschein gewann, als könne man sich über alles dies hinwegsetzen, und

Digitized by Google

wo faſt alle Kirchengewalt von dem Staate ſelbſt geübt ward, wird man nun auf einmal von den Zeitungen überraſcht durch die Nachricht von dem Abſchluſſe und bald auch erſchreckt durch den Inhalt eines Konkordats, welches Baiern der Strenge der kanoniſchen Geſetze und der Herrſchaft des Papſtes mehr zu unterwerfen ſcheint, als dies in irgend einer Zeit der Fall war.

Die baieriſchen Zeitungen ſcheuten ſich anfänglich, das Konkordat aufzunehmen, und offiziel iſt daſſelbe in Baiern zur Zeit noch nicht bekannt. Aber es flog bald von Mund zu Mund, und ward ein Gegenſtand des Tages und eifriger Geſpräche. Es war kein Stand, der daran nicht Antheil genommen hatte. Auf den Straßen wurde man wie von einem Geſpenſt durch das Wort Konkordat verfolgt, das von den Lippen aller Leute, gemeiner Soldaten, Offiziers, Bürger und Bauern tönte. Niemand wollte an deſſen Bearbeitung Antheil gehabt haben, viel weniger ſich zum Schöpfer des Werkes bekennen; des bittern, des lachenden, des ernſten Tadels gab es viel. Die Verſtändigen ſahen die Folgen und erſchraken darüber. Andere entſchuldigten, Keiner lobte. Es zeigte ſich vollkommen, daß das neue Konkordat dem Geiſte der Zeit nnd den Ideen des baieriſchen Volkes ganz zuwider ſei, und dies iſt auch vielleicht der einzige Vortheil, welchen daſſelbe hat, daß es, gleichſam als Beweis per absurdum, eine allgemeine Anſicht des Volkes über dieſen Gegenſtand bildete, und auf den richtigen Punkt hinlenkte, was es, wäre es nur mittelmäßig, vielleicht nicht gewirket haben würde. Denn durch Kontraſte und Extreme bewegt ſich der menſchliche Geiſt vorwärts; keine Gegenkraft hält ihn auf, ſie giebt ihm vielmehr Elaſtizität. Willkührliche Gewalt und Streben der Ariſtokraten nach Vorrechten ſind der Freiheit in einem beſtimmten Zeitpunkte deſto zuträglicher, je ſtrenger und heftiger ſie ſind; denn gar manches Volk will getreten ſein zur Freiheit, und ſo auch wird religiöſe Aufklärung oft durch religiöſe Verfinſterer befördert.

Was wollten wir mit einem Konkordate? Wo war unſer Standpunkt, welches unſer Ziel? Oder hatten die Bearbeiter des Konkordats ſich dieſe Fragen zu ſtellen vergeſſen? Der Zuſtand der katholiſchen Kirche in Deutſchland im Allgemeinen war in den letzten Jahrzehenden für jeden Katholiken traurig. Die hohen Kirchen geſunken, die biſchöflichen Stühle faſt alle verwaiſet, die Disziplin verfallen, die Geiſtlichkeit meiſt verachtet, war eine Kirche nur dem Namen nach; bei hohen und niedern Staatsbeamten Hinwegſetzung über Religion und Kirchengeſetze; Moderon und Anſtrich einer Aufklärung, die den edeln Namen: Freigeiſt erwarb und ihn zum Schandwort machte; daher in der Gewaltführung oftmals keine Religioſität und doch noch das Glück, daß Religion der Unterthanen den Gehorſam ſicherte. — Wiederherſtellung und Verbeſſerung des Kirchenweſens war daher in Baiern, wie in ganz Deutſchland, dringendes Bedürfniß.

Hätte man dieſe Angelegenheit zur Angelegenheit von ganz Deutſchland gemacht, (und dies ſchien um ſo natürlicher, als ſie es wirklich iſt, und die Fürſten ſelbſt oder durch Geſandte auf Kongreſſen verſammelt waren) ſo ließ ſich der günſtigſte Erfolg des Unternehmens vorausſehen.

Digitized by Google

Dem vereinten ernsten und rechtlichen Begehren aller betheiligten Völker hätte der Papst nicht widerstehen können. Alsdann konnte man die Festsetzung eines gerechten Verhältnisses der weltlichen und geistlichen Macht hoffen; alsdann war sogar die Erreichung des weitern Zieles einer Verbesserung der Kirchenverfassung von Grund aus denkbar, und möglich, der katholischen Kirche neben dem großen Vorzug, den sie schon besitzt, nämlich der Einheit im Glauben und in der Form der Gottesverehrung auch noch den, der ihr noch ihrer Einrichtung mangelt, nämlich die Möglichkeit des Fortschreitens in Verbesserungen zu verschaffen. Allgemeine freie Konzilien, denen auch der Papst unterworfen, und der Zutritt der Bischöffe aller Nationen im Kardinalskollegio wären hierzu und zur Unabhängigkeit von der römischen Kurie das geeignete Mittel gewesen, und zu dem Ende durfte man an das Basler Konzilium anknüpfen und dessen Grundsätze ins Werk setzen *).

Allein, sobald die einzelnen Staaten sich hierzu nicht vereinigten, mußten die Unterhandlungen dem Papste leichter und günstiger werden; sobald Baiern allein an das Werk Hand anlegte; so war an Erreichung eines so fernen Zieles nicht zu denken, auch wohl in der That nicht daran gedacht.

Allein was wollte man denn mit dem Konkordate? — Die Kirchenzucht in Baiern konnte der Staat herstellen auch ohne Konkordat; wegen der Gewaltsübung des Staates in Kirchensachen gab es keine Irrungen; Baiern übte vielmehr ungestört hierin solche Gewalt, daß es in dieser Hinsicht an kein Konkordat denken konnte. Schon in uralten Zeiten hatten die Herzoge selbst die baierischen Bischöfe gesetzt, die Unabhängigkeit des deutschen Reiches, welche Kaiser Ludwig erkämpft und der Kurverein zu Rense befestigt hatte, kam auch Baiern zu Gute; die Konkordate der deutschen Nation und die Freiheiten der deutschen Kirche waren auch ihm vortheilhaft; das Konzilium zu Trient that ihm keinen Abbruch, weil dasselbe nur in Glaubenssachen, nicht in Anderem, angenommen war; durch die speziellen Rezesse und Konkordate Baierns mit den umliegenden Bißthümern Passau, Regensburg, Freising und Augsburg war es sicher gegen Eingriffe der Kirchengewalt, und im Stande, auf Alles zu wachen, was auf das Volk einen Einfluß haben konnte; und in den letzten Zeiten übte es die Kirchengewalt selbst fast ganz unumschränkt. Durch ein Konkordat konnte daher Baiern in dieser Hinsicht nichts gewinnen; es konnte, da es Alles besaß, wie bei einem Vergleiche, nur verlieren.

Was Baiern zum Abschlusse eines Konkordates bewegen konnte, war blos der Mangel an Bischöfen. Bischöfe mußte man haben; dies also war das einzige Ziel, das man bei Abschließung des Konkordates haben konnte und mußte. Nur hierauf hätte man demnach unterhandeln, alles Andere unberührt lassen sollen, um so mehr, je bekannter die Kraft und die Meisterschaft des Gegners in der Unterhandlungskunst war. Und dann, wenn man sich einlassen

*) Im Basler Dekrete: Placuit divinae pietati, wo es heißt: Universali Concilio quilibet, cuiuscunque status et dignitatis, etiam si papalis fuerit, obedire teneatur in his, quae pertinent ad fidem und Conc. Bas. sess. 33tia. Decreto. etc.

Digitized by Google

mußte, warum that man es allein, wenn man den Sieg nicht leicht machen wollte? Warum mußte gerade Baiern, das sonst und besonders in seinem Verfassungswerk sich gar nicht zu übereilen scheint, derjenige Staat sein, der durch sein Konkordat dem andern zur Warnung und Lehre dient? Warum der erste, der, gleichsam darnach begierig, die Waffen streckt und in einem solchen Konkordate, das, wäre in Baiern eine repräsentative Verfassung, weit weniger als das französische in Frankreich, zum Staatsgesetze erhoben würde, und das einen jeden seinem Könige treuen Baier mit Zorn erfüllen muß!

Denn Alles hat man weggeworfen durch dieses Konkordat, das nur immer von den Vorrechten des Papstes spricht. Nichts, gar nichts (denn ein Indult ist nichts) hat man unserm Könige vorbehalten; kein Interesse des Staats ist bedacht, die Gewissensfreiheit ist dadurch aufgehoben, die bürgerliche geirret, dem Volke eine neue ungeheuere Last aufgelegt, die Souverainetät des Staates und des Königes angetastet und am Ende für die Religion doch kein Gewinn. In der That, die Bearbeiter des Konkordats waren sehr in partibus infidelium, oder sie sind unbekannt mit dem allgemeinen und baierischen Kirchenrechte, unbekannt mit der Geschichte ihres Landes und des deutschen Reiches, unbekannt mit dem langen und heillosen Streite über Kirchenverhältnisse und mit den ersten allgemeinen Sätzen der Geschichte.

Jeder Artikel des Konkordates ist Beleg dieser Behauptungen. Gleich der erste Artikel gibt der katholischen Religion „Prärogative," welche ihr nach der göttlichen Anordnung und den kanonischen Gesetzen gebühren. Nach göttlicher Anordnung giebt es aber keine Prärogative unter den Religionen. Oder spottet man des Evangeliums? Soll der schöne Grundsatz des baierischen Staatsrechtes, daß in Baiern keine Religion die herrschende sei, weil sonst die anderen die dienenden sein müßten, vernichtet werden? Dies wäre ein großes Unrecht gegen die Nation, deren großer Theil aus Nichtkatholiken besteht, ja deren Königin selbst sich nicht zur katholischen Lehre bekennt. Nicht ohne Grund hat dieser Artikel manche Protestanten in Baiern beunruhigt, da die Prärogative der katholischen Religion nach den Buchstaben der kanonischen Gesetze, auf welche sich derselbe bezieht, Intoleranz mit sich bringen *). Wäre der Geist des Volkes dem Konkordate nicht zuwider, und würde es zum Gesetze erhoben, so wäre dadurch förmliche Reibung, vielleicht auch offenbare Zwietracht in Baiern organisirt. Sie, die Protestanten sollen sich Vorrechte der katholischen Religion gefallen lassen, und noch dazu an der Last der Unkosten, welche die katholische Kircheneinrichtung dem Lande aufbürdet, selbst mittragen!

Und welch eine Last! Der zweite und dritte Artikel verfügen nämlich die Errichtung der bischöflichen Stühle, deren Baiern acht, und darunter zwei erzbischöfliche Sitze erhält. Aber um aller Welt willen, wozu diese Menge von Bischöfen für Baiern? Die Würde der Religion und ihres Amtes gewinnt sicher nichts, wenn die Bischöfe beinah so häufig werden, wie große

*) Lib. V Decret. tit. 7. de haereticis cap. 6. 8. 9, 10. 13. 16. und Tit. de haereticis in Sexto. cap. 2. 15. 19.

Digitized by Google

Pfarrer und drei Bischöfe mit einem Erzbischofe könnten mit Beihilfe der schon bestehenden geistlichen Räthe gar wohl die Kirchen-Angelegenheiten Baierns besorgen. Wozu also die Menge von Kapitularen, zu deren Vermehrung noch dazu der dritte Artikel die Aussicht giebt. Und wozu noch gar die Vikarien? — Es ist überhaupt eine schlechte und verderbliche Kunst, seine Pflicht durch Andere versehen und ausüben zu lassen, und hierdurch ist der Grund zur Faulheit der Domherren gleich bei der Stiftung gelegt.

Am meisten aber muß man von der Freigebigkeit des römischen Hofes in Verleihung zweier erzbischöflichen Sitze bewundern. — Sehet ihr die Freiheit der römischen Kurie nicht? War ein Erzbischof nicht genug? — für Baiern wohl, aber für den römischen Hof nicht. Ein Erzbischof in Baiern könnte dem päpstlichen Hofe nachtheilig werden; er könnte an der Spitze der baierischen Bischöfe eine eigene baierische Kirche entgegenstellen, die, wenn politische Ereignisse dem Königreiche Baiern eine bedeutendere Stellung unter den deutschen Bundesstaaten geben würden, am Ende vielleicht sich zur deutschen Kirche erweitern, und mit der italiänischen messen, ja bei einem gewissen Grad der deutschen Energie in Verbindung mit andern Mächten wohl gar das Ansehen des römischen Hofes schwächen könnte.

Bei zween Erzbischöfen ist aber nach der Natur der menschlichen Leidenschaften dies nicht so leicht zu hoffen und nicht zu fürchten; zwei werden mit gegenseitiger Eifersucht sich stets bewachen, und ist auch einer von beiden dem baierischen Staate und Hofe ergeben, so wird der andere in Anhänglichkeit an den päpstlichen Stuhl desto leichter seinen Vortheil finden.

Der vierte Artikel enthält die lange Liste der Gehalte, welche, ungerechnet jene der Generalvikare und bischöflichen Sekretäre, jährlich eine Summe von 276,600 Gulden betragen, für Baiern, bei seinem hohen Schuldenstande, bei den großen Anstrengungen, die das Volk gemacht, bei den schweren Abgaben, die es noch zu leisten hat, wahrlich eine harte Last!

Allein damit ists bei weitem nicht zu Ende. Jene Summen sind blos für die Gehalte der Erzbischöfe, Bischöfe und ihrer Kapitel, und sollen ihnen ungeschmälert verbleiben. Zum Gottesdienste oder sonstiger Unterhaltung des Stiftes, z. B. Baureparaturen u. dgl. wird davon (nach Art. 4.) nichts verabreicht. Sonst freilich war dies anders; sonst war der Altar das erste und der Priester lebte vom Altare. Die Kirche ist seine Braut. Hier aber giebt der Bischof und Domherr seiner Braut nichts; hier ist der Tisch des Prälaten das vorzüglichste und in Betreff der eigentlichen Dotation des Stiftes ist nur am Ende des Paragraphen beiläufig gesagt, daß sie auch der König übernehme.

„Aber, sagt man, es ist noch ein Glück, daß die Dotation in Gütern (zu deren Ausscheidung gar ein dreimonatlicher Termin festgesetzt ist) bestimmt ward, und die Verlegenheit des Staates nicht so groß, als wenn sie in Geld geschehen müßte?“ — Thörichte Beschränktheit! Das jährliche Einkommen des Staates wird immer um die jährliche Rente der Dotation geringer, sei es, daß dieselbe den Bischöfen in Form einer Geldbesoldung, oder als Rente von Gütern gegeben werde. Uebrigens aber ist die Dotation in Gütern dem Staate in jeder Hinsicht bei

Digitized by Google

weitem nachtheiliger. Hier können die Bischöfe nur gewinnen; dort entgeht dem Staate nur eine jährliche Rente; hier wird der Kapitalstock des Staates selbst angegriffen und ein Theil in fremde Hände gegeben. Und abgesehen von diesen blos finanziellen Rücksichten, die noch das wenigste auf sich haben, wie viele Nachtheile hat nebstdem die Dotation der Bischöfe in Gütern für den baierischen Staat! Freilich könnte man sagen, Bischöfe, die durch freien Grundbesitz unabhängig sind, wirken desto besser in einer, vielleicht künftigen Pairskammer. Aber sonderbar daß wir die unabhängigen Pairs eher erhalten, als die Pairskammer selber. Und eine solche Unabhängigkeit, die blos auf Reichthum beruht, schlage ich nicht hoch an; oft ist der Reichste der Abhängigste von Geld, und darnach der Begierigste. Es ist bekannt, daß die englischen Bischöfe, obgleich sie ihr Einkommen aus Besitzungen ziehen, (worauf sich Burke soviel zu Gute thut) immer die abhängigsten und den Ministern gefälligsten Lords im Oberhause seien. Der wahre unabhängige Mann findet seine Unabhängigkeit in sich selber, in der Kraft seines Geistes und der Unbestechlichkeit seines Herzens.

Dagegen sind bei uns gerade auch ganz andere Verhältnisse, welche die Dotation der Bischöfe in Gütern widerrathen. Vor allem ist sie unserm Staatsrechte entgegen. Die Familien- und Staats-Fidei-Kommiß-Pragmatik verbietet solche Veräusserungen ausdrücklich; sie ist freilich oftmals überschritten worden; wie aber kann ein alter Fehler Entschuldigung und Beweggrund zu neuen sein? — Auch der König ist an die Fidei-Kommiß-Pragmatik gebunden, um so mehr, als dies Staats-Grundgesetz nur Bestätigung älterer Verträge und Konstitutionen ist, und auch der Kronprinz hat sich verbindlich gemacht, dieselbe streng zu halten und halten zu lassen. Will der Papst, daß ein Nachfolger einst die Dotation wieder vernichte? — Das muß dieser Kraft seiner Pflicht. Oder will der Papst, daß er es nicht thue? — Dann müßte der heilige Vater wollen, daß ein Fürstenwort nicht gehalten werde.

Ferner wer kennt die Besitzlust des Menschen nicht, die immer weiter strebt? — Die Bischöfe werden, wenn ihnen eigene Landbezirke, aus denen sie ihre Einkünfte ziehen sollen, angewiesen sind, bald Gelegenheit finden, weiter um sich zu greifen; sich die Jurisdiction, (die man auch Adelichen giebt) und andere Rechte zu verschaffen und bald als selbstständige Landesgroße mit unabhängigen Herrschaften dastehen. Wie arm und ohnmächtig haben die alten Bißthümer begonnen und zu welcher Größe sind sie gekommen! — Hätten sie einen so glänzenden Anfang gehabt, als nach dem Konkordate die neuen Bißthümer haben können, ganz Deutschland wäre blos eine festverschlungene Kette von Theokraten-Staaten geworden. In Baiern ist die Gefahr doppelt. Die Einheit des Staatsgebietes, wie sehr ist sie durch eine Menge invidueller Landtheile gestört? Sehet ihr nicht, welcher Weg nach Baiern gehet? — Scheint es nicht, als wolle sich dieser Staat, der sonst so eilte, alles Individuelle aufzuheben, durch seine Mediatisirten und Dotirten, durch seine neu errichteten Herrschaftsgerichte, durch seine Erzbißthums- Bißthum- Kapitels- und anderer Stiftungsgüter in lauter

Digitized by Google

Individualitäten, Körper und Körperlein, Gebiete und Gebietchen auflösen, die ihrem Lande, der Souveränetät, durch politische Ereigniſſe und durch äuſſeren Einfluß leicht entzogen werden können? Wird nicht dahin ſelbſt die ſo nothwendige Organiſation der Gemeinden, die Einführung ſpezieller Landräthe zu dieſem Ziele führen, wenn dieſelben nicht alsbald durch das gemeinſame Band eines allgemeinen Reichsrathes zur Einheit verbunden werden? Wahrlich, wenn das deutſche Reich in Einzelnheiten zerſplittert werden konnte, wenn die Fürſten des Reiches, deren Würde urſprünglich ein bloſſes Staatsamt war, ſich zu ſelbſtſtändigen Regenten erheben konnten, was ſoll bei viel kleinerem Gebiete und bei viel gröſſeren Rechten den einzelnen Herren aus Baiern werden? — Fährt man in Baiern noch zehn Jahre lang ſo fort, wie man zehn Jahre lang ſchon gethan, dem Reichskörper ſeine Kräfte, und wie man jetzt thun will, durch Dotation der Biſchöffe zu entziehen, ſo wird der Staat, vollends bei ſeinen neuen Gränzen und bei der Vernachläſſigung ſeiner ſo vortrefflich angelegten Landwehre, ſeiner andern Vertheidigungsmittel und beſonders feſten Punkte, trotz des herrlichen Geiſtes des Volkes, eben ſo ſchnell ſeiner Ohnmacht, als früher ſeinem Wachsthum entgegengehen.

Aber der vierte Artikel enthält überdem noch einen Reichthum von Unbeſtimmtheit und Ungemach. Die Biſchöfe u. ſ. w. ſollen nämlich die ihnen angewieſenen Revenuen frei von allen Laſten haben? — Hierunter iſt doch wohl nur der Abzug der Adminiſtrationslaſten zu verſtehen? Oder ſoll dieſer allgemeine und nur beiläufig gemachte Ausdruck der Geiſtlichkeit die Abgaben-Freiheit verleihen? Doch wohl nicht. Jede Steuer wird ja nur vom wahren Kapitale, die Einkommensſteuer allenthalben vom reinen Einkommen genommen. Sie wird daher auch die Geiſtlichkeit treffen, welche ſonſt, auch in ältern Zeiten ohne Anſtand die ordentlichen Steuern gab. Noch der Freiſinger Rezeß vom Jahr 1718 enthält dies ausdrücklich. Die Geiſtlichkeit wird ſich daher auch jetzt der Steuer nicht entziehen, und dadurch die Laſt der übrigen Staatsbürger vermehren wollen. Dies wäre um ſo ärger, als (was freilich nicht hier, ſondern gleichſam verſteckterweiſe, erſt im §. 8. geſagt iſt) alle Güter, welche künftig die Kirche erwerben wird, ebenfalls die Eigenſchaft von Kirchengütern annehmen ſollen. Welche Maſſe würde da der Steuerbarkeit entzogen werden?

Das Kirchengut ferner ſoll, dem Eingange deſſelben Artikels zufolge, der freien Verwaltung der Kirche heimgeſtellt werden. Die Bearbeiter des Konkordates haben gewußt, daß die Adminiſtration des Kirchengutes in Baiern ehemals kumulativ von der weltlichen und geiſtlichen Obrigkeit geführt, gemeinſchaftlich Rechnungen abgelegt, gemeinſchaftlich ſogar Viſitationen gepflogen wurden; ſie, die die Arbeit ohne Zweifel, mit Kenntniſſen vollkommen ausgerüſtet, angefangen, werden ja wohl gewußt haben, daß dieſes ſchon die alte baieriſche Polizeiordnung beſtimmte; daß daſſelbe Verhältniß ſogar in den baieriſchen Konkordaten vom Jahr 1583, (die Wilhelm V. geſchloſſen hat, der ſich durch ſeine übergroße Ergebenheit für die Kirche den Namen des Frommen erwarb), ingleichen in dem Salzburger Rezeſſe vom Jahr 1628, in dem Augsburger vom Jahr 1684, in dem Paſſauer vom Jahr 1690 und in dem Freiſinger Rezeſſe

vom Jahr 1718 unverändert so geblieben sei, daß dies durch ein Regierungsgebot vom J. 1754 wiederholt bestätiget und daß dies Recht des Staates bis auf die neueste Zeit in vollem Maaße erhalten ward. Man war um so wachsamer auf dieses Recht, als durch üble Administration dem Volke gar leicht Anstalten, die aus seinen Mitteln entstanden waren, zu Grunde gerichtet werden, oder doch demselben eine Last zuwachsen konnte. Man war auch in allen Zeiten so wachsam, daß ohne Einsicht der weltlichen Behörde kein Pfarrhof gebaut werden durfte, weil die Kontribuenten dazu Unterthanen des Staates waren, die man willkührlicher Belastung nicht aussetzen durfte.

Dieses Recht scheint durch das neue Konkordat (man sehe §. 17 und 18 hierzu) aufgegeben zu sein, da dem Staate die Mitverwaltung, ja selbst das Recht der Aufsicht und Einsicht der Rechnungen nicht vorbehalten ist. Dieses ist um so merkwürdiger, als am Ende des Paragraphen beiläufig gesagt wird, daß wenn die Fabrika der Kirche nicht hinlänglich sei, zu den Ausgaben des Kultus, Besoldungen der nothwendigen Diener (was durch üble Administration oder zu großem Aufwand des Kultus auch bei großen Reichthümern so leicht verursacht werden kann) der König gleichwohl den Ausfall zu decken habe! Durch diese kurzen Endworte, welche so beiläufig von der Fabrika sprechen, wird dem Staate neben den Gehalten der Erzbischöfe, Bischöfe, und Domherren auch noch die Herstellung des Stiftungsfonds selbst (da ein solcher Fond noch nicht vorhanden ist) zugewiesen, und eine Last aufgebürdet, welche dem Betrage der obigen Gehalte gleich stehen kann.

Und doch ists damit noch nicht aus. Der fünfte Paragraph enthält abermal die Verbindlichkeit des Staates zur Dotation acht geistlicher Seminarien, und abermal in Gütern, deren Auszeigung ohne Verzug zu geschehen habe.

Mit diesen Mitteln zur Begründung des Einflusses der Geistlichkeit sind noch beiweitem stärkere verbunden, Mittel, wodurch sie der Herrschaft über die Seelen sicher entgegenzugehen hoffen kann. Die Seminarien, als Pflanzschulen der Religionslehrer, sind mit vollem und freiem Rechte (nach Art. 5.) in allen ihren Zweigen der Verwaltung und des Unterrichtes den Erzbischöfen und Bischöfen nach den kanonischen Formen unterworfen, ohne daß dem Staate das Recht vorbehalten ist, wenigstens durch Aufsicht einzuwirken; — hier wo es die Bildung der Seelsorger und Religionslehrer seiner Unterthanen, also die Reinerhaltung der Quelle gilt, aus welcher das Gemüth des Volkes seine Nahrung schöpfte. Der Kirche soll die Seele, dem Staate der bloße Leichnam des Menschen angehören.

Damit ferner schon auf das junge, den Eindrücken geneigte Gemüth des Kindes gewirkt werde, ist der Geistlichkeit auch in Hinsicht der Religion ungehinderte und unbeschränkte Aufsicht über die Schulen gegeben. Wohl weiß ich, wie lobenswerth und nothwendig es sei, den Grund religiöser Bildung, aber ohne Dogmenlage, schon im kindlichen Gemüthe zu legen. Allein wer hindert die Geistlichkeit, unter diesem Vorwande in die übrigen Zweige der Erziehung und des Unterrichtes hinüberzugreifen? Könnet ihr die Erziehung so nach der Schnur, die Seele

Digitized by Google

des Menschen so nach Fächern abtheilen? Wie nah steht der Unterricht in der Geschichte jenem in der Religion? Wie leicht wird es der Geistlichkeit, unter dem Vorwande der Irreligiosität und der Unsittlichkeit das Studium zu stören, das vielen Geistlichen nicht immer erwünscht ist? Tröste dich, liebe Jugend! Vielleicht bald erhältst du eine kurze kastrirte Geschichte des deutschen Vaterlandes, gereiniget von den gefährlichen Erzählungen der Streitigkeiten mit den Päpsten! Freue dich, vielleicht statt der heidnischen Aeneide erklärt man dir bald das künstliche christliche Heldengedicht: die Lojolade! Wie leicht wird es unter demselben Vorwande der religiösen Gefahr dahin kommen, daß alle Protestanten vom Lehramte in Baiern ausgeschlossen, und Niemand, als nur Geistliche wieder zu demselben zugelassen werden?

Der sechste Artikel übergibt dem Könige die Vorsorge für die Dotation eines Emeriten-Hauses, wo schwache und alte verdiente Geistliche einen Zufluchtsort finden. Diese Anstalt ist allerdings sehr wohlthätig und nothwendig; nur könnte der Fond hierzu allenfalls durch monatliche Beiträge der Geistlichen, wie dies bei andern Pensionsanstalten der Fall ist, geschaffen werden.

Alles Maaß aber macht der siebente Artikel voll, welcher auch die Wiedereinführung von Klöstern und deren Dotation durch den König verfügt, in „Anbetracht der vielen Vortheile, welche Kirche und Staat aus ihnen geschöpft haben und in Zukunft noch schöpfen können.“ Was man auch von der Sache selbst halten mag, so liegt in der Art der Abfassung dieses Artikels eine Unzartheit gegen den König, die nicht größer sein kann. Ihm, unter dessen Regierung die Schädlichkeit der Klöster laut ausgesprochen, und deren Aufhebung deshalb vollzogen ward, läßt man gleichsam seine früheren Handlungen und Aeusserungen mißbilligen und widerrufen, indem man ihm obige Motion zur Errichtung von Klöstern in den Mund leget. Wollte man die Errichtung von Klöstern bedingen, so konnte man es thun; der Erwähnung aber eines mit frühern Regierungshandlungen kontrastirenden Motives bedurfte es wahrlich nicht.

Die Sache selbst betreffend, so hat man die Klöster ganz neuerlich vertheidigt. Es ist allerdings bekannt, wie sie für Baiern durch Urbarmachung der Ländereien, Seelsorge und Unterricht in den älteren Zeiten und bei dem Mangel anderer Anstalten wohlthätig gewirkt haben. Auch möchte ich den philosophischen Despoten sehen, der mir (wenn Uebermaaß vermieden wird) das Unrecht bewiese, welches dadurch entstehen soll, daß sich eine Anzahl Männer oder Frauen zum Gebete oder um vor den Welthändeln zu fliehen, in eine Gesellschaft zusammenthuen, oder wie aus einer Gesellschaft, deren Regel Mäßigung und Frömmigkeit ist, größeres Unheil herkommen, als aus einer Gesellschaft, die sich zum Vergnügen oder Saufgelagen verbindet? — Ja in der freiwilligen Armuth und in dem Verzichte auf die Befriedigung der gewöhnlichen Leidenschaften liegt in der That eine Größe, die man nicht belachen, sondern

Digitized by Google

bewundern muß. Viele Männer im Staate, die hierzu fähig, wären ein wahres Kleinod. Ich frage, ob irgend Jemand außer Mönchen sich zu den wohlthätigen Pflichten, Anstrengungen und Entsagungen, ohne Entgelt, verstehen möchte, denen sich die Mönche auf St. Bernhard unterziehen? — Allein von solchen Mönchen spricht das Konkordat freilich weniger, als von solchen, welche die Erziehung leiten sollen; ein Amt also, wozu gerade ein Mönch am ungeschicktesten ist, weil man erzogen werden soll für die Welt, welche dem Mönche schon seinem Namen und seinem Berufe nach fremd ist.

Sollte überdies der Staat nicht die Pflicht haben zu sorgen, daß Niemand Lehrer der Jugend sein könne, als wer sich hiezu fähig gezeigt, und sollte der Staat nicht das Recht haben, diese Fähigkeit zu prüfen? Wird man ihm dies Recht gegen die Geistlichkeit auszuüben nicht erschweren? Und sollte man nicht vorsichtiger sein gegen mönchische Beschränktheit und Aberglauben? Ueberdem, alles Uebermaaß ist schädlich, die Zahl der zu errichtenden Klöster ist im Konkordate nicht festgesetzt; es sagt nur „einige" Klöster. Warum so unbestimmt? Der Papst sprach im Konsistorio der Kardinäle gleich von mehreren Klöstern. Die unbestimmte Zahl, da sie keine Gränze setzt, ist auf jeden Fall der Vermehrung der Klöster günstig.

So ist kein Verhältniß im Staate, wo nach dem Inhalte des Konkordates die Geistlichkeit nicht Fuß fassen könnte, und daß sie noch mehr Boden und Festigkeit gewinne, dafür ist im achten Artikel gesorgt. Nach diesem hat die Kirche das unbeschränkte Recht, Besitzungen zu erwerben, und sie mit demselben Rechte „wie die alten Kirchengüter" zu besitzen. Hier liegt der Grundstein zur künftigen Größe der geistlichen Stifter und frohlockend und prophezeiend verspricht der Papst in seiner Rede im Konsistorio den Stiftern schnellen Reichthum von der Frömmigkeit des Königes und des baierischen Volkes. Was aber die fromme Freigebigkeit des Volkes angehet, so dürfte sich derselbe, zur Zeit wenigstens, verrechnet haben. Allein bei einem reichen Saamen, welchen die Geistlichkeit auf die kommende Generation streuen wird, wer zweifelt an der Erndte? Wer bürgt für die Folgen?

Durch die wenigen Worte des achten Artikels werden die alten Amortisationsgesetze vom Jahr 1764, 1765, welche unzweifelbar die Verfasser des Konkordates im Auge gehabt haben, ausser Kraft gesetzt, also die weisesten Vorsichtsmaaßregeln gegen die todte Hand vernichtet. Zwar sind, es ist nicht zu läugnen, die schlimmen Folgen bei vielen dieser Besitzungen leerer Traum. Auch bei ihnen wechseln ja die physischen Personen, welche die Güter besitzen, nur daß sie das Kapital selbst nicht verzehren dürfen; ein Umstand, der der Staatswirthschaft gewiß nicht nachtheilig ist. Ihr Aufeinanderfolgen ist, wie anderwärts durch Tausch, Kauf oder Erbfolge, auf ewige Zeiten durch das Gesetz der Stiftung bestimmt, und warum soll es nachtheiliger sein, diese Folge durch Wahl oder Verdienste als durch den zufälligen Zusammenhang zweier Menschen durch die Nabelschnur (wie bei der natürlichen Erbfolge der Fall ist) bestimmen zu lassen. Der Nachtheil der todten Hand liegt nicht in der Person des Besitzers, wohl aber in der allzugroßen Masse des Besitzes, wenn nämlich indeß Landbesitz und Reichthum bei einem einzigen oder

Digitized by Google

unwandelbar angehäuft iſt, die anderen ohne Landbeſitz in Noth und Abhängkeit ſchmachten. Dieſe ungleiche Vertheilung des Beſitzthums zu vermeiden, ſind Amortiſationsgeſetze ſehr wohlthätig und nothwendig; das Konkordat aber nimmt auch dieſe Wohlthat und dieſes Mittel dem Staate, und begünſtigt das Wachsthum der todten Hand ins Unendliche.

Bis jetzt ſprach das Konkordat noch keine Sylbe von den Rechten des Königes. Aber der neunte Artikel erſchöpft mit einemmale alle päpſtliche Freigebigkeit und Großmuth. Denn er ertheilt, in Betrachtung der Vortheile, welche das Konkordat der Religion (?) und der Kirche (der Geiſtlichkeit ja wohl) gewähret, dem Könige und ſeinen katholiſchen Nachfolgern — vorbehalten jedoch die päpſtliche Einſetzung — den Indult, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe zu den erledigten Sitzen zu ernennen. Den Indult! Wen erinnert dies Wort nicht an das gleich ſchmähliche: beneficium, das ſich die Päpſte dereinſt vom deutſchen Reiche zu gebrauchen erlaubten? Welchen Baier wird ein ſolches Wort nicht erbittern? Hat man denn alle Rechte, alle Geſchichte aus den Augen verloren? Iſt ſogar der Sinn erloſchen für den Ruhm des erlauchten Kaiſers Ludwig? Der Papſt gibt hier nachſichts- und begünſtigungsweiſe, was ein der Krone anklebendes Recht iſt. Die Biſchöfe zu wählen, ſteht urſprünglich der Gemeinde zu und daher demjenigen, dem ſie ihre Rechte zu verwalten übergeben hat, dem Könige. Dies Recht übten ſogar durch Kaiſer Heinrichs I. Bewilligung Herzog Arnulf und ſeine Nachfolger, und noch im Calixtiniſchen Vertrage erlaubet Heinrich V. dem Papſte*), (der nun das Verhältniß der Macht umkehret) die Biſchöfe zu inveſtiren. Was die Kaiſer konnten, das ſteht als Souveränetätsrecht auch unſerm Könige zu, und er braucht es nicht der Nachſicht des Papſtes zu danken; er hat es kraft ſeiner Souveränetät. Nachſicht kann der Papſt ohne Vorwurf endigen, das Souverainetätsrecht aber iſt unantaſtbar.

Und mit welcher Beſchränkung iſt ſelbſt der Indult gegeben. Nur auf des Königs katholiſche Nachfolger ſoll er ſich erſtrecken. Hierdurch iſt zugleich eine Vorſchrift gemacht, die das baieriſche Staatsrecht nicht kennt, nämlich, daß ein König der Baiern katholiſch ſein oder auf einen Theil ſeiner Souverainetätsrechte und Pflichten, auf die Aufſicht über die Religion und das Kirchenweſen verzichten müſſe.

Ferner: der König kann zwar zu den erledigten erzbiſchöflichen und biſchöflichen Stellen ernennen; aber die Ernannten können nach demſelben §. ihr Amt nicht eher beginnen, als nach der päpſtlichen Einſetzung. Die Erlaubniß, die dem König hier gegeben iſt, iſt alſo nichts weiter, als eine nachſichtsweiſe geduldete Präſentation, die ihm ſchon als Stifter der erzbiſchöflichen und biſchöflichen Stühle, in Kraft des Patronatrechtes, ohnedem zuſtehet.

Endlich die Schlußworte des neunten Paragraphen ſetzen dem Werke die Krone auf. Sie führen nämlich von neuem die Kanzleitaxen und Annaten ein, einen Unfug, wodurch

*) Ego Henricus . . . . dimitto . . . et concedo . . . etc.

Digitized by Google

lange Zeit der päpstliche Hof die Völker drückte. Oder hat man die Geschichte völlig vergessen? Ist denn wirklich die Geschichtsmuse selbst jene Kassandra, welcher Apollo in den Mund gespuckt, auf daß Alle ihre Prophezeiungen und Lehren hören und Alle gegen sie taub sind? Und mit welchem Umfange kömmt der alte Mißbrauch wieder! Sage man doch nicht, das Konkordat sei im Geiste des fünfzehnten Jahrhunderts verfaßt. Dort war doch ein Geist, der Geist der Widersetzlichkeit gegen Mißbräuche. Das Konkordat der deutschen Kirche mit dem Papste Niklas V. im Jahr 1448 setzte doch eine Gränze der Annaten fest. Wo aber ist diese in unserm Konkordate? Zwar heißt es da, die Annaten sollen verhältnißmäßig je nach den jährlichen Einkünften eines Bischofs genommen werden. Dadurch ist aber so viel als nichts gesagt, und es hätte dies eben so gut wegbleiben können, da die Festsetzung der Taxen durch den Papst geschieht ohne Zuziehung des Königes, dem eigentlich, da er die Bischöfe ernennt, die Taxen und Annaten gebühren, wenn sie doch sein sollen.

Der zehnte Artikel beschränkt das königliche Ernennungsrecht noch mehr; indem auch die Pröpste der Kapiteln von dem Papste ernennt werden sollen, welchem auch, da ihm den Kurialisten zufolge, Alles erlaubt ist,*) ausdrücklich gestattet wird, von der vernünftigen kanonischen Regel, daß man nicht mehrere Präbenden haben, und von seinem Sitze nicht entfernt sein dürfe, Ausnahmen zu machen, und so die Kirchenordnung selbst zu stören, welche durch das Konkordat hergestellt werden soll.

Weiter ist auch der eilfte Artikel ein Beleg von der Kenntniß und Kunst der Bearbeiter des Konkordats. Er nimmt dem Könige mit einem paar Worten das Präsentationsrecht zu mehr als der Hälfte der Pfarreien und Benefizien aus der Hand. Denn dem Könige, der bisher alle Pfarreien und Benefizien im Königreiche, ausgenommen jene, wozu Private das Präsentationsrecht hatten, besetzt, und für das Einkommen derselben sehr freigebig gesorgt hat, ist blos das Präsentationsrecht zu denjenigen Pfarreien und Benefizien gelassen, zu welchen er oder seine Vorfahren, die Herzoge und Kurfürsten dasselbe als Patrone hatten. Aber warum wird von dem Patronatrechte seiner Vorfahren, in andern mit Baiern nun vereinigten Ländern, das doch unzweifelbar auf den König übergieng, warum von den überrheinischen Pfarreien, die in einem ganz eigenen Verhältnisse sind, keine Meldung gemacht? Endlich alle Benefizien, welche die vorigen Vorsteher der acht bischöflichen Stühle in Baiern verliehen haben, sollen nun frei von den Erzbischöfen und Bischöfen verliehen werden? Wie Vieles hat man hierdurch aus den Händen gegeben? Indessen werden hierunter doch wohl nur diejenigen Benefizien verstanden sein, welche früher die Bischöfe, als solche und jure episcopatus, zu verleihen hatten? — Denn den Bearbeitern des Konkordates ist gewiß recht geläufig bekannt, daß die vormaligen

*) Justinus Febronius de statu ecclesiae c. 3. §. 11. Durch die Sammlung des kurialistischen Unsinnes hat Hontheim der guten Sache wahrlich viel genützt.

Digitized by Google

Bißthümer von Eichstädt, Bamberg, Würzburg, Freising, Passau u. s. w. eine Menge weltlicher Güter, mit welchem das Patronatrecht verbunden war, erworben hatten.

Bei solchen Gütern, welche durch die Sekularisation der geistlichen Fürstenthümer an die Krone Baiern übergingen, muß also auch jetzt dem Könige das Patronat- und Präsentationsrecht zustehen, und es wird nicht schwer halten, dieselbe mit Hilfe der Urkunden und der Acquisitionsgeschichten der alten Bißthümer aufzufinden.

Hiermit ists nun auch mit den Rechten, welche das Konkordat der Krone verleiht, oder eigentlich übrig läßt, schon zu Ende und der zwölfte Artikel beginnt wieder von der Gewalt der Bischöfe zu sprechen. Hierbei sind nicht die alten Konkordate Baierns mit den umliegenden Bißthümern, wo ein vernünftiges der Kirche und dem Bürgerwohle zuträgliches, Verhältniß der geistlichen Gewalt zu dem Staate festgesetzt ist, zur Basis genommen, sondern lediglich die kanonischen Gesetze, in denen der Geist des falschen Isidors weht. Ich wende nichts ein gegen die in diesem Paragraphen verfügte geistliche Gerichtsbarkeit in Ehesachen. Ich weiß, was sich sagen läßt zu Gunsten oder auch für die in der französischen Gesetzgebung enthaltenen Ansicht, nach welcher die Ehe als bürgerlicher Kontrakt behandelt wird. Allein profaniren wir nicht so gestissentlich und thöricht unsere Institute. Wer würde den Gesetzgeber nicht rühmen, welcher die Kunst erfinden würde, seine Gesetze so heilig zu machen, wie die Religion? — Seien wir froh, daß das bürgerliche Leben noch einen Punkt hat, durch den es mit der Religion zusammenhängt, und daß unsere übrigens ganz profane Gesetzgebung noch in Hinsicht eines Institutes und gerade ihres wichtigsten, als heilig gilt. Ich tadle gleichfalls nicht eine strenge Kirchenzucht, noch fürchte ich die bischöfliche Aufsicht, noch auch das viel verhaßte Beichtzettelsammeln, das zuerst überflüssig sein wird, wenn die Beichtstühle mit verständigen und würdigen Priestern besetzt sein werden. Gesetze, auch Polizeigesetze, sind in jeder Gesellschaft, auf daß man sie halte, und ich sehe darin keine so lächerliche und unglückliche Anstalt, welche den Menschen zur Beobachtung einer festen Regel in seinem Leben und zu einer periodischen Betrachtung seiner selbst anhält. Allein der zwölfte Paragraph läßt auch der Geistlichkeit unbeschränkt das Recht frei, in jedem Maaße Kirchenstrafen zu verhängen; er giebt es ihr über, jeden einzelnen Gläubiger und (wie bedeutungsvoll beigesetzt ist) ohne Unterschied zu beunruhigen, daher auch den Bann gegen Priorate, selbst gegen den König, auszusprechen.

Lache man nicht dieser Blitze; thue man sich nichts zu Gute auf das Licht des neunzehnten Jahrhunderts! Im gegenwärtigen Augenblicke möchte freilich wohl gerathen sein, solche Waffen vorsichtig zu gebrauchen, und ein Nuntius, der es darin versähe, dürfte vielleicht gegen eine Begrüßung von den Gassen her mit guten Fensterladen gerüstet sein. Aber wer bürgt für die Zukunft? Warum soll nicht Alles möglich sein? Sieht man nicht auf den größten Unglauben jetzt schon die größte Religionsschwärmerei auch bei gebildeten Ständen folgen? Haben wir

Digitized by Google

endlich nicht ein Konkordat, das man ehegestern noch für unmöglich gehalten hätte? — Die Baiern werden immer treu fest an ihrem König hangen; aber trotz aller Treue, wie viel Elend hat das Interdikt über Baiern gebracht! Und in dem Momente irgend einer politischen Gährung, wird der Bannstrahl den Unzufriedenen nicht zum Mittel, ja zur Rechtfertigung ihrer Verbrechen dienen? — Das wenigstens ist gewiß, daß der oftmals gefürchteten geistlichen Gewalt zu keiner Zeit so sorgenlos freie Hand gegeben ward, als nun durch das Konkordat geschieht.

Denn neben jenen vorzüglichen Rechten ist alle Verbindung der Bischöfe mit dem Volke und jener mit dem päpstlichen Stuhle ganz freigegeben, und es ist nur die Offenheit zu bewundern, mit welcher der Papst im Konsistorio diesen Vertrag selbst die Bande nennt, durch welche die Gemeinde an den päpstlichen Stuhl fest gebunden sei. Ja, um das Aeusserste zu erreichen, ist der Geistlichkeit erlaubt, ihre Verordnungen und Gebote frei und ungehindert bekannt zu machen. Das placitum regium, das Mittel, wodurch der König seine heilige Pflicht, das Volk gegen Umtriebe zu schützen, und dessen Wohl zu hüten, erfüllen kann; der Schild, den selbst in den Zeiten der höchsten Hierarchie noch kein König sich entwinden lassen wollte, ist nicht vorbehalten; und in Baiern würden nach dem Konkordate fürder neben dem Souveräne noch so viele Gesetzgeber sein, als Bischöfe, die durch ihre Verordnungen die weltliche Gewalt und ihre Absichten auf alle Weise irren können. Denn nach dem letzten Absatze des Paragraphen ist ihnen die Macht gegeben, Gebete und andere Werke der Frömmigkeit nach Belieben anzuordnen, und es wäre sehr zu wundern, wenn die Ueberzahl der Feiertage, und der Wallfahrten, die Ablässe, der alte Aberglaube, der mit heiligen Bildern, Reliquien, Oelen und Staubarten getrieben ward, nicht wiederkehren würde.

Alles deutet ja darauf hin, daß das Volk wieder in die alten Geistesfesseln geschlagen werden soll. Der dreizehnte Artikel greift sogar in das köstliche Recht der Preßfreiheit, das große Vehikel der geistigen Bildung des Volkes. Er gebietet, daß der König die Verbreitung von Büchern, welche dem Glauben (natürlich dem katholischen) den guten Sitten und der Kirchenzucht entgegen sind, „schuldigermaßen" untersage. Der König von Baiern und schuldigermaßen?*) — Hätte man doch statt dessen gesagt: „auf gesetzmäßige Weise," so wäre man doch der königlichen Würde und den Gesetzen des Staates nicht zu nahe getreten. Und was wird nicht Alles unter dem Vorwande des Glaubens und der Kirchenzucht verboten werden! Sind die theologischen Schriften der Protestanten nach ihren Grundsätzen nicht Schriften gegen den Glauben im Sinne des Konkordates, oder doch wenigstens ein Gift, vor welchem man den Mund der unerfahrnen Jugend entfernt halten müsse? — Wie lang würde dahin sein, daß man zwischen katholischen und protestantischen Lehrbüchern, katholischen und protestantischen Geschichtschreibern und Dichtern einen Unterschied macht, und daß von einer

*) Der Ausdruck: debito modo, deutet auf positive, der Ausdruck: uti oportet, auf sittliche Verbindlichkeit. Legali modo ist ein von debito modo wieder sehr verschiedener Ausdruck.

Digitized by Google

geiſtlichen Zenſurkommiſſion abhinge, welchen Büchern das Imprimatur ertheilt werden könne, und welche als Kontrebande in dem Verzeichniſſe verbotener Schriften ſtehen ſollen? — So leicht, ſo gern wirft Baiern den Ruhm ſeiner ſchönen Toleranz hinweg, den es ſich in den letzten Dezennien erworben? Wenn Bücher verboten werden ſollen, ſo muß dieſes nach dem Geſetze geſchehen, welche ein Theil der Staatsverfaſſung Baierns und der bürgerlichen Freiheit ſind, die kein Konkordat ſtören kann.

Allein um die Geſetze des Staates kümmern ſich die Bearbeiter dieſes Konkordates ſehr wenig; auch der Eid der Biſchöfe (Art. 15.) enthält nur: Gehorſam den heiligen Evangelien, Treue dem Könige, das (die Zeit der Bearbeitung verrathende) Verſprechen, ſich in keine dem Staate nachtheilige Verbindung einzulaſſen und wenn ſie Kenntniß von einer ſolchen erhielten, ſie zu entdecken. Auf die Verfaſſung und Geſetze des Staates aber lautet der Eid der Biſchöfe nicht. Ja der ſechszehnte Artikel vernichtet, wenn das Konkordat Geſetzeskraft hat, mit einem Federzuge alle Geſetze, Verordnungen und Dekrete, inſoweit ſie dem Konkordate zuwider ſind; alle Rechte, welche die Staatsgewalt ſeit Jahrhunderten und beſonders in der neueſten Zeit in Hinſicht des Kirchenweſens aufgehäuft; alle Anſtalten, wodurch ſie, belehrt durch Zeitumſtände und Mißbräuche der Geiſtlichkeit, das Heil des Volkes bedacht hat. Das behutſam aufgeführte Werk langer Zeiten wird durch die Geburt eines Augenblicks zerſtört.

Endlich auf daß die Gefangennehmung des baieriſchen Souveräns und Volkes recht vollſtändig und ihnen aller Ausweg geſperrt ſei, iſt in den beiden letzten Artikeln verfügt, daß Alles, was ſich auf kirchliche Gegenſtände „und Perſonen“ beziehet, und wovon in dem Konkordate nicht ausdrückliche Meldung geſchehen iſt, entſchieden und verwaltet werden müſſe, nach den kanoniſchen Geſetzen; daß endlich (hört! hört! und würdiget darnach die vorſtehenden Artikel) der König und ſeine Nachfolger nie etwas, aus was immer für einem Grunde, den Artikeln dieſer Uebereinkunft beiſetzen, nie etwas in denſelben abändern oder auch nur dieſelben auslegen könne, ohne Dazwiſchenkunft des päpſtlichen Stuhles und endlich, daß das Konkordat zum Staatsgeſetz erhoben werde.

Dies letzte aber wolle der Himmel verhüten, zum Wohle des königlichen Hauſes und des baieriſchen Volkes! Ein ſolches Konkordat, deſſen Inhalt die Feinheit und Meiſterſchaft der römiſchen Kurie ebenſo zeigt, als daß die diesſeitigen Bearbeiter deſſelben weder vor- noch rückwärts, überhaupt gar nichts geſehen; ein Konkordat, wodurch alle Rechte in Kirchenſachen ohne Gewinn für die Nation weggeworfen werden, die Beunruhigung der Unterthanen, ja des Thrones ſelbſt, die Verfinſterung und Lähmung aller geiſtigen, alſo auch der politiſchen Kräfte des Volks möglich und leicht gemacht iſt, ein ſolches Konkordat kann und wird in Baiern nicht Geſetz werden.

Sei man nicht ſo leichtfertig, zu glauben, die Regierung könne das Konkordat, wenn es einmal Geſetz iſt, noch unſchädlich machen. Wenn ſie es könnte, wo iſt der, welcher ſein Haus anzündet, weil es Löſchanſtalten gibt? Wohl wird ein rechter Geiſt der Regierung das Konkordat

Digitized by Google

weniger nachtheilig machen können; aber auch nur weniger nachtheilig. Immer werden Reibungen und Hemmungen in der Staatsverwaltung unvermeidlich sein. Man hat sich selbst einen Feind geschaffen, gegen welchen im besten Falle und ohne Hinzuthun der Politik anderer Mächte die Aufmerksamkeit und Kräfte vergeudet werden müssen, die andertwärts heilsam verwendet werden können. Wohl hatte der Papst im Konsistorio der Kardinale sich wegen eines solchen Konkordats gut zu freuen.

Wer Baiern übel will, muß deshalb jubeln; aber jeder Baier, der seinem Könige und seinem Vaterlande treu ist, kann darüber nur trauern. Das Wohl des Souveräns und des Volkes wird durch das Konkordat gefährdet; die Verfassung, die Familien- und Staats-Fidei-Kommiß-Pragmatik verletzt; und die Souveränetät selbst durch Verlust des wesentlichen Rechtes circa sacra und durch die Konkurrenz der Bischöfe in der gesetzgebenden Gewalt ohne Vorbehalt des placiti regii, angetastet.

Walte Gott über den König und sein Haus! Walte Gott über Baierns Volk und seine Ehre und Ruhe! Walte Gott über das Heiligthum des Glaubens und der Kirche — gegen die verkappten Feinde dieser aller.

Die Rückkehr der Bourbons.

Bruchstück zur Geschichte unserer Zeit.

Einleitung. — Ueberblick der Staatsumwälzung Frankreichs. Napoleons Sturz. Jahr 1814. — Was für die Bourbons entschied. — Die Thätigkeit rückgekehrter Ausgewanderter — Geheimer Bund. — Der Senat. — Dessen Entwurf der Staatsverfassung. — Urtheile der Königlichen. — Chateaubriand. — Gregoire. — Einzug des Grafen Artois in Paris. Ursprung des Lilienordens. — Die verbündeten Sieger in Paris. — Landung Ludwigs XVIII. in Frankreich. — Sein Einzug in Paris.

Bruchstück nicht blos in Rücksicht des Umfangs, sondern auch der Ausführung, die vielfältig berichtigt, ergänzt oder auch verkürzt werden darf; die Geschichtbücher der Gegenwart müssen aber unsers Bedünkens auf einer solchen Anlage, wie hier versucht worden, nach und nach entstehen, und diese Blätter gleichsam als mit breitem Rand versehene, ja wohl gar mit doppeltem und dreifachem Papier durchschossene, betrachtet werden, damit dem innern Wachsthum der Kunde, je nachdem sie sich früher oder später entfaltet, ein freier Raum gelassen, und durch dessen Anblick die gegenwärtige Unvollständigkeit sichtbar vor Augen erhalten bleibe.

Daß wir diese Unvollständigkeit weniger auf die Ansicht beziehen, wird uns von solchen Männern, die unsern Standpunkt würdigen, nicht verdacht werden. Für vollständig in seinen Grundzügen erklären wir aber den in der Einleitung kürzlich angedeuteten Umriß der französischen Revolution, durch den wir den vielen, ungeschichtlichen, vorurtheilsvollen und sogar albernen Vorstellungen, welche in den neuesten Tagen mehrere deutsche und halbdeutsche Schriftsteller von dieser Weltbegebenheit in Umlauf zu setzen suchten, endlich einmal geziemend begegnen wollten.

X.

Durch langwierige Vernachlässigung und vielfache Bestürmung des Gemeinwesens hatte die königliche Regierung in Frankreich sich schon oft in große Verlegenheiten gebracht, denen sie nicht immer durch glückliche Mittel entgangen war; ihre Noth wurde endlich gegen das Jahr 1788 so groß und dringend, daß man nur noch in den ausserordentlichsten Maasregeln Rettung

Digitized by Google

sah, und sich an die Einsicht und an den guten Willen des Volkes wenden mußte. Die zahllosen Mißbräuche, an welchen der Staat litt, hatten bisher, so lange nur das Volk durch sie bedrückt war, kaum hin und wieder vorübergehende Unruhen aufgeregt, aber desto mehr die stillere Gegenwirkung der Einsicht und des Urtheils erweckt; als die Folgen dieser Mißbräuche durch deren höchste Ausdehnung zuletzt auch die Vornehmen und den Hof bedrängten, da trat die große Staatsumwälzung ein, die sich zuerst gegen diejenigen wandte, durch welche sie nothwendig geworden war.

Ganz Europa lag in zitternder Erwartung, welche Wendung die staunenswürdigen Ereignisse nehmen würden, die sich nun mit Schnelligkeit entwickelten, und mehr noch durch die in ihnen lebendig werdenden Grundsätze, als durch ihre Erscheinungen selbst in Verwunderung setzten. Doch kaum versprach der kühne Aufschwung edler Freiheit der Welt die friedliche Entwickelung eines bessern Zustandes, als auch schon diese Hoffnung getrübt, und die neuen Kräfte im Fortgange der Begebenheiten je mehr und mehr in heftige Kämpfe gerufen wurden. Durch ihre Gegner wurde die Revolution stärker zugleich und schlimmer; durch die innern Feinde erst in die Schrecknisse der Bürgerwuth, durch die äussern Angriffe zuletzt in die Kriegsherrschaft Bonaparte's gewaltsam aufgereizt. Die Macht Bonaparte's, stufenweise von der Feldherrnwürde zum Konsulat und zum Kaiserthum gestiegen, schien den flüchtigen Wechsel der Dinge zu dauerhafterem Bestande überzuführen, und die Revolution gewissermaßen zu beendigen. Sieg auf Sieg hatte seine Herrschaft bis zur höchsten Furchtbarkeit auch im Ausland erhoben, und keine Macht schien mehr übrig, von welcher die seinige etwas könnte zu befürchten haben. Allein er selbst, die Mittel verkennend, die ihn gehoben, bereitete unvermerkt seinen Sturz. Die große Freiheitsbewegung in den Gemüthern schien er wirklich eine Zeitlang von ihrem Ziele abzulenken, sie um ihre gerechte und unversagbare Früchte zu bringen, und die von ihr geschaffene Kraft für seine Zwecke fortzugebrauchen. Aber nicht nur in den Franzosen wurde nun sogleich wieder eine Gegenwirkung thätig, die, wenn gleich meist verdeckt und leise, doch bisweilen auch in starken Schlägen, für die Sache der Freiheit fortwaltete: nach Deutschland, Italien, Spanien und Polen trug Bonaparte mit seinen siegreichen Waffen überall zugleich die Regungen hin, die auch in Frankreich noch nicht ganz unterdrückt waren; mit jedem Siege legte er den Keim zu Revolutionen (geistig im Sinne der französischen, und leiblich gegen dieselbe), den Keim zu seinem künftigen Untergange; und als nun die Saat des Verderbens für ihn aufgegangen, in Rußland sein Kriegsheer verloren, bei Leipzig er geschlagen, sein Thron gestürzt, und ganz Europa im Namen der Freiheit unter Waffen war, da hatte er nur für ein fremdes Werk, nicht für das seinige, gearbeitet, für dieselbe Revolution, die während des gewähnten Stillstandes mit solchen Riesenschritten fortgegangen war. Nicht die entgegengesetzten Grundsätze haben über die Revolution endlich den Sieg davongetragen, wie der vornehme Dünkel sich thöricht einreden möchte, sondern die Grundsätze der Revolution haben sich auswärts frische Kräfte gesucht, über die Herrschaft Napoleons gesiegt, und durch ihr unwiderstehliches

Digitized by Google

Emporschießen ihn weggedrängt; wurde das, was Frankreich erfuhr, größtentheils durch die von Aussen gekommenen Kräfte gewirkt, so standen doch auch die innern bei diesem Anlaß mit neuer Stärke auf, und fanden mit jenen tausend Vereinigungspunkte vorbereitet.

1814.

Napoleon war von Troyes mit geringer Begleitung auf dem Wege nach Paris vorausgeeilt, und ließ seine Truppen angestrengt nachfolgen. Sein Verhängniß schien ihn herbeizuziehen, um ein näherer Zuschauer der Ereignisse zu sein, die seinen Untergang machten. Er kam bis vier Stunden von Paris, wo er die Nacht ruhig schlief, aber schon am frühen Morgen aufwachte, und sich selbst auf den Weg machte, um den mit Ungeduld erwarteten Nachrichten von Paris entgegenzugehen. Er fuhr im Schritt, ohne Bedeckung, nicht ohne ängstliche Ahnung. Endlich kam ein General auf der Straße von Paris dahergesprengt, der kaum den Wagen erreicht hatte, als Napoleon ausstieg, und mit ihm zu Fuße nach dem Orte, wo er geschlafen, langsam zurückging. Paris war verloren, die Uebergabe nicht zu verhindern gewesen, und mächtig brach überall der verhaltene Haß und Unmuth aus. Die Truppen waren noch weit zurück. Um ihnen etwas näher zu sein, begab sich Napoleon nach Fontainebleau, während zugleich Caulincourt mit Vollmachten zum Unterhandeln der verbündeten Herrscher nach Paris abging.

Inzwischen kamen die Truppen, welche Paris geräumt hatten, ungefähr 15,000 Mann stark, bei Fontainebleau an, bald auch nach und nach das Heer aus der Champagne, und einige andere Abtheilungen, zu welchen der Befehl noch hatte gelangen können. Napoleon faßte wieder frischen Muth, und ohne weiter der Antwort zu achten, die Caulincourt von Paris zurückbrachte, und die der General Schuwaloff im Namen Alexanders dem General Flahault bestätigte, daß Napoleon der Regierung entsagen solle, sann dieser jetzt nur wieder auf Fortsetzung des Kriegs und auf die Wiedereinnahme von Paris.

Er redete am 3. April nach gehaltener Heerschau seine Garden an, und verkündigte ihnen zum Theil das Geschehene, und sein Vorhaben. Die Truppen befanden sich in der größten Gährung; die erregten Gemüther überließen sich der Gewalt ihrer Empfindungen, und die verschiedensten Meinungen, Absichten und Gesinnungen durchkreuzten sich. Vielen Generalen und Offizieren mißfiel der Marsch auf Paris. Man erwog die bedenkliche Lage im Allgemeinen, die geringe Hoffnung dauernden Erfolgs, die Auflösung und Schwäche des noch vorhandenen Heeres, das großentheils umstellt und nirgends einer festen Stütze mehr sicher war.

Die Absetzung Napoleons durch den Senat wurde bekannt, und bald vereinigten sich die meisten Oberbefehlshaber, dieselbe als den einzigen Ausweg zu betrachten, der für das Heil Frankreichs noch übrig war. Sie begaben sich in der Nacht des 4. April zum Kaiser, um ihm die Nothwendigkeit seiner Abdankung vorzutragen, allein sie wurden mit Wuth und Zorn zurückgewiesen, und Napoleon gab gleich in der Frühe seine Befehle, die den Marsch auf Paris

Digitized by Google

vorbereiteten. Die Truppen im Allgemeinen, zeigten ſich ihm, wie nach ſo langer Kriegsgemeinſchaft in ſo vielen Feldzügen nicht anders zu erwarten war, anhänglich und gehorſam, bereit für ihn das Letzte zu wagen; ohne ſeine Zuſtimmung ſchien es unmöglich, dieſe Maſſe von Kräften ſeinem Einfluſſe zu entziehen. Er hatte eben Heerſchau gehalten, und aus den Gliedern der Truppen häufig den Loſungsruf: Nach Paris! nach Paris! vernommen, als ihm der Marſchall Ney auf dem Fuße in die Zimmer des Schloſſes folgte, und ihm geradezu erklärte, es bleibe nichts übrig, als abzudanken. Während des lebhaften Wortwechſels, der darüber entſtand, trat der Marſchall Lefevre herein, und rief mit Heftigkeit aus: „Sie ſind verloren! Sie haben auf keinen Ihrer treuen Diener hören wollen; der Ausſpruch des Senats hat Sie abgeſetzt.“ Dieſe Worte trafen den Kaiſer ſo gewaltig, daß er einen Strom von Thränen vergoß. Die Marſchälle Oudinot und Macdonald kamen dazu, und erklärten gleichfalls, daß keine Hoffnung mehr für ihn ſei, ihm bleibe nichts übrig, als abzudanken, wozu er ſich endlich, jedoch zu Gunſten ſeines Sohnes entſchloß. Noch galt er als Fürſt und Herr, und ſeine abtrünnigen Großen beeiferten ſich ſeine Aufträge zu vollführen.

Ney, Macdonald und Caulincourt begaben ſich nach Paris, um bei der proviſoriſchen Regierung und bei dem Kaiſer von Rußland den Entſchluß Napoleons zu vermitteln.

Noch war ſein Loos nicht entſchieden, eine günſtige Wendung konnte ihn, oder doch ſeinen Sohn, auf den Thron von Frankreich erhalten; die verbündeten Mächte hatten wegen der Bourbons noch nichts erklärt, die wenigen Stimmen, die für dieſe laut geworden waren, mußten einzeln verhallen, wenn kein mächtiger Beiſtand von Auſſen zu erwarten war. Unter dieſen Umſtänden kamen Ney, Macdonald und Caulincourt nach Paris vor den Kaiſer Alexander, wo in der Nacht vom 4. auf den 5. zum Theil durch auswärtigen und zufälligen Einfluß, mit geringer Rückſicht auf den Willen des franzöſiſchen Volks, die lange zweifelhafte Entſcheidung vorzüglich durch Talleyrand zu Gunſten der Bourbons herbeigeführt, und alſo die bedingte Abdankung Napoleons verworfen wurde.

Seine Sache war mit jedem Augenblick ſchlimmer geworden, der Marſchall Marmont hatte mit der proviſoriſchen Regierung unterhandelt, und das ſechſte Korps von ungefähr 12,000 Mann war mit Waffen, Geſchütz und Gepäck in die Linie der Verbündeten, in der Nacht auf den 4. übergegangen. Andere Truppen löſten ſich auf und zerſtreuten ſich nach allen Richtungen, ſo daß Napoleon kaum 25,000 Mann übrig behielt. Dennoch konnte er mit dieſen ihm getreuen Truppen noch ſehr gefährlich werden, eine Bewegung auf Paris würde Verwirrung und Schrecken verbreitet haben; der Rückzug hinter der Loire hätte den Krieg ins Ungewiſſe verlängern, die Vereinigung mit den Truppen im Süden und mit dem Vizekönig in Italien ihn auf einen neuen und günſtigen Schauplatz führen können; die Stimmung der Generale war willig, und daß Napoleon ſeine noch übrige Kraft nicht verkannte, zeigt der Tagsbefehl, den er an die Truppen erließ.

Es war daher natürlich, daß man, indem man ihm die Hauptſache abſchlug, doch darauf

Digitized by Google

bedacht war, ihn nicht durch Verweigerung aller günstigen Bedingungen aufs äusserste zu bringen. Die Vorschläge, welche Ney und Macdonald nach Fontainebleau zurückbrachten, sicherten ihm und seiner Familie die Oberherrlichkeit der Insel Elba, den Kaisertitel und sechs Millionen Einkünfte, sobald er die französische Krone förmlich niederlegte. Nach mehreren Zögerungen faßte er seine Abdankung endlich in merkwürdigen Worten ab, die geschickt sagten, was einst nützen, und verschwiegen, was jetzt schaden konnte.

Noch einmal schien er in seiner Entschließung zu schwanken, und das Glück der Waffen aufs neue versuchen zu wollen; durch Nachrichten von seiner Gemalin am 7. mit neuem Strahl der Hoffnung beseelt, hatte er seinen Truppen den Befehl zum Aufbruch nach Orleans gegeben, als neue Zweifel ihn zurückhielten, und ohne weiteres Ereigniß endlich am 11. April der bekannte Vertrag von Fontainebleau zwischen den beiderseitigen Bevollmächtigten zu Stande kam, worin dem Kaiser Napoleon die Oberherrlichkeit der Insel Elba, seiner Gemalin und demnächst seinem Sohne die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, dem Vizekönig von Italien ein angemessenes Besitzthum ausserhalb Frankreich, und überhaupt der ganzen Familie die vortheilhaftesten Bedingungen in Betreff ihres Vermögens und ihrer von Frankreich zu beziehenden Jahrgelder bestimmt wurden. Es ist bemerkenswerth, daß die Verpflichtung für Napoleon, sich von der Insel Elba nicht zu entfernen, in keinem Artikel dieses Vertrags vorkommt.

So schied Napoleon aus Frankreich, ohne daß sein großer Sturz ihm Theilnahme erregt hätte; die Gemüther hatten sich ihm längst abgewandt, seine Obergewalt war verhaßt. Es ist wahr, er hatte einst Frankreich durch sein Erscheinen, durch die Schlacht bei Marengo, vom Untergange gerettet, aber diese Wohlthat hatte er längst vergessen gemacht; er hatte Frankreich um die Freiheit betrogen, aber ihm großen Kriegsruhm dafür gegeben, und durch Vergrößerung und Bereicherung das Ansehen und die Eitelkeit des Volkes genährt. Jetzt hatte er auch diese Vortheile zu Grunde gerichtet, und Frankreich an den Rand des Verderbens gebracht. Der lang unterdrückte Haß, den ihm die Freiheitsfreunde ununterbrochen gehegt, der in tausend kleinern Gegenwirkungen durch alle Schrecken einer argwöhnischen und grausamen Herrschaft hindurch sein Dasein gezeigt, brach laut und unverhohlen aus, sobald der Druck nur nachließ, und begleitete ihn in Verwünschungen bis zu seinem Einschiffungsort. Seine Großen, der üblen Behandlung ihres Herrn überdrüssig, waren froh, ihn durch ihr erworbenes Vermögen und Ansehen in eine andere Ordnung der Dinge hinüberzuretten. Selbst das Heer, mit scheuer Ehrfurcht dem Feldherrn ergeben und seiner Führung vertrauend, sah mehr mit Bedauern als mit Unwillen den Wechsel seines Glücks, und entsagte leicht seiner Person, nicht aber den tausendfachen Erinnerungen und Gewohnheiten, die sich an seine Wirksamkeit geknüpft hatten, noch weniger den Gesinnungen und Meinungen, die früheren Ursprungs durch ihn größtentheils selbst oft nur ungern waren geduldet worden. Die öffentliche Meinung in Frankreich ließ

Digitized by Google

Bonaparten gänzlich fallen, und die wenigen, deren Verhältniſſe und Geſinnungen nicht ſowohl ſeiner Perſon als vielmehr ſeiner Herrſchaft unauflöslich verbunden blieben, waren ein Gegenſtand allgemeinen Abſcheues. Hätte der König Ludwig im Jahr 1815 nicht weniger Anhänger gehabt, als Napoleon im Jahr 1814, niemals hätte dieſer wiedererſcheinen können!

Die Franzoſen waren nun von dem unterdrückenden Herrſcher befreit, neue Hoffnungen für das Vaterland waren rege geworden, ein beſſeres Reich konnte beginnen; allein die Begebenheiten drängten zu ſchnell und mannigfaltig, um der edlern Geſinnung ſogleich freie Bahn zu laſſen. Die Herzen athmeten kaum aus der langen Beklemmung auf, als auch ſchon wieder bange Zeichen unheilbringender Elemente die Luft erfüllten. Das franzöſiſche Volk war längſt aus der Reihenfolge ſeiner ehemaligen Könige herausgetreten, ein Vierteljahrhundert hatte allen Zuſammenhang mit dieſen rein abgeſchnitten, und ein ganzes Menſchengeſchlecht mit ungeheuern Begebenheiten ſich zwiſchen beide geſtellt; es war ein ganz neuer Zuſtand, in welchem ſelbſt das Alte nur auf neuen Gründen befeſtigt werden konnte; das franzöſiſche Volk mußte, um eine dauerhafte Ordnung des Staats zu gründen, in allem würdigen Glanze ſeiner theuer erworbenen Rechte, in ſelbſtſtändigen Vertretern daſtehen, und durch freie Entſchließung auf den erledigten Thron einen neuen Fürſten berufen, der ohne andern Anſpruch als den Willen des Volks eben dadurch in dieſem die einzige Rechtsquelle der Macht erkannte.

Vielfache Gründe waren vorhanden, dieſen Fürſten am liebſten in dem Hauſe Bourbon zu ſuchen, gegen welches im allgemeinen die Liebe wie der Haß in die Ferne zurückgetreten war, und das gleichwohl die Möglichkeit mancher wohlthätigen Gedanken-Verbindungen mitbringen konnte. Aber bei dieſem Hauſe war es nöthiger, als bei jedem andern, daß ſeine Rückkehr auf den franzöſiſchen Thron nie aus dem rechten Geſichtspunkt verloren, und keineswegs als eine bloße Rückkehr, ſondern als eine Gelangung betrachtet würde, wenn nicht unwiderbringlich alle Früchte der fünfundzwanzigjährigen Anſtrengungen und Leiden aufs neue hingeopfert, und ſtatt eines beruhigten Zuſtandes nur wieder die Fortſetzung der traurigen Zerrüttung für Frankreich gewonnen ſein ſollte. Die Entwickelung der Denkweiſen, Anſichten und Empfindungen läßt ſich nicht gewaltſam ſtill ſtellen, noch weniger zurücktreiben in vorige Formen, ſo wenig wie der Jüngling wieder zum Kinde werden kann, geſetzt auch dieſer letztere Zuſtand ſei der bei weitem glücklichere; wäre jenes möglich, ſo würde ja wohl eher Bonaparten haben gelingen können, was ſeinen Nachfolgern dennoch zu ſchwer geweſen wäre. Nicht blos die Schrecken der Volksſtürme oder die Anmaßung Bonaparte's, nein, der letzte König ſelbſt, der unglückliche Ludwig XVI., deſſen rechtmäßiges Königthum von keiner Parthei bezweifelt wird, hatte Grundſätze aufgeſtellt und geheiligt, nach welchen weder er, noch irgend einer ſeiner Nachfolger andere Rechte auf den Thron haben konnte, als die aus der einzigen wahrhaften Machtquelle, dem Willen des Volkes, floſſen. Die gutgeſinnten Vaterlandsfreunde, deren Frankreich zu jeder Zeit eine große Menge zählte, die freilich nach ſolchen Jahren der Knechtſchaft nicht in den erſten Würden glänzten und mächtigen Aemtern vorſtanden, ſuchten mit bekümmertem Herzen

Digitized by Google

unter den vorhandenen Machtwirkenden noch Anhalt und Stütze für die heiligen Ansprüche des Volks, deſſen gerechtes Verlangen, wahrhafte Bedürfniſſe und eigentliche Geſinnung ſo ſehr Gefahr liefen, im Getümmel roher Kräfte überhört zu werden.

Bei den glücklichen Fortſchritten der Verbündeten im Jahre 1814 waren alsbald auch die franzöſiſchen Ausgewanderten wieder aufmerkſam geworden, und begannen nach und nach, ſo wie die Möglichkeit einer Hoffnung für ihre alte Sache zu ſteigen ſchien, von verſchiedenen Seiten ſich zu regen. Ihr Einfluß an den Höfen mochte übrigens nicht gering ſein, war aber für ihre eigene Angelegenheit ganz erloſchen; von ihnen wußte die durch Kraft und Geiſt bedeutend gewordene Stimme der Völker nichts; von allem, was ihnen äuſſeres Gewicht geben konnte, wurden ſie in dieſem Kriege entfernt gehalten, und die Mächte, nicht abgeneigt, mit Napoleon zu unterhandeln; und der Möglichkeit ausgeſetzt, es zu müſſen, waren ſie vorſichtig genug, ſich auf nichts einzulaſſen, was im voraus ein Ziel und Grundſätze beſtimmte, welche ſie erſt durch die Begebenheiten finden wollten.

Drei Prinzen des bourboniſchen Hauſes hatten ſich, von England unter der Hand begünſtigt, indeſſen aufgemacht, und folgten, um günſtige Gelegenheiten abzuwarten, den Hauptquartieren der ſiegreichen Heere nach, ohne jedoch einſtweilen etwas anders zu erlangen, als daß man ſie duldete. Die Verbindungen, die ſie im innern Frankreich unterhielten, waren für ſelbſtſtändige Unternehmungen zu ſchwach, für glückliche Umſtände brauchbar genug, um durch Lärm, Zuruf und andere Betriebſamkeit einen groſſen Anhang vorzuſpiegeln; ſo wurden ſie eifrig gepflegt, ohne aber für ſich allein etwas zu verſprechen. Es kam Alles auf die groſſen Waffen-Entſcheidungen an. Dieſe erfolgten günſtig.

Die verbündeten Heere drangen immer weiter in Frankreich vor. Der Herzog von Berry befand ſich auf der Inſel Jerſey, und harrte daſelbſt des Augenblicks, wo er nach Bretagne überſetzen könnte. Der Graf von Artois verließ im Februar die Schweiz, wo er ſich ſeit kurzem aufhielt, und nahm ſeine Richtung über Pontarlier nach Veſoul; ſeine Reiſe wurde allerdings von den Erſcheinungen begleitet, aus denen man die Liebe des Volkes gewöhnlich annimmt zu erkennen. Er fand Anhänger, deren Zuruf ihm entgegenſchallte, das Schweigen der Andersgeſinnten wird bei ſolchen Gelegenheiten nicht in Rechnung gebracht, und ſo durfte auch Bonaparte ſich lange Zeit für den geliebteſten Herrſcher ausgeben; hier aber mochte gerade der ausgebreitete Haß, den er gegen ſeine Herrſchaft erregt hatte, ſich leicht als eine Theilnahme für die bourboniſche ausprägen laſſen, und es gab vielleicht nie eine günſtigere Gelegenheit, aus fremder Schuld mit leichter Mühe ein ungeheueres Verdienſt davonzutragen; die Bourbons konnten dem von den Feinden und von Napoleon geängſteten Volke ein guter Ausweg aus dem entſetzlichen Kriege dünken.

Entſchiedener, als der Graf von Artois, hatte der Herzog von Angouleme, beſchützt von dem engliſchen Feldherrn, ſchon im Januar in Frankreich auftreten können, wo er in St. Jean de Luz einen Aufruf an die Franzoſen gegen Bonaparte ergehen ließ, dem aber

Digitized by Google

der Herzog von Wellington noch nicht beistimmen durfte. Die Royalisten im südwestlichen Frankreich, größtentheils Adliche, welche Napoleons Erlaubniß zur Rückkehr in ihre Heimath benutzt, und sich ihm unterworfen hatten, waren geschäftig genug. Sie sahen überall im Innern Bonapartes Macht sinken, und erforschten daher eifrig die Gemüther, knüpften Verbindungen an, entwarfen Anschläge, sendeten Abgeordnete an Ludwig XVIII. und an die Verbündeten; ja sie hielten sogar Waffen bereit, um den Gang der Ereignisse nöthigenfalls zu unterstützen. Sie gewannen den Maire von Bordeaux, den nachherigen Grafen Lynch. Alles dies war aber verhältnißmäßig nur immer noch sehr wenig, und flößte dem englischen Feldherrn kein Vertrauen ein; ja der Herzog von Angouleme selbst, an seiner Sache verzweifelnd, besonders da man von den Verhandlungen der verbündeten Mächte mit Napoleon Nachricht bekam, war schon im Begriff, sich wieder nach England einzuschiffen.

Unterdessen gingen die kriegerischen Ereignisse weiter, der Herzog von Wellington setzte über den Adour, und schlug den Marschall Soult am 27. Februar bei Orthes. Der Weg nach Bordeaux war nun offen, und der Marschall Beresford wurde mit 15,000 Mann dahin abgeschickt; ihn begleitete der Herzog von Angouleme. Bei ihrer Annäherung zogen die wenigen französischen Truppen von Bordeaux ab. Die Royalisten hatten aber so wenig Selbstvertrauen, daß sie auch jetzt noch nicht ihre Gesinnung ausbrechen ließen, und erst am Tage des Einzugs der englischen Truppen und des Herzogs von Angouleme, am 12. März, diesen entgegenzogen, da sie denn, den Maire Lynch an ihrer Spitze, den Herzog von Angouleme als Prinzen ihres rechtmäßigen Fürstenhauses begrüßten, die weiße Kokarde aufsteckten, und den König hochleben ließen.

Dieses Ereigniß von Bordeaux machte im Ganzen keine große Wirkung, so sehr sich auch die Royalisten angelegen sein ließen, es als einen Hauptschlag zu schildern und zu feiern. Sie hatten Fuß gefaßt, aber nichts weiter. Die neuen Siege der Verbündeten bei Arcis sur Aube, bei Fere Champenoise und bei Paris warfen freilich einen günstigen Schimmer auf jene Regungen, die sich an fremde Waffenkraft anlehnten. Aber ein bloßes Anlehnen blieb es auch zu Paris, wo die höchste Entscheidung in Frankreichs Geschick doch nur nach dem Willen der Fremden erfolgte.

Hier soll der Hauptsitz eines angeblich durch ganz Frankreich verbreiteten Bundes zur Wiederherstellung des Königthums gewesen sein, eines Bundes unter der Leitung unsichtbarer Obern. Allein die Thätigkeit seiner Mitglieder, wenn sie so groß war, wie man behauptet, verlor sich in das Innere, denn nach Aussen hat diese, wie so viele Gesellschaften solcher Art, keinen entschiedenen Beweis ihrer Wirksamkeit zu Stande gebracht. Einen Aufruf des Grafen von Artois vom 27. Februar aus Vesoul hatten die Royalisten vielleicht verbreitet, mancherlei Sendungen und Mittheilungen veranstaltet, im übrigen aber, wie in Bordeaux, die Ereignisse abgewartet, und erst am 31. März, als Napoleons Machtbehörden geflohen, seine Truppen abgezogen, und die Heere der Verbündeten im Einrücken begriffen waren, erhoben zu

Digitized by Google

Paris eine Anzahl Mitglieder jenes Bundes auf dem Platze der Eintracht den noch schwachen Ruf: Es lebe der König! Die weiße Fahne, die weiße Kokarde wurden aufgesteckt, Schnupftücher wehten in den Händen, und mehrere Leute ließen ihr erstes Aufathmen aus der Unterdrückung willig mit jenem Rufe verschwistern. Allein diese Bewegung war nichts weniger, als allgemein. Die dreifarbige Kokarde behauptete ihr Recht, und ließ die weiße — nicht blos ein Zeichen der Bourbons, sondern auch des Friedens — höchstens neben sich gelten, ohne ihr zu weichen. Die Freunde der Freiheit wollten die Rechte des Volks unter jeder Regierung bewahren, und das volksthümliche Zeichen mit einem höfischen nicht voreilig vertauschen.

Die allgemeine Stimmung war aus den verschiedenartigsten Elementen, sie konnte eine den Royalisten, nach verschiedenen Anzeigen, noch sehr gefährliche Wendung nehmen. Eilig suchten diese daher bei den verbündeten Mächten einen Ausspruch zu erlangen, der das ganze Ansehen der Herrscher und die Kraft ihrer Heere auf der Seite der Bourbons zeigte. Sie redeten zu dem Kaiser von Rußland durch Abgeordnete; der Einfluß, den alte Verbindungen und Begriffe in den höhern Klassen von Europa behaupteten, wurde auf tausend Wegen in Wirksamkeit gesetzt. Allein die verbündeten Herrscher konnten ihre Beschlüsse nicht auf die Meinungen weniger einzelnen Menschen, die nicht im Namen des Staates zu sprechen befugt waren, gegründet erscheinen lassen, sie bedurften öffentlicher Behörden, um die Würde der Staatsverhältnisse in den Formen gebührend zu behaupten.

Als Napoleon an die Spitze der französischen Regierung getreten war, ließ er viele Freiheitseinrichtungen Anfangs noch fortdauern. Aber von Jahr zu Jahr veränderte sich die Gestalt der Dinge in immer größere Unterwürfigkeit unter seine Willkühr, und die Verzweiflung seiner Niederlagen zerschlug vollends die Formen, welche durch die wachsende Macht seiner Siege schon aller Bedeutung entledigt worden waren. Von den früheren Körperschaften, in welchen das Volk seine Freiheit einigermaßen zu erhalten glauben konnte, bestand nur noch der Senat, eine Versammlung, welche Napoleon nach Willkühr zusammengesetzt, verändert, und aller selbstständigen Macht beraubt hatte, die statt des Vertrauens der Franzosen nur ihre Verachtung besaß. Dennoch blieb der Senat die einzige Machtbehörde, durch welche ein Wechsel der Regierung in diesem Augenblick mit dem Scheine gesetzlichen Ansehens eingeleitet werden konnte. Nicht ohne Einwirkung der fremden Herrscher wurden demnach die in Paris anwesenden Senatoren durch den Fürsten Talleyrand, als Vize-Großwahlherrn, zu einer ausserordentlichen Versammlung berufen, in welcher sofort die Absetzung Napoleons und die Einsetzung einer provisorischen Regierung beschlossen wurde, letztere aus dem Fürsten Talleyrand, die Grafen Beurnonville und Jaucourt, dem Herzoge von Dalberg und dem Abte Montesquieu bestehend. Diese Wahl geschah weniger in Rücksicht auf das Vertrauen, welches das Volk zu diesen Personen haben sollte, als in Rücksicht der Verbindungen, welche die fremden Mächte mit ihnen hatten.

Die öffentlichen Angelegenheiten lagen also in den Händen verschiedener Gewalten, aus

Digitized by Google

deren Zusammenwirken das Schicksal Frankreichs sich entscheiden mußte. Die verbündeten Herrscher hatten die Gewalt der Waffen, die jedoch für die innern Angelegenheiten der Franzosen nur als friedliche Vermittelung auftrat; das Ansehen der französischen Sache wurde durch den Senat und die provisorische Regierung vertreten, die Persönlichkeit einiger bedeutenden Männer stand zwischen den Franzosen und den Fremden mitten inne, und vertraten beide wechselseitig bei einander, ohne andern Beruf, als den der Gelegenheit. In keiner dieser drei Machtwirkungen konnte der gesetzmäßige Ausfluß der volksthümlichen Machtquelle zu finden sein, in keiner zeigte sich eine dem wahrhaften Sinne des Volks entsprechende Richtung. Ihre ächte Wohlfahrt, ihre eigenste Stimme, ihre gerechteste Forderung sehen die Franzosen in dieser Zeit ohne beglaubigte Sachwalter bei zweifelhaften oder sogar schuldigen Behörden, die ohne unabsehbare Unruhen nicht abzusetzen, und vielleicht durch die fremden Waffen gegen jeden Angriff geschützt waren.

Der Senat entsetzte Bonaparten des Throns, und erklärte die Bande der demselben geleisteten Unterthaneneide für aufgelöst.

Der Senat ging nun in seinen durch die Umstände ihm aufgedrungenen und überlassenen Verrichtungen weiter, und gab in seiner Sitzung vom 6. April eine Konstitution, in welcher er blos im Allgemeinen die Hauptzüge der künftigen Staatsform aufstellte, und auf den solchergestalt eingeschränkten französischen Thron Ludwig Stanislaus Xavier, den Bruder des letzten Königs berief. Die provisorische Regierung hatte den Entwurf dazu vorgelegt, und benutzte die noch von den Ereignissen übertäubte Stimmung des Senats, um die Annahme des Entwurfs in rücksichtsloser Eile zu beschleunigen. Erklärender Vertrag, Erwägung, Verhandlung fand dabei nicht Statt; die Eile schien durch den äusseren Zustand gerechtfertigt, man hörte keine Gründe mehr an. Der Senator Gregoire, ehemaliger Bischof von Blois, in den früheren gesetzgebenden Versammlungen als redlicher Vaterlandsfreund bekannt, bestand vergebens darauf, daß der Entwurf erst gedruckt, und an die Mitglieder vertheilt würde, um geprüft und berathen zu werden, ehe man seine Annahme beschlösse. Der Augenblick schien allzudringend, jede Zögerung gefährlich, und so ging auf Betreiben der provisorischen Regierung die von ihr vorgeschlagene Konstitution bei der Mehrheit der Mitglieder durch, und wurde von allen unterzeichnet.

Die Bekanntmachung dieses Werks regte alle Geister mächtig an. Zunächst bot sich dem Spott die Geschwindigkeit dar, mit welcher in Frankreich solche Entwürfe zu Tage gefördert würden, und die nur mit der Kürze ihrer Dauer in Verhältniß stünde. Man zählte die frühern Konstitutionen auf, und alle hatten zu kläglich geendet, als daß man für die neue ein besseres Schicksal hoffen dürfte. Durch so vieljährige Erfahrungen für solche Gegenstände gereift und geübt, wandte sich das Urtheil sodann zu dem eigentlichen Gehalt, und faßte scharf die mannigfachen Seiten einer solchen Arbeit auf; enthüllte die Mängel, zeigte die Lücken derselben, und

Digitized by Google

ſchloß von dem loſen Gewebe des Ganzen ſogleich auf deſſen Unhaltbarkeit. Am heftigſten wurde die Unzufriedenheit durch den Umſtand aufgeregt, daß der verhaßte Senat, der, nicht einmal befugt zur Bildung einer Konſtitution, dieſe Befugniß dazu mißbraucht habe, ſeine Macht und Reichthümer bei ſich und ſeinen Familien zu verewigen. Die Sache wurde nach zwei entgegengeſetzten Richtungen getadelt, mit mehr Leidenſchaft von dem einen, mit mehr Mäßigung von dem andern Theil.

Wüthend griffen die Royaliſten den Reſt von Freiheitsgrundſätzen an, der ſich in der gegebenen Konſtitution noch offenbarte; ſie wollten keinerlei Abfinden und Vermittelung zwiſchen Altem und Neuem geſtatten; rein und unbedingt ſollte das Alte wieder in Frankreich einkehren. Statt dem Himmel zu danken, ihre Sache unter volksthümlichen Einſchränkungen wieder einigen Beſtand gewinnen zu ſehen, trotzten ſie mit blindem Stolz auf die längſt abgeſchiedenen Vorurtheile. Konſtitution, Wahl, Berufung auf den Thron und andere dergleichen Worte galten ihnen für den Ausdruck verbrecheriſcher Vorſtellungen. Der Thron, die Herrſchaft über das franzöſiſche Volk war nach ihnen ein unveräuſſerliches Eigenthum der Bourbons; ihr Anſpruch ewig derſelbe, und die ganze Revolution nur ein aufrühreriſches Interregnum. Von unſerm letzten Könige, ſagten ſie, iſt Ludwig XVIII. nicht der Bruder, ſondern der Oheim; denn unſer letzter König war Ludwig XVII., der, obgleich als Kind im Gefängniß geſtorben, nichtsdeſtoweniger rechtmäßiger König von Frankreich, Erbe ſeines Eigenthums war, das durch die Ermordung ſeines Vaters auf ihn überging.

Zahlreiche Schriftſteller beeiferten ſich, dieſe Rechte der Bourbons zu beweiſen, und trugen ihre Sätze mit mehr oder weniger Geſchicklichkeit vor. Im Allgemeinen war das Talent nicht auf dieſer Seite. Den meiſten Ruf hatte Chateaubriand, deſſen ſcheinheiliges Schönſprechen doch bald im langweiligen Einerlei ermüdete, und den hellern Köpfen zum Geſpötte wurde. Der Inhalt ſeiner Deklamationen belief ſich der Hauptſache nach auf Folgendes: „Die mit dem Namen der Bourbons verknüpfte Wirkſamkeit, durch die Willkühr ſeiner wahrheitsloſen Behauptungen, iſt den Franzoſen ſo bekannt, daß ſie darüber nicht erſt belehrt zu werden brauchen; der König weckt bei ihnen ſogleich die Vorſtellungen der rechtmäßigen Macht, der Ordnung, des Friedens, der geſetzlichen und monarchiſchen Freiheit. Die Erinnerungen des alten Frankreichs, die uralten Gebräuche, die Familienſitten, die Gewohnheiten unſerer Kindheit, die Wiege, das Grab, Alles knüpft ſich an dieſes heilige Wort König; es erſchreckt niemanden, im Gegentheil, es beruhigt. Der König, die Obrigkeit, der Vater: ein Franzoſe vermengt dieſe Begriffe. Er weiß nicht, was ein Kaiſer iſt, er kennt weder das Weſen, die Form noch die Begränzung der mit dieſem fremden Titel verbundenen Macht. Aber er weiß, was ein Herrſcher iſt, der von Ludwig dem Heiligen und Heinrich IV. abſtammt; ein Oberhaupt nämlich, deſſen väterliche Macht durch Einrichtungen geleitet, durch die Sitten gemäßigt, durch die Zeit wie ein edler Wein milde und vortrefflich geworden iſt. Hehlen wir es uns nicht länger; in unſern Geſetzen, Meinungen und Beſitzungen wird nicht eher Ruhe, Glück und Beſtändigkeit ſein, als

Digitized by Google

bis das Haus Bourbon wieder auf den Thron gelangt sein wird. Die Rechtschaffenheit und die Ehre saßen auf dem französischen Throne, wie auf den übrigen Thronen die Gewaltsamkeit und die Staatslist; das Alterthum dankbarer, als wir, hätte nicht verfehlt, ein Königsgeschlecht, das mit einem Helden anfängt, und nach drei und dreißig Königen, unter denen nur Ein Tyrann war, mit einem Märtyrer aufhört, durch den Namen des Göttlichen zu bezeichnen. Unser Boden trägt von Natur die Lilien; getränkt von dem Blute so vieler Schlachtopfer, die am Fuße der Richtstätte Ludwigs und Antoinette's zur Sühne dargebracht worden, werden sie nur desto schöner wieder erblühen. Wir wollen das Königthum; aber es wäre der Gipfel der Schande und des Unsinns, ein Königthum ohne den rechtmäßigen Herrscher zu wollen, ja dasselbe ohne diesen nur möglich zu glauben; das Volk, wenn es will, möge die Verfassung dieses Königthums ändern, aber Niemand hat das Recht, den Herrscher zu wechseln. Selbst von dem grausamsten, gewaltsamsten König, der alle Gesetze verletzt, alle Freiheit unterdrückt, muß die Krone stets zu seinen Kindern oder rechtmäßigen Erben übergehen. Der Bruder unsers Königs, Ludwig XVIII. der zuerst über uns herrschen soll, ist dieser rechtmäßige Erbe. Unter allen Herrschern Europas könnten wir keinen wählen, der unserm Bedürfniß mehr entspräche. Er besitzt diese festen Vorstellungen, diese Mäßigung, diesen gesunden Menschenverstand, die einem Fürsten so nothwendig sind, aber er ist zugleich ein Freund der Wissenschaften, unterrichtet und wohlredend, umfassenden, hellen Geistes, entschlossenen und philosophischen Karakters."

In anderer Weise ließ sich Gregoire vernehmen, der in einer vielgelesenen Schrift folgende Beherzigungen vortrug:

„Die Konstitution, die man eben entworfen hat, ist von dem Volke noch nicht genehmigt, und also noch kein Heiligthum, das müßte unangetastet bleiben. Als Bürger übe ich das Recht, das ich durch die Senatorwürde nicht verlieren kann, und trage meine Bemerkungen über diesen Gegenstand vor. Voreilige Stimmen haben schon jede Konstitution für überflüssig erklärt, und Alles auf die Rückkehr eines rechtmäßigen Herrn hingewiesen; eines Herrn! unwürdiger Ausdruck für Knechte! eines rechtmäßigen Herrn! als wenn im Staate noch Anderes rechtmäßig sein könnte, als was aus dem Volkswillen hervorgeht; als wenn die Völker Heerden wären, die blos zur Lust ihrer Hüter da sind! Zu lange schon haben Dummheit und Laster die Herrschaft über die Völker geführt; die guten Fürsten sind die seltneren; die Staatsverfassung muß die Nachtheile der häufigern schlechten ausgleichen; unter jeder Regierungsform soll das Gesetz herrschen, und die Freiheit der Bürger desselben bilden und sichern. Ich zwar, als Republikaner von Geist und Herzen, darf mir erlauben, die Monarchie nicht für die bestmögliche Regierungsform zu halten, und die Bundesverfassung der Schweiz und der vereinigten Staaten in Nordamerika für andere Länder gleichfalls anwendbar zu finden; aber ein guter Bürger soll eingedenk sein, daß Solon den Athenern nicht die an sich besten, sondern die für die Umstände angemessensten Gesetze gab. Um die übereilte Annahme einer Verfassungsurkunde zu verhüten, und den

Digitized by Google

gefürchteten Nachtheilen eines Aufschubs zu begegnen, hatte ich in vorläufigen Berathungen den Vorschlag gemacht, zu erklären, daß Frankreich aus seinem alten Fürstenhause ein Oberhaupt erwählen würde, dem die Konstitution, sobald sie erwogen und ausgearbeitet wäre, vorgelegt werden sollte. Aber dieser Vorschlag wurde nicht berücksichtigt, man sah die Schrecken des Bürgerkriegs drohen, die Macht der fremden Heere den Entschluß drängen, und folgte den Antrieben des Augenblicks; die Mitglieder des Senats eilten dem vorgelegten Entwurf beizupflichten, ihn zu unterzeichnen; ich unterzeichnete mit, weil der Beschluß der Versammlung auch der meinige werden mußte, und mir Gehorsam, wenn auch nicht Billigung, auferlegte. Aber wie durfte im Moniteur gesagt werden, der Entwurf sei einstimmig angenommen worden, da dem ganzen Senat bekannt war, daß wenigstens Ein Mitglied in Betreff mehrerer Artikel sich entschieden dagegen erklärt hatte?“

„Der Ausdruck Oberherrschaft, lange mißverstanden und unrichtig angewandt, kann nur von dem Volke gelten; denn ein Volk kann niemanden angehören, als sich selber. Die Rechtsquelle aller Macht liegt in ihm, ist ein wesentlicher, unveräusserlicher Theil von ihm; woher könnte sie das Eigenthum eines einzelnen Menschen, oder einer Familie sein? Sie kann durch Auftrag übergehen auf die Beamten des Staats, aber Auftrag schließt Verantwortlichkeit ein, und alle Beamte des Volks, Könige, Fürsten, Senatoren, Richter u. s. w. sind daher verantwortlich und absetzbar. Wenn aus Rücksichten für das Gemeinwohl der Herrscher für unverletzlich erklärt werden muß, so lastet die Verantwortlichkeit dafür ganz auf seinen Ministern und die Ausnahme selbst bestätigt die Regel, und das Volk, eben so unverletzlich, findet irgendwo seine Bürgschaft. Warum nimmt die neue Konstitution diesen Grundsatz nicht auf, diesen ersten Grundsatz aller Freiheit? Warum verschmäht sie hierin das erfahrungsreiche Beispiel Englands, Spaniens, und unserer früheren Konstitutionen?“

„Die Herstellung des Königthums mußte darauf hinführen, über die Regentschaften, die Minderjährigkeit, die Erziehung des Thronerben, über die Eidesleistung desselben zu bestimmen; warum ist alles dieses gar nicht erwähnt? Warum nicht bestimmt, daß der Herrscher kein Stück des Landesgebiets veräussern, dessen Eintheilung nicht abändern, sich nicht aus dem Königreich entfernen, und sich ohne Einwilligung des Volks nicht verheirathen darf? Warum ist zweifelhaft gelassen, ob er unbedingt über die Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande verfügen, sie vermehren und gebrauchen, Krieg und Frieden machen kann, oder ob dazu die Bestätigung des Senats und der gesetzgebenden Gewalt nöthig ist?“

„Es ist nicht hinlänglich, daß die Steuern und Auflagen solcher Bestätigung bedürfen, und also die Mittel, ohne welche jene Dinge nicht auszuführen sind, dem Volke und seinen Vertretern vorbehalten bleiben; der Grundsatz muß dastehen, nicht ein zufälliges Hinderniß, daß die Macht nicht mißbraucht werde; zufällig ist dieses Hinderniß, weil auswärtige Hilfsgelder schon gleich darüber hinweg führen. Eben so müßte der Unterhalt des königlichen Hauses

Digitized by Google

bestimmt sein, und gleich beim Anfange einer Regierung für die ganze Dauer derselben, um alle Ränke zu deren jährlicher Vergrößerung für immer abzuschneiden."

„Der wahre Adel kann nur im persönlichen Verdienst bestehen, der Mensch ist der Sohn seiner Thaten. Das Vorurtheil wird trotz aller Gegenwehr eitlen Uebermuths sich verlieren, und einst nur noch in den Jahrbüchern der menschlichen Verirrungen zu finden sein. Was soll der erbliche Adel, die erbliche Senatorwürde? Sollten nicht, statt dem Könige allein die Ernennung zu letzterer anheimzustellen, alle Zweige der gesetzgebenden Macht dazu mitwirken? Dann wäre der Erwählte wirklich ein Vertreter des Volks; so ist er es nur seiner selbst, und seiner Familie, wie schon ein Anderer vor mir gesagt hat. Hundertmal, wenn von Erneuerung der gesetzgebenden Versammlung die Rede war, habe ich die ängstliche Vorsorge gesehen, daß nicht dieselben Leute in den Stellen blieben, und jetzt errichtet man zweihundert erbliche Senatorstellen! Was die Zusammensetzung des ganzen Körpers, der augenscheinlich einer Erneuerung bedürfte, was die Vermögensausstattung der Mitglieder betrifft, so überlasse ich Andern, ihre Einwendungen dagegen zu thun."

„Die gesetzgebende Versammlung, deren Benennung nicht ganz richtig mehr ist, sollte nicht so weit von der ausübenden Macht abhängen, daß sie von dieser aufgelöst werden kann, und das Volk dieselben Mitglieder nicht wieder wählen darf. Auch sollte festgesetzt sein, daß kein Volksvertreter, die Senatoren mit einbegriffen, während ihrer Berufszeit für irgend jemand eine Anstellung bei der Regierung erbitten oder sonst nachsuchen dürfe."

„Das Gesetz bedarf zu seiner Gültigkeit der Bestätigung des Königs: aber kann diese bedingt oder unbedingt verweigert werden, und ist diese Verweigerung bei wiederholter Anregung desselben Gegenstandes immer aufs neue gültig? Die Konstitution schweigt über die Art der Kundmachung der Gesetze. Nach den Worten von Gottes Gnaden muß hinzugesetzt werden: und durch die Konstitution; dies letztere wegzulassen, wäre eine Beleidigung gegen das Volk."

„Wie so setzte man nicht sogleich fest, daß niemand verhaftet, eingekerkert und vor Gericht gezogen werden könne, als in Kraft des Gesetzes; daß binnen vierundzwanzig Stunden vom Augenblicke der Verhaftung ein Verhör Statt finden müsse, und nur die gesetzmäßige Behörde zu richten befugt sei? Die Habeas-Korpusakte der Engländer lag nahe genug. Die Unverletzlichkeit der Briefe, die des Hauses, eines jeden Bürgers, gehörten ebenfalls hieher."

„Die Preßfreiheit ist durch die Konstitution ausgesprochen; das ist gut, und entspricht dem allgemeinen Verlangen. Aber, Senatoren, heute verkündigt ihr die Preßfreiheit, und morgen führt ihr die Zensur ein? Ich weiß, durch welche Scheingründe man diese Maasregel beschönigt; aber kein einziger besteht die Prüfung; den Mißbrauch mag man bestrafen, aber nie darf man ihn durch Aufhebung des Gebrauchs verhindern."

„Der letzte Artikel der Konstitution sagt, sie solle dem Volke zur Annahme vorgelegt werden; aber nichtsdestoweniger soll der zum Thron berufene Fürst zum Könige der Franzosen ausgerufen

Digitized by Google

werden, ſobald nur er die Konſtitution unterzeichnet und beſchworen hat? Iſt das Volk dabei nur um der Form willen und aus Höflichkeit? Und wenn nun ſeine Stimme euer Werk verwürfe, wie es denn unläugbar das Recht dazu hat, in welcher Verlegenheit würdet ihr ſein? Ich will nicht Zweifel erheben über das, was geſchehen wird, von den Grundſätzen aber darf man nicht ablaſſen."

„Der Senat hat in ſeinem Entwurfe noch vieles andere verſäumt, was die Gunſt der öffentlichen Meinung erwerben könnte; er beſitzt dieſelbe jetzt keineswegs; die Urſachen ſind in der Vergangenheit, wo die Mehrheit, aber nicht die Geſammtheit deſſelben die verderblichen Unternehmungen der Obergewalt durch nachgiebige Beſchlüſſe gefördert hat; aber dies trifft nicht den Senat allein, dies trifft leider ganz Frankreich; der bürgerliche Muth ſchien verloren, während der kriegeriſche auf dem Gipfel ſtand. Ich bin weit entfernt, dem Senat Alles zuzurechnen, was ihm die allgemeine Meinung zum Theil mit größtem Unrecht vorwirft; er hat in dieſen letzten Tagen entſcheidende Verdienſte um Frankreich erworben, er kann noch größere erwerben, wenn er die öffentliche Stimme hören will. In Frankreich haben die unwandelbaren Begriffe der Rechte des Volks, trotz aller Gegenſtrebungen, Wurzel gefaßt; der Gang der ſtaatsbildenden Kunſt iſt in beiden Welten beſchleunigt fortgeſchritten, und der menſchliche Geiſt in ſeiner Freiheit aufgetreten. Dies darf man nicht verkennen, wenn man das Heil der Völker berathen will, dies glaubt' ich mich befugt, mit gleicher Freimüthigkeit auszuſprechen, mit der ich früher unter ſchwierigern Verhältniſſen gegen die Schöpfung eines neuen Adels, gegen das Kaiſerthum, gegen die Anmaßungen in Betreff der römiſchen Staaten, gegen die Willkühr aller Art geſprochen habe."

Zu dieſen reifen Bemerkungen des würdigen Mannes, den Bergaſſe und Andere dieſer Art mit ſchwachem Talente vergebens zum Beſten der Royaliſten beſtreiten wollten, kamen heftigere Ausbrüche von andern Schriftſtellern, die ihre Angriffe unmittelbar auf die Gegner richteten.

„Was heißt denn die Rechtmäßigkeit des Herrſchers? Welchen Begriff ſoll man mit dieſem gleich anfangs ſo ſchlau hingeworfenen Worte verbinden? Heißt es, der König ſei an und für ſich, als Erbe Ludwigs XVII., König von Frankreich, und ſei es immer, ohne Unterbrechung, durch alle unſere Zuſtände hindurch, geweſen? Wenn der Wunſch eines ganzen Volkes ihn beruft, warum ſein Recht, ſtatt auf dieſe ſichere Grundlage, lieber auf einen zweifelhaften beſtrittenen Anſpruch gründen? Dies heißt ohne Noth die Vernunft und das Herz der Franzoſen beleidigen, und allen Denkweiſen Gewalt anthun, um das königliche Anſehen doch nur ſchlecht zu begründen! Zu welchen Vorausſetzungen ſieht man ſich genöthigt, um Ludwig aus blos perſönlichem alten Rechte, ohne die Beiſtimmung des Volks, ohne die Kraft der Konſtitutionen, als rechtmäßigen König anzuſehen! Man muß annehmen, daß der Sohn Ludwigs XVI. im Kerker regiert habe und als König geſtorben ſei; daß ſeit dieſer Zeit in Frankreich nichts Geſetzliches geſchehen ſei, daß das Volk nie einen andern Willen ausgeſprochen habe, als den

Digitized by Google

im Jahre 1791 unter Beipflichtung des Königs offenbarten Willen; daß es im Jahre VIII die Regierung der Konsuln und darauf die des Kaisers verworfen habe, obwohl Millionen von Unterschriften das Gegentheil beweisen, obwohl das Volk unausgesetzt seine Abgeordneten zu der gesetzgebenden Versammlung abgeschickt hat, und nie zu irgend einer Zeit die Herrschaft der Bourbons so gesetzmäßig dagestanden hat, obwohl alle Mächte Europens mit Bonaparte Verträge abgeschlossen, der Kaiser von Oesterreich ihn zum Eidam genommen, und viele andere Fürsten in seine Verwandtschaft getreten sind; man muß folglich sagen, daß alles unter den Regierungen Geschehene null und nichtig ist; daß die Gesetze blos willkührliche Gewalt waren; daß also jede gerichtliche Entscheidung ungiltig, jedes Todesurtheil ein Mord, jede Scheidung ein doppelter Ehebruch war; daß es in Frankreich seit fünfzehn Jahren nur Beischläferinnen statt Eheweiber gab, und nur Bastarde erzeugt wurden; man muß annehmen, daß so viele edle und tapfere Vaterlandsvertheidiger nur elende Aufrührer und Räuber, so viele rechtschaffene Obrigkeiten und Beamte nur freiwillige Diener der Ungerechtigkeit waren, und das ganze Volk sich in zügelloser Wildheit ohne Staat befand; ja es kömmt an den Tag, daß die Mächte Europens die Feigheit hatten, mit einem Parteihaupt zu unterhandeln, und der Nachfolger der Cäsaren seine erhabene Tochter einem verheiratheten Abentheurer zur Gemalin gegeben! Dahin gelangt man durch die Behauptung, daß Ludwig Stanislaus Xavier mit vollem Reichte Erbe des letzten Dauphins sei."

Dergleichen Erörterungen leuchteten der Mehrheit der Franzosen vollkommen ein; die Sache selbst, wie sie in der Reihe des Geschehenen dastand, sprach zu deutlich, als daß die eingebildeten Redensarten einer kleiner Anzahl rückkehrender Ausgewanderten die Kraft der Wirklichkeit schwächen konnten, so sehr sie auch im Allgemeinen die Vorstellungen des vornehmen großen Haufens verwirrten. Die Redensarten der Emigranten fanden am meisten Eingang bei den Fremden, wo sie es am meisten gesollt hätten. Die Engländer müßten ihre ganze bestehende Ordnung umwerfen, ihren König absetzen, und sein ganzes Haus verbannen, wenn der Staat als Eigenthum einer Familie nur in erblicher Nachfolge rechtmäßig beherrscht würde. Unsern deutschen Vorstellungen ist der Begriff einer auf solche Grundlage zurückgeführten Rechtmäßigkeit vollends fremd. In unserer ganzen Geschichte zeigt sich beständig das Recht des Fürsten an Verfassung und Verträge geknüpft; die oberste Gewalt war zusammengesetzt aus Kaiser und Reich; und wie jeder deutsche Reichsgraf zum Kaiser erwählt werden konnte, so konnte auch der Kaiser von den Fürsten abgesetzt werden, und die rechtmäßige Gewalt jedes dieser letztern hinwiederum nur auf gesetzliche Bedingungen gegründet sein. Doch ist in den letzten Zeiten die eigentliche Kunde der allgemeinen vaterländischen Angelegenheit in den Deutschen sehr zurückgetreten, und nur dadurch erklärlich, wie die Einflüsterungen einer unhaltbaren Tagesmeinung bei uns nicht stärkere Schwierigkeit fanden.

Digitized by Google

Während solche Streitfragen die Weitersehenden beschäftigten, wandten sich die unentschiedenen Zustände der Gegenwart nach und nach günstig für die Bourbons, die wenigstens das fürs erste nächste Ergreifbare schienen, um aus den Uebeln der bürgerlichen Zerrüttung und besonders auch aus dem Drucke fremder Kriegsheere herauszukommen. Die weiße Kokarde, als Schutz- und Versöhnungszeichen geltend, zeigte sich immer häufiger neben der dreifarbigen, die endlich von ihr verdrängt wurde, indem die Nationalgarde und die öffentlichen Beamten sogar den Befehl erhielten, die weiße Kokarde aufzustecken, obwohl die Uniform der erstern noch aus den Farben roth, blau und weiß, fortbestand. Oeffentliche Erklärungen und Zustimmungen zu den Beschlüssen des Senats und der provisorischen Regierung liefen von mehreren Orten ein, und das Beispiel förderte rasch die Beispiele. Die Städte Dijon, Autun, Reims, Evreux, Langres, Dünkirchen, Dieppe, sodann Nantes, Orleans, Poitiers, später Lyon, Marseille und Nismes erklärten sich für den König. In manchen Landschaften brach der Haß gegen Napoleon heftig aus, in andern wurde er durch das Mißtrauen gegen die Bourbons aufgewogen, hin und wieder entstanden Unruhen. Die Festungen, von zahlreichen Truppen unter entschlossenen Anführern besetzt, ließen große Schwierigkeiten befürchten, folgten aber leichter als man erwartet hatte, dem allgemeinen Beispiel. Mainz, Metz, Lille, Straßburg pflanzten die weiße Fahne auf. General Carnot, der in Antwerpen befehligte, wollte sich auch diesmal der Bahn der Gesammtheit nicht entziehen, und fügte sich der neuen Veränderung. Die Marschälle Berthier, Jourdan, Augereau, Suchet und Soult, letzterer nicht ohne noch die Waffen unglücklich gegen Wellington versucht zu haben, der General Grenier als Befehlshaber des noch ansehnlichen Heeres in Italien, kündigten den Truppen, an deren Spitze sie standen, das Vorgegangene an, und forderten sie zu Treue und Gehorsam gegen die neue Regierung auf. Der Marschall Davoust in Hamburg mußte sich nach einigem Zögern am Ende dasselbe zu thun bewogen sehen. Ganze Abtheilungen von Truppen gingen auseinander und in ihre Heimath.

Am 12. April hielt der Graf Artois, Bruder des Königs und Statthalter des Königreichs seinen Einzug in Paris. Schon Tags vorher hatte sich einiger Zudrang aus der Hauptstadt bei ihm eingefunden. Er sprach mit Zuversicht zu den Umstehenden, und indem er auf seine weiße Kokarde am Hute zeigte, sagte er, der Kaiser von Oestreich habe sie ihm zugeschickt, nicht ohne Absicht sein persönliches Erscheinen mit dem äusseren Machtansehen eines solchen Einverständnisses verknüpfend. Der Prinz war ohne Gefolge und Bedeckung, bis eine Abtheilung der Pariser Nationalgarde ihn einzuholen kam. Nach den ersten Worten, die er zu dieser gesprochen, ließ er weißes Band herbeibringen, schnitt es in Stücke und band eines davon in sein Knopfloch, und forderte die Grenadiere auf, seinem Beispiel zu folgen, wie auch geschah; dies war der Ursprung des Lilienordens, den alle Menschen nach Gutdünken anlegten, und der, trotz der nachherigen Bemühung, ihn zu beschränken und zu heben, der ausgebreitetste aller Orden und ohne Werth blieb. Nahe vor den Barrieren kamen dem Prinzen einige Marschälle entgegen, worunter

Digitized by Google

Ney und Kellermann. Bei den Barrieren selbst empfingen ihn die Mitglieder der provisorischen Regierung, unter welchen der Fürst Talleyrand das Wort führte, und die städtischen Behörden. Nachdem er die Kirche besucht hatte, bezog er die Tuillerien, auf deren Dache von nun an die weiße Fahne wehte. Der Zulauf war, wie bei solchen Gelegenheiten immer, sehr groß, die Freudenbezeugung laut genug, aber keineswegs allgemein.

Die provisorische Regierung, ohne sittliche Haltung, und den Anmuthungen des Tages augenblicklich nachgebend, übergab durch einen Beschluß vom 14. April dem Grafen von Artois unter dem Namen eines Statthalters des Königreichs die Regierung bis zur Ankunft Ludwigs des Achtzehnten, und erklärte sich ihrer bisherigen Amtsverrichtungen erledigt. Dieser Beschluß wurde dem Prinzen durch den gesammten Senat überreicht, wobei der Fürst Talleyrand die Anrede hielt. Der Prinz erwiederte in seiner Antwort dem Senat, daß er von dem Konstitutions-Entwurf Kenntniß genommen, von dem Könige aber noch keine Vollmacht zu deren Annahme erhalten habe, doch kenne er die Gesinnungen und Grundsätze des Königs hinlänglich, um versichern zu können, daß der König mit allen Hauptpunkten einverstanden sei.

Eine der ersten Maßregel des Prinzen bestand darin, daß er in alle Provinzen des Königreichs besondere Abgeordnete mit den ausgedehntesten Vollmachten sandte, welche über die Handlungen der Behörden wachen und den Geist der Einwohner bearbeiten sollten. Es versteht sich, daß hierzu beinahe nur Altadliche gewählt wurden, von deren Händen ein solches Vertrauen aber sicherer bewahrt, als geschickt angewendet war. Bevor sie abreisten, richtete der Prinz einige Worte an sie, deren Inhalt versöhnend für die Vergangenheit klang, aber die Mißtrauischen doch nicht beruhigte.

Inzwischen war auch der Kaiser von Oesterreich am 15. April in Paris eingetroffen, und die verbündeten Mächte berathschlagten nunmehr ernstlicher über die Art und Weise, wie ein dauerhafter Friede zu schließen sei. Am 23. April wurde von ihnen mit dem Grafen Artois eine vorläufige Uebereinkunft abgeschlossen, zufolge deren alle Feindseligkeiten eingestellt, und die Gränzen Frankreichs auf den Umfang, den das Königreich vor der Revolution gehabt, beschränkt wurden. Für die ausführlichen Verhandlungen erwartete man die Ankunft Ludwig des Achtzehnten.

Die Franzosen sahen mit gespannter Neugier auf das Benehmen des Grafen Artois und der Royalisten, die mit ihm waren. Die Bourbons waren der Nation wirklich fremd geworden, man wußte ganz und gar nichts mehr von ihnen, und mußte sie erst kennen lernen. Viele fragten ganz unbefangen, wer die Herzogin von Angouleme sei, und suchten sich über die Art, wie die Glieder der königlichen Familie zusammenhingen, zu unterrichten. Dieses Unbekanntsein und diese Fremdheit hatte für die Bourbons wenigstens den Vortheil, daß man, wenn nicht für sie, doch auch nicht gegen sie eingenommen war, und daß sie abgeschnitten von Allem, was sie ehmals verhaßt gemacht hatte, ihr Betragen gleichsam von vorne anfangen und klüger einrichten konnten. Daß man nicht große Geistesfähigkeit von ihnen erwartete, gereichte ihnen

Digitized by Google

nicht gerade zum Nachtheil, viel mehr als jene, ſuchte man ihre Geſinnungen zu erforſchen. Dieſe wußten ſich nicht lange unentſchieden zu erhalten; der Graf Artois, der Neuheit ſeiner Aufgabe noch ungewohnt, und des Bodens, worauf er ſtand, unſicher, verſuchte zwar anfangs in einem günſtigen Tone zu ſprechen, und tröſtliche Ausſichten zu eröffnen, allein die Klügern wollten bald gemerkt haben, daß dies mehr aus dem Gefühl der Nothwendigkeit, ſich in die Zeit zu ſchicken, und nur erſt Feſtigkeit zu gewinnen, herrühre, als aus der Ueberzeugung des Beſſern. Die Begünſtigung der Altadlichen, ihr anmaßendes Betragen, und ihre heftigeren Aeuſſerungen deuteten ſchon entſchieden die Richtung an, in welche die wiedereingeſetzten Bourbons unvermeidlich einlenken würden, und ließen die traurigen Folgen, die daraus entſtehen müßten, im Voraus befürchten. Die heimliche Uneinigkeit der königlichen Familie war auch auch ſchon inſofern ruchbar geworden, daß man erwartete, der König würde die Handlungen ſeines Bruders wenig gutheißen und in entgegengeſetzter Art verfahren. Das ungeheuere Lob, welches man dem Könige vorangehen ließ, und wodurch man den geiſtreichſten, kräftigſten und kundigſten Herrſcher, ja einen Weltweiſen und Gelehrten verkündigte, wirkte jedoch im Ganzen nicht günſtig für ihn, beſonders da ſeine eifrigſten Anfänger nach Maßgabe ſeines Näherkommens dieſes Lob nach und nach doch wieder etwas herabzuſtimmen nöthig fanden.

In England war die öffentliche Stimmung ungemein rege geworden, und hatte den ganzen Rauſch der unerwarteten Glückserfolge, (da Wellington und die Anderen, die man als unmittelbare Urheber derſelben anſehen konnte, entfernt, und die Miniſter nicht beliebt waren) auf den bisher ganz unbeachteten König von Frankreich geworfen, der am 20. April mit großem Gepränge ſeinen öffentlichen Einzug in London hielt. Das Volk war außer ſich und ſchwelgte im Taumel der Freude, niemand durfte in London ohne die weiße Kokarde erſcheinen. Der Einzug in Paris konnte dieſen in keinem Fall überbieten; er blieb um Vieles hinter ihm zurück. Am 23. ſchiffte Ludwig ſich zu Dover auf der Yacht Royal Sovereing ein. Die engliſche Regierung hatte Alles mit auſſerordentlicher Pracht und Glanz dazu vorbereitet, der Herzog von Clarence, Admiral, begleitete die Fahrt auf der Fregatte Jaſon. Ein ungeheueres Freudengeſchrei erfüllte die Lüfte im Augenblick der Abfahrt, das Geſchütz der Schiffe und das vom Lande wechſelte ſeine Grüße. Was das fremde Land an Freudenbezeugungen gaſtfreundlich darbot, konnte im Voraus ein trauriger Erſatz für das dünken, was das eigene hierin würde fehlen laſſen.

Am 25. April landete der König in Calais, mit ihm ſtieg die Herzogin von Angouleme ans Land. Eine Menge Volkes war am Ufer verſammelt, und bewillkommte den König noch freudig genug, um den Abſtand von den engliſchen Begrüßungen nicht gleich empfinden zu laſſen. Auf der Reiſe zur Hauptſtadt, die er am folgenden Tage antrat, über Boulogne, Montreuil, Abbeville, Amiens und Compiegne, war der Empfang ebenfalls noch ziemlich gut, doch ſchon lauer; Neugierde und ungewiſſe Spannung über die Art, wie ſich die neuen Ankömmlinge benehmen würden, waren die vorherrſchende Stimmung des überall zuſammengeſtrömten Volkes.

Digitized by Google

Die Worte Lally-Tolendals: „Endlich iſt der Bruder Ludwigs XVI., der Enkel Heinrichs IV. und des Heiligen Ludwigs, der Erbe ihrer Rechte und ihrer Herzen, auf dem Boden ſeiner Vorfahren zurück! Ludwig XVIII. nähert ſich ſeiner Hauptſtadt mitten durch die Völker der Städte und Dörfer, deren Wogen ihn umgeben; die auf jedem ſeiner Schritte ihm die Huldigung ihrer Ehrfurcht und Liebe darbringen wollen; die in jedem ſeiner Blicke einen Strahl von Troſt und Hoffnung finden; die ihm ſchon die Sicherheit ihrer Güter, ihres Kunſtfleißes, ihrer Perſonen, ihrer Kinder, ihrer Gedanken, ihres Schlafes verdanken", ſchildern im hohen Schwunge, wie es hätte im Allgemeinen ſein können, und wie es gewiß nur bei wenigen geweſen iſt.

Im Schloß von Compiegne kam er am 29. April an. Die Marſchälle von Frankreich und mehrere Generale hatten ihn eingeholt. Als er in ſein Zimmer gelangt war, redete er zuerſt die Marſchälle und Generale an: „Meine Herren, ſagte er, ich bin glücklich, mich in Ihrer Mitte zu finden," er wiederholte mit Nachdruck: „glücklich und ſtolz." Man ſchien gerührt. „So groß, ſagt Beauchamp, war ſchon die Stärke des rechtmäßigen Herrſchers, und dieſer mit dem Namen König verknüpfte Zauber! Allein kommt er aus der Verbannung zurück, von allem entblößt, ohne Gefolge, ohne Leibwache, ohne Reichthümer, nichts hat er zu geben, kaum etwas zu verſprechen; er ſteigt aus dem Wagen, geſtützt auf die Tochter des Heiligen Ludwig; er zeigt ſich den Feldherrn, die ihn nie geſehen, den Grenadieren, die kaum ſeinen Namen wiſſen; aber es iſt der König: Alles fällt zu ſeinen Füßen, das Heer, die Großen, das Volk." In dieſen Worten, verglichen mit dem, was nachher geſchehen iſt, liegt ſchon ein großer Aufſchluß.

Von Compiegne zog Ludwig XVIII. weiter nach dem Schloſſe von S. Ouen, in der Nähe von Paris, wo er die Abgeordneten der oberſten Staatsbehörden, die Marſchälle und Generale, die Staatsräthe und Miniſter u. ſ. w. vorließ. Der Groß-Zeremonienmeiſter von Frankreich, Marquis von Dreux-Brézé, führte den Senat ein, an deſſen Spitze der Fürſt Talleyrand dem Könige eine Anrede hielt, worin er zwar noch nicht alle Ausdrücke, die auf eine freiſinnige Erwartung hindeuten, wegließ, aber im Ganzen doch unbedingt ſchon eine traurige Probe der Sprache gab, wie man dem Hofe gefällig in Zukunft würde ſprechen müſſen. Der König erwiederte nur, daß er den Ausdruck dieſer Geſinnungen günſtig aufnehme.

Don Auguſtin, der Trappiſten-Abt, und Marſchall Ney.

(Ein kleines Bruchſtück zur Geſchichte der Trappiſten in der Schweiz.)

Im Jahre 1803, bei Eröffnung der erſten Tagſatzung, befand ſich der Oberfeldherr Ney, als bevollmächtigter Miniſter der fränkiſchen Republik bei der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft, zu Freiburg, wo er auch zugleich ſein Hauptquartier hatte, das aber nur aus einer Kompagnie Grenadiere und einem ſchönen Muſikchor beſtand.

Digitized by Google

Einer der fränkiſchen Krieger lief davon und flüchtete ſich nach der Val-Sainte, wo vormals die Trappiſten hauſeten. Ney erhielt davon Kunde, und beſchied den Trappiſten-Abt, Don Auguſtin de l'Eſtrange, vor ſich. Er erſchien. Ein Augenzeuge erzählt davon folgendes Geſpräch:

Ney. Wie, Abt, Sie erfrechen ſich, franzöſiſche Soldaten, die von ihrer Fahne entwichen, in ihr Kloſter aufzunehmen? Auf der Stelle müſſen Sie mir den Flüchtling ausliefern, wenn Sie nicht Unannehmlichkeit wollen. Nehmen Sie ſich in Acht!

Don Auguſtin. (Mit heiterm Geſichte, im Ton eines feinen gewandten Hofmannes, ganz gelaſſen.) General, darf ich ſprechen?

Ney. Sprechen Sie.

Der Abt. General! Sie werden es nicht übel aufnehmen, wenn ich ſo frei bin, Ihnen mit aller Ehrfurcht zu bemerken, daß ich nicht dem Botſchafter Frankreichs bei der Eidsgenoſſenſchaft über meine Handlungen Rede zu ſtehen verpflichtet bin, ſondern allein der Regierung, die mich und die Meinigen gaſtfreundlich duldet.

Ney. (Aufbrauſend.) Frecher, Sie wollen ſpotten! meine Befehle verachten? — Ihr Vergehen beſchönigen! — Ich werde Sie aus meinem Hauſe werfen laſſen!

Der Abt. (Noch kälter als vorher, aber mit einem tiefen Bücklinge.) In dieſem Falle gehe ich, um Ihnen die Schande zu erſparen.

Und er ging.

Zehn Tage hernach befand ſich Ney Nachmittags beim Landammann von Affry. Ein franzöſiſcher Kurier hielt vor des Generals Wohnung. Man brachte ihm Depeſchen. Sie kamen von Bonaparte. Ney hat den Landamman von Affry, ſie in ſeiner Gegenwart leſen zu dürfen. Kaum hatte er ſie flüchtig durchblättert, ſo lachte er aus vollem Halſe.

„General, ſagte Hr. von Affry, Sie müſſen fröhliche Botſchaft von Paris erhalten haben?“

„Ja, denken Sie, erwiederte Ney, Sie wiſſen, letzthin habe ich dem Pfaffen in der Val-Sainte tüchtig den Kopf gewaſchen, weil er mir einen Grenadier verführt. Jetzt bekomme ich dafür vom erſten Konſul einen derben Verweis, der Teufel mag daraus klug werden!“

Wie man nachher erfuhr, war damals Don Auguſtin bei Bonaparte ſehr gut angeſchrieben, bei dem er freien Zutritt hatte, weil er ſich deſſelben in England und im Norden als Spion bediente; der Abt blieb ihm aber nicht treu, wie es ſpäter ſchien; und arbeitete für die Bourboniden.

S. Kuentin.

Digitized by Google

Die Ligorianer.

Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

Kurze Geschichte dieses neuen Mönchsordens. — Die gesellschaftlichen Einrichtungen und Gesetze desselben. — Wie die ersten Ligorianer in dem schweizerischen Kanton Freiburg erscheinen und festen Fuß fassen. — Verhandlungen darüber im gesetzgebenden Rathe des Freistaates. — Gesetzliche Aufnahme der Ligorianer, und darüber festgestellte Bedingungen.

Der römische Hof, um den Einfluß seiner Herrschaft auf fremde Staaten zu unterstützen, bediente sich dazu von jeher besonders drei wichtiger Hülfsmittel, nämlich der Nuntiaturen, der Verminderung der bischöflichen Rechte, und der Mönchsorden.

Es ist der Staatsklugheit der römischen Kurie keineswegs zu verargen, wenn sie fortfährt, diese Mittel in Bewegung zu setzen, welche ihr in früheren Zeiten so wesentliche Vortheile verschafften; und um so mehr, da bei dem Kampf von Bildung und Einsicht gegen Mißbrauch und Geistesbeschränktheit unter den Völkern, die Vorgesetzten oder Staatsführer häufig den Wünschen Roms entgegenkommen, während umgekehrt die Völker Abneigung gegen Italiens Einfluß zeigen.

Mönchsorden, zumal neugestiftete, zeigten, wie wir aus der Geschichte wissen, für die Sache des päpstlichen Stuhles immerdar den lebhaftesten Eifer, weil sie losgerissen von der bürgerlichen Gesellschaft, kein Vaterland kannten, als ihr Kloster, keinen Fürsten über sich, als den Beherrscher des Kirchenstaates. Man muß sich mit Recht wundern, daß in diesen Zeiten noch kein neuer Mönchsorden gestiftet ist; denn der Eifer der ältern ist entweder erloschen, oder durch die Verhältnisse des Zeitalters sehr gelähmt. Der aus dem Norden Rußlands wieder hervorgerufene Orden des heil. Loyola hat ein kränkelndes Ansehen; Glauben und Vertrauen durch frühere Sünden auf immer verloren, und taugt offenbar dem Wesen des Zeitalters nicht mehr.

Man hat die Ligorianer seit einiger Zeit, als Surrogat der Jesuiten, ansehen wollen. Sie sind bis jetzt wenig bekannt. In München sollen sie einmal Versuche gemacht haben, weil Baiern lange Zeit in Italien, als das deutsche Paradies der Mönche im Rufe stand. Ihr Vorsteher hieß Vaccanari; ihr Treiben aber war von keiner Dauer und sehr eitel. Sie blieben auf ihr Vaterland Italien beschränkt; in Deutschland kaum bekannt.

Digitized by Google

Da man in Italien aber die Schweiz als Brücke zwischen Italien und Deutschland betrachtet, versuchte man es mit den Ligorianern auch hier, nachdem es mit Ansiedlung der Jesuiten, durch die Einsicht und Kraft des großen Rathes der Republik Solothurn, mißlungen war. Die Ligorianer haben sich in Jnstätten, bei Rheinau, einem Kloster des Kantons Zürich aufgehalten. Ihre dortige Haushaltung aber im Kloster Tabor erwarb ihnen wenig Gönner.

Glücklicher waren sie im eidsgenössischen Freistaat Freiburg, wo der große Rath der Republik ihnen im Jänner des Jahres 1818 eine Niederlassung im ehemaligen Gotteshaus der Val-Sainte bewilligt hat.

Ehe wir die Geschichte ihrer Ankunft und die Bedingungen ihrer Niederlassung zu Freiburg im Uechtland erzählen, wollen wir noch einen Blick auf Entstehung des Ordens und auf seine Regeln werfen, die freilich noch keine privata monita societatis Jesu sind.

Neapel war die Wiege dieses Ordens der Kongregation des allerheiligsten Erlösers. — Alfonso de Liguori stiftete ihn im Jahre 1732 und gesellte sich zu diesem Ende einige Priester bei, die gleichfalls Neapolitaner waren, wie er.

Die Gesellschaft des Alfonso de Liguori machte in einem Lande und zu einer Zeit wenig Aufsehens, wo man der Orden ähnlicher Art zum Ueberfluß hatte. Nun aber die neue Gesellschaft doch für andere Gegenden, zumal für das wiedergeborene Frankreich, oder doch für das katholische Deutschland und Helvetien bedeutsamer werden konnte, nahm Papst Pius VII. darauf Bedacht, ihr mehr Glanz und Würde zu verleihen. Daher versetzte er den Alfonso de Liguori im Jahr 1816 unter die Heiligen des Himmels.

Alfonso, schon zur Zeit seines Lebens, zum Haupt und beständigen Vorsteher der aufkeimenden Gesellschaft erwählt, hatte ihr Statuten gegeben, welche vom Papst Benedikt XIV. im Jahre 1749 gutgeheißen, und nachher durch die Dekrete der Generalkapitel (capitulorum generalium) weitläufig auseinander gesetzt oder verändert wurden, wie es aus dem kleinen Buch zu ersehen ist, das den Titel führt: „Constitutiones et regulae Congregationis presbyterorum sub invocatione sanctissimi Redemptoris approbata a Sanctissimo D. N. Papa Benedicto XIV. Editio secunda. Romae 1751 per Archangelum Casaletti. Cum licentia superiorum. 16.“

Im Anfang dieser Constitutiones wird der Zweck des Ordens so angegeben:

„Da der Zweck des Jnstituts des heil. Erlösers kein anderer ist, als Weltgeistliche zu ver„einigen, welche mit einander leben, die Tugenden und Beispiele Jesu Christi, unsers Erlösers, „eifrig nachahmen und sich ganz widmen, des Wort Gottes den Armen zu ertheilen: so sollen „die Mitbrüder dieser Kongregation auf Befehl (auctoritate) des Ordinarii des Ortes, welchem sie „immer unterworfen sein werden, ihre Mühe vorzüglich anwenden, dem dürftigen Pöbel in den „Vorstädten ..... auf dem Lande, wo es ihm an geistliche Unterstützung gebricht, zu

Digitized by Google

„Hülfe zu kommen, durch Katechiſiren, geiſtliche Uebungen, und heilige Miſſionen.“ Seite 5. *)

Es wird aber noch beigefügt: daß die Wohnung der Kongregaten nach dem Gutdünken (judicio) des Ordinarius und des Vorſtehers, welcher Rector major congregationis genannt wird, zu wählen ſei.

Die Kongregation ſoll auf ihre Koſten die Miſſionen machen, und die Miſſionaren dürfen die (recognitionem expensum) Vergütung der Auslagen nur bis auf den Zeitpunkt annehmen, wo die Anſtalt hinreichende Einkünfte haben wird.

Die Kongregation und der Superior generalis ſollen trachten, junge Weltgeiſtliche in die Koſt zu nehmen, um ſie in den Humaniora, der Grammatik, Rhetorik, Philoſophie, Theologie und anderen Wiſſenſchaften et bonis disciplinis zu unterrichten. S. 6. 7.

Der Rector major, welchem die Leitung der ganzen Geſellſchaft zuſteht, beſtimmt nach ſeinem Willen diejenigen, die in Miſſion gehen ſollen. Damit die Mitbrüder der Kongregation nicht von ihrem Hauptzweck (die Belehrung des armen Volks) abgehalten werden, können ſie nicht öffentliche Verrichtungen übernehmen, nicht Seminarien, Frauenklöſter und Konſervatorien z. B. Waiſenanſtalten leiten, ſo wie auch ſich nicht der Seelſorge widmen, und während der Faſtenzeit anderswo als in ihren eignen Kirchen predigen. Das Generalkapitel hat jedoch erlaubt, geiſtliche Uebungen in den Frauenklöſtern zu halten, wofern die Mitglieder der Kongregation nicht die gewöhnlichen und beſtändigen Beichtväter dieſer Kloſter ſeien.

Der Gottesdienſt des Kirchſpiels ſoll die alltägliche Ausſtellung des heil. Sakraments, die Predigten, die Katechismen in den Ordenskirchen nicht verhindern.

Die Geiſtlichen oder Weltlichen, welche ſich in ein Haus des Ordens begeben, um fromme Uebungen vorzunehmen, können daſelbſt nur fünfzehn Tage bleiben, es ſei denn, daß die Umſtände einen längern Aufenthalt nothwendig machen.

Die Miſſionen ſollen nicht über ſechs Monate dauern.

Jedes Mitglied der Anſtalt ſoll titulo patrimonii als Prieſter geweiht werden. Sein Vermögen wird von den Vorſtehern zum Nutzen der Kongregation verwaltet, ſo wie auch Alles, was den Ordensgeiſtlichen gehören kann. Papſt Pius VI. hat jedoch erlaubt, daß ſie ad titulum praedictae congregationis geweiht ſein könnten.

Die Kongregation ſammelt niemals Almoſen (mendicatio.) In dringenden Bedürfniſſen wird der Superior einen Wohlthäter um Hilfe anſuchen können.

Die Ordensmitglieder behalten das Eigenthum ihrer Güter bei; ſie können dieſelben zu Gunſten ihrer Blutsverwandten oder der Kongregation, wenn die erſten nicht arm ſind, ver-

*) „Cum finis Instituti Sanctissimi Redemptoris nullus omnino sit, quam unire sacerdotes saeculares qui simul vivant, virtutes et exempla J. C. Redemptoris nostri imitari sedulo conentur, consecraturi se totos praedicatione verbi Dei pauperibus. Ideo confratres congregationis istius auctoritate ordinariorum loci quibus subjecti semper erunt, potissimam operam impendent in juvanda plebicula pampera per suburbana . . . . . per villas et rura habitante longiusque a spirituali auxiliorum remota ope catechesium spiritualium, exercitiorum et sacrarum missionum“ pag. 5.

Digitized by Google

äuſſern. Jedenfalls dürfen ſie nicht über ihr Eigenthum oder ihre Einkünfte zum Beſten ihrer Blutsverwandten verfügen, ohne vorher die Erlaubniß und Zuſtimmung des Superior generalis oder ſeines Vikars erhalten zu haben.

Die jährlichen Einkünfte des Hauſes ſollen nicht fünfzehnhundert Dukaten überſteigen, da eine ſolche Summe hinreichend iſt, um zwölf Prieſter und ſieben Laienbrüder zu unterhalten. Eine größere Anzahl von Perſonen wird in einem Haus nicht zugelaſſen, ausgenommen in demjenigen des Superior generalis, der Studien und des Noviziats.

Die Kongregaten ſind den Biſchöfen in allem dem unterworfen, was durch die Constitutiones nicht verboten, oder anders beſtimmt wird*).

Der Superior kann die Ungehorſamen zurückweiſen. Die Ligorianer haben ihren Obern ſo unbedingten Gehorſam zu leiſten, daß ſie keinen eigenen Willen mehr haben, ſondern dieſer ganz in der Hand ihrer Obern liegt.**)

Wenn der Superior jemand zurechtweiſen will, ſoll der Angeklagte den Verweis knieend erhalten, ohne ſich zu entſchuldigen oder zu vertheidigen. Mit der Zeit wird er es geheim thun können, jedoch ohne von der Züchtigung zu reden.

Die Kongregaten verpflichten ſich durch das Gelübde der Beharrlichkeit (perseverentiae) das Inſtitut nicht zu verlaſſen und von keinem andern, als von dem Papſt, oder dem Superior die Losſprechung von dieſer Verbindlichkeit zu begehren.

Der Rector major (auch Superior generalis genannt) hat die innerliche Führung aller Häuſer des Ordens. Was das Aeuſſerliche betrifft, ſind es die Ordinarii des Ortes, welche darüber verfügen.

Der Rector major ernennt alle Rectoren der einzelnen Häuſer, die Monitoren, die zwei Konſultoren jedes örtlichen Rectors, die Novizenmeiſter, die Viſitatoren und die Lehrer. Er entſetzt ſie nach ſeinem Willen, jedoch gewöhnlich wird er ſie drei Jahre lang im Amte ſtehen laſſen. Ihm gebührt, die Stiftungen zu empfangen, die Kandidaten anzunehmen oder zurückzuweiſen. Er führt den Vorſitz in dem Provinzialkapitel. Alle Kontrakte können nur mit ſeiner ſchriftlichen Gutheißung geſchloſſen werden. Alle Jahre beſucht er die Ordenshäuſer perſönlich oder durch abgeordnete Viſitatoren.

Jeder örtliche Rektor hat zur Seite einen Monitor und zwei Konſultoren von dem Superior ernannt.

Der Rektor wählt ſich einen Amtsgehilfen mit Zuſtimmung (cum intelligentia) der Konſultoren und des Monitors.

Die Aufnahme in den Orden gehört dem Superior. Keiner wird aufgenommen, der arme Aeltern oder mannbare verlaſſene Schweſtern hat. Wenn Jemand eine heimliche Krankheit vor der Ablegung der Gelübde verhehlet hat, ſoll er nachher demungeachtet zurückgewieſen werden.

In der vor der Annehmung der Ordenskleider zu unterſchreibenden Akte wird geſagt:

---

*) Alſo haben die Biſchöfe ihnen wenig zu befehlen.

**) Quod nihil voluntatis proprise habeant, sed tota sit in eorum manu deposita, qui illos gubernant.

Digitized by Google

„Ich bescheinige, daß alle Hindernisse mir bekannt gemacht worden sind, ferner daß ich mich „der Strafe der Zurechtweisung, auch nach abgelegten Gelübden, unterwerfe, wenn ich eines „von diesen Hindernissen aus Bosheit (ex malitia) verheimlichet habe.*)"

Man sieht, daß es auch Nonnen der Kongregation des heil. Erlösers giebt. Diese stehen mit den Mannshäusern der gedachten Kongregation in Gemeinschaft der Gebete (suffragiorum) für die Verstorbenen beider Geschlechter.

Die Uebertretung der Regel und Konstitutionen zieht keine Sünde nach sich.

Das Kapitel hat beschlossen, daß man alle der Kongregation unmittelbar und mittelbar (per viam communicationis) zu Theil gewordene Privilegien annehmen würde, jedoch unter drei Bedingungen:

1) Das Kapitel nimmt nicht die Privilegien an, welche den Vorstehern das Recht geben, körperliche Strafen nach gerichtlicher Form aufzulegen.

2) Was die geistlichen Strafen betrifft, werden die gedachten Privilegien prout de jure angenommen.

3) Man kann nur insoweit dieser Privilegien theilhaftig werden, als es vom Superior generalis erlaubt ist.

Der Superior generalis soll alle die Häuser aufheben, wo die Regeln nicht beobachtet werden können, in Folge der Hindernisse, welche die Fürsten (Principes), die Bischöfe oder die betreffenden Gemeinde (Communitates respectivae) verursachen.

Als Anhang zu diesen Stiftungssätzen sind folgende Hauptartikel gegeben:

Die Kongregation hat fast unzählige (prope innumeras gratias) sowohl unmittelbar als mittelbar ihr zugesprochene Privilegien.

1) Aus Verleihung der Päpste Benedikt XIV. und Clemens XIV. können die Kongregaten Oratorien (Kapellen) in ihren Zimmern errichten, wenn sie krank sind, so wie auch in ihren Missionshäusern, ohne daß es nöthig sei, die Bewilligung des Bischofes zu erhalten. Es ist genug, wenn sie ihm von diesem Privilegium Kenntniß geben (sed tantum facta iis, scilicet ordinariis, hujus privilegii manifestatione).**)

2) Alle die Gläubigen, welche neun aufeinanderfolgende Sonntäge die Pfarrkirchen besuchen, wo die Ligorianer eine Mission gemacht haben, können einen vollkommenen Ablaß erhalten.

3) Ein vollkommener Ablaß ist mit den durch die Ligorianer ausgetheilten Bildern der unbefleckten Empfängniß verbunden, wofern derjenige, der das Bild bekommt, an demselben Tage faste, und die heil. Sakramente empfange.

4) Die Kongregaten können Münzen (numismata), Kreuze und Kronen der heil. Brigitta mit Verbindung eines vollkommenen Ablasses weihen.

5) Die Obern können die Missionaren vom Beten des Breviers freisprechen.

---

*) „Attester quod omnia impedimenta mihi intimata fuerint simulque poena expulsionis, etiam post vota, quam acceptavi et cui me submisi, si ex malitia aliquod commemoratorum impedimentorum tacuerim."

**) Und doch werden sie durch Bischofe empfohlen?

Digitized by Google

6) Papſt Pius VI. hat dem Orden per viam communicationis alle die Gnaden, Günſte (favores) und Privilegien ertheilt, welche alle Kongregationen und ſowohl die Bettel- als nicht Bettelorden haben oder erhalten werden. Die Ertheilung des Papſtes iſt unbedingt und in verbis tolleutibus omnem dubietatem ausgedrückt.

7) Aus Verleihung der Generale der Auguſtiner, Karmeliter, Trinitarier und Theatiner, haben die Ligorianer das Recht*), die Scapuliere und Gürtel dieſer Orden zu weihen. Gleichfalls aus Verleihung der Dominikaner und Diener Mariä können ſie die Scapuliere der ſieben Schmerzen der heil. Jungfrau, die Kronen, Gürtel und Roſenkränze des heil. Thomas weihen.

8) Jeder Altar, an welchem ein Ligorianer die Meſſe lieſet, iſt ein für ihn (pro persona) privilegirter Altar.

9) Die Ligorianer können in ieder ihrer Kirchen einen privilegirten Altar errichten.

Ihre Kirchen haben alle der Kirche der heil. Mariä ad Martyres oder in Rotunda zu Rom ertheilte und zu ertheilende Ablässe, nämlich:

a) Alle Ablässe der heil. Oerter, fünfzig vollkommene, hundert und ſiebenundachtzig ſiebenjährige und ſieben vierzigjährige an der Zahl.

b) Gleiche Ablässe für alle, die den Altar des h. Joſephs beſuchen.

c) Einen beſtändig privilegirten Altar.

d) Beſonderen vollkommenen Ablaß für diejenigen, welche am 19. März den Altar des heil. Joſephs beſuchen. Desgleichen die Vergebung des Drittheils der Sünden denjenigen, welche alle Altäre beſuchen, ſo wie auch einen Ablaß von eilftauſend Jahren nach Oſtern.

Im Brachmond des Jahres 1811 erſchien ein Prieſter, von unfreundlichem Aeuſſern, halb jeſuitiſch gekleidet, zu Freiburg im Uechtland. Nach ſeinem Reiſepaſſe nannte er ſich Joſeph Waſſerat, von Fiſchbach im Wallis. Wie man aber nachher vernahm, war er aus Joinville, im franzöſiſchen Departement der Haute Marne. Er gab ſich den Titel: Rektor der Kongregation des allerheiligſten Erlöſers. Bittſchriftlich wandte ſich Waſſerat an den kleinen Rath von Freiburg, und bat um die Erlaubniß, mit ſieben oder acht Mitbrüdern einige Monate auf katholiſcher Erde verweilen zu dürfen, da er Willens ſei, ſeine Anſtalt nach der Krimm zu verlegen. Die Regierung des gaſtfreundlichen Freiſtaates willigte am 28. Juni in ſein Begehren bis auf den erſten Oktober. In Balterswyl, einem Landſitze des Hrn. Philipp von Praroman, dem bekannten Beſchützer der Trappiſten, der damals im kleinen Rathe ſaß, und im Jahr 1815 ſtarb, fand der Rektor Waſſerat für ſich und die Seinen eine Freiſtätte. Der Regierungsſtatthalter erhielt zugleich den Befehl, genau auf dieſe Fremdlinge zu wachen, damit ſie dem Publikum nicht läſtig würden, und den beſtehenden Geſetzen und Verordnungen nachlebten.

---

*) Die Ligorianer ſind alſo die Stellvertreter aller Orden.

Digitized by Google

Am 23. Herbſtmonat des gleichen Jahres bat Vaſſerat, die ihm ertheilte Erlaubniß dahin zu verlängern, daß er den Winter nebſt ſeinen Mitbrüdern in der Stadt Freiburg oder in deren Gegend zubringen dürfe. Auf die dringliche Empfehlung des Biſchofs Maximus Guiſolan, der zugleich über die gute Aufführung dieſer Prieſter ein fürſprechendes Zeugniß einlegte, wurde Vaſſerat's Begehren bis auf den 1. Mai 1812 geſtattet.

Der baufällige Landſitz zu Valterswyl behagte dem Rektor Vaſſerat nicht. Er miethete in der untern Stadt zu Freiburg ein Haus, wo er ſich mit ſeinen Mitbrüdern einrichtete. Sie waren ſämmtlich ſchwarz gekleidet mit dem Leibrocke wie Prieſter; trugen aber ſtets blaue Mäntel darüber. Im Geheimen nahmen ſie Novizen an und vermehrten ſich.

Durch Verunglimpfungen helldenkender und ehrwürdiger deutſcher Geiſtlichen, durch Predigten voll ſchwärmeriſcher Salbung, hatte ſich Vaſſerat, wie denn jedermann leicht ſeine Leute findet, bei Einigen in der Stadt beliebt, und auch Anhänger und Beſchützer zu machen gewußt.

Schon unterm 29. April 1812 meldete ſich Vaſſerat wieder, ſeinen Aufenthalt im Kanton Freiburg, und die in demſelben begründete Anſtalt fortſetzen zu dürfen. Vom Zug nach der entfernten Krimm war keine Rede mehr.

Der kleine Rath beauftragte das Polizei-Departement, dieſen beſondern Fall zu prüfen, und zugleich zu ſehen, was im Allgemeinen in Betreff der franzöſiſchen Geiſtlichen zu thun ſei, die ſich im Kanton Freiburg anſiedeln wollen, um ſich den Klagen und Vorwürfen des franzöſiſchen Geſandten (Graf Talleyrand) nicht auszuſetzen. Denn aus der Erfahrung, welche die Regierung mit den Trappiſten-Mönchen gemacht hatte, wußte ſie, daß der franzöſiſche Vollmächtigte in der Schweiz die Befehle ſeines Hofes pünktlich befolgt wiſſen wollte, kraft welcher kein Franzoſe in Helvetien geduldet werden durfte ohne ſeine Bewilligung, noch weniger aber geiſtliche Korporationen, die in Frankreich nicht mehr beſtanden.*)

Der Rektor Vaſſerat verlor keine Zeit. Er gab eine neue Bittſchrift ein. Am 25. Mai erhielt er zum Beſcheid: Es ſei ihm eine Friſt von drei Monaten, aber nicht länger, geſtattet, um ſich in Ordnung zu ſetzen, und ſich von der franzöſiſchen Geſandtſchaft einen Immatrikulationsſchein, oder doch zum wenigſten eine Erlaubniß zu verſchaffen, die Schweiz bewohnen zu dürfen, widrigenfalls er unnachläßlich aus dem Kanton gewieſen würde, (Faute de quoi il sera irrémissiblement renvoyé hors du Canton.) Das gleiche galt auch für Vaſſerats Mitbrüder.

Statt dem Befehl ein Genüge zu leiſten, reichte Vaſſerat am 28. Auguſt eine neue Bittſchrift ein, und hielt um die Erlaubniß an, den Kanton Freiburg noch ferner mit drei ſeiner Kollegen bewohnen zu dürfen. Der kleine Rath fand, — der Regierungsſtatthalter verdeutete

*) Am 4. April 1812 ſchrieb das Polizei-Departement an den Regierungsſtatthalter zu Freiburg: Le Gouvernement français a fait la demande formelle et officielle de ne jamais laisser établir sur le territoire Suisse les associations religieuses abolies en France. — So ſtand es damals um die Freiheit der freien Schweizer. Der bloße Wink eines franzöſiſchen Geſandten genügte vielmals, pünktlichen Gehorſam zu erwirken.

Digitized by Google

es ihm am 7. Herbſtmond — es könnne ſein Begehren nicht in Erwägung genommen werden, ſo lange er ſich dem nicht unterziehe, was früher angeordnet worden ſei; er habe ſich alſo unverzüglich beim Polizei-Departement durch Vorlegung ſeiner Schriften auszuweiſen.

Vaſſerat hatte Gönner und Beſchützer. Die Drohungen ſchreckten ihn nicht. Er blieb ruhig, weil er wohl wußte, daß gewöhnlich kleine Staaten gerne mächteln, viel verordnen aber wenig vollziehen. Weder der Rektor Vaſſerat, noch jemand von den Seinen meldete ſich bei den Polizeibehörden. Schriften reichten ſie nicht ein; denn ſie hatten keine, oder nicht jene, welche das Geſetz forderte. Vaſſerat und ſeine Mitbrüder wurden vom Biſchof in verſchiedene chriſtliche Pfründen eingeſetzt.

Der Rektor der Kongregation des allerheiligſten Erlöſers predigte allenthalben, in der Hauptſtadt wie auf dem Lande, und ſtand öfters im Prieſterhauſe geiſtlichen Uebungen vor. Die Zahl ſeiner Anhänger mehrte ſich. Bei verſchiedenen Anläſſen eiferte er bitter gegen menſchliche Sünden und Thorheiten, ſo auch im Sommer des Jahres 1816 gegen die Feierlichkeiten des Vereins der allgemeinen ſchweizeriſchen Muſikgeſellſchaft, die ſich damals in Freiburg verſammelte. Das that er, während er und ſeine Jünger ſich gegen die Befehle einer gaſtfreundlichen Regierung bewies, wie wir geſagt haben, die ihm erlaubt hatte, auf katholiſchem Boden zu verweilen.

Die Regierung duldete nachſichtsvoll und ſchweigend ihre unbefolgten Befehle. Die Trappiſten hatten ſtets dasgleiche gethan. Das wußte Vaſſerat und folgte mit Glück dem Beiſpiele. Inzwiſchen hatte man nicht über alle Glieder dieſer Korporation zu klagen; wohl aber über einzelne. Sie wurden aber getadelt und gelobt, je nach den Anſichten und Einſichten der Beurtheilenden.

Man glaubte allgemein, ſie würden ſo zerſtreut bleiben im Kanton, zu Altersweil, Sebmitten, Plaffeyen, Favernach, Jaun und Murten. Auch ſprach man hin und wieder von ihrer Verlegung nach dem Elſaß. Man irrte; dann in petto hatten die frommen Ligorianer andere Abſichten.

Seit der Abreiſe der Trappiſten im Jahre 1811 nach ihrem ehemaligen Kloſter in Frankreich ſtand die alte Karthauſe zu Val-Sainte wieder leer und öde. Das ſchmerzte die Bewohner des Galmiſer Thales, welche bei den Trappiſten Arbeit und Unterſtützung gefunden hatten. Wie in der Nähe aller Kloſter iſt auch da die Zahl der Bettler groß. Das Beiſpiel der Trägheit gebiert Trägheit, zu der ohnehin dies Alpenvolk ſehr geneigt iſt. Freilich iſt das Suppenholen im Kloſter viel bequemer, als nach göttlichem Befehl ſein Brod verdienen im Schweiße des Angeſichts.

Der Oberamtmann zu Greyers, Hr. Johann von Odet, machte die Regierung aufmerkſam auf die öden Zellen der Val-Sainte, die füglich zu einer Zuchtanſtalt, an der es dem Kanton Freiburg noch gebricht, benutzt werden könnten. Zugleich, nach genommener Abrede mit dem Rektor Vaſſerat, machte der den Antrag, die Kongregation der Ligorianer,

Digitized by Google

wie sie sich von ihrem Stifter auch nennt, dahin zu verlegen, um daselbst unter der Leitung ihres Vorstehers eine Art von Zucht- und Erziehungsanstalt zu bilden.

Die Regierung ließ den Antrag genau prüfen und untersuchen, und obschon die Berichte der Erziehungs- und Polizeiräthe nicht in jeder Hinsicht befriedigend waren, weil sich dagegen manche Bedenklichkeit erhoben, so faßten sie jedoch den Entschluß, den Entscheid über diese Angelegenheit der höchsten Landesbehörde vorzulegen, weil sie ihn, wie es scheint, nicht selbst ablehnen wollte.

Der Gegenstand kam im großen Rathe von Freiburg am 14. Jänner 1818 zur Sprache. Einer der Redner sagte: „Mit Behutsamkeit sei eine Schlußnahme zu fassen, die die Einführung eines neuen geistlichen Ordens in einem Staate zum Gegenstande hat. Einer reiferen Ueberlegung bedurfe es noch, wenn es sich um einen bisher unbekannten, in einer fernen Gegend entstandenen, aus lauter Fremden bestehenden geistlichen Verein handelt. Zu erwägen sei in diesem Falle, was gesunde Politik, Wohlfahrt des Landes und der Vortheil gebieten. Unter keiner dieser Rücksichten sei die Ansiedlung der Ligorianer in diesem Kanton wünschbar.

Dieser Orden entstand unter einem brennenden Himmelsstriche, wo mit Sittenlosigkeit und Hang zu Greuelthaten sich überspannter Mystizismus paaret; bei einem Volke, dessen Meinungen, Gebräuche und Grundsätze mit den unsrigen im stärksten Gegensatz stehen. Können Volkslehrer aus einer solchen Schule, alle fremd dem heimatlichen Boden, fremd den vaterländischen Sitten, einer klugen Regierung Zutrauen in solchem Grade einflößen, daß sie denselben den erhabenen Beruf der Leitung der öffentlichen Moral anvertraue? Welche Gewähr hat sie von dem Geiste, der diese Männer beseelt, von den Grundsätzen, die sie unter dem Volke fortpflanzen dürfen?

Ausser dem mittäglichen Italien, das diesen Orden gebahr, fand er noch in keinem Lande eine bleibende Stätte. Deutschland, wo er sich anzusiedeln versuchte, vertrieb die ungebetenen Gäste aus Gründen, die zuverlässigen Berichten gemäß, für sie nicht ehrenvoll sind. Einzeln stünde also hier dieser geistliche Verein, da nicht vorauszusehen ist, daß seine Jünger je irgendwo in der Schweiz, oder in einem benachbarten Staate Duldung finden werden; und sein oberster Vorsteher, die Seele des Ganzen, der nach den Regeln des Ordens unbeschränkte Macht über die Gesellschaft ausübt, weilt am äussersten Ende Italiens, unerreichbar der Regierung, in deren Gebiete sein moralischer Einfluß herrscht.

Welches sind nun aber die Hilfsmittel dieser Ankömmlinge zu ihrer Existenz in diesem Kanton? Ihrem eigenen Geständnisse nach besteht ihr ganzes Vermögen in einer Baarschaft, deren Ertrag kaum zur Wirthschaft der kleinsten bürgerlichen Familie hinreichen würde. Ihre Hoffnung beruht zweifelsohne auf die Freigebigkeit der frommen Gläubigen, die sie anzusprechen bei ihrer Missionen häufigen Anlaß haben werden. Allein die öffentliche Wohlthätigkeit hat ohnehin schon der würdigen Gegenstände genug, um ihre milden Gaben zu spenden. Wir haben zahllose Armen

Digitized by Google

zu unterſtützen, beinahe überall Schulen zu bilden, Arbeitshäuſer zu errichten, eingehenden Pfründen aufzuhelfen, und nützlichen Religionsdienern den Unterhalt zu verſchaffen!

Die Quellen der Mildthätigkeit von ihrer edelſten Beſtimmung ableiten, und andern Zwecken zuwenden laſſen, würde unſtreitig weder dem Lande noch der Religion frommen.

Der Kloſtergeiſtlichen Anzahl in dem Kanton iſt mehr als hinlänglich. Dies ſind die heimathlichen Gehilfen unſerer Pfarrer. Dieſelben nun eingedrungenen aſcetiſchen Abentheurern aufzuopfern, wäre ungerecht. Jene verdienen um ſo mehr den Schutz der Regierung, als ſie ſich immer durch Gehorſam und Anhänglichkeit an ihre Obrigkeit vor dem weltlichen Klerus, und ganz vorzüglich vor den fremden Kloſtergeiſtlichen, die hier geduldet worden, ausgezeichnet haben.

Wem ſchwebt nicht in friſchem Angedenken noch, wie in jüngſter Zeit ein fremder geiſtlicher Orden vom Sturme der Weltereigniſſe verſchlagen, hier eine Zufluchtsſtätte fand, der die gaſtfreundliche Aufnahme mit Undank lohnte, und ſich über jede Bedingung, jede eingegangene Verpflichtung höhnend wegſetzte? Die Trappiſten ſind es, die ſo ungeſtraft das Beiſpiel des auffallendſten Ungehorſames gegen die Regierung aufſtellten, auf den Vorſchub einiger Machthaber vertrauend, und auf den Schutz der frömmelnden Menge. Sollte auch dieſe Erfahrung in dieſem Augenblicke unbeachtet bleiben?

Es iſt kein Bedürfniß, die Ordensgeiſtlichen in dem Kanton zu vermehren, und wenn auch dies wäre, würden dieſe unbekannten Ankömmlinge nicht taugen. Vorzüglich ſollte in ſolchem Fall die Wahl auf jene ehrwürdigen Orden fallen, deren Stifter die Chriſtenheit ehrt, und die ſich um die Menſchheit verdient gemacht haben. Aus Rückſichten alſo, die in dem Vortheil der Religion, in der Wohlfahrt des Landes, und in einer geſunden Politik ihren Grund haben, verwerfe ich den Vorſchlag."

Für den Vorſchlag aber erhob ein Anderer die Stimme und ſprach:

„Eine ungeheuere Sittenloſigkeit ſei ſeit der Revolution eingebrochen. Dieſer entgegen zu arbeiten, reichen die gewöhnlichen Mittel nicht mehr hin. Man müſſe alſo zu auſſerordentlichen Maßregeln ſchreiten. Unter dieſen gehören vorzüglich die Miſſionen. In dieſem wichtigen Zweige des apoſtoliſchen Amtes ſei Hr. Vaſſerat, der Rektor dieſer Kongregation, ein Meiſter, der noch ſeines gleichen aufzufinden hat. Ueber die Grundſätze derſelben könne man ganz unbeſorgt ſein.

Es hätte ja Hr. Vaſſerat, mit Genehmigung des hochwürdigſten Hrn. Biſchofs, ſchon manche Miſſionen in dem Kanton gemacht und zahllos ſeien die Bekehrungen, die er bewerkſtelligt habe. Das Zutrauen des Hrn. Biſchofs in ihm ſei ſo groß geweſen, daß er demſelben die Leitung der Andachtsübungen der Pfarrer übertragen, die hier einberufen worden, um einige Tage in Abgezogenheit von der Geſellſchaft ſich frommen Betrachtungen zu weihen, und alle dieſe Pfarrer ſeien höchſt erbaut geweſen. Offenkundig ſeien die Tugenden dieſes Mannes, die Heiligkeit ſeines Wandels; und von ſeinem Wirken, und jenem ſeiner Gehilfen könne man ſich Aufrechthaltung der allein ſeligmachenden Religion, und einen mächtigen Damm gegen den verderblichen

Digitized by Google

Strom des aufklärenden Zeitgeistes versprechen. Schon in der dem jetzigen Wohnsitze des Hrn. Vasserat nahe gelegenen Gemeinde sei eine große Aenderung vorgegangen. Die Leute leben eingezogener, besuchen fleißiger die Kirche*), und weniger das Wirthshaus**). Glücklich sei das Land, das ein solches Muster der Frömmigkeit, und Jünger eines solchen Mannes besitzt.

Was von den Trappisten gesagt wird, sei grundfalsch***). Ihr Aufenthalt sei ein wahrer Segen für das Land gewesen. Unsäglich sei das viele Gute, das sie überall gestiftet hätten. Der reichen Almosen nicht zu gedenken, die sie den Armen der umliegenden Gegend an der Thüre spendeten, hätte sie durch frommes Gebet manches Drangsal abgewendet. Nie hat während ihrem Aufenthalte ein Mißwachs Noth und Elend über unsern Kanton verbreitet. Wie mancher Vater, der alle Hoffnung auf Besserung seines Sohnes aufgegeben hatte, hat ihn bei den Trappisten mit Erfolg einsperren lassen. Nicht nur als Zuchtanstalt zeichnete sich das Trappisten-Kloster aus, sondern auch als wissenschaftliches Institut. Ein Beweis davon seien noch heut zu Tage diejenigen Geistlichen in und außer den Klöstern, welche dort gebildet worden, und die wahre Kraftgenies (des aigles) sind. Das Abziehen der Trappisten habe eine allgemeine Trauer verursacht, und jeder, dem seine Religion noch am Herzen liegt, soll sich Glück wünschen, diesen Verlust durch die Aufnahme der frommen Männer, um die es sich handelt, zu ersetzen."

Ein anderer Schutzredner der Ligorianer fügte diesem bei:

„Noch wankend, wenn auch wieder hergestellt, sind Thron und Altar von dem gewaltigen Sturme der Revolution, und überall von dem Fluten eines Religion und Herrscherrechte untergrabenden Zeitgeistes bedrängt. Wenn man also die Sitten in dem Kanton herstellen, der Religion der Väter wieder aufhelfen, und der Regierung einen festen Stand geben wolle, so liege das einzige wahre Mittel hierzu in der Aufnahme der frommen Ligorianer: an ihnen erhalte Staat und Kirche eine unerschütterliche Stütze. Freilich habe man schon achtungswürdige Priester, aber doch keine, die in einem solchen Grade von dem Feuereifer für Papst und Glauben verzehrt sind; die mit einer solchen Kraft und Begeisterung wider die Irrlehrer und die satanischen Künste der modernen Aufklärer zu kämpfen im Stande seien. Es sei also Vortheil für die Religion, Glück für das Land, Pflicht für die Regierung, diese wahren Diener Gottes auf das bereitwilligste aufzunehmen."

Ein Dritter erhob sich und redete:

„Worte fehlen mir, um mein Befremden auszudrücken, daß die Aufnahme dieser heiligen Kongregation in einer katholischen Versammlung noch Widerstand leiden könne? Wie, wir wären so kurzsichtig, um hier die sichtbare Hand Gottes zu verkennen; zu verkennen, die unschätz-

*) Aber arbeiten nicht fleißiger, wie man meldet.

**) Weil der Wein zu theuer ist, wie bemerkt worden ist.

***) Und doch hatte der Oppositionsredner bei vierzig Beschlüsse der vorgehenden Regierung bei der Hand, die die stete, unbezähmte Widersetzlichkeit der Trappisten, von Anfang bis zu Ende beurkundeten.

Digitized by Google

bare Wohlthat der Vorsicht, die uns die frommen Männer zuschickt, eben da wir am Rande des Verderbens schweben? Wir wären so von Blindheit geschlagen, daß wir die Retter von uns stoßen, die durch Lehren und Beispiel uns auf den Pfad des Heils zurückführen werden. Ihr habt es ja gehört aus dem Munde unsers gnädigen Ehrenhauptes. Der hochwürdige Bischof hat sich persönlich eifrigst um sie verwendet und wer kann besser wissen, was uns frommt, als der Hochw. Herr Bischof? Sein Ausspruch allein soll uns über alle vorgeblichen Gefahren beruhigen, die man uns hier vorgespiegelt hat; er sollte uns keinen Augenblick unentschieden lassen, über das was so offenbar zu unserer größten Wohlfahrt gereicht. Aus der gleichen Quelle und aus dem Zeugnisse der hier sitzenden Landesrepräsentanten des Thals Galmis habet ihr ja vernommen, wie alle dortigen Gemeinden laut den Wunsch geäussert, es möchte die Ansiedlung dieser Geistlichen in ihrer Mitte Statt haben, und dadurch die Lücke ausgefüllt werden, die sie an geistlicher Hilfe so schmerzlich fühlen. Vor Gründen so überwiegender Art soll jeder Anstand schwinden."

Ein Vierter stimmte diesem bei und sprach:

„Es wäre freilich Vieles zu sagen über das, was wider die Ligorianer und ihre Vorgänger die Trappisten angeführt worden. Aber es ist ein Saus und Braus um mich her, daß ich weder zum Hören noch zum Denken kommen konnte. Ich weiß wahrlich nicht, wie der Pater Vasserat Feinde haben kann? Er ist ja so gut und hat nur das Heil der Seele im Auge, und führt die trefflichsten Einrichtungen im Schilde. Ausser der Pflege einer Zucht- und einer Erziehungsanstalt wird er mit seinen zehn Gehilfen noch häufig das Land durchreisen und Missionen ins Werk setzen, und man sage, was man wolle, Missionen sind doch über alles, um die Sünder zu bekehren, und die Religion in Flor zu bringen. Ich habe ein Weites und Breites mit ihm gesprochen, und er hat mich ganz bezaubert mit seinen herrlichen Entwürfen. Alles, was man gegen ihn und seine Gefährten ausgestreuet hat, sind eitel Verläumdungen. Er kann sich durch die schönsten Zeugnisse von gutem Betragen ausweisen. Er wird nicht suchen, sich zu bereichern. Er hat eine stattliche Summe zu seiner Niederlassung. Ich habe sie mit eigenen Augen gesehen. Sie besteht in fünfhundert Dukaten. Die Regierung macht eine gute Sache dabei: sie wird des Unterhalts der Klostergebäude in der Val-Sainte überhoben, die in sehr schlechtem Zustande sind. Das Dach ist ganz durchlöchert, und das Wasser hat schon die Gypsarbeit verdorben. Ich glaube also, es könne der Regierung und dem Lande kein größerer Dienst geleistet werden, als durch die Aufnahme des Pater Vasserat und seiner Ordensbrüder."

Es nahm endlich noch ein Redner das Wort gegen den neuen Mönchsorden. Er schilderte das Betragen der Ligorianer im Kanton Freiburg, ihr Geheimthum, und ihren Ungehorsam; und dann auch Thatsachen von ihrem Thun und Treiben in einem deutschen Staate; Thatsachen, die auf öffentlichen Akten beruhen, deren Vorweisung man anbot, um die unbewiesene Beschuldigung der Verläumdung selbst zur Verläumdung zu stempeln. — Wir wollen diese Thatsachen hier nicht anführen, sie gereichen dem Orden nicht zur Ehre, da sie sehr abschreckender Art sind.

Digitized by Google

Weder die Beredsamkeit der einen noch der andern Partei gewann neue Anhänger, die sich nicht schon früher für die eine oder andere Meinung im Herzen entschieden haben mochten. Denn wo Grundsätze so verschiedener Art einander entgegenstreben, Grundsätze, welche aus der Verschiedenheit der Erfahrungen, der wissenschaftlichen Bildung und Einsicht hervorgehen, ist, ohne wunderhafte Verwandlung des Innern der Menschen, an keine Vereinigung zu denken. Fünfundvierzig Stimmen verwarfen die Aufnahme der Ligorianer; einundsechszig hinwieder billigten dieselbe.

Und also ward den Ligorianern die Ansiedelung in dem ehemaligen Gotteshause in der Val-Sainte, um daselbst eine Art von Zuchtanstalt und Erziehungs-Institut zu bilden, unter nachstehenden Bedingungen, bewilliget, die in den Sitzungen vom 16., 19. und 23. Januar berathen und festgesetzt wurden.

1) Die Anzahl der Ordensgeistlichen sowohl in dem Gotteshause, als in dem ganzen Kanton ist auf eilf, und jene der dienenden Brüder auf fünf unabänderlich beschränkt.

2) Jeder aufzunehmende Fremde soll, bevor er in dem Hause zugelassen wird, sich bei der Regierung anmelden, um derselben Gutheißung zu begehren und zu erhalten.

3) Von einem aufzunehmenden Einheimischen kann nichts anders gefordert werden, als eine Mitgabe, welche die Summe von 2000 Franken nicht übersteigen soll. Das Haus wird unter keinem Vorwand auf dessen wirkliche oder künftige Güter einigen Anspruch machen können, und jede allfällige Verfügung und Uebereinkunft in diesem Bezug, unter was für einer Form sie auch erscheinen dürfte, ist von Rechtswegen als nichtig und kraftlos anzusehen*).

4) Da die Regierung gegen diese Ordensgesellschaft Gastfreiheit ausübt, indem sie ihr Schutz und eine Zufluchtsstätte gewährt, so wird solche sich allen in ihrem Hause allenfalls einzuführenden Beschränkungen und Abänderungen, und sogar der anderwärtigen Verlegung derselben unterwerfen.

Die Aufhebung dieses Hauses wird nach Willkühr der Regierung ohne Dazwischenkunft irgend einer geistlichen Behörde statt finden können. Der Ordensgesellschaft ist hinwieder die gegenseitige Befugniß zugesichert, nach freiem Willen dieser Niederlassung zu entsagen, und ihre Güter zurückzuziehen, wofern sie eine hinlängliche Gewähr leistet, daß keines ihrer Glieder unter irgend einem Vorwande, es mag aus diesem Kanton gebürtig oder fremd sein, dem Publikum werde zur Last fallen können.

5) Dieses Gotteshaus wird mit dem Obergeneral des Ordens keine andere Verbindung und Verkehr unterhalten, als jene, die einzig auf die Unterwürfigkeit der Regeln und Satzungen der Gesellschaft Bezug haben.

Keine Verpflichtung wird es der unmittelbaren Aufsicht entziehen können, die die weltliche

*) Vergleicht man damit die oben gegebenen Statuten der Gesellschaft in Betreff der von den Gliedern zu machenden Vermächtnisse, so scheint hier offenbarer Widerspruch mit ihrer Ordensregel statt zu finden.

Digitized by Google

Gewalt über die Zucht und Ordnung in demselben befugterweise ausübt. Diese Zucht und Ordnung soll ebenfalls dem Ordinariat unterworfen sein.

6) In Bezug auf die Verwaltung der Güter und der jährlichen Rechnungsablage wird dies Haus den gleichen Vorschriften wie die übrigen Klöster unterworfen sein.

7) Es ist der Kongregation des allerheiligsten Erlösers erlaubt, liegende Güter bis auf den Betrag von 25,000 Franken unter Genehmigung des Stadtraths anzukaufen. Der Staatsrath ist aber ermächtigt, das Gemessene vorzukehren, um die Baarschaft, so diese Kongregation im Kanton einführt, zu erwahren, damit solches zum Maßstab auf den Fall dienen könne, wo sie ihre Güter zurückziehen würde.

8) Die Nutznießung der dem Staate unmittelbar zugehörigen Gebäude und Umgebungen der Val-Sainte ist den Ligorianern unter den gleichen Klauseln und Bedingungen wie den Trappisten, und unter den heitern Vorbehalten bewilliget, daß sie alle auf jene Gebäude haftenden Beschwerden und Auflagen bestreiten, daß alle Verbesserungen daran, die jetzt und in Zukunft nöthig wären, ihnen ganz zur Last fallen, und daß sie in keinem Fall, sie mögen der Niederlassung freiwillig entsagen, oder dazu genöthigt sein, das Geringste dafür ansprechen, sondern die Gebäude in gutem unverwahrloseten Zustande zurückgeben werden.*)

9) Die Kongregation verpflichtet sich zur Annahme von wenigstens zwölf Individuen eines unsittlichen und strafbaren Lebenswandels, welche die Regierung gut finden würde, dahin zu verlegen, um selbe auf den Pfad der Religion und Moral zurückzuführen. Für jedes derselben wird ein jährliches Kostgeld von 160 Franken, und für die Kleidung 40 Franken ein für allemal bezahlt werden.

---

*) Die Bedingungen, von welchen hier in Betreff der Trappisten die Rede ist, wurden vom großen Rath den 20. Christmonat 1791 in acht Artikeln bestimmt, von denen wir blos einige ausheben wollen:

„5) Es sollen diese Geistlichen (die Trappisten) verbunden sein, alljährlich 15 Kronen (zu 25 Batzen) für die Jäger (Landjäger) und 13 Kronen für die hohen Schulen dem Kollegio zu entrichten; desgleichen, es liege denselben ob, wo einige Pferde für die Artillerie gebraucht werden sollten, den dritten Theil der für die Val-Sainte bestimmten Pferde herzuschaffen."

„6) Es solle vom Almosen an der Thüre abstrahirt sein, und das Kollegium alljährlich 17 Säcke Gersten, und 7 Säcke Haber, die Väter de la Trappe aber drei Säcke von jeder Gattung der Gemeinde Chatel-Erefil für die Armen entrichten."

„7) Daß bei Erledigung der Stelle des Kapellan, sei es durch Tod, Entlassung, Beförderung oder Aufgabe, in einem Wort auf welcher Art diese widerfahre, die Väter Trappisten, dessen Pflichten, völlig beladen sein sollen, und zwar in Entladung des Kollegii."

Als die Karthause zu Val-Sainte im Jahr 1778 aufgehoben ward, wurde ein Theil ihrer Güter mit jenen des Kollegiums zu Sankt-Michel vereinigt, und so dem öffentlichen Unterricht gewidmet.

Digitized by Google

Die Verhältnisse Europens zu den nordafrikanischen Raubstaaten.

Zinsbarkeit der europäischen Könige. — Von ihren Verträgen mit den Berbern. — Napoleons Antrag gegen sie zu Amiens. — Mißhandlung der europäischen Konsuln. — Kriegsmacht der Berbern. — Seezug der Nordamerikaner. — Ermouths Verwüstung Algiers. — Geringe Folgen davon.

Seit dem Sturz Napoleons trug sich die Welt mit großen Erwartungen. Es kamen kühne vielverheissende Entwürfe und Gedanken zur Sprache. Die europäischen Nationen hofften allgemeine Veredlung ihrer Verfassungen und Gesetze, den höhern Bildungsstufen entsprechend, auf welchen sie, im Verhältniß zu frühern Jahrhunderten standen, aus denen der größere Theil ihrer Staatseinrichtungen mit allen Gebrechlichkeiten stammten. Es ward ein heiliger Bund zur Handhabung des innern Friedens und der Gerechtigkeit in Europa geschaffen. Die größten und kleinsten Staaten schlossen sich ihm an. Es ward von einem Verein der christlichen Mächte geredet, den Greueln der Raubstaaten auf den Küsten Nordafrika's ein Ende zu machen, und Europa von der schändlichen Zinsbarkeit zu befreien, in welcher es gegen die Afrikaner seit Jahrhunderten lebte.

Seit Jahrhunderten flossen ungeheuere Summen Geldes nach Afrika, um Sicherheit der europäischen Schiffe von den kecken Berbern zu erkaufen, die, ohne bedeutende Kriegsmacht, nur durch die ewige Uneinigkeit der europäischen Höfe mächtig waren. Man zahlte diesen schimpflichen Zins unter dem Namen von Geschenken. Ja man zahlt ihn, wenn schon unter einigen Beschränkungen, noch jetzt fort; z. B. nur Neapel allein an Algier jährlich 24,000 Piaster; Dänemark allein an Tripolis jährlich 6000 Piaster; Schweden an Marocco 25,000 Piaster u. s. w. So brandschatzen fort und fort Tripolis, Tunis, Algier und Fez-Marocco Europa. Man berechnet die jährliche Summe des europäischen Tributes gegen zweimal hunderttausend Piaster. Dafür empfängt unser Welttheil nichts zurück, als — die Schande.

Wichtiger noch, als der vertragsmäßige Tribut, ist der Geldverlust Europens durch die fortdauernden Räubereien der Afrikaner und durch die Loskaufssummen der europäischen Gefangenen. Zum Beispiel zahlt Neapel in Folge des im Jahre 1816 mit Algier geschlossenen Friedens für jeden gefangenen Neapolitaner tausend Piaster. Laut den Berichten des Missionskollegiums zu Rom befanden sich im Jahre 1815 in den Staaten Tunis und Algier bei 49,000 Christensklaven, für deren Befreiung ein Lösegeld von sechszehn Millionen Piastern erforderlich gewesen sein würde! Und nicht nur die von den Korsaren gefangenen Christen wurden als Sklaven behandelt und verkauft, sondern auch die unglücklichen Europäer und Europäerinnen, die an den Küsten Nordafrika's Schiffbruch litten. Die Zahl derselben ist nicht klein, wenn man bedenkt, daß binnen fünfzehn Jahren, nämlich von 1791 bis 1806 nur

Digitized by Google

an den Küſten des marokkaniſchen Gebiets ſiebenzehn Schiffe ſcheiterten; daß auf dieſen Schiffen bei zweihundert Engländer in die Gewalt der Berbern fielen; und daß von den zweihundert Unglückſeeligen, nachdem ſie fünf Jahre und länger im unbeſchreiblichſten Elende geſchmachtet hatten, nicht mehr als achtzig losgekauft werden konnten, weil die Löſungsgelder zu ſchwer waren, und London nur eine einzige Stiftung für ſolchen Zweck beſaß. Dieſe hatte Thomas Betton im Jahre 1724 ſchon mit einer Summe von 55,900 Pfund Sterling gegründet, weil er ſelber viele Jahre die Leiden der berberiſchen Sklaverei empfunden. Wie viele Staaten aber ſind nicht in Europa, die keine einzige ſolcher Stiftungen beſitzen?

Wär' es möglich, ein genaues Verzeichniß von allen durch die europäiſchen Seeſtaaten an die afrikaniſchen Räuber jährlich abgelieferten Tribute und Geſchenke zu erhalten; wär' es möglich, eine genaue Aufnahme des Schadens zu erhalten, welchen die Korſaren fort und fort ſtiften; könnte man den beträchtlichen Löſegeldern zur Befreiung von chriſtlichen Sklaven nachrechnen, die alljährlich durch Regierungen, wohlthätige Anſtalten, Privatperſonen und fromme Steuerſammler über das Mittelmeer zu den Berbern gehen: man würde über die Größe der Summen erſchrecken, die unſerm Welttheil entriſſen werden, während der Zufluß des Geldes und Silbers aus andern Welttheilen nach Europa fortdauernd und beſtimmt abnimmt. Allein jeder Staat bedeckt und verhüllt, ſoviel er kann, dieſe ſeine Schmach. Nur Einzelnes wird in Erfahrung gebracht, vorübergehend genannt, und mit gleichgiltigem Achſelzucken vergeſſen.

Wär' es möglich, allen europäiſchen Großen mitten in der Pracht und Freude ihres Hoflebens, allen Völkern Europens mitten in der Bequemlichkeit und Ruhe ihrer bürgerlichen Verhältniſſe, den Jammer der vielen tauſend in Afrika ſchmachtenden, verlaſſenen, vergeſſenen Miteuropäer in der Wirklichkeit zu zeigen; könnten ſie das tägliche Leben der chriſtlichen Sklaven in den Bagno's ſehen, worunter viele von guten Familien, von feinerer Bildung, die nichts weniger, als für dieſes entſetzliche Loos geboren worden zu ſein ſchienen; könnten ſie ſie ſehen, wie ihnen um des geringſten Verſehens willen die Baſtonade ohne alle Barmherzigkeit gegeben wird; wie ſie, bei ſchwerer Arbeit, dergleichen man in Europa kaum Verbrechern ſtrafsweiſe zumuthet, ſich mit einem Stück ſchwarzen, kaum genießbaren Brodtes, mit ranzigem Oel und verdorbenen Oliven das traurige Daſein friſten müſſen: Alles würde mit dem allgemeinen Schrei des Abſcheues und der Rache zum Kreuzzug gegen Afrika rufen.

Jene rohen Unmenſchen achten an ihren europäiſchen Gefangenen weder die Schwäche des Alters, noch die Zartheit des Geſchlechtes, noch die Verſchiedenheit des Standes, der Erziehung und Gewohnheiten; noch weniger die Banden der Ehe und der Familienverhältniſſe. Es iſt noch nicht ſo lange, daß, wie Thomas Maggill in ſeiner neuen Reiſe nach Tunis meldet, unter Hamuds, des Bei's von Tunis Regierung, einige Korſaren die ſardiniſche Inſel San Pietro mit ſtürmender Fauſt eroberten, und die Einwohner tauſend an der Zahl, meiſtens Weiber und Mädchen, gen Tunis ſchleppten.

Digitized by Google

Unter den Frauenzimmern befand sich eine Sicilianerin mit ihren fünf Töchtern. Diese bekam der Kiaja von Porto Farino, des Bei's Großbeamter für das Seewesen, zu seinem Antheil. Die jungen Frauenzimmer waren eben so sehr durch ihren Stand, als durch ihre Schönheit und Unschuld achtungswürdig. Das eine hatte erst seit wenigen Monaten seine Vermälung mit einem angesehenen Herrn am Hofe von Palermo gefeiert, und zwei andere waren noch in dem zarten Alter, da der Wunsch zu gefallen ohne bestimmte Richtung nur ein dunkler Trieb der Natur ist. Die Bitten, die Beschwörungen, die Verheissungen, die Verzweiflung der zärtlichen Mutter konnten jene liebenswürdigen Geschöpfe nicht von dem Unglück retten, der viehischen Wollust des Ministers geopfert zu werden. Nachdem die Unglückliche Zuschauerin von der Entehrung ihrer fünf Töchter gewesen, von denen zwo, die eine erst neun, die andere zehn Jahre alt, in den Umarmungen des Ungeheuers den Geist aufgaben, blieb ihr kein Trost, keine Zuflucht, als der Tod. Sie gab ihn sich selbst im Hause des britischen Konsuls, dem sie der Kiaja zum Geschenk gemacht hatte.

Man muß sich nicht wundern, wenn die feige Zinsbarkeit der europäischen Könige den Afrikanern eine stolze Verachtung gegen sie einflößt; wenn die berberischen Dei's in diesen Königen nur eine Art widerspenstiger Rebellen erblicken, die gezüchtigt zu werden verdienen, sobald sie die Pflicht ihrer Zinsbarkeit zu vergessen sich unterfangen. Was waren doch fast alle Handels-, Freundschafts- und Friedensverträge der Seestaaten Europens mit den afrikanischen Nordküsten anders, als schimpfliche Unterwürfigkeiten gegen Räubergesetze? Je höhere, prächtigere Titel die allergroßmächtigsten, unüberwindlichsten Könige in jenen Urkunden von sich prangen ließen, je mehr steigerten sie natürlich den Hochmuth der Sherifs, solchen Fürsten das Gebot geben zu können.

Musterte man doch nur die ganze Reihe der europäisch-afrikanischen Bündnisse seit Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts: den französischen Handelsvertrag mit Algier vom Jahr 1628 und mit Marocco vom Jahr 1631; den englischen mit Tripolis vom Jahr 1676; den französischen mit Tripolis vom Jahr 1681, und Marocco vom Jahr 1682; in demselben Jahre den englischen mit Algier; den holländischen vom Jahr 1684 mit Marocco; dann den hundertjährigen Vertrag Frankreichs mit Tunis im Jahr 1685, und ein Jahr nachher den englischen mit dem gleichen Raubstaat. Musterte man die Reihe der Bündnisse im achtzehnten Jahrhundert, da 1714 England zuerst mit Marocco seinen Handelsvertrag, dann Holland ihn 1791 mit dieser Macht erneuerte; Spanien mit Tunis 1792 den Friedensvertrag schloß; Frankreich mit Algier und Tripolis 1795 neue Verhältnisse eingieng; so wie 1795 mit Tunis. Welche Nachgiebigkeit der größten christlichen Reiche gegen Räuber! — Frankreichs Stolz schreckte eine Zeit lang, seit der Kriegs-Erklärung gegen Tunis, Tripoli und Algier im Jahr 1799 die Berbern, während Spanien in derselben Zeit mit Marocco, Portugal mit Tripoli Frieden zu schließen genöthigt waren, was auch Frankreich ein Jahr nachher that, dem der Friede mit Tunis 1802 folgte. Aber noch im

Digitized by Google

neunzehnten Jahrhundert ließen sich die europäischen Kronen ihre Demüthigungen durch die trotzigen Berbern gefallen. Schweden schloß mit Tripolis am 2. Oktober 1802 Frieden ohne Ruhm; ebenso Dänemark im Jahr 1806.

Schon Ludwig XIV. sann einst die christliche Welt vom Joch der Seeräuber zu befreien. Er machte unter den Mauern von Algier die nützliche Erfahrung vom Werth der Bombardiergaliotten, die kaum erst erfunden worden waren. Aber die Berbern hatten unter ihren eigenen Feinden die besten Hilfs- und Bundesgenossen. So scheiterte Ludwigs XIV. Unternehmung, wie groß auch der Zweck, wie heilsam auch der Erfolg sein konnte. Sie scheiterte, wie schon früher das Unternehmen Kaiser Karls V. und der Malteser-Ritter fruchtlos blieb. Das war nicht das Werk und der Sieg der Berbern; das brachte nicht ihre Macht, nicht ihre Klugheit zu Stande, — nein, es war Werk und Sieg einer abscheulichen Staatsklugheit kaufmännischer Berechnungskunst.

Napoleon Bonaparte, den man ebenso knechtisch und unsinnig vergöttert, als verlästert hat, hielt es seines Zeitalters und seines Namens würdig, den feindseligen Raubkriegen Afrika's auf immer ein Ziel zu setzen, und die freien Bewohner Europens vor der Gefahr zu sichern, in Sklaverei geschleppt, ins Innere des unbekannten Welttheils verstoßen zu werden. Er machte zu diesem Ende beim Frieden von Amiens dazu den Vorschlag an England. Der bloße Wille dieser beiden Mächte wäre vermögend gewesen, alle Dei's zittern zu machen. So that Bonaparte! Aber nur Großbritanien, das wegen Menschenfreundlichkeit und Großmuth gepriesene, wollte nicht einwilligen!

Die Berbern, ohne Rücksicht auf Bonapartes Großsinn, oder der Briten Kaufmannspolitik zu nehmen, vielleicht ohne nur zu wissen, was vorging, setzten, wie seit einigen Jahrhunderten, ihren Prozeß gegen Europa fort. Auf kleinen Fahrzeugen, Schebeken genannt, die sie mit etwa fünfzig Mann und einigen elenden Kanonen in Wehrstand brachten, durchkreuzten sie feindselig alle Striche des Mittelmeers; schwärmten sie von den kanarischen Eilanden bis zu den Belten im Norden; und fehlte Beute auf den Wellen, warfen sie sich plündernd an die Ufer der Länder, und raubten sie Dörfer und Landschlösser aus.

Wie sie mit Verachtung und Stolz die europäischen Könige behandelten, so thaten sie bald auch gegen das aufblühende Amerika.

Schon unterm 4. November des Jahres 1796 hatten die vereinigten Freistaaten von Nordamerika einen Freundschaftsvertrag mit Tripolis geschlossen, und sich mit den übrigen Räuber-Reichen auf gut europäisch verständigt, wie man sich mit Räubern freundschaftlich abzufinden pflegt, wenn man fühlt, daß man der Schwächere sei. Die Afrikaner dagegen benahmen sich gegen die Freistaaten der neuen Welt so europäisch-politisch, daß sie die Verträge so lange hielten, als sie ihren Vortheil dabei fanden. Der war nun nicht ewig; also gabs vielmals Händel, sogar mit dem freundschaftlichen Tripolis, mit welchem jedoch unterm 3. Juni 1806 der Friede neu geschlossen wurde.

Digitized by Google

Inzwiſchen fühlten die Amerikaner ihre Kraft gewachſen, und ihr Stolz duldete nicht länger die ſchmachvollen Erniedrigungen, welche man ſich in Europa gefallen ließ. Was das gewaltige Albion nicht konnte, oder wollte, Albion, welches den Zepter der Oceane führt; was Bonaparte, der ſo Vieles verrichtet hatte, nicht verrichten konnte: das geſchah von den wackern Nordamerikanern. Und die ſtolzen Briten mußten Zeuge ſein, daß einige ihrer ehmaligen Kolonien größer und kräftiger handelten, als ſie gehandelt hatten. Mit Räubern muß nicht anders, als mit Kanonen unterhandelt werden. Der nordamerikaniſche Bundesſtaat in neuen Zwiſten mit den afrikaniſchen Raubſtaaten ſandte ſeine Flotte aus, ſie zu züchtigen. Nach der gänzlichen Niederlage des algieriſchen Geſchwaders bei Karthagena ward der Bei von Algier am 20. Brachmonds 1815 vertragsmäßig genöthigt, zu erklären, nie wieder Tribut von Amerika zu verlangen. Er mußte alle von ſeinen Freibeutern aufgebrachten amerikaniſchen Schiffe wieder ausliefern. Dabei blieb es nicht. Er mußte noch an den Bundesſtaat eine Entſchädigung von 60,000 Piaſtern zahlen; Tripolis mußte 150,000, Tunis 30,000 Piaſter baar in die Hand des Siegers erlegen. So geſchah, was bisher nicht Sitte geweſen, daß die Berbern, ſtatt Geld zu erhalten, geben mußten.

Dieſer Schritt Amerika's, ruhmreich für den Freiſtaat der neuen Welt, war eben ſo ſchmachvoll für die europäiſchen Mächte, beſonders, da jedermann wußte und weiß, wie ehrerbietig und nachgiebig ſich dieſe immerdar gegen die ſtolzen Afrikaner bewieſen hatten. Es iſt unglaublich, wie niederträchtig und verächtlich die vornehmſten Höfe unſers Welttheils in der Perſon ihrer Konſuln zu Marocco, Tunis, Tripolis und Algier behandelt worden ſind. Bei dem mindeſten Anlaß, bei der geringſten Unzufriedenheit eines Dei's, wurden die Geſandten der chriſtlichen Mächte ergriffen, grob mißhandelt, ſogar in Ketten und Banden gelegt, zuweilen ſogar hingerichtet. Die Berbern wiſſen ſehr gut, auf welches Anſehen europäiſche Könige Anſprüche machen; aber eben deswegen geben ſie es ihnen nicht. Man weiß, daß in einem Zeitraum von zwölf Jahren allein der Dei von Algier zween britiſche und zween franzöſiſche Konſuln mit Schimpf und Schanden weggejagt, einen Konſul von Dänemark und einen holländiſchen Konſul in Ketten gelegt hat; daß der algieriſche Großbeamte beim Seeweſen einem ſpaniſchen Konſul Maulſchellen gab und zur Thüre hinauswarf. Das geſchah, und der ſüße Friede ward darum nicht gebrochen. Selbſt der berühmte Nelſon, an der Spitze von eilf Schiffen, konnte den algieriſchen Dei nicht bewegen, den erſten der beiden weggejagten britiſchen Konſuln wieder in ſeine Stelle zurückkehren zu laſſen. Man kann ſich einen Begriff davon machen, wie ſolch ein berberiſcher Seeräuberfürſt die Geſandten der größten Mächte Europens anſieht. Eines Tages ſagte Achmet Baſcha, Dei von Algier, zum britiſchen Geſandten: „Dein Betragen gefällt mir durchaus nicht. Fährſt du ſo fort, ſiehſt du, ſo laß ich dich lebendig auf dem Begräbnißplatze der Juden mit Hundedreck verbrennen!"

Digitized by Google

Wenn man bedenkt, wie anſpruchsvoll der britiſche Hof auf die ihm gebührende Achtung ſelbſt bei den entfernten Chineſen iſt, bei welchen vielleicht durch einige Nachgiebigkeit Handelsvortheile von Bedeutung erworben werden könnten; wenn man bedenkt, daß eben dieſer Anſprüche willen auf Anerkennung der Größe des Königs von Großbritanien ſchon manche der engliſchen Geſandtſchaften nach China ihren Zweck verfehlten: ſo wird das duldſame Betragen gegen die afrikaniſchen Dei's um ſo auffallender.

Man muß ſich nicht einbilden, daß dieſe Baſcha's ſo roh und kenntnißlos wären, nicht zu wiſſen, welche Rückſichten höhern oder niedern Geſandten auswärtiger Mächte, die doch immerdar Stellvertreter derſelben ſind, gebühren? — Sie wiſſen es ſehr wohl, und verzeihen keinen Fehltritt, der die Achtung verletzt, welche ſie für ſich, oder ihre Abgeordneten begehren. Sogar jeder rohe Negerkönig im Innern Afrika's verſteht in dieſem Stück, was die Franzoſen Etiquette nennen. Ein Beiſpiel davon iſt hier vielleicht nicht am unrechten Platze.

Der König von Angola ſah ſich bald nach ſeiner Thronbeſteigung im Jahr 1622 genöthigt, an die ſiegreichen Portugieſen einen Geſandten zur Unterhandlung abzuordnen. Er wählte dazu ſeine Schweſter Chinga. Als die Negerin mit ihrer Begleitung zum portugieſiſchen Oberbefehlshaber von Loanda, Don Correa de Souſa kam, fand ſie ihn in ſeinem Beſuchzimmer auf einem prächtigen Seſſel thronend; für ſich hingegen nur zwei ſammtne mit goldnen Borten beſetzte Kiſſen zum Sitz.

Chinga empfand die Demüthigung, ohne im mindeſten den Unwillen ihres Stolzes blicken zu laſſen. Sie befahl einer Perſon ihres Gefolges, auf das Kiſſen nieder zu knieen, und ſich vorwärts gebückt auf die Ellnbogen zu ſtützen. Dann ſetzte ſie ſich auf dieſen lebendigen Thron und unterhandelte. Der Portugieſe verlangte, der König von Angola ſolle ſich zum Vaſall der Krone Portugal erklären. Chinga erwiederte: „Mehr kannſt du nicht verlangen, wenn Angola ſchon ganz beſiegt wäre. Noch iſt dies nicht. Unterhandle mit meinem Bruder, wie mit einem mächtigen Fürſten; als Bundesgenoſſe Portugals giebt er die gefangenen Portugieſen frei, und bewaffnet er ſich zu deinem Beiſtand.“

Der portugieſiſche Machthaber mußte den Gründen der ſtolzen Negerfürſtin nachgeben. Als ſie ſich von ihrem Sitz erhob, blieb die Sklavin in der ihr befohlnen Stellung. Man machte die Abgeſandtin darauf aufmerkſam. „Ich ſchenke euch dieſe Perſon, antwortete Chinga: die Schweſter und Geſandtin des Königes von Angola ſetzt ſich nicht zweimal auf einen und denſelben Seſſel. So mag er dem Hauſe bleiben, in welchem ſie ſich ſeiner bedient hat.“

Weil die europäiſchen Höfe bisher mit feiger Willigkeit jede Erniedrigung, ja ſogar vertragsmäßige Zinsbarkeit von den Gewaltsherrn der Berbern auf ſich nahmen, hatten ſie ſichs allein beizumeſſen, wenn der Uebermuth derſelben zunahm; wenn ein Dei von Algier oder Tripolis ſolch einen König aus Europa kaum für ſeines Gleichen halten mochte; wenn er die Europäer entweder für furchtſam, oder für einfältig hielt. Denn ſchwerlich würde ein Dei, mit der

Digitized by Google

Macht Englands, oder Frankreichs, oder Spaniens, oder Dänemarks, oder Oesterreichs u. s. w. in seinen Händen, einem Fürsten zinsbar sein, der nicht mehr Macht hätte, als ein Despot zu Tunis oder Marocco.

Das ganze Heer, welches der Dei von Algier im Sommer 1816, da um sein Dasein gespielt ward, aufbringen konnte, bestand in 18,000 Janitscharen und 40,000 Arabern. Muth und Tapferkeit, durch Glaubenswuth gegen Christen erhöht, kann man diesen Leuten nicht absprechen. Aber sie sind keineswegs im Stande gegen ein europäisches Heer, auch von geringerer Stärke, das Feld zu halten. Man hat dies bei der Bonaparte'schen Eroberung Egyptens gesehen. Die Araber sind meistens leicht beritten, zu regelmäßigen Gefechten nicht geübt, in wilden Schwärmen streitend. Die berberischen Schaaren können in Kriegszucht und Waffenkunst nicht einmal mit den Kernheeren der Pforte verglichen werden, welche doch in den Kriegen mit Rußland und Oesterreich eine höhere Bildung annahmen. Eben so wenig furchtbar war die algierische Seemacht im Jahre 1816, da ihre gesammte Flotte aus vier Fregatten, fünf Korvetten, dreißig Kanonenböten, mehreren Briggs, Schebecken, und Handelsgoeletten bestand.

Tripolis besitzt noch minder Stärke. Ausser einigen tausend Mann stehenden Kriegsvolks hat dieser Raubstaat kein beständiges und geübtes Heer. In den ausserordentlichsten Fällen brachte er noch nie volle 20,000 Mann auf die Beine. Die Seemacht war noch im Jahr 1816 aus zween Korvetten, fünf Schebecken, vier Polacren und einigen bewaffneten Barken zusammengesetzt.

Mehr Macht hat der Bey von Tunis. Er besaß im Jahr 1814 eine Seemacht von sechs Fregatten, acht Korvetten, bei dreißig Schebecken, zwölf Briggs, sieben Kutter, acht Felucken, sieben Bombardierschaluppen, zwei Pinken, über vierzig Gallioten, und etwa sechszig Kanonenböte. — Was will aber diese Flotille gegen eine Abtheilung des britischen Seeheeres besagen? — Die stehende Landmacht von Tunis beträgt nur 5,400 Mann, aus Leuten türkischer Abkunft, Karugli's, zusammengesetzt; dazu gehören ohngefähr 3000 Reiter (Sionavi). Im Nothfall kann Tunis überhaupt 60 bis 70,000 Mann aufbringen, aber schlecht bewaffnet und ungeübt, — Schwärme von Beduinen und Türken, ohne Zucht und Regelmäßigkeit, leicht zusammenrinnend, leicht verfliegend; nur furchtbar in Kriegen mit ihres Gleichen, persönlich tapfer, und grausamer noch, als tapfer.

Die Marine des Sultans von Marocco und Fez betrug im Jahr 1812 zehn Fregatten, fünfzehn Gallioten, und mehrere Schebecken und Briggs und andere Kriegsfahrzeuge kleiner Art; das Landheer 40—50,000 Mann, theils aus Arabern, theils aus Negern bestehend, von welchen nur zwölftausend Mann, als reguläres Kriegsvolk mit bleibendem Sold, angesehen werden können.

Alle diese Staaten, in ihrem Innern übel geordnet; gewaltsherrisch regiert; in einem ungeheuern Raum am nördlichen Ende des großen Welttheils, in der Länge von ganz Europa, ausgedehnt; unter sich selbst von geringer Verbindung, oder ganz getrennt, schienen den europäischen Seemächten längst schon zur Beute bestimmt zu sein.

Digitized by Google

Wie wenig furchtbar der bisher thätigste und unruhigste der Berberstaaten, Algier sei, hat der britische Seebefehlshaber Exmouth bewiesen, als er im Jahr 1816 vor der Hauptstadt erschien. In der einzigen Seeschlacht vom 27. August vernichtete er die ganze Flotte des Räuberfürsten, zerstörte er mit seinem Bomben-Regen das Fort auf dem Molo, die beiden Hauptvesten von Algier und die Hälfte der Hauptstadt. Schon den Tag nach der Schlacht begehrte der Dei Waffenstillstand und Frieden.

Europa erwartete nach der Waffenthat des Exmouth große Ereignisse; Befreiung Europens von der schmäligen Zinsbarkeit; Befreiung der Seefahrer von der Furcht, beraubt zu werden. Man erwartete, was sich von der Großmuth der britischen Nation, der Beherrscherin der Meere, mit Recht versprechen ließ — und fand sich elend getäuscht. Es war Alles gethan, daß Algier alle europäische Sklaven sogleich in Freiheit setzen, gefangene Europäer fortan nicht mehr als Sklaven, sondern als Kriegsgefangene zu behandeln versprechen, und auf die sogenannten Konsulargeschenke verzichten mußte. Aber doch ward den Algierern bewilligt, daß jeder neue Konsul dem Dei auch künftig, guter alter morgenländischer Sitte wegen, ein Geschenk bringen müsse. Zwar dies Geschenk sollte vertragsmäßig nicht den Werth von fünfhundert Pfund Sterling übersteigen; allein man begreift wohl, daß je größer das Geschenk, je größer die Gunst ist, und daß, wenn auch der Dei kein Befugniß hat, eine reichere Gabe zu fordern, keiner Macht durch den Vertrag das Recht benommen ist, ein Mehreres aus freiwilliger Huld zu leisten. So ist die Einleitung getroffen, daß Alles beim Alten bleibe. — Den Algierern ist ferner gestattet worden, auch in Zukunft Krieg gegen andere Mächte zu führen; das heißt, wenn diese nicht zinsbar sein wollen, gegen sie auf Seeräuberei auszugehen. Natürlich, man kann Niemandem das verbieten, wozu man ihm die Macht in Händen gelassen hat. Zwar die gefangenen Christen sollen dann nicht mehr, wie ehmals als Sklaven, sondern als Kriegsgefangene behandelt werden; zwar auch Tunis und Tripolis haben aus freien Stücken (wenn man die Wirkungen des ersten Schreckens ein freies Stück heissen darf) dieselbe Verpflichtung übernommen. Allein damit ist das Loos der Gefangenen in Zukunft wahrscheinlich nur verschlimmert. Denn schwerlich kömmts den Berbern in den Sinn, Seeräuberei zu treiben, um Kriegsgefangene zu machen, die sie unentgeldlich ernähren sollen. Man wird die Gefangenen tiefer ins Innere des Landes führen, wohin selten oder nie ein Europäer reiset, oder gelassen wird. Da werden sie an die Karavanen des innern Afrikas, oder an Eingeborene verkauft. Ihr Loos mit verändertem Namen wird dasselbe bleiben, welches sie als Sklaven hatten; und ihre Befreiung aus dem Elende nur weit schwieriger, als sie bisher gewesen.

Die gefeierte Waffenthat des Viscount und nachmaligen Lords Exmouth vor Algier, die Vernichtung der Flotte, die Verbrennung der halben Stadt, war demnach nur Wirkung britischer Rache; keine Wohlthat für Europa, und sollte dies auch nach den Absichten des englischen Ministeriums nicht sein. England, um der Beherrschung des Mittelmeers gewisser zu bleiben, und im Gefühl seiner überlegenen Macht, ohne Furcht vor den Räubern, findet es

Digitized by Google

vielmehr zuträglich, das Daſein derſelben zu ſchützen, um an ihnen, ſo oft es ſein muß, gehorſame Vaſallen zu haben, und hilfreiche Bundesgenoſſen. So iſt in der That zu unſern Zeiten keineswegs die Pforte, ſondern Großbritannien die rechte Schirmherrin der berberiſchen Räuberſtaaten geworden. Der Brand von Algier war in der Geſchichte dieſer Zeiten nur ein Gegenſtück zum Brand von Kopenhagen.

Es iſt aus den öffentlichen Blättern bekannt, wie wenig die Berbern den Chriſten, als verächtlichen Ungläubigen, Treu und Glauben zu halten geneigt ſind. Es iſt bekannt, daß jede Demüthigung, welche ſie von denſelben erfahren, nur ihren Haß gegen ſie vermehrt. Nach der von den wackern Amerikanern erlittenen Züchtigung ging ihr Zorn gegen die Chriſten zuletzt in Wuth über gegen die Unſchuldigen. Man kennt den Aufſtand zu Bona am 23. Mai 1816, wo vierzig Chriſten ermordet wurden, die ihrer Andacht zu pflegen, von ihren Böten in der Bucht, wohin ſie der Korallenfiſcherei wegen gekommen waren, in die Kirche gingen. Und was erlaubte ſich nicht, kaum zwei Jahre nach Exmouths Siege, der Dei von Algier ſelbſt!

Seine Freibeuter fingen im Mittelmeere eine ſardiniſche Brigg auf, plünderten ſie, und führten ſie nach Algier, wo ſie unter dem Vorwande, ihre Papiere wären nicht in der vorſchriftsmäßigen Ordnung geweſen, als gute Beute erklärt ward. Der ſardiniſche Konſul, begleitet von den Konſuln der andern Mächte, begab ſich, um Vorſtellungen gegen die Gewaltthat zu machen, zum Dey. Auch der engliſche Konſul hatte über Gewaltthat zu klagen. Denn man hatte ſeinen eigenen Sohn verhaftet, und ſeine zwei jungen Nichten ins Serail geſchleppt und türkiſch eingekleidet.

Der Dey, umringt von ſeinen Leibwachten, ſtatt des Zepters den bloßen Säbel in der Fauſt, empfing die Konſuln der europäiſchen Könige, und hörte ſie mit Stolz und Zorn klagen. Dann brach ſein roher Grimm vor allem gegen den Briten aus, der ſeinen Sohn, ſeine Verwandtinnen zurückforderte. Er drohte dem Engländer, würd' er auf Zurückgabe der Frauenzimmer noch einen Augenblick länger beharren, auf der Stelle Befehl zu geben, daß man dem gefangenen Sohn den Kopf abſchlage, und das blutige Haupt vor der Thüre des Audienzſaales aufſtecke. Der unglückliche Vater, durch die Drohung des Wilden erſtarrend, von ſeinen Amtsgenoſſen beſchworen für den Augenblick nichts zu thun, mußte ſchweigen. Dann ſprach der ſardiniſche Konſul. Zur Antwort erhielt er die Weiſung, auf der Stelle Algier zu verlaſſen. Er mußte gehorchen. Aber man denke ſich, mit welchen Empfindungen es geſchah. Denn auch ſeine hübſche Tochter war in der Nacht ihm geraubt, und in das Harem des Dey geführt, wo ſich ſchon die beiden Engländerinnen befanden.

Dies iſt der ganze Erfolg von Exmouths Seezug. Ohnmächtig bleibt die Kraft des heiligen Bundes, und des nicht minder heiligen, welchen Sidnei Smith am 29. Chriſtmonds 1814 in Wien zur Abſchaffung der Sklaverei in den Staaten der Berbern ſtiftete. Eine Handvoll Barbaren, mit einigen ſchlechtbewaffneten, elenden Barken, fährt fort, die Meere unſicher zu machen; den Handel der Europäer zu gefährden und zu ſtöhren; allem Völkerrecht Hohn zu

Digitized by Google

bieten; und die auf Raubzügen gefangenen Bewohner aller Staaten unſers Welttheils ins Elend zu ſchleppen. Und chriſtliche Staaten, von denen jeder einzelne an Land- und Seemacht ſtark genug wäre, allen dieſen Räubern auf immer das Handwerk zu legen, ihre Janitſcharen, Beduinen, Sionavi's und Karugli's zu zerſtäuben, fahren fort, jede Beſchimpfung, jede Entehrung zu dulden, ihren Tribut zu entrichten und mit nie wiederkehrenden Geldſummen ihre gefangenen Landeskinder aus der Sklaverei loszukaufen.

Wie leicht wären die verlorenen Amerikas, die noch immer beklagten Kolonieen von Hayti, die Goldgruben Peru's in der Nähe Europens jenſeits des Mittelmeers wieder zu erobern! Europa hat noch manchen Scipio; aber Nordafrika keinen Hannibal. Jene reichen Küſten voll Getraides, die von den alten Römern einſt der Weltgarten genannt wurden; jene weiten Landſchaften unter warmem, geſundem Himmel, wo Reis und Datteln, Wein und Oliven, Zuckerrohr und Feigen, und alle Südfrüchte freudig gedeihen, würden, von europäiſchen Händen gebaut, ihren vormaligen Ueberfluß und Ruhm wieder empfangen und dem europäiſchen Handel neuen Aufſchwung geben. Dann erſt würde uns das verſchloſſene Innere Afrika's mit allen ſeinen Wundern, aufgethan werden. Mit dem Goldſtaub, den Perlen, Straußenfedern und Elfenbeinladungen der alljährlichen Karavanen von Guinea, Gdamſia, Tombuctu, Huſſa würden wir Belehrungen von der unbekannten Welt erhalten, die ſchon Herodots Zeitgenoſſen gewiß näher kannten, als wir. Wer kann berechnen, zu welchen Entdeckungen, zu welchem Gewinn für den europäiſchen und den Welthandel britiſche, ruſſiſche, franzöſiſche, niederländiſche, öſterreichiſche, preuſſiſche, neapolitaniſche Niederlaſſungen an den Küſten Nordafrika's führen würden? Der ganze ungeheuere Landſtrich vom Meerbuſen Sidra bis Ceuta, über dreihundert geographiſche Meilen lang, und von der Küſte bis hinauf zu den ſüdlichen Wüſten kaum von zwanzig Millionen Menſchen bewohnt, böte dem Eroberſtolz europäiſcher Feldherrn bleibendern Ruhm in den Weltgeſchichten, böte der Staatsklugheit ſo vieler beſchimpften Höfe gerechtere Gründe des Kriegs, und dem menſchlichen Geſchlecht edlere Hoffnungen zur Verbreitung der Geſittung und chriſtlichen Anbetung des Ewigen, als die ganze Weite unſers Welttheils von den Schlachtfeldern bei Moskwa bis Talavera und Liſſabon.

Dieſe Seufzer aber des gebildeten Europa's werden vergebens ausgehaucht. Vergebens erinnerten großherzige, kenntnißreiche Männer wie Sidnei Smith, von Holk, Pananti, Maggil, Herrmann und Andere an das Beſſere, was das Aufblühen unſers Welttheils, und einen langen, innern Frieden deſſelben zur Folge haben würde. — Grosbritanien legt das gebieteriſche Veto ein; denn es will für ſich allein auf den Ozeanen die Geſetzgebung und Herrſchaft; über alle Theile den Alleinhandel. Darum verwarf es ſchon die große Idee Napoleons. Es will das Daſein der Berbern, weil es ihrer bedarf.

Doch zur Bezeichnung unſers Zeitalters ſind dieſe Verhältniſſe Europens zu den nordafrikaniſchen Staaten viel zu wichtig, als daß ſie nicht mit Sorgfalt aufgehoben und den Lebensgenoſſen wie den Nachkommen lehrreich ſein ſollten.

Digitized by Google

Intelligenzblätter

zu den

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Zweites März-Heft 1818.

Ankündigung des Kunst- und Gewerb-Blattes des polytechnischen Vereins in Baiern.

Unter diesem Titel erscheint mit dem Jahre 1818 angefangen die polytechnische Zeitschrift, wovon bisher neun Hefte oder zwei und ein halber Jahrgang als wöchentlicher Anzeiger für Kunst- und Gewerb-Fleiß im Königreiche Baiern herausgekommen sind.

Der Beifall, mit dem diese Wochenschrift bisher überall aufgenommen wurde, die immer zunehmende Theilnahme an derselben, und die raschen Fortschritte der Künste und Gewerbe, nicht blos in Baiern, sondern überhaupt in ganz Europa, haben veranlaßt, daß diesem Blatte von nun an unter obigem Titel eine größere Allgemeinheit, als bisher, gegeben wird. Mit besonderer Rücksicht auf Baiern wird es in gedrängten Aufsätzen von Allem Nachricht zu geben trachten, was die Wissenschaften Anwendbares fürs Leben fördern, und was es sonst in den verschiedenen Zweigen der Künste und Gewerbe sowohl im In- als Auslande Neues und Erhebliches gibt, an Vorschlägen, Unternehmungen, Erfindungen, Verbesserungen und Ausführungen.

Das Kunst- und Gewerb-Blatt wird demnach enthalten:

I. Eigenthümliche Aufsätze. Wer etwas Wichtiges über irgend einen Gegenstand der zeichnenden und mechanischen Künste, der Technologie und des Handels, z. B. Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, Beschreibungen und Abbildungen nützlicher Maschinen, Werkzeuge und Fabriken, Vorschläge, polytechnische Topographien, Lebensbeschreibungen merkwürdiger Künstler, Fabrikanten, Manufakturisten und Kaufleute u. s. w., mitzutheilen hat, wird hier den rechten Ort und das geeignete Publikum finden. Zeichnungen von neuen und schönen Formen für Schreiner u. a. werden besonders willkommen sein. Die für das Blatt geeigneten Original-Aufsätze werden auf Verlangen mit einem billigen Honorar bezahlt. Es wird hierbei blos bemerkt, daß die Aufsätze in möglichster Kürze und Bündigkeit verfaßt sein müssen, und nicht über zwei Druckbogen betragen dürfen. Weitläufigere Abhandlungen können nur im Auszuge aufgenommen werden. Uebrigens wird auf die Verfassung des polytechnischen Vereins für Baiern hingewiesen, wo es (§. 29.) heißt: „Von Aufsätzen, deren Verfasser dem Verein unbekannt sind, oder deren Inhalt für das Blatt nicht geeignet sind, oder worin Unanständigkeiten, persönliche Angriffe u. dgl. vorkommen, wird kein Gebrauch gemacht.“

II. Kurze Bemerkungen und Nachrichten, vorzüglich gedrängte Auszüge aus den neuesten englischen, französischen, italienischen und deutschen Schriften, über neue und wichtige Anstalten, Erfindungen und Verbesserungen, über Ehrenbezeigungen, Todesfälle merkwürdigerer Künstler, Fabrikanten und Kaufleute; über die das Gewerbswesen betreffenden Regierungs-Verordnungen, u. s. w.

III. Polytechnische Literatur. Die neuesten Erscheinungen im Gebiete der Literatur, insofern sie sich auf Künste, Gewerbe und Handel beziehen, werden mit möglichster Vollständigkeit und Kürze, jedoch auch manchmal mit kritischen Bemerkungen mitgetheilt.

IV. Anzeigen von Kauf- und Handelssachen, von Gesuchen und Anträgen, u. dgl. Wer Unternehmungen, Kunst- und Gewerbs-Produkte, auch neue Schriften, die in die Polytechnik und Handlung ꝛc. einschlagen, zur öffentlichen und allgemeinen Kunde zu bringen gedenkt, kann seine Ankündigungen und Anzeigen durch das Blatt bekannt machen. Für Inserate werden

Digitized by Google

geringe Einrückungs-Gebühren 2 kr. für jede Druckzeile bezahlt. Nur die Mitglieder des polytechnischen Vereins für Baiern können ihre sie selbst betreffenden Anzeigen, wenn solche nicht über zwanzig Zeilen betragen, jährlich einmal unentgeldlich einrücken lassen. Uebrigens werden diese Anzeigen nach der Ordnung ihres Einlaufens als besondere Beilagen dem Blatte bei egeben.

Die Herausgabe des Kunst und Gewerb-Blattes geschieht durch die Verwaltungs-Mitglieder des polytechnischen Vereins.

Den Verlag besorgt die unterzeichnete Kommissions-Niederlage.

Wöchentlich erscheint, wie bisher, ein ganzer Bogen in gr. 4.; wovon 13 — 14 Bogen mit einem Umschlage und den nöthigen Beilagen und lithographirten Zeichnungen versehen, ein Heft; und vier Hefte mit einem Haupttitel und dreifachem Register einen Band ausmachen.

Das Kunst- und Gewerb-Blatt ist durch alle Postämter wöchentlich, und in Heften monatlich oder vierteljährig durch alle Buchhandlungen in ganz Deutschland zu beziehen.

Der Preis des Jahrganges ist hier auf der königl. Postamts-Zeitungsexpedition 4 fl. 30 kr., und in allen Buchhandlungen im In- und Auslande 5 fl. 30 kr., wovon die Hälfte mit der Bestellung zum Voraus geleistet werden muß.

Das königliche Oberpostamt München wird diese Wochenschrift im Innern des Königreiches überallhin und zwar zu 5 fl., in die entferntesten Gegenden des Königreiches aber zu 5 fl. 30 kr. abliefern.

Von den bereits herausgekommenen Jahrgängen kostet der erste von 1815. 2 fl. 15 kr.; die Jahrgänge von 1816 und 17 aber jeder 4 fl. 30 kr., wovon jedoch nur noch wenige Exemplare vorhanden sind.

Alle Industrie- Sonn- und Feiertagsschulen im Königreiche Baiern erhalten das Kunst- und Gewerb-Blatt um die Hälfte des Preises, wenn sie sich direkte an das Cellerische Kommissions-Magazin melden.

Allen, welchen die Belebung des deutschen Kunst- und Gewerbfleißes, die Beförderung des Schönen und Nützlichen am Herzen liegt, ins Besondere die verehrlichen Mitglieder des polytechnischen Vereins in Baiern, und alle übrigen deutschen Vereine der Art werden für die Verbreitung dieses gemeinnützlichen Blattes gerne mitwirken; sie werden darum freundlich begrüßt, und zu jeder Theilnahme eingeladen.

Alle, das Kunst- und Gewerb-Blatt betreffenden Einsendungen geschehen

an die

Cellerische Kommissions-Niederlage in München.

Ankündigung.

Die mit Ende des Jahres 1816 nach einer Dauer von vier Jahren wieder erloschene Wiener Literaturzeitung hatte einen so vortheilhaften Einfluß auf die Pflege der Wissenschaften in Oesterreich ausgeübt, und über ihre nur durch die ungünstigen Verhältnisse der Zeit herbeigeführte Unterbrechung ist so allgemein geklagt worden, daß die Erneuerung dieser für die Nationalbildung wichtigen Anstalt, wenn auch in einer veränderten Form, nicht anders als willkommen sein kann.

Ein Theil der Gelehrten, welche jener Literaturzeitung vorgestanden, wird mit dem Jahre 1818 eine rezensirende Zeitschrift unter dem Titel:

Jahrbücher der Literatur

herausgeben. Mehrere im In- und Auslande ihrer literarischen Kenntnisse wegen hochgeachtete, durch die Geschäfte, welchen sie vorstehen, ausgezeichnete Männer, haben sich diesem Unternehmen ausgeschlossen, welchem auch auswärtige deutsche Gelehrte von anerkanntem Verdienste ihre Mitwirkung zusichern.

Die oberste Staatsverwaltung wird, was während der Dauer jener frühern Literaturzeitung, wegen der Lage der öffentlichen Angelegenheiten nicht sein konnte, diesem neuen Institute ihren besondern Schutz angedeihen lassen, und es in jeder Hinsicht auf das kräftigste befördern.

Alles, was eine literarische Zeitschrift dieser Art sich mit Grund zur Pflicht rechnet, wird auch den Gegenstand dieser Jahrbücher bilden: sie werden den vollen Umkreis der Wissenschaft in Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften der Zeitgenossen zu umfassen suchen; partheilose Würdigung wird ihr erstes Gesetz, und Gründlichkeit ihr vorzüglichstes Bestreben sein.

Diese Jahrbücher werden den Erzeugnissen der Wissenschaften in den österreichischen Staaten besondere Aufmerksamkeit widmen, wozu sie die in manchen Zweigen der Wissenschaft jetzt sehr rege Thätigkeit vaterländischer Gelehrten, und der reiche Zuwachs der italiänischen Literatur auffordern; sie werden aber auch eben so sehr bemüht sein, die Werke jeder Literatur, durch welche Wissenschaft oder Kunst gefördert wird,

Digitized by Google

zur Kenntniß des Lesers zu bringen. Dieser Zweck des Instituts geht nämlich insbesondere dahin: einen befriedigenden Ueberblick des Vorzuglichsten zu geben, was die Zeitgenossen, von einem und demselben Streben nach Vervollkommnung der Wissenschaft geleitet, wenn gleich durch nationale Eigenthümlichkeit mannigfaltig unter sich geschieden, Edles oder Merkwürdiges leisten.

Das Intelligenzblatt, welches dem beurtheilenden Blatte beigegeben wird, und an keine Bogenzahl gebunden ist, wird die Literatur jeder um die Wissenschaft verdienten Nation berücksichtigen, und soll einzig der Bestimmung, den Plan des Ganzen zu stützen, gewidmet sein.

Von dieser Zeitschrift wird in der Gerold'schen Buchhandlung in Wien mit Ende jedes Vierteljahrs, ein zwanzig bis vierundzwanzig Bogen starkes Heft, gr. 8., in einer anständigen Auflage auf Velin erscheinen. Pränumeration wird in allen Buchhandlungen Deutschlands mit 8 Rthlr. für den Jahrgang angenommen.

Anzeige.

Die

Heidelberger Jahrbücher der Literatur

werden nicht nur in der bisherigen Form auch im künftigen Jahre fortdauern und jederzeit prompt durch die Posten und Buchhandlungen versandt, sondern es ist auch überhaupt durch die Vereinigung mehrerer hiesiger Redaktoren und durch die Theilnahme sowohl der frühern als auch einiger neuen Mitarbeiter ihr ungestörter Fortgang und eine möglichst gleichförmige Ausdehnung auf alle wissenschaftliche Fächer gesichert. Wenn Schriftsteller oder Verleger, welche eine baldige beurtheilende Anzeige der neu erschienenen Werke wünschen, uns dieselben zusenden wollen; so bitten wir, des theuern Porto's wegen, dieselben vermittelst Buchhändler-Gelegenheit, wozu wir namentlich die Andreä'sche Buchhandlung in Frankfurt am Main, und die F. C. W. Vogel'sche Buchhandlung in Leipzig vorschlagen, durch die Verlagshandlung mit Couvert: An die Redaktion der Heidelberger Jahrbücher, an uns gelangen zu lassen.

Heidelberg, im Dez 1817.

Die Redaktion der Heidelberger Jahrbücher.

Wir fügen dieser Anzeige nur bei, daß das December Heft der Heidelberger Jahrbücher von 1817 wegen nothwendig gewordener vermehrter Bogenzahl und Verfertigung des General-Registers sowohl über die Jahrbücher selbst als über den Bericht von neuen Büchern — erst jetzt ausgegeben werden kann. Der Preis des Jahrgangs 1817 ist 10 fl., der Jahrgang 1818 kostet 11 fl. oder 6 thl. 12 gr. welche unbedeutende Erhöhung sowohl die innere Einrichtung als die gesteigerten Preise des Materials und der Versendung bei dem ohnehin geringen Preise erfordern, bis wieder andere Verhältnisse eintreten.

Ihres besondern Interesse wegen geben wir zugleich die in dem November- und Dezember Heft enthaltene:

Beurtheilung der im Druck erschienenen Verhandlungen in der Versammlung der Landstände des Königreichs Würtemberg in den Jahren 1815 und 1816. I — XXXIII Abtheilung.

acht Bogen stark, besonders abgedruckt, aus; der Preis davon ist 15 gr. oder 1 fl.

Heidelberg, am 20 Januar 1818.

Mohr und Winter.

Das bei Erscheinung der Schrift:

Jung-Stillings Alter. Eine wahre Geschichte. Oder Heinrich Stillings Lebensgeschichte, sechster Band u. s. w.

versprochene Kupfer ist nun aller Orten versandt, und die Besitzer des Obigen werden sich für das längere Warten darauf entschädigt und überrascht finden. Es ist Jung Stilling auf seinem Todbette mit allen ihm zuvor theuern und lieben Umgebungen ganz ähnlich und getreu dargestellt. Daß Zeichner und Kupferstecher mit Liebe und größtem Fleiße das Ihrige gethan haben, um den Freunden und Verehrern des Verstorbenen ein würdiges Denkmal zu überliefern, wird allgemein anerkannt werden.

Da viele Besitzer der geringern Ausgabe der Biographie, wobei das Kupfer nicht gegeben wird, dasselbe einzeln zu erhalten wünschen werden, so können sich diese es durch jede Buchhandlung für 16 gr. sächs. oder 1 fl. rhein. verschaffen.

Stillings Alter u. s. w. auf Schreibpapier mit dem Kupfer kostet 21 gr. oder 1 fl. 36 kr.

— — die geringere Ausgabe ohne Kupfer 12 gr. oder 48 kr. und das Kupfer einzeln wie oben bemerkt.

Heidelberg, den 1 Febr. 1818.

Die Verleger Mohr und Winter.

Digitized by Google

Folgende Schrift:

Bemerkungen
über das
Neue Baierische Konkordat.
verglichen
mit dem neuen Französischen und dem frühern Baierischen vom Jahr 1807.

(5 Bogen in gr. 8.) ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 8 gr. oder 30 kr. geheftet zu haben.

Handbuch
des
Schweizerischen Staatsrechts.

MANUEL
DU DROIT PUBLIC
DE LA SUISSE.

In deutscher und französischer Sprache.
2 Thle. Preiß 5 fl. 45 kr. oder 3 rthl. 20 gr.

Diese Sammlung ist für jeden Staatsmann gewissermaßen unentbehrlich, und wenn sie nur allein für den gebildeten Schweizerbürger insbesondere von hohem Werth zu sein scheint, so hat sie nichts destoweniger auch für den Ausländer Interesse, der daraus den politischen Zustand von 22 Freistaaten in mannigfachen Formen und Gestalten näher kennen lernt. Durch den kürzlich erschienenen zweiten Band hat nun diese Saumlung einen höheren Grad von Vollständigkeit erhalten, und beide Bände enthalten folgende wichtige Dokumente: Die Urkunden des Bundesvertrags; die Verfassungen der 22 souveränen Kantone; die Vereinigungs-Urkunden der den Kantonen Basel, Bern und Genf zugefallenen Landestheile; ferner die vollständige Aushebung aller die Schweiz betreffenden Artickel aus den neu abgeschlossenen Friedensverträgen, so wie die Anerkennungs- und Gewährleistungs-Urkunde ihrer immerwährenden Neutralität und Unverlierbarkeit des Gebiets. In Hinsicht des französischen Theils der Bewohner der Eidsgenossenschaft wurde dieses Buch in beiden Sprachen herausgegeben, um somit den desfalls ergangenen Wünschen zu begegnen.

Archiv
der
Medizin, Chirurgie u. Pharmazie.
Drittes und viertes Heft.

Diese von einer Gesellschaft schweizerischer Aerzte herausgegebene Sammlung von Erfahrungen in praktischen Fällen der Heilkunst hat durch dieses neueste dritte und vierte Heft wieder einen sehr reichhaltigen Beitrag erhalten, wie sich aus folgender Inhaltsanzeige näher ergiebt: Ueber Cretinismus, und Erklärung von dessen Entstehen. — Ueber den Typhus, oder das Nervenfieber, welches in den Jahren 1813—1814 in einigen Gegenden der Schweiz herrschte. — Ueber die Anwendung der Schwefeldämpfe zur Heilung der Krätze, der Flechten und anderer chronischer Hautkrankheiten; aus dem Französischen des Dr. Galés zu Paris. — Ueber die Bewegung des venösen Blutes; eine Abhandlung in der akademisch-medizinischen Gesellschaft zu Paris vorgelesen — Bemerkungen über Wahnsinn, nebst Anwendung eines neuen Mittels in demselben; von Dr. Bernhard aus dem Kanton Graubünden. — Notizen: Warnung von der unächten Angusturarinde; ein Wort über ein zusammenhängendes ärztliches Verzeichniß der wichtigsten Erscheinungen in der allgemeinen physischen Lebensgeschichte des menschlichen Geschlechts. — Meteorologische Beobachtungen vom zweiten Halbjahr 1816; nebst den Krankheitsgeschichten dieses Zeitraums. — Die allgemeine schweizerische Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften; Bericht über ihre Versammlung im Oktober 1816.

Ueber Cretinismus (Fortsetzung). — Beobachtungen über einige Kinderkrankheiten. — Ueber die heilkundige Anwendung der schwefelsauren Räucherungen. — Einige Nachrichten von der in Zürich eingeführten Schwefelräucherungs-Anstalten. — Beschreibung und Abbildung eines degenerirten Ovariums. — Vorläufige Abhandlung über das Einsaugungsvermögen der Venen des kleinen und großen Kreislaufssystems. — Befundscheine. — Ankündigung einer Biographie des Hrn. Kaspar Hirzels. Bücheranzeige.

Diese Sammlung ist nun in vier Heften geschlossen, und der Ladenpreiß derselben ist 11 fl. oder 6 rthl. 12 gr. Vollständige Exemplare kann man sich noch durch jede Buchhandlung verschaffen.

Digitized by Google

Ueber des Königs Joachim von Neapel Leben, Gemüth und Untergang.

Seine jüngern Jahre. — Wie er Neapel fand. — Seine Eitelkeit. — Entzweiung mit seinem Meister. — Zwietracht mit sich selbst. — Verhältniß nach Napoleons Sturz. — Was seinen Untergang bereitet.

Es träumte den guten Bürgern des Fleckens Castres an der Garonne nicht davon, daß ein König unter ihnen geboren sei, als Joachim Murat, der Sohn wackerer Leute, bei ihnen am 25. März 1771 das Tageslicht erblickte. Hintennach zwar wußten sie sich groß mit ihm, und jeder, der von ihm ein Knabenstückchen zu erzählen wußte, erzählte, und erblickte darin schon Vorkündungen seiner Geistesgröße und hohen Bestimmung. Diese spießbürgerliche Gemeinheit muß man den Fleckenbürgern in der Guyenne zu gut halten, da wir noch Geschichtschreiber genug haben, welche dieselbe Albernheit treiben, und ihre Helden schon in den Bubenstreichen groß machen. Kindereien sind wahrlich Kindereien, häufig vielverheissender bei nachmaligen Flachköpfen, als bei ausgezeichneten Männern.

Joachim hatte, gleich der übrigen Fleckenjugend seines Ortes in der Schule nicht viel gelernt. Er war, das weiß man, ein lebendiger, queckſilberner Junge, der sich gern mit seines Gleichen balgte; tapfer und ohne Furcht, wie Huon von Guyenne; und dabei etwas von dem an sich hatte, was Wielands Elfenkönig dem Freund Scherasmin, unseres Königs Landsmann, vorwarf:

> Ich kenne dich, als einen wackern Streiter,
> Nur läuft zuweilen dein Kopf mit deinem Herzen fort*).

So ungefähr zeichnete er sich, als Soldat und Unteroffizier, in der verfassungsmäßigen Leibwacht Königs Ludwig XVI., so als Lieutenant und Hauptmann nachher bei den reitenden Jägern aus.

Er war ein eben so hübscher, als beherzter Mann, hatte in seinem Wesen viel Gefälliges; putzte sich gern; that als Soldat was er sollte; bewieß sich zu allem sehr anstellig; verrieth guten Kopf; zeigte viel Geistesgegenwart; trug dabei das Herz auf der Zunge, und war in allem, was er that, Feuer und Leben. Diese Eigenschaften reichten hin, ihn bei seinen Kriegs- und Zeltgenossen beliebt, beim schönen Geschlecht sogar gefährlich zu machen, und empfahlen ihn auch

*) Oberon, zweiter Gesang, St. 44.

Digitized by Google

wahrscheinlich dem Feldherrn Napoleon Bonaparte, der ihn im Jahre 1796 zu seinem Adjutant machte, als er den Oberbefehl beim französischen Heere in Italien empfing.

Bonaparte hatte ein glückliches Feingefühl, zur rechten Stelle immer den rechten Mann zu finden. Neben andern Eigenschaften, welche die Stelle verlangte, mußte der Mann aber auch diejenigen haben, welche Bonapartes Gemüth für sich forderte. Schon in Italien war dieser Feldherr, was späterhin Kaiser Napoleon war, herrisch, selbstsüchtig, eigensinnig. Darum liebt' er an seinen Leuten soldatisch-stummen Gehorsam. Verschlossen, argwöhnisch, unruhig, sah er an andern gern eine gewisse gutmüthige Offenheit und Geradheit. Vielthätig, rastlos, ungestüm, mit Augenblicken wuchernd, waren ihm Leute willkommen, die seine Winke verstanden, halb ausgesprochene Gedanken schnell faßten, und mit Raschheit vollzogen. Dabei hielt er viel auf äusseren Prunk, denn er war eitel. Und wie er seine Schwächen überall ziemlich gut zu verkappen wußte, that er auch hier. Mit stolzer Bescheidenheit erschien er öffentlich sehr einfach, aber seine Umgebungen mußten Glanz haben. Er wählte zu seinen nächsten Männern immer gern schöne Leute, oder solche, die schon durch ihr Aeusseres etwas vorstellten, „die Gabe zu repräsentiren" hatten, wie man sich ausdrückte. Napoleon wußte so gut, als Ludwig XIV. was zur vornehmen Schauspielerei gehörte.

Fast alle jene Eigenschaften, wie sie Bonaparte verlangte, vereinigte Murat in vorzüglichem Maße. Darum ward er seinem Oberbefehlshaber bald lieb. Dieser ließ ihn in mehr, als einer Schlacht, die Feuerprobe bestehen; schickte ihn mit seinen Geboten durch die dichtesten Kugelregen und gegen die mörderischesten Stückschanzen, und dann wieder an die italiänischen Höfe zu Unterhandlungen. Zu allem war Murat vortrefflich; in der Schlacht ein furchtloser Degen; an den Höfen ein artiger Mann, der, wie sollte das ein Franzose nicht? wohl zu reden wußte. Uebrigens war die Kunst, im Namen Bonapartes zu unterhandeln, keine Kunst. Er gab seinem Abgeordneten den bestimmten Zweck der Sendung an, das war genug und der Zweck bald erreicht, wenn man erschrockenen Fürsten und deren Räthen im Namen eines fürchterlichen Siegers Fluch und Segen, schimmernde Hoffnungen oder derbe Drohungen vorlegte. Gewöhnlich blieb nur leichte, wenn auch bittere Wahl übrig, zwischen zwei Uebeln das kleinste zu nehmen. So ging es dem Turiner Hof im April 1796 nach den Schlachten von Montenotte und Millesimo. Hier unterhandelte Murat den Waffenstillstand, und die Uebergabe von Ceva, Coni und Tortona. Es war da nicht viel zu widersprechen; und Murat hatte nun bewiesen, daß er so glücklich, als der feinste Hof- und Staatsfuchs zu negoziren verstände, ohne in seinem Leben am Hofe gelebt, oder ein Buch über diese wichtige Kunst gelesen zu haben.

Der Unterhändler rückte zum Brigadegeneral auf. Murat sah in Bonaparten den Mann, der der Schöpfer seines künftigen Glücks werden konnte. Deswegen schmiegte er sich an denselben an, und ließ sich seine Launen gern gefallen. Er wußte, daß dieser Mann es sei, der ihn hervorziehen könne. Doch bloßer, deutlicher, rechnender Eigennutz war es nicht allein, was ihn an Bonaparten inniger, als an jeden andern Menschen, fesselte. Sondern die gegenseitigen

Digitized by Google

Gemüthsarten beider, welche ganz für einander geschaffen schienen, zogen den einen zum andern. Murat, ohne viel wissenschaftliche Bildung, ohne ausgezeichnete Geistshöhe, fand, daß er eben nur in Bonaparte's Nähe wirklich mehr war, als er von sich selbst glaubte. Es ging ihm in der That, freilich unter andern Beziehungen, wie Leuten, denen, beim Gefühl der Ueberlegenheit trefflicher Köpfe doch bei denselben wohl ist, weil diese die Kunst verstehen, jene in Gesellschaften glänzen zu lassen, und sie auf feinere Gedanken, witzigere Einfälle hinzuleiten, als sie für sich selbst gehabt haben würden. Murat, ohne Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit der Denkart, zum soldatischen Gehorsam gebildet, von Natur eine gewisse, ich möchte sagen, weibliche Veränderlichkeit und Weichheit der Sinnesart tragend, empfand, ohne es sich selber klar zu machen, das Bedürfniß, sich an ein stärkeres festeres Wesen ausser ihm anzulehnen und emporzuwinden. Er liebte Bonaparten daher mit warmer Aufrichtigkeit und Hingebung. Gerade dies machte ihn dem spröden Korsen werthvoll. Denn dieser hätte nie mit einem eisernen Menschen, wie er selbst war, eins werden können. Die gleichnamigen Pole stoßen sich in der moralischen Welt so gut zurück, wie in der physischen, und die entgegengesetzten ziehen einander an. Murat ward auch für Bonaparte Bedürfniß.

Als dieser den romantischen Zug nach Aegypten that, nahm er daher vor allen Dingen den Sohn des Garonne-Ufers zur Zahl seiner Auserwählten. Die gegenseitige Zuneigung und Anhänglichkeit der beiden Männer, welche auf den lombardischen Schlachtfeldern begonnen hatte, vollendete sich unter den Pyramiden. Murat ward Divisionsgeneral. Er begleitete seinen Freund auch über das Meer wieder nach Frankreich heim, und half ihm treulich zum Sturz des Direktoriums im November 1799. Er war der, welchem die Rolle ertheilt ward, mit sechszig Grenadieren zu St. Cloud in den Saal der Fünfhundert zu treten, und das Wort zu sprechen: „Der Rath der Fünfhundert ist aufgelöst."

Bonaparte wußte wohl, daß sechszig Bajonette mehr als genug seien, fünfhundert oder auch tausend redselige Rathsherrn auseinander zu jagen. Zum Ueberfluß war das Spiel schon hinlänglich abgekartet. Inzwischen war doch diese That eine der ersten, welche den Namen Murats in der Welt etwas bedeutsamer machte. Ich sollte eigentlich nicht sagen, That, sondern sollte sagen Begebenheit. Und im Durchschnitt sind es auch nicht die Thaten, sondern die Begebenheiten, welche den meisten Namen machen. Murat hatte vor und nach dem viele Dinge verrichtet, welche an sich, wegen dabei bewiesener Einsicht oder Tapferkeit preiswürdiger gewesen wären; allein niemand sprach davon, denn zur That fehlte die Begebenheit. So wird der Name manches Feldherrn bei Schlachten gefeiert, zu deren glücklichen Ausgang er das Wenigste beigetragen haben mag, aber es hatte sich begeben, daß gerade er den Namen des Oberbefehlshabers trug, und die Lorbeeren erndten mußte, für welche andere, die mehr geleistet hatten, das Leben verloren.

In Folge jener Begebenheit ward Bonaparte Frankreichs erster Konsul, und Murat, der ihm Beweise des Muthes und der Anhänglichkeit genug gegeben hatte, sein Schwager.

Digitized by Google

Der erste Konsul fühlte sehr gut, daß er in diesen Augenblicken, da er sich an die Spitze eines beweglichen, unruhigen, meuterischen, parteilustigen, dabei kecken, entschlossenen und mächtigen Volkes emporgeschwungen hatte, treuer Freunde und Wächter bedürftig war, die sein Loos zum ihrigen machen wollten. Von allen seinen Nächsten füllte ihm keiner so ganz den wichtigen Platz für seine Person aus, als der vielgeprüfte Mann, der ihm diesseits und jenseits des Mittelmeers selten in großen Augenblicken von der Seite gewichen war. Er gab ihm also am 20. Jänner 1800 seine jüngste, achtundzwanzigjährige Schwester Karoline Bonaparte zur Gemalin.

Diese Begebenheit, welche man auch nicht That nennen kann, entschied nun über Murats künftige glanz- und unglücksvolle Bahn. Denn Bonaparte, wie natürlich, stellte seinen Freund und Verwandten von nun an überall voran. Bonaparte ward Kaiser, und Murat nothwendig Reichsmarschall; zwölf Monat später, Großadmiral von Frankreich und Prinz. Nun erfolgten unausbleiblich Bewunderungen und Schmeicheleien von allen Seiten. Napoleon gab ihm das große Band der Ehrenlegion; Preussen und Baiern sandten ihm ihre Orden. In allen Feldzügen Napoleons prangte Murats Name unter dessen ersten Helden, und mit Recht. Denn Murat war, als Fürst und Reichsmarschall, so beherzt, gewandt und thätig, wie ehmals bei Millesimo und Montenotte, als Adjutant. Ein Jahr nach seiner Verfürstlichung ward er Großherzog von Cleve und Berg.

Zwar längst schon hatte Murat, als Staatsmann gegolten oder gelten müssen, weil es die Umstände zuweilen so mit sich brachten. Indessen war ihm doch der Degen lieber, als die Feder geblieben, weil er seit seiner Kindheit jenen zu handhaben gewohnt und geübt war. Er fühlte das selbst und sagte es auch ohne Umstände. Freilich hatten ihn seine Landsleute in der Guyenne im Jahr 1803 schon in die Reihe der Gesetzgeber erhoben; doch war es ihm bei gesetzgeberischen Arbeiten nie gar gemüthlich gewesen. Er hatte diese Stelle ehrenhalber annehmen müssen, denn deswegen war er als Vorsteher der Wahlversammlung ins Departement du Lot gegangen; und eben deswegen hatten ihm seine Landsleute auch ehrenhalber den Beruf zur Gesetzgebung ertheilen müssen. Es machte sich damals in Frankreich, wie heut noch und überall, Vieles, worüber man sich hintennach oft wundert, wie es sich gemacht hat.

Sobald er aber, was ihm vormals nie beifiel, Landesherr geworden war, nahm er sich aufrichtig seines Berufes an. Es lag in seinem Willen, ein würdiger Fürst zu sein. Er hatte keine Kenntnisse, keine Erfahrungen. Er benahm sich zu Düsseldorf mitunter in seiner ungewohnten, neuen Rolle nicht ganz fein und zweckmäßig; aber wohlwollend immer. Er ließ sich gern belehren; folgte gern dem Rathe derer, die er für klug und redlich hielt; unterrichtete sich über Vieles selbst, wißbegierig bis zu den kleinsten Einzelnheiten. Es schien ihm daran gelegen zu sein, in seiner Art eine Art Napoleon zu sein. Doch jemehr er selbst wohl empfand, was ihm zum weisen Staatsführer noch mangle, je weniger wünscht' er, daß es andern sichtbar würde. Seine Eitelkeit duldete das nicht. Er arbeitete sich mit großer Leichtigkeit in die

Digitized by Google

Geschäfte hinein, und bekümmerte sich von nun an auch auf seinen Reisen und nachfolgenden Feldzügen um öffentliche Anstalten, Staatseinrichtungen und Geschäftsbehandlung. Diejenigen, welche ihn als Großherzog von Berg gekannt hatten, und nachher mit ihm, als König von Neapel wieder in Berührung kamen, versichern, daß er sich in Erfahrung und Geschäftskenntniß ungemein vervollkommnet habe. Als Großherzog zeigte er noch eine gewisse Unsicherheit, ein schüchternes Umhertasten. Seine Urtheile waren an sich eben so viele Zeugnisse eines gesunden, richtigen Blicks; aber zu wenig auf Sachkunde gestützt. Die Befehligung eines Heeres und die Führung eines Staats, die Leitung eines Volks, von dem das Heer nur eine kleine Abtheilung ist, sind wesentlich verschiedene Dinge. Wer dem Theile gut vorzustehen weiß, taugt darum noch nicht zum Haupt des Ganzen. Vielmehr hat die Gewohnheit, in einem Theile eingeübt zu sein, meistens üble Folgen bei Beurtheilung und Behandlung des Ganzen. Darum sind Mönche selten gute und wahrhaft weise Minister, und Generale selten treffliche Staatsführer gewesen. Sie bringen immer da ihre angeerbte Einseitigkeit mit, wo umgekehrt Vielseitigkeit zum Verdienst wird.

Am 15. Juli 1808 ernannte Napoleon seinen Schwager zum König von Neapel.

Der neue König, nun Joachim der Erste geheissen, gefiel sich als Stifter eines neuen Herrscherstammes sehr wohl. Er übernahm die schwerste aller Aufgaben, mit dem frohen Leichtsinn, wie eine der leichtesten. Schon als Großherzog von Berg hatte er Uebung gewonnen, einen Fürsten mit aller erforderlichen Würde vorzustellen. Mehr schien überall anfangs nicht nöthig zu sein. Geschmückt mit allen seinen Orden, die er überhaupt gern zur Schau trug, hielt er seinen Einzug in die Hauptstadt seines Reichs. Er brachte neues Leben, neue Pracht nach Neapel. Sein Hof ward sehr glänzend eingerichtet. Er selbst ward immer, als der Glänzendste, an demselben erblickt. Sinn und Sein der gepränglustigen Italiäner sagten ihm besser zu, als die derbe, trockene Schlichtheit der Deutschen im Großherzogthum Berg.

In Italien herrschte damals Ruhe. Der Kriegssturm wüthete jenseits der Pyrenäen. Neapel genoß eines scheinbaren Friedens. Das alte Königsgeschlecht war über das Meer nach Sizilien entwichen, und wohnte dort zwar mit unversöhntem Zorn, doch ohne Furchtbarkeit und Macht. Joseph Napoleon hatte seit zwei Jahren im Königreich Neapel geherrscht, und das Wichtigste der großen Veränderungen im neapolitanischen Gebiete schon gethan. Auf ihn fiel allenfalls das Gehässige, was dem Volke daran nicht hatte gefallen mögen. Joachim, der nach ihm kam, unschuldig am Vorhergegangenen, nahm was und wie ers fand und besserte und erleichterte. Josephs Vorgang gab seinem Nachfolger ein vortheilhafteres Spiel. Schon hatten sich alle Männer von Bildung und Aufklärung, welche das finstere Pfaffenthum und die kalabrische Unwissenheit, Rohheit und Trägheit ihres Volkes mehr, denn ein fremdes Königsgeschlecht haßten, an dieses unter frohen Hoffnungen für ihr Vaterland angeschlossen. Schon war ein großer Theil des Adels, eine unübersehbare Menge von Beamten durch eigenen

Digitized by Google

Vortheil mit dem Beſtehen des neuen Throns innig verbunden, und konnte die Widerkehr des alten, vertriebenen Königsgeſchlechtes nur wie das größte aller Unglücke fürchten. Denn in den Augen deſſelben mußte jeder Diener und Angeſtellte der neuen Herrſchaft, als Mitſchuldiger derſelben gegen die legitime Majeſtät der vormaligen Herrſchaft erſcheinen. Dies Alles, und auſſerdem Napoleons, des franzöſiſchen Kaiſers Glück und Macht über Europa, beide ſchienen damals unerſchütterlich und unvernichtbar, gaben dem König Joachim die beruhigendſte und heiterſte Ausſicht.

Kraft kaiſerlichen Beſchluſſes nannte er ſich König beider Sizilien, aber noch war er's nicht. Denn in Sizilien ſelbſt hielt Ferdinand IV. ſeinen Hof zu Palermo, beſchützt von den Waffen und Schiffen der Briten. Dieſe Nachbarſchaft hatte immerdar etwas Gefährliches. Das Räthſel blieb nur, wie Sizilien erobern? Die Sache war um ſo bedenklicher, da beiweitem die Mehrheit des Volks, beſonders desjenigen vom lazaroniſchen Schrot und Korn, dem alten Hofe im Herzen zugethan geblieben war. Der franzöſiſche Kaiſer ſchaltete zwar mit Völkern, wie mit Viehheerden; zertheilte und vertheilte, verkaufte, verſchenkte und vertauſchte ſie, als duldſame Leibeigne, wie er es aus der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts und der chriſtlich-europäiſchen Staatsklugheitslehre gelernt hatte: allein nicht ganz ſo ſahen es die Nationen an. Zwiſchen Neapel und Sizilien war und blieb noch immer ein geheimer und fleiſſiger Verkehr, den die Mißvergnügten im Lande, und die Ausgewanderten auf der Inſel miteinander unterhielten. Auch die frommen Mönche und Geiſtlichen, die das Seufzen und Reden von Amtswegen trieben, ſchwiegen nicht, beſonders da ſie von der gottloſen Aufklärung das Ende ihrer Herrlichkeit herbeigeführt ſahen. Dieſe Herrlichkeit beſtand unter andern im Genuß von nicht minder, als dem dritten Theil aller öffentlichen Einkünfte; und darüber war es ſchon der Mühe werth zu ſeufzen. Bei hundert Klöſter hatte König Joſeph aufgehoben; über zweihundert ſollten dies Schickſal noch erfahren. Nun iſt leicht zu berechnen, wie groß der fromme Jammer ſein mußte, wenn ihn mehr denn 50,000 Weltprieſter, mehr denn 31,000 Nonnen zu gleicher Zeit erhoben.

So lange der alte Hof zu Palermo wohl auf war, konnte König Joachim in ſeinem Pallaſt zu Neapel unmöglich ruhig ſchlafen, wär' er nicht der geweſen, der er in der That war: leichtmüthig und furchtlos. Sowohl die innerſte Stimmung ſeines Volkes, als Englands Macht und die Berückſichtigung anderer Staatsverhältniſſe lieſſen nicht ſo ſchnell an einen ernſten, entſcheidenden Krieg gegen die größte Inſel des Mittelmeers denken. Joachim that aber, was ihm ſeine Lage geſtattete, oder gebot. Dem Groll der Prieſterſchaft ein Gegengewicht zu geben, ſuchte er den zahlreichen Adel des Landes für ſich zu haben. Er berechnete, daß bei einem ſo armen, trägen Volk, wie das neapolitaniſche, eine Schaar von hundert und zwanzig Fürſten, anderthalb hundert Herzogen, beinahe zweihundert Marcheſen und über fünf hundert Grafen und Baronen vermöge ihres Reichthums gewichtigen Einfluß haben müſſen.

Darum ſchritt er in der ſchmeichelnden Behandlungsweiſe des neapolitaniſchen Adels fort,

Digitized by Google

wie schon König Joseph Napoleon klug genug begonnen hatte. Joseph schon hatte einen volkreichen Hof, ganz im Geschmack des kaiserlichen zu Paris eingerichtet, mit schönen Aemtern und Großämtern, deren wichtige Pflichten zu versehen, auch der leerste Kopf Talent genug hat. Joseph hatte eine königliche Leibwacht von 4000 Mann gebildet, worin prachtliebenden adlichen Müssiggängern Spielraum gegeben war, ihre Kräfte auf eine nicht ganz unnütze Art anzuwenden. Joseph hatte endlich, noch kurz vor seiner Verlassung des neapolitanischen Throns, im J. 1808, einen neuen Ritterorden, den Orden beider Sizilien gestiftet, dessen Zweck der Sinnspruch desselben: Renovata Patria (besser vielleicht Patria renovanda) ankündigte: Wiederherstellung des Vaterlandes. Da in diesem Orden fünfzig Plätze für Großwürdenträger, hundert für Komthure, überhaupt für siebenthalbhundert Ritter Plätze waren, so konnte ein guter Theil des neapolitanischen Adels hier versorgt werden. Jeder Ritter hatte ausser dem Bändchen noch jährlich den Genuß von fünfzig Dukaten, die wenigstens nicht zu verachten waren, und von den Großwürdeträgern besaßen ihrer acht jeder dreitausend Dukaten jährlicher Einnahmen.

König Joachim benutzte alle diese und ähnliche Stiftungen, sich den Adel zu verpflichten. Er kannte den Zauber, der in einer Elle Band liegt, die man im Knopfloch zu tragen vor andern Staubgeborenen das Recht hat. Er theilte freigebig Sterne, Kreuze, Titel, Kammerherrnschlüssel und andere dergleichen Sachen aus, die der Eitelkeit jedesmal so herzlich wohl thun. Aber darin irrte er doch, daß man mit einem Stückchen Seidenband einen rechtschaffenen und verständigen Mann fester an den Thron binde, als durch Gefühle der Gerechtigkeit und Tugend. Inzwischen diese Erfahrungen hatte er noch nicht gemacht. Er verließ sich darin auf den Takt seines kaiserlichen Schwagers Napoleon, der sich ähnlicher Mittel bei Stiftung der Ehrenlegion bedient hatte, jedoch bei dieser wahrlich mit einem höhern Sinn, als gemeinlich bei Ordensstiftungen der Fall zu sein pflegt. Aber auch Napoleon behielt zuletzt den hohen Sinn nicht bei; darum ging es mit ihm nieder.

Wie wenig jene politische Flitter dem König Joachim im entscheidenden Augenblick halfen, da sein Thron wankte, hat die Erfahrung gelehrt. Inzwischen freut' er sich der schimmernden Umgebungen. Er liebte, wie gesagt, die Pracht, und mochte vielleicht selbst mitunter glauben, (denn die Welt kannt' er in der That zu wenig,) daß äusserer Prunk von köstlichen Gewändern, achtspännigen Wagen, schnaubenden Rossen, vergoldetem Hofgesinde, der gaffenden Menge des Volks größere Ehrfurcht einflöße; — ein Irrthum, den man heutiges Tages allenfalls noch Frauenzimmern verzeiht, die sich gutmüthig damit täuschen, daß sie durch Kostbarkeit oder Eigenthümlichkeit ihres Putzes wirklich schöner oder minder häßlich werden. Ach, eine Schönheit oder eine fürstliche Majestät, welche in der Werkstatt des Schneiders verfertigt wird, erweckt in unsern bösen Zeiten wenig Verehrer und Anbeter.

Schon der General, der Marschall, der Großherzog Murat war durch die Sorgfalt, welche er an seine Bekleidung verschwendete, ausgezeichnet unter seines Gleichen. Aber der

Digitized by Google

König Gioacchino von Neapel trieb nun die Pracht bis zur Vertilgung alles erträglichen Geschmacks. Seine Garderobe war ungeheuer und von der mannichfaltigsten Abwechselung.

In welchem Aufzuge er beim Heer in Deutschland erschien, davon hat uns der wackere Freiherr Otto von Odeleben (in seiner Beschreibung von Napoleons Feldzug in Sachsen im J. 1813) ein Pröbchen gegeben: Sein Gesicht, aus dem zwei dunkelgraue lüsterne Augen blitzten, war mit Schnurr- und Backenbärten üppig verbrämt. Das schwarze Kraushaar fiel in Locken über den Kragen einer hellblauen Kutka, oder eines auf polnische Art geschnittenen, vorn herab zugeknöpften Pickeschen-Rockes, dessen enge Aermel unter den Schultern aufgeschlitzt waren. Den Kragen bedeckte eine goldene Stickerei. Ueber diesem Rocke trug er einen reichen von Gold geschlagenen Gürtel, an dem das leichte, gerade und schmale Schwerdt, von altrömischer Form, (ohne Bügel und Stichblatt mit dem großen Knopfe) hoch oben an der Hüfte saß. Der Griff war mit Edelsteinen und, wie ich gehört habe, auch mit den Bildnissen seiner Familie, in erhabener Arbeit, ausgelegt. Hierzu trug der König in der Regel purpur- und blutrothe, auf den Nähten mit Gold verzierte weiße Pantalons, und Stiefel von gelbem Leder oder Nankin. Ein großer, dreieckiger Hut, verkehrt gesetzt, vollendete das Ganze. Derselbe war mit weißen Straußfedern inwendig belegt, mit einer breiten goldenen Bogentresse eingefaßt, und mit einem Federbusch geschmückt, der aus vier weißen, nach allen Himmelsgegenden gesenkten Straußfedern bestand, aus deren Mitte wieder ein hoher, kostbarer Reiherstutz emporragte. Das Pferdezeug, mit seinen vergoldeten Steigbügeln, war im ungarischen oder türkischem Geschmack, indem eine lichtblaue oder purpurrothe, reich mit Gold gestickte Schabracke den Zelter überdeckte, welchen ein reicher Hauptschmuck auszeichnete.

Man muß gestehen, daß bei einer solchen polnisch-schwedisch-kastilianisch-römisch-türkisch-neapolitanischen Zusammensetzung, trotz allen Glanzes kein ächter, wohlthuender Geschmack vorherrschte, und daß dieses modern-antike Kostum schwerlich — selbst auf Theatern — jemals nachgeahmt werden dürfte. Ueber die beschriebene Kleidung vom feinsten Tuch oder Kasimir trug der König in kalter Witterung einen prächtigen, dunkelgrünen Sammetpelz mit Zobel aufgeschlagen. Die Farbe seines Hofstaates, der Stallmeister, Pagen und Bedienten, war ebenfalls purpurroth oder auch lichtblau. Er schien daher das ausgezeichnet Blendende seines azurenen italiänischen Himmels allen übrigen Farben vorzuziehen. Es konnte aber auch nicht fehlen, daß er bei der Nähe des Feindes oft zur Zielscheibe der Feuerschlünde ward. Einmal wenigstens, sagt Odeleben, war es ganz auffallend, daß die Batterien der Verbündeten, von einer ziemlich steilen Anhöhe am Ufer der Unstrut herab, gerade den Punkt aufs heftigste beschossen, wo der König von Neapel an der Seite Napoleons hielt.

Auch für die Vergnügungen des Hofes, für die Verschönerungen der Hauptstadt verwendete er jährlich ungezählte Summen.

Ehmals war der Eintritt in Neapel, wenn man von Rom herkam, nichts weniger, als vielverheissend. Es ging durch eine schlechte Vorstadt. Joachim ließ, ohnweit der alten Land-

Digitized by Google

ſtraße einen neuen Eingang öffnen, der einer ſo großen und ſchönen Königsſtadt würdiger war. Wie man dort auf die Höhe gelangt, entfaltet ſich da dem Auge ein Schauſpiel, welches in der Welt einzig in ſeiner Art iſt. Links dampft der hohe Veſuv; der Portici, die Torre del Greco, die Trümmer des nach neunzehn Jahrhunderten wieder aus dem Grabe hervorgeſtiegenen Pompeia beherrſchen jenen weiten Landſtrich, der ſich vor Neapel bis Caſtellamare ausſtreckt. Rechts breitet ſich majeſtätiſch Neapel am Abhange eines Berges, welchen das Caſtell krönt. Im Hintergrunde erblickt man in den Fernen die Inſel Capri, wo einſt der dritte der römiſchen Cäſaren eine ſchändliche Berühmtheit erſchwelgte, und heutiges Tages ein hochwürdiger Biſchof wohnt, deſſen vorzüglichſten Einkünfte aus dem Wachtelfang fließen.

Das königliche Theater von St. Carlo ward durch Joachims Freigebigkeit das prächtigſte, wie es das größte Europens war. Hier fand man die berühmteſten Sängerinnen und Tänzer beiſammen. Im Karneval, bei Bällen und Maskeraden, bei welchen der König nie fehlte, war die Beleuchtung des in einen ungeheuren Saal verwandelten Schauplatzes über alle Beſchreibung wunderbar und blendend. Mehrere tauſend Wachskerzen brannten und verwandelten die Nacht in ſonnenhellen Tag.

Man muß aber doch auch geſtehen, daß Joachim wirklich dem Ueberflüſſigen viel Nützliches beifügte, und zur Verbeſſerung des Schulweſens, des Heeres, der öffentlichen Sicherheit, der Staatsverwaltung, der Gerechtigkeitspflege u. ſ. w. manche löbliche Anordnungen traf. Er beſaß, wenn auch nicht immer die Kenntniß des Beſſern, doch das Wollen deſſelben. Ein franzöſiſcher Feldherr, auch beim Mangel aller wiſſenſchaftlichen Bildung, war doch weit über die Beſchränktheit italiäniſcher Mönchsköpfe hinaus, und kannte die vortrefflichen Einrichtungen vieler europäiſchen Länder, wenn auch nur daher, daß er ſie amtsmäßig hatte zerſtören helfen. Freudig unterſtützten ihn in Vollſtreckung ſeiner Wünſche zur Entwilderung des neapolitaniſchen Volkes die beſſern Geiſter des Landes. Dieſe, welche ehmals gleich Geächteten im Dunkeln lebten, oder ihre Seufzer über die Würdeloſigkeit, Ohnmacht und Entſittlichung ihres herrlichen Vaterlandes ſchüchtern unterdrückt hatten, waren ſchon ſeit Joſephs Thronbeſteigung hervorgetreten. Es ward aller Orten eine feſtere Ordnung, ein freierer Sinn, ein edleres Aufſtreben ſichtbar. Die Räuberbanden zerſtoben, die Lazaroni lernten arbeiten. Es ließen ſich Fremde in dem Lande nieder, wohin ſie ihre Wiſſenſchaften, Gewerbe und Künſte unter dem Schutze einer aufgeklärten und hilfreichen Regierung verpflanzten. Jeder Freund der Menſchheit mußte den Neapolitanern zu dieſen Verwandlungen, zu den hellern Ausſichten Glück wünſchen, und zu den Hoffnungen, daß die Hefen der Barbarei des Mittelalters in wenigen Menſchenaltern verſchwinden würden. Aber dieſe Hoffnungen blieben durch den düſtern Umſchwung des Schickſals unerfüllt.

Seit Joachim den königlichen Thron beſtiegen, hatte ſich doch mancherlei in ſeinem Innern rückſichtlich ſeiner Verhältniſſe zum franzöſiſchen Kaiſer geändert. Er wünſchte noth-

Digitized by Google

wendig von ihm nicht mehr, wie ein General oder Marschall, sondern wie ein König behandelt zu werden. Napoleon hingegen war der alte geblieben, und behandelte als Kaiser den König Gioacchino, wie vormals als Oberbefehlshaber seinen Adjutant Murat. Diese stolze Unvorsichtigkeit des Kaisers entfremdete ihm viele seiner ergebensten alten Freunde, und trug nicht wenig zur Schleunigkeit seines Sturzes bei. Auch Joachim, der ihm mit vollkommener Hingebung diente, ihn auf seinem Feldzuge gegen Rußland noch mit Vernachlässigung seiner eigenen Staaten begleitete, manches herbe Wort des gewaltigen Gebieters duldend verschmerzte, konnte zuletzt bei aller Selbstverläugnung doch nicht mehr den Eigensinn, die Härte, den rohen Ungestüm Napoleons ertragen. — So kam es in Deutschland, während des Feldzugs von 1813, zwischen beiden einigemal zu hartem Wortwechsel.

Der stolze Geist Napoleons, den das Glück wohl übermüthig, das Unglück nie zahm, nur finsterer und argwöhnischer machen konnte, ward durch die entscheidenden Niederlagen bei Leipzig störrischer, denn je. König Joachim hatte auch hier noch mit seinem gewohnten Heldenmuth, der an Verwegenheit gränzte, gestritten. Er selbst stellte sich damals an die Spitze von sechs französischen Kavallerie-Regimentern, um die Reiterei der Russen und Preussen durch einen gewaltigen Stoß zu brechen. Es gelang ihm nicht, wiewohl er sich der Gefahr preiß gab, getödtet oder gefangen zu werden. Schon war er im Gefecht erkannt; schon von einem Geschwader Preussen verfolgt; schon schrie ihm der nachsetzende preussische Offizier zu: „Halt! halt, König!“ als ein Reiter dem Offizier den Degen durch den Leib stieß, und den König rettete.

Dies alles, wie manches frühere Opfer, welches Joachim seinem Wohlthäter, Freund und Meister gebracht hatte, änderte dessen Ton gegen ihn nicht. Der König gab sich noch zu Erfurt alle Mühe, ihm eine friedlichere Stimmung gegen die siegreichen, verbündeten Mächte beizubringen. Er erndtete dafür derbe Vorwürfe und Abweisungen. Napoleon, einmal gereizt und wild, ließ jenen bekannten Tagsbefehl erscheinen, in welchem er den Vizekönig von Italien mit dem gerechtesten Lobe beehrte, abee den König von Neapel öffentlich beschimpfte. Joachim begab sich an dem Tage, da das Blatt erschien, auf der Stelle zum Kaiser, und fragte um die Ursache eines eben so ausserordentlichen, als tiefbeleidigenden Verfahrens. Napoleon antwortete ihm ganz kurz: „Ihre Pläne und Absichten kenne ich. Sie bilden sich ein, aus meinen gegenwärtigen Umständen Vortheil zu ziehen. Aber vielleicht ists mir in kurzer Zeit eben so leicht, Sie wieder vom Throne zu stoßen, als ich Sie darauf gesetzt habe.“

Diese Aeusserung erschreckte den König, der ohnehin muthmasete, daß Napoleon, um sich aus der Noth zu ziehen, wenig danach fragen würde, einen König von Neapel aufzuopfern. Dies entschied. Unter dem Vorwande, frische Kriegsvölker vom Rhein herbeizuführen, verließ er am 24. Oktober Erfurt, und reiste nach Italien zurück, um seinen Thron und seine Staaten zu schützen, die nun in Gefahr schwebten.

Digitized by Google

Angekommen in Neapel ließ er sogleich den verbündeten Mächten die Anzeige zugehen, daß er seine Sache von der des französischen Kaisers trenne. Mochte dies noch die Wirkung der ersten Furcht vor dem Glück der wieder Frankreich vereinten Mächte, oder des ersten Unwillens gegen Napoleon sein, — er schien den Schritt bald zu bereuen. Geborener Franzose, in die Nothwendigkeit gesetzt zu werden, vielleicht gegen seine alten Waffengefährten fechten zu müssen, gegen sein Vaterland, gegen den Urheber seines Glücks — der Gedanke ward ihm bald unerträglich. Wie heftig er auch über Napoleons treuloses Spiel, Gewaltthätigkeit, Stolz und Eigensinn empört sein mochte, nie konnte er sich der einmal gewohnten, ihn zum Bedürfniß gewordenen Zuneigung gegen diesen eisernen Mann ganz erwehren. Damit verbanden sich denn auch wohl die ernsten Vorstellungen seiner Gemalin und die Besorgnisse, daß an Napoleons Unglück auch das Seinige hängen könne; daß die alten europäischen Herrscherstämme immer eine Abneigung gegen die neu aufgekommenen napoleonischen behalten dürften. — Er schrieb dem Kaiser also: „Er sei bereit, sich ihm noch zu weihen, um das italiänische Königreich zu vertheidigen, dessen Sitz zu Mailand war; aber er begehre, daß dies Geschäft ihm einzig überlassen werde.“

Der Kaiser sah in diesem Antrag nur einen Anschlag des Königs von Neapel auf den Besitz von ganz Italien. Napoleon würdigte den Brief keiner Antwort*). So blieb Joachim in der Uneinigkeit mit sich selbst, beständig zwischen dem, was Staatsklugheit und dem, was innere Neigungen forderten, schwankend. Er schien, getrennt von dem ehernen Stabe, an welchem allein er sich bisher aufgerichtet halten konnte, in sich selbst, ohne Kraft, zurückgefallen. Seine Gemüthsart war, unter allen Schicksalen und Erfahrungen, dieselbe geblieben, die sie ehmals gewesen. Er hatte Alles, was ihn schätzbar machen konnte, Herzensgüte, scharfsinnigen Verstand, unerschrockenen persönlichen Muth, — aber keine feste in Grundsätzen erstarkte Denkart und entschlossene Beharrlichkeit. Dafür blieb er sich nie getreu, und so that er dessen, was sein sollte, bald zu wenig, bald zu viel. Dies war selbst im Umgang mit ihm sichtbar. Um das Widerliche des hochfahrenden, verschlossenen, stolzen, oder unverschämten Wesens zu vermeiden, verfiel er zuweilen in den ganz entgegengesetzten Fehler, und ward, nicht immer zur rechten Zeit und am rechten Ort herablassend, offenherzig und nachgiebig. Ganz Europa konnte sich von dem Unstäten in seinen Entschließungen während des italiänischen Feldzuges von 1813 und 1814 überzeugen. Zu derselben Zeit, da ihm seine öffentlichen Verhältnisse am dringendsten an die Sache der verbündeten Mächte zu halten geboten, vermocht' ers nicht seinen Kummer, seine Wünsche für Frankreich zu unterdrücken. Daher das Ungewisse in seinen Schritten, in seinen Worten, in seinen Unternehmungen, wodurch er sich eben so sehr dem Verdacht der Verbündeten

*) Napoleon läugnete nachmals den Brief empfangen zu haben, obwohl man ihm den Zeugen entgegenstellte, der ihm das Schreiben übergeben hatte. So, als Augenzeuge, der Verfasser der Considerations politiques sur les affaires de France et d'Italie. Par Mr. de J.**** Bruxelles 1817. Auch mehrere der nachfolgenden Thatsachen über Murat sind von diesem Wohlunterrichteten gegeben.

Digitized by Google

blos gab, als er von der andern Seite den Argwohn der Italiäner erregte, er verrathe sie alle, um sich zu retten.

Napoleon ward vom Thron gestürzt, und empfing zum Verbannungsort die Insel Elba; Oesterreich nahm ganz Norditalien. Ein großer Theil des italiänischen Volks war mit seinem Schicksale unzufrieden. Dafür wollte man nicht die langen Kriege und Leiden geduldet haben, um zuletzt wieder in die ehmalige Ruhmlosigkeit zurückzufallen. Es war in der Brust von tausenden ein volksthümliches Selbstgefühl erwacht; es waren seit zwanzig Jahren zahllose neue Begriffe geweckt und umgetauscht worden, die nicht so schnell wieder verschwinden konnten. Man wollte ein freieres, ehrenreicheres Dasein; man wollte Unabhängigkeit und Selbstständigkeit unter einem eigenen Haupt, unter einer starken, doch freien Verfassung Gesammtitaliens.

Diesen Gesinnungen und Wünschen der Edlern in Italien ging Joachim entgegen. Er suchte sie gern für sich zu vereinigen, wenn auch nicht so sehr, aus Ehrgeiz, doch aus Klugheit, da er, sich selbst überlassen, von den Bourbonen auf dem französischen Thron mit feindsinnigen, von den übrigen Höfen Europens mit kaltsinnigen Blicken betrachtet zu sein vermuthen dürfte. Ohne Freund, mußte er sich auf seine eigene Stärke verlassen und auf sein Recht; ohne Bundesgenossen mußte er sich im Mißvergnügen Italiens für den Fall der Noth einen Beistand zu erhalten wissen. Seine Gesandten beim Zusammentritt der Fürsten in Wien, General Ambrosio und Prinz Cariati gaben fleißige, aber doch gar keine zusichernde und beruhigende Berichte. Bessere kamen aus allen Gegenden Italiens, sobald er durch vertraute Personen diejenigen Männer von dem hatte unterrichten lassen, wessen er entschlossen sei.

Von Mailand, von Rom, von Bologna und andern italiänischen Städten kamen nun fast alle Tage Boten und heimliche Ausgesandte nach Neapel. Aus allen Städten erklang der nämliche Wunsch: Unabhängigkeit und Einheit Italiens unter einer verfassungsmäßigen mit Stellvertretung begränzten Staatsführung. Aber jede Stadt brachte auch ihre besonderen Ansprüche auf Beibehaltung gewisser Rechtsame und Freiheiten, und eigenthümliche Verwaltungen. — Man entwarf im Pallast zu Neapel Pläne. Es sollte, wenn die Stunde schlagen würde, keine vernichtende Umwälzung alles Bestehenden geschehen, sondern fortschreitende kriegerische Besetzung einer Gemeinde um die andere, die bei Annäherung des Unabhängigkeitsheeres ihren Wunsch zur Vereinigung durch Abgeordnete aussprechen, und den Willen der großen Mehrheit der Einwohner darthun würde. So sollte Italien schrittweis umgeschaffen werden zu einem einzigen neuen Staat; dessen Mittelpunkt sollte Rom mit einem Senat sein, zusammengesetzt aus Verordneten aller Städte. Großstatthaltereien sollten zu Turin, Mailand, Florenz und Neapel bestehen, wo zugleich die Sammelplätze großer, öffentlicher Anstalten und Behörden sein sollten.

Die Entwürfe waren nicht übel ausgearbeitet; aber es stämmten sich ihrer Ausführung Hindernisse entgegen, die nicht so leicht zu beseitigen waren. Eines der vornehmsten Hindernisse

Digitized by Google

lag wohl im Volke selbst. Die Mehrheit der Italiäner war zu dem großen Gedanken gar nicht reif, für welchen einzelne hochherzige und aufgeklärte Männer schwärmerisch glühten. Der gemeine Mann, gewohnt von seinem Gutsherrn getrieben, von seinen Priestern gegängelt zu werden, arm, roh, unwissend, zufrieden, wenn man ihn nur in Ruhe und seinen Rücken heil ließ, bekümmerte sich wenig um Italiens Einheit, um freisinnige Ideen und Selbstständigkeit der Halbinsel. Er konnte dabei unmittelbar für sich nichts gewinnen. Die Männer mit den liberalen Ideen forderten immer zuletzt so gut seine Unterwürfigkeit, seine Arbeit, sein Geld und im Kriege sein Blut, als irgend ein deutscher Fürst, oder ein kleiner einheimischer Prinz. Will man ein Volk begeistern, man wird es nur für seine persönliche Sicherheit, für seinen Glauben, für seine Gewohnheiten begeistern können, nicht für fremde Ideen, nicht für Könige, für Edelleute, und andere neue Herrn. — Was für Neapel die Sache verschlimmerte, war der allgemeine Haß, welchen sich das neapolitanische Kriegsvolk durch Ausschweifungen und Gewaltthaten in den römischen Gebieten, in den Herzogthümern Parma und Piacenza, und im Toskanischen während des letzten Feldzuges auf dem Durchmarsch erworben hatte. In manchen Gegenden wäre man wohl gar geneigter gewesen, gegen die Neapolitaner auszurücken, als sich an sie anzuschliessen. Die gute Mannszucht der Oesterreicher, das milde, schonende, weise Betragen ihrer Befehlshaber hatte umgekehrt die öffentliche Stimmung für diese erweckt. Andere Gegenden und Menschen wieder konnten sich des Argwohns nicht erwehren, daß der König von Neapel nicht des Volkes, sondern seinen eignen Vortheil und die Oberherrschaft Italiens verlange. Darum gaben ihm auch seine Anhänger den wohlgemeinten Rath, er solle, wenn er zur Sache schritte, die neapolitanischen Fahnen daheim, und statt derselben die Banner der Unabhängigkeit vor seinem Heere wehen lassen. Die Fürsten haben es aber mit ihrer Staatsklugheit so weit gebracht, daß sie lange zu thun haben werden, ehe die Völker ihren Verheissungen wieder treuherzig Glauben beimessen.

Ein anderes nicht geringeres Hinderniß war der König von Neapel sich selber durch die Unfestigkeit seiner Denkart. In seinen Gesinnungen, Begriffen und Entschlüssen war nie Zusammenhang. Aufwallend, ließ er das Geheimniß seiner Maßregeln bald in der Freude, bald in seinen Drohungen gegen den österreichischen Gesandten durchblicken. Bald schien er Alles thun, bald Alles verwerfen zu wollen, je nachdem ihm einige seiner Vertrauten Muth machten, oder andere von seinen Räthen abmahnten. Ein Wort seiner Gesandten in Wien, ein Brief des österreichischen Kaisers änderten plötzlich alle Gesinnungen in ihm. Einige seiner vornehmsten Räthe waren gegen jedes gewagte Unternehmen. Ohne Zweifel durch sie selbst wurde wohl oft der österreichische Gesandte in Neapel von dem, was im geheimen Rath vorging, mehr oder weniger belehrt, um den König zurückzuhalten. Als man darauf drang, einen Umriß der künftigen Verfassung Italiens zu erhalten, übergab er die Arbeit einigen seiner Minister, denen es um das Geschäft nicht sehr zu thun sein mochte. Ihr Zögern, wie ihre amtliche Stellung machte den Ungeduldigen keine Freude, welche endlich einmal die freisinnigen Grundsätze aus-

Digitized by Google

gesprochen zu hören wünschten, auf welchen sich Italiens künftiges Glück erheben sollte. Zu dem meinten sie: es sei zwischen Volksfreiheiten und königlichen Ministern eine natürliche, unüberwindliche Antipathie.

Die Berichte von Wien über die Gesinnungen des Kongresses gegen Neapel waren einander fortwährend widersprechend. Dies vermehrte das Schwanken in der Haltung des Königs. Er betrachtete beim Kongreß den Fürsten von Talleyrand als seinen ersten und unversöhnlichsten Gegner. Er behauptete, Talleyrands Haß gegen ihn sei blos aus Mißhelligkeiten über Interessesachen in Betreff des Fürstenthums Benevent entsprungen. In dieser Ueberzeugung vergalt er Haß mit Haß, und seine Staatsangelegenheiten, die eine kluge Selbstüberwindung empfahlen, konnten nie in ihm den eingewurzelten Widerwillen besiegen. Er wußte sehr gut, wie beharrlich Talleyrand die Wiedereinsetzung der sizilianischen Bourbonen auf den Thron von Neapel forderte. Nirgends kannte er Fürsprecher für sich. England, welches gegen ihn sehr freundlich zu sein schien, beständig die Abschliessung eines Bündnisses mit ihm verhieß, erklärte sich doch nicht weiter, und bewilligte dem König Ferdinand in Palermo Subsidien. Nur Oesterreich war die einzige Macht, welche ihn offen und ohne Vorbehalt anerkannte, und mit ihm freundschaftliche Verbindungen unterhielt; denn Preussen und Rußland schienen sich gar nicht in die Sache mischen zu wollen. Und gerade gegen Oesterreich allein war er durch sein feindliches Schicksal getrieben, die Waffen zu nehmen. Er konnt' es dieser Macht weder verbergen, daß er die Hoffnung und Stütze der in Italien regsamen Unabhängigkeitspartei wäre; noch konnt' er sich schmeicheln, den Wiener Hof durch Unterhandlungen oder Entschädigungen anderer Orten zu bewegen, auf die wieder empfangene Lombardei zu verzichten.

Während Alles im Ungewissen hing, kamen aus Frankreich einige von des Königs geheimen Ausgesandten nach Neapel zurück, und hinterbrachten: man sammle Kriegsvolk; man rüste zu Toulon eine Flotte aus, deren Bestimmung sei, sich mit den sizilianischen zu verbinden. Es wäre kein Zweifel mehr, Neapel würde von einem doppelten französischen Heere angegriffen werden, davon eines zu dem Kriegsvolk des Königs von Sardinien stoßen würde.

So gewagt, so unwahrscheinlich auch diese Anzeige war: Joachim maß ihr doch Glauben bei. Seine Gemüthsstimmung, durch das Wanken aller Dinge, durch Napoleons Sturz, durch das fremde oder kalte Wesen aller Höfe gegen ihn düster und argwöhnisch, machte ihn geneigt, gerade das Unglaublichste am glaubwürdigsten zu finden. Obschon man ihm vorstellte, Ludwig der Achtzehnte, kaum sicher auf dem Throne zu Paris, könne noch nicht an Krieg denken; die wenigen Regimenter, zu Lyon versammelt, und gegen das südliche Frankreich bestimmt, wären kaum zu beachten; obschon er zuletzt selbst zweifelhaft ward, und neue Kundschafter nach Frankreich schickte, — es blieb dennoch in ihm die Vorstellung haften, er könne angegriffen werden.

Digitized by Google

„Ich glaube zwar nicht, sagte er eines Tages zu einem seiner Vertrauten*): daß man in Frankreich daran denkt, mich jetzt schon zu überfallen; aber man kann sich doch dort vorbereiten, mir den Krieg zu machen, und zwar gerade in dem Augenblick, wenn der Wiener Kongreß auseinander ist. Dem muß ich zuvorkommen. Das Beste, was ich von Seiten Oesterreichs allenfalls erwarten kann, ist, daß es sich nicht gegen mich erklärt; zum Bundesgenossen werd' ichs gegen die Mächte des festen Landes nicht haben. Ich verlange auch nur seine Neutralität." Er schwieg einen Augenblick, und dann, wie von einer widerlichen Erinnerung auffahrend, fuhr er fort: „Hätte Prinz Eugen vor einem Jahre meinen Vorschlag angenommen, Italien unter uns beide zu theilen, wär' ich heute nicht in der verwünschten Verlegenheit; die Ruhe Italiens wäre gesichert, und niemand im Stand uns zu besiegen, — aber daran hilft es jetzt nichts zu denken. Es kömmt bei mir nun weniger darauf an, anzugreifen, als mich zu wehren. Und bei alledem mahnt mich doch Alles, daß ich wohl selbst der angreifende Theil sein müsse, wenn ich nicht erwarten will, daß mir der Krieg in einem Augenblick erklärt wird, da ich gar nicht darauf gefaßt bin."

Aus dieser Aeusserung erhellt, daß Joachim doch wirklich schon früher an Machterweiterung in Italien dachte; ferner, daß er in die alten Irrthümer anderer gefallen war, die da Völker und deren Sinn für nichts rechnen, sondern größere Macht nur mit dem Maßstab von Geviertmeilen messen, die sie besitzen. Daß er aber besorgte, wider seinen Willen der Angreifer werden zu müssen, dazu lag der Schlüssel im Zustand seines öffentlichen Schatzes. Dieser war so ziemlich erschöpft, und zwar in dem Grade, daß er, ehe zwei Monate vergingen, seine Kriegsmacht um zwei Drittel vermindern zu müssen voraussah. Wär' er ein Fürst im großen Sinne des Wortes gewesen, er würde sich schon seit dem ersten Tage seiner Herrschaft auf den letzten vorbereitet, und seit sechs Jahren weniger für Glanz und Flitterwerk verschwendet, als für Behauptung seiner Selbstständigkeit gespart haben. Aber so ists; das Glück spendet zwar königliche Kronen, doch nicht königliche Gedanken.

Jetzt wollt' er sich, es koste was es wolle, aus dem Zustand der Ungewißheit reissen, darum Krieg; er mußte ihn wollen, weil er nach zwei Monaten keine Mittel mehr dazu besaß. Nun macht' er nur Entwürfe zu Feldzügen und Proklamationen. Eine der letztern war so leidenschaftlich abgefaßt, daß sie eben so herabwürdigend für seine Feinde, als für ihn selbst war. Er machte, als man ihn davon zurückbrachte, eine andere, die eher einem Tagsbefehl glich, milder, gewöhnlich auf mehrere Papierschnitzel von ihm geschrieben, die er durcheinander in der Tasche bei sich trug, und erst zusammenreihen mußte, wenn er sie jemanden vorlesen wollte. Sie bestand in einem Aufruf an die in sizilianischen Dienst gegangenen neapolitanischen Soldaten, in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie ward gedruckt und nach Sizilien hinübergeworfen.

Sein Entwurf zum Feldzug gründete sich auf allzuleichtmüthig genommene Voraussetzungen.

*) Zum Verfasser der schon erwähnten Considérations politiques.

Digitized by Google

Er nahm nämlich an, Oeſterreich werde bei ſeinen Unternehmungen gegen Frankreich neutral bleiben; ferner, England werde den unterhandelten Bundesvertrag annehmen; der geheime britiſche Geſchäftsträger in Neapel erwartete von einem Tag zum andern mit der Rückkunft ſeines nach London geſchickten Eilboten die förmliche Genehmigung; ferner, ſobald ſich der König von Neapel in Frankreich zeige, werde Alles dort unter ſeine Fahnen treten. Er wollte alſo einen Theil ſeines Heeres auf ſeinen Fregatten in der Provence landen laſſen; mit einem andern Theil gegen die Alpen ziehen; unterwegs ganz Italien in Eins verſchmelzen; Oeſterreich durch Entſchädigungen beſchwichtigen; dann aus Piemont in Frankreich eindringen, wo er in Grenoble ſchon gutes Einverſtändniß zu haben meinte; in Frankreich ſogleich Napoleon II. und die Regentſchaft von deſſen Mutter ausrufen laſſen, wodurch er auch Oeſterreich zu gewinnen hoffte, und Alles abgethan haben, ehe England, welches am meiſten gegen dies Alles ſein würde, Zeit gewäune, dagegen etwas Wirkſames zu verfügen.

Nebenbei mocht' er auch auf das Wiedererſcheinen des Kaiſers Napoleon zählen, mit dem er unzweifelhaft eine Art Verbindung unterhielt. Doch allzuviel zählte er für ſich auf den Mann nicht, der auch in ſeiner Verbannung auf Elba ſo trotzig, hart und widerſpenſtig blieb, wie er auf dem Kaiſerthron geweſen. Joachim ſelbſt verrieth ſich einſt im Geſpräch über Napoleon, da ihm die Worte entfuhren: „Sollte man's denken, daß dieſer, der mir ſo viel Unrecht und Leid gethan, am Ende noch glaubt, über mich klagen und mir grollen zu müſſen. Hat er nicht erſt vor einigen Tagen in Elba geſagt, er wolle lieber auf alle Art Vorhaben Verzicht thun, als dazu irgend eine Hilfe von der Königin, oder mir fordern? In keinem Falle werd' er einwilligen, von mir nur ein einziges Schiff, nur einen einzigen Mann anzunehmen."

Wenn man bedenkt, daß Joachim von einem Augenblick zum andern befürchten mußte, der Kongreß könne die Wiedereinſetzung Ferdinands auf den Thron von Neapel beſchließen; Oeſterreich ihn jeden Augenblick verlaſſen; ſo wars natürlich, daß Joachim das Wiederauftreten Napoleons in Frankreich wünſchen mußte, um deſto ſicherer zu werden.

In der Nacht vom 26. zum 27. Februar 1815 verließ Kaiſer Napoleon die Inſel Elba, und ſeegelte mit ſeiner kleinen Schaar den franzöſiſchen Küſten zu. Den 2. März, Morgens um drei Uhr kam ſchon, als Eilbote, ein Sekretär der Fürſtin Pauline mit dieſer Botſchaft zur Königin von Neapel.

Joachim that in dieſem Augenblick, was ihm Pflicht und Ehre auflegten. Er ſchickte auf der Stelle Eilboten nach Wien und London, von der Entweichung des Kaiſers Anzeige zu machen, und ſeinen Verbündeten zu beweiſen, daß er den gegen ſie eingegangenen Verpflichtungen treu, in ſeinem Sinn vom Wechſel der Begebenheiten unangefochten bliebe. Von der andern Seite aber wollt' er auch von dem großen Ereigniß Vortheil ziehen. Er überredete ſich, kein Augenblick ſei günſtiger, die Entwürfe zur Vereinigung Italiens in ein einziges Reich durchzuſetzen, als dieſer. Während alle Mächte wieder mit Frankreich volle Beſchäftigung fanden, glaubte er in Italien freiere Hand zu empfangen. Der Zuſtand ſeiner Finanzen gebot

Digitized by Google

ungesäumtes Handeln. Er zweifelte nicht, seine kriegerischen Bewegungen würden Napoleons Unternehmen begünstigen, und diesen zum Dank verpflichten. Also erklärt' er dem Wiener Hof, er würde, wenn sich Oesterreich seinem Vorhaben auf Italien nicht widersetze, die Verbindung mit dieser Macht nicht aufgeben, so drückend ihm auch das zweideutige und wenig großmüthige Betragen des Wiener Hofes bisher gewesen wäre. Er verlangte deswegen offene, ungesäumte entscheidende Erklärung.

Oesterreich, bei großer Uebermacht ohne Furcht vor dem Dräun des Königs von Neapel, benahm sich doch gegen ihn sehr gemäßigt und großsinnig. Es machte sich anheischig, bei allen Mächten die Anerkennung des Königs sogleich auszuwirken; ihm den Besitz der so lange strittig gemachten Marken zu gewährleisten; es machte ihm noch mehrere andere Erbietungen, wenn er sein Kriegsheer mit den Waffen der andern Mächte gegen Frankreich verbinden wollte. Die Königin hatte auf ihren Gemal in Staatssachen wenig Einfluß, und zwar deswegen, weil er ihre Geistesüberlegenheit scheute, und in seinem Stolz nur den Gedanken nicht ertragen mochte, von ihr mehr oder minder geleitet zu sein. Sie aber war entschieden dafür, mit Oesterreich befreundet zu bleiben; den Bruch zu meiden. Vielleicht mochte dies den König mehr zum Entgegengesetzten reizen. Oesterreich, während es noch mit Neapel unterhandelte, ließ seine Kriegsmacht aus Norditalien über Bologna vorrücken; denn es kannte Joachims trotziges Fordern, seine Rüstungen, seine Absichten und wollte sich nicht überraschen lassen. Der König hinwieder vernahm den Anzug der Oesterreicher, brach alle Unterhandlungen ab, verließ Neapel und stellte sich an die Spitze seines Heeres.

Was ihm ohne Zweifel die meiste Zuversicht einflößen mochte, war ein großer Irrthum. Er zählte auf einen allgemeinen Aufstand Norditaliens zu seinen Gunsten. Er hatte ungeheuere Summen verschwendet, um überall seine Leute zu haben, von allen Orten Berichte über die öffentliche Meinung zu erhalten; und hatte sie empfangen, wie sie ein König empfängt, dessen Absichten man kennt, oder den man für Absichten zu gewinnen wünscht. Jeder hatte ihm Schmeichelhaftes für seine Person, und von der Begeisterung der italiänischen Völkerschaften, von der Tapferkeit und Treue seines Heeres, von der wachsenden Anzahl seiner Anhänger und dergleichen gesagt. So war er, sehr übel berichtet, in den gefährlichsten Selbstbetrug gerathen.

Noch ein anderer Umstand trat dazu. Die Nachricht von der Entweichung Napoleons und seiner Ankunft in Frankreich hatte bei den neapolitanischen Kriegsvölkern die ausgelassenste Freude verursacht. Die Soldaten jauchzten und jubelten und waren wie närrisch und trunken. Diese Schwärmerei wirkte heftig auf Joachim zurück, der, ohnehin noch immer durch seine Neigungen zu Napoleon hingelenkt, wohl einsah, daß er mit seinem Heer, wenn er dasselbe gegen Napoleon führen würde, wenig verrichten dürfte. Schon ziemlich friedfertig gegen Oesterreich gestimmt, machte ihn diese Stimmung der Soldaten wieder wankend. Und in derselben Zeit kam ein Brief aus Paris von einem Mitgliede der kaiserlichen Familie an ihn, wodurch er dringend aufgefordert wurde, sich für Napoleon zu erklären.

Digitized by Google

Der Brief war ohngefähr des Inhalts: „Der Kaiser sei zu Lyon im Triumpf empfangen; zu Paris vor dem zwanzigsten März erwartet; der König habe keine Zeit zu verlieren, sein voriges Unrecht gegen ihn wieder gut zu machen; er würde, wenn er auf der Stelle zu den Waffen griffe, den Entwürfen der Verbündeten ganz gewiß einen gewaltigen Riß beibringen; er würde, wenn er in diesem Augenblick, wo er vollkommen mit seinem Willen frei wäre, nur einen Augenblick anstände, welche Partei er nehmen sollte, auf ewig den Namen eines Verräthers an Frankreich verdienen; der Kaiser wäre übrigens schon der freundschaftlichen Neigungen Oesterreichs versichert, erwarte jeden Augenblick die Ankunft der Kaiserin und seines Sohnes, die ihm schon angekündet seien; es würde schändlich sein, wenn der König von Neapel sich das Beispiel von Vergessung alter Zwiste erst durch Oesterreich geben lassen müßte, welches dazu bereit sei; wenn er im entgegengesetzten Sinn handle, würde er, der Schwager des Kaisers, er, der demselben seinen Thron zu verdanken habe, von allen Fürsten Europens der einzige sein, welcher der That nach im Krieg gegen Frankreich stände, weil man der wohlwollenden neutralen Gesinnungen Rußlands und Preussens gewiß sei, und in diesem Augenblick selbst mit England, und des Erfolgs sicher, unterhandle; der Schrei der Begeisterung und Freude bezeichne den ganzen Weg des Kaisers von der Meeresküste bis Paris; es stehe wohl dem Könige von Neapel am wenigsten zu, dabei zurückhaltend zu sein; seines Throns, seiner Staaten Erhaltung hange von diesem Augenblick ab, und er werde doch noch nicht vergessen haben, daß man vor wenigen Tagen erst in Wien daran gedacht habe, ihn abzusetzen u. s. f.“

Dieser unglückliche Brief entschied; oder vielmehr Joachims unglückliche, ewige Entzweiung mit sich selbst. Er flog von Neapel nach Ankona; er gab die Befehle zum Aufbruch. Die Feindseeligkeiten begannen. Am dritten Mai geschah die Schlacht bei Tolentino. Er verlor sie, ohne Hoffnung sein zersprengtes Heer wieder zusammenbringen zu können. Es blieb ihm nichts übrig. Alles war verloren. Er eilte nach Neapel zurück. Sein erstes Wort zur Königin war, da er zu ihr kam: „Ach, ich konnte nicht sterben!“

Er floh bekanntlich nach Frankreich, und lebte hier eine Zeitlang verborgen in trostloser Verzweiflung. — Inzwischen blieb ihm noch eine dunkele Aussicht auf Napoleons Waffenglück gegen die Verbündeten. Siegte Napoleon, so hoffte er auf die Dankbarkeit desselben, für den er sich geopfert hatte; nicht weniger auf die Anhänglichkeit des neapolitanischen Volkes. Dieser Traum beruhigte ihn wieder, gab ihm neue Thätigkeit und führte ihn zuletzt von Frankreich nach Korsika, von da an die neapolitanischen Küsten abentheuernd — in den Tod.

Die Umstände seiner Gefangennehmung, seiner Mißhandlung und Hinrichtung sind bekannt genug; weniger diejenigen welche ihn auf das neapolitanische Ufer brachten. Verschiedene sind angegeben worden von verschiedenen Schriftstellern. Nicht die unwahrscheinlichste, aber die schauderhafteste aller Angaben ist die, welche der Verfasser der Considérations politiques sur les affaires de France et d'Italie aus einem Briefe schöpfte, den er bald nach der Ermordung Joachims von einem Wohlunterrichteten aus Neapel empfing. Diesem zufolge hatte der König, immer in

Digitized by Google

der Einbildung, daß seine ehemaligen Unterthanen zu sehr an seine Macht, an seinen Namen gewöhnt, alle öffentliche Behörden ihm viel zu anhänglich wären, die Hoffnung fest gehalten, den Thron wieder zu besteigen, auf dem er sich nicht umringt von den Waffen eines zahlreichen Heeres hatte erhalten können. Er hörte daher auch nie auf, ununterbrochene Verbindungen mit einigen der vormals angesehensten Personen seines Hofes zu haben. Mehrere von seinen an sie gerichteten Briefe fielen aber in die Hände des Polizeiministers vom König Ferdinand. Der Minister ließ die betreffenden Personen berufen und sagte: „Der König, sein Herr, habe zwar niemals an ihrer treuen Ergebenheit gegen seine Person zweifeln mögen; gegenwärtig aber biete sich für sie eine Gelegenheit dar, ihre Treue auf die unzweideutigste Art zu erproben. Er habe nämlich Briefe in Händen, die von Murat an sie gerichtet wären; diese Briefe brächten ihre Treue allerdings in schweren Verdacht, wenn man vermuthen dürfte, daß sie auch nach Murats Abreise noch Verständniß mit ihm unterhalten hätten. Er wollte ihnen nun ein ganz einfaches Mittel angeben, sich in dieser Hinsicht von jeder möglichen übeln Vermuthung zu reinigen. Sie sollten, wenn es ihnen mit ihrer Ergebenheit gegen König Ferdinand ernst wäre, nur einen Brief unterzeichnen, den er ihnen in die Feder sazen wolle. Könnten sie das nicht, wären sie unfehlbar verloren."

Erschrocken willigten die überraschten Personen in Alles, was man von ihnen verlangte. Der Brief wurde geschrieben und unterzeichnet. Er enthielt die dringendsten Einladungen an den unglücklichen Fürsten, „keinen Augenblick zu verlieren und sich einzuschiffen"; man versicherte ihn, „daß ihn zu Neapel eine starke, mächtige und ihm völlig ergebene Partei erwarte; daß er dem Ueberbringer dieser Schreiben volles Zutrauen schenken möge; derselbe kenne den Punkt der neapolitanischen Küste am besten, wo er mit aller Sicherheit landen könne" u. s. w.

Dieser Brief wurde einem Manne des Polizeiministers übergeben und weitere Weisung dazu. Derselbe schiffte sich sogleich nach Korsika ein, und vollzog seine Sendung mit aller Klugheit und Treue. Er suchte den König Joachim auf; wußte sich, ohne große Schwierigkeit des Vertrauens des nur allzuleichtmüthigen Fürsten zu bemächtigen; traf selbst alle Anstalten zur Abfahrt nach Neapel, und endete sein Geschäfte damit, daß er die Landung da machte, wo der Fürst den Tod finden mußte.

War König Joachim in der That aufrührerischer Anschläge gegen Neapels Ruhe schuldig: so war er allerdings laut Kriegsrecht, und kraft König Ferdinands Recht zur Selbsterhaltung, des Todes so gewiß würdig, wie jeder andere, der König oder Nichtkönig sein mochte. Aber wessen ist der würdig, welcher mit Verräthereien solchen Mord herbeiführte? Die Zukunft wird noch manchen Schleier von schaurigen Werken der Finsterniß und ungerügten Verbrechen unsers Zeitalters hinwegzunehmen haben.

König Joachim war der schwierigen Rolle nicht gewachsen, welche ihm das Schicksal zu spielen gab, und doch eitel genug, sie anzunehmen. Er hätte weiser gehandelt, wenn er sich besser gekannt hätte. Aber dies selbst ist eine Weisheit, die man bei wenigen Sterblichen findet.

Digitized by Google

Nordamerikaniſche Freiſtaaten.

Nationalſtolz der Amerikaner. — Denkmal zu Paoli. — Die Freiheit in der neuen und in der alten Welt. Schilderung des ſich jetzt bevölkernden Gebietes von Miſſuri.

Das wunderbare Aufblühen des freien nordamerikaniſchen Bundesſtaates, das jährliche, ungeheuere Anwachſen der Bevölkerung, die Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, Künſten, Gewerben, die zunehmende Macht des Staates auf dem Lande, wie auf den Meeren, gewähren dem Europäer ein großes, gemütherhebendes Schauſpiel, wenn der Anblick deſſen ihn ermüdet, oder niedergebeugt hat, was er auf ſeinem alten Welttheil wahrnehmen muß, wo man ſich an den Ketten verjährter Vorurtheile herumſchleppt.

Die Amerikaner ſelbſt verkennen die beneidenswürdigen Vorzüge ihres Zuſtandes nicht. In ihren öffentlichen Verſammlungen, in ihren Schriften, in allen ihren Zeitungen vernimmt man die Sprache der Menſchen, die ihr Glück fühlen; ein Glück, welches ſie eben ſo ſehr dem jungfräulichen Boden danken, welchen ihre Hand urbar macht, als dem Gefühl ihrer Freiheit unter wenigen, aber weiſen Geſetzen, und unter einfachen, aber naturgemäßen Verfaſſungen. Man kann behaupten, daß noch heutiges Tages dort dieſelbe Begeiſterung für Unabhängigkeit glüht, mit welcher dieſe einſt erfochten ward. Der Ausdruck dieſer Begeiſterung iſt noch eben ſo leidenſchaftlich, als damals, wo es galt, die Rechte Amerikas gegen den Druck der Briten geltend zu machen. Was das allgemeine Vaterland angeht, iſt Sache jedes Stadtbewohners, jedes Pflanzers. Aller Orten erſcheinen Flugſchriften, Zeitungen, Berichtblätter, welche die Angelegenheiten des Tages behandeln. Man zählte im Jahr 1817 dreihundert zwei und zwanzig ſolcher Zeitungen. Die Geſchichte des amerikaniſchen Krieges von 1812 bis 1815, welche voriges Jahr (1817) zugleich engliſch herausgegeben ward, war eben ſo ſchnell in deutſchen und franzöſiſchen Ueberſetzungen verbreitet.*) Die Geſchichte des großen Freiheitskrieges iſt in allen Schulen, allen Dörfern bekannt, oder lebt mit vielen Einzelheiten in den mündlichen Ueberlieferungen alter Kampfgenoſſen fort, die was ſie ſahen, von Enkel auf Enkel bringen.

Den Helden jenes Streites für Unabhängigkeit ſind mannigfache Denkmale errichtet; man hat ganze Landſchaften und Städte mit ihren Namen geſchmückt. Vor allem iſt der Name Waſhingtons gefeiert. Auſſer der Haupt- und Bundesſtadt im Bezirk Columbia, trägt ihn eine County im Freiſtaat Maine, der erſt ſeit 1816 als eigener Staat im Bundesverein aufgeſtiegen iſt; eine Landſchaft im Staat Rhode-Island; eine andere im Staat New-York; eine andere nebſt einer Stadt deſſelben Namens in Penſylvanien; wieder eine County in Weſtmaryland, eine andere in Virginien; eine Pflanzſtadt von beträchtlicher Größe in

*) Die deutſche Ueberſetzung erſchien zu Hagerstown, Waſhington County in Maryland, mit Kupferſtichen, einer Stadt, die man bisher noch kaum in den Geographien von Amerika genannt findet.

Digitized by Google

Nordkarolina; eine andere Stadt mit trefflichen Lehranſtalten in Georgien; eben ſo eine Stadt im Staate Tenneſſee, desgleichen eine Stadt des jüngſten Staates Indiana, der bald nicht mehr der jüngſte ſein wird, ungerechnet die acht neuen Marquesas-Inſeln in den auſtraliſchen Meeren.

Der ganze weſtliche Theil Virginiens führt den Namen Franklins, an welchen die geſammte Menſchheit große und dankbare Erinnerungen knüpft. Binnen wenigen Jahren wird dies Franklin einen eigenen Freiſtaat im nordamerikaniſchen Bunde bilden können. Auch eine penſylvaniſche Landſchaft hat ſich mit derſelben Benennung geſchmückt.

Fayette, der treue Mitkämpfer für die Freiheit iſt nicht vergeſſen. Nach ihm nennt ſich im mittlern Penſylvanien eine weite Landſchaft, und in Nordkarolina eine artige Stadt, Fayetteville, am Fearſtrom.

Des edeln Montgomery Gedächtniß, der vor Quebek ſtarb, feiern die Namen vier großer Countys in Newyork, Penſylvanien, Maryland und Virginien.

Immer noch werden neue Ehrenmale und Denkzeichen auf mehr oder minder wichtige Ereigniſſe des Freiheitskrieges geſtiftet. So geſchah unter andern noch am 20. September 1817 zu Paoli in Cheſter-County. Hier waren nämlich vor vierzig Jahren im Freiheitskriege von den Briten fünfundfünfzig amerikaniſche Soldaten auf eine grauſame Weiſe ermordet worden. Ihr Andenken ward nun feierlich begangen. Es ſammelten ſich aus der ganzen Landſchaft Zuſchauer und Neugierige. Viele Tapfere, welche noch in jenem Kampfe mitgefochten, erſchienen zum Feſte. Ueber vierhundert junge Männer kamen in Waffen herbei. So geſchah die Weihe des Denkmals. Der Platz wo die „Märtyrer der Freiheit“, wie ſie in den amerikaniſchen Blättern geheiſſen werden, einſt umgekommen waren, ſtand mit einer Mauer von Steinen eingefaßt. Dieſe Einfaſſung hat eine Länge von fünfundſechszig, eine Breite von zwanzig Schuh, und auf der Weſtſeite zum Eingang eine Pforte.

Der Denkſtein iſt ſehr einfach, von Marmor, vier Schuh hoch, aber durch den Geiſt ſeiner Unſchriften merkwürdig.

Auf der Abendſeite ſtehen die Worte: „Geweiht dem Andenken der Patrioten, welche an dieſem Platze als ein Opfer britiſcher Grauſamkeit während dem Kampf für amerikaniſche Unabhängigkeit am 20. Herbſtmonat 1777 gefallen ſind.“

Auf der Mittagsſeite: „Hier ruhen die Gebeine von fünfundfünfzig amerikaniſchen Soldaten, welche die Opfer kaltblütiger Grauſamkeit in der wohlbekannten Mörderei zu Paoli waren, während ſie ſich unter Befehl des Feldherrn Anton Wayne befanden, eines Kriegers, deſſen Tapferkeit und Menſchlichkeit ihn im ganzen Umwälzungskriege auszeichneten.“

Auf der Mitternachtsſeite: „Die gräßliche Ermordung, wovon dieſer Stein ein Denkmal iſt, wurde vom britiſchen Kriegsvolk unter dem unmittelbaren Befehl des engliſchen Oberſtwachtmeiſters Grey begangen.“

Auf der Morgenſeite: „Dieſes Denkmal zu Ehren von Vaterlandsliebe in der Zeit der

Digitized by Google

Staatsumwälzung wurde errichtet am 20. Herbstmond 1817 von den republikanischen Stückschützen von Chester-County, unterstützt durch Beiträge ihrer Mitbürger."

Ohngefähr eben so einfach ist das Denkmal, welches dem heldenmüthigen Warren von den Freimaurern zu Boston auf derselben Stelle errichtet wurde, wo er in Vertheidigung der Schanze sein Leben verlor, deren Einnahme den Britten neunzig Offiziers und vierzehnhundert Mann kostete. Der blutige Tag bei Bunkershill am 17. Heumond 1775, wo Warren fiel, war für den amerikanischen Freiheitskrieg die rechte erste Weihe, und das, was der Tag bei Thermopylä den Griechen, der bei St. Jakob den Schweizern gewesen ist. Bekanntlich war Warren, der hier gegen Howe und Clinton focht, nur Arzt, nie vorher Kriegsbefehlshaber gewesen, und dies Treffen, welches er lieferte, zugleich das erste, dem er in seinem Leben beiwohnte.

Die Bewohner des mächtigen Bundesstaates verläugnen keineswegs einen gewissen Nationalstolz, ungeachtet sie eigentlich Abstämmlinge von dreißig und vierzig verschiedenen Nationen sein mögen. Sie haben ohngefähr das Schicksal und Gefühl im Großen, wie die ersten aus allerlei Volk zusammengerafften Bürger des neuerbauten Roms im Kleinen hatten. Wenigen andern Völkern ist ein so gegründetes Recht vergönnt, Stolz fühlen zu dürfen, wie diesen Amerikaner; und wenigen ist er auch wohl so wohlthätig, als ihnen.

Es fällt mir hiebei eine schöne Stelle aus einem ihrer öffentlichen Blätter vom Jahre 1817 ein, dem „Richmond Enquirer", die ich hier im Auszug mittheilen will.

„Amerika, der Welttheil, welcher beinah ganz frisch aus dem Schooße der Natur entsteigt, sich der mannigfaltigsten Himmelsstriche freut, und die Erzeugnisse beinah jedes Bodens trägt, beginnt in den Geschichten der Menschheit erst seit kaum einem halben Jahrhundert seine eigenthümliche und selbstständige Rolle. Noch der Natur am nächsten stehend, genießt und giebt er ihre Segnungen, und öffnet er denen eine Zuflucht und Heimath, welche durch die barbarischen Erfindungen und Künste ihrer Vaterlande elend geworden sind. Auf diese Art beginnt Amerika, das jüngste Glied in der Familie der gesitteten Welt, seine Laufbahn würdig. So redet Amerika seine ältern und übermüthigen Geschwister an:"

„Sendet euere Kinder zu mir, die ihr nicht glücklich zu machen versteht, ich will sie tröstend an mein Herz nehmen; sendet die Unterdruckten, und die das Thränenbrod der Knechtschaft essen; sie sollen Recht und Freiheit haben und Nahrung. Ich besitze genug, um ihnen geben zu können. Mein Gebiet breitet sich von den Ufern des Weltmeers bis zum Missisippi aus, und von den kanadischen Seen bis an Mexiko's Golf. Der Hirsch spielt auf meinen Wiesen. **Viele meiner Wälder verwundete noch keine Axt. Jahrhunderte müssen entfliehen, ehe mein Land ein mäßiges Verhältniß von Bevölkerung erlangen kann. Zu allem Gewerbe biet' ich unerschöpflichen Stoff. Die Kohlengruben stehen keinen in der Welt an Güte und Reichthum nach; die Eisenbergwerke gehören zu den trefflichsten des Erdbodens.** Schon fangen die Schaafe

Digitized by Google

an, meine Felder zu bedecken, und meine Baumwolle weicht in Menge und Zartheit keiner fremden.“

„Wer übertrifft meinen Schiffsbau? Vom kleinſten Nachen, der auf den Wellen tanzt, bis zum Vierundſiebenziger, der über der Tiefe donnert, zeuget alles von meiner Kunſt und künftigen Beſtimmung. Meiner Beſtimmung! Die Weltmeere gehören dem menſchlichen Geſchlechte, nicht einem einzigen Volke. Ich will ſie nicht beherrſchen; einſt werd ich ſie befreien. Denn welche von allen vor Britaniens Wimpeln zitternden Mächten wird es, wenn ich nicht? Wer den Völkern Zoll abfordert für den Genuß der Meere, wird er ihnen nicht noch Zoll für den Genuß des Luftkreiſes auflegen?“

„Schon ſind das Weltmeer, das ſtille Meer, beider Indien Ufer, die Inſeln der Südſee Zeugen vom unternehmenden Geiſte meiner Söhne. Ich habe Afrika's Räuber blutig gegeiſſelt für ihren Frevel. Mögen Algier und Marokko und ihre Raubgeſellen die Europäer mißhandeln und brandſchatzen; Amerika wird keinem Räuber zinsbar.“

„Meine Söhne ſind frei. Ich nähre ſie im Lande der Freiheit. Hier ſind die Verfaſſungen den weiſeſten Muſtern nachgebildet, wo die Staatsführung Schutz, ohne Druck, gewährt; mit wenigen Geſetzen viel wirkt, weil das Geſetz alle Menſchen gleich behandelt. Hier giebt es keine Handelsmonopolien und keine Zünfte, um der Wirkſamkeit des Gewerbfleiſſes Schranken zu ſetzen; ſondern jeder treibt das Geſchäft, welches ſeinem Nutzen am zuträglichſten iſt. Keine Ländereien ſind durch Erbſchaftsgeſetze auf beſondere Familien eingeſchränkt, noch durch das ungerechte und verhaßte Recht der Erſtgeburt auf beſondere Söhne der Familien.“

„Die Bürde, welche von der öffentlichen Laſt auf den Schultern des Gewerbfleißes ruht, iſt leicht, weil Alle in gleichem Verhältniß ihrer Kräfte daran zu tragen haben, und die öffentlichen Bedürfniſſe mäßig ſind. Hier ſoll kein Menſch, der Auflagen wegen, hungrig zu Bette gehen. Kein Theil eures Verdienſtes wird erpreßt, um reichen Klöſtern und Prieſtern den Zehnten zu zahlen. Hier giebt es keine herrſchende Kirche. Das Recht jedes Gewiſſens iſt ſo ehrwürdig, als jeder Altar Gottes. Ein jeder kann beten, wie ſein Herz, ſeine Ueberzeugung gebietet. Der Glaube iſt das Element des Geiſtes, in welchem er athmet; darum frei wie die Luft, die der Menſch athmet. Meine Kinder beſuchen die Kirchen, die ihnen gefallen und beſolden die Kirchendiener, wie ſie mit ihnen übereinkommen. — Hier werden keine Taxen bezahlt, um bevorrechtete Ariſtokraten zu füttern, daß ſie denen den Fuß in den Nacken ſetzen, von welchen ſie gefüttert werden. Hier ſind keine königliche Höfe mit Fürſten, Fürſtinnen und königlichen Witwen; hier keine Kammerherrn, keine Ehrendamen, keine Herzoge, keine Markgrafen, Freiherrn oder Ritter, die euern Erwerb verzehren, oder euer Gefühl von natürlicher und geſetzlicher Rechtsgleichheit beleidigen. Hier gibt es weder Alleingewaltige noch Unterthanen. Hier giebt es keine Unterſchiede, die ſich auf niederträchtige Anmaßungen gründen. Verdienſt, Tugend, Naturgabe können die ihnen entſprechenden Stufen erſteigen, und der Sohn der ärmſten Pflanzerhütte kann die höchſte, obrigkeitliche Perſon des Freiſtaats werden.“

Digitized by Google

In der That ist die Freiheit der nordamerikanischen Bürger ganz etwas anders, als die Freiheit der Europäer. Jene geht einfach aus der Natur und den reinen Begriffen der gesunden Vernunft; diese, auch wo sie am freisten zu sein scheint, ist von falschem Formenwerk herkömmlichen Schlendrians eingeklemmt und in schiefer Richtung. Die Engländer haben Freiheitssinn, aber nur bei sich zu Hause; gegen andere spielen sie gern die Herrn. Wie übel sind die Irrländer daran! Bei sich zu Hause wollen sie Freiheit der Presse. Aber laßt einen Engländer ans feste Land treten: so wird er sie verfolgen. Sah man nicht Wellington gegen die Verfasser niederländischer Zeitschriften auftreten und klagen, weil sie frei über ihn zu urtheilen wagten. In England hätt' er das nicht gethan. Die Briten wollen bei sich nur frei sein, um andere zu beherrschen. Die freien Schweizer hatten sonst in ihrem eigenen Lande Unterthanen, und auch diese armen Leute, welche von Landvögten geplagt wurden, die ihre Stellen oft mit Geld kauften, um sich von den armen Leuten zu bereichern, hiessen freie Schweizer. Besser wars auch nicht mit der gepriesenen Freiheit der Griechen und Römer beschaffen; es waren verderbliche, das menschliche Geschlecht, die Mehrheit des Volks entwürdigende städtische Aristokratien und nichts weiter. Das aber begriffen die im knechtischen Zwang halbbarbarischer Staatseinrichtungen erzogenen Schulrektoren und Subrektoren nicht; darum priesen sie. Der wackere Seume sagt einmal sehr treffend in der Vorrede zu seiner Uebersetzung von Percivals Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung: „Wo der Begriff Sklave noch im Recht gilt, darf man durchaus nicht behaupten, daß man die erste Stufe reiner, menschlicher Bildung erstiegen. Der Himmel bewahre uns auch vor römischer und griechischer Freiheit, wenn für das allgemeine Heil der Menschheit Hoffnung sein soll. Freiheit ist durchaus nichts, als Gerechtigkeit; und diese nichts anders, als gleiches Befugniß mit gleichen Pflichten im Staat. Und so lange man sich ein Haar breit von dieser Basis entfernt, so mag man Konstitutionen bauen, wie man will; es werden blitzende Meteore sein, aber nicht halten. Nur die Natur mit ihren Gesetzen ist beständig."

In Amerika ist die Verfassung der verschiedenen Staaten im Ganzen der öffentlichen Freiheit zusagender, als zuweilen die Gesetzgebung, besonders in den ältern Staaten des großen Bundes. Das Schlechteste in der Gesetzgebung aber sind noch Ueberbleibsel europäischen Sauerteiges aus dem Zeitalter der englischen Herrschaft. So gilt da auch an einigen Orten noch das schändliche Recht, daß der Mann sein Weib verkaufen kann auf gut britische Weise. Im Herbst 1817 wurde von einem Ehemann seine Frau um dreihundert fünfundzwanzig Dollars verkauft. Ein öffentliches Blatt in Maryland machte darüber die Bemerkung: „Die Weiber müssen in der neuen Welt entweder seltner oder von besserer Qualität sein, als in der alten. Denn noch nicht so gar lange wurde dieser Artikel in England zu sechs Pence bis zu zwo Guineen verkauft."

Die Auswanderungen von Europa in die neue Welt dauern fort. Sowohl Armuth als Unmuth der europäischen Unterthanen wird diese Auswanderungen noch lange unterhalten.

Digitized by Google

Armuth wie Unmuth sind die unmittelbaren Folgen der europäischen Politik und ihrer Gebrechen. Es ist vorauszusehen, daß die Bevölkerung der nordamerikanischen Staaten, welche in diesem Jahre bei acht Millionen Seelen beträgt, in zwanzig Jahren gegen zwanzig Millionen steigen werde, wo dann doch im Durchschnitt auf eine deutsche Geviertmeile erst ohngefähr vierhundert Seelen kommen würden.

Zum Glück für die meisten europäischen Auswanderer sind die alten Staaten an den Küsten schon ziemlich volkreich, so, daß neue Ankömmlinge, die ohne großes Vermögen sind, ihre Niederlassung in den neuern Staaten suchen müssen. Hier sind die Verfassungen einfacher und edler; die Gesetzgebungen reiner vom europäischen Alterthums- Hof- Schul- und Rechts-Wust, und die Ländereien wohlfeiler.

Ein großer Theil unserer deutschen Auswanderer hatte bisher ein klägliches Schicksal, weil die Regierungen, wenn sie billig genug dachten, diejenigen ziehen zu lassen, welchen sie nicht das hinreichende Brod geben konnten, sich auch um deren ferneres Loos selten bekümmerten. So wurden die Beklagenswürdigen häufig das Opfer der Geldgier gewissenloser Schiffshauptleute, welche so viel Menschen, als möglich, in ihre Fahrzeuge packten; ihnen elende, oft ganz verdorbene Nahrung gaben, und selbst diese nicht in gehöriger Menge. Kauffahrteischiffe von dreihundert Tonnen, die kaum hundert Reisende aufzunehmen taugen, nahmen deren zuweilen bei zweihundert ein. Kein Wunder, wenn in dem engen Raume, wo man die Unglücklichen, wie ehmals die Neger auf Sklavenschiffen, zusammenschichtete, zwanzig, ja vierzig und mehr Personen auf der Ueberfahrt umkamen und starben.

Wer die Kosten dieser schmerzlichen Ueberfahrt nicht zahlen konnte, gewöhnlich 200 Gulden holl. Cour., mußte sich gefallen lassen, nach seiner Ankunft in Amerika vom Schiffshauptmann, der ihn gebracht und unterwegs genährt hatte, verkauft zu werden. Der Redemptioner oder Loskäufling, wurde von amerikanischen Pflanzern oder Handwerkern angenommen; mußte diesen drei bis vier Jahre unentgeldlich dienen; empfing nur Kleidung und Speise, und wenn er seine, dem Schiffshauptmann schuldig gewesene Summe abverdient hatte, die Freiheit. Dabei ereignete es sich dann nicht selten, daß herübergekommene Familien so gut als aufgelöst, Brüder von Schwestern, Männer von Weibern, Eltern von Kindern auf ewig getrennt wurden. Denn wo fanden sich die einmal Getrennten, und in die entgegengesetzten Weltgegenden Geführten so leicht wieder in einem Lande zusammen, welches so groß ist, als Deutschland, Italien, die Schweiz, Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen zusammengenommen kaum sind.

Die neuen Ansiedler, welche gegenwärtig nach Amerika ziehen, müssen schon tief ins Innere des Welttheils gehen, um sich Land in billigem Preiß anzukaufen. Denn in den ältern Freistaaten längs den Seeküsten, noch mehr in der Nachbarschaft der größern Städte, werden die Güter in beträchtlichem Preise verkauft, der Morgen Landes zu 38,350 Geviertschuh (französisches Maaß) um 80, 100 und 150 Dollars. Daher begeben sich sogar eingeborne Bewohner aus den

Digitized by Google

alten Staaten in die neuern, um dort ihr Vermögen durch Urbarmachung fruchtbarer Einsamkeiten zu vergrößern. Sie wandern nach Ohio, Louisiana, Indiana, Tenessee, Michigan, Northwest, Illines, Missuri und Missisippi.

Aber auch am Ohio sind schon, so wie zum Theil in Indiana und Illines diejenigen Ländereien, welche entweder einen fruchtbaren Boden, eine vortheilhafte Lage, oder ihre erste Entwilderung durch die Hand früherer Pflanzer empfangen haben, ziemlich besetzt und im gesteigerten Preis. Und wo dies hier nicht der Fall ist, haben die noch ungebauten Gegenden entweder den Ruf, nicht gesund zu sein, oder die Indianer machen darauf noch Ansprüche, welche bisher von der amerikanischen Regierung nicht abgethan sind. So bleibt denen, welche weder in zu warme, noch zu nordische Gegenden ihre Ansiedelung versuchen wollen, sondern einen dem deutschen ähnlichen Himmelsstrich verlangen, vorzüglich das Missuri-Gebiet übrig, wenn sie mit wenigem Gelde für sich und ihre Nachkommen große, das heißt, noch nie urbar gewesene Güter anzukaufen wünschen.

Noch ist das Missuri-Gebiet ein den Europäern sehr unbekanntes Land. Daher werden diejenigen Nachrichten, welche G. D. Cooper (in einem Schreiben aus Newyork, Westchester, vom 9. August 1817 dem preussischen Handelskonsul Hrn. J. W. Schmidt zu Newyork) mittheilte, hier unter verschiedenen Beziehungen willkommen erscheinen *). Cooper selbst hatte jene Gegenden erst im Sommer 1817 bereist, und spricht von demselben als Augenzeuge.

Umfangen südwärts von den nördlichen Gebirgsketten der Louisiana, dehnt es sich bis zum Mongonastrom und zu den kanadischen Gränzen in einer ungeheuern Strecke gegen Mitternacht. Oestlich strömt der „große Fluß“ oder Missisippi, und mitten durch das Gebiet fließt der Missuri in weiten Krümmungen durch das Land, dem er den Namen gibt. Der Missuri, welcher am kanadischen Gebirg von Pownoe entspringt, und 3096 (englische) Meilen schiffbar ist, eh' er sich in den Missisippi ergießt, nimmt in seinem langen Lauf mehrere große Ströme zu sich, die hundert und mehr Meilen mit Booten auf und ab befahren werden; so die beiden Sioux, den großen und kleinen Charleton; von der andern Seite den Laplata, den Kanses und Osage.

Gegenwärtig besteht die Bevölkerung vom Missurigebiete nur aus ohngefähr vierzigtausend Seelen, die ihre Pflanzörter sehr zerstreut von den Mündungen des Missuri an, mehrere hundert Meilen aufwärts an diesem Strome, oder am Missisippi haben. Der Missisippi ist unterhalb der Missurimündungen nach Neuorleans hin zur Schiffahrt in jeder Jahrszeit bequem und wasser-

*) Im Mai 1817 schrieb Hr. Hauptmann Maier-Gonzenbach zu St. Gallen dem preussischen Handelskonsul, wegen der schweizerischen Auswanderer, um Auskunft. Der Konsul erkundigte sich des Nähern bei Herrn Cooper, und übersandte dessen Brief. Beide wurden in einer kleinen Flugschrift: „Zuverlässige Nachrichten über die Vorbedingungen, unter welchen Auswanderungen nach den vereinigten Staaten in Nordamerika ohne Vermessenheit versucht werden dürfen“ 1818 abgedruckt.

Digitized by Google

reich; nur wird er zuweilen hie und da durch Eisschollen gesperrt, wenn sie aus den nordischen Gegenden herabschwimmen.

Hier dauert der Winter nur vier Monate lang. Er bringt dabei weder vielen Schnee, noch vielen Regen. Die Luft ist gewöhnlich heiter; der Sommer ungemein reizend; der Himmelsstrich gemäßigt und einer der gesundesten. Der Boden, dem es nirgends an gutem Trinkwasser mangelt, ist sehr fruchtbar. Weizen, Roggen, Haber, Gerste und Mais gedeihen vortrefflich. Hat der Ansiedler seine Hütte auf dem angekauften Lande aufgeschlagen, schreitet er sogleich zum Pflügen und Ansäen. Der kurze Winter, die weiten freien, nur von Gesträuch bedeckten Felder laden besonders zur Viehzucht ein. Die Ufer des Missuri sind nicht, gleich den meisten andern amerikanischen Strömen, mit unermeßlichen Waldstrecken verschattet. Vielmehr mangelt es an manchen Orten an Bauholz, oder ist doch selten; auch ist selbst an Brennholz kein Ueberfluß. Dagegen findet man einen großen Reichthum vortrefflicher Steinkohlen.

Ein anderer Umstand macht dies Gebiet wichtig; dies sind die vielen und reichen Salzquellen, theils bei Boons-Lick, einem Orte am Missuri 180 Meilen von seiner Mündung, wo jetzt schon Salz daraus gesotten wird, (Cooper sah selbst davon zu St. Charles, einem Dorfe am Missuri), theils am Salt-River, der sich ohngefähr siebenzig oder achtzig Meilen ob den Missurimündungen in den Missisippi ergießt. Es muß Steinsalz vorhanden, und ziemlich zu Tage ausgehend sein. Denn der Gouverneur Clark zeigte Coopern ein Stück von der Größe eines Hühnereies, welches ihm ein indischer Jäger geschenkt hatte, der es an den Quellen eines in den Missuri fallenden Stromes gefunden haben wollte. — Auch an Blei, Eisen und Gyps fehlt es diesen Landschaften keineswegs.

Aber noch ist nur ein kleiner Theil des Missurigebietes eigentlich bekannt; das meiste unerforscht, von wandernden Stämmen der Wilden, der Saukies, Foxes, Ottoes, Panisse, Ricarah's, Wetepahatok's u. a. m. bewohnt, die sich mit Jagd, Fischfang und einigem Landbau erhalten. Es ist hiebei zu erinnern, daß diese Urbewohner des Landes nicht in die Zahl der vierzigtausend Seelen begriffen sind, deren vorher bei Erwähnung der Bevölkerung gedacht ward.

Bekanntlich hat sich der nordamerikanische Kongreß erst seit ohngefähr zwölf Jahren recht in Besitz dieser weiten Landstriche gesetzt, und hin und wieder kleine Vestungen zur öffentlichen Sicherheit anlegen lassen, seit die Hauptleute Lewis und Clark (letzterer der jetzige Gouverneur von Missuri) in den Jahren 1804 bis 1806 ausgesandt waren, durch Missuri, über die Rocky Mountains einen Weg zur Verbindung mit dem stillen Meere zu finden. Auch ist erst im vorigen Jahre (1817) die Vermessung der Ländereien zum Theile beendigt, und mit dem Verkauf derselben im Frühjahr 1818 der Anfang gemacht worden.

Die Verkaufsweise öffentlicher Ländereien ist folgende, wie Cooper berichtet. Der Kongreß läßt den Landstrich, welchen er verkaufen will, in Bezirke abmessen, die bei 40,000 Morgen

Landes enthalten. Diese Bezirke werden wieder in Abschnitte von 640, und in halbe Abschnitte von 320 Morgen oder Acker eingetheilt. Sieben bis acht dieser Abschnitte können wieder in Viertels und Achtels-Abschnitte getheilt werden. Die Zahl der ganzen und halben Abschnitte wird zur Zeit der Vermessung, von den Feldmessern, an den Ecken auf Bäume, oder in Ermangelung derselben, auf eingepflanzte Pfähle verzeichnet. Nach beendigter Vermessung läßt der Präsident der vereinigten Staaten das Land öffentlich versteigern. Einige der besten Abschnitte, besonders die, welche gute Mühlenplätze haben, werden in solchen Versteigerungen ziemlich hoch verkauft, der größte Theil jedoch bleibt, und kann nachher um den durch ein Gesetz festgesetzten Preis, d. i. zwei Thaler der Acker, von einigen Liebhabern erstanden werden. Der Kauflustige untersucht das Land, wählt sich einen Fleck, den er zu kaufen gedenkt, sieht nach der Zahl der ganzen oder halben Abschnitte auf den Eckbäumen oder Eckpfählen, geht zu einem im Gebiete wohnenden Offizianten, dem Einnehmer der öffentlichen Gelder, und zahlt ihm, wenn der ganze oder halbe Abschnitt nicht schon verkauft ist, ein viertel der Kaufsumme. Mit der vom Einnehmer erhaltenen Quittung geht er dann zum Registrator, der auch im Gebiete wohnt, und dieser trägt des Käufers Namen, den ganzen, halben, viertels oder achtels Abschnitt in ein dazu bestimmtes Buch, und gibt ihm ein Certifikat darüber. Die übrigen dreiviertel der Kaufsumme werden in drei Terminen von zwei, drei und vier Jahren, und ohne Interessen bezahlt, nach fünf Jahren aber, von dem Datum des Certifikates an gerechnet, werden auf das Ganze, oder auf diejenigen Terminsgelder, die zur Zeit ihrer Zahlbarkeit noch unbezahlt waren, Zinsen zu sechs Prozent gerechnet. Wird nach Verlauf dieser fünf Jahre das Ganze, oder irgend ein Rückstand, nicht bezahlt, so fällt das Land den vereinigten Staaten wieder anheim, und alle bis dahin bezahlten Gelder sind verfallen. Der Käufer kann auch zu der Zeit, da er das Land einschreiben läßt, die ganze Kaufsumme abtragen, in welchem Falle ihm auf drei viertel der Summe acht Prozent gutgethan wird.

Der Weg aber von der Meeresküste bis zum Missuri ist selbst wieder eine Reise, auf der die Wanderer beinah so lange Zeit zubringen müssen, wie auf der Ueberfahrt von Europa bis Amerika. Wer in Baltimore landen kann, verkürzt sich den Weg um hundert Meilen.

Da sieht man von Zeit zu Zeit eine zahlreiche Karavane aufbrechen, in die unbekannte Welt hinauszuziehen. Männer, Weiber, Kinder, Heerden Vieh ziehen dahin; einige Familien haben miteinander einen gemeinsamen Wagen, von zwei Pferden bespannt, mit Bettzeug, Lebensmitteln und Geräth aller Art bepackt. Der Zug geht westlich, ohngefähr dreihundert zwanzig Meilen landeinwärts. Dann erst erreicht er die Stadt Pittsburg ohnweit dem Zusammenfluß des Alleghany- und Monongahela-Stroms, die den Ohio ausmachen. Hier, wo die Niederlagen des Handels zwischen Baltimore und Philadelphia einerseits und den Staaten von Kentuky, Ohio, Louisiana andererseits sind, wird großer Schiffsbau getrieben. Man kauft sich um sechsunddreißig bis vierzig Thaler ein geräumiges Boot zur Fortsetzung der Reise an. Die Boote sind dazu besonders eingerichtet, und rund umher mit Geländern und Dächern

Digitized by Google

verſehen. Die Pferde befinden ſich in einem Abſchlag am einen Auſſenende des Bootes. Die Wagengeſtelle auf den Dächern, die Räder an den Seiten des Bootes; die Familien bequemen ſich, wo ſie im übrigen Raum Platz finden.

So mit den nöthigſten Bedürfniſſen verſehen, ſchwimmen die Wanderer den Ohio hinab bis nach Shawanee-Town, ohngefähr neunhundert bis tauſend Meilen weit, täglich fünfzig bis ſechszig Meilen. Shawanee-Town iſt eine Ortſchaft im Illinesgebiet. Hier wird gelandet, ausgepackt, und das Boot, ſo gut man kann, verkauft. Dann geht die Reiſe abermals landeinwärts dem Miſſuri und Miſſiſippi zu.

Ueber die Zerſtörung des Kreuzes bei Probſthaida.

Als im Frühjahr 1813 die ruſſiſchen und preuſſiſchen Heere Sachſen beſetzt hatten, ſo erklärte König Friedrich Auguſt höchſt wahrſcheinlich ſein Land deshalb unparteiſam, weil er wohl einſehen mochte, daß ohne Oeſterreichs Beitritt zum Band gegen Frankreich, welcher aber erſt im Auguſt 1813 erfolgte, die Verbündeten gegen Napoleon nicht ſtark genug wären, wie die Schlacht bei Lützen und ſein Vordringen bis gegen Breslau auch bewieß. Durch dieſes Vorrücken kam Sachſen gänzlich in franzöſiſche Gewalt, und bis nach dem Ausgange der Leipziger Schlacht war es, welches wohl jeder Unparteiiſche geſtehen muß, ſowohl dem König Friedrich Auguſt als dem ſächſiſchen Volke, welches nicht weniger als jeder andere deutſche Völkerſtamm Napoleons Tyrannei überdrüſſig war, völlig unmöglich, ſich gegen ihn öffentlich zu erklären. Demohngeachtet ſuchten Sachſens Bewohner im Stillen, nach Kräften zu der ſogenannten heiligen Sache beizutragen. Ich beziehe mich deshalb auf den Beitritt ſo vieler jungen Männer, die als Freiwillige unter die preuſſiſchen Fahnen traten; auf die freundliche brüderliche Aufnahme, die den Verbündeten in Sachſen zu Theil wurde; auf die ſorgſame Verpflegung der Verbündeten, der Befreiung eines großen Theils, der in Leipzig aufbwahrten bei Lützen gefangenen Lützower. Und ſo könnte man noch viele Fälle anführen.

Als die Sachſen nach der von den Verbündeten ſo glücklich gewonnenen Leipziger Schlacht von dem franzöſiſchen Joch befreit waren, glaubten ſie, indem ſie die in den Proklamationen der Alliirten gegebenen Verſprechungen für Wahrheit hielten, auch ungeſtört und ungehindert zu der großen und allgemeinen Sache beitragen zu dürfen. Wie grauſam wurden ſie aber in ihren Erwartungen getäuſcht.

Digitized by Google

Kaum waren die Verbündeten in Leipzig eingerückt, als der König von Sachsen, welcher Napoleon nicht gefolgt, sondern auf die Gerechtigkeitsliebe der hohen Monarchen hoffend, zurückgeblieben war, zum Gefangenen gemacht, und unter Bedeckung einer Ehrenwache von Kosacken, nach Berlin geführt wurde. Man nahm keine Rücksicht, daß das Land die Schrecknisse des Krieges in jeder und aller Art, auf das Höchste empfunden hatte; überließ es der übeln Verwaltung eines russischen, dann preussischen General-Gouvernements; bis denn endlich die Theilung Sachsens, dieses unverdiente harte Geschick, welches nur durch die Rückkehr des Königs gemildert wurde, den mannichfaltigen Leiden ein Ende machte.

Kann man unter solchen Umständen es den Sachsen verargen, daß sie sich der Tage der Wiedergeburt Deutschlands, die für alle übrige Völker so Heil bringend, und nur für sie allein so traurig endeten, nicht freuen?

Mußte daher nicht für jeden Sachsen der Anblick des am 19. Oktobers 1814 mit Genehmigung des damaligen russischen Gouvernements zum Andenken an die Leipziger Schlacht etwa dreißig Schritte von dem damals so berühmt gewordenen Dorfe Probsthaida von einer Gesellschaft Bewohner Leipzigs, unter denen man aber zum Ruhm der Sachsen keine Landeskinder bemerkt haben will, neben der Landstraße errichteten, gewiß zwanzig Ellen in die Lüfte ragenden hölzernen Kreuzes schmerzlich sein, welches, da es auf einer Erhöhung stand, schon sehr weit von Ferne gesehen werden konnte!

War das Kreuz auf sächsischem Boden nicht eben so unpassend, als wenn in Preussen einige Bewohner zum Andenken an die Friedländer, oder in Oesterreich zur Erinnerung an die Wagramer, oder in Frankreich wegen der auf den Montmartre verlorenen Schlacht hohe Denkmäler hätte errichten wollen? Würde man es den übrigen Bewohnern jener Länder verdacht haben, wenn sie jene Unglückssäulen auf ihren vaterländischen Boden nicht gelitten hätten? Gewiß nicht. Mußte denn Sachsen die grausame Behandlung, die sie erduldeten, deshalb, weil sie von ihren Brüdern und Nachbaren kam, nicht noch weit mehr schmerzen, als ihren Völkern die Drangsale, die ihnen von Fremdlingen aufgelegt wurden?

Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig.

Warum tadelt man denn aber mit so harten Worten die Sachsen, welche durch Sägen und mit Beihilfe eines Windstoßes im Dezember 1816 das erwähnte Kreuz vernichteten?

Als Volksdenkmal konnte das Kreuz deshalb nicht betrachtet werden, weil die Erlaubniß zur Aufstellung desselben nicht von der rechtmäßigen sächsischen Behörde herrührte, sondern von einer Gesellschaft, die wie schon früher bemerkt, aus Ausländern bestand, von denen ich übrigens die gute Meinung hege, daß sie damals dabei nicht die Nebenabsicht hatten, sich bei dem russischen General-Gouvernement bekannt und beliebt zu machen, errichtet wurde, die Mehrzahl der Eingebornen dieses Unglückszeichen aber verabscheuten, welches ihnen so zu sagen Hohn sprach und aufgedrungen war.

Digitized by Google

Die Zerstörer des Kreuzes hat man übrigens, wie aus der Luft gegriffen, des Kirchenfrevels zu beschuldigen beliebt.

Neben dem Kreuze hatte man nämlich eine Büchse angebracht, welche den Vorübergehenden durch folgenden Gedanken

Unter Schutt und Asche liegt die Stätte,
Wandrer, die beim heil'gen Gebete
Sonst des Herrn Gemeine sah.
Jene Trümmer, die hervor dort ragen,
Ach! sie sagen Dir, was in den Tagen
Banger Schrecken hier geschah.

Freudig denkst Du bei des Kreuzes Zeichen
Deiner Rettung, doch an diesen Eichen
Mahnt auch seltner Thaten Beispiel Dich.
Blut floß hier für Deine höchsten Güter,
Weih' auch Du Dich gern dem Wohl der Brüder,
Und der Nachwelt Dank freut Deiner sich.

zu einer Gabe, zur Wiederaufbauung der während der Schlacht eingeäscherten Probsthaider-Kirche bestimmt, erinnerte. Die Büchse ist jedoch nicht angetastet worden, steht heute noch, bereit, recht viel zu diesem milden Zweck aufzunehmen, welchen übrigens die Zerstörer des Kreuzes ebenfalls geehrt haben müssen, indem man damals zwei Louisd'or in Gold in der Büchse fand, mit der Bemerkung:

„Für die Kirche zu Probsthaida von den Vertilgern des Kreuzes"

Eben so wenig man sich hier eine empörende falsche Anklage öffentlich auszusprechen scheute, damit die That recht verworfen erscheinen sollte; eben so wenig schämen sich jetzo Männer, denen an Verstand es doch sonst nicht gebricht, nachdem das Kreuz nicht mehr besteht, zu behaupten, obwohl sich das Unpassende desselben auf sächsischen Boden ziemlich laut aussprach

„es wäre keineswegs zum Andenken an die Leipziger Völkerschlacht, sondern an die „wunderbare Errettung Leipzigs errichtet worden."

Warum wählte man denn aber in jenem Falle nicht einen Platz in den Mauern der Stadt, oder doch wenigstens im Bezirk des Weichbildes, sondern setzte das Kreuz über dreiviertel Stunden davon?

Warum verkündigte nicht ein Wort dem Wanderer den vorgeblichen Zweck dieser Denksäule (nämlich die Errettung Leipzigs), den er sich doch nicht etwa aus den an das Kreuz, auf einer blechernen Tafel geschriebenen Vers errathen oder dazu denken sollte?

Ja, wer nach Deutschlands Ehrentag fragt,
Dem nenne dies Kreuz die Leipziger Schlacht,
Damit, wenn der Erbfeind einst wieder erwacht,
Das Feldgeschrei sei: die Leipziger Schlacht.

Digitized by Google

Der Jahrestag des 19. Oktober wird übrigens in den hiesigen Stadtkirchen durch Gottesdienst jedesmal gefeiert. Wer Gott für die wunderbare Errettung Leipzigs danken will, findet dort bessere ungestörtere Gelegenheit, als wie seither von Mehreren geschehen, dreiviertel Stunden davon neben der Landstraße, bei dem Kreuze niederzuknieen. Wahrscheinlich ist hierdurch die sehr allgemeine Sage entstanden, daß am 19. Oktober das Kreuz gewöhnlich der Sammelplatz von dergleichen Personen gewesen sein soll, die am liebsten gesehen hätten, wenn in dem noch geretteten Stück Sachsens ebenfalls die preussischen Adler, mit dem Motto: Suum cuique, aufgesteckt worden wären.

Will man nun einmal ein Denkmal der Leipziger Schlacht setzen, so übertrifft wohl der Vorschlag, den dieserhalb ein sehr würdiger Geistlicher, Magister Küchelbecker in Frohburg machte,

„Die durch die Schlacht eingeäscherten Kirchen baldigst durch freiwillige Unter-
„stützungen aufzubauen.“

alle deshalb bekannt gewordene an Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit, welche Meinung die Kreuz-Zerstörer auch getheilt zu haben scheinen.

Wenn diesen Gedanken doch alle jene Großen wüßten, welche auf unsern Feldern und durch diese unvermeidliche Zerstörungen so unendlich gewonnen! Vielleicht fände sich doch Einer, welcher auf diese Weise seine Erkenntlichkeit an den Tag legte.

Digitized by Google

Rückblick auf die Geschichte der geheimen politischen Gesellschaften in Deutschland, und deren Wirkungen.

Napoleon und der Tugendbund. — Der sittlich wissenschaftliche Verein. — Aufhebung desselben. — Der deutsche Bund, Union u. s. w. — Deren Fortdauer und Wirken. — Teutonia, Unitarier, Carbonari. — Volksstimmung. — Schriftstellerfehden über Fortdauer geheimer politischen Gesellschaften. — Vorstellungen des Auslandes von den Tugendvereinen in Deutschland. — Beschluß.

Napoleon, der Unterjocher Deutschlands, hörte von einem Tugendbunde; und von dem Augenblick an sah und fürchtete er Gespenster. Er fürchtete die politischen Geistererscheinungen ohngefähr, wie ein aufgeklärter Mann, oder der so etwas sein will, Gespenster zu fürchten pflegt, an die er zwar nicht glaubt, die ihm aber doch aus der ersten Kindheit von den Ammenmährchen im Gedächtniß behangen blieben, und ihm, wenns irgend dunkel wird, Grausen einjagen. — Napoleon, welcher allein der Geist sein, und das Uebrige, als die todte Masse bewegen wollte, mußte nothwendig das selbstständige Geisterthum scheuen. Von Kindheit an in den maschinenmäßig abgerichteten, zu stummem Gehorsam gewöhnten Heeren erwachsen, dann im größern und glänzendern Theil seines Lebens der Alleindenkende, der Alleinwollende, ward durch seine Umgebungen und Schicksale zum eigensinnigen Despoten gebildet, der Alles ausser sich zur Maschiene machen will, die er lenkt. Daher mußte er einen zweiten Geist, der ihm entgegentrat, wie ein Gespenst scheuen. Im Grunde fürchtete er ihn nicht, denn der Welt Weihrauch hatte ihn berauscht. Eigentlich glaubte er an keine reine Tugend, an keine Seelengröße, fähig zu den kühnsten Opfern; an keinen vaterländischen Hochsinn: aber er scheute diese Gespenster doch, weil sie ihm aus den Kinderjahren oder von den Schaubühnen bekannt waren.

Große Staatsmänner, (nicht Staatsmänner großer Länder) haben immer die größte Vielseitigkeit in der Kenntniß des Lebens gehabt. Bekannt mit aller Hoheit und Niedrigkeit des menschlichen Gemüths, waren sie auf die Macht der Tugend, wie des Lasters vorbereitet, und dadurch in die geheime Kunst des Herrschens, nicht blos des Staatsführens und der Hofpfiffe eingeweiht. Darum war Napoleon so wenig, als Kaiser Karl V. ein großer Staatsmann, und der raubere Karl Magnus in der That größer, als beide. Darum sank Karl V. unter Tadel, und Napoleon verabscheut. Es konnte nicht anders kommen. Es war die Folge

Digitized by Google

ihrer Einseitigkeit. Diese wird eben so sehr durch bloßes Hofleben, als durch Erziehung im maschinenhaften Kriegsdienst, oder durch Erziehung von Mönchen verschafft.

Gemeine Staatsmänner, das heißt, gute aber einseitig gebildete Köpfe, bei denen, unter allen Eigenschaften ihres Gemüths der rechnende Verstand zur Monstrosität ausgewachsen ist, glauben an keine wahre Tugend. Sie erblicken in den Erscheinungen der Seelenhoheit nur Aeusserungen des verkappten Eigennutzes oder Stolzes, oder einer närrischen Verrücktheit; sie befürchten nichts von der tugendlichen Begeisterung der Nationen, sondern nur von deren Verzweiflungen. — Der vielbesprochene Tugendbund war nicht nur dem französischen Kaiser, sondern nachher auch noch vielen deutschen Staatsmännern ein Gespenst und wahrhaftes Aergerniß.

Im Grunde war der sogenannte Tugendbund dem Unterjocher Deutschlands gar nicht gefährlich. Was will doch ein Bund von Männern, die sich unter einander selbst nicht verstehen und eben, weil sie freie Leute sind, einander nie blinden Gehorsam leisten? Was will solch ein Bund, wenn die Nation nicht will? Aber alle deutsche Völkerschaften hatten gegen Gewaltthum der Fremdlinge einen einzigen Wunsch und Willen — das war der wahrhaft schreckliche Tugendbund; alles andere mehr oder weniger entweder Spielerei, oder gutherzige, kurzsichtige Schwindelei, die von der Ortspolizei in Schranken zu halten war, wenn sie die Schranken gesetzlicher Ordnung überschreiten wollte. Geheime Gesellschaften haben in der Welt noch nie große Dinge verrichtet, wohl einzeln einiges Gute, einzeln her und hin einigen Unfug gestiftet; daher sind sie zu bewachen, oder vielmehr zu verhüten, daß sie nicht geheim sind.

Die Deutschen haben durch die Natur ihrer Gemüthsart einen eigenthümlichen, fast unwiderstehlichen Hang zum Wunderbaren, Geheimnißvollen, Schauerlichen. Daher sind Dichter, welche diese Saite berühren, bald Lieblingsdichter. Daher die Neigungen zu Universitätsorden, zur Freimaurerei u. dgl. m. Daher bei den Deutschen in der Freimaurerei soviel Lust an Templerei, Rosenkreuzerei, Geisterbeschwörerei u. s. w., während bei den Franzosen Lust an Liedern, Gastmälern, Titel- und Bänderprunk in den Logen vorherrschend ist. Kein Wunder, daß in der allgemeinen Noth des Vaterlandes auch die Neigung zu geheimen Verbindungen zur Abhilfe oder Minderung der Noth reger ward.

Zu Königsberg in Preussen stifteten im Jahr 1808 einige Lehrer der dasigen Hochschule einen sogenannten „sittlich-wissenschaftlichen Verein.“ Er hatte den Zweck, in Tagen der Gefahr die Flammen der Vaterlandsliebe zu nähren, und das Vertrauen des Volkes auf Gott, den König, und sich selbst empor zu halten. Dazu wollte man die rechtlichen Leute aller Stände vereinen, daß sie dem Volke mit edelm Beispiel vorleuchten sollten; dazu wollte man die öffentliche Erziehung und das Streben der bessern Schriftsteller hinlenken; dazu wollte man der Verbindung ein leitendes Direktorium mit Zensoren und Kammern in den Provinzen geben. Die entworfene Verfassung ward dem Könige von Preussen zur Genehmigung vorgelegt.

Digitized by Google

Dieſe erfolgte, doch unter der beſtimmten Bedingung, „daß ſich die Geſellſchaft nie in die Politik miſche.“

Die Bedingung, wie klug und vorſichtig ſie auch zu ſein ſchien, war eine Seltſamkeit von der leider alltäglichſten Art. Man verſtand unter Politik gewiß nur das Förmliche der öffentlichen Verwaltung und Staatsführung, was Sache angeſtellter Landesbehörden zu ſein pflegt. Allein eine Geſellſchaft, welche ſich in Tagen der Noth vereint, den Vaterlandsſinn zu erhöhen, die Volkserziehung zu leiten, die Schriftſteller, dieſe Stimmführer der Nationen, zu einerlei Zweck zu verknüpfen, greift eben in die zarteſten, weſentlichſten, höchſten Theile aller Politik ein, in den Geiſt, dem die Formen der öffentlichen Verwaltung ſelbſt untergeordnet bleiben. Dies ward aber, als erlaubt, genehmigt.

Der Königsberger Verein, obwohl er ſeinem Namen nicht entſprach, konnte keineswegs als geheime Geſellſchaft, angeſehen werden, da er den höchſten Behörden enthüllt ſtand, und folglich noch weniger Grund hatte, ſich vor dem Volk zu verbergen. Er brachte alſo auch nicht die Gefahren der geheimen Geſellſchaften. Demungeachtet erreichte er durch ſeine Thätigkeit nicht, oder wenig von dem, was er wollte. Es that auch nicht noth. Was ſein und werden ſollte, lag ſchon im Volksgemüth lebendig genug; es mußte nicht erſt künſtlich erſchaffen werden, was ohnedem ſelten das Rechte iſt. Nur die Natur der Dinge thut das Rechte, und thut es gewaltig, alſo, daß dawider kein Sträuben von Thronen, noch von Geſellſchaften hilft. Der Orden der Jeſuiten ſelbſt ſah ſich von Jahrzehend zu Jahrzehend weiter von ſeinem Zweck zurückgedrängt, und ohne alle andere Gegenmittel, als die des Naturganges der abendländiſchen Menſchheit.

Königsberg ſollte der Hauptort des ſittlich-wiſſenſchaftlichen Vereins, hier ein oberſter Rath deſſelben von ſechs Gliedern ſein, unter deſſen Leitung die Provinzialräthe, ebenfalls aus Gliedern zuſammengeſetzt zu ſtehen hatten. Unter den Provinzialräthen ſtanden die örtlichen Vereine oder Kammern. Die Zenſoren waren Wächter der Geſellſchaft, theils gegen Aufnahme unwürdiger Mitglieder, theils gegen Verletzung der Verfaſſung und Entartung des Vereins. Strafgewalt ſchrieb ſich derſelbe keine zu; höchſtens erlaubte er ſich kleine Geldbußen. Der Profeſſor Krug ward als erſter Urheber dieſer Geſellſchaft betrachtet.

Sie war, wie geſagt, nicht geheim. Ihr Streben ging auch nicht über die Gränzen des preuſſiſchen Vaterlandes hinaus. Dennoch hatte ſie in der That einen geheimen politiſchen Zweck, der im Gemüth eines jeden Gliedes Allem, was gethan ward, von ſelbſt zum Grunde lag, ohne eben ausgeſprochen zu werden. Ja, man hütete ſich natürlich, ihn in der Nähe fremder Bajonete auszuſprechen. Dieſer Zweck war der in der Bruſt alles Volks laute Wunſch: Wiedergewinnung der phyſiſchen und politiſchen Stärke des preuſſiſchen Reichs.

In Königsberg erweiterte ſich der Verein ſchnell; denn jedes Mitglied hatte die Verpflichtung, zwei Perſonen vorzuſchlagen oder zu werben, die der Aufnahme würdig waren. Die Aufnahme geſchah ohne Feierlichkeit und Gepränge, doch mit großer Vorſicht. Jeder

Digitized by Google

Aufzunehmende stellte einen Schein aus, die Gesellschaft nicht verrathen zu wollen, und schrieb auf die Statuten, die er empfing, die Worte: „Nach meinem Tode demjenigen zu verabfolgen, der ein gleiches Exemplar aufweisen wird.“ — Bald ward der Raum des ersten Versammlungsortes zu enge; man vertheilte sich in fünf Kammern; man miethete für die Gesammtheit Zimmer und Säle in der Straße, genannt auf der Neuensorge. Man dehnte sich auch in andern Städten aus. Zu Braunsberg war der erste Ort, wo ein ähnlicher Verein zu Stande kam. Es entstanden bald Vereine dieser Art in andern Gegenden des preussischen Staates; selbst in Westphalen und in Böheim. Wer wäre in damaligen Zeiten, nach dem schmachvollen Frieden von Tilsit, als die Völker ihre anererbten Könige zu Statthaltern eines Alleinmächtigen herabsinken sahen, nicht gern einem Bunde beigetreten, der das wollte, was jeder wollte?

Die fünf Abtheilungen des Stammvereins zu Königsberg arbeiteten nun rüstig, den Vaterlandssinn durch Volksbildung, öffentliche und häusliche Oekonomie, Unterstützung der Polizei, durch Schriften und Einfluß auf die Krieger zu erhöhen. Treuherzig mochten sie glauben, einen Verein aller Guten und Edeln zu allem Guten und Edeln, als einen herrlichen Geisterstaat gegründet zu haben; mochten glauben, die Verbesserung des Heers, des Schulwesens, der Eintracht zwischen Bürger- und Soldatenstand, und Alles dessen, was der Druck der Zeit, was tausend redliche Männer, gereizt durch die empörende Gewaltsherrschaft der Fremdlinge, wirkten, sei mehr oder weniger Frucht dieses Vereins. Allein sie irrten, wie denn Selbstgefälligkeit oder Begeisterung oft zu irren pflegen.

Das Wesen des Vereins gestaltete sich schon mit dem Augenblick anders, wie er ausser den Mauern Königsbergs in andere Luft, in anderes Feld trat. Ueberall zwar lebte im Gemüth der Nation ein Wunsch, aber nicht einerlei Ansicht der Dinge. Am wenigsten hatte man Lust, seine Art der Dinge zu sehen, zu fassen und zu handhaben, ehrerbietig gegen die aufzuopfern, welche allenfalls vom hohen Rath zu Königsberg genehmigt werden konnte.

So geschah, daß überall Vereine hervorwuchsen, einer unbekümmert um den andern; daß jeder derselben, mocht' er auch Aehnlichkeit in Zweck und Namen mit den übrigen haben, doch seinen eigenen Weg einschlug. Es war die Mehrheit der deutschen Nation in einem ungeheuern Tugendbund vereint, welcher nach dem Verein in Königsberg nicht fragte. Der Bund war nicht überall geschrieben, er lag im Gefühl der Nation, und der Franzosenhaß war die Tugend.

Als daher der König von Preussen gleich nach seiner Rückkehr nach Berlin, die augenblickliche Aufhebung des sittlich-wissenschaftlichen Vereins befahl, (auf der Durchreise hatte er kurz zuvor noch demselben zu Braunsberg die gnädigsten Versicherungen ertheilt), endete zwar jener Stammverein sein kurzes Leben im März 1809; aber Geist und Wille des preussischen Volkes blieben, was sie gewesen und andere Vereine an andern Orten dauerten fort.

Digitized by Google

Es iſt ſehr ſchwierig, die Geſchichte dieſer mannigfaltigen Vereine zu entwickeln, die bald als Tugendbund, bald als deutſcher Bund, bald als ſchwarze Brüder, bald als Unitarier u. ſ. w. dem Namen nach ans Licht traten; bald wirklich, bald nur als Entwürfe, vorhanden waren; bald ehrlich eingeſtanden, bald ſchüchtern weggeläugnet wurden. Zum Glück liegt der Welt daran nicht viel; denn alle dieſe Orden und Bünde hatten, als ſolche, keinen Einfluß auf die Weltgeſchichte. Allenfalls waren ſie etwa hin und wieder einem rührigen, kraftvollen, unternehmenden Mann für den Augenblick brauchbar, und dann nichts weiter. Nicht ſie, ſondern die grauſamen, ſoldatiſchen Willkühren der Franzoſen unterhielten und ſteigerten den einträchtigen Ingrimm der Deutſchen gegen die Fremden.

Schon als der Verein zu Königsberg im Werden war, hatte man den Namen Tugendbund und Tugendverein dabei gebraucht, aber nachher wieder fahren laſſen. Indeſſen war Name und Zweck des werdenden Geſchöpfs durch Briefwechſel unter gleichgeſinnten Freunden früh verbreitet, und zu Berlin, zu Braunſchweig und anderer Orten begierig ergriffen, und friſch ausgebildet worden. Ja vielleicht war ſelbſt der ſittlich-wiſſenſchaftliche Verein zu Königsberg nur ein frömmerer Nachklang der Idee eines kecken Tugendbundes gegen die Franzoſen, angeregt durch Briefwechſel.

Denn eben ſo früh als zu Königsberg, war ſchon in Berlin um einen Tugendbund reges Treiben. Wie konnt' es nach dem Frieden von Tilſit anders ſein? Als im Anfang des Jahres 1808 der Feldmarſchall Graf von Kalkreuth von dem Weſen vernahm, und daß ſelbſt einige Offiziere ſeines Regiments Mitglieder des Ordens wären, ließ er dieſe zu ſich rufen, und ſagte ihnen: „Ich höre, meine Herren, daß Sie Tugendhafte ſind. Ich für meine Perſon bin zu alt, in der Art tugendhaft zu werden. Wir paſſen daher nicht für einander, wenn das Gerücht nicht lügt. Gehören Sie wirklich zu dem neuen Orden, ſo werd' ich darauf antragen, daß ſie zu andern Regimentern verſetzt werden.“ Seine Offiziere traten darauf von der Verbindung zurück.

So thaten nicht alle Andere. Die Vereine blieben. Der Herzog von Braunſchweig-Oels benutzte ſie und ſah ihre Vermehrung gern. Er rechnete vermuthlich auf ſie, daß vermittelſt derſelben ein allgemeiner Aufſtand des deutſchen Volks gegen die Franzoſen möglich werde. Die Vertreibung dieſer Fremdlinge, die Wiederherſtellung der alten deutſchen Verfaſſung war dunkel oder deutlich Wille Aller. Man nannte den Herzog wohl auch als geheimen Obern; den geiſtvollen Freiherrn von Stein, damals preuſſiſchen Miniſter, als Stifter vom Orden der Tugendfreunde. Zuverläſſig hoffte der Herzog durch weit ausgedehnte Verbindung ſchnelle Vollzähligmachung ſeines Heerhaufens in Böheim, zu Nachod und Braunau, der, laut Uebereinkunft mit Oeſterreich, 2000 Mann ſtark und auf Koſten des Herzogs, als eines Reichsfürſten und Verbündeten Oeſterreichs, errichtet werden ſollte. Eben ſo konnte der Geiſt dieſer Vereine Männern wie Stein und Gagern und anderen, welche für Deutſchlands Wiederbefreiung glühten, nicht anders, als willkommen ſein. — Man trieb ſich mit allerlei

Digitized by Google

kecken Plänen umher: Engländer sollten in Danzig landen, die Oesterreicher ihnen aus Polen die Hand bieten; die Preussen mit einem Wink alle in Masse aufstehen; oder: aus Polen, aus Süddeutschland sollten die Oesterreicher und ihre Verbündeten Sachsen, Schlesien, Brandenburg und Preussen überströmen, das Volk für ihre Herrscher und Vaterlande in die Waffen rufen, und so den Vertilgungskrieg gegen Frankreich anheben. Die Vereine hatten dabei sehr untergeordnete Hilfsrollen zu spielen, als Werber, Postenträger, Kundschafter. Aber die Zeit war noch nicht reif. Alles blieb lose Planmacherei.

Nur im Süden Deutschlands, als Oesterreich im April 1809 den Krieg gegen Frankreich und dessen deutsche Verbündete begann, ward Spielraum zur Thätigkeit. In Oesterreich und Tyrol waren keine Tugendvereine, aber dieselben feindseligen Empfindungen gegen Frankreich, wie im übrigen Deutschland. Diese Volksstimmung, zumal in Tyrol benutzten der Feldmarschall Chasteller, die Herrn von Hormayr, Gagern u. a. m. zur raschen Bildung des Aufstandes im rechten Augenblick. Er gelang; aber er wäre auch ohne die Chasteller, Gagern und Hormayr gelungen, denn das Volk war jeden Augenblick dazu reif. Man hatte es nicht vorwärts zu stoßen, sondern nur bis zum gelegenen Zeitpunkt zurückzuhalten. Die Tyroler, gestöhrt in ihren vielhundertjährigen Einrichtungen und Gewohnheiten, und mit der eisernen Beharrlichkeit eines Gebirgsvolkes fest an denselben haltend, hofften von der Wiederkehr der alten Herrschaft die Wiederkehr der alten Ordnung, und eines Glücks, das ihnen, eben weil sie es nicht mehr hatten, beneidenswürdiger däuchtete, als da sie noch im Besitz desselben gewesen waren. Sowohl diejenigen, welche den genannten Männern den Aufruhr Tyrols zum Verbrechen, als diejenigen, welche ihnen denselben zum Heldenwerk machten, haben beiderseits wohl dem Guten und Bösen zuviel gethan. Es ist in der Welt nichts leichter, als wo die Glut im Hause schon glimmend angefressen hat, sie durch Zutritt der Luft in helle Flamme aufschlagen zu lassen. Sobald Oesterreich thätigen Beistand zeigte, brach das Bergvolk auf. Im Wiener Kabinet wußte man das voraus. Als man daselbst die kriegerischen Unternehmungen für das Jahr 1809 entwarf, hatte man schon bestimmt auf die Empörung der Tyroler gerechnet. Das war auch in London bekannt; und daher in englischen Blättern die tyrolische Volksbewegung, eh' sie noch geschah, angekündigt worden. Dazu waren keine Verkettungen von Logen des Tugendbundes vonnöthen; sondern nur einige Männer, die um den Plan wußten, den vielleicht damals der biedere Kaiser Franz selbst weder wußte, noch billigte. Denn daß die Fürsten in Deutschland zu jener Zeit, selbst verschiedene ihrer ersten Staatsbeamten, nicht Alles wußten, was vorging und gehen sollte, ist ausgemacht. Man fürchtete die Bedächtlichkeit oder Rechtlichkeit der Monarchen. Das Volk war der handelnde Theil; die Fürstenschaft der leidende. Das ist nicht in der Regel; aber es giebt Augenblicke, da die Ausnahme über die Regel geht. So wars zu allen Zeiten, was auch Katechismen, Moralphilosophien und Rechtslehrbücher gegen die eiserne Gesetzgebung der Natur einzuwenden haben mögen.

Auf eine allgemeine Erhebung des deutschen Volkes wars im Jahr 1809 gleichzeitig mit der

Digitized by Google

Eröffnung des Feldzuges der Oeſterreicher gegen die Franzoſen abgeſehen. Dahin ward geſtrebt. Der durch Napoleon aufgefangene und bekannt gemachte Brief des preuſſiſchen Miniſters von Stein an den Fürſt von Wittgenſtein vom 15. Auguſt 1808 bezeugt es: „Die Erbitterung nimmt in Deutſchland täglich zu, ſchrieb der Freiherr, und es iſt rathſam, ſie zu nähren und auf die Menſchen zu wirken. Ich wünſchte ſehr, daß die Verbindungen in Heſſen und Weſtpfahlen erhalten würden, und daß man auf gewiſſe Fälle ſich vorbereite; auch eine fortdauernde Verbindung mit energiſchen, gutgeſtimmten Männern erhalte, und dieſe wieder mit andern in Verbindung ſehe.“

Die Genoſſen der Tugendvereine halfen nach ihrer Art, wie ſie konnten. Dennoch kam es nicht zum allgemeinen Aufſtand der Deutſchen, als man ihn erwartete, oder wollte. Es gab nur theilweiſe, eben deswegen blutige und unglückliche Auftritte von einigen voreiligen Feuerköpfen auf gut Glück unternommen. So geſchah der Aufſtand in Heſſen, wo die ſittenloſe deutſch-franzöſiſche Verderbtheit des Kaſſeler Hofes jedes rechtliche Gemüth empören mußte; ſo der abentheuerliche Zug des preuſſiſchen Oberſtwachtmeiſters Schill, der mit größerer Beſonnenheit unternommen, ehrwürdiger geworden ſein würde. O wie edles deutſches Blut ward vergebens vergoſſen im Heſſenland, im Alpengebirg und am Geſtade der Oſtſee! — Die politiſchen Planmacher gingen frei aus; keiner von ihnen focht mit. Aber der kühne Degen Schill fiel bei Stralſund, wie ein Spartacus, und der ehrliche aber einfältige Sandwirth Hofer auf dem Wall von Mantua, wie ein gemeiner Sünder. Man wollte aus dieſen Leuten hintennach deutſche Heldgötter machen; ſchrieb Verſe, Romane, Trauerſpiele, die nichts werth waren und ließ es dabei bewenden. Wahrhaft, als deutſcher Mann und Märtyrer der ſteten Achtung und Erinnerung würdig, war Palm durch die fremden Scharfrichter gefallen.

Der Feldzug Oeſterreichs, wie man vorausſehen konnte, endete traurig für Oeſterreich nach wenigen Monden. Der Herzog von Braunſchweig-Oels verweigerte ſtolz, an der Seite Ueberwundener einen Waffenſtillſtand einzugeben, den die Sieger gebieteriſch vorgeſchrieben hatten. Er that einen kühnen, abentheuerlichen Heldenzug mit ſeiner getreuen Schaar durch Freundes- und Feindesland nach Elsfleth, und verließ das Vaterland, welches er durch ſeinen ritterlichen Muth nicht hatte retten können.

Das ſchärfſte Schwert, mit welchem Napoleon die Deutſchen ſchlug, und mit welchem ſie auch in Zukunft werden wieder geſchlagen werden, war ihre eigene Zwietracht. Oeſterreich ſtand und fiel im Kampf vom Jahr 1809 allein. Preuſſen regte ſich nicht. Man weiß, was der König von Preuſſen dem Oberſt geantwortet hatte, der ihm von Seiten Oeſterreichs die dringende Einladung zur Theilnahme am Kriege, und das Anerbieten von hundert Kanonen machte, die Erzherzog Ferdinand zu dieſem Endzweck mit ſich bis Thorn führte: „Ich weiß ſchon, was Sie wollen. Ich ſoll beitreten, was ich nicht will. Thät' ich es auch, ſo würde Ihr Kaiſer bei der erſten Gelegenheit Friede machen, und mich aufopfern.“ — So ſprach und dachte der König voll des Mißtrauens, das die Ereigniſſe früherer Tage geweckt und gerecht-

Digitized by Google

fertigt hatten. Zwischen Preussen und Oesterreichern war wie beim Heer so beim Bürger, seit Friedrichs des Großen Tagen, nebenbuhlerischer Nationalstolz und Nationalhaß gepflegt worden. Dieser war tief gewurzelt; vielleicht nur die allgemeine Verzweiflung gegen Frankreich war vermögend, den gegenseitigen Stolz und Argwohn einander aus dem Herzen zu reissen.

In ähnlichem Verhältniß stand auch Baiern zu Oesterreich in jener Zeit; auch hier Argwohn und nachbarlicher Volkshaß lebendig. Die alten Vergrösserungsabsichten des Wiener Hofes gegen Baiern; jene Ansprüche auf Niederbaiern nach Maximilian Josephs Tode; jene Tauschpläne mit Karl Theodor; jene Bedrängungen Baierns durch das österreichische Kriegsvolk in den Jahren 1796—1799; jene geheimen Sätze des Friedens von Campo Formio, die auf Zerstückelung Baierns zu Gunsten Oesterreichs zielten; jene Anträge des Wiener Hofes in den Unterhandlungen zu Selz — das Alles lebte noch unvergessen im Gemüth des Volkes. Wahrlich die Höfe sündigen zwar immer auf Unkosten der Völker; aber die Völker finden die Tage der Vergeltung.

So sank Oesterreich. Die feurigen Männer der Tugendvereine zürnten zwar mächtig dem Könige von Preussen und lästerten Baiern — aber die Sache war, wie sie war.

Sowohl an den Aufständen in Hessen, als im Tyrol, als an Schills Streifzug waren die Tugendleute offenbar sehr unschuldig; ihre Mitglieder hätten gar nicht nöthig gehabt, darüber sich oder ihre Verbindungen gegen die Vorwürfe in Schriften zu rechtfertigen, die ihnen aus Leidenschaft oder Unkunde gemacht worden waren. Höchstens waren einzelne Mitglieder Enthusiasten und Zwischenhändler gewesen, was sie auch ohne Tugendbund gewesen sein würden.

Die Tugendvereine waren in Preussen verboten, theils um Gesetzlosigkeiten zu verhüten, theils um den damals in Deutschland herrischen Franzosen keinen Stoff zu Klagen oder Eingriffen in die Rechtsame der Landesherrn zu geben. — Die Stimmung der leidenden Völkerschaften aber brachte es mit sich, daß der Zweck der Tugendvereine immer derselbe blieb und sich in jeder freundschaftlichen Zusammenkunft von Männern jedes Standes offenbarte, sobald sie von vaterländischen Dingen unbehorcht sprechen konnten. So mögen sich mancherlei politische Klubbs gebildet haben, selbst hin und wieder sogenannte Orden, die aber von keiner Bedeutung und Dauer waren. Man wollte Befreiung; man wollte das Bessere; konnte den gelegenen Augenblick kaum erwarten; sah sie nicht kommen; wollte sie herbeizwingen, oder vorbereiten — das veranlaßte allerlei Pläne, die oft abentheuerlich und romanhaft genug sein mochten. Wieviel Wahres, wieviel Falsches daran gewesen, läßt sich kaum mehr entscheiden.

So bildete sich im Jahr 1810 zu Halle eine Verbindung junger Männer für Preussens Ehre; so zu Jena unter den dasigen Hochschülern im gleichen Jahr ein Bund Teutonia, des Zweckes: alle an den Hochschulen deutsches Landes lebenden Jünglinge zur Beförderung deutscher Art, Kraft und Sitte, und zur Vergessung aller Nebenrücksichten, eifersüchtelnden Landsmannschaften und kindischen Tandes der Studentenorden zu vereinen.

Digitized by Google

Am abentheuerlichſten war der einige Jahr nachher kundgemachte Plan eines ſogenannten deutſchen Bundes, der die Entfeſſelung des Vaterlandes von fremder Gewalt und Belebung der Treue für die alten, rechtmäßigen Fürſten zum Zweck hatte. Sein Siegel mit der Jahreszahl 1810 war ein wachender Löwe, der vor einer Stange ruhte, auf welcher der Freiheitshut hing. Darunter die Buchſtaben d. D. B. Die Aufzunehmenden ſollten im erſten Grad des Ordens einen auf Lebenszeit giltigen Eid der Verſchwiegenheit ablegen, und ſich, im Fall des Eidbruches des unfehlbaren Todes zu gewärtigen haben. „Kein Zufluchtsort in der Welt, hieß es, ſchützt alsdann den Verräther vor der Rache des mächtigen Bundes.“ Die Aufträge der Obern ſollten blindlings und pünktlich vollſtreckt werden; kein Mitglied das andere kennen, ſondern nur ſeinen Obern, der ihn aufnahm u. ſ. w.

Ein Jahr ſpäter machte der Schriftſteller Rudolf Zacharias Becker in der Nationalzeitung der Deutſchen ebenfalls die Stiftungsurkunde von einem deutſchen Bunde bekannt, die er zu ſpät für bloße Erfindung und Spaß erklärte. Der gute Mann mußte bekanntlich dafür ſiebenzehn Monate auf der Veſtung Magdeburg gefangen ſitzen.

Ein anderer Orden mag in der Einbildung oder Wirklichkeit beſtanden haben, dem ein Ungenannter in dem Anzeiger der Deutſchen im Jahr 1815 unter dem Namen der Vereinigung oder des Dolchordens nachfragte, und worauf ein Hr. Becker antwortete:*) „Eine ſogenannte Societé des poignards hat es meines Wiſſens nie gegeben, wohl aber kenne ich einen Verein, welcher ſich zu Zeiten der großen fremden Schmach hochherzig verband, der Welſchen Uebermuth zu züchtigen, das Vaterland von Räuberhorden zu befreien, und die undeutſch gewordenen Deutſchen zu ihrer heiligen Pflicht zurückzubringen. Und ob es gleich noch zu früh war, ſo zeigten ſie doch den Weg, den man wandeln ſollte, um aus der Sklaverei zu kommen. Die Namen Oels, Schill und Hofer werden ewig in der Geſchichte glänzen, und Fürſten müſſen erröthen, wenn ſie den erſten nennen hören. Die kühnſten Unternehmungen mißglückten; der Verein zagte nicht, wurde immer größer, doch geheim. Ihr Schwur war: Bei der ewigen Wahrheit, Blut und Leben im Vereine der Tugend für das weinende Vaterland, Frieden der Menſchheit, Fluch und Untergang allen Feinden des Vaterlandes. Die Kühnſten darunter trugen einen verborgenen, dreieckigen Dolch, deſſen Griff das heilige Kreuz darſtellte, um im Nothfall zu rechter Zeit der Schmach entgehen zu können, welche eilf ihrer Brüder in Weſel erduldeten. Das Vaterland erwachte, und der Verein that ſeine Schuldigkeit. Man ſagt, er hätte dem ehmaligen zuſammengeflickten König von Weſtphalen oft vielen Kummer verurſacht, deswegen derſelbe auch ein äuſſeres Zeichen, welches die Brüder trugen, in ſeinen Staaten verbieten ließ. Der Verein beſteht übrigens noch allenthalben, tritt aber nur dann in Thätigkeit, wenn ſich die Welſchen mauſig machen.“

*) Anzeiger der Deutſchen. 1816. Nr. 22.

Digitized by Google

Es lohnt sich nicht der Mühe, allen diesen und andern Spielen müssiger Begeisterung, oder Träumen der Verzweiflung weiter nachzugehen. Der Tag der Erlösung, der Rache kam für Deutschland. Die Völker standen auf; es standen die Heere auf. Sie gehorchten nur dem Vaterlande; nicht mehr den Ministern, nicht mehr den Fürsten. Napoleon war vom russischen Himmel geschlagen; er kam, ein Flüchtling. Ohne Wissen und Willen des Königs von Preussen brach der Feldherr York im Dezember 1812 gegen die Franzosen auf; Alles freudigwild mit ihm. Umsonst zürnte Friedrich Wilhelm im ersten Augenblick; umsonst entsetzte er ihn seiner Stelle. Bald erhob sich in furchtbarer Begeisterung ganz Preussen.

Alle jene Bünde und Orden hatten nun freilich weder den Aufschwung der preussischen, noch der andern Völkerschaften herbeigeführt; aber sie selbst konnten, als Vorkündungen des öffentlichen Willens, als Aeusserungen der allgemeinen Sehnsucht angesehen werden; und in so fern behält ihre Erscheinung in der Geschichte einen gewissen Werth.

Der vieljährige soldatische Druck der Franzosen auf Deutschland, der freche, Fürsten- und Völkerrecht verspottende, Uebermuth der Sieger hatte der Nation jene Spannkraft zurückgegeben, die sie unter der alten, falschen, feilen, wetterwendischen Hofstaatsklügelei verloren hatte. Die jungen Männer, noch unverdorben durch den altherkömmlichen Geschäftsgang und Geschäftston hatten aus dem Gram und der Reue der Alten und aus der allgemeinen Schmach Deutschlands gelernt, was dem Vaterlande noth sei. Der gesunde Menschenverstand machte gegen den Schlendrian sein Recht geltend, und die welche freiwillig Gut und Blut zum Opfer für Fürst und Land brachten, erlaubten sich dafür wenigstens das Recht, ihre Meinung über vaterländische Angelegenheiten zu äussern.

So entstand nach langem, dumpfen Schweigen plötzlich ein kühnes, freies Sprechen und Fordern, wie man es in Deutschland noch nie gehört hatte. Die Völkersiege schienen ein Recht dazu zu geben; die langen Leiden wenigstens den ersten, oft rohen Ausbruch der Gefühle zu entschuldigen. Nach den ersten Siegen bei Leipzig, bei Hanau und Frankfurt, dann bei Belle-Alliance und so weiter, ward auf das gesehen, was Deutschland vermöge, wenn es einträchtig sei, — ein Volk. Preussen und Oesterreicher, Baiern und Hessen, Meklenburger und Würtemberger, Sachsen und Hannoveraner, alle eins — das ward das erste Hochgefühl Aller. Nur in Deutschlands Einheit sah man Deutschlands künftige Sicherheit und Stärke gegen Eroberer, von wannen sie auch kommen möchten.

Wie immer in der ersten Begeisterung und Freude, machte man auch hier mancherlei Sprünge, die man dem ausserordentlichen Augenblick verzeihen mußte. Man stieß mit kannibalenhafter Wuth Flüche gegen das gesammte französische Volk aus, als wäre in demselben kein Unschuldiger, kein Tugendhafter, kein Weiser mehr zu finden. Wer je mit Achtung für dasselbe zu sprechen wagte, hieß verabscheuungswürdig. Mit kindischem Witz zog die entzügelte Rache gegen den gestürzten Napoleon, und mahnte oft an den todten Löwen in der Fabel. Man

Digitized by Google

verfatante ihn; man ſprach ihm allen Muth, alle Feldherrngröße ab, alle Klugheit, alles Talent. Von der andern Seite erhob man das Deutſchthum zum Himmel; wollte alles deutſch, ſogar Rock und Hoſen, Schuh- und Haarputz. — Während des Wiener Kongreſſes, noch mehr während des Bundestages zu Frankfurt hatte man inzwiſchen Zeit, nüchterner zu werden.

Doch ein großer Gedanke, deſſen Werth das Schickſal in den Jahren 1813 bis 1815 ſelbſt verherrlicht hatte, blieb auch nach dem erſten Rauſche: Deutſchlands Einheit. Die Tugendvereine, oder welche mannigfaltige Namen die gegen Frankreichs Gewalt geſchloſſenen Verbrüderungen in verſchiedenen Ländern gehabt haben mochten, hatten ſich im großen Sturm aufgelöſt. — Nun ſprach man von Unitariern, Unionsorden und dergleichen. Schwerlich beſtand wohl ein ſolcher Orden, ſonſt würde man wohl jede Spur ausgewittert und kund gethan haben. Aber der lebhafte Wunſch des Volks nach gröſſerer Sicherheit gegen das Ausland, vermittelſt eines engeren politiſchen Vereins aller deutſchen Völkerſchaften, ſprach überall an: und mußte jeden verſtändigen Mann anſprechen, der an die konzentrirte Stärke der beiden Nachbaren Frankreich und Rußland, oder an das Schickſal ſeiner Kinder in ſpätern Zeiten, oder an die ehmalige Stellung der deutſchen Höfe gegen einander dachte. Nichts natürlicher, als daß in den Deutſchen das nationale Ehrgefühl nach überwundener und gerächter Nationalſchmach laut ward, wie es ſchon früher ſogar bei den Italiänern laut geworden war, die, wie die Deutſchen, unter vielerlei größere und kleinere Fürſten vertheilt lebten, und mit Verläugnung aller Selbſtkraft und Selbſtehre zuſehen mußten, wie ihre blühenden Gefilde beſtändig zu Schlacht- und Tummelplätzen fremder Länderſucht dienten. Die Carbonari und Unitarier von Italien waren politiſche Verbrüderungen einſichtsvoller, vaterländiſcher Männer, die ſchon ſeit dem Jahr 1808 Einheit des geſammten Italiens unter einer Krone wünſchten und herbeizuführen ſuchten. König Joachim von Neapel, gut und tapfer, aber ſchwach und eitel, zählte auf die Stimmung dieſer Männer, als er gegen die Lombardei zog. Er that ſehr übel daran. Ein Paar geheime, plaudernde Geſellſchaften ſind kein Volk. Nur Volksſtimme iſt Gottesſtimme. Indeſſen ſcheint das lautgewordene Gefühl auch in Italien keineswegs mit der Hinrichtung Murats geſtorben zu ſein. Noch in den Jahren 1815 und 1816 erließen der Papſt, Neapel, Sardinien und Oeſterreich Verordnungen gegen die Carbonari, Unitarier, Freimaurer und andere geheime Verbrüderungen.

Dieſe Verordnungen können allerdings die widergeſetzlichen Klubbs vernichten; aber das Gefühl und den Seufzer der Nationalehre nicht. Zwar öffentliche Blätter verkündeten im Jahr 1815, daß ſich auch in Deutſchland eine ähnliche Geſellſchaft, wie die der Carbonari zu bilden anhebe, welche die politiſche Einheit aller Deutſchen bezwecke. Doch wie geſagt, hat ſich davon keine beſtimmtere Spur ergeben; und Zeitungswinke ſind die unzuverläſſigſten von der Welt, da Mancher dergleichen aus Privatabſichten einſchiebt.

Die einzelnen deutſchen Völkerſchaften, welche ſeit Jahrtauſenden ein ſelbſtſtändiges Leben führen, laſſen ſich ohne Gewalt, die denn doch wahrſcheinlich eitel ſein würde, nicht in Eins

Digitized by Google

verſchmelzen. Größere Annäherungen wären unter den Höfen und Ländern allerdings möglich und wünſchenswerth; dennoch wird man es aufs höchſte zu einem Staatenbund bringen, der ſo lange einig bleibt, als die Hauptgenoſſen unter ſich einig ſind. Zu einem wahren Bundesſtaat iſt Deutſchland kaum reif.

Darüber entſtand nun viel Federſtreits unter ſogenannten Unitariern und Nichtunitariern der Schriftſteller. Zu jenen gehörten größtentheils Männer, für das Beſte entflammt, die mehr auf die Herrlichkeit ihres Urbildes, als auf die gegebenen Bedingungen der Wirklichkeit achteten; zu dieſen Männer, die, ruhiger prüfend, vertraut mit dem, was da war, im Geiſte ihrer heimathlichen Staaten und für die Rechte ihrer Fürſten ſprachen, und wenigſtens das Gute zu erreichen, oder nicht verworfen zu ſehen, wünſchten, wenn das Beſte nicht immer zu erreichen wäre.

Dieſer Schriftſtellerkrieg hatte weiter keine Folgen. Denn die Fürſten beachteten denſelben wenig. Die Völkerſchaften des befreiten Deutſchlandes zogen ſich, ſobald die erſte Noth überwunden war, jede in ſich ſelbſt zurück; beſorgten ihr zerſtörtes Hausweſen, und überlieſſen gleichgiltig den Streit über Deutſchlands Einheit denen, die daran Gefallen trugen. Niemandem aber mehr, als den deutſchen Fürſten, mußte an engere Vereinigung der deutſchen Staaten gelegen ſein. Waren nicht die großen und ſchmachreichen Schickſale der vergangenen Jahrzehende warnungsvoll genug geweſen? — Die ehmalige Reichsverfaſſung, deren größte Tugend oder Schande ihr Alterthum geweſen, lag zerriſſen. Es mußte ein neuer Verband geſtiftet werden. Denn ohne feſte, innige Verknüpfung aller Theile Deutſchlands zu einer Art Ganzem, blieb Deutſchland den alten Gefahren preisgegeben. Frankreich wird von ſeiner Verblutung ſchnell geneſen; — England ſpricht mächtiger, denn je zuvor, in die Angelegenheiten des feſten Landes, ohne daß es ſich in ſeine Angelegenheiten viel einreden läßt; und Rußland, noch vor einem Jahrhundert auf den entfernten Norden beſchränkt, iſt tief in die Verhältniſſe der abendländiſchen Reiche verwickelt, ſeit ſeine Heere in den lombardiſchen Fluren, auf den Alpen, an den Ufern der Seine und im Herzen Deutſchlands Schlachten lieferten. Deutſchland hat alſo in Zukunft nicht Frankreich allein mehr zum achtbaren, oder furchtbaren Nachbar.

Deswegen ward eine deutſche Bundesverfaſſung entworfen. Man ſah in Frankfurt am Main einen Bundestag. Demungeachtet ward ſeit Jahren für die Einrichtung der Bundesſchaft weder in Betreff des Aeuſſern noch des Innern viel geleiſtet, weil Schwierigkeiten in den Weg getreten ſein mochten, die, wie immer, leichter zu ſchaffen, als zu beſiegen ſind.

Es hatten aber die Noth- und Siegeszeiten Deutſchlands im Volk aller Gegenden und aller Stände, Begriffe entwickelt, Wahrheiten und Grundſätze ausgebreitet, Bedürfniſſe angeregt, welche Folgen der großen Erfahrungen und des thätigeren Selbſtdenkens waren. Seit jeder Hausvater empfunden hatte, wie die öffentlichen Angelegenheiten zugleich den unmittelbarſten Einfluß auf ſeine häuslichen Angelegenheiten übten; ſeit er wahrnahm, daß die

Digitized by Google

falſchen Schritte der Miniſterien, die Irrthümer der Höfe ſelten den Miniſtern und Höfen ſoviel Verderben brächten, als den ruhigen, vermöglichen, arbeitſamen Familien des Landes; ſeit er wahrnahm, daß die Truppen des Landes, zu deren Erhaltung er in Friedens- und Kriegstagen von den Früchten ſeines Fleiſſes beizuſteuern hatte, (und die ihn, wegen ihrer hübſchen Uniformen oder Adelstitel ungeſtraft verhöhnen und beleidigen konnten), dennoch am wahren Tag der Noth nichts Entſcheidendes vermochten, ſondern der Hilfe aller Bürger froh waren; ſeit er wahrnahm, daß die würdigſten Perſonen zu Staats- und Kriegsämtern nicht nach ſechszehn und zweiunddreißig Ahnenbriefen, ſondern nach Einſicht und Tugend geſchätzt werden ſollten, die ſich natürlich häufiger beim zahlreichern Bürgerſtand, als beim minder zahlreichen Adelſtand finden müßten; ſeit er wahrnahm, daß in einer gerechten Ordnung der Dinge es keine Schooßkinder und Stiefkinder des Staats geben ſollte, weil jeder für gleiche Liebe, Treue und Aufopferung fürs Vaterland gleiche Gegenliebe anzuſprechen hat; und angeborene Vorrechte einer einzelnen Menſchenklaſſe ſo unnatürlich ſind, als der Glaube albern wäre, daß einer einzelnen Menſchenklaſſe die edelſten Eigenſchaften des Gemüths vorzugsweiſe angeboren ſind; — ſeit er dies und anders wahrnahm, entſtanden Ueberzeugungen und Wünſche, die vormals nicht gekannt waren. Sie entſtanden nicht bei den ſogenannten Gelehrten allein. Hätten dieſe ſie bei allen Reſtaurationen des Staatsrechts vergeſſen, oder unterdrücken wollen, würde ſie jeder Kaufmann und Krämer, jeder Landwirth und Handwerksmann von ſelbſt erfunden haben. Denn dazu gehörte kein anderes Genie, als die ſchlichte Vernunft.

Dieſe herrſchend gewordenen Ueberzeugungen laſſen ſich nur durch Belehrung von ihrer Irrigkeit zerſtören; nicht durch Verbote ſolcher Meinungen, die man offiziel falſch nennt; weil jeder Geiſt Herr in ſeinem Leibe iſt; nicht durch die drohende Majeſtät ſtehender Heere — denn mit ſtehenden Heeren macht man keine ſtehende Gedanken.

Wenn daher in Deutſchland das Wollen und Verlangen nach billigen Rechten der Staatsbürger allgemein und laut ward: ſo war dies ein unvermeidliches Erzeugniß der vorausgegangenen Erfahrungen. Die hunderttauſende, welche ſich für Wiederherſtellung der Ehre und alten Hoheit ihrer anererbten, theuer-werthen Fürſtengeſchlechter freudig und willig in den blutigen Kampf warfen, oder ihren letzten Pfennig dafür aufopferten, hatten mit ihrem Wollen und Verlangen gewiß keine jakobiniſche, Thronen und Altäre ſtürzende Abſichten. Sie zürnten nicht gegen die Fürſten ihrer Vaterlande, ſondern gegen die Willkühren derer, die im Namen der Fürſten ſchalteten, gegen die verderblichen Wirkungen altherkömmlichen Schlendrians. Dieſe Willkühren zu beſchränken, und daß der Landesherr ſtatt einſeitiger Referate über die Bedürfniſſe und Kräfte des Staats die Stimme des Landes ſelber vernehme, wünſchte man Antheil des Volkes an der Berathung über Beſteurung und Geſetze des Landes, vermittelſt ſelbſtgewählter Abgeordneten. Um ſich eines wahren Vaterlandes rühmen zu können, für welches freudig in den Tod zu gehen ſei, wünſchte man die Stiefkinderſchaft aufgehoben, Gleichheit aller Söhne des Vaterlandes vor dem Geſetz, und Unabhängigkeit der Gerechtigkeitspflege. Um

Digitized by Google

einer vollen Geistesentwickelung, des Höchsten im Staat, theilhaftig werden zu können, wünschte man Freiheit der Presse, ohne Verletzung persönlicher Rechte, und Freiheit der Gewissen ohne Störung der Rechte anderer Gottesverehrungsarten.

Viel war den Völkerschaften Deutschlands während ihrer Anstrengungen gegen Frankreich zur Ermunterung verheissen worden. Es verflossen Jahre, ehe sich die Verheissungen erfüllten; denn die Fürsten gingen bedächtig zu Werk. Es ist leichter, ein neues Haus an der Stelle des zusammengefallenen aufzubauen, als ein altes Haus, ohne Gefahr des Einsturzes, vom Grund auf neu zu machen. Frankreich hatte vor Deutschland den schrecklichen Vortheil voraus, daß es eigentlich so gut als keine Verfassung hatte; der Wille Napoleons war Frankreichs letzte Verfassung gewesen. Hier konnte das Bessere alsobald gegeben werden. Nicht so in den altbestehenden deutschen Staaten, wo das bessere Neue, welches man begehrte, mit dem gewohnten Alten, welches manchen Ministern, manchen bevorrechteten Ständen ohnehin besser, als das Neue zusagen mochte, in unverträgliche Verhältnisse kam. In Deutschland verlangte man keine Revolution, sondern eine Evolution des Vorhandenen.

Der langsame Gang dieser Evolution mochte die Ungeduld Vieler reizen, um so mehr, wenn sie sahen, daß das französische Volk, welches sie besiegt hatten, sich in herrlichern Freiheiten erhob, als das deutsche, und zuletzt grösseren Gewinn von den erlittenen Niederlagen, als das deutsche von seinen Siegen hatte. Dort sahen sie eine repräsentative Verfassung in Thätigkeit übergehen, während man in Deutschland noch berieth, ob? — Dort sahen sie Gesetzesentwürfe, Konkordate, Ministerialverfügungen öffentlich beurtheilt, was man in Deutschschland nicht überall ohne Gefahr ministerieller oder fürstlicher Ungnade wagen dürfte; sie sahen dort in öffentlichen Schriften Meinungen frei geäussert, die man in Deutschland für gefährlich geachtet haben würde; sie sahen dort eine carta libertatum, die in ihrer Heimath fehlte. Sie sahen, wie die deutschen Blätter immer dürftiger in Rücksicht vaterländischer Angelegenheiten, ihren anziehendsten aus englischen oder französischen schöpfen mußten; wie Frankreich dadurch, auch im Augenblicke seiner Demüthigung einer der tongebenden Hauptstaaten des Welttheils, Lehrer und Ideenbeherrscher desselben bleibe, und seinen moralischen Einfluß auf die übrigen Nationen fortsetze.

Dies mochte Viele erbittern. Daher dann und wann in Flugschriften der ungestümere Ton, das ernstere Mahnen, und vielleicht auch bei verschiedenen Genossen ehmaliger Tugendbünde Anregung zu neuen Verbrüderungen. — Das Dasein der letztern war eben noch nicht voll erwiesen, doch gab es Männer, welche feind allen geheimen politischen Verbindungen im Staate, sahen, was sie fürchteten, und sichs zum Verdienst rechneten, öffentlich dagegen aufzutreten. In Berlin hatte der geheime Rath Schmalz persönliche Ursachen, sich gegen eine Vermuthung oder vordreiste Behauptung zu vertheidigen, als wär' er Genosse des Tugendbundes gewesen. In seiner Schrift über politische Vereine, die er im Jahr 1815 erscheinen liess, äusserte er sich nicht ohne leidenschaftliche Heftigkeit über die bestandenen politischen Vereine,

Digitized by Google

über einige literarische Lärmer und über den Fortbestand geheimer politischer Gesellschaften. Soviel Wahres und Beifallwürdiges er sprach, so beleidigte er doch auch durch vieles Andere das Ehrwürdige derjenigen Ueberzeugungen und Wünsche, die nun einmal, nach Begebenheiten, wie man sie erlebt hatte, sehr allgemein und tief im Volke lebten. Er übersandte seine Schrift drei auswärtigen Fürsten, von deren Staaten er wissen wollte, daß geheime politische Gesellschaften darin thätig wären. Eben damit machte er sich um so mehr zum Gegenstand des öffentlichen Tadels, weil er die Rolle des Anklägers und Verdächtigers zu spielen schien. Der König von Würtemberg belohnte seine That, oder seine Schrift, wegen der darin aufgestellten Grundsätze mit dem bürgerlichen Verdienstorden; der König von Preussen gab ihm den rothen Adlerorden. Dagegen schlug ihn die öffentliche Meinung, und ein neuer, ekelhafter Federkrieg erhob sich über das Dasein geheimer Bünde mit politischen Zwecken. Der König von Preussen untersagte endlich von neuem alle dergleichen geheime Verbindungen, als strafbar, und den über deren Dasein geführten Streit, theils als unnütz, theils als nachtheilig, weil er nur einen schädlichen Parteigeist nähre. Dies geschah durch seine unterm 6. Januar 1816 erlassene Verordnung *).

Man ließ sich noch im Jahr 1817 nicht ausreden, daß die geheimen Vereine fortdauerten, in mancherlei Gestalt und Namen. Einige Geisterseher glaubten sogar, in dem jugendlichen Muthwillen der Hochschüler, die auf der Wartburg das Fest der Kirchenverbesserung feierten, verdächtige Spuren zu erkennen.

Wenn in der That solche Gesellschaften noch fortbestänben, würden sie der guten Sache eben so wenig gefährlich, als hilfreich sein, — noch mehr, sie wären längst nicht mehr geheim. Diejenigen kennen die Menschen schlecht, welche von geheimen Gesellschaften große Thaten hoffen oder fürchten. Die Urkunden von der Wirksamkeit solcher Verbindungen liegen nur in den Romanen der Dichter; nirgends sonst.

Was man sich im Auslande von dem Wesen der Tugendbünde vorgestellt habe, erkennt man zum Theil aus der zu Paris 1816 erschienenen Darstellung des politischen Zustandes von Deutschland, deren Verfasser ein gewisser J. A. Scheffer ist, welcher in allen seinen Vorstellungen viel Ueberspanntes und Verschrobenes zeigt. Zum Beispiel sagt er: „Bonaparte sah bald den wichtigen Einfluß eines solchen Vereins ein, und sich dadurch bedroht, und wollte ihn vernichten. Er ließ mehrere seiner Glieder fortführen; andere fanden in Oesterreich, und wohin sie sich flüchteten, Gefängnisse. Aber alle diese Verfolgungen dienten nur dazu, ihn immermehr zu stärken und zu verbreiten, und der Tugendbund wurde eine feindliche Macht Bonaparte's; eine um so gefährlichere Macht, als er ihr keine Schlacht liefern, und sie durch eine einzige

*) Im ersten Heft des zweiten Bandes und im ersten des dritten Bandes der „Neuen Allemannia", die im J. 1816 erschien, findet sich die Literatur jenes Federkriegs so wie dessen, was die Tugendvereine überhaupt betraf, am vollständigsten gesammelt, und, doch nicht ohne Polemik, gewürdigt.

Digitized by Google

Niederlage zu Boden werfen konnte, wie er es denen durch die Fürsten angeführten Armeen gethan hatte*)."

Ohngefähr eben so wichtig sah der bekannte Engländer R. Wilson in seinem am 28. Dezember 1815 geschriebenen Briefe, welcher aufgefangen wurde, die Sache an. Er irrte sich eben so sehr.

Wichtiger, denn alle jene Spielereien mit Orden, jene geheimnißvollen Bünde, (die schon darum ohne Kraft sind, weil sie aus freien Männern bestehen, die des blinden Gehorchens unbekannter Obern ungewohnt sind), scheint die ernste Stimmung der deutschen Völkerschaften rücksichtlich ihrer Erwartungen zu sein. — Diese Stimmung, entsprungen aus der höhern Bildung und den Leiden der Nation, diese Erwartungen, genährt durch die Fürsten selbst und durch die Nachwehen der großen Uebel, werden durch keine Jahre der Ruhe, des Zögerns, des Vergessenwollens ermüdet und eingeschläfert werden, so lange der gesunde Menschenverstand nicht selber eingeschläfert wird. Es ist vorauszusehen, daß die aus diesen Zeiten nachwachsende Jugend, tritt sie dereinst in die öffentlichen Aemter des Staates, in die Umgebungen der Fürsten, das erfüllen werde, was jetzt die Sehnsucht begehrt, und vielleicht hin und wieder der Stolz oder Eigennutz des Vorurtheils, oder die schlaffe Gewohnheitsliebe zu gewähren zaudern möchte.

Aber auch dies Zaudern ist unzweifelhaft wohlthätig gewesen, und besser, als übereilter Umschwung aller altbestandenen Verhältnisse. Es ist kein Grund vorhanden, zu bezweifeln, daß die Fürsten und ihre hellsinnigen Beamten nicht Vieles thun werden, um die geistige Macht, die edelste, ihrer Nation, und dadurch die Stärke und Hoheit des eigenen Throns zu vergrößern; aber eben so wenig ist zu bezweifeln, daß dieses Werk nur unter wohlgetroffenen Vorbereitungen zum Seegen der Nation gelingen könne. Die Feinde der Rechtsgleichheit, der Gewissens- Denk- und Druckfreiheit haben diesen edeln Kleinodien der Völker noch immer weniger geschadet, als ihre allzuungestümen Freunde oder unbesonnenen Mißbraucher.

---

*) Der redliche Uebersetzer der Scheffrerschen Schrift fügt jenen Worten folgende Anmerkung bei: „Ich war selbst Tugendbündner von 1808 bis zur Aufhebung des Vereins, muß daher über die hohe Idee lächeln, die der Verfasser von dessen Wirksamkeit darstellt. Der Wille, der ihm zum Grunde lag, war sehr gut, aber die Kraft schwach; man war stark in Redensarten, aber träg im Handeln. Der Tugendbund so wenig, als seine Fortsetzung, der deutsche Bund, haben eine einzige Kanone in Bewegung gesetzt. Will man wissen, was die Deutschen im Jahr 1813 so sehr erregte? Es war eine und dieselbe Gesinnung, welche Tugend- und Nichttugendbündner belebte: der Drang nach Befreiung vom Franzosenjoch, das sein zu großer Druck unerträglich machte."

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Die Berathungen der Deputirtenkammer über das Gesetz der Mauth oder Gränzgebühren. — Das Versorgungshaus minderjähriger aus den Gefängnissen entlassener Sträflinge in Paris. — Das Schloß Brede, Montesquieu's Lieblingssitz.

Wenn gleich die Berathung der Abgeordneten aller Landschaften und Städte Frankreichs über das Douanengesetz, das Interesse jener andern Diskussionen, in denen die abweichenden politischen Meinungen und mancherlei Persönlichkeiten zu Tage kommen, nicht besitzt, so steht ihr hingegen ein eigenthümliches zu, das dem erstern die Wage halten mag. Die Regierung unterlegt den Rathschlägen jener stellvertretenden Versammlung nicht nur die durch gesammelte Erfahrung empfohlenen Verbesserungen, sondern selbst auch das ganze System eines sehr wichtigen Zweiges der öffentlichen Verwaltung und der Staatseinkünfte. Und in der oft lebhaften, beinahe immer freimüthigen und offenen, durchaus aber freien Diskussion, sprechen sich zunächst allerdings die mehr oder minder aufgeklärten Begriffe der Theilnahme aus, vorzüglich dann aber wägen sich die verschiedenartigen Interessen der Gegenden und Ortschaften, der Stände und Berufsarten darin gegeneinander auf eine sehr merkwürdige Weise ab.

Mehrere der Redner, die den Gegenstand vollständig umfaßten, haben seine Verhältnisse zur Wohlfahrt des Gemeinwesens, zum Staatsreichthum und zum Vortheil des Handelsverkehrs geprüft. Die bemerkenswerthesten Reden für die zwei einander entgegengesetzten Systeme sind, einerseits die der Herren de Mezy und Magnien-Grandvrez, welche als Organe der richtigen Staatswirthschaftslehre, die Freiheit des Waaren Ein- und Ausgangs, in weitem und aufgeklärtem Sinn vertheidigt; und andrerseits jene der Herren de Hanranne, Margan und des General-Mauthaufsehers der Hr. de Saint-Cricq, welche das Beschränkungssystem kaufmännischer Verbote, mit eben so viel Mäßigung als Geschicklichkeit und Talent in Schutz nahmen. Wenn in den Reden dieser letztgenannten ein öfteres Bedauern durchschimmert, sich auf einer Bahn zu befinden, der man im Drange der Umstände folgen zu müssen glaubt, ohne sie darum für die richtigste zu halten, so hat hinwieder auch der Fanatismus des Probibitivsystems, in dem Hrn. Lainé de Villevêque seinen Apostel gefunden.

Die Berathung nahm öfters ein örtliches Kolorit an; sie ist aber nur um so anziehender geworden, wenn jeder Abgeordnete, die wahren oder beglaubten Interessen seiner Landschaft (Departements) vertheidigte und nicht selten auch mit natürlicher Offenheit seine Ansprüche, auf (mit dem Gemeinwohl unverträgliche) örtliche Begünstigungen und ausschließliche Berechtigungen vortrug. Die so oft schon behandelte Frage über die Vorzüge der freien Aus- und Einfuhr ist auch diesmal in ihrer Anwendung auf die französischen Mauthen unentschieden geblieben.

Digitized by Google

Die Grenzgebühren (douanes) sind gleich den Eingangsgebühren der Städte und Gemeinden (octrois), eine Konsumo-Steuer; die ursprüngliche Bestimmung der einen war lediglich eine Vermehrung des Staatseinkommens, wie die der andern einzig nur zu Vermehrung der Einkünfte der Städte ist angeordnet worden. Die Mauthgebühren werden auf den Grenzen des Reichs, die Octroigebühren an den Stadtthoren bezogen.

Das Prohibitivsystem des beschränkten Handels ist den Mauthen eben so verderblich, wie der Schleichhandel. Als ein Feind des volksthümlichen Kunstfleisses, scheint es einige Schmarotzer- und Modeäste denselben nur auf Unkosten aller natürlichen und einträglichen Zweige der Landesindustrie zu begünstigen.

Die Beweisführung für diese Behauptung würde hier allerdings zu weit führen, und man beschränkt sich darum auf die Bemerkung: daß das seltsame, jederzeit verderbliche und oft barbarische System der ausgearteten Mauthen, diese auch selbst zu zerstören geeignet ist; indem unstreitig die vollständige Anwendung jenes Systems, ein Verbot der Einbringung aller fremden Waaren sein würde, mithin alsdann keine Grenzgebühren mehr zu beziehen, wohl aber ungeheuere Summen für die Mauthanstalten zu bezahlen wären.

Das entgegengesetzte System der freien Ein- und Ausfuhr, wobei von fremden Waaren mäßige Eingangsgebühren bezahlt, die Urstoffe hingegen frei gelassen werden, vereinbart die Vortheile der Erzeuger (Produzenten), oder des Kunstfleißes mit denen der Verbraucher (Konsumenten) und mit den Bedürfnissen des öffentlichen Schatzes. Es sichert dasselbe nämlich dem Staate sehr große, mit geringen Kosten verbundene, und für die Zahlenden unlästige Einnahme; dem Kunstfleiße hingegen gewährt es Schutz und eine für nützliche Unternehmungen hinlängliche Aufmunterung, ohne jedoch jene gewagten Spekulationen zu veranlassen, die so viele Handelsleute schon zu Grunde richteten.

Man will hier in gedrängter Uebersicht der Diskussion folgen, worin die zwei einander unausgesetzt bekämpfenden Systeme durch die nämlichen Redner wechselnd vertheidigt und wieder verlassen wurden, indem diese, nach Maßgabe der örtlichen Interessen, die sie in Schutz nehmen wollten, bald Verbote und bald wieder eine freie Ein- und Ausfuhr verlangten, und jedesmal sich auf die Staatshaushaltswissenschaft beriefen, die nicht wenig befremdet sein mochte, für Schwarz und Weiß, für Ja und Nein, bei Lösung dieser Fragen gleichmäßig angerufen zu werden.

Die eifrigsten Vertheidiger des Verbotes der Baumwollengarne und Gewebe, heischten eine eiserne Gesetzgebung, von Inquisitions- und Konfiskations-Maßregeln begleitet, diese ward ihnen gewährt; sie verlangten aber zugleich auch Aufhebung der Einfuhrgebühren der rohen Baumwolle. Hiergegen ward die Begünstigung der Spinnereien und Webereien geltend gemacht, welche sich mit inländischen Urstoffen, mit Hanf und Wolle, mit Flachs und Seide beschäftigen; ihre eigenen Waffen wurden siegreich gegen sie gewandt, und die Abgabe von der rohen Baumwolle ward beibehalten.

Digitized by Google

Die Abgaben von fremder Leinwand und vom Papier wurden erhöhet; aber der Antrag, die Einbringung des Nankins zu verbieten, fiel durch.

Umsonst widersetzte sich ein Deputirter vom Eure-Departement der Verdoppelung der Einfuhrtaxe des Messings, den die Manufakturen von Laigle zu Stecknadeln verarbeiten. Die Kupferhütten siegten über die Nadelfabriken.

Einen Augenblick später kehrte man zu richtigern Grundsätzen zurück, und die Taxe von fremdem Alaun, als Urstoff, ward verworfen, obgleich der den inländischen chemischen Werkstätten gebührende Schutz, zu Unterstützung des Antrags geltend gemacht ward.

Vergeblich berief sich hinwieder Hr. de Mezy auf die nämlichen Grundsätze, um die, den Fabriken und anderen Bedürfnissen des Nord-Departements unentbehrlichen fremden Steinkohlen, gegen übermäßige Einfuhrgebühren zu schützen. Sie mußten den Holzeigenthümern und den Besitzern der Steinkohlenwerke von Anzain weichen, die sich auf Unkosten jener Fabriken und durch den auf eine ansehnliche Bevölkerung gewälzten Druck bereichern werden.

Die Ansprüche der Lyoner Hutfabrikanten siegten über die Kaninchenpelzhändler. Vergeblich anerboten sich diese, fünfundzwanzig vom Hundert Ausfuhrgebühr zu bezahlen. Das Verbot der Ausfuhr ward beibehalten.

Nicht so glücklich wie die Hutmacher, waren die Wollentuchfabrikanten, indem die Ausfuhr der feinen Wolle auch weiterhin gestattet blieb; der Antrag zu Aufhebung der Ausfuhrgebühr schreckte sie; dagegen mochte eine äusserst starke auf die Weberkarden, die sie nun behalten werden, gelegte Gebühr, und die Beibehaltung des Ausfuhrverbots gemeiner Wolle, wodurch die Landwirthschaft wesentlich benachtheiligt und den Fabriken zinsbar gemacht wird — sie wieder trösten.

In einem Anfall von zärtlicher Sorge für die Landwirthschaft, ward dann wieder zu Gunsten des in dem Lande wachsenden groben Korks, der den schäumenden Champagnerwein nicht zu bändigen vermag, das Verbot der Einfuhr der catalonischen Korken verlangt. Die Franzosen fanden jedoch, tausend Bouteillen des geistreichen Weines verrauchen zu lassen, um etliche Groschen auf dem Tausend Korkstöpsel zu ersparen, würde ein schlechter Gewinn sein, und die Einfuhr des Korks gegen mäßige Gebühren ward gestattet.

Der wichtigste diesjährige Berathungspunkt, der vom Elsaß verlangte und von der Regierung angetragene Transit, der jenem köstlichen Verwaltungsgrundsatz des „laſſet handeln und paſſieren“ (laisser faire et laisser passer) so angemessene Transit, ward nach langen und sehr lebhaften Debatten verworfen. Aber offenbar waren seine eifrigsten Gegner gerade diejenigen, welche vor einem Jahre für ihre Städte und Departemente eben diesen Transit nachgesucht, ermehrt und erhalten hatten und ohne Zweifel hat auch die Besorgniß, das Elsaß möchte an den Vortheilen dieses Transits Theil nehmen, manche verwerfende Stimme geleitet.

Was ergiebt sich aus dieser treuen Darstellung der Debatten; aus diesem unaufhörlichen Schwanken der Grundsätze und Beschlüsse? Daß Frankreich in der That noch kein Mauthsystem

Digitized by Google

hat, und daß die einander entgegenstehenden Meinungen und Systeme, je nach den obschwebenden stärkeren oder schwächeren örtlichen Interessen, in ihrem beständigen Kampfe, wechselnd obsiegen und unterliegen. Weil denn aber der Kampf fortdauert, darf man hoffen, die richtige Lehre werde zuletzt den Sieg davon tragen. Was diese Hoffnung noch vorzüglich heben und erhöhen mag, ist der gegen das Ende der Debatten gehaltene Vortrag des Hrn. Herzog von Richelieu; ein Vortrag, der durch den Ausdruck edler Gesinnungen und bewährter Verwaltungsgrundsätze, gleich merkwürdig ist. Die Schlußstelle der Rede des Herzogs wird auch diese kurzen Betrachtungen am besten schliessen. „Ich bitte sie, meine Herren, lassen Sie sich nicht verführen, durch ein System der Vereinzelung und Anschliessung .... das hoffentlich einst Maßnahmen Platz machen wird, die mit den richtigen Grundsätzen des Handels, der Staatswirthschaft, und der die Völker und ihre Beherrscher vereinenden Humanität, besser übereinstimmt." So ziemte es dem Staatsmanne, mit Würde, Adel und Nachdruck zu sprechen. Daß aber der erste Minister so sprach, liefert den Beweis, daß das Ministerium die richtigen Grundsätze kennt und würdigt. Was bedarf es denn weiter noch, als daß es seiner eigenen Einsicht vertraue und sein Wissen in Anwendung bringe, auf daß die Unwissenheit und Barbarei, wodurch jetzt noch das französische Mauthsystem entstellt ist, allmählig verschwinde.

Die französischen Strafgesetze heischen eine Zuchtanstalt, worin kraft einer von den Richtern auszuübenden elterlichen Gewalt, Kinder unter sechszehn Jahren versorgt werden können, die als Verbrecher oder als Theilnehmer an Verbrechen zum Vorschein kommen, dabei aber nicht mit Unterscheidungskraft gehandelt zu haben erachtet sind. Diese Anstalt ist jedoch nicht vorhanden.

Noch vor zwei Jahren ungefähr wurden alle zur Einsperrung verurtheilten Kinder, im Gefängniß von Sainte-Pelagie, mit andern mehr und minder verdorbenen Sträflingen aller Art vermengt. Die unvermeidlichen Folgen dieser Nachlässigkeit waren traurig. Die Kinder verdarben vollends in diesem Sammelplatz jeder sittlichen Verkehrtheit, und wenn sie, nach vollbrachter Strafzeit, wieder frei gelassen wurden, so dauerte es gewöhnlich nur kurze Zeit, bis sie neuerdings dem Arm des Strafrichters überliefert wurden, der jetzt nicht weiter nachsichtig gegen sie sein durfte.

Diesem Unfug ein Ende zu machen, traten Menschenfreunde, unter ihnen verschiedene Magistratspersonen, mit dem Polizeipräfekt zusammen. Der Staatsrath Angles ließ ein von dem übrigen Gefängniß abgesondertes Lokal einrichten, worin die verurtheilten Kinder, deren gewöhnlich etwa einhundert sind, unter genauer Aufsicht verwahrt werden. Werkstätten zu mancherlei Arbeiten wurden errichtet, die Tageseintheilung ward verständig angeordnet und nichts versäumt, was die Erreichung des gewünschten Zweckes befördern konnte.

Aller angewandten Sorgfalt unerachtet, zeigte jedoch die Erfahrung nur allzusehr, daß die gehoffte Besserung dieser Kinder, den Prüfungen der Noth oder den Versuchungen schlechter

Digitized by Google

Gesellschaft bald unterlag. Nach ihrer Freilassung suchten sie wohl bei Meistern unterzukommen; aber wenn dies Schwierigkeit fand, wurden sie nur allzuleicht wieder Landstreicher und die im Strafhause entwickelten Keime des Guten erstickten schnell wieder vollends.

Dies vielfältig sich bestätigende Resultat führte auf den Gedanken der Stiftung eines Versorgungshauses (maison de réfuge), worin die Kinder, nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse, unter strenger Zucht behalten, Handwerke erlernen und dadurch der Noth und dem nicht minder verderblichen Müssiggang entrissen werden konnten, und worin der milde Einfluß der Religion, verbunden mit den Angewöhnungen von Fleiß und Ordnung, ihre sittliche Besserung gewährleisten möchte.

Die Stiftung dieses Hauses bot noch einen andern Vortheil dar. Es konnte bei den in St. Pelagie verhafteten Kindern ein wohlthätiges Ehrgefühl und ein Nacheifer geweckt werden, wenn ihnen verheissen ward, die welche sich gut aufführen würden, zur Aufnahme und Verpflanzung ins Versorgungshaus, die als eine Art Begnadigung anzusehen wäre, zu empfehlen.

Diese Anstalt nun ist zu Stande gekommen, und das von dem Präfekt des Seine-Departements dafür eingeräumte Gebäude des vormaligen Jakobinerklosters in der Straße Grés-Saint-Jacques ist seiner neuen wohlthätigen Bestimmung gemäß eingerichtet worden.

Drei Brüder der christlichen Schulen haben die Leitung und Aufsicht des Hauses sowohl als den darin zu ertheilenden Unterricht übernommen. Die Schlafzellen der Kinder werden die Nacht über unter Schlüssel gehalten. Man hat Tischler- Schuster- und Strumpfwirker-Werkstätten errichtet, worin täglich von Handwerksmeistern Unterricht ertheilt wird. Das Haus hat eine Kapelle für Gottesdienst und Religionsunterricht.

Die Verwaltung der Anstalt geschieht völlig unentgeldlich durch edeldenkende Personen, die alle Rechnungs-, Verwaltungs- und Aufsichts-Geschäfte unter sich theilen. Die Einkünfte des Versorgungshauses beruhen einzig auf großmüthigen Beiträgen der Prinzen, auf ansehnliche Unterzeichnungen verschiedener Minister, so wie der Präfekten der Polizei und des Departements und auf ähnlichen von Zeit zu Zeit sich erneuernden milden Gaben.

Das Haus nimmt übrigens nur solche Kinder auf, bei denen die Natur der begangenen Vergehen, und die bezeugte Reue, zu aufrichtiger Besserung Hoffnung gewähren. Die Dauer ihres Aufenthalts in der Anstalt hängt theils von ihrer bewährten wirklichen Besserung, theils von ihren Fortschritten in dem erlernten Handwerk und von der vorhandenen Zuversicht ab, daß sie dabei einen gesicherten Broderwerb finden können.

Beim Austritt verschafft ihnen die Verwaltung in gutem Ruf stehende Meister; und um sie mit dem Versorgungshaus in wohlthätiger Verbindung zu erhalten, wird ihnen auch jährlich ein kleines Geschenk an Geld bezahlt, insofern sie Zeugnisse treuer Pflichterfüllung und guter Aufführung von ihren Meistern vorweisen können.

Digitized by Google

In der Ruche d'Aquitaine, einer auſſer und ſelbſt in Frankreich wenig beachteten Zeitſchrift, die jetzt (1818) zu Bordeaux erſcheint, giebt ein Reiſender kleine Züge zur Erinnerung an den weiſen Montesquieu, von denen einige in der That herausgehoben zu ſein verdienen.

Das Dorf Brede, ſagt der Wanderer, wo wir um halb fünf Uhr Nachmittags eintrafen, hat nichts merkwürdiges auſſer ſeiner Kirche, die wir, von ihrer wenigſtens ins dreizehnte Jahrhundert hinaufreichenden Architektur angezogen, beſuchten. Wir lieſſen alsdann unſer Fuhrwerk zurück und wanderten munter durch Wald und Wieſen auf einem Weg, der uns ſehr maleriſch vorkam; überraſchend öffnete ſich auf einmal das Thal, in deſſen Mitte das Schloß von Brede ſteht. Dieſes Denkmal eines etwas rauhen Zeitalters, denn ſeine Erbauung ſteigt in die Zeit Karl VI. hinauf, hebt ſich aus dem düſtern Grün der Fichten, die ſeinen Horizont begrenzen, gleich einem hohen Fels aus dunkler und ſtiller See empor. An der Weſtſeite des Gebäudes iſt eine Art Schloß, oder Wachthurm befindlich, der ohne Zweifel zu einem noch viel ältern Gebäude gehörte, das aus den erſten Zeiten des Feudalſyſtems abſtammen mag.

Abgeſehen von den großen Erinnerungen, die dieſer Wohnſitz weckt, ſind der, theils kriegeriſche, theils romantiſche Karakter ſeiner Bauart, die überall von Wald umgebene Stätte und die ganze Oertlichkeit, die Phantaſie anzuregen wohl geeignet.

Breite Graben mit flieſſendem Waſſer angefüllt, die man um der Anlage der nächſten Umgebungen willen nicht gleich wahrnimmt, beſpülen die Schloßmauern und ſchlieſſen ſie wie mit einem kriſtallenen Gürtel ein. Das große Gebäude ſcheint aus dem Waſſer hervorzuſteigen, in deſſen heller Fluth ſeine regelloſe Geſtaltung in treuem Bilde ſich ſpiegelt. Dieſe helle Waſſerfläche und die mit gehauenen Steinen bekleideten Graben, erhöhen noch den edeln Karakter des Wohnſitzes.

Von der alten Dienſtmagd, die uns empfing, wurden wir alſogleich in Montesquieu's Wohnzimmer geführt. Hier war es unmöglich an anderes, als an ihn ſelbſt zu denken. Sein Lehnſtuhl, ſein Bett, ſein Tiſch, die von ſeinem Fuße herrührende Aushöhlung am Kaminſims, alles erinnert an ihn und zaubert gleichſam ſein Bild her.

Dieſen erſten Eindruck ſchwächten nach und nach andere Dinge, die unſere Aufmerkſamkeit gleichfalls in Anſpruch nahmen. Im Tafelwerk des Zimmers öffnet ſich die ſchmale Thüre einer unterirdiſchen Treppe, die nach einer kleinen unter dem Waſſer des Grabens angelegten Zelle führt. Das etwas mühſame Herunterſteigen hielt uns nicht ab, ſie zu beſuchen; beim Licht einer Laterne betrachteten wir die feuchte, bogenförmige Wölbung des kleinen Gemachs, ohne uns ſeine Beſtimmung erklären zu können.

Nachher traten wir in den Speiſeſaal, deſſen Luxusgeräthe aus minder fernem Alterthum, die Marmortiſche und das düſtere Getäfel nicht unangenehme Eindrücke erweckte. Eine Wendeltreppe führte uns in den mächtigen Saal des erſten Stockwerks, der auf zweiunddreißig Fuß Breite wohl fünfzig Fuß Länge hat. Die nackten halbkreisförmigen Getäfel der Decke erregen ein unbefriedigt bleibendes Verlangen nach den Schildern und Wappen, denen ſie einſt zum

Digitized by Google

Rahmen dienten. Statt der Helme, Schilder und Armstricke sind hingegen die ehrwürdigen Familienbilder der Secondat's noch vorhanden: Stat tamen aula parentum. „Der Ahnen hehre Reihe stellt sich dem Blicke dar.“ Im Hintergrunde des Saals befindet sich das große trichterförmig sich erweiternde Kamin.

Die Erinnerungen, welche dieser Saal anregen konnte, gewannen ein vermehrtes Interesse, als uns gesagt ward, er sei des berühmten Schloßherrn Bibliothekſaal gewesen. Sehr zahlreich war vermuthlich diese Bibliothek nicht, indem der Mann, welcher Zeit und Worte zu sparen verstand, in allen Fächern nur das Vorzügliche gelesen hat. Tannene Schränke, die noch vorhanden sind, dienten, wie uns versichert ward, zur Aufbewahrung der Bücher und ihre schmucklose Einrichtung zeigt wohl allein schon, wie er seine Bücher behandelte. Er sah sie als Geräthschaften zum täglichen Gebrauche an, die weder geschont, noch als Heiligthümer verwahrt werden müßten. Kostbarer Einband und Goldschnitte waren zuverlässig dem Verfasser des Geistes der Gesetze höchst gleichgiltige Dinge.

Am Ende des Bibliothekſaals befindet sich die Schloßkapelle, und auf einer Seite desselben öffnet sich eine Reihe Zimmer und Gänge, die nach dem schon erwähnten Schloßthurme führen. Wir bestiegen ihn und genossen von seiner Spitze herab eine weite Fernsicht. Wir liessen die Glocke anziehen und beschäftigten uns eine Weile mit der großen Menge berühmter und unberühmter Namen, womit die Mauern überdeckt sind. Künstler, gepriesene Redner oder Schriftsteller und schöne Frauen, vertrauten das Gedächtniß ihres Besuches der kreisförmigen Terrasse des Schloßthurms, und Viele, die schwerlich je eine Zeile in Montesquieu's Werken gelesen haben, wollten die Erinnerung der Wallfahrt nach seinem Schlosse wenigstens ihren Nachfolgern kund thun. So giebt es unter den Pilgrimmen nach Mekka Viele, die keine Seite im Koran je verstanden haben.

Bekanntlich hat der große und vortreffliche Mann sich jederzeit ungern von Brede entfernt, und seinen Lieblingssitz von Zeit zu Zeit zu verschönern sich zur angelegenen Sorge gemacht. Das große, aus drei Gebäuden bestehende und durch eine schöne Wiese vom Schloß getrennte Bauernhaus, ließ er nach seiner Rückkehr aus England erbauen. Die langen grünen Alleen, die sich in allen Richtungen durchschneiden und prachtvolle Schattengänge bilden, wurden von ihm angelegt und das meiste, was man hier sieht, ist sein Werk. Darum kehrte er auch jederzeit mit unaussprechlicher Freude zu den Thürmen von Brede zurück.

Ein alter Diener, der zu Montesquieu's Zeit im Schlosse gewohnt zu haben versicherte, erzählte uns Vieles von ihm. Wie er, seinen Spazierstock über der Schulter hängend, durchs Dorf wanderte, den einen der ihm begegnete, über etwas fragte, mit dem andern scherzte, und an Festtagen sich auf eine Bank unter einer Eiche setzte, um, wie einst Ludwig der heilige, die Streitigkeiten seiner Lehensleute zu schlichten. Diese, dem Genie so gewöhnliche Sitteneinfalt, befremdete uns keineswegs, aber mit Vergnügen hörten wir von dem guten Haus-

Digitized by Google

vater und Gutsherrn in Brede erzählen, während wir des geistreichen Weltmannes in Paris und des großen Schriftstellers gedachten.

Lange weilten wir unter solchen Gesprächen in einer der schönen dem Schlosse gegenüber stehenden Buchenalleen, worin der unsterbliche Mann selbst wohl einst manchmal menschenfreundlichen Träumen nachhieng. Der späte Abend hieß uns des Heimwegs gedenken, den wir einem den Wald durchschlängelnden Bache nach einschlugen, nicht ohne gerührten Abschied von dem gothischen Wohnsitz zu nehmen, dessen von der Abendsonne beleuchtete Wetterfahne bereits schon einem Sterne gleich am blauen Himmel glänzte.

Noch ist das Schloß von Brede das einzige Denkmal Montesquieu's, das sein Vaterland aufweisen kann. Der Prinz von Beauveau, als ihn im Jahr 1763 der König zum Kommandant der Provinz Guienne ernannt hatte, ward, wie er gewünscht hatte, zum Mitglied der Akademie in Bordeaux ernannt. Er bat sich damals die Ehre aus, für den Sitzungssaal der Akademie Montesquieu's marmornes Brustbild verfertigen zu lassen. Sein Anerbieten ward dankbar angenommen, und der damalige geschickte Bildhauer, Le Moine, übernahm es, die Züge des berühmten Mannes darzustellen, der vereint mit Montaigne die Gestade der Garonne verherrlicht hat. Das Brustbild steht gegenwärtig im Bibliothekssaale; es ist kunstreich gearbeitet, und der Beobachter erkennt in dem schönen Profil den Mann, der durch Geist, Kenntnisse und Gemüth gleich ausgezeichnet gewesen ist.

Digitized by Google

Neue Verlagsbücher

von

Heinrich Remigius Sauerländer in Aarau,

welche zur Leipziger Ostermesse 1818. erschienen,

und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben sind.

Archiv der Medizin und Chirurgie, viertes Heft. gr. 8. broschirt. Diese ganze Sammlung ist in vier Heften geschlossen, und kostet im Ladenpreis 11 fl. oder 6 Thlr. 12. Gr.

— für Thierheilkunde, viertes Heft. gr. 8. broschirt. Diese Sammlung ist ebenfalls in vier Heften geschlossen, und kostet im Ladenpreis 4 fl. oder 2 Thlr. 16 Gr.

Betrachtungen über das baierische Konkordat. 4. broschirt. 18 kr. oder 5 Gr. Aus der Zeitschrift Ueberlieferungen besonders abgedruckt.

Candolle, A. P. de, Versuch über die Arzneikräfte der Pflanzen, verglichen mit den äussern Formen und der natürlichen Klasseneintheilung derselben. Nach der zweiten französischen Ausgabe übersetzt, und mit Zusätzen begleitet von Prof. Dr. K. J. Perleb. gr. 8. 3 fl. oder 2 Thlr.

Dieses Werk eines Candolle, unstreitig einer der gründlichsten Pflanzenkenner unserer Zeit, hat in Frankreich bereits zwei Auflagen erlebt. Herr Professor Perleb, der eben so fleissige als kenntnißvolle Uebersetzer desselben, hat es mit einem Reichthum von Zusätzen begleitet, welche dieser deutschen Ausgabe wichtige Vorzüge verleihen; der Botaniker, wie der Arzt und der Pharmaceute, werden dieses Buch wohl nicht unbeachtet lassen.

Christ, der, vor Gott; Ermunterungen zur Tugend und Gottseligkeit. Unveränderte wohlfeile Ausgabe. gr. 8. 3 fl. oder 2 Thlr.

Als Erbauungsblatt einzeln und in Heften versandt, konnte diese Sammlung nicht so, wie sie jetzt vollständig ist, gehörig gewürdiget werden; sie enthält treffliche Betrachtungen über Religion, Tugend, Friedensliebe und den Mittler; in Dr. Ammons Magazin wird ihrer mit den Worten gedacht: „Derselbe gute Geist, der die Stunden der Andacht beseelt, scheint auch in dieser Fortsetzung jener trefflichen Erbauungsschrift vorzuwalten.“ Obgleich nicht von einem und demselben Verfasser bearbeitet, wird der Name des Herausgebers obigen Erbauungsblattes, wenn er sich einst nennt, dennoch besonderes Interesse für diese gehaltvolle Sammlung bei Katholiken wie bei Protestanten, erregen; zur Erleichterung der Anschaffung ist auch davon der Preis herabgesetzt worden.

Erheiterungen; eine Monatsschrift, herausgegeben von H. Zschokke, achter Jahrgang 1818. 8. brosch. 8 fl. 15 kr. oder 4 Thlr. 20 Gr.

Mit dem gleichen fortdauernden Beifall, der dieser beliebten Monatsschrift nun seit acht Jahren zu Theil ward, wird sie auch heute gerne gelesen und überall mit Vergnügen aufgenommen; von der ganzen vollständigen Sammlung sind nur noch wenige Exemplare vorräthig.

Erzählungen, kleine, und Gedichte für Erholungsstunden. Aus den beliebten Erheiterungen besonders abgedruckt. 4 Bände. 8. 12 fl. oder 8 Thlr.

Wem die Erheiterungen als Monatsschrift in einzelnen Heften nicht in die Hände kommen, findet diese vier Bände Erzählungen, welche die Jahrgänge 1816 und 1817 jener Monatsschrift enthalten, wohl besser geeignet in eine belletristische Bibliothek oder Lesekabinet aufzunehmen.

Fey, S., gemeinnützige Anleitung zur richtigen Kenntniß und sichern Heilung des ansteckenden Lungenbrandes beim Rindvieh. 8. brosch. 20 kr. oder 5 Gr.

Digitized by Google

Goldmacherdorf, das, eine anmuthige und wahrhafte Geschichte, vom Verf. des aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten. Zweite Auflage. 8. broschirt. 48 kr. oder 12 Gr.

Möge dieses lehrreiche Volksbuch überall auf dem Lande zu näherer Kenntniß gebracht, und gemeinnützig verbreitet werden; gewiß wird des Guten sehr viel dadurch gestiftet; die erste Auflage von 2000 Exemplaren war allein in der Schweiz nach zwei Monaten abgesetzt. Welchen segensvollen Einfluß dieses Buch auf das Gemeinwohl bereits hatte, ist hie und da schon sichtbar geworden. Es wird ehestens eine ganz wohlfeile Ausgabe davon erscheinen.

Handbuch der neuern deutschen Literatur bis zum Ende des Jahrs 1817. Eine Auswahl der in den jüngstverflossenen Jahrzehnten erschienenen vorzüglichsten und besten Werke, nach wissenschaftlichen Fächern systematisch geordnet. gr. 8. in Pappbd. 1 fl. oder 16 Gr. netto.

Ich hatte dieses Handbuch hauptsächlich für Literaturfreunde, mit denen ich in Verbindung stehe, bestimmt, und nicht für den gesammten Buchhandel; ein Beweiß dafür ist der äusserst niedrige Preis von 15 Bogen für 35 Batzen, wodurch nicht einmal die Kosten des Drucks und Papiers gedeckt werden, der vielen Mühe und Zeit nicht zu gedenken, welche auf die Bearbeitung desselben verwandt wurde. Man begehrt dasselbe indessen auch häufig im Buchhandel, und somit nehme ich keinen Anstand, es allgemeiner zu verbreiten, und dadurch Anlaß zu geben, daß man vielleicht hie oder da noch etwas Vollständigeres darin leisten mögte.

Kasthofer, K., Bemerkungen über die Wälder und Alpen des Bernerischen Hochgebirgs. Ein Beitrag zur Bestimmung der Vegetationsgrenze schweizerischer Holzarten, des Einflusses der Waldungen auf die Kultur des Hochgebirges, des Verhältnisses der Forstwissenschaft zur Landwirthschaft, und der Bedinge für Verbesserung der Alpenwirthschaft; zweite vermehrte Auflage. gr. 8. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 4 Gr.

In dieser Schrift findet sich eine Mannigfaltigkeit von Beobachtungen und Erfahrungen über die Oberländische Alpenwirthschaft, die für jeden Naturforscher, wie für alle Forst- und Landwirthe, nicht nur in der Schweiz, sondern auch in vielen Gegenden Deutschlands, einen nicht geringen Werth haben. Der Hr. Verf. hat es zur wichtigsten Aufgabe seines Lebens gemacht, eine gründliche Darstellung der alpinischen Landwirthschaft auf diesem merkwürdigen Hochgebirge zu entwerfen, und seine Stellung als Beamter, seine gründlichen Kenntnisse in diesem Fache, und sein reger Eifer und unermüdeter Fleiß in seinem Berufe lassen allerdings etwas Vorzügliches erwarten.

Kortüm, Fr., Kaiser Friederich der Erste mit seinen Freunden und Feinden; ein geschichtlicher Versuch. gr. 8. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 4 Gr.

Dem Freunde und Liebhaber, wie dem Forscher der Geschichte, wird dieser erste geschichtliche Versuch, der einen denkwürdigen und inhaltsreichen Zeitraum von etwa zweihundert Jahren (1079 — 1273) umfaßt, eine werthvolle Erscheinung sein, die man besonders in Deutschland wohl zu schätzen wissen wird.

Schweizerbote, der aufrichtige und wohlerfahrne. 15r. Jahrg. 1818. 4. 2 fl. 45 kr. oder 1 Thlr. 16 Gr.

Dieses beliebte Volksblatt wird in der Eidsgenossenschaft fortwährend mit vielem Beifall gelesen; kann jedoch nicht in den deutschen Buchhandel gebracht werden, sondern wird nur auf Begehren in ganzen Jahrgängen geliefert; die vollständige Sammlung aller fr[illegible]hn Jahrgänge ist gar nicht mehr zu haben.

Soll die deutsche Volksvertretung Adelskammern haben? Eine politische Didaskalie zunächst für Süddeutschland. 4. broschirt. 15 kr. oder 4 Gr.

Aus der Zeitschrift Ueberlieferungen besonders abgedruckt.

Starkloff, von, die Prinzessinnen. Zwei Theile. 8. 4 fl. 12 kr. oder 2 Thlr. 18 Gr.

Es ist keine gewöhnliche Empfehlung, wenn ich hiermit versichere, daß diese neue Erscheinung zu einer der interessantesten im belletristischen Fache gezählt zu werden verdient, die eine besondere Aufmerksamkeit erregen wird. Man findet darin ein vollendetes und höchst anziehendes Gemälde des Lebens und Wirkens in den höhern Ständen, und dabei scheint im Ganzen mehr Wahrheit als Dichtung zu liegen, so daß man sich von der Lektüre dieses im eigentlichen Sinne politischen Romans eine ungemein interessante Unterhaltung versprechen darf.

Digitized by Google

Stunden der Andacht, zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. 8 Bde. Dritte umgearbeitete und verbesserte Ausgabe. Ordinäre und gute Ausgabe, mit einem Kupfer. gr. 8.

Dieses treffliche Buch wird in einer neuen zweckmäßigen Eintheilung binnen kurzer Zeit wieder vollständig und vermehrt zu haben sein, und auch unter folgenden besondern Titeln in verschiedenen Abtheilungen erscheinen:

Andachtsbuch einer christlichen Familie zur häuslichen Gottesverehrung und Erweckung eines frommen Sinnes. Erster bis vierter Band. gr. 8. Ordinäre und gute Ausgabe, mit einem Kupfer.

Diese vier Bände werden hauptsächlich Betrachtungen über die Pflichten des Menschen, so wie über Moral, Tugend und Religion überhaupt enthalten, und für alle Stände, besonders aber für Wenigbegüterte, die sich das größere Werk nicht anzuschaffen vermögen, sehr empfehlenswerth sein.

Andachtsbuch für die erwachsene Jugend bei ihrem Eintritt in die Welt. Ordinäre und gute Ausgabe. gr. 8.

Dieser Band bildet den fünften Theil der Stunden der Andacht, und wird unter obigem Titel besonders verkauft. Er ist für die erwachsene Jugend beiderlei Geschlechts ein herrliches Geschenk, und der Hr. Verf. wird denselben mit neuen geistvollen Abhandlungen für die Jugend bereichern.

Gott in der Natur. Ein Andachtsbuch für Freunde und Freundinnen Jesu in Betrachtungen der Werke des Schöpfers. Ordinäre und gute Ausgabe. gr. 8.

Diese Abtheilung bildet den sechsten Band der Stunden der Andacht, und wird unter obigem Titel besonders verkauft. Auch diese Abtheilung erhält neue Betrachtungen über allgemein wichtige Gegenstände in der Natur, und wird dadurch sehr an Vollständigkeit gewinnen. Es ist die Absicht des Hrn. Verf., diesen Band auch in der schönen Jahrszeit und bei dem Aufenthalte auf dem Lande und auf Spaziergängen gebrauchen zu können, und er wird dafür gerne einzeln verlangt werden.

Der Christ und die Ewigkeit. Ein Andachtsbuch zur Beruhigung im Leiden und zur Befestigung im Glauben an Unsterblichkeit und Wiedersehen. Ordinäre und gute Ausgabe. gr. 8.

Diese Abtheilung macht den siebenten Band der Stunden der Andacht aus, und wird unter obigem Titel ebenfalls besonders verkauft. Es sind darin vorzüglich höhere Ansichten über Religion und Unsterblichkeit, und Deutungen aus der Ewigkeit enthalten, und dieser Band wird mehr für den gebildeten Theil des Publikums Werth haben.

Das Reich Jesu auf Erden. Betrachtungen über die Schicksale unserer Religion, seit ihrer Stiftung bis zu unseren Zeiten. Ein Andachtsbuch zur Beförderung wahren Christenthums. Ordinäre und gute Ausgabe. gr. 8.

In dieser Abtheilung, welche den achten Band der Stunden der Andacht bildet, ist von der Geburt Christi bis zu den neuern Zeiten in einer Reihe geistvoller Betrachtungen eine gedrängte Darstellung der wichtigsten Schicksale unserer Religion enthalten, die sowohl für die erwachsene Jugend äusserst lehrreich, als für jeden Stand und jedes Alter ungemein faßlich und erbauend geschrieben ist. Auch diese Abtheilung wird besonders verkauft, und einzeln begehrt werden.

Tacitus Agricola. Deutsch, nebst Rechtfertigungen von Professor Ludwig Doederlein. gr. 8. broschirt. 32 kr. oder 8 Gr.

„Eines Vorwortes," sagt Hr. Prof. Doederlein in seinen Rechtfertigungen, „bedurfte die Arbeit nicht, weil weder ihr Vorsatz überhaupt noch einer neuen Gesetzgebung für diese Kunst zu rechtfertigen war. — Zwar sind diese Blätter weit entfernt, als Grund- oder als Schlußstein des begehrten Baues gelten zu wollen, aber den Anspruch machen sie, daß ein mehrjähriger Fleiß, auf ein nie sättigendes Meisterwerk von geringem Umfang verwendet sich vermessen darf." In öffentlichen Blättern ist von dieser Uebersetzung mit Auszeichnung die Rede gewesen.

Digitized by Google

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit. Gesammelt von H. Zschokke. Zweiter Jahrg. 1818. gr. 4. 11 fl. oder 7 Thlr.

Die reinhistorische Tendenz dieser Zeitschrift verleihet ihr einen bleibenden schätzbaren Werth, und sie genießt allenthalben einer achtungsvollen Aufnahme. Der zweite Jahrgang bietet in den bis jetzt erschienenen Heften folgende Uebersicht von geschichtlichen und inhaltsreichen Aufsätzen dar: Das Königreich Sachsen und die Residenz Dresden. — Die Feste der Tataren. — Kaiser Joseph II. und sein Hof. — Meine Reise nach den Cinque Ports. — Historische Kontraste, den Gartensaal und die Brühl'sche Terrasse in Dresden betreffend. — Mannigfaltiges aus Asien; aus England; aus Baiern. — Römische Briefe. — Soll die deutsche Volksvertretung Adelskammern haben? Eine politische Didaskalie zunächst für Süddeutschland. — Betrachtungen über das baierische Konkordat. — Die Rückkehr der Bourbons.

Von den geistlichen Angelegenheiten des Zeitalters. 4. broschirt. 20 kr. oder 5 Gr.

Diese treffliche Abhandlung, aus der Zeitschrift: Ueberlieferungen besonders abgedruckt, ist in verschiedenen Gegenden der Schweiz und Deutschlands mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen worden.

Vogel, W., kleine dramatische Spiele für stehende Bühnen und Privattheater. 8. broschirt. 2 fl. oder 1 Thlr. 6 Gr.

Von dieser kleinen lieblichen Sammlung dramatischer Spiele ist bereits in öffentlichen Blättern eine günstige Meldung geschehen, und das Buch ist bereits im Buchhandel schon versandt.

Zeitung, Aarauer. Fünfter Jahrgang 1818. gr. 4. 8 fl. 15 kr. oder 4 Thlr. 20 Gr.

Es ist bei der Herausgabe dieses öffentlichen Blattes ein stetes Augenmerk auf Zuverlässigkeit der mitzutheilenden Nachrichten gerichtet, die mit Wahrheitsliebe und Unbefangenheit, jedoch nicht ungeprüft, sondern mit Besonnenheit gegeben werden. Darum mag sich dieses Blatt jenes Vertrauen und eine gewisse Achtung erworben haben, die ihm auch im Auslande zu Theil wird. Vollständigkeit in Mittheilung alles Wissenswerthen aus der Eidsgenossenschaft verleihen demselben im Vaterlande einen bleibenden Werth. Für das Ausland finden sich darin stets die neuesten und zuverlässigsten Nachrichten aus Frankreich, vom linken Rheinufer, vom Oberrhein, aus dem Badischen, aus dem Würtembergischen u. s. w. Zu öffentlichen Bekanntmachungen und Anzeigen ist dasselbe vorzüglich geeignet und sehr empfehlenswerth.

Zschokke, H., der Baierischen Geschichten vierter Band. gr. 8.

Dieser vierte und letzte Band, mit so vieler Ungeduld erwartet, wird im nächsten Monat Mai die Presse verlassen, und dieses klassische Werk damit beendigt sein. Das sechste Buch enthält die Geschichte der letzten Kurfürsten zu Baiern. Darin vernimmt der Leser von Karl Albrechts unglückreichem Glanze; von der Tugend seines Sohnes; welcher der Baiern Titus ward; von den Werken Karl Theodors, bis Maximilian Joseph endlich aus Stürmen, die den Welttheil zerrissen, seinem Haupte die königliche Krone, mehr als dies, seinem Volke ein ruhmhafteres Dasein erworben hat. — Vom ersten Bande sind nur noch einige wenige Exemplare vorräthig; vom zweiten und dritten können noch einzelne erlassen werden.

Bei den Gebrüdern Sauerländer in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Luther, ein historisches Gedicht in vier Gesängen; von Dr. G. Friederich, evangel. Prediger in der freien Stadt Frankfurt. (Mit allegorischem Umschlage, in Kupfer gestochener Titelvignette, 18 Bogen in 4. geh. 2 fl. auf Velinpap. 3 fl.)

Der treffliche Kanzelredner, Hr. Pfarrer G. Friederich, den die Muse der Dichtkunst mit ihren schönsten Gaben in so reichlichem Maaße ausstattete, beschenkt so eben die literarische Welt mit diesem Epos, welcher das Genie des geistreichen Hrn. Verfassers den Stempel der Vollendung aufzudrücken wußte. Der große Held des Glaubens, Martin Luther, in den mannigfachen Verhältnissen seines thatenreichen Lebens bis zu dem Augenblicke, wo der Herrscher des Himmels ihn zu sich rief, ist der erhabene Gegenstand, dem unser vaterländischer Dichter in vier höchst gelungenen Gesängen sein Talent widmete. Die Arbeit des Herrn Pfarrer Friederich verdient um so mehr die dankbarste Anerkennung, da der Mangel eines solchen religiösen Epos, in welchem das Wirken des großen Reformators auf eine würdige Weise geschildert, bis jetzt eine Lücke in der deutschen Litteratur war, die jedem Freunde der Dichtkunst und Anhänger evangelischen Glaubens fühlbar werden mußte. Allein Hr. Pfarrer Friederich hat auch zugleich mit ungemeinem Scharfsinn und achtungswerther Toleranz sein treffliches Gedicht für den Christen jedes Kultus geeignet, da am Schlusse sich die schöne Idee der Vereinigung aller christlichen Glaubens-Parteien auf eine versöhnende Weise ausspricht. Die Verse sind fließend und blühend, so wie der Geist einer reichen Poesie dem Ganzen inne wohnt.

Digitized by Google

Kleine Beiträge zur Länder- und Völkerkunde entfernter Weltgegenden.

Aus verſchiedenen neuen Miſſions-Berichten.

Es ließe ſich aus den Berichten der zahlreichen europäiſchen Miſſions-Geſellſchaften, die zur Bekehrung der Heiden geſtiftet ſind, eine noch immer ſehr nützliche Aehrenleſe zur Bereicherung der Völker- und Länderkunde fremder Welttheile ſammeln. Gewöhnlich werden dieſe Berichte nur von Andächtigen und Freunden jener Anſtalten geleſen, und ſind mehr auf Erbauung der Gläubigen, als auf wiſſenſchaftliche Belehrung berechnet. In der That koſtet es andern Weltkindern oft auch nicht geringe Ueberwindung, ſich durch die zwar fromm gemeinten, aber oft dabei ſehr geiſtloſen und langweiligen Betrachtungen und kleinlichen Mittheilungen durchzuarbeiten.

Inzwiſchen ſind eben die ausgeſandten Bekehrer oft fähiger, genaue Nachrichten von den unbekannten Völkern der Erde zu geben, als andere Reiſende, die nirgends lange verweilen. Jene, mit ehrwürdiger Selbſtaufopferung, gleich den erſten Boten des Evangeliums, ſiedeln ſich in frommem Muthe mitten unter den Heiden an, leben Jahre lang unter denſelben und lernen ihre Sprachen, Vorſtellungsarten und Sitten kennen.

Die Zahl der Miſſionsſchriften iſt nicht klein; doch in den Buchhandel kommen die wenigſten derſelben. Die meiſten erſcheinen in England, wo auch die meiſten Bekehrungs-Anſtalten befindlich ſind. Zum Beiſpiel die „Geſellſchaft für Ausbreitung des Evangeliums“ in London, liefert jährlich einen Annual sermon and Report; eben ſo die Geſellſchaft zur Beförderung chriſtlicher Erkenntniß den Annual account, sermon and Report; auch die ſchottländiſche Geſellſchaft zur Ausbreitung chriſtlicher Erkenntniß einen Annual sermon and Report; die Wesleyſche Methodiſten-Geſellſchaft gibt auſſer ihrem Annual Report monatlich ein Heft vom Methodist Magazine; die Täufer Miſſions-Geſellſchaft in zwangloſen Heften Periodical accounts; die Londner Miſſions-Geſellſchaft, auſſer ihrem Annual sermon and Report noch die Missionary Transactions in zwangloſen Heften; die Edinburger Miſſions-Anſtalt auſſer ihrem Annual Report eine Monatſchrift unter dem Namen Religious Monitor; die engliſch-biſchöfliche Miſſions-Geſellſchaft, auſſer ihrem Annual sermon, in Monatsheften das gehaltreiche Missionary Register, zuweilen mit Karten begleitet; ſogar die Londner Geſellſchaft zur Ausbreitung des Chriſtenthums unter den Juden gibt monatlich in ihrem Jewish Repository eine fortlaufende Meldung von ihrer Thätigkeit in verſchiedenen Weltgegenden.

In Deutſchland ſind die einzeln erſcheinenden Hefte der däniſch-halliſchen Miſſions-Anſtalt bekannt, die den Titel führen: „Neuere Geſchichte der evangeliſchen Miſſions-Anſtalten zur Bekehrung der Heiden in Oſtindien.“ Eben ſo enthalten die ſogenannten „Gemein-Nachrichten“ der Herrnhutiſchen Brüder-Unität zuweilen ſchätzbare Mittheilungen; doch in Deutſchland pflegen ſie gewöhnlich nur in Abſchriften bei den Geweihten umherzugehen. In London erſcheinen ſie in Periodical accounts of the united Brethren Society heftweis.

Auch in der Schweiz wird ſeit 1816 vom Miſſions-Inſtitut zu Baſel ein „Magazin für die neueſte Geſchichte der proteſtantiſchen Miſſions- und Bibelgeſellſchaften“ in vierteljährlichen Heften, zuweilen mit Kupfern und Karten verſehen, ausgegeben.

Die Niederländiſche Miſſions-Geſellſchaft zu Rotterdam hat bisher mitunter gehaltvolle „Gedenkſchriften van het nederlandſch Zendeling Genootſchap ter voortplanting en Bevordering van het waare Chriſtendom, bijzonder onder de Heidenen, opgericht te Rotterdam 1797“ aus Licht treten laſſen.

Digitized by Google

Weniger literarisch-thätig beweist sich das katholische Europa rücksichtlich der Nachrichten von den Bekehrungsgeschäften seiner Missionarien. Nur das Collegium de propaganda fide in Rom macht davon doch in neuern Zeiten ebenfalls spärliche Ausnahme.

Wir machen zu einer, meistens aus solchen wenig bekannten Reiseberichten europäischer Heidenbekehrer gezognen Blumenlese, hier den Anfang.

1.

Neuere Nachrichten von der Insel Island.

Thingralla. — Das Bäderthal. — Die Geiser. — Streit um eine Bibel. — Holum. — Frömmigkeit der Isländer. Reykiahli. — Starkscheidi. — Seäfellsökul. — Breidafiörd.

Die britische Bibelgesellschaft ließ im Jahr 1814 zu London 2,123 isländische Bibeln und 4,108 neue Testamente drucken und folgenden Jahres nach Island schicken, um sie dort zu verkaufen, oder unentgeldlich zu vertheilen. Mit diesem Geschäft ward der dänische Prediger Ebenezer Henderson beauftragt, der nach einer Fahrt von achtunddreißig Tagen von Kopenhagen am 15. Juli 1815 zu Reikiawik ankam. Dies ist der Hauptort der Sunnländinga Fiördung in Island, wo der jetzige Bischof von Island, Geir Vitalin, seinen Wohnsitz hat. Es ist ein Städtchen von etwa fünfhundert Menschen bewohnt, welches jährlich im Sommer nur einmal recht lebhaft wird, wenn der Markt gehalten wird. Dann strömen aus allen Gegenden der Insel die Leute hieher, um ihre Waaren, Wolle, Federn, Felle, Thran, Unschlitt u. s. w. gegen ausländische Erzeugnisse umzusetzen.

Dies nordische Eisland, welches der Seeräuber Naddok ums Jahr 860, da ihn ein Sturm hieher schlug, zuerst Schneeland hieß, verdiente Jahre lang von Naturforschern bewohnt und untersucht zu werden. Ladet auch nicht die Anmuth des Himmels und der Erde dazu ein; doch die Güte und Redlichkeit der Menschen, die hier, im ewigen Kampf mit allen Elementen in 184 Kirchspielen unter zerstreuten Hütten wohnen. Es sind der Einwohner ohngefähr 47,000 auf dem weitläuftigen Raume von 1480 Geviertmeilen. Bekanntlich ist die ganze Insel eine einzige ungeheuere, durch unterirdische Feuer aus den Tiefen des Meers hervorgetriebene, in sich selbst noch immer wandelbare, höhlenvolle Felsenmasse.

Die chaotische Gährung der Urstoffe, durch welche sich die Oberfläche des Erdballs allmälig ausbildete, dauert hier noch ununterbrochen fort. Der ganze Luftkreis ist fast beständig in stürmischer Bewegung. Daß Hütten, Menschen, Thiere von Orkanen ergriffen und fortgeschleudert werden, ist nichts Seltenes. Zwischen Sommer und Winter ist kaum eine lenzliche oder herbstliche Gränze. Jener, bei aller Hitze des Tages, bringt doch nächtliche Reife, und dieser begräbt alles unter hohem Schnee. Der kürzeste Tag währt vier bis sechs Stunden; da tritt die Sonne nie über den Horizont. Ohnehin pflegen Nebel fast beständig die Insel zu verschleiern.

Digitized by Google

Auch im vollen Sommer weicht der Schnee nie ganz von den Höhen. Nicht nur die Hochgebirge selbst, von denen einige durch ihre Erhabenheit selbst in den gemäßigten Himmelsstrichen der Linien des ewigen Eises nahe kommen würden, wie z. B. der Snäf-Jäl, dessen 6800 Fuß hohen Gipfel der Schotte MakKenzie im Jahr 1810 erkletterte, sondern auch viele tiefere Berge und Hügel behalten im Sommer ihr silberweisses Haupt. An den Küsten spielt die zerschmetternde Wuth der Wasserhosen. Im Innern des Landes brennen oder rauchen zehn Feuerspeier, oder dampfen Berge von heissen Quellen, die oft säulenförmig zu unglaublicher Höhe emporsprudeln, wie die Quelle des neuen Geisers, welche 150 Schuh hoch, einen im Durchmesser siebenzig Fuß dicken Wasserstrahl gen Himmel spritzt, oder der alte Geiser, der seine unterirdischen heissen Wasser neunzig bis hundert Fuß hoch in die Lüfte schleudert.

Diese Stürme, diese Vulkane, diese Ausleerungen unterirdischer Dünste, begleitet bald von Ueberschwemmungen, bald von weiten Erdbränden, bald von jähen Uebergängen aus Frost zur Hitze, bald von alles erschütternden Erdbeben und andern ungeheuern Natur-Erscheinungen, erzeugen bald Hungersnoth, bald mörderische Krankheiten. In den Jahren 1783, 1784 und 1785 starb der fünfte Theil von Islands gesammter Bevölkerung*). Noch immer geschieht es, daß neue Berge hervortreten, oder alte verschwinden. Jeder Berg, wenn er noch kein Vulkan ist, hat das Talent, es zu werden. Jetzt zählt man der Feuerspeier eilf im Lande. In einer Nacht des Jahres 1726 versank ein hoher Berg ohnweit dem Hafenort Skagestrand in unbekannte Tiefen, und zeigte am Morgen an seiner Stelle einen weiten tiefen See. Dagegen war in gleicher Zeit anderthalb Meilen davon plötzlich ein See ausgetrocknet, dessen Boden man vorher mit keinem Senkblei hatte ergründen können. Nun sah man statt des Sees daselbst ein neues, über die Gegend umher erhabenes Land. Im Jahr 1756, als der Kattlagiau seine Feuerausbrüche erneuerte, mit einer Gewalt und einem Getobe, als müsse ganz Island untergehen, erhoben sich auf der Insel drei parallel laufende über hundert Schuh hohe aneinander hängende Bergrücken, zwei Meilen breit und einige Meilen weit sich ins Meer fortsetzend. Im J. 1783, trat, mit Erscheinung eines neuen Feuerspeiers im Austländinga Fiörding (oder Ostviertel der Insel, sie ist nach den vier Weltgegenden in eben so viele Viertel getheilt), zugleich eine neue Insel, anderthalb dänische Geviertmeilen groß, flammend und rauchend aus dem Schooß des Ozeans im Gulbringe Syssel des Sunnländinga- oder Südviertels hervor. Sie ist noch jetzt unbewohnt.

Diese fortdauernden Zerstöhrungen Islands machen das Reisen dort sehr beschwerlich, um so mehr, da die Ortschaften weit auseinander liegen, und meistens nur aus wenigen, zerstreuten elenden Hütten bestehen. Henderson, welcher den Muth hatte von Reikiawik das Innere der Insel in gerader Linie bis zu den nördlichen Küsten zu durchschneiden, nahm sich Pferde,

*) Nämlich es starben 9,336 Personen; dazu noch kamen gegen 200,000 Schaafe, über 11,000 Stück Rindvieh und bei 25,000 Pferde um.

Digitized by Google

Lebensmittel, Zelte und andere Bedürfnisse mit. Begleitet vom dänischen Oberst Scheel, verließ er Reikiawik am 26. July 1815. Zuerst kamen die Reisenden zu den armen Bewohnern eines Pachthofes am südlichen Ufer des Thingvalla-Sees. Er ist von den vielen isländischen Seen der größte, und hat einen Umfang von neun Meilen, aber einförmige, düstere Umgebungen. Sie gingen von da über ein schauderhaftes Land auf schmalem Pfade; Trümmer rings umher; alles eine weite unfruchtbare Fläche alter Lava. Sie war vielfach zerrissen und gespalten. Kaum mochten durch diese Klüfte die Pferde gebracht werden. Sie mußten in die weitesten dieser Risse hinabsteigen. Hier staunten sie die Gewalt der Natur an, welche die festen Kalkfelsen gesprengt und einen drei (englische) Meilen langen, beinah zwei hundert Schuh tiefen Erdbruch gerissen hatte. So gelangten sie nach Oexeraa, am See Thingvalla gelegen, wo seit ohngefähr neunhundert Jahren die allgemeine Volksversammlung, oder vielmehr das allgemeine Landgericht (Al-Thing) gehalten wird. Die ganze Pfarrgemeinde bestand nur aus zwölf Haushaltungen. Ihr Prediger war ein Greis von siebenzig Jahren. — Ohne Zweifel ist der ganze See von Thingvalla die Schöpfung eines Erdbebens.

Dann fort und fort zogen die Reisenden von da über weite mit Lava bedeckte Ebenen, von allen Seiten durch Erdrisse unterbrochen, die zuweilen grauenvoll genug ihre Schlünde öffneten. Durch eine zweite vulkanische Kluft gelangten sie zu den heissen Quellen von Laugardalur oder dem Bäderthal. Island ist an solchen heissen Quellen sehr reich. Einige derselben sind so heiß, daß die daneben wohnenden Leute nur ihre Kessel mit kaltem Wasser und Fleisch gefüllt hineinhängen, um sich ihre Mahlzeit zu kochen. Viele brodeln mit solcher Stärke, daß von der Macht des Siedens auch schwere Steine, die man hineinwirft, wieder heraufkommen. Henderson sah mit Erbauung die warme Quelle von Reikia-Laug, wo im Jahr 1000 die Einwohner Islands zum erstenmal die christliche Taufe empfingen.

Ihre Pferde von den mühsamen Wegen ausruhen zu lassen, brachten die Reisenden zwei Tage in Geisers zu, wo die bewundernswürdigsten von allen heissen Quellen hervorspringen. Hier sahen sie sich von mehrern Erdöffnungen und Kratern in der Gegend umgeben, die alle mit heissem Quellwasser angefüllt waren, und aus welchen von Zeit zu Zeit stoßweis Wassersäulen von drei bis zehn Fuß im Durchmesser zu einer Höhe von hundert Fuß emporgingen. Dabei ließ sich nach ungleichen Zwischenstillen ein furchtbares unterirdisches Gebrüll vernehmen. Der Boden wankte unter den Füssen. Dampfwolken, und Wolken vom Wasserstaub umgaben die benachbarten Gegenstände. Aber die genügsamen Bewohner dieser Landschaft leben hier so ruhig und sorglos dahin, wie die Nachbaren des Vesuv unter dessen Flammen, oder die Hirten der Alpenthäler unter überhangenden Gletschern und neben donnernden Lauwinen.

Die Wanderer durchzogen, nachdem sie Geisers verlassen hatten, eine ungeheuere, öde Bergwüste, die größtentheils aus verkalkten Steinmassen und vulkanischem Sande bestand, auf welchem hie und da ein erstarrter Lavastrom lag. Links und rechts streckten sich Eisberge in unermeßlicher Riesengestalt zu den Wolken auf. Dies ist die Gränzscheide zwischen dem

Digitized by Google

Sunnländinga und Nordländinga Fiörding. Ausgenommen zwei oder drei kleine Strecken Bodens war hier nicht die geringste Spur eines Pflanzenlebens zu erblicken. Auch diese Strecken lagen wohl bei fünfzig englische Meilen von einander entfernt. Alles übrige finstere Felsen, Eisgebirge droben, kahle graue Tiefe unten.

Um so herrlicher erschien beim Herabsteigen vom Gebirg endlich das anmuthige und reich bevölkerte Thal von Eyafiardur. Ein gemächlicher Weg führte die Reisenden zuerst nach einem freundlichen Bauerngut Tiörnombä, wo sie ihre Zelte aufschlugen, und von den Einwohnern viele Gastfreundschaft genossen; von da am 4. August zur Faktorei Akureyri. Hier hatte Henderson Gelegenheit, vermöge seines Bibelreichthums einen seltsamen Prozeß zu enden. Nicht weit von der Küste Islands liegt dort die kleine Insel Grimsey. Sie ist etwa dreißig englische Meilen von Island entfernt, und von zwölf Familien mit ihrem Geistlichen bewohnt. Die Vorfahren der Leute zu Grimsey hatten einst aus einer isländischen Kirchgemeinde eine Bibel entlehnt und behalten. Sie war die einzige zu Grimsey; kein Mensch hier reich genug, eine andere, auch um den niedrigsten Preis zu kaufen. Daher der Streit um die Bibel, welche von derjenigen Kirche zurückgefordert wurde; der sie ursprünglich angehört hatte.

Von Akureyri ging der Weg nach der Abtei Möduvalla, und zur Stadt Holum. Sie ist klein und elend. Doch hatte sie ehemals eine Buchdruckerei, in welcher unter andern drei Folioausgaben der Bibel gedruckt worden waren. Die beste derselben war die schon im J. 1584 durch Thorlakson veranstaltete.

Von Eyafiardur, dem Städtchen, das erst im J. 1787 am Meere, wegen des bequemen Hafens angelegt wurde, wandten sich die Wanderer zum östlichen Viertel, oder Austländinga Fiörding der Insel. In einer Tagreise erreichten sie die Pfarrgemeinde Hals. Die Leute überall im Innern des Landes scheinen eben so fromm als höflich zu sein. Denn wenn sie ihren Geistlichen erblicken, ziehen sie nicht nur grüßend ihren Hut ab, sondern sprechen auch ein kurzes Gebet für ihn dazu. Ehe der Isländer über einen Fluß setzt, nimmt er ebenfalls den Hut zum Gebet ab; das thut er auch, so oft er in den Nachen steigt, um sich an der Meeresküste auf den Fischfang zu begeben.

Nach einem Besuch in der Faktorei Husawik trat Henderson in die schrecklichen Gegenden von Myvatu, die er, so wie die öde Wildniß von Mödrudal durchwandern mußte, um die östliche Küste zu erreichen. Das Auge begegnet da, so weit der Blick reicht, nur den Spuren und Wirkungen unterirdischer Feuer. Ihre zerstörende Macht waltet ununterbrochen fort. Der Weg ist gefahrvoll. An einer Stelle muß der Reisende über eine lange schmale Lavastrecke hingehen, die kaum Raum genug hat, daß ein Roß darüber kann. Zur Linken und Rechten dieses Pfades sind parallellaufende Erdspalten von beträchtlicher Breite. Der daraus hervordringende Qualm verhindert, die ganze Tiefe des Abgrunds zu erkennen. An einer andern Stelle ging Henderson über halbflüssige Massen geschmolzenen Schwefels. Dieser war mit einer oft sehr täuschenden, harten Rinde bedeckt, die aber zuweilen so dünn war, daß die Pferdshufe ein

Digitized by Google

tiefes Loch in dieſelbe trat, aus welchem dann ziſchend ein Schwall von Dampf emporwallte. Der Weg geht über ein Gebirg von Bimsſtein, das unaufhörlich unermeßliche Rauchſäulen in die Höhe ſchickt. Darum heißt die Gegend Reykiahli, oder die rauchende Bergſeite; eben ſo ein dort befindlicher kleiner Ort von einzelnen Hütten. Im Jahr 1728 iſt die ganze Gegend durch einen Erdbrand verödet worden. Als der Brand aber die nordweſtliche Seite eines niedern Walles erreichte, der die Kirche umzäunte, blieb der vom nächſten Berge herab ſich ergieſſende Feuerſtrom ſtehen, bis er ſich endlich zertheilte, ruhig an der Kirche vorüberfloß, und ſie mitten in den Flammen unverſehrt ließ. Die Kirche ſteht noch. Stände ſie in aufgeklärtern Gegenden Europens, würde man ihre Rettung irgend einem Heiligenbilde, nicht dem Erdwall zugeeignet, und ſie zum wunderthätigen Gnadenort, als Ziel der Wallfahrten, gemacht haben.

Die Isländer nehmen nicht umſonſt den Hut ab und beten, ehe ſie den Gang durch einen ihrer Ströme machen. Denn wenn man dieſe wilden, tobenden, klippenvollen Ströme kennt, und weiß, daß man zuweilen eher die andre Welt, als das jenſeitige Ufer erreicht, wirds einem recht gemüthlich zum Beten. Das erfuhr auch Henderſon, als er über den furchtbaren Strom Fökuls ai Axarfiardi ging. Er brachte mit Noth ſein Leben davon. So kam er endlich wieder aus den Wildniſſen zu bewohnten Gegenden, nach Eskiaford, einem Städtchen ſeit 1787, wo Vidalin, der Amtmann des Bezirks, die Wanderer gütig aufnahm.

Durch ödes Bergland, nach Ueberſchwimmung eines Fluſſes, erreichten ſie den einſamen Pfarrort Stafafel, wo der Geiſtliche ſiebenzehn Jahre ohne eine isländiſche Bibel und ohne Hoffnung geweſen war, je eine zu erhalten. Dann ritten ſie zehn Tage lang längs der Meeresküſte hin, um wieder nach Reykiawik zu kommen, denn die Jahreszeit war ſchon vorgerückt. Der Weg iſt daſelbſt beſtändig einerſeits vom wilden, Eisſchollen treibenden Meere, andererſeits von himmelhohen Eisbergen eingeengt; der Raum zuweilen kaum eine Viertelſtunde breit, häufig von Strömen unterbrochen, die vom jähen Gebirg in den Ozean ſtürzen, und nie ohne Gefahr mit den Pferden durchwatet werden. Einmal riß die Gewalt des Waſſers Knechte und Packpferde mit ſich weit hinweg. Durch den Kirchſprengel der Abtei Thykvöbä und die Ortſchaft Odde kamen die Wanderer in der Mitte des winterhaften Septembers, nach achtwöchentlicher Abweſenheit in Reykiawik zurück.

Hier überwinterte Henderſon. Erſt am 18. Mai 1816 machte er ſich zum andernmal auf die Reiſe durch die übrigen Gegenden Islands. Aber jedermann warnte ihn, er breche noch um vier Wochen zu früh auf.

Er kam ſchon folgenden Tags in den Myra-Bezirk des weſtländinga Fiördung, wo er über die Gebirge der weſtlichen Starkſcheidi ging. Dies iſt eine wilde, hohe, felſige, vulkaniſche Gegend. Der Weg geht zwiſchen verſchiedenen Schlünden glutſpeiender Berge hin, deren unterirdiſche Feuer die ganze Landſchaft mit Dampf bedecken. Man glaubt in dieſen ſchauerlichen Einſamkeiten unter den ſchwarzen Trümmern und Schlacken einer ausgebrannten

Digitized by Google

und noch verglimmenden Welt zu wandern. Nachdem mit großer Anſtrengung ein breiter Lavaſtrom überſchritten war, den ein weſtlich gelegener Krater ausgegoſſen hatte, erreichte man die Kirche von Stadarbraum. Die Kälte war hier noch ſo groß, daß der Thermometer auf 29 Grad Fahrenheit ſank. Andern Tags kam man nach Hytardal, in deſſen Nachbarſchaft der ſogenannte „Bierkeller“ Oelkeldurnar befindlich iſt, das heißt, ein vitrioliſcher Sauerbrunnen; dann nach der Faktorei Stappen.

Hier dehnt ſich ein weites Vorgebirg ins Meer, welches von einem hohen Eisgebirg, dem Schnäfels-Jökul geſchloſſen wird. Dieſer iſt, wie wir ſchon bemerkt haben, der erhabenſte von den isländiſchen Bergen, 6800 Fuß über der Meeresfläche; ſein Gipfel ſelten wolkenlos. Der Weg zieht ſich am Fuß dieſes Gebirges hin. Hier iſt auch der Helgafell zu ſehen, oder der heilige Berg, auf deſſen Höhen die Isländer in den Tagen des Heidenthums, den Sitz der Seligen, nach dem Tode des Leibes, vermutheten. Die Bewohner dieſes Vorgebirgs, oder dieſer zwölf däniſche Meilen langen und zwei bis vier Meilen breiten Halbinſel ſind meiſtens ſehr arm. Sie leben blos von Fiſcherei; und dieſe war eben damals ſchon ſeit zwei Jahren ſchlecht ausgefallen.

Henderſon reiſete durch den Dala-Syſſel, um in den Bardaſtrand-Bezirk zu kommen. Aber noch waren wegen der auſſerordentlichen Maſſen Schnee und Eis die Gebirgspfade unwegſam, obſchon es Anfang Juni war. Sonſt wird der Dala-Bezirk, oder das Breidafiörd-Dalar für den Garten Islands gehalten, wo zwiſchen parallellaufenden Bergen anmuthige, grüne, von Bächen durchfloſſene Thäler liegen. Alſo mußte die Reiſe zu Waſſer fortgeſetzt werden durch die zahlreiche Inſelgruppe von Breidafiörd. In dieſem Archipel liegt auch das kleine Eiland Flatey, ein dem nordiſchen Alterthumskundigen nicht unbekannter Name, weil nach ihm der flatteyſche Kodex benannt iſt, der ſo viele Denkmale der nordiſchen Vorwelt enthält. Henderſon ſchiffte von hier nach Bardaſtrand, und nachdem er den Kataraktberg und die Buchten Arnar und Dyra zurückgelegt hatte, gelangte er zum entfernteſten Theil der Inſel, nach dem Dorfe Holt im Iſafiörd-Bezirk. Der hieſige Pfarrer Böðvarſon hat die Gellertſchen Lieder ſehr glücklich in isländiſche Verſe überſetzt.

Henderſons Rückreiſe von hier nach Reikiawik bietet weiter keine Merkwürdigkeiten dar. Er kam in dieſe Stadt am 29. Juni wieder an, wo eben der von allen Gegenden der Inſel ſtark beſuchte Sommermarkt gehalten ward.

2.

Der Glaube der Seihks in Aſien.

Schilderung des Landes der Seihks. — Nanak der Weiſe. Seine Lehre. Schickſale der Seihks — ihre Verfaſſung, ihre Gottesdienſte.

Das alte, reiche Vaterland der meiſten Religionen des menſchlichen Geſchlechts, Aſien, wohin noch heut die Chriſten Europa's, die Bekenner Muhameds in Afrika, die weitzerſtreuten

Digitized by Google

Nachkommen Israels ihre andachtsvollen Blicke wenden, ist noch in unsern Zeiten nicht minder fruchtbar an Religionen. Das ernste, sinnige Europa hat schon Vieles, aber noch keine Religion in die Welt gebracht. Denn selbst die Asen des alterthümlichen Norden, die Götter Latiums und Griechenlands stammten aus dem schöpferischen Morgenlande. Man muß sehr beklagen, daß die Reisebeschreiber vom Innern Amerika's und Afrika's, viel zu wenig vertraut und mit den Sprachen der Urbewohner, uns von deren religiösen Begriffen allezeit die unvollkommensten, ja gewiß falschesten Vorstellungen geben. Denn gewöhnlich sehen sie, was sie dort sehen, entweder mit christlich-frommen Vorurtheilen; oder sie deuten die gottesdienstlichen Gebräuche, die sie wahrnehmen, auf eine willkührliche Weise, ohne Verstand und Kenntniß des Wahren; ohngefähr, wie ein Hindu, oder ein Gelehrter von Hussa und Tombuctu es deuten würde, wenn er unsere Protestanten singend zum Abendmahltisch wandern, oder den Meßpriester vor dem Altar bald stehen, bald knieen, bald eben so die sich kreuzende Gemeinde erblicken sollte.

Wir in Europa haben nur die vom Orient empfangenen Religionen ausgeschmückt, verbessert, verkünstelt, veredelt. Unsere Päpste, Luthers, Zwingli's, Menno's u. s. w. gelten nicht als göttliche Gesandte. Sie sind nur, was heutiges Tages im Arabischen Redsjed oder Bergland, der Sohn Abdul-Wahabs war; so wie die Wechabiten nur die mahumedanischen Protestanten in Asien sind.

Asien, die Heimath der Propheten, der großen Religionsstifter, ist es noch in neuern Jahrhunderten. Von Confutsee, Moses, Brama herab bis zum mekkaischen Muhamed mögen viele gewesen sein, die da neue Glaubensordnungen schufen, deren Namen uns unbekannt blieben. Aber eines Mannes Name verdient gekannt zu sein, dessen religiöses Lehrgebäu allerdings auch den gebildetern Europäern ehrwürdig erscheint. Dies ist Nanak, der Gesandte des Himmels im Lande der Sing's oder Seihks.

Der Oberst Malcolm*) gab uns von diesem merkwürdigen Manne bestimmtere Anzeigen; und Malcolm ist eben nicht geneigt, die Seihks oder den erhabenen Stifter ihres Glaubens zu schmeicheln. Er ist Soldat; landeskundig; in seinen Angaben und dem, was er als Augenzeuge vernahm, kunstlos berichtend.

Im Norden Hindostans, wo es abendwärts an Persien rührt, vom mittlern Indus bis zum Ganges, breitet sich ein weites, fruchtbares Reich unter mildem Himmel aus, von großen Gebirgsketten und Strömen durchzogen. Im Süden desselben ruht die endlose Sandwüste von Redschistan; nördlich das Hochland Persiens und Tibets. Dies ist das große Reich der Seihks, von welchem gesagt wird, es habe über viertausend Geviertmeilen, und bei fünf Millionen Einwohner. Das Penschab oder Land der fünf Mündungen des Indus; jener Gränzstein von des mazedonischen Alexanders wahnsinnigen Eroberzügen; jener Schauplatz der Pracht und Ueppigkeit

*) Malcolm sketch of the sikhs. London 1812.

Digitized by Google

der altberühmten Großmoguln; das pallaſtreiche Lahor, durch die hundert Meilen lange, von gepflanzten Bäumen umſchattete Kaiſerſtraße mit Dehli und Agra einſt verknüpft; das gewerbige Multan an der Mündung des Dſchumna — dies alles iſt in das Gebiet der Seihks eingeſchloſſen.

Hier wohnt in Bergen und Ebnen ein regſames, thätiges Volk. Es baut in ſeinen Aeckern alle Getraidearten; es zählt auf ſeinen Wieſen die mannigfaltigſten und zahlreichſten Heerden; in ſeinen Städten viele und treffliche Großgewerbe von Seiden, Baumwollen, Teppichen und andern Bedürfniſſen des genußreichen Orients. Dabei iſt jeder Bürger, wenn das Aufgebot geht, Krieger; jeder an die Mühſeligkeit des Lagerlebens durch Strenge und Einfalt der Sitten leicht gewöhnt. Er backt ſein Brod unter glühender Aſche; er nimmt im Nothfall mit geröſteten Bohnen und Erbſen vorlieb. Ein Turban ohne Schmuck, ein bunter Mantel, dunkelblaue Langhoſen ſind ſein Gewand; Speer, Schwert und Luntenflinte ſeine Waffen. Reiter iſt jeder von Kindheit auf. Die ſeihk'ſche Reiterei iſt ſowohl durch die Gewandheit und Stärke der Roſſe und Männer, als durch die ungeheuere Menge furchtbar. In Tagen der Gefahr kann ſie an zweimal hunderttauſend Mann betragen.

So ſah Bernier ſchon im ſiebenzehnten Jahrhundert dies Volk; ſo in unſern Tagen wieder der Oberſt Polier; ſo zuletzt Malcolm.

Unſere Aufmerkſamkeit aber zieht weniger ihr kriegeriſches oder friedliches Leben, ihre Staatsverfaſſung oder ihr Kunſtfleiß an, als ihr religiöſer Glaube. Er iſt in den Geſchichten des menſchlichen Geſchlechts ſo bedeutſam, als für den beobachtenden Weltweiſen lehrenvoll.

Im Jahr 1469 ward unter dieſem Volk Hindoſtans ein Mann geboren zu Bhukguhr in Lahore, Namens Nahak. Er war von unberühmter Abkunft; weder durch die Macht ſeines Volksſtamms, noch durch den Adel ſeines Geſchlechts ausgezeichnet; wohl aber durch die Hoheit ſeines Geiſtes. Schon früh in der Jugend liebte er die Weisheit der Alten, und machte er das Erzeugniß ihrer Erfahrungen und Sagen zum Gegenſtand ſeiner Prüfungen. Am meiſten zog ihn in allem, was der Menſch hat und kennt, das an, was er von göttlichen Dingen hat und kennt. Bald genügte ihn nicht mehr das Wiſſen ſeiner Lehre; die Mythenwelt der Hindu's; der beſchränkte Glaube der Braminen. Er machte als Jüngling weite Reiſen. Er hörte die Lehren der Guebern und Muhamedaner. Doch keine Glaubenspartei gab ſeinem Gemüthe das Beruhigende der Ueberzeugung; er fand in allem aber den Keim des Göttlichen und Ewigwahren. Dieſen hielt er feſt. Die Albernheiten der ſpitzfindigen Schriftgelehrten; die frommherzigen Träumereien, Selbſtmärtern und Weltentſagungen myſtiſcher Schwärmer; die prunkreichen Feierlichkeiten, mit denen die herrſchſüchtigen Prieſter das Volk blendeten, um ſich in den Augen deſſelben ſelbſt zu vergöttern — das Alles ſtreifte er von der Wahrheit ab, die Allem zum Grunde lag. So kam er als Mann in ſeine Heimath zurück.

Hier lebte Nahak in ſtiller Abgezogenheit, ohne Begierde nach Reichthum und Würden, zu welchen ihm ſeine höhern Einſichten wohl den Weg bahnten. Seine Denkart war mehr

Digitized by Google

religiös, als ehrgeizig. Er brachte seine Tage fortan mit Reisen in Städten und Dörfern des Vaterlandes zu, und lehrte den neuen, bessern Glauben, welcher sich in ihm offenbart hatte. Bald gewann er Jünger und Anhänger. Der gesunde Menschenverstand konnte nicht der Kraft seines überzeugenden Wortes widerstehen; und das unverdorbene Gefühl mußte die Seelengröße des Mannes bewundern, der, nichts für sich begehrend, nur Werke der Menschenliebe that, und für das Glück Anderer lebte. Er gab sich gar nicht das Ansehen, eine neue Religion in die Welt bringen zu wollen, sondern nur die älteste und ewig geltende von Menschensatzungen wieder zu reinigen, und die Bekenner aller Glaubensarten um das höchste Gut der Geister zu vereinigen. Er predigte Tugend, Liebe und Gehorsam. Die bürgerlichen Ordnungen ließ er unangetastet. Sie waren in seinen Augen nothwendig, aber veränderlich. Er ließ, den Vorurtheilen, Sitten und Gesetzen der übrigen Hindu's zuwider, Muhamedaner und Parsen und andere Glaubensgenossen Theil an seinen Lehren nehmen, weil niemand von der Erkenntniß des Wahren und von der Gnade des höchsten Wesens durch Stand und Vaterland und Staatsverfassung ausgeschlossen sein könne. „Der Himmel sandte mich, sagte er, alle Namen, welche dem höchsten Wesen gegeben werden, in einen einzigen Namen, und zwar in den Namen Gottes aufzulösen. Der Himmel sandte mich, den Glaubenszwiß der Moslemin und Hindu's zu tilgen. Mögen sie ihre heiligen Bücher lesen. Aber das bloße Lesen hilft ihnen nichts, ohne Gehorsam gegen die darin enthaltenen Lehren der Liebe gegen alle Geschöpfe Gottes. Es kann kein Sterblicher selig werden, als durch reinen Sinn und heilige That. Der Allmächtige fragt nicht, welchem Volksstamm, welcher Glaubenspartei der Mensch angehöre; er fragt nur: Was hat er geleistet? Nur derjenige ist ihm nahe und ein ächter Hindu, dessen Herz voll Gerechtigkeit ist; nur derjenige ist ihm nahe und ein ächter Muselmann, der ein heiliges Leben führt."

Mit dieser religiösen Duldsamkeit umarmte er alle Menschen, gewann er alle. Er wollte nur, daß jeder in der bürgerlichen oder kirchlichen Verfassung, unter welcher er lebte, ein vollkommener Mensch, ein Freund Gottes sei.

Zur Verbreitung dieser erhabenen Grundsätze bediente sich der weise Nahak keiner ausserordentlichen Mittel. Er lebte einfach und anspruchslos, wie jeder andere Mensch. Es fiel ihm nicht ein, sich für ein höheres Wesen auszugeben; doch läugnete er nicht, daß er größere Einsicht in göttlichen Dingen und vorzüglichere Geisteskräfte vom Himmel empfangen habe, das Wahre vom Irrthum zu scheiden. Dies konnten auch diejenigen nicht läugnen, welche durch ihn des Bessern überführt wurden. Darin sahen sie die Beurkundung seiner göttlichen Sendung, und er fand darin seinen Beruf zu dem, was er auf Erden thun solle. Er verrichtete keine Wunder, und verachtete die, welche jemals von Kindern des Staubes gethan worden sein sollten. Ja, er lehrte, daß die, welche mit Wundergaben glänzen, dazu durch den bösen Sinn oder Geist, der in ihnen wohnte, verführt und gestärkt worden wären. Eben so wenig bediente er sich gewaltsamer Mittel, zur Bekehrung der Menschen, oder sich vor Verfolgern in Sicherheit zu setzen. „Ein heiliger Lehrer, sagte er, bedarf keiner andern Mittel, als der Heiligkeit seiner Lehren.

Digitized by Google

und ihrer jedes Gemüth überwältigenden Kraft. — Gott hat mir geboten, mich zu waffnen, aber nicht mit gemeinen Waffen, um andern zu schaden. Mein Schild soll sein der Verstand; mein Schwert die Wahrheit; ich soll tapfer kämpfen gegen Bosheit und Wahn, und alle meine Feinde besiegen, indem ich sie in Freunde verwandle."

Vom Muhamed sagte Nahak der Weise: „Ihn hat Gott ins Leben gesendet, daß er Gutes thue, und durch den Koran die Erkenntniß des einzigen Gottes verbreite. Aber er hat Willkührliches gethan, und alle menschlichen Geschöpfe in Unruhe gebracht. Darum hat er Unterdrückung und Grausamkeit eingeführt, und das Morden selbst unschuldiger, dem Menschen hilfreicher Thiere. Es ist abscheulich, auch das Vieh zu tödten und zu verzehren, das dem Sterblichen zugethan ist, und ihm die Beschwerden des Lebens erleichtert, wie das Rind am Pfluge, die milchgebende Kuh und das dienstreiche Roß. Keinem Geschöpfe soll man wehe thun; denn der Odem Gottes ist in jedes Wesen ausgegossen."

Nahak verwarf den Dienst der Götzen und aller selbstgeschaffenen Gottheiten der Hindu's; er verwarf alle Verehrung, die man dem Erschaffenen weiht, statt des Schöpfers. Es ist nur ein einziges höchstes Wesen; kein anderes kann ausser ihm sein, oder wider seine Macht anstreben. Alles Geschaffene athmet durch seine Liebe, und nimmt es wahr und sieht den Wohlthäter nicht. Darum läßt sich von ihm kein Bildniß machen aus Stein oder Farbe, noch eine Vorstellung durch Worte. Er ist allenthalben wie allenthalben, immer wie immer, und wohnet an einem Orte nicht mehr, als am andern.

Einst machte ein Muhamedaner dem weisen Nahak Vorwürfe, da er diesen am Boden liegen sah, die Füße gegen das Haus Gottes gekehrt. Nahak erwiederte ruhig: „Wende dich umher, und zeige mir eine Stätte, wo Gottes Haus nicht ist."

Er behauptete, das Leiden der Welt sei die selbstverschuldete Wirkung ihres wahnsinnigen Kampfes gegen das Göttliche, und alle ewige Ordnungen des höchsten Wesens. Lasterhaftigkeit und Unterdrückungsgeist habe sich auf Erden erzeugt und verbreitet. Die Entstellungen der muhamedanischen und heidnischen Religion, die Ausgeburten menschlicher Verderbtheit, hätten das Reich der Thorheit und Laster in der Welt vollendet. „Darum, sprach er zu seinen Anhängern, ist der Gottesdienst, weder der Hindu's noch Moslemin, dem höchsten Wesen wohlgefällig. Es ist darin Knechtschaft, nicht Freiheit; nicht Reinheit, sondern Verderbniß der menschlichen Natur. Der verblichene Scharlachstrich, den das Wasser verunreinigte, erhält nie seine Farbe wieder."

Drei Hauptlehren waren das Wesentliche bei ihm, auf welches sich alles andere, was er sagte, immer wieder bezog. Andächtige Verehrung des Höchsten aller Wesen, des Einzigen; — Liebe der Menschen, ohne Unterschied der Vaterlande und Kasten, denn die menschlichen Geister wären einander alle gleich vor dem Urgeist; reiner Sinn von innen und äussere Reinlichkeit, deswillen er häufige Abwaschungen empfahl, aber gegen fromme Selbstqualen und Entsagungen der Lebensfreuden sprach.

Digitized by Google

Man muß geſtehen, ſowohl die erhabene und einfache Sittenlehre, als die Vorſtellungsart von göttlichen Dingen dieſes hindu'ſchen Weiſen, müſſen ſelbſt die Bewunderung und Ehrfurcht der europäiſchen Denker erregen. Man ſollte beinah glauben, Nahak habe durch irgend einen Zufall aus den heiligen Urkunden des Chriſtenthums geſchöpft; und doch findet ſich keine Spur in ſeinen Lehren von andern chriſtlichen Dogmen; keine Spur von ſeiner Kenntniß irgend einer chriſtlichen Religionspartei. Ja, die Art ſelbſt, wie er lebte, da er nur immerdar umher reiſete, ſein Volk aufzuklären, über die höchſten Wahrheiten zu lehren, und Thaten der Barmherzigkeit zu üben, erinnern an das heilige Leben des Stifters unſers chriſtlichen Glaubens. Sein Geiſt hatte einen ſo erhabenen Standpunkt gefaßt, daß er den größten Weiſen des Alterthums gleich ſteht. Wie er lehrte, ſo that er. Das hohe Anſehen, welches er ohne andere Macht, als die der Ueberzeugung, bei ſeinem Volk empfing, mißbrauchte er nie. Er nahm niemals weltliche Ehrenämter an. Er übertrug das Anſehen, welches er erworben, nicht einmal auf ſeine eigne Familie. Er ſuchte und floh kein Märtyrerthum. Er ſelbſt wollte keine Verehrung ſeiner Perſon und duldete ſolche nicht. Er ſtarb in der Dunkelheit ſeines thätigen Lebens, ohne Glanz, und hinterließ nur das Andenken ſeiner Tugenden und viele Schüler.

Die einſichtsvollſten ſeiner Schüler ſetzten, da er geſtorben war, das Lebenswerk ihres Lehrers fort. So vermehrten ſich die Bekenner des neuen Glaubens in auſſerordentlicher Schnelligkeit. Die vornehmſten der Lehrer waren zugleich die Rathgeber, Leiter und Oberhäupter der übrigen Bekenner, in denen ſie nur ihre Schüler ſahen. Doch maßten ſie ſich keine obrigkeitliche Gewalt an. Nur in geiſtlichen Zweifeln entſchied ihr gemeinſamer Ausſpruch. Daher lebten ſie und ihre Glaubensgenoſſen lange unbeachtet von den muhamedaniſchen Baja's oder Regierungen.

Erſt als Argunmal, einer ihrer vornehmſten Lehrer im Jahr 1606 die heiligen Bücher der Seihks verbeſſerte, und der zahlreich gewordenen Menge der Gläubigen mehr Einheit durch eine gewiſſe kirchliche Form gab, ward die Eiferſucht der muhamedaniſchen Behörden wach. Die den Bekennern des Korans eigenthümliche Unduldſamkeit entflammte ſchnell gegen die Verächter des unfehlbaren Propheten von Mekka. Die rasbutiſchen Fürſten in Hindoſtan handelten ſo unklug, wie in ähnlichen Fällen die Fürſten Europa's. Statt ſich mit treuen, wackern Unterthanen zu begnügen, wollten ſie die Geiſter derſelben alle nach ihren Begriffen geſtimmt wiſſen. Sie fingen an, Meinungen zu verfolgen, die nicht die ihrigen waren; Lehren zu verfluchen, die ſie ſich kaum die Mühe nahmen, zu prüfen; und Ueberzeugungen mit dem Schwert und dem Kerker zu ſtrafen, die ſich weder durch Kerker noch Schwert ändern laſſen. Selbſt der redliche, hochverehrte Lehrer Argunmal ward hingerichtet.

Dieſe Ungerechtigkeit und Verfolgerwuth empörte das Gemüth der bisher friedlichen Seihks. Der Tod des von ihnen allen geliebten Argunmals erſchütterte alle. Sie griffen im Gebirg, wo ſie lange ruhig gelebt hatten, zu den Waffen für ihr Heiliges und Irdiſches. Har Gorwind, der geiſtreiche und racheathmende Sohn des ermordeten Argunmal ſtellte ſich an die Spitze des

Digitized by Google

Seihks. Sie brachen hervor aus den Bergen und kündeten den Fürsten der Nasbuten Gehorsam und Ehrfurcht auf. Der Sieg war oft mit Har Gorwind. Von nun an erhob sich ein langer Kampf und ein noch immer unerloschener Haß zwischen den Anhängern des Propheten von Mekka und des Weisen von Schukguhr. — Har Gorwind war der weltliche Kriegsfürst; sein Rath aus den vornehmsten Lehrern oder Geistlichen der Seihks, Akali's geheissen, zusammengesetzt. So ward mit wechselndem Glück gestritten, bald von Seiten der Seihks, begeistert durch ihren Glauben, mit entschiedener Ueberlegenheit.

Besonders ward Guhro-Gowind, der Enkel Har Gorwinds siegreich und mächtig in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Er machte die Seihks eigentlich erst zu einem selbstständigen asiatischen Volk, indem er ihre Gränzen weit umher erobernd ausdehnte, und ihnen feste Ordnungen und Gesetze gab. Er machte Amrita-Saras, (Teich der Unsterblichkeit) zur Hauptstadt seines Reichs. Sie ward groß, volkreich, von Gewerben blühend, zwei Meilen im Umfang. Ihre Nähe von Lahor, sie ist nur neun Meilen von dieser weiland prächtigen Stadt entfernt, diente zu ihrer schnellen Vergrösserung. Er, vereint mit dem Rathe der Akali's, bestimmte auch die kirchlichen Ordnungen von den Bekennern Nahaks fester und machte sein Volk, indem er sich von Nahaks sanftem Geist entfernte, zu einem Kriegervolk, gleich furchtbar den altgläubigen Hindu's, wie den Muhamedanern. Zwar beiden gestattet' er Zutritt zum Glauben, den Nahak gelehrt hatte; aber keinem von ihnen eine bedeutende Staatsstelle. Der Bekenner des Propheten von Mekka, der den Glauben des Weisen von Schukguhr annehmen will, muß bei der feierlichen Glaubensänderung die Fangzähne eines Ebers umfassen, um damit die Verachtung seiner ehmaligen Religion zu bedeuten. Eben so that Guhro-Gowind bei den überwundenen Hindu's. Er hob den uralten Unterschied ihrer Kasten auf, begründet durch Nahaks Lehre von der urfprünglichen Gleichheit aller Menschen. Er gab seinen Seihks den Namen der Sing's oder Löwen; stellte sie alle den edelsten Kasten der Hindu's gleich; erlaubte ihnen gleich derselben den Genuß der Fleischspeisen, mit Ausnahme des Rindfleisches; befahl ihnen das Verbrennen der Todten, und das Wachsenlassen ihres Bartes. Der Seihk mußte Krieger sein von Jugend auf; immerdar in Waffen sich üben und das Schwert, als des Mannes Zierde, an der Seite tragen.

Der Name Guhru-Gowinds ward groß bei seinem Volke. Noch heut erhebt sich bei Amrita-Saras ein Tempel, ihm geweiht, wo unter seidenem Thronhimmel die von ihm geschriebenen Verordnungen aufbewahrt, und bei sechshundert Akali's vom Staat erhalten werden. Er blieb geehrt, wenn auch nicht glücklich. Die Waffen des füchterlichen Aurung-Zeb, des Eroberers und Großmoguls überwältigten auch ihn; aber besiegen konnten sie ihn nie ganz. Sein blieb das hindostanische Gebirg. Von hier aus führte er mit seinen Seihks den ununterbrochenen Raubkrieg gegen die Uebermächtigen. Seine Nachfolger ahmten ihm nach. Nie ward Friede zwischen den Muhamedanern und den unbezwinglichen Seihks. Jene setzten

Digitized by Google

auf den eingebrachten Kopf eines jeden Seihks einen Preiß; dieſe verwüſteten dagegen von Zeit zu Zeit die ſchönſten Bezirke des moguliſchen Gebietes.

Aurung Zeb, der im Jahr 1707 ſtarb, hinterließ ein unermeßliches, darum ſchwaches Reich. Es zerfiel. Die Seihks brachen gewaltiger hervor, und gewannen, bald ſiegend bald beſiegt, neue Kraft. Bis ein neuer Aurung Zeb, nämlich Nadir Kuli Khan, der eben ſo geizige, als grauſame Länderſtürmer aus Perſien erſchien und Hindoſtan mit ſeinen Heeren überſchwemmte. Noch einmahl wichen die Seihks in ihr Gebirgsland zurück, bis Schach Nadir im Jahr 1747 im Aufruhr ermordet war. Und wie einſt des großen Moguls, ſo verging nun des Perſers ungeheueres Reich. Es ſtürmten die Dſchaten, die Mahratten und andere unterjochten Völkerſtämme Hindoſtans gegen die perſiſchen Beſatzungen und trieben ſie aus. Die kriegeriſchen Seihks aber eroberten wieder, was ſie einſt unter Gohru Gowinds Herrſchaft beſeſſen hatten. Ihre Fortſchritte erregten die Eiferſucht der Affghanen und Mahratten; und konnten weder durch die Tapferkeit der einen, noch der andern aufgehalten werden. Sie dehnten ihre Gewalt aus von der alten Heimath im Gebirg bis zur Wüſte Redſchiſtan; vom Indus bis zum jungen Ganges.

So leben die Seihks, als ein mächtiges tapferes Volk Hindoſtans noch heut unabhängig in ihrem Lande, wie in ihrem Glauben. Ueber ſie herrſcht kein morgenländiſcher Despot. Sie bilden vielmehr in ihrem weitläuftigen Gebiet einen Bund mannigfaltiger, ſelbherrlicher Staaten, nur zu gemeinſamer Vertheidigung in Kriegestagen vereint. Die Macht ihrer Fürſten, oder Rajahs iſt durch den Rath der Akali's beſchränkt; ſo wie die Macht deſſen, den ſie ihr höchſtes Oberhaupt nennen, durch den Willen aller Rajahs. Denn jährlich reiſen dieſe perſönlich zu einer Tagſatzung zuſammen, oder ſie ſenden ihre Abgeordneten, um die allgemeinen Angelegenheiten, Frieden und Krieg betreffend, zu beſchlieſſen. Das Oberhaupt hat nur den Willen Aller zu vollziehen. Dies war im Jahre 1813 der tapfere und kriegeriſche Fürſt Rundſchet-Sing in Amrita-Saras.

Wenn die Fürſten, vereint mit den Akali's zuſammentreten, geſchieht die Eröffnung der Tagſatzung unter frommen Feierlichkeiten. Im prachtreichen Saale verbeugen ſie ſich alle beim Eintritt zuerſt vor den daſelbſt liegenden heiligen Büchern und rufen dabei einen Spruch, der den Ruhm und die Herrlichkeit ihres Volkes preiſet. Dann ſprechen die Akali's ein feierliches Gebet zu Gott, und decken ein Tuch ab von einer Menge vor den heiligen Büchern ausgebreiteter Kuchen. Die Verſammelten laſſen ſich nieder. Die Akali's theilen die Kuchen aus, und ſprechen zu den Fürſten und Geſetzgebern des Volks die Worte Nahaks des Weiſen: „Eſſet und gebet zu eſſen!“ Noch andere Feierlichkeiten folgen, um religiöſe und vaterländiſche Gefühle zu erwecken. Dann beginnen die Verhandlungen, die mit Ernſt und Würde geſchehen, und wo, ohne ſchwere Mißbilligung nie die Aeuſſerung des Eigennutzes oder einer andern Leidenſchaft gethan werden darf.

Digitized by Google

Der Brite Wilkins hatte auf seinen Reisen durch Hindostan Gelegenheit, einen Versammlungsort der Seihks zu besuchen, wo sie ihre Gottesverehrungen begingen. Auf seine Anfrage, ob ihm dies gestattet werden könne, antwortete man ihm: Der Ort, wo Gott verehrt wird, steht allen Menschen offen. Doch mußte er, eh' er eintrat, zum Zeichen der Ehrfurcht, oder der Reinlichkeit willen, die Schuhe ablegen. Dann führte man ihn zu einem Teppich, und gab ihm mitten in der Versammlung einen Sitz. Er sah sechs bis sieben Pulte. Auf jedem ein aufgeschlagenes Buch. Im Hintergrunde stand ein mit goldgewirktem Tuch umhangener Tisch; darauf lag ein Schwert, welches mit einem runden, schwarzen Schild bedeckt war. Ohnweit diesem Tisch befand sich ebenfalls ein niederer Pult, und ein großes Buch darauf, welches zugeschlossen war.

Nun ward ausgerufen: es sei die neunte Stunde, und die Gottesverehrung beginne. Einige Männer ergriffen das Pult mit dem große Buche, und trugen es auf die entgegengesetzte Seite des Versammlungsortes. Ein Mann mit einer Pauke, zween andere mit Cymbeln begleiteten es dahin. Dann trat ein Greiß mit langem Silberbart zum Pulte, knieete nieder vor demselben, öffnete das große Buch und stimmte einen Gesang an. Das Volk, so oft der Gesang endete, erhob dann die Stimme, wie zu einem lauten Amen. Alle Gesichter drückten eine fromme Freudigkeit aus. Es war ein Gesang zum Lobe des höchsten Wesens. Dann erschien ein junger Akali. Er sprach laut und feierlich ein langes Gebet um Kraft gegen das Böse, um Stärke zu guten Thaten, um das allgemeine Wohl der Menschheit, um den Segen des Höchsten über das Volk der Seihks. Von Zeit zu Zeit stimmten, wenn der Betende schwieg, die Versammelten alle vorschriftmäßig den Ausruf: Wa Goru! an, worauf der Akali fortfuhr zu beten. Diese Andacht beendet, erhob sich der Greiß wieder. Er sprach einen kurzen Seegenswunsch über die Anwesenden, und lud sie zu einer freundlichen Brudermahlzeit ein.

Es ist wohl kaum nöthig, an die Aehnlichkeit von den Schicksalen der Religion Jesu Christi und des Weisen von Hindostan zu erinnern. Wie einfach waren beide in ihrem Ursprung, wie groß und den Geist verklärend! Und selbst welche Aehnlichkeit zwischen Leben, Denkart und Wirkungsweise beider Glaubensstifter! Beide drangen mit Liebe und Glauben zur Umarmung der ewigen Wahrheit, zur Selbstheiligung durch göttlichen Geist und Sinn. Nur der eine sprach in der Vorstellungsart der mosaischen Gesetze und des wundersüchtigen, mit der chaldäischen Geisterlehre angefüllten jüdischen Volks; der andere in der Vorstellungsart der knechtischen werkseligen Moslemin und der sanften Hindu's und ihrer Mythen. Als Nabak in Lahor lehrte, waren vielleicht nur wenige von allen Christen Europa's so innig mit dem Geiste Jesu verwandt, wie er es war, ohne es zu ahnen. Man denke an das Jahrhundert Nahaks! Es war zur Zeit der Entdeckung Amerika's, da die Inquisition unter Torquemada in Spanien wüthete; da die römische Kurie Bücherzensuren einführte und den Ablaßhandel erneuerte!

So wenig, als der Göttliche von Nazareth, hatte der Weise von Lahor besondern Werth

auf Kirchlichkeiten gelegt. Diese aber wurden nachher ihres Nutzens, ihres Ansehens und Einkommens willen bald den Päpsten, Erzbischöfen, Bischöfen u. s. w. so wie den seikkischen Akali's Hauptsache, worin sich das Wesentliche der Religion als Nebensache verlor. Die Akali's oder die seikkischen Priester, haben bedeutenden Einfluß in die Staatsangelegenheiten gewonnen; und nur, weil sie in den Staatsversammlungen das Wort mitzuführen haben, lehren sie, daß die Beschlüsse derselben unter dem unmittelbaren Einfluß der Gottheit stehen.

Nahak lehrte Liebe des Menschen, als das höchste Gebot, wie Jesus. Daß die Seikks nachher, seit Goru-Gowinds Tagen, furchtbare Krieger, Eroberer und Länderplünderer wurden, daran hatte der Stifter ihres erhabenen Glaubens so wenig Antheil, als Christus durch sein göttliches Wort an den fortwährenden, beinah zwei tausendjährigen Mördereien, Völkerunterjochungen und Ländertheilungen der allerchristlichsten Europäer schuldig ist. Moses und Muhamed hatten in dieser Hinsicht andere Grundsätze und waren sich darin näher verwandt, als jene beiden. Sie gaben ihren Bekennern im Namen Jehova's und Allahs das Mordschwert in die Hand, Andersgläubige zu vertilgen. Aber sie gaben auch ihren Völkern, mit dem Glauben, zugleich Priesterschaft und kirchliche Einrichtungen.

Bei der Entartung oder vielmehr priesterlichen und politischen Verunstaltung vom religiösen Lehrbegriff Nahaks, war es kein Wunder, wenn die sanften Sitten der Hindu's wilder wurden; wenn sie starke Getränke und die Ausschweifungen der Wollust nicht flohen. Aber wohin sind wir denn im christlichen Europa mit unsern Sitten gekommen? Wilkins und Malcolm können sich nicht erwehren, mit einer gewissen Hochachtung von den Seikks zu reden. Wenn einer der Sing's vom Indus eine Reise durch Europa machen würde, und die Barbareien unserer Verfassungen, die Kirchenlehren unserer Akali's, die Sitten unserer Völker, die entsetzlichen Geschichten der europäischen Menschheit seit Christi und der Cäsaren Zeiten studierte: würde er von uns mit größerer Achtung zu seinen Landsleuten sprechen können?

3.

Die Anstalten der Sierra-Leona in Afrika.

Geschichte der Aufhebung des Sklavenhandels. — Schilderung des Landes. — Granville Sharp. — Die Niederlassungen. — Bischöfliche Missionsgesellschaft in London. — Schilderung der wilden Susu's und Bulams. Die Gregris. — Die Erziehungsanstalten.

Zu den herrlichsten Denkmalen unsers Zeitalters müssen vor allen die Versuche zur Abschaffung des Handels mit schwarzen Menschen, und die Anstalten von Sierra-Leona gezählt werden. Es wird ein Jahrhundert kommen, da man auch den Handel mit weissen Menschen abschafft, da keine Völker mehr auseinander gerissen, vertheilt, vertauscht, verkauft oder tausende von treuen Unterthanen um das mit dem Namen Subsidien bezeichnete Blutgeld in ihnen fremde Kriege, oder wohl gar über das Weltmeer hin verhandelt werden, um sich für etwas erschlagen zu lassen, das sie nichts angeht.

Digitized by Google

Es sind leider selten die sogenannten Großen der Welt und ihre Minister, von denen immer das wahrhaft Große in der Welt gethan ward, wiewohl es von ihnen, welche die meisten Machtmittel zum Guten besitzen, am ersten zu erwarten gewesen wäre. Gewöhnlich, die Geschichte besagts, waren und sind es hochherzige Menschen aus dem Mittelstande der Nationen.

Granville Sharp, ein Privatmann in London, die edlere Nachwelt wird den Namen dieses Guten nie vergessen, erbarmte sich eines verlassenen, kranken Negerknaben, den er zu London im traurigsten Zustande sah. Er ließ ihn heilen. Kaum war der Jüngling gesund, meldete sich der Hauptmann eines Sklavenschiffes, und riß den Unglücklichen an sich, weil derselbe sein Sklav gewesen. Der menschenfreundliche Sharp trat gegen den gefühllosen Menschenmäkler vor Gericht. Er selbst, um seinen schwarzen Pflegesohn zu retten, widmete sich nun der Erlernung und Erforschung der britischen Rechte und vertheidigte seine Sache gegen berühmte Anwälde des Sklaventhums. Es ist bekannt, welches Aufsehen dieser Rechtshandel, der eben so ehrenvoll als entehrend für die Menschheit war, in und ausser England gemacht hat. Es ist bekannt, daß Granville Sharp den Sieg im Jahr 1771 davon trug. Es ist bekannt, daß gleich nachher der Gerichtshof der königlichen Bank in London aussprach: „Jeder, indem er den Boden Großbritaniens betritt, ist frei, wie die übrigen Bürger von England sind.“ Es ist bekannt, wie nun der großsinnige Sharp sein ganzes Leben der Aufgabe widmete, den abscheulichen Neger- und Sklavenhandel zu stürzen; wie er sich mit den Quakern in Nordamerika vereinte, die längst schon ächtmenschlich, ächtchristlich für die Freilassung der Neger bemüht waren; wie er sich mit dem kräftigen Wilberforce, mit dem edeln Clarkson, Young, Thornton, Meddleton, und anderen für seinen heiligen Zweck verband; wie nun die große Sache der Menschheit immer lauter zur Sprache kam; wie die frommen Quaker Pensylvaniens zuerst den Sklavenhandel abschafften; wie Dänemark im Jahr 1801, dann der ganze nordamerikanische Freistaat dem ruhmvollen Beispiel Pensylvaniens folgten; wie am 6. Hornung 1807 endlich auch das britische Parlament den Sklavenhandel aufzuheben stimmte, und der König unterm 14. Mai 1811 die Bill beider Häuser zum Staatsgesetz erhob; wie im Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 festgestellt ward, daß auch der französische Negerhandel bis zum Jahr 1819 aufgehoben sein solle; wie der König der Niederlande durch seinen Beschluß vom 15. Brachmonds 1814 den Schiffen seiner Staaten untersagte, sich zu dem schmachvollen Gewerbe gebrauchen zu lassen. Es ist bekannt, wie edelthätig England sich von da an für die Vernichtung des Schandfleckens der Menschheit betrug, den auch die Erklärung aller verbündeten Mächte im Wiener Kongreß (Beschluß vom Jänner 1815) und der Zusatz des Pariser Friedens (vom 21. November 1815) verdammte und abgeschafft wissen wollte.

Nur der „allergetreueste und allergläubigste König“ von Portugal, und der „allerkatholischste König“ von Spanien, wiewohl auch sie dem Beschluß des Wiener Kongresses beigetreten waren, liessen die Gräßlichkeiten des Sklaventhums und Menschenhandels fortbestehen. Von Cuba und Brasilien aus treibt man das fluchwürdige Gewerbe noch fort und fort, wenn gleich

Digitized by Google

etwas schüchtern. Denn die Briten handhaben ihr Seerecht männlich. Nie ward Neptuns Dreizack würdiger von ihrer Hand geführt. Die öffentlichen Blätter dieser Jahre haben mehr denn einmal verkündet, wie die spanischen und portugiesischen Menschenräuber von den britischen Seehauptleuten aufgefangen und ihrer Beuten verlustig gemacht wurden*). Viele der auf diese Art befreiten Neger sind in die menschenfreundlichen Anstalten von Sierra-Leona gebracht worden.

Zu jener Zeit, da der großherzige Granville Sharp, da Wilberforce und seine edeln Genossen den schweren Kampf gegen diesen Theil der europäischen Barbarei erst begannen, traten auch hochsinnige, schwedische Männer hinzu. Es kam darauf an, den befreiten, armen brodlosen Negern eine Zufluchtsstätte, ihren Kindern Bildungsschulen zu schaffen. Man mußte für solchen Zweck das Klima wählen, welches den Negern am meisten entspricht. Mehrere Schweden, unter ihnen treffliche Naturforscher, und der wackere Wadström an ihrer Spitze machten zu dem Ende eigne Reisen nach den Westküsten Afrikas.

Die Umgegenden des Kaps Sierra-Leona wurden auserwählt. Es ist ein hohes, anmuthiges Land, von üppigster Fruchtbarkeit, wie es irgend zwischen den Wendekreisen gefunden werden kann. Die Macht des heissen Himmelsstrichs, acht bis zehn Grade nördlich von Erdgleicher, unterstützt von der Nähe des Meeres, von der Nähe der Gebirge und von großen Strömen, offenbart sich hier in den Wundergestalten der mannigfaltigsten Pflanzen und Thiere. Hier ist das Vaterland der Adansonia, des Riesenbaums, unter dessen Zweigen ein Negerdorf Raum und Schatten findet, hier wimmeln die Wälder von Gazellen und Affen und buntgefiederten Vögeln mit brennendem Farbenschmuck; hier sind jene unübersehbaren Savannen, wo im zehn bis zwölf schuhhohen Guineagras Elephantenheerden, Büffel, die wilden Engalla-Eber, Antelopen, Panther, Hyänen, Löwen und Riesenschlangen nisten und verborgen umherfahren. Hier ist es, wo die electrischen Tornado's ihr grauenhaftes Spiel treiben, wenn sich der Himmel bei erdrückender Schwüle verdunkelt, die ganze Natur in schweigender Entkräftung liegt, bis plötzlich der Wettersturm unter Donner und Blitz und Regengüssen wüthend Bäume von der Wurzel, Schiffe vom Anker, Hütten vom Boden losreißt. Hier weht nach der Regenzeit der trockene Harmattan, der alle Feuchtigkeit des Erdbodens und Luftkreises mit einemmale einzusaugen droht; Landseen versiegen macht; Geräth, Häuser und Schiffe austörrt, daß die Fugen des Holzes handbreit auseinander weichen und Menschen und Thiere, ihm blos gestellt, sterben müssen.

Wenn gleich der Himmelsstrich den europäischen Ansiedlern, besonders weil sie ihrer gewohnten nahrhaften Kost und hitzigen Getränke sich ungern entschlagen, bisher übel zusagte,

*) Noch im Jahr 1816 wurden bei Sierra-Leona fünf spanische, portugiesische und amerikanische Schiffe, mit 1465 Sklaven beladen, und in demselben Jahre fünfundzwanzig spanische Sklavenschiffe mit vollen Ladungen, nach der Havanna bestimmt, von den Engländern aufgebracht und die Sklaven befreit.

Digitized by Google

beſchloß dennoch die Geſellſchaft der Menſchenfreunde zu London, an deren Spitze die Sharps und Wilberforces ſtanden, eine Niederlaſſung und Bildungsanſtalt für befreite Neger hier zu gründen. Sie ſandte aus ihrer Mitte den thätigen Thompſon dahin. Dieſer erkaufte vom dortigen Negerkönig Thomas, beim Kap Sierra-Leona, einen Bezirk von 256,000 Morgen Landes in Groß-Bulam. So erhob ſich daſelbſt, auf einer Anhöhe, im Jahr 1787, ohnweit der Franzoſenbai, nun Georgsbai geheiſſen, eine neue Stadt, die Thompſon ſogleich mit vierhundert und eilf mitgebrachten, befreiten Negern bevölkerte. Sie empfing den Namen Freetown (oder Freiſtadt). Auch wurden bald nach dieſem auf der gegenüber gelegenen Inſel Klein-Bulam (ſeit 1792) Ankäufe zu Niederlaſſungen gemacht und dieſe geſtiftet.

Obgleich der Handel durch die Erzeugniſſe des Bodens und den Verkehr mit den Eingebornen ſchon in den erſten Jahren mehrere Millionen Franks betrug und größere Vortheile verhieß, um das Unternehmen bald ſtark genug zu machen, ſich durch ſich ſelbſt zu erhalten, waren doch große Schwierigkeiten zu beſiegen. Denn bald entflohen von den befreiten Negern, bald kamen die benachbarten wilden Völkerſtämme, und raubten Menſchen, Lebensmittel, Geräthſchaften und andere Bedürfniſſe der Pflanzſtadt; bald vereitelten Uneinigkeiten der Vorſteher, bald Krankheiten und Seuchen die ſchönen Hoffnungen.

Der großmüthige Mann, Granville Sharp, welcher die Niederlaſſung unentgeldlich mit Vieh, mit Ackerwerkzeugen, ſogar mit Kleidern und andern Unentbehrlichkeiten unterſtützt hatte, ward durch keinen Unfall muthlos. Er opferte einen beträchtlichen Theil ſeines Vermögens auf, die Sache in Gang zu bringen, und ermunterte ſeine Geſellſchaft durch ſein Beiſpiel zu ſtarken Nachſchüſſen. Auch die britiſche Regierung gab Beiträge, und der Geſellſchaft, unter dem Namen Georgs-Bai- oder Sierra-Leona-Geſellſchaft wichtige Rechtſame zum Betrieb des afrikaniſchen Küſtenhandels.

Dies erweckte öffentliches Zutrauen. Schnell genug wurden die ausgebotenen Geſellſchaftsantheile zu fünfzig Pfund Sterling abgeſetzt, und ſo ein Geſammtvermögen von fünfmal hunderttauſend Pfund Sterling im Jahr 1792 zuſammengebracht. Damit konnte dem edeln Werke neues Leben verliehen werden; und es geſchah.

Man machte neue Ankäufe von Land, zumal auf der Inſel Bulam; man nahm eigene Schiffe in den Dienſt der Geſellſchaft; man vermehrte die Zahl der Pflanzer mit vielen befreiten Negern aus Amerika; man verſorgte die Niederlaſſung mit allen Unentbehrlichkeiten; man ſchickte ſogar fertig gezimmerte Häuſer aus England dahin; man baute eine Kirche, Vorrathshäuſer; Feſtungswerke; man ſandte Geiſtliche und Wundärzte hin; man gab der neuen Anſiedlung eine zweckmäßige Verfaſſung.

Dieſe Verfaſſung bildete Granville Sharp ganz jenen urſprünglichen nach, aus welchen ſich die meiſten der heutigen in Europa entwickelt haben, und die man noch aus den Geſetzen der Angelſachſen, Franken, Bojoaren, und anderer alten Völker deutſchen Stammes kennt. Zehn Haushaltungen nämlich, die in der Nachbarſchaft beiſammen wohnten, machten einen

Digitized by Google

Zehent aus (oder Friburg), worin einer für das gute Betragen des andern Bürge war; ihr Vorsteher hieß Zehentmeister (Decanus). Zehn solcher Genossenschaften setzten ein Hundert zusammen (Hundredas); ihr Haupt war der Centenarius; aus mehrern solcher Bezirke bestand der Gau des Grafen. So ward nun auch in Sierra-Leona Alles unter den Befehl eines Einzigen gestellt; aber jedes Glied der Pflanzstadt für das Betragen eines andern verantwortlich gemacht. Man berechnete den Werth der Dinge nach Taglöhnen. Man erklärte jeden Sklaven, der das Gebiet des neuen Staates betrat, zum freien Mann; meldete sich aber des Sklaven Herr, bestimmte man ihm zehn Pfund Sterling Loskaufsgeld. Diese Summe hatte der Befreite dann durch Arbeit abzuverdienen.

Unter dieser Verfassung begann die junge Niederlassung ein erfreuliches Aufblühen. Es ist aber bei den Europäern die barbarische Sitte, daß sie in ihren Kriegen auf Menschenrecht wenig Rücksicht nehmen, und nicht nur die Wohnungen der Unschuldigen ausplündern, sondern auch dessen nicht schonen, was fromme Stiftung heißt, oder sonst Heiligthümer der Völker oder der Menschheit sind. Eine Stiftung zur Befreiung der beklagenswürdigen Neger und zur Abschaffung des Menschenhandels gehört ohne Zweifel zu den wahren Heiligthümern der Menschheit. Als der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach, ward auch Sierra-Leona bedroht. Im Jahr 1794 erschien ein französisches Geschwader und zerstörte Freetown und alle dazu gehörige Anlagen. Neger, Briten, Schweden flüchteten aus ihrem harmlosen Aufenthalt erschrocken ins Innere des Landes, zufrieden ihr Leben zu retten. Als sie zurückkamen, fanden sie durch die europäische Heldenthat alles verwüstet.

Sie bauten, wie sie konnten, das Vernichtete wieder auf, und neue Hilfe kam ihnen aus England. Doch nur langsam genasen die Pflanzstätten. Unaufhörlich hatten sie bald mit den Elementen zu kämpfen; bald mit den räuberischen benachbarten Negerstämmen. Von Zeit zu Zeit erschienen habgierige Europäer, um Sklaven zu machen und von den befreiten Negern aus Bulam und Sierra-Leona zu entführen. Wie schon gesagt, betrieben dies Geschäft, trotz den Erklärungen aller europäischen Seemächte, immer noch portugiesische, spanische, selbst englische und nordamerikanische Menschen. Brasilien blieb für Südamerika, und Cuba für das nördliche Amerika der Sklavenmarkt. Obwohl den Engländern in den amerikanischen Besitzungen verboten war, Sklaven in Afrika zu verhandeln, liessen sie sie doch aus Cuba in ihre westindischen Gebiete einschmuggeln, und kauften sie dann hier erst, um den Abgang der Neger in ihren Pflanzungen zu ergänzen. Aber durch des edeln Wilberforce Anstrengung ist auch dies endlich durch die von ihm betriebene Registrirungsbill des Parlaments für die Zukunft verhindert. Denn jeder Sklav der Pflanzer wird namentlich aufgeschrieben, und nach seinem Tode im Verzeichniß ausgestrichen, so, daß er nicht durch andere ersetzt werden kann. Noch im August 1815 erschien im Pongasluß der Sierra-Leona ein Sklavenschiff, und raubte über zweihundert Neger jedes Alters und Geschlechts. Die Versuche wurden auch noch in den folgenden Jahren fortgesetzt.

Digitized by Google

Bei dem allen gedieh das große Unternehmen der Sierra-Leona-Gesellschaft erfreulich. Zwar ertrug ihr Handel nicht, was er ehmals den britischen Kaufleuten abwarf, da der Sklavenhandel an den afrikanischen Küsten noch galt, woran die einzige Stadt Liverpool allein jährlich über eine Million Pfund Sterling gewann. Doch beschäftigt der Verkehr schon über fünfzig Schiffe. Die englische Regierung, unter deren unmittelbaren Aufsicht die bürgerlichen und Kriegsbeamten stehen, unterstützt die Pflanzungen jährlich noch mit hundert tausend Pfund Sterling.

Neben diesen wirken kräftig einige ehrwürdige Gesellschaften, wie dergleichen nur London allein aufweisen kann, um das Glück dieser Gegenden und von hier aus Gesittung, Kenntniß und Gewerbigkeit in die angrenzenden Gegenden Afrika's zu verbreiten. Der besonders zur Beförderung nützlicher Kenntnisse unter Afrika's Bewohnern, in London im Jahr 1807 gestiftete Verein, trug nicht wenig dazu bei, daß der Ackerbau bei den Negern in Aufnahme kam, und mancherlei Handwerk bei ihnen eingeführt ward. Nicht minder segensreich waren die Bemühungen der bischöflichen Missionsgesellschaft in London. Gegenwärtig haben die Niederlassungen der Sierra-Leona schon über 10,000 Einwohner. Die Stadt Freetown mit dem herrlichen Hafen Georgsbay zählt über 1,500 Einwohner. Schon sind zerstreut umherliegend acht bis zehn Dorfschaften gebaut, in welchen die befreiten Neger vertheilt, je nach ihren ursprünglichen Stämmen und Sprachen, wohnen. Sie werden im christlichen Glauben unterrichtet. Sie haben Kirchen; sie haben Schulen. In der Feste Thornton ist eine eigne Kriegsschule unter englischen Lehrern, in welcher junge Afrikaner unterrichtet werden, die sich zu Offizierstellen beim britisch-afrikanischen Heere eignen.

Ein ganz vorzügliches Verdienst um die Versittlichung sowohl der befreiten Neger in den Pflanzungen selber, als der benachbarten wilden Völkerschaften der Susu's, Bulams u. s. w. hat unstreitig die eben erwähnte bischöfliche Missionsgesellschaft in London. Sie ist im Jahr 1801 gestiftet worden, und wird unter Mitwirkung ausgezeichneter Männer der vereinigten Kirchen Englands und Irlands geleitet. Sie wird bei ihren ausgedehnten, kostspieligen und segensvollen Unternehmungen auch von der Regierung nicht ohne Beistand gelassen.

Ungerechnet ihre Missionsanstalten zu Calcutta, Agra, Madras, Travancore und Ceylan in Ostindien, zu Neuseeland, Antigoa, in Malta und der Levante, unterhält sie auf eigne Kosten im westlichen Afrika fünf bedeutende Missionen für ihre Zwecke; zu Baschia am Pongos-Strom im obern Guinea, zu Canoffe, an demselben Flusse, zu Yongru an der Küste Bulam, zu Gambier am Dembiafluß und zu Sierra-Leona. Sie hat schon zu Baschia und Canoffee Kirchen angelegt; in der Susu- und Bulam-Sprache, nicht nur Schulbücher, sondern auch Uebersetzungen des neuen Testamentes drucken lassen; im Jahr 1815 ein eignes Schiff William Wilberforce zur bequemern und sichern Verbindung mit den Niederlassungen gebaut und beträchtliche Ländereien in diesen Niederlassungen empfangen, um darauf Häuser zur Aufnahme und Erziehung verlassener Negerkinder zu bauen, die zugleich im Ackerbau und in

Digitized by Google

Handwerken aller Art unterrichtet werden sollen. Sie kleidet, ernährt und erzieht ein Negerkind um die jährliche Summe von fünf Louisd'ors. Wer diese jährliche Summe für ein Negerkind aussetzt, hat das Recht, demselben den Namen zu geben, den es tragen soll. So hatten im Jahr 1815 schon über hundert Kinder in Afrika Pflegväter in Europa gefunden.

Auch auf der am Senegal gelegenen, durch einen neuntausend Schuh breiten Kanal vom festen Lande getrennten Insel Goree, nachdem sie den Franzosen von den Engländern entrissen war, hatte jene Missionsgesellschaft sogleich Schulen für Negerkinder angelegt. In denselben befanden sich (im Jahr 1815) über hundert aufgenommene Kinder. Die Zahl der Einwohner betrug am Senegal ohngefähr gegen 7000 Seelen, unter britischem Schutz lebend; meistens Jaloffen, vielleicht die schwärzesten und schönsten Neger Afrikas. Sie verstanden damals alle das Englische. Auf der Insel Goree selbst lebten fünftausend Seelen.

Bei Freetown in Sierra-Leona ist am Leicesterberg ohnweit der Stadt ein sogenanntes christliches Institut angelegt worden. Dieses ist von allen im westlichen Afrika befindlichen Erziehungsanstalten für Negerkinder die größte. Sie empfangen Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, christlichen Glauben, im Ackerbau und in nützlichen Gewerben aller Art. Werden sie endlich entlassen, können sie sich in den Niederlassungen ansiedeln, als Pflanzer, oder zu ihren ursprünglichen Volksstämmen und Heimathen zurückkehren. Für diesen Fall erhalten sie nicht nur in ihrer Landessprache, sondern auch in der arabischen Unterricht, weil man sie als eine Art Apostel betrachtet, die den Saamen der Zivilisation ins Innere von Afrika verbreiten können. Der Plan ward daher entworfen und ins Werk gesetzt, Wohnungen, Schulhaus und Kirche für zwölf bis fünfzehnhundert Negerkinder auf dem Leicesterberg zu errichten. Die Zahl der Zöglinge bestand (im Mai 1815) schon aus dreihundert und fünfzig. Man war genöthigt, noch ein eignes Krankenhaus für diese Kleinen zu errichten; denn viele derselben hatten bei der Einsperrung auf den Sklavenschiffen, von welchen sie aufgebracht wurden, an ihrer Gesundheit sehr gelitten. In der Schule zu Freetown befanden sich zu derselben Zeit über hundert Knaben und hundert sechsundsechszig von den Sklavenschiffen wieder befreiten Mädchen. — Die Gesammtzahl der Bewohner von der Niederlassung auf Sierra-Leona betrug neun bis zehntausend Seelen. Diese Zahl hat sich aber seitdem von immer mehr aus Sklavenschiffen geretteten Afrikanern beträchtlich vermehrt.

Weiter im Innern des Landes, ein paar Tagreisen von Freetown, liegt die Negerstadt Kapporu. Sie besteht aus neunundfünfzig Hütten und dreihundertundneunzig Einwohnern. Es sind meistens Leute vom Bagusstamme, welche aber die Sprache der Susu's reden, die von den Quellen der Gambia bis zum Senegal gilt. Sie stehen unter dem Negerkönig Monsche Demba. Auch hier hat man einen Sendort und eine Schule für Negerkinder angelegt. Es empfingen (im Jahr 1815) dreißig Kinder Unterricht. Der Monsche Demba hatte nichts gegen die Schulen und gegen das Bekehrungsgeschäft. Er gewährte vielmehr beiden Schutz,

Digitized by Google

weniger aus Liebe zum Guten der Sache, als weil er für seinen Schutz von Zeit zu Zeit Geschenke zu erhalten hoffte und erhielt.

Am Rio Pongos im obern Guinea, ohnfern Kapporu, liegt der Sendort Baschia. Hier waren Schulhaus, Kirche, Buchdruckerei, Wohngebäude, Vorrathshäuser. Es wurden bei hundert Kinder unterrichtet. Die Bosheit benachbarter Neger, wenn man ihnen nicht zu rechter Zeit ihren Reis abkauft, und die Aufwieglungen europäischer Sklavenhändler, deren Sklavenfaktoreien und Schleichhandel England immermehr vernichtet, haben dieser Niederlassung schon verschiedenmal Unglück gebracht. Noch im Jänner 1815 wurden durch wiederholtes, tückisches Feueranlegen mehrere Gebäude, auch die Kirche und das Schulhaus eingeäschert. Dies gab Anlaß, daß man den Sendort und die Unterrichtsanstalten von hier nach Canoffee verlegte.

Das Land am Rio Pongos scheint überall gering bevölkert zu sein. Die Ortschaften liegen in großen Entfernungen voneinander. Ein paar Tagreisen aufwärts am Fluß der Negerort Bramia, dann in mäßigen Entfernungen da umher die Negerstädte Jesulu, Kakara, Sambea und noch zwei andere. Vormals reisete man hier nicht, ohne von Zeit zu Zeit langen Zügen gefesselter Sklaven zu begegnen. Dieses schändliche Gewerbe hat Vieles zur sittlichen Verwilderung des Volks beigetragen, und ihm zur afrikanischen Rohheit noch europäische Laster gegeben. Fremde können unter diesen Negern mit ziemlicher Sicherheit wohnen und leben; besonders wenn diese von ihnen Rum und Tabak und Schießgewehr einzuhandeln hoffen können. Für Rum und Tabak ist dem Neger Alles feil. Darum ist das Volk auch mit Aufhebung des Sklavenhandels nicht gar zufrieden. Sonst ist es nicht bös und unverträglich.

Ehe noch die Schule von Baschia nach Canoffee verlegt wurde, war hier schon eine Sendungs-Niederlassung, und eine Schule mit hundert Kindern. Die Kinder werden hier, wie überall in der Sierra-Leona, nach der bekannten lancasterschen Lehrart unterwiesen. Auch Canoffee liegt am Rio Pongos, zwischen Baschia und Bramia, vom letztern Ort zwölf Stunden, wenn man zu Lande reiset. Zu Wasser macht man den Weg in der Hälfte der Zeit.

Näher bei Freetown ist der Sendort Yongru Pomoh gelegen, auf der Küste von Bulam, oder vielmehr an der Mündung des Sierra-Leona-Stroms. Die Lage ist sehr angenehm und fruchtbar. Doch sind die Leoparden beschwerliche Gäste, denn sie nahen sich selbst den Hütten, und würgen in den Höfen derselben die Schaafe und Ziegen. In der hiesigen Schulanstalt wurden (1815) bei fünfzig Kinder unterrichtet, unter denen sich selbst der Sohn des Negerkönigs von Bulam befand.

Die Neger von Bulam haben viel Gutmüthiges, sind aber sehr unwissend und abergläubig, oder nach ihrer Art religiös. Es leben unter ihnen verschiedene Sagen. Sie glauben an einen guten Geist und an böse Geister. Alle Krankheiten halten sie gewöhnlich für Wirkungen der Zauberei. Gegen Verwundungen im Kriege, so wie gegen Bezauberungen, glauben sie sich

Digitized by Google

durch die geheime Macht geweihter Gregis, die sie um die Brust hängen, sicher stellen zu können. Ein solcher Gregri ist ein Stückchen Leder mit einer Inschrift. Im Missionary Registor befindet sich davon folgende Uebersetzung:

„Im Namen Gottes, des Mitleidsvollen, des Barmherzigen. Dies ist geschrieben zu deinem Beistand, damit du Tag und Nacht sicher wandeln könnest und die Gnade Gottes dich begleiten möge. Keines der lebendigen Geschöpfe, weder ein böser Geist, noch ein Hund, noch ein Menschenkind soll dir schaden können, wenn Gott es will, und folgendes Zeichen gibt dir Sicherheit:

BSTKS und WESHSKSK. BSMFFTA. BSLMLLSFTFS. BSSHLLSHLLFLK.

„Soll dies sie nicht überwältigen können, wenn sie auch Böses im Sinne haben? Gott wird dich losreissen von den Menschen, wenn es ihm wohlgefällt. Sein Name gibt Sicherheit. Imalakaki heißt er, der Sohn Nabars."

Man muß gestehen, in diesem afrikanischen Gregri ist wenigstens noch mehr Sinn und Verstand, als in den gewöhnlichen Amuleten und sympathetischen oder Heilzetteln, die unsere europäischen katholischen Bauern zuweilen am Halse, oder häufig an Haus- und Stallthüren gegen Beherzungen führen. Jene großen Buchstaben, welche eigentlich die wahre Wunderkraft in sich enthalten sollen, sind vermuthlich Anfangsbuchstaben von Worten aus dem Koran.

Die Bulams, wie der ganze große Volksstamm der Susu's an der afrikanischen Küste überhaupt, beten nicht nur zu Gott, sondern auch zu den bösen Geistern. Sie errichten letztern, so wie denen ihrer verstorbenen Verwandten zuweilen Opferhütten, um die Geister in gefahrvollen Angelegenheiten um Rath zu fragen. In diesem Fall tritt der Häuptling des Stammes mit seinen Leuten hinzu; es wird ein Farre oder ein Paar Vögel u. dgl. geschlachtet; das Fleisch mit Reis abgekocht und in die Hütte getragen. Dann macht ihnen der Häuptling, der die Geistersprache allein versteht, den Willen der Unsichtbaren kund. Er nimmt eine Kolah, (eine bittere, afrikanische Frucht, der Kastanie ähnlich); bricht sie voneinander und wirft sie auf den Boden. Je nachdem die beiden Stücke fallen, und der abgerissene innere, oder der runde äussere Theil aufwärts sieht, bedeutet es guten oder bösen Ausgang. Bisweilen wird dem Geist die Leber eines Thieres oder eine zerkaute Kolah zum Opfer vorgeworfen; bisweilen ihm sogar ein Mensch geopfert und lebendig in der Hütte verbrannt. Hat nun der Häuptling die Erklärung gegeben, ob das Unternehmen glücklich oder unglücklich sein werde, so lagern sich die Leute auf dem Boden hin, und halten eine Mahlzeit; singen und tanzen die ganze Nacht hindurch, und treiben ihre Lust ein paar Tage lang.

Die bösen Geister finden sie an manchem Ort, und reden sie darin an. So sahen die britischen Missionarien unter andern auch einen Haufen Leute einst dem bösen Geist in einer Kanonenkugel und in drei Flaschenstöpseln Verehrung, Opfer und Gebet darbringen. Nichts natürlicher, als daß die einfältigen Kinder der Natur in diesen Machwerken

Digitized by Google

europäiſcher Kunſt böſe Geiſter vermutheten, da ihnen durch die Kugeln ſo manches theure Leben, und durch die Branntweinsflaſchen ſo oft häusliches Glück und Geſundheit entriſſen worden iſt.

Wenn ſie zum höchſten Weſen beten, und den unſichtbaren Gott um Seegen anrufen, pflegen ſie in einer Pfanne ein paar Goldſtücke, zwei Widderhörner, ein Stück Eiſen, zwei Dolche u. ſ. w. zu legen, — dann zu beten.

Merkwürdig iſt die Ueberlieferung unter den Bulams über den Urſprung jenes Gebrauches beim Beten. Als ſich der Miſſionär, Guſtav Reinhold Nyländer zu Bongru Pomoh beim Negerkönig erkundigte, warum ſeine Leute beim Gebet ein paar Goldſtücke, Widderhörner u. ſ. w. in einer meſſingenen Pfanne auf den Boden ſtellen? — antwortete der König folgendermaßen:

„Das Volk der Bulams iſt alt, ſehr alt. Es iſt viel, viel älter, als alle anderen Völker der Welt. Wenn die Bulams hingehen, um Satakah zu machen (d. i. nach ihrer Art zu beten): waſchen ſie ſich von oben bis unten, und ſalben ihre Haut mit Oehl. — Wenn der Mandingo-Mann (Muhamedaner) betet, wäſcht er Hand und Fuß. Aber der weiſſe Mann ſpricht: Sag mir nicht vom Waſchen; ich kann allezeit zu Gott beten; es ſei Tag oder Nacht, ich kann beten; waſchen oder nicht waſchen iſt eins.“

„Nun legte Gott einmal einen Mann an die Straße hin, der war voller Kraukrau (Geſchwüre). Der Bulam hatte ſich gewaſchen, und kam dieſen Weg. Er ſah den Mann auf der Straße liegen, und ſagte: „O, ich habe mich gewaſchen; ich kann dieſen Mann nicht aufheben und mich verunreinigen!“ Er ging vorüber. Der Mandingo-Mann kam dieſen Weg und ſah den Armen auf der Straße liegen. Er ſagte: „O, ich habe meine Hände und Füße gewaſchen; ich kann dieſen Mann nicht anrühren und mich wieder verunreinigen!“ Der weiſſe Mann kam. Er ſah den Mann auf der Straße liegen, und ſagte: „Ach, armer Mann, ich muß dir helfen. Denn lieſſe ich dich hier liegen und ginge fort: ſo kämen andere Leute hinter mir her und ſprächen böſe von mir.“ Er nahm ihn und brachte ihn in ſein Haus. Das iſt die Urſache, daß Gott dem weiſſen Mann ſein Buch und noch viel anderes gegeben hat. Und weil der Bulam vorüberging und ihn liegen ließ, ſo wurde Gott zornig. Er nahm das Buch vom Bulam-Volke und iſt von uns weggegangen. Wenn wir daher Gold, Widderhörner und andere Dinge, als Geſchenke, beim Beten niederlegen: ſo bitten wir Gott, daß er wieder in unſer Land kommen möge. Wenn wir unſere Freunde beſuchen, bringen wir ihnen nach Gebrauch einen Vogel mit, oder Pflanzen oder Reis. Wenn wir zu Gott gehen und zu ihm beten wollen, dürfen wir alſo nicht mit leerer Hand zu ihm gehen. Das iſt die Urſach, daß wir etwas vor uns legen, und Gott bitten, daß er wieder zu uns kommen wolle.“

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Asien.

Wissenschaftliche Anstalten in Ostindien. — Ostindische Zeitschriften und Zeitungen.

Vom Orient kam uns das erste Licht der Wissenschaften; nach Jahrtausenden geben es ihm die Abendländer dankbar zurück. Ruhmwürdig ist das Streben der Briten dafür in Ostindien.

Schon im Jahre 1784 stiftete zu Calcutta William Jones die asiatische Gesellschaft. Sie war die erste wissenschaftliche Anstalt der Europäer in Ostindien. Bekannt sind ihre Asiatic Researches. Aber erst mit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts begannen die meisten der zahlreichen Stiftungen für Beförderung und Verbreitung der Kenntnisse. James Makintosh gründete im Jahr 1804 eine gelehrte Gesellschaft zu Bombay; die aber erst gegenwärtig einen Theil ihrer Arbeiten unter dem Titel: Transactions of the litterary society of Bombay, ans Licht treten läßt. — Eine ähnliche Gesellschaft ward von den Engländern auch auf der Insel Java, die von ihren Schriften schon sieben bis acht Bände herausgegeben hat, und eine andere von den Spaniern auf den Philippinen errichtet. — Berühmter ist das Kollegium für orientalische Sprachen zu Calcutta, in welches die Schüler des orientalischen Kollegiums von Herfort zur Vollendung ihrer Studien geschickt, und dann in den Dienst der ostindischen Gesellschaft aufgenommen zu werden pflegen. — Bedeutend ist auch die im Anfang dieses Jahrhunderts im Fort William gestiftete Kriegsschule. Bis zum Jahr 1803 ward hier nur in der persischen, indischen und bengalischen Sprache, dann auch in der sanseritischen, arabischen und tamulischen unterrichtet; seit 1808 noch in der marattischen. Die Anstalt hat eine eigne Buchhandlung, eigne Buchdruckereien für morgenländische Werke; seit 1805 für die besten sanseritischen Werke; seit 1816 für sanseritische Werke in der Nagaris-Schrift. Als sie die Büchersammlung des Tippoo Saib, welche ihr der Generalgouverneur Wellesley gegeben, an die ostindische Gesellschaft in London abtreten mußte, begann sie eine eigne Sammlung der seltensten orientalischen Werke. Der Hauptmann Locket unternahm dafür eigne Reisen in Arabien, und im Jahr 1813 hatte man schon siebenundsechszig der kostbarsten Codizes gesammelt.

Die vornehmsten ostindischen Zeitschriften sind: The indian observer — The Mirror — The Bengal Hirearrah — The Calcutta Gazette, die als das Amtsblatt anzusehen ist — The Madras Courier, zu Madras — The Bombay Courier zu Bombay — The Pennergazette im Fort Marlborough auf Sumatra. — Ausserdem erscheinen wöchentlich viele handschriftliche Zeitungen in persischer und indischer Sprache. Der zu London erscheinende The Indostane Intelligencer and orientaly Anthology etc. gibt davon im Wesentlichen Auszüge.

Das Hauptwerk zur Kunde Ostindiens war seit dem Jahr 1799 das in London herausgegebene Asiatic annual Register, or a view of the history of Hindustan and of the politics commerce and

Digitized by Google

literature of Asia. Es ſind davon bis zum Jahr 1811 zwölf Oktavbände erſchienen. Dann endeten dieſe Jahrbücher. Statt ihrer erſchien mit dem Jahre 1816 das Asiatic Journal and monthly Register for British India and its dependencies.

Aus Frankreich.

Ein Beitrag zur Mordgeſchichte in Rhodez.

Die Ermordung des Hrn. Fualdès und die Wegbringung ſeines Leichnams geſchahen unter ganz auſſerordentlichen Verumſtändungen, welche die Inſtruction des Prozeſſes vor dem Kriminalgerichte in Rhodez ſowohl, als jetzt vor jenem in Albis, ihrer ungeheuern mitunter vielleicht auch ſehr anſtößigen Weitläufigkeit unerachtet, denjenigen welche das Nachdenken lieben und ſich über Alles gern Rechenſchaft geben mögen, noch auf keine befriedigende Weiſe erklärt hat. Die nachſtehenden Briefauszüge dürften daher einiges Intereſſe gewähren. Sie rühren von einer Magiſtratsperſon her, die ſich in der Lage befand, an Ort und Stelle ſelbſt jene Nebenverhältniſſe zu erforſchen, welche durch den höchſten Grad der Frechheit und der Grauſamkeit zugleich, beinahe eben ſo viel Erſtaunen als Abſcheu erregen mußte.

„Gewiß iſt (ſo drückt ſich der Briefſteller aus), durch alles was über die Mordgeſchichte geredet und geſchrieben ward, die Sache nicht erſchöpft und einige Umſtände, welche die Aufmerkſamkeit des Beobachters vorzüglich anſprachen, liegen noch im Dunkel. Acht Perſonen, (wenigſtens ſind bis dahin mehr als acht nicht bekannt geworden) vereinigten ſich zu dem beabſichtigten Mord; eine einzige wäre hinreichend geweſen, das Verbrechen zu begehen, und die Gelegenheit dafür war nicht ſchwer auszumitteln. Worauf beruht aber der Plan, welchen die Mörder unter ſich verabreden? Am Nachtag eines Jahrmarkts, der viele Auswärtige nach Rhodez zieht, und ſeine Bevölkerung verdoppelt, auf der lebhafteſten Straße dieſer Stadt, um acht Uhr des Abends, wo es kaum Nacht geworden, wird Hr. Fualdès überfallen, ergriffen und in ein ziemlich entfernt ſtehendes Haus geſchleppt; in dieſem Haus wohnen verſchiedene Miethleute, deren einige in gutem Ruf ſtehen. Eine aus fünf Perſonen beſtehende ſpaniſche Familie hat das Zimmer inne, welches unmittelbar über dem Bancalſchen Räubernest befindlich, und davon nur durch einen ſchlechten Bretterboden getrennt iſt, durch deſſen Spalten man ſogar auf den Tiſch herab hätte ſehen können, wo das Schlachtopfer hingelegt ward. Es iſt dabei wohl zu bemerken, daß die Rue des Hebdomadiers eine viel begangene Straße iſt. Verſchiedene Perſonen erinnern ſich, an jenem Abend zwiſchen acht und zehn Uhr durch ſie in eine Abendgeſellſchaft gegangen zu ſein, die bei einem öffentlichen Beamten gehalten ward, der nicht weit davon, zunächſt beim Kloſter des Annonciades, wo Madame Manſon hingeführt worden ſein will, wohnt. Die der Bancalſchen Hausthüre gegenüberſtehenden Häuſer ſind die bewohnteſten in der Straße, welche ſo ſchmal iſt, daß kaum ein Wagen durchfahren kann, und in der Höhe des erſten Stockwerks wird ſie durch die Schirmdächer noch mehr verengert. Bancals Küchenfenſter ſteht auf die Straße; ſo daß in Höhe und Breite ein Zwiſchenraum von mehr nicht als ſechs

Digitized by Google

bis sieben Fuß, die Mörder von ihren zahlreichen Nachbarn trennte. Schlechtes Zimmergeräth füllt das elende Loch, so daß ich Mühe habe, mir zu erklären, wie acht Personen darin gegen eine neunte, welche sich vertheidigen wollte, zu handthieren Raum hatten, und ganz unerklärbar bleibt es mir, daß man sie nicht sollte gehört haben. Die Mörder lassen den Gemordeten sich langsam verbluten, ohne an die Folge zu denken. Der blutlose Leichnam schwamm auf dem Wasser, da er sonst (wenigstens eine Zeit lang) untersinken mußte; dadurch ward einer der gräßlichsten Umstände, die den Mord begleiteten, zur Ursache seiner Entdeckung. Die Art, wie man die Leiche entfernt, muß nicht geringeres Erstaunen erregen. Statt ihn an Ort und Stelle zu begraben, oder ihn im Kalk auflösen zu lassen (Bancal war ein Maurer und bot also dazu bequeme Gelegenheit dar), wollen die Mörder sich lieber dem Zufall aussetzen, auf dem Weg nach dem Aveyron mancherlei Leuten zu begegnen, und dieser Gefahr gleichsam trotzend, schlagen sie den längsten und gangbarsten Weg ein. Um das Maß ihrer unglaublichen Unvorsichtigkeit voll zu machen, gesellen sie sich einen erzwungenen Mitschuldigen bei; um zehn Uhr verlassen sie die Mordstätte, als wäre ihnen darum zu thun, die Straße nicht menschenleer zu finden, und sie ziehen mit ihrer Beute wie im Triumph daher. Mehrere unter ihnen sind bewaffnet, und Bousquier, dessen zwecklose Mitwirkung ihnen so verderblich werden sollte, ist der achte in dem scheuslichen Zug; um sich der Verschwiegenheit eines solchen Zeugen zu versichern, werden ihm zehn Franken bezahlt! Auf dem Weg wird eingehalten, ausgeruht, laut zusammen gesprochen, und einer nennt den andern beim Namen. Nach langem Marsche gelangt man endlich an den Fluß, und Niemand denkt daran, das dem Leichnam entzogene Gewicht des Blutes durch Steine zu ersetzen."

Eine so unglaubliche Mischung von Frechheit und Unvorsichtigkeit, und ihr noch überraschenderes Gelingen, könnte die Wahrheit der hier angegebenen Umstände bezweifeln machen, wenn dieselben nicht unzweideutig aus allen an Ort und Stelle vorgenommenen Untersuchungen, so wie aus den Zeugeaussagen sich ergäben. Der am 20. März f[illegible]b in der Straße du Ferral, wo Fualdès überfallen ward, gefundene Spazierstock desselben, und sein auf dem Aveyron schwimmender Leichnam, sind die beiden Endpunkte, zwischen denen alle übrigen Vorgänge ihre Stelle finden; jener Stock führte zu Entdeckung der Mordstelle. Im nächsten Briefauszug sollen sich einige Bemerkungen über den mit gleich unbesonnener Frechheit vollzogenen Diebstahl an dem auf den Mord folgenden Morgen, den gegenwärtigen anschliessen.

U.

Digitized by Google

Von deutſcher Preßfreiheit.

Weltgeſchichtliche Epochen der Denkfreiheit. — Wo wir jetzt mit der Preßfreiheit ſtehen. — Ob ſie eher in Monarchien oder Republiken zu dulden ſei? — Die Preßfreiheit im Großherzogthum Weimar. — Preßfreiheit und merkwürdige Benutzung derſelben im Königreich Würtemberg.

Vor uralter Zeit hatte nur die Geiſtlichkeit Denk- und Sprechfreiheit, und zwar von Rechts-, das heißt von Natur-wegen, weil ſie vermuthlich es in der Kunſt zu denken und zu ſprechen am weiteſten gebracht hatte. Was ſie ſprach und dachte, hieß göttlich. Sie nannte ſich ſehr beſcheiden eine Dienerin Gottes; aber der Gott war eigentlich ihr gehorſamer Diener, weil er ſich gefallen laſſen mußte, zu allem was ſie ſprach, bei den Orakeln der Griechen und Römer, bei den Druiden u. ſ. w. den Namen zu leihen. Erſter Zeitraum der Geſittung.

Nach dieſem kamen die Könige und Fürſten zur Denk- und Sprechfreiheit, theils weil ſie durch ihre Stellung dazu getrieben wurden, theils weil ſie der hochwürdigen Geiſtlichkeit den Vortheil abgelauſcht, und ihr ins Spiel geſehen hatten. Könige und Prieſter ſprachen; die Völker glaubten und ſchwiegen. Zweiter Zeitraum in der Geſchichte der Ausbildung des Menſchengeſchlechts.

Dann wurden die reichen Landherrn mündig, weil ſie den Fürſten am nächſten ſtanden, Prieſter Gottes, oder Räthe und Helden der Fürſten wurden, und alſo den Beruf zum Denken und Sprechen empfingen. So kam die Denk- und Sprechfreiheit auch an die Senate, an die Parliamente des Alterthums, an die Landſtände der mittlern Zeit. Dritter Zeitraum in der Entwickelung der Nationen.

Weil die Prieſter nur dasjenige zu denken und zu ſprechen pflegten, was ihnen zum Vortheil diente: ſo machten die Fürſten von der Denk- und Sprechfreiheit ähnlichen Gebrauch für ſich ſelbſt. Auf die Art entſtand bald zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Arm ein Gegenſatz, der die Freiheit anbahnte. Das Mündigwerden der Landherrn vermehrte die Freiheit; aber auch die Landſtände dachten und ſprachen nur für ihren Nutzen, für ihre Rechtſame am liebſten. Bis die Buchdrucker-Preſſe erfunden ward. Da maßten ſich die Gelehrten von Handwerk eigenmächtig ebenfalls die Denk- Sprech- und Preßfreiheit an, weil ſie ihr Beruf an Kloſter- oder Hochſchulen antrieb, öffentliche Lehrer zu ſein. Vierter Zeitraum der Geſittung.

Digitized by Google

Die Gelehrten lehrten aber so wirksam, daß bald alles Volk zu Stadt und Land buchstabiren, lesen, und sogar denken lernte. Bürger und Bauern bekümmerten sich nun auch um das, was ausser ihren Zäunen und Ringmauern geschah. Man druckte und las Zeitungen. Es war erlaubt, von auswärtigen Staaten Alles zu melden; vom Inlande nur das, was löblich schien und gepriesen werden konnte. Man gestattete neben dieser Art Preßfreiheit eine Art Denkfreiheit; aber die Sprechfreiheit des Volkes ward verpönt. Fünfter Zeitraum der Ausbildung der Völker.

Sobald aber das Kind nicht mehr verworren fühlt, sondern klare Gedanken zu fassen beginnt, will es auch sprechen. Das liegt in der Natur. So fingen auch die Völker an, mündig zu werden, und jeder im Volk maßt sich Denk- Sprech- und Preßfreiheit an, und will mitreden. Sechster Zeitraum seit Erschaffung des menschlichen Verstandes. Und am Beginn desselben stehen wir jetzt.

Viele Priester, viele Fürsten, viele Adliche, viele Gelehrte von Handwerk finden diesen Zustand der Dinge sehr unnatürlich. Er muß doch aber wohl ganz natürlich sein, weil er in der Natur ist.

Einige Ultra's wollten die Denk- und Sprechfreiheit geradezu wieder abgestellt wissen, und die Völker sammt und sonders ins alte Testament zurückjagen, wo nur Könige, Propheten und Priester sprachen; oder gar ins Paradies, wo Jehova allein mit dem Menschen redete. Sie schlugen dazu Religionsedikte, Konkordate, Inquisitionen und dergleichen vortreffliche Hilfsmittel vor.

Die Gemässigten fanden die Sache unausführbar, und meinten: Man müsse den Leuten wohl die Denk- und Sprechfreiheit lassen, weil man ihnen doch den angeborenen Kopf nicht nehmen könne; aber die Preßfreiheit gehöre nicht für sie. Die Leute hingegen behaupteten: Sprechfreiheit und Preßfreiheit wären einerlei; einerlei die Mittheilung der Gedanken durch den Hauch des Mundes, oder durch Schriftzüge auf Papier. Jede Zensuranstalt sei ein obrigkeitliches „Hand vor dem Mund halten" gegen denjenigen, der reden wollte, und so etwas sei offenbarer Despotismus.

Der Streit um die Preßfreiheit dauert bei uns Deutschen noch immerdar. Er wird zuverlässig damit enden, daß die klügern Regierungen sie gestatten, wie sie das Reden gestatten; und die Mißbraucher der Preßfreiheit, die Ausplauderer von Familien- und Staatsheimlichkeiten, sonst Verräther genannt, — die Lügner, Verläumder, und Ehrenräuber — die Volksaufwiegler, Aufruhrprediger, und andere Missethäter, die sich in Druckschriften laut machen, eben so bestrafen, wie die, welche sich zu gleichem Geschäfte ihres angeborenen Mundes bedienen.

Man wird zuletzt die Preßfreiheit aus der einfachen Ursache gestatten, weil man sich überzeugen wird, daß man sie nicht verhindern könne; und daß eben Zensurbehörden von allen im Staate die überflüssigsten sind, weil sie die zweckwidrigsten sind. Denn was im Lande durch den Druck bekannt zu machen nicht erlaubt wird, das wird im Ausland gedruckt und

Digitized by Google

dann im Inland deſto begieriger geleſen, man verbiete, wie man wolle. Kann man einen Staat nicht hermetiſch verſiegeln: ſo helfen die Verbote der Druckſchriften nichts. Verbotene Schriften erhalten einen höhern Grad der Wichtigkeit und Glaubwürdigkeit. Schriften über Vorfälle, Perſonen und Angelegenheiten des Landes, im Lande ſelbſt gedruckt, werden noch immer mit einer gewiſſen Schonung und Anſtändigkeit abgefaßt ſein, die dann aus den Augen geſetzt wird, wenn man die Schrift in der Fremde erſcheinen läßt. Selbſt die böſeſten Zungen äuſſern ſich in Gegenwart oder Nähe derjenigen Perſonen, denen ſie übel wollen, nicht ſo rückſichtslos und giftig, als hinter dem Rücken, oder bei Entfernung derſelben.

Was die klügern Regierungen thun, werden die andern zuletzt mit ſaurer Miene nachmachen müſſen, weil das Nichtnachmachen ihnen nichts hilft, vielmehr ihr offenbarer Schade iſt. Uebrigens iſts bekannt, daß eigentlich nicht die Fürſten perſönlich ſo ſehr gegen die Freiheit der Preſſe ſind, als vielmehr die Regierungen, ihre Miniſter und Räthe. Denn jene haben von ſolcher Freiheit nichts zu befürchten; dieſe, denen mancherlei Unbeliebiges aufgedeckt werden kann, deſto mehr.

Ein Staatsmann in unſerer Monarchie ſagte: „Auf keinen Fall taugt Preßfreiheit bei uns. Hier bewegt ſich Alles auf den hierarchiſchen Abſtufungen der verſchiedenen Stände inner feſten Schranken. Das muß in größern Reichen ſein, wie es bei großen Armeen der Fall iſt, wo nur das Ganze ſich in der Kette der Subordination feſt und regelmäßig, als ein Körper bewegt. Will Alles räſonniren, der Untere den Obern bekritteln: hören Achtung, Gehorſam und Ordnung auf; das Ganze muß zerfallen; das heißt eine Revolution erfolgt, in welcher die Stände verſchwinden und der Thron ſelbſt wankt. Will man alſo die volle Preßfreiheit, ſo will man eine andere Staatsverfaſſung. Dieſe kann unſer Landesherr nicht wollen. — Ein anderes iſts bei kleinern Staaten; da iſts nicht nothwendig, daß die Bande der Ordnung ſo ſcharf angezogen ſind. Eine Kompagnie läßt ſich leichter überſehen und führen, und macht ihre Sache, wenn auch Soldaten darin räſonniren; nicht ſo in einer Armee von fünfzig oder hunderttauſend Mann, in welcher man ſich ſchwerer mit einander verſtändigen würde, wenn jeder das Wort führen wollte. — Man muß nicht England oder Frankreich nennen. Beide ſind ein glückliches oder unglückliches Gemiſch von Monarchie und Republik. In Republiken iſt man ſchon an Oeffentlichkeit gewöhnt; ja ſie muß ſtatt finden, wenn die Republik nicht aufhören, und der freie Staat zu einer despotiſchen Oligarchie verkrüppelt werden ſoll. In den Republiken iſt das Volk zum freien Sprechen und Schreiben berechtigt; muß es ſein; findet darin das Palladium ſeiner Freiheit und der Sicherheit ſeiner Geſetze, denen es, bei allem Lärmen dennoch gehorcht, weil es aus Erfahrung die Greuel der Geſetzloſigkeit kennt. So iſts bei uns nicht. Bei uns würde das Volk bald vom unbeſonnenen Reden zum unbeſonnenen Handeln übergehen. Unſer Volk iſt zum Schweigen und Gehorchen gewöhnt, und befand ſich bisher wohl dabei; es kennt die Abſcheulichkeiten und Leiden der Anarchie noch nicht aus Erfahrung; um ſo weniger

Digitized by Google

würde das ungebrannte Kind das Feuer scheuen, wenn es schon aus Erzählungen wüßte, daß das Feuer brenne.“

Für und wider Alles in der Welt lassen sich Gründe und Gegengründe machen. Was aber in der Natur der Dinge ist und sein muß, das macht sich, allen Gründen und Gegengründen zum Trotz, endlich doch von selbst. So ist es mit der Preßfreiheit.

Könnte nicht auch ein republikanischer Staatsmann sagen: „Auf keinen Fall taugt Preßfreiheit bei uns. In Monarchien mag sie unschädlich sein, wo Alles fest geregelt steht; wo sich die Eifersucht und Stärke der verschiedenen Stände gegenseitig bewacht und beschränkt; wo ein stehendes Heer im Dienst der Monarchen das Ansehen der Gesetze, der Behörden und Einrichtungen emporhält, und die ersten Meuterein mit Bajonetten und Kartätschen vertilgt. Nicht also ists bei uns. Hier hat das Volk mehr Einfluß; es ist beweglicher, reizbarer und darum noch nicht verständiger, als in Monarchien. Durch Preßfreiheit und Oeffentlichkeit würde also die Stimmung des Volks gefährliche Richtung erhalten. Es würde mit der Achtung öffentlich getadelter Obrigkeiten und Gesetze den Gehorsam gegen dieselben aufgeben und Revolutionen herbeiführen, die in Republiken leicht, in Monarchien schwer zu machen sind. In Republiken, wo jeder Staatsbürger zu den höchsten Aemtern aufsteigen kann, gibt es der Unzufriedenen mit den Obern weit mehr, als in Monarchien, wo des Ehrgeizes Ungestüm durch die unveränderliche lange Straße der Dienst- und Aemterfolge gebrochen wird.“ — Könnte nicht so ein republikanischer Staatsmann sprechen?

Und dennoch, was gewannen nicht, statt zu wagen oder zu verlieren, die österreichischen und preussischen Monarchien, als Kaiser Joseph II. und der große Friederich Freiheit des Gedankens, des Wortes und der Druckschrift gestatteten? In den nordamerikanischen Freistaaten ist die Preßfreiheit so alt, als die Freistaaten selbst sind; und in der schweizerischen Eidsgenossenschaft, wo sie vormals noch weniger, als in Deutschland galt, besteht sie ohne Gefahr für öffentliche Ruhe und Ordnung, neu eingeführt.*) So bezeugen Vernunft und Geschichte im

*) Diese Stelle des Herrn Verfassers bedarf, um nicht unrichtig verstanden zu werden, einiger Erörterung. Eigentlich ist in der gesammten Schweiz die Preßfreiheit nirgends von der Regierung bestimmt erklärt, als im Freistaat des Aargaus durch den Beschluß vom 18. Brachmonds 1816, vermittelst dessen keine Druckschrift im Lande ohne Nennung des Verfassers, oder Herausgebers, oder Verlegers oder Druckers erscheinen darf, und in Klagefällen die Gerichte angerufen werden müssen. In allen übrigen Kantonen der Eidsgenossenschaft besteht, besonders rücksichtlich der öffentlichen Blätter, die Willkühr der Zensuranstalten. In Bern ward die Zensur blos zu Gunsten der neulich erschienenen, vom Herrn Professor Heidmann daselbst herausgegebenen „Europäischen Zeitung“ aufgehoben; doch geschah es nicht ohne Widerspruch, und wohl vorzüglich, um alle Verantwortlichkeit vom Zensor auf den Herausgeber zu legen. Der freisinnige Geist dieser Zeitung verhieß ihr kein langes Leben. Daher überraschte es kaum, als das Blatt plötzlich wieder unterdrückt ward. Ungeachtet aber die Preßfreiheit nicht überall gesetzlich in der Schweiz ausgesprochen ist, herrscht sie doch vieler Orten der That nach; mehr noch die Lesefreiheit. Daher ist der Ton vieler öffentlichen Blätter selbst über inländische Angelegenheiten voll großer Freimüthigkeit, wie der des zu St. Gallen erscheinenden „Erzählers“, der in Zug erscheinenden Zeitung „der vier Wald-

Digitized by Google

Einklang: daß Geistesfreiheit die Stärke und Blüte der Staaten befördert, und Furcht vor dieser Art Freiheit das Dasein von Fesseln verräth, welche entweder von den Magistraten getragen werden, oder die sie den Unterthanen zugedacht haben.

Nachdem sich Deutschlands einsichtsvollere oder besser berathene Fürsten überzeugt haben, daß Geistesfreiheit den Ruhm ihres Lebens durch Kraft und Glückseligkeit des Volkes erhöht, ist zur Ehre deutscher Nation und ihrer Häupter die Preßfreiheit gegründet. Nicht sie zu gewähren, sondern sie zerstören zu wollen, könnte jetzt üble Wirkungen haben.

Was in verschiedenen Staaten der gesetzlichen Einführung freier Presse am meisten widersteht, ist nicht sowohl Mangel der Einsicht oder Vorurtheil der Ministerien, als ihr Besorgniß, sich wegen schriftstellerischer Aeusserungen bald mit diesem, bald mit jenem Hof oder Ministerium des Auslandes, das klagend einkömmt, in verdrießlichem Verkehr gesetzt zu sehen. Gerade dieser verdrießliche Verkehr aber hebt sich von selbst auf, wenn das Gesetz, nicht Willkühr und Laune, den frevelnden Schriftsteller strafbar erklärt, und den Gerichten überantwortet. Der Hof, mit Klagen behelligt, übergibt sie im Namen des Staats dem öffentlichen Ankläger, und läßt die Sache den Weg Rechtens gehen. Wo Zensuren bestehen, tragen natürlich die Regierungen einen Theil der Verantwortlichkeit und Mitschuld an dem, was mit dem Gutheissen ihrer Bücherschauer ans Licht gefördert wird.

Es sind Viele gewesen, welche wegen einiger schriftstellerischer Unfugen im Großherzogthum Weimar, die daselbst seit Aufhebung der Zensur verübt wurden, die Deutschen zu einer solchen Freiheit noch nicht reif erklären wollten. Wären Briten und Franzosen reifer, als wir? Geschehen dort mit dem Brauch keine Mißbräuche? Wird dort, wegen einiger Okenschen Rohheiten sogleich der ganzen Nation eines der edelsten Güter und Rechte entrissen?

Man legte sogleich an vielen, freilich nicht immer an den hellsten, Orten einen großen Werth darin, mit einer selbstgefälligen oder schadenfrohen Altklugheit sagen zu können: „Nun sieht's die Regierung von Weimar endlich ein, daß sie doch mit ihrer Freisinnigkeit zu weit gegangen ist. Für uns Deutsche taugt die Preßfreiheit nicht. Weimar bereut seine Schritte, die zu eitel Jakobinerei und Ohnehoserei führten." — Der Großherzog von Weimar handelte folgerecht, und erfüllte weder die Erwartungen der beschränktern Köpfe, noch die voreiligen Besorgnisse der bessern. Das Grundgesetz der Preßfreiheit blieb unentweiht. Die Fehlbaren kamen vor Gericht, und ein ausführliches Gesetz über schriftstellerische Vergehen und Verbrechen wird aufgestellt.

---

stätte", des in Konstanz meistens an Schweizern geschriebenen „Wegweisers durch die Eidsgenossenschaft" u. s. w. Und was nach vor dem Jahre 1798 nicht ohne Gefahr des Kerkers oder der Landesverweisung öffentlich gesagt werden durfte, wird jetzt, ohne Aufsehen zu machen, geschrieben und gelesen.

Anm. des Herausg.

Digitized by Google

Weit merkwürdiger und gröſſer ſind die Aeuſſerungen der Preßfreiheit im ſüdlichen Deutſchland, als im nördlichen, wo meiſtens der Lärmen um an ſich wenig erhebliche Dinge erſt durch den nachplaudernden Widerhall von hundert Zeitungen übergroß wird, wenn die Sache irgend einen namhaften Schriftſteller angeht.

Auch im Königreich Würtemberg gilt Preßfreiheit. Wie aber wird ſie hier ungleich edler benutzt, nicht zu literariſchen Raufereien, ſondern das Volk aufzuklären, Liebe für König, Geſetz und Ordnung zu erhöhen, und Untergang aller Willkührlichkeiten, aller Mißbräuche und Despotenkünſte untergeordneter Beamten zu bereiten, die gewöhnlich am unmittelbarſten und ſchwerſten auf das Volk drücken. Wohl auf keine Weiſe kann Publizität dem Staate mehr nützen, als auf dieſe Art, da ſie Thatſachen nachläſſiger, oder unfähiger, oder boshafter Beamten, unter denen das Volk leidet, ans Licht zieht, und die höhern Behörden von Dingen belehrt, die ſie ohnedem nie erfahren hätten. Eine Regierung, welche dieſes geſtattet, muß vortrefflich ſein und ſich vollkommen ſicher wiſſen; ein Volk, welches dieſe Freiheit mit Würde zu benutzen verſteht, muß ſeines Looſes allerdings werth ſein.

Es erſcheinen im Königreiche unter andern zwei Blätter, der „würtembergiſche Volksfreund“ und der „Volksfreund aus Schwaben“, die im übrigen Deutſchland freilich wenig bekannt ſind, weil ſie ſich unmittelbar mit, ihrem Vaterlande wichtigen, Dingen beſchäftigen; die aber allgemein gekannt zu ſein verdienen, weil ſie in ihrer Art bisher einzig, und muſterhaft für andere Gegenden ſind. Hier enthüllen ohne Schonung, aber auch ohne Leidenſchaftlichkeit und Unanſtändigkeit, Privatperſonen, wie Gemeinheiten, mit öffentlicher Nennung ihres Wohnortes und Namens, Unordnungen, Mißbräuche und Willkührlichkeiten der Beamten mit Hinſtellung der einfachen Thatſachen. Wie kräftig muß der Schutz der Geſetze eines Landes ſein, unter welchem einzelne Bürger gegen die Machthabenden ſo etwas wagen dürfen, ohne deren Rache zu befürchten! Oder in wie vielen unſerer deutſchen Staaten iſt dies derſelbe Fall, wie im Königreich Würtemberg?

Dieſe Benutzungsart geſetzlicher Preßfreiheit iſt in der Geſchichte des Deutſchen und der deutſchen Preßfreiheit überhaupt zu merkwürdig, als daß wir nicht aus jenen Blättern ein paar der erwähnten Fälle zum Beiſpiel anführen ſollten.

In Nro. 12. des Volksfreundes aus Schwaben befindet ſich folgender Artickel:

Reutlingen, den 3. März 1813.

Zum Beweis, wie bisher mit dem Vermögen der Gemeinden und namentlich der hieſigen Stadt gewirthſchaftet worden, und wie heilſam es iſt, daß dergleichen — Handlungen an den Tag kommen, möge doch folgender Fall dienen.

Bei der hieſigen Stadtrechnung von Georgii 1812—13 liegt ein Koſtenszettel von der im Dezember 1812 vollzogenen Abhör von 5 reichsſtädtiſchen Steuerkaſſen-Rechnungen, nach welchen

Digitized by Google

die Kostens-Anrechnung für dieses Geschäft 969 fl. 30 kr. beträgt. Dieser ungeheuere Ansatz wurde aber bei der Prüfung auf 338 fl. 49 kr. heruntergesetzt, mithin im Ganzen 630 fl. 41 kr. daran durchstrichen.

Hievon kann man nun auf die übrigen Anrechnungen schliessen! Denn wer sich in dem einen Fall ungebührliche Ansätze erlaubt, der wird es dort ungescheuter thun, wo er der Ermäßigung seiner Anrechnungen ausweichen kann.

Bürger-Kollegium.

Möckmühl, Neckarsulmer Oberamts, den 18. Febr. 1818.

Nachdem wir große Veruntreuungen unserer Gemeindegüter entdeckt hatten, klagten wir dieselben beim Oberamt ein, in 54 Punkten, von denen viele schon eingestanden waren, freilich mit einigem Bedenken, weil wir die Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung kannten. Das Oberamt aber bemerkte uns die Unannehmlichkeit, welche uns dies verursachen könnte, wie wir vielleicht Wochen lang deswegen in Neckarsulm oder Heilbronn uns aufhalten müßten, und unser Amtmann suchte förmlich einen Vergleich zu Stande zu bringen, worin die Bürgerschaft um 4000 fl. aller Klage auf Ersatz und Strafe entsagen sollte, veranstaltete dazu einen Bürgerdurchgang, wo einer nach dem andern allein zu Protokoll vernommen werden sollte, daß nur er mit einem Schreiber führte. Wir besorgten, bei einem solchen Durchgang möchte der Vergleich zu Stande kommen, deswegen bat unser Obmann, man möchte auch einige vom Magistrat und die Deputation der Beurkundung wegen zuziehen. Durch diese Zumuthung hielt sich der Amtmann beleidigt, und ließ den Obmann auf drei Tage in den Thurm sperren. Während dieser eingethürmt war, wurde der Durchgang gehalten, der dennoch gegen den Vergleich ausfiel, von uns mit Ausnahme eines einzigen nicht unterschrieben war, dagegen von vielen des Magistrats und der Bürgerschaft. Wir aber bemerkten, daß uns dieser Widerspruch übel aufgenommen ward, wußten am Ende selbst nicht mehr, ob wir recht gethan, gingen in dieser Verlegenheit nach Stuttgardt, befragten uns da, wo uns gerathen ward, den Vergleich nicht einzugehen, und die Sache der Regierung in Ludwigsburg vorzulegen, was wir auch thaten. Kurze Zeit aber nachher ward uns ein Befehl dieser Regierung eröffnet, der uns unsere Anmaßung und Eigenmächtigkeit, sich in Vergleiche mit den Angeklagten einlassen zu wollen, verwies. Wir hätten alles eher erwartet, als daß wir, die wir allein dem Vergleich uns entgegengestellt, allein einen Verweis bekommen sollten, und nicht unser Magistrat, viele der Bürgerschaft und unser Amtmann und wir vermuthen, daß, wie wir nach Stuttgardt gingen, um uns zu befragen, der Oberamtmann an die Regierung nach Ludwigsburg etwas muß darüber berichtet haben.

Das Bürger-Kollegium.

Beißingen, Ludwigsburger Oberamts, im Februar 1818.

Ich hatte ein Vermögen von mehreren tausend Gulden, worauf einige Schulden hafteten, die aber von den Schuldnern nicht eingeklagt wurden. Da ward unvermuthet eine Bürgschafts-

Digitized by Google

forderung von 59 fl. an mich gefordert, welche ich im Augenblick nicht zu zahlen im Stande war. Ich trug selbst auf Vermögens-Untersuchung an. Der Schultheiß aber machte daraus einen Gant; drang eines Tages, als ich mit meinem Weib auf dem Feld war, durch ein Fenster in mein Haus ein, ließ daraus, was Werth hatte, wegnehmen, und grössere Stücke zum Fenster hinauswerfen, daß, wie ich des Abends nach Hause kam, mein Haus ausgeplündert war; darauf ließ er die Sachen verkaufen, wobei er, der Theilrichter und Güterpfleger, sich das Beste zueigneten. Eben so ging es mit meinen liegenden Gütern, auch davon nahmen die drei das Beste für sich, und der Schultheiß ließ unter der Hand bekannt machen, wer auf die Güter schlage beim Verkauf, der habe es mit ihm zu thun. Letzteres kann ich durch Zeugen bekräftigen. Dann wollte ich in der gesetzlichen Zeit lösen durch hinlänglich baar Geld. Der Schultheiß aber nahm das Geld nicht an; später kam ich wieder mit noch mehr Geld innerhalb der Lösungszeit zum Schultheiß; das Geld hatte mir ein Bürger von Stuttgardt gegeben; das brachte ich dem Schultheißen. Da schrieb der an das Oberamt, ich müsse gestohlen haben, weil ich so viel Geld aufgebracht, und ich ward vier Tage in den Thurm geworfen, bis der Bürger in Stuttgardt mir bezeugte, daß er mir das Geld gegeben. So ging ich oft zum Schultheiß, damit der mir das Lösen gestatte, aber immer vergebens. Einmal sagte er, ich will dir das Klagen und Laufen vertreiben, und ließ mich in ein enges Gewölb halb unter der Erde einsperren. In das scheint kein Licht, oben fließt ein Wasser vorbei, das beständig heruntertropft, und unten stehen bleibt. Innen ist kein Bret, noch Stroh, noch etwas, daß man sitzen könnte, daher man beständig im Wasser stehen muß; und die Luft ist feucht und kalt. In dieses Gewölb bin ich wohl zehnmal eingesperrt worden, bei Tag und bei Nacht, im Sommer und Winter, fast so oft ich ihn bat, er möchte mir zu meinem Recht verhelfen.

Das Aergste aber ist mir im Lichtmeß vorigen Jahres widerfahren. Da kam ich im Wirthshaus mit dem Schultheißen zusammen bei einer Versteigerung von Gütern. Ich sagte, ich wolle mir ein Gut kaufen, weil ich meine Güter doch nicht bekomme; da sagte der Schultheiß, ich will dir das Güterkaufen vertreiben, und ließ mich wieder in das Gewölb führen, und darin die ganze Nacht ausharren, und es war eine kalte Winternacht. Da erfror ich meine Füße, daß wie ich des Morgens entlassen wurde, und in die warme Stube kam, meine Füße wie todt waren, und als sie warm wurden, man das Fleisch mit den Fingern herunterrupfen konnte. Das kann ich durch Zeugen beweisen. Seit der Zeit sind meine Füße faul und halb lahm, daß ich kaum mehr gehen kann.

Und nun mag ich nicht mehr zum Schultheißen gehen. Zum Oberamtmann bin ich auch oft gegangen, und habe gebeten um Hilfe, aber der Schultheiß ist eben auch dahin gegangen, und das Oberamt hat dem Schultheiß mehr geglaubt als mir, und hat nicht geholfen. An den König habe ich auch geschrieben; aber der König hat es an seinen hohen Gerichtshof geschickt, und dieser an den Oberamtmann, und der Oberamtmann hat berichtet, wie ihm der Schultheiß, und so hat auch der König mir nicht geholfen; dann habe ich wieder an den König geschrieben,

Digitized by Google

und dann ist es wieder so gegangen. In meiner Noth habe ich es noch einmal gewagt, und zum drittenmale an den König geschrieben, dann bin ich aber vier Tage lang eingesperrt worden, und man hat mir gesagt, wenn ich wieder klage, werde ich einen ganzen Monat lang eingesperrt. Da habe ich nicht wieder an den König geschrieben. Ich sah, daß das Licht seiner Gerechtigkeit nicht durch das Lügenwerk des Schultheißen dringen könne. Als man mich diesen Winter durch den Schultheiß vor das Oberamt beschied, wegen einer dieser Schriften, war ich in andern Geschäften schon in Ludwigsburg. Mein Weib ging daher zum Schultheißen und entschuldigte mich. Da sagte der Schultheiß, er verlangte mich, nicht das Weib, und ließ diese in das Gewölb einsperren, und es war kalt damals, daß nun auch diese seither nicht wohl ist. Dann habe ich auch einmal eine Schrift bei einem Gerichtshof eingegeben, da hat der Herr, dem ich es gegeben, den Tag und eine Nummer hingeschrieben, wie er sie aber gelesen gehabt, hat er gesagt, ich wolle nur Leute unglücklich machen, hat herausgerissen oben, was er hingeschrieben, und mir die Schrift zurückgegeben.

Vor einigen Wochen ist nun endlich meine Gant entschieden worden, und da hat sich gefunden, daß, so viel auch durch Unkosten und ungesetzliches Verfahren des Schultheißen mein Vermögen verringert wurde, dennoch ich noch etwas mehr als Schulden besitze. Mein Vermögen ist bis auf eine Kleinigkeit nun hin, meine Gesundheit und die Hoffnung, zum Recht zu gelangen, auch hin.

Ich bin nicht der Einzige, dem es so gegangen. Der Leonhard Zwicker hatte ein Vermögen erworben von mehreren Tausenden; da fielen ihm plötzlich zwei Pferde, da wollte der Schultheiß ihn in den Gant thun, obgleich kein einziger Gläubiger ihn angeklagt. Zwicker, um zu zeigen, daß er kein Gantmann sei, und dem zu begegnen, was mir widerfahren war, verkaufte schnell mit großem Schaden seine Güter, befriedigte damit seine Gläubiger, wo sich dann fand, daß er ungeachtet des großen Schadens durch den schnellen Verkauf noch gegen 2000 fl. reines Vermögen hatte. Nachdem er seine Güter verkauft hatte, ging er zum Schultheiß und zeigte dem das an, der aber ward zornig, daß er sich angemaßt hatte, seine Güter selbst zu verkaufen, was nur dem Schultheißen zugestanden habe, und ließ ihn in das Gewölbe einsperren eine ganze Nacht durch. Seit der Zeit ist auch der nicht recht wohl, er zieht nun fort aus dem Ort, weil er noch etwas zu verlieren hat.

Der Bürger Kallenberger ist auch in das Gewölb eingesperrt worden mehrmals; keucht nun und hat böse Füße.

Ich bitte nicht um mich, bin des Lebens satt, aber ich flehe um meine Kinder und meine Mitbürger.

Jakob Bek.

Natürlich, eine solche Freimüthigkeit war bisher noch nie in den Gesichtskreis vieler löblichen Obrigkeiten gekommen. Schon die bloße Ankündigung des Zwecks solcher Blätter setzte einige

Digitized by Google

Herrn in komiſche Verlegenheit. So ſchrieben zum Beiſpiel die Gemeinde-Deputirten der ehmaligen Reichsſtadt Eßlingen folgendermaßen an die Herausgeber:

Eßlingen, den 22. Januar 1818.

Es iſt den Unterzeichneten von der ihnen gänzlich unbekannten Redaktion eines Zeitungsblattes, betitelt: „Der würtembergiſche Volksfreund," ein gedrucktes Schreiben, datirt: Stuttgart den 14. Jan. 1818 nebſt einer Ankündigung und der erſten Nummer des Blattes zugekommen.

Noch haben ſich die Unterzeichneten von dem Erſtaunen nicht erholt, welches die Durchleſung jener Blätter in ihnen erregte, und ſie fragen ſich: ob es dann möglich ſei, daß in Würtemberg Schriften ſolcher Art, deren — wenn nicht Abſicht doch — Folge Untergrabung und Auflöſung aller bürgerlichen Ruhe und Ordnung ſein dürfte, ungerügt verbreitet werden können? Denn eines dieſer Blätter wie das andere enthält unerwieſene Vorwürfe gegen würtembergiſche Beamte, Bürger und Unterthanen, welche, wenn auch der Einzelne gleichgültig darüber hinwegſieht, nimmermehr von der Polizei geduldet werden können.

Bis dieſe öffentliche Behörde das Erſcheinen dieſes Blattes in dem angefangenen Tone früher oder ſpäter unterſagt haben wird, glauben die Unterzeichneten der Redaktion blos als Antwort auf ihr Schreiben bemerklich machen zu müſſen:

1) Daß ihnen unter ihren Mitbürgern kein Feind des wahren Rechts und der wahren Freiheit bekannt ſei, noch viel weniger ein ſolcher, der es gar öffentlich und laut wagte, ſich als ſolcher auszuſprechen.

2) Daß ſie nichts wiſſen von Propheten der Willkühr und der Anmaßung, welche ſie in ein altes — von ihnen weder gekanntes, noch gefürchtetes — Joch zurückzuzwingen bemüht wären.

3) Finden die Unterzeichneten, ſo gerne ſie geſtehen, daß ſie in Hinſicht der bürgerlichen Anordnungen manche warme Wünſche auf dem Herzen tragen, den Rechtszuſtand in Würtemberg nicht ſo geſunken, daß ſie ihre gerechte Klagen, ſie ſeien gegen wen immer gerichtet, einem andern als ihrem ordentlichen öffentlichen von der höchſten Behörde beſtätigten Richter vorzutragen nöthig hätten.

Da es übrigens möglich wäre, daß die Unterzeichneten in Verblendung und Irrthum wären (sic!), daß die Feinde des Rechts und der Freiheit und die Propheten der Willkühr, als reiſſende Wölfe in Schafskleidern herumgehen, die Redaktion des Volksfreundes aber ohne Zweifel im Stande iſt, jene gefährlichen Menſchen namentlich bekannt zu machen, ſo ergeht die freundliche Bitte der Unterzeichneten an den Volksfreund, ihnen dieſe Aufklärung zu geben. Sollte aber dieſes nicht möglich ſein, wie ſie faſt zu glauben geneigt ſind, da ſolche gefährliche Menſchen bereits von der Obrigkeit würden unſchädlich gemacht worden ſein, ſo bitten ſie die Redaktion des oftgenannten Volksfreunds recht dringend, durch ihr Blatt nicht ferner Aufſätze zu verbreiten, die nur dazu beitragen, Mißtrauen und Zwietracht unter den Bürgern zu erregen,

Digitized by Google

und das Vertrauen zu der gesetzlichen Obrigkeit so wie das Ansehen derselben an der Wurzel zu untergraben.

Die Redaktion des Volksfreundes würde den unangenehmen Eindruck, welchen Brief, Ankündigung und erstes Blatt auf die Unterzeichneten gemacht hat, zum Theil wieder verwischen, wenn sie die Güte haben wollte, dieses Schreiben in die nächste Nummer ihres Blattes aufzunehmen. — Sich damit ꝛc.

Die Gemeinde-Deputirten
vdt. C. Deffner, Aktuar.

Die Redaktion des Volksfreundes antwortete darauf blos mit den Worten: „Ists doch, wie in der alten Zeit, da die Eßlinger mit den Würtembergern Krieg führten. Der schwäbische Bund für Licht und Wahrheit wird aber endlich auch die dunkelste Reichsstadt überwinden.“

Ganz anders, als von den Eßlingern, ward diese Erscheinung von Seiten der Regierung angesehen. Das königliche Justizministerium gab unterm 3. April 1818 im Regierungsblatt folgende Bekanntmachung, wodurch sie die Publizität keineswegs tadeln, sondern nur erinnern wollte, daß Beschwerden und Anklagen von Seiten der Regierung nicht untersucht werden, wenn sie ihr nicht auf dem gesetzlichen Wege vorgebracht werden: „Zu Verhütung möglicher Mißdeutungen in Hinsicht auf die, in den beiden Zeitschriften: Der würtembergische Volksfreund, und der Volksfreund aus Schwaben, vorkommenden Beschwerden über Verfügungen obrigkeitlicher Personen oder Stellen, wird hiermit folgendes zur allgemeinen Kenntniß gebracht: Wenn gleich die Einrückung von Anklagen und Beschwerden dieser Art in öffentlichen Blättern unter den in dem Gesetze von der Preßfreiheit §. 8. und 11. festgesetzten Bestimmungen an sich nicht als gesetzwidrig erscheint, so gehört gleichwohl solche nicht zu den gesetzmäßig vorgezeichneten Wegen, wie dergleichen Beschwerden bei den geeigneten Behörden anzubringen sind. Es ist vielmehr allen, welche sich durch die Handlungsweise der obrigkeitlichen Stellen für beschwert erachten, in den Gesetzen, namentlich auch im königl. Verfassungsentwurfe §. 66. der Weg vorgeschrieben, wie und wo sie ihre Angelegenheit Stufenweise vorzubringen haben. Insbesondere sind die Gemeindsdeputirten, als solche verpflichtet, sich in Ansehung der Art, ihre Beschwerden oder ihr Verlangen nach Abhilfe vorzutragen, lediglich an den §. 10. der ihnen ertheilten Instruktion zu halten. Es können daher diejenigen, welche dergleichen Artickel in jene Zeitschriften einrücken, auf keinerlei Weise berechtigt sein, zu erwarten, daß von den Staatsbehörden auf solche von Amtswegen Rücksicht genommen werde, und hat mithin jeder es sich selbst zuzuschreiben, wenn seine Beschwerden und Anklagen, welche er, statt den vorgeschriebenen gesetzlichen Weg zu betreten oder zu verfolgen, einzig durch die mehrerwähnten Blätter zur öffentlichen Kenntniß bringt, ununtersucht bleiben.“

Digitized by Google

Die neueſten Berichte von der Inſel Java.

(Im Auszuge aus der zu London 1817, in zwei Quartbänden mit Kupfern und Karten erſchienenen History of Java des geweſenen Statthalters oder Vize-Gouverneurs der Inſel, Hrn. Thomas Stamford Raffles.)

Kurze Geſchichte Java's ſeit ihrer Beſetzung von den Portugieſen. — Größe und Beſchaffenheit der Inſel — Die Vulkane — Ihre Beſchreibung. — Das Innere des Landes. — Ausbruch eines Vulkans auf Sumbava. Fruchtbarkeit. — Ungeſundheit Batavia's.

Es war im Jahr 1510, als die Portugieſen unter Albuquerque zu den Sunda-Inſeln kamen. Nachdem ſie Malaka im folgenden Jahr in Beſitz genommen hatten, ſandte Albuquerque unter den Befehlen Antonio's von Abreee drei Schiffe nach den Molucken und nach Java. Der Befehlshaber landete bei der Stadt Agaçai, wahrſcheinlich dem jetzigen Greſik (in der Straße, welche Java von Madura trennt); dieſem erſten folgten verſchiedene andere Züge der Portugieſen nach dem reichen Eiland. Die früheſte Erſcheinung der Holländer in dieſen Meeren fällt in's Jahr 1595. Der Admiral Hontmann befehligte ihre Flotte. Er begab ſich bei ſeiner Ankunft nach Bantam, um dem eingebornen Häuptling oder König, welcher mit den Portugieſen Krieg führte, Hilfe anzubieten. Dafür empfing er hinwieder die Erlaubniß, eine Faktorei in Bantam zu errichten. Dieſe war die erſte Niederlaſſung der holländiſchen Kompagnie in Oſtindien. Die britiſche Kompagnie folgte bald nach. Im J. 1601 empfing ſie von der Königin Eliſabeth ihre erſte Urkunde, und ſie ließ hierauf im folgenden Jahr, unter den Befehlen des Kapitän Lancaſter, eine aus vier Schiffen beſtehende Flotte von London abgehen. Der Kapitän traf in Achem, auf der Nordweſtküſte der Inſel Sumatra ein, und nachdem er hier mit dem inländiſchen Fürſten einen Vertrag geſchloſſen hatte, begab er ſich nach Bantam, wo er eine Faktorei, die früheſte der Briten in Oſtindien, errichtete. Der erſte holländiſche Generalgouverneur Bolt, traf im Jahr 1610 in Bantam ein, und weil er den Ort für eine bleibende Niederlaſſung untüchtig fand, verſetzte er dieſelbe am 4. März 1621 in die Gegend von Jacatra, wo ſie den Namen Batavia erhielt, und der Hauptort aller holländiſchen Kolonien in Oſtindien ward.

Die Briten, welche bis zum Jahr 1683 glückliche Rivalen der Holländer blieben, hoben die Faktorei der letztern in Bantam. Nachdem Holland im Jahr 1811 zur franzöſiſchen Provinz geworden war, wehte auch in Batavia die kaiſerliche Flagge; aber ſchon am 11. Herbſtmonat des nämlichen Jahres erklärte Lord Minto, der Gouverneur von Bengalen, die Inſel Java dem britiſchen Zepter unterworfen, und eine am 17. Herbſtmond unterzeichnete Kapitulation übergab ſie mit allen ihren Zubehörden dann auch wirklich der engliſchen Herrſchaft. Im Jahr 1814 wurden durch einen Vertrag, den Lord Caſtlereagh im Namen des Königs unterzeichnete, den Holländern ihre Beſitzungen auf den öſtlichen Inſeln (ſo nennt man das große

Digitized by Google

dem oſtindiſchen Feſtland öſtlich liegende Inſelmeer) zurückgegeben, und am 19. Auguſt 1816 ward die Flagge des Königs der Niederlande in Batavia aufgepflanzt.

Man wird die Darſtellung kaum unbefangen finden können, womit Hr. Stamford Raffles den Beweis führen will, daß Holland durch die Uebergabe ſeiner ſchönſten und reichſten Beſitzungen an eine fremde Macht, in der That keine Einbuße gelitten haben ſollte. Der Brite beruft ſich dafür auf die amtlichen Berichte und Rechnungen über den Gewinn der holländiſchen Geſellſchaft und über die Verhältniſſe ihres Handels, aus denen hervorgeht, daß die Geſellſchaft im Jahr 1790 eine Schuldenlaſt von 85,000,000 Gulden hatte. Die damals für die Unterſuchung ihrer Verhältniſſe niedergeſetzte Kommiſſion bezeichnete in dem von ihr erſtatteten Bericht, die vermehrten Ausgaben, die ſteten Geldbedürfniſſe, die Menge des in Umlauf befindlichen Papiergeldes, die zahl- und grenzenloſen Betrügereien der Bedienſteten, den Schleichhandel mit Ausländern, die Treuloſigkeit der eingebornen Fürſten, die Schwäche und Nachſicht des Kolonial-Regiments, die ungeheuern Militärunkoſten — als dermaßen eingewurzelte und groß gezogene Mißbräuche, daß die Kommiſſion an gründlicher Hilfe verzweifelt, inſofern nicht ein ganz auſſerordentliches Talent Rettung bringt, und den unvermeidlich ſcheinenden Ruin der Kompagnie abwendet oder wenigſtens verzögert.

Man will hier keineswegs bei den Vorſchlägen der Kommiſſarien verweilen, welche nun kein weiteres Intereſſe mehr haben können. In einer den von ihr angetragenen Verbeſſerungen gemäß berechneten Ueberſicht der Einnahmen und Ausgaben dieſer ausgedehnten Verwaltung für das Jahr 1795, ward die Ausgabe auf beiläufig dreiundzwanzig und die Einnahme hingegen auf zweiundzwanzig Millionen gewehrtet, und bei dieſer präſumtiven Schatzung war der Handel mit China noch in keinen Anſchlag gebracht. Man bemerkt dies hier einzig, um die Wichtigkeit der holländiſchen Kolonien darzuthun. „Die Holländer (ſagt Hr. Stamford Raffles) haben lange Zeit ein großes Uebergewicht, auf dem feſten Land ſowohl als in Oſtindien, gegen die übrigen europäiſchen Staaten behauptet. Ihren einſichtsvollern und thätigern Rivalen gelang es, das Monopol der Kompagnie zu untergraben, und es endlich auch vollends zu ſtürzen. Es ließe ſich natürlich erwarten, daß der ſchwächere Theil unterliegen würde. Bei der großen Entfernung der holländiſchen Beſitzungen auf dem feſten Lande Oſtindiens von der Regierung der Kompagnie, konnte dem Handel der inländiſchen Fürſten mit andern Nationen ſo kräftig nicht entgegengewirkt werden, wie auf den Inſeln des öſtlichen Meeres. Den Briten ſowohl als den Franzoſen gelang es, an dem Handel der oſtindiſchen Halbinſel Theil zu nehmen. Die gegenſeitige Eiferſucht dieſer zwei Nationen hemmte lange Zeit ihre entſchiedenen Fortſchritte, bis endlich ein glücklicher Krieg für England entſchied, und dem Ausſchlieſſungs-Syſtem der holländiſchen Kompagnie ein Ende machte.“

Die Einnahme Hollands durch die Franzoſen im J. 1795 hatte die Auflöſung der oſtindiſchen Geſellſchaft zur Folge. Sie ward von der damaligen bataviſchen Regierung ausgeſprochen. Dieſe Auflöſung veranlaßte hinwieder Vorſchläge zu veränderten Einrichtungen der Kolonial-

Digitized by Google

Verwaltung. Eine im Jahr 1800 erschienene Schrift des Hrn. van Hogendorp: „Beschreibung der Insel Java und ihrer wichtigsten Ereignisse," entwickelte die Vortheile, welche der Besitz dieser Insel unter einer besseren Verwaltung gewähren konnte. Hr. Stamford Raffles macht dem Hrn. van Hogendorp wegen einiger Uebertreibungen sowohl als Schmähungen Vorwürfe. Desunerachtet gesteht er, daß bis dahin nichts Besseres über den Gegenstand geschrieben ward. Er rühmt die richtigen Ansichten und die Grundsätze des Holländers, fügt aber hinzu, man dürfe sich nicht wundern, wenn seine Vorschläge nicht angenommen werden, da in einer 1803 im Haag versammelten Kommission, die aus den einsichtsvollsten und erfahrensten Männern bestand, anerkannt ward, daß ein freies Eigenthumsrecht des Bodens und seiner Erzeugnisse von Seite ihrer Anbauer, mit den aus den ältesten Zeiten herstammenden Regierungsgrundsätzen der Javanesen, unverträglich sein würde. Die Kommission war der Meinung, daß jeder Versuch für eine desfällige Aenderung höchst gefährlich sein würde, und daß man eher auf Java verzichten, als ein System ergreifen sollte, das durch gewaltsame Mittel allein nur zu handhaben möglich wäre.

Java oder Java major, oder wie die Eingebornen sie nennen, Jana Jawa (das Land Java), oder Nusa Jawa (die Insel Java), ist eines der größten Eilande jener ausgedehnten Inselgruppe, welcher die neuern Erdbeschreiber den Namen der Sunda-Inseln ertheilt haben. Einige Charten haben sie zu den Malayen gerechnet. Java bildet eine der geographischen Abtheilungen des östlichen Archipelagus, welches neuerlich den Namen der Gruppe der östlichen Inseln erhielt.

Die Insel dehnt sich von 105 Grad 11 Minuten bis zu 114 Grad 33 Minuten des Meridians von Greenwich aus; ihre Richtung erstreckt sich, wie man sieht, ungefähr von Osten nach Westen, in etwas mittäglicher Neigung. Sie liegt zwischen 5 Grad 52 Minuten und 8 Grad 46 Minuten südlicher Breite. Ihre West- und Südküste wird vom indischen Meere bespült. Von der Insel Sumatra ist sie durch einen Kanal getrennt, der die Sundastraße heißt, und der, wo er am schmälsten ist, nicht über vierzehn Millen Breite hat. Die zwei Millen breite Balistraße trennt sie von der Insel dieses Namens. Diese und andere ostwärts liegende Eilande bilden mit Java eine etwas gekrümmte Linie, welche über zweitausend Millen Länge hat; sie dehnt sich, jedoch mit grösseren Zwischenräumen, von der Spitze Achem in Pegu bis zur Insel Timor und Pagua oder Neu-Guinea aus. Westwärts und südwärts begrenzen diese Inseln die Meere von Java, die Inselgruppe der Malayen, die Eilande von Banka, Bittiton, Borneo und Celebes; nordwärts liegen die Molucken. Die Entfernung der Insel Java von der indischen Halbinsel beträgt ungefähr hundertundvierzig, von Borneo sechsundfünfzig und von Neuholland zweihundert Millen.

Nach einer Sage stammt der Name Java von der Pflanze her, welche dort Jawa wut (Panicum italicum) heißt, und von der sich, wie man glaubt, die ersten Einwohner vorzugsweise

Digitized by Google

nährten. In den Büchern Mosis und im Propheten Ezechiel glaubt man Stellen zu finden, die diese Insel bedeuten. Am wahrscheinlichsten ist die Meinung, der zufolge das Eiland seinen Namen durch die Araber erhielt, die ihren Handel weit ausdehnten, und ihre Religion auf einen großen Theil der Inseln dieses Archipelagus verpflanzten. Dies dürfte auch den Unterschied erklären, den Marco Paolo und andere mehr, zwischen Java major und Java minor gemacht haben, wo sie von einigen dieser Inseln sprachen. Marco Paolo nannte die Ostküste von Sumatra Java minor, welchen Namen gegenwärtig die Insel Bali führt. Der Name Java major ist der eigentlichen Insel Java geblieben, und nur diese allein wird von den Eingebornen Jawa genannt. Sie bezeichnen die Bewohner der westlichen Inseln mit dem Namen Sunda, den später die Europäer auf den Kanal oder die Meerenge übertrugen. Es ist wahrscheinlich, daß die östlichen Inseln das Land sind, welches die Alten Taprobane hiessen, und daß die Insel Ceylan mit dem, was sie von ihr melden, nicht zusammentrifft. Es ist auch bemerkenswerth, daß auf der Insel Sumatra nur wenige Aehnlichkeiten in Sprache und Gebräuchen gefunden werden, welche an den Aufenthalt alter Völker erinnern könnten, während hingegen die Insel Java zahlreiche steinerne und bronzene Denkmale besitzt. Es finden sich in keinem andern Land, so ansehnliche Ruinen von Tempeln, die einem vormaligen Kultus geweiht waren, und es liegt ausser Zweifel, daß diese in ihren Ueberresten noch so imponirenden Denkmale von einem fremden Volke herrühren, das in den Künsten grössere Fortschritte gemacht hatte, als die jetzigen einfachen und unkultivirten Inselbewohner, und eben so unverlässig waren diese Tempel der Religion der Hindu's gewidmet Hr. Stamford Raffles ist der Meinung, es werden die weiterhin zu machenden Entdeckungen darthun, daß Java und Sumatra nicht nur das Taprobane oder Tapavana der Alten, sondern auch die heiligen Inseln der Hindu's gewesen sind.

Die erste bekannte Charte von Java ist die im Jahr 1726 durch den holländischen Major Valentyn verfertigte, welche seither immer wieder kopirt ward. Damals kannten die Holländer nur einige Küstentheile und die Provinz Bantam. Der Major Valentyn war ausser Stand, eine richtige Charte der ganzen Insel zu verfertigen; erst unter Verwaltung des Marschall Daendels, im Jahr 1808, fing man an, statistische und topographische Angaben zu sammeln. Als die britische Regierung die Aufhebung des Feudalsystems und veränderte Einrichtungen der innern Verwaltung beschlossen hatte, wurden topographische Arbeiten veranstaltet, die auf das neu einzuführende System der Landeskultur Bezug hatten, und diese Arbeiten, obgleich sie sich nicht auf den mit Waldung besetzten Theil der Insel und eben so wenig auf ihren östlichen Theil ausdehnten, haben die Materialien für die neue Charte geliefert, welche Stamford Raffles liefert.

Die größte Länge der Insel beträgt 575 Millen, deren 60 auf einen Grad gehen. Ihre Breite wechselt zwischen 43 und 117 Millen. Die Insel ist von einer bedeutenden Zahl kleinerer umgeben, die mit den Vorgebirgen grössere und kleinere Buchten und Hafen bilden; dies ist

Digitized by Google

vorzugsweise auf der westlichen Küste der Fall. Madura ist die größte der Inseln; von Java wird sie, wie schon oben bemerkt ward, durch einen Kanal getrennt, der, wo er am schmälsten ist, die Breite von nicht mehr als einer Meile hat. Er bildet den wichtigen Hafen von Surabaya. Madura scheint nur eine Fortsetzung oder Verlängerung von Java zu sein, und weil sie auch jederzeit unter der nämlichen Regierung stand, ward dies Eiland bis dahin als eine Zubehörde der letzteren Inseln betrachtet. Madura hat 79 Millen Länge und seine geringste Breite ist 27 Millen.

Zur Zeit des ersten Eintreffens der Europäer auf Java, stand die Insel unter einem einzigen Beherrscher; in einem früheren Zeitraum ihrer Geschichte hingegen, war sie in zwei ungefähr gleiche Theile getheilt, deren jeder seinen eignen und unabhängigen Herrscher besaß. Zwischen den Nachkommen beider Völkerschaften nimmt man jetzt noch sehr auffallende Verschiedenheiten wahr; die Unterscheidung des östlichen und des westlichen Bezirkes ist immer noch gebräuchlich, und der Name Java wird auch noch gegenwärtig nur dem östlichen Theile gegeben. Der Fluß Losari trennt beide Hälften und bildet die Grenze zwischen Cheribon und Brebes. Der ganze westliche und nördliche Theil, einige innere Bezirke und die Insel Madura, stehen unter der Herrschaft der Europäer; alles übrige unter inländischen Fürsten.

Der europäische Landestheil ist in fünfzehn Verwaltungskreise getheilt; die nördlichen Städte führen meist die Namen ihrer Bezirke, und sind großentheils an Flüssen unweit vom Meere erbaut. Die unter inländischen Fürsten stehende Landschaft ist zwischen zwei Herrscher vertheilt; den Susuhunan oder Kaiser von Java, der seine Residenz in Surakerta oder Solo, wie diese Stadt auch genannt wird, am gleichnamigen Fluß hat, und den Sultan, welcher auf der südlichen Küste, in der Provinz Matarem, zu Gugya-Kerta wohnt. Diese Landestheile sind die reichsten und fruchtbarsten der Insel.

Surabaya ist der wichtigste Hafen von Java; er befindet sich am südlichen Eingang der Straße von Madura, ist sehr groß und gegen Winde sowohl als gegen Seestürme geschützt; er könnte aufs vortrefflichste befestigt werden.

Der Hafen, oder um richtiger zu sprechen, die Rhede von Batavia, wird durch mehrere Inseln gebildet und ist nach Surabaya der bedeutendste Hafen. Weil diese Rhede von der Seeseite her nicht kann befestigt werden, so ließ die holländische Regierung, während des letzten Kriegs, den kleinen Hafen der Merakbai, nordwestlich von Bantam befestigen. Es finden sich längs der Westküste mehrere Standpunkte, wo bequeme Hafen errichtet werden könnten, die den Schiffen den größten Theil des Jahres durch eine sichernde Stätte gewährten. Die See ist diesen Gegenden nur selten stürmisch, und die Fahrzeuge der Javanesen finden sichere Landungsplätze. Die Flüsse sind meist bis zu den Hauptstädten der Bezirke schiffbar. Die gegen den Ozean geöffnete und daher der stürmischen See und den Sandbänken ausgesetzte Südküste, wird von Seefahrern wenig besucht. Inzwischen finden sich auch hier einige Buchten, die als

Digitized by Google

Landungsplätze dienen könnten, wenn man die Schiffahrt dieses Küstentheils zu befördern Grund hatte.

Den Reisenden, welche das Innere der Insel besuchen, fällt die Höhe der Berge und ihre kühne Gestaltung auf. Die Kette derselben dehnt sich der Länge der Insel nach aus. Ihre Höhe ist verschieden, von 5000 bis zu 12000 Fuß über der Meeresfläche Ihre kreisförmigen Grundlagen und die zugespitzten Gipfel verrathen deutlich den vulkanischen Ursprung. Der Berg Ariuna ist 10,614 englische Fuß über der Meeresfläche erhöht. Er erreicht nicht völlig die Berge Semiru und Tegal, von denen keine Messungen vorhanden sind. Nahe am Flusse des Sumbing befinden sich drei große Vulkane: Ung' arang, Merbaku und Merapi. Ein vierter, der Vulkan Tapara steht ostwärts auf einer Halbinsel, die ihm vermuthlich ihr Dasein zu danken hat. Der hohen Berge, die zur ersten Klasse gehören, sind achtunddreißig. Wie verschieden auch übrigens ihre Gestalt ist, so deuten jedoch ihre kegelförmigen Grundlagen die gleichartige vulkanische Herkunft an. Es sind diese Berge mit hohen, Jahrhunderte alten Bäumen bewachsen und sie tragen viele unverkennbare Spuren älterer Ausbrüche an sich. Die von diesen Bergen beherrschte Ebene liegt wenig über der Meeresfläche erhaben. Verschiedene dieser Krater sind gänzlich erlöscht, wogegen andere noch Rauch und Schwefeldünste aus kleinen Oeffnungen ergießen.

Der Doctor Horsfield hat in den philosophischen Transactionen der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften in Batavia, über die Vulkane Jankuban Prahu, Papandayang und Guntur Nachrichten mitgetheilt, von denen man hier, was das Merkwürdigste zu sein scheint, ausheben will.

Der Berg Jankuban Prahu führt seinen Namen von einem Prahu oder umgewandten Schiffe, dem er von weitem gleich sieht. Er bildet einen großen abgestutzten Kegel, welcher eine sehr ausgedehnte Grundfläche hat. So wie er zu den höchsten Bergen der Insel gehört, so ist sein Vulkan einer der merkwürdigsten. Obgleich dieser letztere seit Jahrhunderten keine heftigen Ausbrüche erlitten hat, wie dies seine hohen Bäume und die dichte Pflanzenerdschichte in der diese wachsen, darthun, so befindet sich dennoch sein Eingeweide in beständiger Gährung und Thätigkeit. Die senkrechten Seitenwände des Kraters, über die sich der Dr. Horsfield an Seilen befestigt, herabließ, sind wenigstens bei zweihundert und fünfzig Fuß hoch. Der Umfang des Kraters beträgt ungefähr anderthalb Millen. Sein Grund ist mit übereinander liegenden Felsstücken angefüllt, zwischen denen sich das abfliessende Wasser Wege bahnt. Die minder steile Nordküste ist zum Theil mit Pflanzen bewachsen. Der mittlere Theil des Berges besteht aus großen Basaltmassen, durch die sich der Vulkan Oeffnung machte. Es findet sich diese Gebirgsart in allen denkbaren Gestalten zu den Seiten des Berges in Lagern aufgeschichtet. Die Oberfläche der Felsen, welche den inneren Raum des Kraters bekleiden, ist völlig kalzinirt und meist von weisser, mitunter grauer oder gelblichter Farbe. Bruchstücke von Lava hängen hin und und wieder an den Felsen und überziehen sie. Der Durchmesser der Kraterhöhle beträgt ungefähr dreihundert Schritte; doch hat sie diese Breite nicht in allen Richtungen, denn sie ist ungleich

Digitized by Google

und wie die Abhänge mit großen Granitblöcken überſäet, zwiſchen welchen Waſſer ſteht. In der Mitte ohngefähr befindet ſich ein Teich von unregelmäßig eirunder Form, deſſen größter Durchmeſſer einhundert Fuß beträgt. Sein Waſſer iſt weiß wie Milch, und beſitzt eine Wärme von 112 Grad Fahrenheit, oder etwa 36 Grad Reaumur. Die ſich daraus entwickelnde kohlenſaure Luft verurſacht eine beträchtliche Gährung. Der Geruch des Waſſers iſt ſchwefelicht, ſein Geſchmack zuſammenziehend und etwas ſalzig; beim Rütteln der Flaſche entwickelt ſich das Gas gewaltſam. Das Geſtad dieſes kleinen Sees iſt in einigem Umfang mit einer weiſſen, alaunartigen, ſehr feinen und ſo beweglichen Erde bedeckt, daß man nur mühſam bis ans Waſſer gelangt. Hr. Horsfield, als er um deſſen Gehalt zu prüfen, davon ſammeln wollte, ſank tief in den weichen Boden ein, und mußte um den kleinen See zu erreichen, erſt große Baſaltſtücke neben einander hinlegen. Die der Krateröffnung entſteigenden Schwefeldämpfe löſen die alaunartige Erde auf. Hr. Horsfield verſichert, nie eine reinere Thonerde geſehen zu haben, und er hält ſie zu Verfertigung des ſchönſten Porzellans vorzüglich geeignet, weil die Feinheit ihrer Theilchen unübertrefflich iſt. Die ältern javaniſchen Krater haben zu verſchiedenen Zeiten ſolche Erde ausgeworfen, vorzüglich geſchah dies beim Ausbruch des Gédé im Jahr 1761, wo man ſie für Aſche hielt. Am öſtlichen Rand des Sees ſind die Oeffnungen ſichtbar, aus denen das Feuer hervortrat, und die noch immer mit unglaublicher Heftigkeit ſchwefelichte Dämpfe ausſtoßen. Gleichzeitig hört man ein unterirdiſches Getöſe, das einem im Mittelpunkt des Berges befindlichen gewaltigen Siedekeſſel ähnlich iſt. Die Farbe der Dämpfe iſt weiß und obgleich die größte Oeffnung nicht über einen Fuß Durchmeſſer hat, ſo iſt jedoch ihre Näherung lebensgefährlich. Schon das Herabſteigen in den ſeltſamen Krater iſt mit Gefahr verbunden.

Der im nördlichen Theil der Gegend von Cheribou befindliche Vulkan Papandayang war vormals der größte auf der Inſel, aber im Jahr 1772 verſank, nach einem heftigen Ausbruch, ein bedeutender Theil des Berges. Man erzählt, der Berg ſei in der Nacht vom 11. zum 12. Auguſt in einen weiſſen Nebel verhüllt geweſen. Geſchreckt durch dieſe ungewohnte Erſcheinung, rüſteten ſich die Einwohner zur Flucht; allein noch ehe ſie ihr Vorhaben ausführen konnten, ſtürzte der Berg zuſammen und ſank in den Abgrund. Man hörte ein furchtbares Getöſe und eine ungeheure Menge vulkaniſcher Stoffe verbreitete ſich in allen Richtungen. Man rechnet, daß eine Strecke von ungefähr fünfzehn Millen Länge und ſechs Millen Breite verſenkt ward. Sechs Wochen erſt nach dem furchtbaren Ereigniß durfte man ſich dem Schauplatz deſſelben nähern. Der Boden war drei Fuß tief mit heiſſen Materien überdeckt. Vierzig Dörfer waren begraben und vernichtet. Zweitauſend neunhundert ſiebenundfünfzig Perſonen, nebſt einer verhältnißmäßigen Zahl Vieh, verloren das Leben; die umliegenden Baumwollen-, Indigo-, Kaffee-Pflanzungen u. ſ. w. wurden gleichfalls überſchüttet und die Erndten zerſtört. Noch iſt ein Theil der Wirkungen dieſer furchtbaren Kataſtrophe ſichtbar. Hr. Horsfield verheißt in der Folge umſtändlichere Nachrichten von dem Ereigniß zu geben, das ſeiner Zeit in Europa faſt gar nicht bekannt, und vermuthlich unter die Uebertreibungen der Reiſenden gereiht ward.

Digitized by Google

Zum Glück ſind die Zeiten vorüber, wo dieſe wie vormals, durch Erdichtungen und Fabeln die Welt täuſchen können; man iſt im Stand die Möglichkeit der erzählten Thatſachen zu prüfen, und man geräth nicht mehr in Verſuchung, merkwürdige Ereigniſſe als unglaublich zu verwerfen, weil ſie beim erſten Anſchein auſſerordentlich vorkommen.

Die ganze öſtliche Seite des Guntur, welcher der dritte Vulkan iſt, ſteht völlig offen und zeigt eben ſo deutlich als merkwürdig, den Lauf der Lavaſtröme der neueſten Ausbrüche. Der Gipfel dieſes Berges hat die Geſtalt eines regelmäßigen mit Bruchſtücken von Lava überdeckten Kegels. Hr. Horsfield konnte von der Grundfläche des Kegels bis zum Fuße des Berges herab, die Spuren fünf verſchiedener Ausbrüche unterſcheiden. Der jüngſte hatte im Jahr 1800 ſtatt gehabt (ſeither iſt bekanntlich wieder ein neuer erfolgt). Beim Austritt aus dem Krater iſt der Lavaſtrom nicht über fünf Fuß breit. Seine anfangs flache Oberfläche hebt ſich in der Mitte, wie ein Eſelsrücken, und ſo wie ſich die Maſſe fortbewegt, wird ſie breiter. Am Fuß des Berges beträgt die Breite des Lavaſtroms einhundert und ſechszig Fuß; plötzlich endigt er ſich mit einem großen aus aufeinander fünfzehn bis zwanzig Fuß hohen Lavablöcken gebildeten Damm. Nordwärts von dieſem Lavabett findet ſich ein zweites, das den Fortſchritten der Vegetation zufolge (die hier ohne Zweifel ungleich ſchneller vorrückt, als in unſern Erdſtrichen) wenigſtens dreißig Jahr älter zu ſein ſcheint. Südwärts liegt noch ein beträchtlicheres, womit der Fuß des Berges zum Theil bedeckt iſt, und auf dem der Pflanzenwuchs ſchon beträchtlichere Fortſchritte gemacht hat. Sträucher und Bäume ſogar wachſen aus den Lavaſpalten hervor. Man trifft hier auch drei warme Quellen an. Die Lava vom Ausbruch des Jahres 1800 iſt von pechſchwarzer, graugeſtreifter und bisweilen in's Röthlichte ſpielender Farbe. Das Innere des Kraters von dieſem Vulkan ſcheint nichts Merkwürdiges zu enthalten; er iſt nicht tief und ſein größter Durchmeſſer mag nur etwa hundert Fuß betragen.

Gebirgsgegenden ſind überhaupt an Flüſſen, Waldſtrömen und Bächen reich, und Java iſt in dieſer Hinſicht wohl begünſtigt. Wenn die ſchmale Form der Inſel, deren Mittelpunkt ein hohes Gebirg bildet, den Gewäſſern nicht hinlänglichen Raum geſtattet, um ſich zu vereinbaren, und in große Flüſſe zu ſammeln, ſo gibt es doch ihrer bei fünfzig, die während der Regenzeit große mit Holz beladene Flöße tragen, und fünf oder ſechs, die etliche Millen von ihrer Ausmündung ſchiffbar ſind. Die Zahl der zu Wäſſerungen brauchbaren Bäche iſt ſehr groß, und man könnte ihrer bei Tauſenden aufrechnen. Der größte Fluß iſt der von Solo; er nimmt verſchiedene andere in ſich auf, durchläuft ein Gebiet von dreihundert ſechsundfünfzig Millen, und iſt überall ſchiffbar. Die darauf gebrauchten Fahrzeuge ſind von verſchiedener Größe, von fünfzig bis hundert Tonnen haltend; ihr Bau iſt ſonderbar beſchaffen; ſie ſind ſehr lang, flach und gehen nicht tief im Waſſer. Die größten, dem Fürſten zugehörigen Fahrzeuge, hatten zweihundert Tonnen und bringen die Ereigniſſe des innern Landes in acht Tagen nach Greſik, wogegen ſie vier Monate für den Rückweg flußaufwärts bis zur Hauptſtadt Surakerta bedürfen.

Digitized by Google

Ansehnliche Seen finden sich auf der Insel Java keine, indem die Rawa's oder Sümpfe diesen Namen nicht verdienen, da sie während der Regenzeit zwar sehr große Landesstrecken bedecken, hinwieder aber in der trockenen Jahreszeit kein Wasser haben, und mit Gras bewachsen sind. Auf den Bergen trifft man einige schöne Teiche an, welche unzweifelhaft die Stellen der Krater vormaliger erloschener Vulkane einnehmen.

Java hat ein sehr ungleiches Aussehen, je nach den verschiedenen Standpunkten, aus denen man die Insel betrachtet. Ihr nördlicher Theil ist flach und sumpfig. Auf ihrer Südseite stellen sich hohe, oft senkrechte Felsen dar. Mitten inne stehen die hohen Berge. Die südlichen Provinzen verdienen, den schönsten malerischen Landschaften zur Seite zu stehen. Sie gewähren dem Auge stets wechselnde, mit dem frischesten Grün bekleidete Aussichten, prachtvolle alterthümliche Wälder und zahlreiche Gewässer. Die reinste Atmosphäre und die glanzreichen Farben der Natur der Tropenländer erhöhen noch die Lieblichkeit dieser Landschaftsgemälde. So wie man von den niederen Ebenen der Nordküste aus, nur etwa fünf Meilen angestiegen ist, nimmt man in Luft und Klima eine überaus günstige Veränderung wahr, und beide verbessern sich zusehends. Die Naturschönheiten der Sundainseln lassen sich aber nicht mit der Feder beschreiben, und Claude Lorrain's Pinsel wäre kaum hinreichend, eine richtige Vorstellung davon zu gewähren. Die Pracht der Wälder nimmt die Bewunderung des Beschauers vorzugsweise in Anspruch. Auf dem fruchtbarsten Boden und in der günstigsten Temperatur, entwickelt der Pflanzenwuchs seinen ganzen Reichthum und alle seine Mannigfaltigkeit. Die hohen Bäume, die Menge der Früchte (die sich auch meist mit der Hand erreichen lassen, wie die Paradiesfeigen, die Pomeranzen, Pompelmusen, Gonyas, und vorzüglich die Ananas, welche, wie bei uns die Erdbeeren, in den Wäldern wachsen), die mannigfach verschiedenen Blumen, deren Wohlgeruch man einathmet, der undurchdringliche und beständige Schatten der hohen Bäume, übersteigen jeden Begriff, den man sich davon machen kann. Ueberall trifft man Bäche mit hellem Wasser an, das den Jäger in der gewildreichen Waldgegend erfrischt und erquickt; hinwieder gibt es aber auch Gefahren, vor denen er sich in Acht nehmen muß. Schlangen zischen am Boden, Tiger lassen sich in den Gebüschen und Büffelthiere von den Morästen her hören.

Den Beobachtungen des Hrn. Stamford Raffles zufolge, verrathen ungefähr alle großen Berge in der Mitte der Insel einen gleichartigen Ursprung und ähnliche Bildung. Ihre vertikalen Schichten biegen sich nur gegen der Grundfläche zu. An einigen Stellen gehen am Abhange der vulkanischen Kegel Basaltfelsen zu Tage. Die aus Lava gebildeten Schluchten dienen den Bergbächen und Strömen zum Bett, deren Gewässer die Regenzeit durch immer sehr hoch stehen. Die Berge zweiter Ordnung, deren Kette in verschiedenen Richtungen lauft, stehen an Höhe den ersten nicht viel nach. Die einen hängen nicht mit den Vulkanen zusammen, denen sie ihren Ursprung danken; die andern sind davon gänzlich getrennt, und obgleich auch sie vulkanischer Herkunft sind, unterscheiden sie sich jedoch von den ersteren durch die bei fast allen vorkommenden Niederschlagschichten aus Meerwasser. Sie sind mit Basaltfelsen bedeckt,

Digitized by Google

und bisweilen kommen darunter beträchtliche Massen angebäufter Wacke und Hornblende vor. Hr. Stamford Raffles beschreibt die Hügel, welche theils kalkartig, theils vulkanisch, theils beides zugleich sind, und zu deren Füssen man, wie in den Betten der Bergströme, mancherlei Kalkarten, den gemeinen Feuerstein, den Praser, Hornstein, Jaspis, Porphire, Agathsteine, Carniole u. s. w. findet; er beschreibt ferner das durch Anschwemmung gebildete Land, worin Mineralwasser von verschiedener Temperatur und Gehalt vorkommen; er legt die Gründe vor, welche die Vermuthung unterstützen könnte, daß das weitausgedehnte östliche Inselmeer vormals ein zusammenhängendes Festland bildete; er spricht von einer im Lande fortlebenden Sage, der zufolge die Inseln Java, Sumaka, Bali, Sumbava, vormals ein einziges großes Festland bildeten, und zu weiterer Begründung dieser Meinung erzählt er eine ganz neuerliche Katastrophe, deren Wirkungen so beschaffen waren, daß sie wenigstens die Möglichkeit eines gleichartigen Ereignisses, welches jene große Veränderung herbeiführen konnte, darthun mögen. Die Erzählung begreift wesentlich folgendes:

Im April des Jahres 1815 fand am Berge Tombose, auf der Insel Sumbava, ein vulkanischer Ausbruch, dessen Wirkungen auf allen Molucken, auf einem bedeutenden Theil der Insel Celebes, auf Java, Sumatra und Borneo, bis auf eintausend Millen empfunden wurden. Die Erschütterung war auf dieser ganzen Ausdehnung spürbar, und die Explosion ward überall gehört. Auf dreihundert Millen vom Vulkane zeigte sich die Wirkung in ungleich verstärktem Maße, so daß der Himmel beim hellem Mittag von Aschenwolken verdeckt war. Die Erde ward mehrere Zoll hoch mit Asche verdeckt, welches Mißwachs, Hunger und Noth zur Folge hatte; am 10. April stiegen drei Feuersäulen aus dem Berg empor, die sich in ansehnlicher Höhe vereinigten, und alsdann eine gemeinsame Feuergarbe bildeten. Bald nachher schien der ganze Berg in eine einzige flüssige Feuermasse verwandelt; gleichzeitig trat ein heftiger Sturmwind ein, der Alles verheerte, was ihm erreichbar war: Häuser, Bäume, Vieh, und die Einwohner gingen dabei zu Grund. Das Meer hob sich um zwölf Fuß und am 15. Heumonat erst war der Vulkan wieder völlig ruhig geworden.

An Metallen scheint Java nicht reich zu sein, und bis dahin ist noch keine Erzgrube entdeckt worden, die des Anbaues werth sein durfte. Doch hat man einige Spuren von Gold, Silber und Queckſilber gefunden; hingegen weder Diamanten noch andere vorzügliche Edelsteine.

Der fruchtbare Boden von Java besteht aus einer sehr tiefen Schichte der besten Gartenerde. Er hat keinen Dünger vonnöthen, um reiche Erndten zu tragen, sobald er nur hinlänglich bewässert wird. Das beste Land ist vulkanisch, der schlechtere Boden hingegen kalkartig. Bekanntlich wird in allen nicht über zweihundert Lieuen vom Aequator entfernten Ländern, in denen ein steter Sommer herrscht, das Jahr in die Regenzeit und in die Zeit der Trockne getheilt. Auf Java sind es periodische Winde, die diese Jahreszeiten herbeiführen. Die mit Regen begleiteten Westwinde sind vom Oktober bis zum März vorherrschend, wo alsdann die das übrige Jahr dauernden Ostwinde eintreten. Der Uebergang von einem zum andern Wind

Digitized by Google

geſchieht ſtufenweiſe. Am ſtärkſten iſt der Regen im Chriſtmonat und Jänner. Die Trockne iſt im Heumonat und Auguſt am größten. Zur Zeit, wo die Weſtwinde eintreffen, iſt die Witterung ſehr veränderlich und Sturmwinde ſind alsdann häufig; jene Orkane hingegen, die auf den Antillen ſo große Verheerungen anrichten, ſind auf Java unbekannt. Mit Donner begleitete Gewitter traten häufig ein; ſie ſind heftig, aber von kurzer Dauer.

In der Nähe der Berge gehen ſelten mehrere Tage vorbei, wo man nicht donnern hört, und der Blitz ſchlägt häufig ein. In der heiſſeſten Jahrszeit wird die Luft öfters durch Regen abgekühlt, und dadurch die Ausdörrung des Bodens verhütet, die in anderen dem Aequator weniger nachſtehenden Landſchaften ſtatt findet. Das Grün der Pflanzen erhält ſich ſtets friſch und lebhaft. Im flachen Land und an den Küſten ſteigt der Fahrenheit'ſche Thermometer oft über 90 Grad; die mittlere Temperatur iſt 70 bis 74 Grad am Morgen und 83 Grad des Mittags. Steigt man höher oder geht man landeinwärts, ſo vermindert ſich die Wärme und auf dem Berg Sindoro kommen eine Linie dichtes Eis und Reif vor, der hier zu Land Bohon upas (giftiger Thau) heiſt.

Die Aerzte verſichern, das Klima der Inſel ſei, mit Ausnahme der Stadt Batavia und einiger Ortſchaften der Nordküſte, ſo geſund als irgend eine zwiſchen den Wendekreiſen gelegene Landſchaft. Die Sterblichkeitsliſten, welche Hr. Stamford in ſein Werk aufnahm, ſcheinen dieſe Behauptung zu unterſtützen.

Das Klima der Stadt Batavia hingegen galt für im höchſten Grad ungeſund. Den Verzeichniſſen der holländiſch-oſtindiſchen Geſellſchaft zufolge, ſind von 1730 bis 1752, alſo in zweiundzwanzig Jahren über eine Million Menſchen in der Kolonie umgekommen. Wer (ſagt Hr. Stamford) die Verhältniſſe der Verwaltung dieſer Kompagnie kennt, wird keinen Anſtand nehmen, der Kolonial-Regierung vielmehr als der holländiſchen Nation, das ihrem Monopol gebrachte Opfer ſo vielen Menſchenlebens zur Laſt zu legen. Sie war es, welche die europäiſche Bevölkerung im engen Raum der mit Mauern verſchloſſenen Stadt, in einer durch Miasmen verdorbenen Luft zu bleiben zwang. Der ſcheinbar und unter dem Vorwand des Bedürfniſſes für die Erhaltung des Monopols auferlegte Zwang geſchah eigentlich doch wohl zum Behuf der beſondern Vortheile der Koloniſten, die das Monopol handhabten. Sobald die Mauern (der Verfaſſer ſagt nicht wann und durch wen) abgebrochen waren, die Fallbrücken nicht mehr aufgezogen wurden und man frei ein- und ausgehen konnte, wanderten viele Einwohner aus, und ſuchten geſunde Wohnſtätten, die ſie auch in der kleinen Entfernung etlicher Millen fanden. Dieſe ihrer Geſundheit ſo wohlthätige Freiheit, verbreitete hinwieder eine gründlichere Kenntniß der Verhältniſſe der Inſel; die Einwohner nahmen freiſinnigere Begriffe an, und gewannen richtigere Anſichten über den Handel und über ihre wahren Intereſſen, welche die frühere Verwaltung zu verbergen jederzeit bedacht geweſen war. Es hat dies freilich keineswegs verhindert, daß nicht auch hier Leute ſich fanden, welche die gute alte Zeit zurückwünſchten.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Die wiſſenſchaftlichen Arbeiten der franzöſiſchen Marine und der Zuſtand der franzöſiſchen Kolonien im Jahr 1817. — Die franzöſiſchen Räucherungs-Apparate.

Der Marineminiſter, Graf Molé, theilte in ſeiner zu Rechtfertigung des Budjet für 1818 am 24. April an die Deputirtenkammer gehaltene Rede, die nachſtehenden bemerkenswerthen Notizen mit. Es hat (ſagte der Miniſter) die franzöſiſche Marine den Wiſſenſchaften und voraus der Schiffahrtskunde zu allen Zeiten wichtige Dienſte geleiſtet, und die Nation wird denjenigen Theil der Staatsausgaben gewiß nicht zu beſchränken geneigt ſein, welcher ihr weiterhin den Rang zuſichern kann, den ſie durch Vorſchritte in Kultur und Wiſſenſchaften erworben hat. Ihren Stellvertretern wird es Vergnügen machen, zu hören, daß im Jahr 1817 der Kapitän Rouſſin, als Befehlshaber der königlichen Korvette, la Bayadère und des Aviſo le Lévrier, die afrikaniſche Küſte, vom Kap Baiador bis nach Goree unterſucht und mit ausnehmender Genauigkeit verfertigte Charten dieſes Küſtenlandes von ſeiner Reiſe zurückgebracht hat. Dieſer Offizier ſetzt ſeine Beobachtungen und Arbeiten jetzt wieder fort, und er wird ſolche über die Inſelgruppe der Biſſagos ausdehnen. Im gleichen Jahr 1817 hat der Kapitän Gantier mit der Gabarre la Chevrette, die wichtigſten Breiten und Längenpunkte des Mittelmeers beſtimmt, von Malta bis in die Tiefe Syriens und an die Küſten Kleinaſiens. Auf das Begehren der Akademie der Wiſſenſchaften hat er ſo eben eine neue Reiſe angetreten, um auf den Iviça-Inſeln die Verſuche über die Pendulſchwingung zu wiederholen; hachher ſoll er ſich in den adriatiſchen Golf und nach dem Archipelagus begeben, und in Kurzem wird man dieſem einſichtsvollen Seeoffizier die beſtmögliche Charte des Mittelmeers zu danken haben.

Der Kapitän Freycinet hat als Befehlshaber der Korvette l'Uranie, zum Behuf von Unterſuchungen über die Geſtalt des Erdballs in der ſüdlichen Halbkugel und für Beobachtungen der Magnetnadel, ebenfalls eine neue Reiſe angetreten, wozu ihn unſere gelehrten Männer mit Inſtruktionen verſahen, und von der man ſich für die Schiffahrt, die Wiſſenſchaften und die Naturkunde, wichtige Reſultate verſprechen darf.

Ein Reiſegefährte des Herrn d'Entrecaſtaux und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, des Ingenieur Beautems-Beaupre, iſt gegenwärtig beſchäftigt, das von ihm bekannt gemachte vortheilhafte Verfahren für die Aufnahme hydrographiſcher Charten, auf die franzöſiſchen Küſten anzuwenden. Die Seefahrer, welche unſere Küſten beſuchen, werden ihm in kurzer Zeit eine Sicherheit zu danken haben, welche ihnen durch die bisherigen Karten nicht gewährt werden konnte.

Die finanziellen und Handelsverhältniſſe der von Frankreich wieder in Beſitz genommenen ſieben Kolonien, können mit der erforderlichen Vollſtändigkeit und Zuverläſſigkeit, bei der allzu kurzen ſeither verfloſſenen Zeit, noch nicht geliefert werden. Die Beſitznahme von Guadeloupe

Digitized by Google

geſchah im Heumonat 1816; und die von Martinique im darauf folgenden Herbſtmonat. Im Chriſtmonat des gleichen Jahres wehte die franzöſiſche Flagge im indiſchen Meere; am Senegal traf ſie im Jenner 1817 und in Cayenne am 8. Wintermonat ein. In den ſieben Kolonien ſteigt der Beſtand der wirklichen Garniſonen auf 4,670 Mann. Die Einkünfte von Martinique betragen 2,311,000 Fr. und ihre Unkoſten (dotation) 1,500,000. Guadeloupe erträgt 2,148,000 Fr. und koſtet 1,500,000 Fr. Bourbon liefert 750,000 und erhält 700,000 Fr. St. Pierre und Miquelon, ohne Ertrag, koſtet 200,000 Fr. Der Ertrag von Senegal reicht einſtweilen nur auf 57,000 Fr. und erheiſcht einen Koſtenaufwand von 400,000 Fr. Die Einkünfte von Cayenne belaufen ſich auf 279,000 und ſeine Unkoſten auf 700,000 Fr. Der Ertrag des Opiums und des Salzes in Oſtindien endlich, ſteigt auf 1,645,000 Fr. an. Der Geſammtertrag der Kolonialeinnahme iſt demnach 7,190,000 Fr. und ihre Ausgabe 5 Millionen. Die Vortheile welche Frankreich ſich durch dieſe Ausgabe ſichert, ſind unverkennbar. Der Verkehr mit Martinique und Guadeloupe allein beträgt jährlich über 70 Millionen. Dieſe Summe beſteht aus 8 bis 10 Millionen Gehalten, Bezahlung der Matroſen, Schiffbaukoſten u. ſ. w., aus 20 bis 35 Millionen Werth der rückkehrenden Schiffsladungen. Auf dieſem Handelsverkehr beruht zum großen Theil das Daſein und der Wohlſtand der Küſtenbevölkerung.

Die Einrichtung der vielbeſprochnen und bereits auch vielbenutzten Räucherungs-Apparate, wie ſie im St. Ludwigs-Hospital und in vielen andern Pariſer Krankenhäuſern nach Dr. Arcets Angaben gebraucht wird, iſt nun endlich bekannt gemacht worden. Die kleine Schrift führt den Titel: Description des appareils à fumigations établis, sur les dessins de Mr. d'Arcet, à l'hôpital Saint-Louis, en 1814, pour le traitement des maladies de la peau. (30 S. in 4. mit 3 Kupfern. Paris, bei Mad. Huzard, 1818). Die Koſten eines Apparats für zwölf Plätze können auf 1500, und die eines einfachen Apparats für einen Platz, auf 350 franzöſiſche Franken berechnet werden. Im letzteren kommt eine Räucherung, alles dazu Erforderliche inbegriffen, auf ſechs Centimen zu ſtehen, und da erwieſen iſt, daß im Durchſchnitt zehn Schwefelräucherungen zur völligen Heilung einer einfachen Krätze einreichen, ſo beträgt die Geſammtauslage für die Behandlung einer ſolcher Krankheit, nicht mehr als ſechszig Centimen (12 Sols). Von 1814 bis 1817 wurde, nur allein im St. Ludwigs-Spital 66,486 Räucherungen angewandt.

Des nämlichen Apparats kann man ſich auch für trockene und warme Luftbäder bedienen; ebenſo für trockene oder waſſergeſättigte Bäder von Säuren aller Art; für Bäder von geſchwefeltem Waſſerſtoff, für merkuriale, aromatiſche, ſpirituöſe Räucherungen u. ſ. w.

u.

Digitized by Google

Geſchichtliche Ueberſicht der ſogenannten Bibelgeſellſchaften unſerer Zeit.

Urſprung der Bibelgeſellſchaften. — Ueberblick von der erſten Verbreitung der Bibel unter den Völkern. — Die erſten gedruckten proteſtantiſchen Ueberſetzungen. — Die erſten Bibelgeſellſchaften in allen Welttheilen. — Thätigkeit der britiſchen und ausländiſchen Bibelgeſellſchaft. — Wirkung davon in den verſchiedenſten Weltgegenden. — Die Bibel in der Volksſprache unter den katholiſchen Chriſten Europas — Anſichten der römiſchen Kurie. — Bulle vom Papſt VII. gegen die Bibelgeſellſchaften in Polen, und Vergeblichkeit derſelben. — Fortgang der Sache.

Die heiligen Schriften der Chriſten, die erſten Erkenntnißquellen ihres Glaubens, ſind nun beinah in allen Sprachen der Völker des Erdbodens vorhanden, mit welchen die Europäer in irgend einiger Berührung ſtehen. Der Eifer, dieſe Schriften innerhalb und auſſerhalb unſers Welttheils zu verbreiten, wird immer lebendiger, und gehört zu den Bezeichnungen unſeres Zeitalters.

Die erſte Anregung dazu kam aus England. Es ſind noch nicht zwanzig Jahre, als dort ein Prediger Charles, in Bala, einem geringen Ort am See Lhynd Tegid in North-Wales, einigen ſeiner Freunde über den Mangel an Bibeln unter den Einwohnern, beſonders den ärmern, von Wales klagte. Es geſchah im Dezember 1802. Man beſchloß, einen Verſuch zu machen, Freunde der Menſchheit und des chriſtlichen Glaubens zu vereinigen, durch ihre Beiträge gedruckte Bibeln zu vervielfältigen und zu wohlfeilen Preiſen oder unentgeldlich, wo daran Mangel ſei, hinzugeben. Die Sache kam in öffentlichen Blättern zur Sprache. Bald bildete ſich zu London eine Geſellſchaft, deren Zweck ward, die Bibel in allen Sprachen der Welt zu verbreiten. Man ſetzte ſich zu dem Ende mit gleichgeſinnten Geiſtlichen in Deutſchland, in der Schweiz, in Dänemark u. ſ. w. in Verbindung. Im Jahr 1804 war die Geſellſchaft, welche ſich „britiſche und ausländiſche Bibelgeſellſchaft“ hieß, ſchon ſehr zahlreich, und fand unter ihren Mitgliedern Männer von großem Willen, großem Reichthum und hohen Würden. Sie ward thätig. Und gegenwärtig hört man aller Enden in Europa, wo nicht die römiſch-katholiſche Kirche alleinherrſchend iſt, aus großen und kleinen Städten von Errichtung neuer Bibelgeſellſchaften.

Digitized by Google

Die Regsamkeit dieser vielen kleinen und großen Gesellschaften ist eben so beachtungswerth, als dasjenige der Bewunderung würdig, was sie in der That binnen anderthalb Jahrzehenden in allen Welttheilen schon geleistet haben.

Eine kurze doch treue Darstellung dieser frommen und wohlgemeinten Betriebsamkeit, aus den Berichten und Schriften der Gesellschaft selbst erhoben, wird nicht ohne Vergnügen und Belehrung gelesen werden.

Die grössere Ausbreitung der heiligen Schriften des Christenthums ist ohne Zweifel eines der zweckmäßigsten Mittel, das Christenthum selbst emporzuhalten, vor Entartungen zu bewahren und unter den wilden Völkern zur Veredlung ihrer Geister fortzupflanzen. Ohne diese Urkunden aller christlichen Kirchen wären die Kirchen dem Verfall hingegeben, und alle ihre Stiftungen unter heidnischen Völkern jenseits der Meere ohne Festigkeit. Ja, die Ausstreuung der Bibeln im Innern Asiens, Afrika's, Amerika's und Australiens ist ein wichtiger, unsers Jahrhunderts würdiger Schritt, zur Beförderung wissenschaftlicher Kenntniß und überhaupt der Versittlichung halbwilder Nationen jener Weltgegenden. Daher können die, mit dem Anfange dieses Jahrhunderts, begonnenen Anstalten keinem wahren Menschenfreunde gleichgiltig bleiben. Mit ihnen hebt in der Geschichte der Menschheit ein wichtiger Augenblick an. Wer kann von dem, was hier gewirkt wird, die Reihe der Folgen für künftige Jahrhunderte berechnen? Ohne die hinterlassenen Lebensbeschreibungen Jesu und die übrigen Schriften von Jüngern und Zeitgenossen Christi, würde der erhabenere Glaube, der heiligere Sinn, welcher durch den Stifter unserer Religion in die Welt gebracht ward, sich weder so weit und schnell verbreitet, noch während der Völkerwanderungen und darauf eingetretenen Zeiten der Unwissenheit und Barbarei in ursprünglicher Schönheit bis zu unsern Tagen erhalten haben.

Inzwischen müssen wir uns nicht verhehlen, daß die evangelischen und apostolischen Schriften der Zeitgenossen Jesu in den ersten Jahrhunderten seit ihrer Erscheinung in mancher Hinsicht grössere Wirkung haben mußten, als dieselben jetzt haben können. Denn damals konnten sie noch besser verstanden werden, als heutiges Tages, wo Sprachgebrauch, Sitten, Vorurtheile, Kenntnisse u. s. w. ganz anders geworden sind, als sie in jener Zeit waren. Wie viele Geistliche, wie viele Gottesgelahrte haben wir denn, welche alle in den Schriften des alten und neuen Bundes vorhandene Anspielungen und Beziehungen auf damalige Umstände und Vorstellungsarten verstehen? Wie falsche Begriffe saugt nicht der gemeine Mann bei uns, der doch sonntäglich noch Prediger und Ausleger der Schrift hört, aus dem Lesen der Bibel ein? Man kann leicht denken, welche Begriffe der Neger, der Neuseeländer, der Tatar u. s. w. daher holen muß, dem bei seiner Lebensart, bei seiner Geschichtsunkunde, bei seinem Klima, besonders in tropischen Ländern, die Hälfte dessen, was er in der Bibel findet, durchaus unbegreiflich sein muß!

Die halbwilden Völker, denen man die Bibel in die Hand gibt, zugleich mit einer ganzen Bibliothek von Postillen, Auslegungen und Einleitungen in's alte und neue Testament zu ver-

Digitized by Google

sorgen, wäre wohl weder rathsam, noch ausführbar. Und doch wird ihnen ohne Hilfsmittel der größte Theil dessen, was sie lesen, Räthsel bleiben müssen. Ja, die ganz verschiedenen, sich oft geradezu widersprechenden Vorstellungsarten von göttlichen Dingen, welche in den Büchern des alten und denen des neuen Bundes herrschen, müssen ihren Verstand verwirren, wie sie den Verstand vieler unserer europäischen Bibelleser verwirrt haben. — Wozu denn für die Natursöhne entfernter Welttheile die ganze jüdische Staats- und Reichsgeschichte, die salomonischen Liebeslieder, die Apokalypse des Johannes, welche schon so manchem ehrlichen Europäer den Kopf verdreht hat?

Ein zweckmäßiger Auszug der heiligen Schriften, könnte man sagen: mit Hinweglassung alles Unverständlichen, Anstößigen und dem Geiste Jesu und seiner Lehre Widerstrebenden, wäre unstreitig zur Beförderung des Christenthums unter den Völkern entfernter Welktheile wohlthätiger gewesen; wäre selbst für die Mehrheit des Volks in Europa höchst wünschenswerth. Allein unsere gegenwärtigen Bibelgesellschaften, oder vielmehr ihre Vorsteher, versäumten es, und raubten damit ihren löblichen Bemühungen manchen Seegen, so wie sie andererseits die Kosten ihrer Unternehmungen verdoppelten.

Jedoch läßt sich von der andern Seite nicht läugnen, daß ein solcher Auszug oder eine Auswahl nicht, ohne den herbsten Widerspruch der verschiedenen Meinungen, bewerkstelligt werden konnte. So war es der guten Sache ersprießlicher, lieber ein unverstümmeltes Ganzes zu geben, worüber dann nur die Wenigsten zu klagen hatten. Zudem wurden häufig die Schriften des neuen Testaments allein gedruckt und vertheilt; oft auch nur einzelne Bücher desselben, und so ward zum Theil den obigen Wünschen entsprochen. Es ist Grundsatz der britischen Bibelgesellschaft, die ganze heilige Schrift, als ein Werk göttlicher Eingebung zu betrachten. Und dem gemäs ward gehandelt.

Die ersten vier Lebensbeschreibungen Jesu, die Geschichte von den ersten Schicksalen seiner Jünger, und die Briefe derselben waren unstreitig nicht ursprünglich für den Leser späterer Jahrtausende, sondern blos für Zeitgenossen bearbeitet und deren Bedürfnissen angemessen, und durch deren Bedürfnisse veranlaßt. Daher konnten sie auch nur von Zeitgenossen am besten verstanden werden.

Mit Recht wurden diese schriftlichen Hinterlassenschaften der unmittelbaren, persönlichen Bekannten und Schüler des hohen Glaubensstifters von allen Gemeinden, als die allein-wahren und sichersten Erkenntnißquellen der göttlichen Lehre verehrt; gegenseitig ausgetauscht, gesammelt und in die Sprachen der verschiedenen Christengemeinden übersetzt. Nach Augustins Zeugniß hatte man schon im ersten Jahrhundert davon mehrere lateinische Uebersetzungen, davon diejenige, welche der Kirchenvater Hieronymus im vierten Jahrhundert prüfte und reinigte, die herrschende wurde, und von der tridentischen Kirchenversammlung im Jahre 1546, unter dem Namen der Vulgata, als die Alleingiltige anerkannt worden ist. Beinah eben so alt mag die syrische

Digitized by Google

Ueberſetzung ſein, die ſich früh und am weiteſten unter den Chriſten Aſiens verbreitete. Doktor Claudius Buchanan fand bei den Chriſtengemeinden des oſtindiſchen Reichs Travankore, im Jahre 1806 mehrere Abſchriften der ſyriſchen Ueberſetzung. Eine von denen, die er der hohen Schule von Cambridge mitbrachte, war aller Wahrſcheinlichkeit nach über tauſend Jahre alt *). Ohne Zweifel ſind auch die Ueberſetzungen in's Sahidiſche für die Chriſten im obern, und ins Koptiſche für die Gemeinden des untern Aegyptens gleich frühen Alterthums, ſo wie die Aethiopiſche für die Chriſten in Habeſch (oder Abeſſinien, zur Zeit der Apoſtel Aethiopien geheiſſen.)

Noch ſind dieſe älteſten Ueberſetzungen nicht nur in Handſchriften, ſondern zum Theil auch ſchon ſeit Jahrhunderten im Druck vorhanden. Und es iſt wohl nicht blos eine ſchöne, volltönende Redensart, wenn der Kirchenvater Hieronymus im vierten Jahrhundert verſicherte, daß Perſer und Inder und viele andere Völker das Wort Gottes in ihren Sprachen längſt vor ſeiner Zeit gehabt hätten. Denn wer kennt nicht den rührenden Eifer jener Jahrhunderte zur Ausbreitung des Chriſtenthums; ihre Ehrfurcht vor den heiligen Schriften; ihre Begierde, dieſe Grundlagen der ewigen Wahrheiten allen Bekehrten mitzutheilen?

Theodoretus im fünften Jahrhundert wußte ſchon von ägyptiſchen, perſiſchen, indiſchen, armeniſchen, ſcythiſchen und ſarmatiſchen Ueberſetzungen ſelbſt des alten Teſtaments. Die armeniſche Ueberſetzung, welche noch vorhanden, und ſeit dem Jahre 1666 gedruckt iſt, ſtammt, nach der Sage der armeniſchen Chriſten, von Mieſrob im Anfang des fünften Jahrhunderts, von demſelben, der neue Buchſtaben erfand, um die armeniſchen Sprachlaute beſtimmter zu bezeichnen. Die perſiſchen und arabiſchen Ueberſetzungen geſchahen gewiß früh; doch die davon noch vorhandenen ſcheinen erſt Werke des neunten oder zehnten Jahrhunderts und die perſiſchen jünger, als die arabiſchen zu ſein. Die gruſiniſchen Chriſten hatten ſchon im ſiebenten Jahrhundert die Bibel in ihrer Sprache; aber die Gothen ſie ſchon, wie bekannt, durch des Biſchof Ulphilas Bemühen, am Ende des vierten Jahrhunderts. Die ſlaviſchen Ueberſetzungen ſtammen aus dem neunten Jahrhundert. Britannien hatte, wie man aus vielen Umſtänden vermuthen kann, ſchon im ſiebenten Jahrhundert wenigſtens einzelne Theile der heiligen Schriften in angelſächſiſcher Sprache; vollſtändig aber durch den Fleiß des Geſchichtſchreibers Breda, im achten Jahrhundert.

Die Barbarei des ſogenannten Mittelalters zerſtöhrte alle Einfalt und Würde des Chriſtenthums. Der heilige Glaube verartete in ein neues Heidenthum. Das war die Folge vom Verfall der Wiſſenſchaften und gelehrten Kenntniſſe. In einer Zeit, da viele Könige und Staatsmänner weder leſen noch ſchreiben konnten, da ſelbſt viele Biſchöfe und Prieſter eben ſo unwiſſend waren, blieben natürlich die älteſten, ſchriftlichen Urkunden des Chriſtenthums ein

*) Nach der Verſicherung der im Jahre 1815 zu London erſchienenen und hier benutzten Historical sketch of the translation and circulation of the scriptures etc. by W. A. Thomson and W. Orme Perth.

Digitized by Google

geschlossenes Buch. Und mit den Quellen der Erkenntniß versiegte die Erkenntniß selbst. Daher stammte nun die ganze Verwandlung, welche der christliche Glaube erfuhr, wo sich alles nur in's Kirchliche ausbildete, in's Todte, in's Werkseelige, in's Spitzfindige oder Abergläubige; wo sich die Priesterherrschaft über die Laienvölker und Laienfürsten entwickelte und eine Reihe von zum Theil unsinnigen Lehrsätzen in die Welt kam, von denen Jesus und keiner seiner Vertrauten je etwas gewußt und gesagt hatte.

Sobald sich aber wieder die Wissenschaften hoben, war eine der ersten ihrer Wirkungen, daß die Christen zum Lesen der heiligen Schriften zurückkehrten. Natürlich mußten die, welche die Worte des Glaubensstifters und seiner ersten Boten lasen, erschrecken, wenn sie da nicht Alles fanden, was Päpste, Kirchenversammlungen und Bischöfe und Priester, als wesentliche Wahrheiten glauben machen wollten. Natürlich mußte der wackere Peter Waldus, der zufällig eine französische Uebersetzung von den Lebensbeschreibungen Jesu in die Hände bekam und lieber nun ein Christ, als ein damaliger Römischkatholischer sein wollte, zum Ketzer erklärt werden. Natürlich konnte nach ihm John Wicliff im vierzehnten Jahrhundert, der die Vulgata auch ins Englische übersetzte, kein anderes Schicksal haben. Natürlich mußten Huß und Hieronymus auf den Scheiterhaufen sterben. Denn ihr Glaube und Christenthum war unmittelbar aus den Worten Jesu und seiner Jünger erhoben; durchaus nicht das scholastisch-abergläubige-zeremoniöse Machwerk des unwissenden Mittelalters, welches durch Kirchenversammlungen, von denen manches Mitglied nie eine Bibel in seinem Leben gesehen hatte, oder durch Päpste, denen oft an Petri Schlüssel-Amt mehr, als an der Bibel gelegen war, gesetzliche Weihe empfangen hatte. Und wäre Christus selbst wiedergekommen, man würde ihn, als Ketzer haben verurtheilen müssen.

Die Erfindung der Buchdruckerpresse, dies Werkzeug, welches von den ersten Zeiten seines Gebrauchs bis heut ein Aergerniß aller selbstsüchtigen Finsterlinge geblieben ist, änderte durch ungeheuere schnelle Vervielfachung geschriebener Worte die ganze Gestalt der Dinge. Die Bibel ward in vielerlei Sprachen gedruckt; kam in die Hände aller, die lesen konnten; und jeder wollte lesen lernen. Von der Vulgata allein traten die, seit sie zum erstenmal im Jahr 1462 gedruckt worden war, binnen fünfzig Jahren weit über hundert Ausgaben an's Licht.

Das mußte den Glauben an die Untrüglichkeit der alten Kirchenversammlungen und an die Unfehlbarkeit des heilig genannten Vaters zu Rom gewaltig erschüttern und schwächen, weil es den Glauben an Jesum, und was er gelehrt hatte, emporbrachte nnd stärkte. Deutschland hatte schon im Jahr 1467 in der Muttersprache eine gedruckte Bibel; Italien im Jahr 1471; Holland im Jahr 1487; Böheim im Jahr 1488. Es konnte nicht fehlen, die Erasmusse, die Zwingli, die Luther, die Calvine, u. s. w. mußten nun kommen; es mußte der ungeheuere Bruch der alten Kirche erfolgen, welcher unter dem Namen der Reformation oder Kirchenverbesserung bekannt ist.

Diese Reformation war nicht nur eine Kirchenverbesserung für diejenigen, welche sie

Digitized by Google

wollten, sondern in der That auch für diejenigen, welche sie nicht wollten. Die römisch-katholische Kirche ward in ihrem Innern und Aeussern reiner und fester im Streit mit den ernsten, gelehrten, frommen und muthigen Gegnern, die aber in der Fülle ihres Eifers, und in der Knechtschaft alter Vorbegriffe, Vorurtheile und Gewohnheiten eben so häufig auf Irrwegen ertappt wurden. Und wie seitdem die sogenannten Protestanten mit den Jahrhunderten in ihren religiösen Ueberzeugungen dem von Jesu aufgestellten Urbilde näher traten, — in unsern Zeiten zeugen dafür noch die Vereinigungen der Lutheraner und Reformirten — so auch die Katholiken, welche sich schon sehr allgemein erlaubten, den Papst und die Kirche von einander zu unterscheiden. Es gehört keine Sehergabe dazu, um vorauszusagen, daß eine Zeit kommen werde, (und vielleicht ist sie nahe, zumal wenn die römische Kurie im Harnisch des Mittelalters fortzuhandeln strebt), wo ohne Mühe, ohne Aufruhr, ohne Getöse, ein neues Kirchenthum, dem des ersten christlichen Jahrhunderts verwandt, hervortritt; wo, wie jetzt Reformirte und Lutheraner unter dem Namen der Evangelischen zusammenfliessen, sich wieder Evangelische und Katholiken vereinigen, und aus der vielgebrochenen römisch-katholischen Kirche eine wahrhaft evangelisch-katholische Kirche entsteht.

Die Wirkungen des Bibellesens konnten den Häuptern der römisch-katholischen Kirche nicht anders, als mißfällig sein. Denn dadurch gingen ihnen die Einkünfte großer Länder, den Klöstern reiche Schätze, den Bischöfen und Priestern die blinden Verehrungen ihrer Laien verloren. Man mußte also, um das Uebel nicht ärger zu machen, in der Noth dasselbe Mittel zur Erhaltung der alleinseeligmachenden Kirche ergreifen, was schlau genug Kaiser Julian der Abtrünnige gewählt hätte, um das Christenthum zu vertilgen! Man nahm dem Laien die heilige Schriften weg, verbot ihr Lesen in den Schulen und verwies das Volk ans Glauben. Wer die Bibel las und sie als die alleinige Quelle der Glaubenswahrheiten betrachtete, war schon dadurch Ketzer; denn das war ein Hauptgrundsatz der Protestanten gewesen. Man sagte, nicht jeder könne die Bibel verstehen und auslegen; dazu gehören mehr, als gelehrte Kenntnisse. Die Kirchenväter und die alten Kirchenversammlungen, welche den ersten Zeiten des Christenthums näher lebten, müssen als die besten Ausleger der heiligen Schriften angesehen werden, und sind folglich nicht minder Erkenntnißgeber des christlichen Glaubens, wie die heiligen Schriften.

Desto eifriger waren hinwieder die Protestanten zur Ausbreitung der Bibel unter allerlei Volk und in allerlei Sprachen. Ihr gesunder Menschenverstand sagte ihnen: allerdings ist Vieles in der Bibel, was unsern Zeiten, Sitten und Klimaten nicht mehr entspricht; das aber ist Nebensache. Es ist möglich, wir können in der Auslegung zuweilen irren; aber waren denn die Kirchenväter vom Irrthum und allen vorgefaßten Meinungen ihrer Zeit frei, und sind Kirchenversammlungen darum im Besitz der Wahrheit, weil da ihrer viele einerlei Meinung, auch wohl einerlei Irrthums sind? Und noch dazu, wenn man sich nur erinnert, durch welche Künste

Digitized by Google

und Umtriebe man oft auf jenen Kirchenversammlungen gewisse Artikel durchsetzte; und mit wie schwacher Stimmenmehrheit viele Artikel angenommen wurden! Es ist wahr, bei den Protestanten sind durch das Bibellesen vielerlei Sekten entstanden; bei den Katholiken ist mehr Einheit in Kirchen- und Glaubenssachen. Aber ist diese Einheit ein Beweis der Wahrheit, worin sich alles willig auflöst, oder der Geistessklaverei, worin alles blind gehorcht? Freie Menschen und freie Gemüther bewegen sich nach allerlei Richtungen; nur unter dem Korporalstock bewegen sich Regimenter soldatisch, tausende, wie einer. Ist das Gottes Wille und Gesetz der Natur?

In diesen Ansichten fuhren die Protestanten fort; die Bibel in lebendige Volkssprachen zu übersetzen, und folgende Uebersicht der ersten dieser Bibelübersetzungen ist in mannigfachen Beziehungen lehrreich:

Uebersetzungen.	Jahrzahl des N. T.	A. T.	Verfasser.	Druckort.
Deutsche . .	1522	1534	Martin Luther . .	Wittenberg.
Englische . .	1526	1535	Tindal und Coverdale .	Ungewiß.
Französische . .	—	1535	Robert Olivetan . .	Genf.
Schwedische . .	1534	1541	Olaus Petri . .	Upsala in Schweden.
Dänische . .	1524	1550	Palladius und Ander .	Kopenhagen.
Holländische . .	—	1560	Ungewiß . . .	Ungewiß.
Italiänische . .	—	1562	Anthony Brucioli .	Genf.
Spanische . .	1556	1569	Cassiodorus de Reyna .	Basel.
Russische . .	1519	1581	Cyrill und Methodius .	Ostrog.
Reformierte Zürcherische	1525	1529	Leo Judä . . .	Zürich.
Bernerische . .	—	1602	Piscator . . .	Herborn.
Niedersächsische Mundart	—	1533	Unbekannt . . .	Lübeck.
Illmische . .	1548	1642	— — . . .	Stockholm.
Croatische . .	1553	—	— — . . .	Tubingen.
Baskische . .	1571	—	— — . . .	Rochelle.
Welsche . .	1567	1588	— — . . .	London.
Ungarische . .	1574	1589	— — . . .	Wien.
Wendische . .	—	1584	— — . . .	Wittenberg.
Isländische . .	—	1584	Thorlack . . .	Helum auf Island.
Pommerische . .	—	1588	Unbekannt . . .	Bath.
Polnische . .	1585	1596	Mehrere . . .	Unbekannt.
Böhmische . .	—	1593	— — . . .	Kralitz in Mähren.
Hebräische . .	1599	—	Elias Hutter . .	Nürnberg.
Neu-Griechische .	1638	—	Maximus . . .	Genf.
Wallachische . .	1648	—	Unbekannt . . .	Belgrad.
Ladinische des Engadin in Graubünden .	—	1657	— — . . .	Scuols im Engadin.
Litthauische . .	—	1660	Chylinsky . . .	London.
Türkische . .	1666	—	Lazarus Seaman . .	Orford.
Irländische . .	1602	1685	Dolt. Daniel u. Bischof Bedel	London.
Liefländische . .	1685	1689	Unbekannt . . .	Riga.
Estländische . .	1685	1689	— — . . .	Riga.
Dorpatische Mundart	1727	—	— — . . .	Unbekannt.
Oberländer Mundart der romanisch Graubündner	—	1719	— — . . .	Chur.
Oberlausitzische .	1706	1728	Mehrere . . .	Bautzen.
Lappländische .	1755	—	— — . . .	— —
Manksche . .	—	1763	Bischof Wilson . .	— —
Gälische . .	1767	1802	Jas Stewart und Andere	Edinburg.
Portugiesische . .	1781	1783	Antonio Pereira . .	Lissabon.
Grönländische .	1798	—	Unbekannt . . .	Kopenhagen.

Digitized by Google

Die Menge der Ausgaben von einzelnen Theilen, oder von der Gesammtheit, der Urkunden des Christenthums läßt sich nicht mehr zählen. Man weiß ja, daß nur die große Bibelsammlung in Stuttgardt über viertausend verschiedene Ausgaben besitzt. Die vor hundert Jahren zu Halle durch den frommthätigen Hildebrand von Canstein gegründete Bibelanstalt hat allein eine große Menge in Druck und Bogengröße von einander verschiedener Ausgaben in deutscher, böhmischer, polnischer Sprache veranstaltet, die um wohlfeilen Preis oder unentgeldlich durch Europa, in Amerika und in's russische Asien verbreitet würden. Man berechnet, daß seit der im Jahre 1712 erschienenen ersten Ausgabe des neuen Testaments in dieser canstein'schen Anstalt, von ihr allein über drei Millionen Exemplare in mancherlei Sprachen gedruckt wurden.

Bald begnügten sich die Evangelischen nicht mehr damit, nur dem Volke ihrer Heimathen die Bibel in die Hand zu geben, sondern mit der Begierde, den christlichen Glauben ihrer Art auch den Juden, Muhamedanern und Heiden zu bringen, nahmen sie darauf Bedacht, denselben die Bibel in deren Landessprachen zu verschaffen. Durch dieses Mittel empfingen die protestantischen Missionsanstalten mehr Ausdehnung und Kraft und veredelnden Einfluß, als die katholischen in andern Welttheilen. Denn ohne alle obrigkeitliche Zwangsmittel, nur durch Predigt und Ueberzeugung wirkten sie in allen Welttheilen groß; wo der Mund der ausgesandten Bekehrer schwieg, predigte die Schrift für sich selbst fort; und wo protestantische Missionen waren, mußte man nothwendig auch Schulen errichten, damit die Leute lesen lernten. Damit hob bei vielen rohen Völkern die Gesittung und höhere Geistesbildung von selbst an.

Zur Belehrung oder Bekehrung der Juden übersetzte zuerst Elias Hutter die Schriften des neuen Bundes in's Hebräische. Sie traten im Jahr 1599 zu Nürnberg an's Licht. Der Holländer Albrecht Ruyl fing im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts die Uebersetzung in's Malayische an; doch vollendete er nicht. Erst im Jahr 1668 erschien das ganze neue Testament, von Daniel Brower übersetzt, auf Kosten der holländisch-ostindischen Gesellschaft malayisch gedruckt, zum Besten der Javaner, so wie ohngefähr um dieselbe Zeit (im J. 1661) von Daniel Gravius eine Uebersetzung der Evangelien des Matthäus und Johannes in der Insel Formosa.

Lazar Seaman gab im Jahre 1666 zu Oxford das neue Testament in türkischer Sprache; im Jahr 1661 John Elliot das neue und im Jahr 1664 und 1685 das alte Testament in der Sprache nordamerikanischer Eingebornen im Druck heraus; Bartholomäus Ziegenbalg im Jahr 1715 zu Trankebar das neue Testament tamulisch; die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß zu London im Jahre 1726 das neue Testament arabisch. In Colombo hatten die Holländer von den vier Evangelien schon im Jahr 1739 eine cingalesische Ausgabe veranstaltet; denen folgte im Jahr 1771 die Apostelgeschichte und 1783 das ganze neue Testament. In hindostanischer Sprache ward dasselbe 1758 zu Halle gedruckt, durch Benjamin Schulz übersetzt; in kreolischer 1781 zu Kopenhagen, und ebendaselbst im Jahr 1799 in grönländischer Sprache.

Digitized by Google

Alles aber, was bisher geschehen war, um die ältesten schriftlichen Urkunden des christlichen Glaubens über den ganzen Erdball auszustreuen, und so gleichsam Christum und seine ersten Jünger in allen Sprachen der Welt für sich selbst reden zu lassen, war mit dem nicht zu vergleichen, was seit dem Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts durch Entstehung der vielen sogenannten „Bibelgesellschaften“ bewirkt worden ist. Damit kann kaum die Wirksamkeit der kanstteinischen Anstalt zu Halle verglichen werden, oder jene der Täufermissionarien zu Friedrichsnagor (Serampore) in Ostindien, nordwärts Calcutta, die zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts errichtet ward, und aus deren Buchdruckerei die Bibel ganz oder theilweis schon in 29 Sprachen Mittelindiens hervorgetreten ist.

Schon oben haben wir den Ursprung der „britischen und ausländischen Bibelgesellschaft zu London“ im Jahr 1805 erzählt, zu welchem ein braver Landpfarrer in Wales den ersten Anlaß gab. Wir haben gesagt, daß Männer jedes Standes ihr beitraten. Der ehrwürdige Wilberforce, der Vizeadmiral Gambier, Graf Moira, Generalgouverneur von Ostindien und andere der Ersten des Landes rechneten es sich zum Ruhm, diesem Vereine anzugehören. Wer eine Guinee beiträgt, ist dafür ein Jahr lang, wer 20 Pfund Sterl. mit einemmale gibt, ist lebenslang Mitglied; wer für jährlich fünf Guineen unterzeichnet, ist Direktor, wer mit einemmale für 50 und mehr Guineen unterzeichnet, ist lebenslänglicher Direktor. Die Direktoren haben das Recht, allen Versammlungen des gesellschaftlichen Ausschusses stimmgebend beizuwohnen, der eigentlich aus sechsundreißig Gliedern besteht, die Geschäftsleitung hat und die allgemeinen Versammlungen beruft.

Diese Gesellschaft gibt von ihrer und der Wirksamkeit anderer mit ihr verbundenen ähnlichen Anstalten inner und ausser Europa alljährlich öffentliche Berichte*). Sie unterstützt ausländische Vereine zur Beförderung der Bibelverbreitung mit oft sehr beträchtlichen Geldsummen. Sie ist als die wahren Muttergesellschaft, als Kern und Mittelpunkt der übrigen alle, anzusehen.

Wir wollen hier die mehr oder minder mit ihr verwandten Bibelgesellschaften der Zeitfolge ihrer Stiftung nach, und nach den Welttheilen geordnet kurz angeben:

In Europa

Im Jahr 1804 ward gleichzeitig mit der Londner eine Gesellschaft zu Nürnberg gestiftet, die bald darauf aber nach Basel verlegt worden ist. Sie gab die Bibel deutsch, romanisch, französisch und italiänisch heraus.

Im Jahr 1805 die zu Berlin; böhmische und polnische Ausgaben.

— — 1809 zu Stockholm; schwedische Bibeln.

— — 1812 zu Abo in Finnland; finnische Bibeln.

*) Die auch in dem vom Inspektor Magister Blumhardt zu Basel herausgegebenen Magazin für die neueste Geschichte der protestantischen Missions- und Bibelgesellschaften, eine Zeitschrift für Freunde des Christenthums, erscheinen.

Digitized by Google

Im Jahr 1812 zu Pressburg in Ungarn.
— — 1812 zu Königsberg in Preussen; lithauische Bibeln.
— — 1812 zu Zürich in der Schweiz.
— — 1812 zu Stuttgardt, deutsche Bibeln.
— — 1812 zu Halle in Sachsen.
— — 1813 zu Gothenburg in Schweden.
— — 1813 zu Westerohs im schwedischen Westmanland.
— — 1813 auf der Insel Gothland.
— — 1813 zu Petersburg in Rußland, vereint mit ihren Bibel-Hilfsgesellschaften zu Mietau, Moskwa, Riga, Dorpat, Reval und Jarosław, welche die Bibel ganz oder zum Theil in deutscher, russischer, kalmückischer, finnischer, armenischer, polnischer, französischer, klavonischer, lettischer, dorpatisch- und revalisch-esthischer Sprache herausgaben.
— — 1813 zu Chur in der Schweiz.
— — 1813 zu Schafhausen in der Schweiz.
— — 1813 zu St. Gallen in der Schweiz.
— — 1813 zu Amsterdam eine englische Bibelgesellschaft, und im Jahr nachher auch eine niederländische.
— — 1814 zu Rotterdam.
— — 1814 zu Elberfeld für das ehmalige Großherzogthum Berg.
— — 1814 zu Hannover.
— — 1814 zu Dresden.
— — 1814 zu Warschau.
— — 1814 zu Lübek, Hamburg, Altona, Bremen.
— — 1814 zu Erfurt und Danzig.
— — 1814 zu Lausanne und Genf.
— — 1815. In den Niederlanden schlossen sich über 40 kleinere Gesellschaften des Königreichs an die von Amsterdam.
— — 1815 zu Braunschweig, Cleve, Osnabrük.
— — 1815 zu Königsfeld im Schwarzwald.
— — 1815 zu Nassau-Homburg, Frankfurt am Main. Neuwied.
— — 1815 zu Bern und Aarau in der Schweiz.
— — 1815 bei den Waldensern in den Thälern Piemonts zu La Tour.
— — 1815 Schleswig-Holstein. Die dänische Bibelgesellschaft ließ zugleich das Evangelium Matthäi in der Sprache der Insel Feroe abdrucken, einer alten, dem Isländischen verwandten Mundart.
— — 1815 auf der Insel Island; zu Upsala und Lund in Schweden.

Digitized by Google

Im Jahr 1815 zu Aſtrakan, Theodoſia und Haslaf in Rußland.

— — 1815 zu Straßburg.

Viele andere Geſellſchaften haben ſich ſeitdem noch gebildet, zu Breslau, Magdeburg, Potsdam, Weſel u. ſ. w.

In Aſien beſtanden Bibelgeſellſchaften ſeit dem Jahr 1811 in Calcutta.

Seit 1813 auf der Inſel Ceylon zu Colombo.

— 1813 zu Bombay.

In Afrika entſtand

Im Jahr 1813 eine Bibelgeſellſchaft auf den Inſeln Mauritius und Bourbon.

— — 1814 auf der Inſel St. Helena.

— — 1815 in der Kapſtadt des Vorgebirgs der guten Hoffnung.

In Amerika ſind

ſeit 1805 in den vereinigten Freiſtaaten Nordamerika's über 69 Bibelgeſellſchaften errichtet worden, Louiſiana noch ungerechnet,

ſeit 1812 eine Geſellſchaft zu Quebek.

— 1810 zu Truro.

— 1813 in Neuſchottland zu Halifax und zu Piktu.

— 1812 zu Jamaika eine Bibelgeſellſchaft der Schwarzen, ungerechnet mehrere hundert kleiner Hilfsgeſellſchaften in den britiſch-weſtindiſchen Beſitzungen.

Die große Muttergeſellſchaft zu London, je größer ſie in allen Welttheilen den Eifer für ihren heiligen Zweck werden ſah, verdoppelte den ihrigen; und bei allen Anſtrengungen ihrer Kraft vervielfachten ſich ihre Kräfte. Im erſten Jahre ihrer Entſtehung verwendete ſie nur die Summe von 366 Pf. Sterl. 2 Schill. 10 Den. zum Druck neuer Bibeln. Seitdem unterſtützte ſie auch andere Ortſchaften in den entlegenſten Ländern zu dieſem Behuf mit Geld. Im Jahr 1814 betrugen ihre Ausgaben 13,030 Pf. Sterl. 2 Schill. 7 Den. Der Geſammtaufwand der Geſellſchaft, die von den zahlreichen Hilfsgeſellſchaften des britiſchen Königsreichs mit anſehnlichen Geldbeiträgen unterſtützt wird, belief ſich in den erſten zehn Jahren ſeit ihrer Stiftung auf 79,543 Pf. Sterl. 15 Schill. 5 Den.

In eben dieſen erſten zehn Jahren hatte ſie in Großbritanien 1,070,471 Exemplare des neuen Teſtaments oder der ganzen Bibel ausgetheilt; und auf dem europäiſchen Feſtlande 43,525 Exemplare, ungerechnet daß ſie auf ihre Koſten noch von verſchiedenen Bibelgeſellſchaften des feſten Landes 173,600 Exemplare drucken und vertheilen ließ.

Während jenes erſten Jahrzehends hatte ſie die ganze Bibel oder einzelne Theile in fünfundfünfzig verſchiedenen Völkerſprachen theils ſelbſt drucken laſſen, theils andrer Orten den Druck und die Vertheilung mit beträchtlichen Summen befördert.

Sie ſelbſt veranſtaltete in Großbritannien die Bibelausgaben

1) in der englischen Sprache
2) — — gälischen —
3) — — welschen —
4) — — irländischen —
5) — — mankischen —
6) — — spanischen —
7) in der portugiesischen Sprache
8) — — holländischen —
9) — — dänischen —
10) — — alt- u. neugriech. —
11) — — eskimoischen —
12) — — mohawkischen —

Auf dem festen Lande von Europa beförderte die britische Bibelgesellschaft vermöge ihrer Unterstützungen:

1) Die französische Bibelübersetzung.
2) die italiänische — —
3) die romanische — —
4) die deutsche — —
5) die böhmische — —
6) die polnische — —
7) die ungarische — —
8) die slavonische — —
9) die lettische oder liefländische Uebersetzung.
10) Die lithauische Bibelübersetzung.
11) die esthische — —
12) die schwedische — —
13) die lappländische — —
14) die armenische — —
15) die isländische — —
16) die finnische — —
17) die türkische oder tartarische Uebersetzung
18) die kalmukische Uebersetzung.

Unter ihrer Leitung wurden in Ostindien die Uebersetzungen in nachfolgenden morgenländischen Sprachen veranstaltet und gedruckt:

1) die bengalische Uebersetzung.
2) die hindostanische —
3) die tamulische —
4) die orissaische —
5) die malayische —
6) die marattische —
7) die sanskritische —
8) die persische —
9) die arabische —
10) die cingalesische —
11) die sinhala-palische —
12) die telingesische —
13) die malayalim —
14) die chinesische Uebersetzung.
15) die seiblische —
16) die siamische —
17) die karnatische —
18) die bugische —
19) die burmanische —
20) die makassarische —
21) die maldivische —
22) die balochische —
23) die afghanische —
24) die rakhangische —
25) die jagalangische oder ursprünglich turkananische Uebersetzung der Bibel.

Diese bewundernswürdige und edelmüthige Thätigkeit kann und wird nicht ohne große, und es ist zu glauben, nicht ohne segensreiche Wirkungen bleiben. Diese ungeheuere Verbreitung von den Urkunden des Christenthums in allen Sprachen des menschlichen Geschlechts

Digitized by Google

wird die göttlichen Wahrheiten, die Christus predigte, auf dem Erdball herrschender machen. Jedes einzelne Bibelbuch wird unter den Heiden gleichsam ein Apostel werden. Was jetzt ausgeführt wird, kann erst in künftigen Jahrhunderten emporreifend erblickt werden. Die schnellgewachsene Menge der Bibelgesellschaften in allen Welttheilen, und ihre Regsamkeit ist in dieser Hinsicht ein wahrhaft großes, weltgeschichtliches Ereigniß unserer Tage. Und der arme Landpfarrer Charles im Gebirg von Wales am See Lhynd Tegid bewirkte, ohne es zu ahnen, mit seinen ersten Klagworten um die Seltenheit der Bibel bei seinen Pfarrkindern Verwandlungen großer Reiche.

Wirklich waren die Bibeln in vielen europäischen Staaten bisher seltener, als man hätte glauben sollen; meistens nur in den Händen des Mittelstandes, (bei welchem überhaupt das meiste Gute gefunden wird); der Geistlichen und Gelehrten. Vornehme Leute, Leute von gutem Ton, würden gelächelt haben, wenn man sie nach ihrer Bibel gefragt hätte, statt nach den neuesten Romanen, Schauspielen und Zeitschriften. Und die armen Familien kauften nicht, was ihnen zu theuer war. In vielen Dörfern des protestantischen Deutschlands, Hollands, Helvetiens, Schwedens, Dänemarks, Preussens u. s. w. fand man die Bibel nur in wenigen Haushaltungen; ungeachtet eigentlich Bibel, Gesangbuch und Kalender sonst den Kern einer bäuerlichen Bibliothek auszumachen pflegen. In mehrern Gegenden Polens war die Bibel in der Landessprache schon so selten geworden, daß man sie kaum noch um Geld erhalten konnte. Unter 18,000 deutschen, 7,800 polnischen und 7000 lithauischen Familien in Lithauen war, laut eingezogenen Berichten im Jahre 1815 nicht eine einzige Bibel zu finden. In Schweden besaß von achtzig Personen der ärmern Volksklasse kaum eine das Buch.

Es verdient daher allerdings gerühmt zu werden, daß sich beinah aller Orten die achtungswürdigsten Staatsmänner, Könige und Fürsten selbst als Beschützer an die Spitze der Bibelgesellschaften stellten. In Rotterdam übernahm Herr von Hoogstraaten, Mitglied der Generalstaaten, das Präsidium; zu Elberfeld der damalige Generalgouverneur des Großherzogthums Berg, der geistvolle Herr v. Gruner; zu Hannover der Staatsminister Freiherr von Arnswaldt, während der Herzog von Cambridge selbst den Namen eines Patrones der Bibelgesellschaft annahm. In Berlin entstand die Gesellschaft unter Leitung des Generallieutenants von Dierike; zu Dresden unter Leitung des Ministers Grafen von Hohenthal; in Kopenhagen durch ihren Präsidenten, Grafen von Schimmelmann u. s. w.

So kann und wird es gelingen, daß auch die Gesellschaften des europäischen Festlandes grössere Kraft und Wirksamkeit gewinnen, wenn sie gleich weder den ungeheuern Spielraum, noch die einem solchen angemessenen Mittel haben, wie die Muttergesellschaft zu London. Diese, wie sie begann, fuhr immerdar fort, die mit ihr befreundeten Vereine auf dem festen Lande zu unterstützen. So gab sie in den Jahren 1814 und 1815 an die niederländische Societät 500 Pf. Sterling; an die bergische 200 Pf.; an die zu Hannover 500; an die preussische 500; an die sächsische 500; ungerechnet einen Beitrag von 100 Pf. Sterling an die Potsdamer

Hilfs-Bibelgesellschaft und eine gleiche Summe für die sächsische zur Herausgabe des neuen Testaments in wendischer Sprache für die armen Wenden in der Lausitz. Für die Gesellschaft in Rußland wurden 1000 Pfund Sterling angewiesen. In diesem unermeßlichen Reiche zeigt sich für die Sache eine große, unerwartete Begeisterung.

Aber auch eben hier ist das Bedürfniß von den Urquellen der christlichen Erkenntniß wohl am fühlbarsten. Nur in den weitläuftigen Provinzen Georgien, Imirete und Mingrelien bekennen sich über eine halbe Million Einwohner zum Christenthum; aber in den 2000 Kirchen dieser Länder waren im Jahr 1815 nicht zweihundert Bibeln anzutreffen. Daher hat der georgische Erzbischof Dositheos selbst zur Gründung einer Bibelgesellschaft zu Tiflis Hand geboten, zu der selbst die Familie des Czaar Salomon trat, der im J. 1809 im Kriege Rußlands mit der Pforte gefangen nach Tiflis gebracht wurde, weil er, als Erbfürst von Imirete zu den Türken hielt.

Ein merkwürdiger Zug verdient hier noch aus Rußland, rücksichtlich dieses Gegenstandes, angeführt zu werden. Die Londner Gesellschaft ließ zu Karassu, einer Stadt am kaukasischen Gebirg in Taurien, ein tatarisches neues Testament drucken, und in der Krimm vertheilen. Es empfingen davon auch Muhamedaner, unter andern ein muselmännischer Mufti. Dieser las das ihm unbekannte Buch und mit so hohem Vergnügen, daß er einen jährlichen Beitrag von fünfzig Rubeln an die Petersburger Gesellschaft unterzeichnete; seinen angelegentlichen Wunsch erklärte, Mitglied derselben zu werden, und wünschte, man möchte das Buch auch in türkischer Sprache mittheilen.

Fürst Galitzin ist Präsident der Petersburger Societät, ein sehr verehrter Mann. Das heilige Unternehmen macht ihm Freude, denn er sieht die allgemeine Begierde des Volks nach dem Lesen der demselben bisher kaum dem Namen nach bekannt gewesenen Bibel, worin es selbst, was Christus geredet, was seine Jünger geschrieben, lesen kann. Als die Armenier hörten, daß man im Werk habe, das neue Testament armenisch drucken zu lassen, wozu die Londner Gesellschaft 500 Pf. Sterling hergab, unterzeichneten sie sogleich für die Hälfte der Ausgabe von 5000 Exemplaren.

Die Hülfe, welche die Londner Gesellschaft den mit ihr in allen Theilen Europens zu gleichem Zweck verbundenen gewährt — ist groß; aber nicht die einzige, die sie leistet. Auch an die amerikanischen sendet sie beträchtliche Summen und mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt pflegt sie der asiatischen.

Schon im Jahr 1809 wurde zur Bibelverbreitung in Asien von der Societät zu Calcutta die Einrichtung getroffen, daß sie sich, zur Erleichterung der Arbeiten in zwei Hauptgesellschaften vertheilte. Die eine derselben empfing die Benennung „eines korrespondirenden Ausschusses der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft in Bengalen"; und ihr vornehmster Zweck ward, zum Besten der Heiden gute Bibelübersetzungen in diejenigen morgenländischen Sprachen zu veranstalten, worin noch nie eine Bibel oder überhaupt noch

Digitized by Google

kein Buch gedruckt ward. An diesen Ausschuß schlossen sich besonders die gelehrten Täufer-Missionarien in Asien an. In seinem Solde stehen die angesehensten Gelehrten vieler Nationen des Orients, unter deren Aufsicht die morgenländischen Sprachen zum Behuf der Bibelübersetzung bearbeitet werden. Ihre Druckereien zu Serampore in Bengalen, wo zehn Pressen für das Bedürfniß noch nicht genug waren, sind in fortwährender Thätigkeit. Von hier aus ging auch die chinesische Uebersetzung des neuen Testaments (von Morrison bearbeitet) an's Licht, die nicht nur den Chinesen zu Java, Malacca und Penang gegeben ward, sondern auch in's Innere ihres großen Vaterlandes zu 2000 Exemplaren hineingespielt wurde. Da wirkt das Buch im Stillen kräftiger, als der schüchterne Muth scharfbeobachteter Jesuiten und protestantischer Missionarien wirken konnte. Von Serampore aus ging auch das neue Testament in der Pali-Sprache an's Licht, der alten, gelehrten Priestersprache Hinterindiens und des Innern von Ceylon, die dort das ist, was für Vorderindien die Shanskritsprache ist. Auf der Insel Ceylon ist eigentlich die cingalesische Sprache an den Küsten herrschend. Daher auch den Christen dieses Eilandes, von denen man bei 150,000 Protestanten und ohngefähr 50,000 Katholiken zählt, die Uebersetzung der Bibel in ihre Mundart willkommen war.

Die andere Hauptabtheilung der Bibelgesellschaft in Ostindien nennt sich „Hilfs-Bibel-Gesellschaft zu Calcutta.“ Ihr Zweck ist vornehmlich Uebersetzung und Verbreitung der Bibel in morgenländischen Sprachen für die christlichen Sprachen; daher auch die cingalesische Ausgabe von ihr stammt.

Um sich einen Begriff von der Thätigkeit des Londner Vereins zu machen, ist genug zu wissen, daß durch denselben während eines Jahres, nämlich vom 31. März 1814 bis 31. März 1815 in den mannigfaltigsten Sprachen vertheilt wurden 126,156 vollständige Bibeln und 718,778 neue Testamente. — Dazu sind 64,025 Exemplare nicht gerechnet, die auf Kosten desselben Vereins von andern Bibelniederlagen abgegeben wurden; nicht gerechnet diejenigen Bibeln, welche von andern Gesellschaften auf eigne Kosten gedruckt und ausgespendet wurden.

Im folgenden Jahre, nämlich vom 31. März 1815 bis 31. März 1816 setzte die britische und ausländische Bibelgesellschaft abermals 138,168 vollständige Bibeln und 110,068 neue Testamente in Umlauf, so daß die Summe der seit ihrem Beginn verbreiteten Exemplare 1,557,973 betrug.

Daneben hielt sie in den letzten Jahren immer einige Männer auf Reisen, die sich persönlich vom Gang der fremden Bibelgesellschaften und den Bedürfnissen der Länder überzeugen mußten. So bereisete in den Jahren 1815 und 1816 Doktor Steinkopf die Niederlande, Deutschland und die Schweiz. Bei dieser Gelegenheit bildete sich auch die Bibelgesellschaft in den piemontesischen Waldenser-Thälern. Hier beläuft sich die Anzahl der Christen, welche Nachkommen derer sind, die sich schon im neunten Jahrhundert von der römischen Kirche trennten, auf ohngefähr 17,000 Seelen in 13 Kirchspielen. Sie sind fast alle sehr arm. Zur Anschaffung von

Digitized by Google

Bibeln brachten sie mit großer Mühe nur 800 Franken zusammen. Daher empfingen sie von London aus einen Beitrag von 200 Pf. Sterling.

Wie Steinkopf, so reisete auch der Prediger Pinkerton; dieser besonders den Eifer der russischen Bibelgesellschaften zu beleben und Zeuge ihrer Thaten zu sein. Sie haben in dreizehn verschiedenen Ausgaben 110,000 Exemplare geliefert. Das Evangelium Matthäi war das erste in der Sprache der Kalmucken gedruckte Buch. Die Bibelgesellschaft zu Theodosia (Kaffa), der krimischen Hafenstadt, verbreitet ihre Wachsamkeit immer mehr über alle Gegenden am schwarzen Meere, bis ins Innere Kleinasiens. Merkwürdig ist allerdings, daß die Schriften der Apostel, durch die Kunst unsers Zeitalters vertausendfacht, aus dem Pontus in jene Gefilde Kleinasiens zurückkehren müssen, wo die meisten derselben vor beinah zweitausend Jahren geschrieben wurden, und jetzt kaum noch gekannt sind.

Ungarn wird von Wien aus mit den heiligen Schriften versorgt; in Polen haben sich eigne ansehnliche Gesellschaften gebildet. Für die Protestanten in Frankreich wird zu Paris und Straßburg thätig gehandelt. Ueberallhin werden die ältesten schriftlichen Urkunden des Christenthums verbreitet, wie noch zu keiner Zeit in irgend einem Jahrhundert geschehen ist.

Nicht nur gelangt die Bibel auf diese Weise auch in die Hände vieler tausend katholischen Christen Europens, denen man sie bisher absichtlich entzogen hatte: sondern ehrwürdige Geistliche der katholischen Kirche selbst helfen zur Verbreitung des Gottes-Wortes.

Unter den Katholiken des Königreichs Würtemberg sind, mit Genehmigung des Bischofs von Ellwangen, über 7000 Exemplare des neuen Testaments in den Jahren 1815 und 1816 vertheilt worden, alle nach der Uebersetzung des trefflichen Van Eß zu Marburg, der sich ein großes Lebensgeschäft daraus macht, dem wahren Christenthum zu dienen, nicht der bloßen Kirche und Kirchlichkeit. Bald sind von seiner Uebersetzung bei 100,000 Exemplare in den Händen deutscher Katholiken. Nicht aber für die Katholiken allein, auch für die Protestanten, zumal für die Armen im Hessischen, sorgt er mit der Liebe, die Jesus lehrte. Eben so wirkte von Regensburg aus der ehrwürdige Regens Wittmann auf das katholische Deutschland. Schon werden von seiner Ausgabe des neuen Testaments bei 30,000 Exemplare vertheilt sein. Von der Uebersetzung des neuen Testamentes, welche der biedere Pfarrer Goßner zu München veranstaltete, wurden in wenigen Monaten bei 10,000 Stück im katholischen Deutschland verbreitet. Ebenso verhält es sich mit den Katholiken in der Schweiz, wo Pfarrer selbst die Vertheilung freudig besorgen.

Dergleichen Regsamkeit zur Beförderung des Christenthums, und zwar auf diesen Wegen, ist nun freilich nicht ganz im Geist der römischen Curie. Sie muß nach ihren Grundsätzen die von Ketzern gedruckte Bibel nothwendig zu den verbotenen Büchern zählen, und das Uebersetzen der heiligen Schriften in die Sprache des Volks, als eine Erfindung boshafter Arglist ansehen, als einen ruchlosen Kunstgriff der Neuerer. Denn es ist gewiß, daß die

Digitized by Google

verbreiteten Christenthums-Urkunden auch gelesen, und von den Laien, welche dieselbe noch nie gesehen, mit prüfendem Ernst gelesen werden. Es ist gewiß, daß die Laien dann eben so gut, wie viele tausend Geistliche der katholischen Welt, wahrnehmen, wie wenig manche Sätze der Kirchenväter und Kirchenversammlungen und Päpste mit den klaren Worten Jesu und seiner Schüler zusammenstimmen wollen; wie da das gedankenlose Rosenkranzbeten, die Ehelosigkeit der Priester, die Meßopfer, die Unfehlbarkeit der Päpste u. s. w. sammt Ablaß und Fegefeuer mit der Zeit in große Gefahr gerathen dürften. Das wahre Christenthum freilich wird bleiben, aber nicht die wahre Suprematie veralteter Begriffe.

Seit den Tagen der sogenannten Reformation, die doch nicht Alles reformirte, oder zum Bessern wiedergestaltete, geschah kein furchtbareres Unternehmen gegen die römische Oberherrschaft, als in unsern Tagen durch jene Bibelverbreitungen. Denn dadurch wird sich die Christuslehre auffallender denn je, von der päpstlichen Kirchenlehre scheiden, und die erleuchtete katholische Geistlichkeit aller Länder wird mächtiger in ihrem Wort, als der Donner vom Vatikan, sobald die Völker selbst erleuchteter sind, und den Geistlichen beitreten. Ohne die Bibelübersetzung in der Hand alles Volks hätten zu ihrer Zeit die Luther und Zwingli nicht so groß einwirken können. Es wird zwar in unserm Zeitalter keine Wiederholung eines Luther oder Zwingli geschehen; aber niemand zweifle, es werden Männer auftreten, die unserm Jahrhundert und seinen Bedürfnissen sind, was jene den ihrigen waren.

Ohne Zweifel war der römische Hof, dessen Streben zur Wiedereinrichtung seiner verfallenen unsichtbaren Herrschaft immer deutlicher wird, nicht genau von der Ausdehnung und Wichtigkeit der Bibelgesellschaften unterrichtet. Sonst würde er schon andere Maßregeln ergriffen haben. Nun vernimmt man, daß in Rom selbst neue Bibelübersetzungen mit Anmerkungen für's Volk bereitet werden, zuerst für's deutsche Volk.

Von Polen her zuerst vernahm Rom von der Thätigkeit der Bibelgesellschaften. Und unterm 29. Brachmonds 1816 erging wider sie von Rom aus der erste Fluch in einer an den Primas von Polen, Erzbischof von Gnesen gerichteten päpstlichen Bulle.

Diese Bulle ist für die Geschichte des großen Gegenstandes, so wie zur Bezeichnung der Ansichten, welche der römische Hof noch im neunzehnten Jahrhundert von heiligen Dingen hat, viel zu wichtig, als daß wir sie hier nicht treu und wörtlich einrücken sollten. Also lautet sie:

„Papst Pius VII. Unserm ehrwürdigen Bruder Wohlergehen und Unsern apostolischen Segen zuvor!

Wir versprachen Euch, Euch sobald wie möglich Eure letzten Briefe zu beantworten, in denen Ihr an Unsern heiligen Stuhl, zugleich im Namen der übrigen polnischen Bischofe über die sogenannten Bibelgesellschaften einen Bericht erstattet, und angelegentlich von Uns eine Weisung verlangt habt, wie Ihr Euch in der Sache zu verhalten habt. Gerne hätten Wir

Digitized by Google

Euch früher dieſes Unſer Schreiben zugehen laſſen, wenn nicht eine unglaubliche Menge von Geſchäften, die von allen Seiten her ſich anhäuften, Uns gehindert hätte, dieſe Eure Bitte früher zu willfahren.

Mit Abſcheu erfüllte Uns jene Erfindung boshafter Argliſt, wodurch ſelbſt die Grundpfeiler der Religion untergraben werden. Wir zogen daher um der Wichtigkeit der Sache willen Unſere ehrwürdigen Brüder, die Kardinäle der h. römiſchen Kirche zu Rath, und erwogen mit der reiflichſten Sorgfalt, welche Maßregeln Unſers päpſtlichen Anſehens zur möglichſten Heilung und Vertilgung dieſer Peſtilenz die tauglichſten ſein dürften. Inzwiſchen wünſchen Wir Euch, ehrwürdiger Bruder! von Herzen Glück, und ertheilen Euch das gebührende Lob in dem Herrn, daß Ihr bei der ſchweren Gefahr, die dem Chriſtenthum drohte, einen ſo ausgezeichneten Eifer bewieſen, und dieſen Schandflecken unſers Glaubens und höchſt ſeelengefährlichen Plan Unſerm apoſtoliſchen Stuhl angezeigt habt. Zwar ſcheinen Wir keineswegs nöthig zu haben, Euern Eifer, den Ihr bereits zu Tage legtet, noch weiter anzuregen, da Ihr ſchon zum Voraus von ſelbſt alles in Bewegung geſetzt habt, um die ruchloſen Kunſtgriffe dieſer Neuerer aufzudecken und zu bekämpfen. Indeß halten Wir es Unſerm Berufe angemeſſen, Euch auf's dringendſte zu ermahnen, unausgeſetzt allem dagegen aufzubieten, was Eure Kraft, Eure Umſicht und Euer Einfluß vermag, und Euch ſo als eine Schutzwehr für das Haus Iſraels hinzuſtellen.

Wir haben demnach in der Abſicht dieſes Schreiben an Euch erlaſſen, um nicht nur Eurer lobenswerthen Thätigkeit das gebührende Zeugniß Unſers Beifalls zu ertheilen, ſondern auch Eure Wachſamkeit, als Hirt des Volkes, und Eure Gewandtheit in den Geſchäften Eures Berufs noch mehr anzuſpornen. Die allgemeine Wohlfahrt nämlich fordert Uns laut auf, alle Unſere Kräfte aufzubieten, um die Anſchläge zu vernichten, welche zum Untergang Unſerer allerheiligſten Religion von den Feinden derſelben gemacht worden ſind. Es liegt daher in dem Berufskreiſe eines jeden Biſchofs, nach Euerm muſterhaften Vorgang, vor allem die boshaften Abſichten dieſes ruchloſen Planes den Gläubigen unter die Augen zu ſtellen, und nach Eurer bekannten Gelehrſamkeit und Weisheit, den Vorſchriften der Kirche gemäs, denſelben bekannt zu machen: „daß die von Ketzern gedruckte Bibel, nach den Regeln des Index (Num. 2 u. 3.) in die Klaſſe verbotener Bücher gehöre; und daß die Erfahrung gezeigt habe, daß die in die Volksſprache überſetzte Bibel wegen der Vermeſſenheit der Menſchen, mehr Schaden als Nutzen ſtifte (R 4);“ und dieſer traurige Erfolg ſei um ſo mehr bei der großen Verdorbenheit der gegenwärtigen Zeit zu befürchten, die von allen Seiten her mit Liſt und Gewalt ſich der heiligen Religion feindſelig in den Weg ſtellt, und der Kirche die ſchmählichſten Wunden beibringt. Es bleibt demnach bei demſelben Beſchluß der Kongregation des Index vom 13. Jun. 1757, daß Bibelüberſetzungen in den Sprachen des gemeinen Volks nicht zu geſtatten ſind, wenn ſie nicht zuvor von Unſerm apoſtoliſchen Stuhle genehmigt, oder mit Anmerkungen aus den heil. Kirchenvätern verſehen ſind.

Digitized by Google

Wir zweifeln nicht daran, daß die Einwohner Polens auch in dieſen unruhevollen Zeiten entſcheidende Beweiſe ihrer Anhänglichkeit an ihre väterliche Religion zu Tage legen werden; und verlaſſen Uns dabei auf Eure und der übrigen Kirchenvorſteher des Reiches kräftige Mitwirkung, denen Wir, wegen ihres ausgezeichneten Eifers für das Kleinod des Glaubens, das gebührende Lob in dem Herrn ertheilen, in der veſten Ueberzeugung, daß ſie Unſerer guten Meinung von ihnen nach Wunſch entſprechen werden.

Zugleich wollen Wir, daß Ihr, ſo bald wie möglich, Uns die Bibel überſendet, die ein gewiſſer Jak. Wuick mit beigefügter Auslegung in polniſcher Sprache herausgegeben hat, ſo wie ein Exemplar der neueſten Auflage von derſelben, welche er mit Weglaſſung der Anmerkungen aus den heil. Kirchenvätern und den Schriften anderer katholiſchen Gelehrten, herausgegeben hat; und daß Ihr Uns zugleich Euer Urtheil über dieſelbe mittheilet, um durch ſorgfältige Vergleichung die Irrthümer ausfindig zu machen, welche ee argliſtigerweiſe in jener Schrift verſteckte, und zur Erhaltung des wahren Glaubens Unſern Richterſpruch darüber zu fällen.

Fahret fort, ehrwürdiger Bruder! den heiligen Weg fortzuwandeln, den Ihr bereits betreten habt, um in Unſerer heiligen Lehre die Kriege des Herrn zu ſtreiten, und die Euch anvertrauten Völker warnen, daß ſie nicht in die Fallſtricke gerathen, welche ihnen zu ihrem ewigen Verderben bereitet ſind. Dieſes erwartet die Kirche von Euch und den übrigen Biſchöfen Polens, an welche zugleich dieſes Unſer Schreiben gerichtet iſt; und die Erfüllung dieſes Unſers heiſſen Wunſches wird dazu beitragen, den tiefen Schmerz zu lindern, den dieſe neue Art von Unkraut, welches der Feind geſäet hat, Unſerm Herzen verurſachte, indem Wir Euch und den übrigen Mitbiſchöfen zur Beförderung der Wohlfahrt der Heerde des Herrn mit Unſerm apoſtoliſchen Seegen, den Wir Euch und ihnen hiermit ertheilen, immer gröſſere Geiſtesgabe von Herzen anwünſchen!

Gegeben zu Rom zu St. Marien der Gröſſern, den 29. Juni 1816, und Unſers Pontifikats XVII. Jahres.

Papſt Pius VII.

Pius PP. VII. Venerabilis Frater! Salutem et Apostolicam benedictionem!

Postremis litteris nostris polliciti sumus Tibi responsum daturos quamprimum tuis, in quibus, ad hanc Sanctam sedem, nomine etiam cæterorum Poloniæ Episcoporum, de societatibus, quas vocant biblicis, retulisti; et quid in hac re agere deberetis, a Nobis studiose postulasti. Nos quidem multo ante id facere voluissemus; sed incredibilis curarum undique succrescentium multitudo effecit, ut usque ad hanc diem petitioni Tuæ satisfacere non potuerimus.

Horruimus sane vaferrimum inventum, quo vel ipsa religionis fundamenta labefactantur; adhibitisque in concilium, pro rei gravitate, venerabilibus fratribus nostris, S. R. E. Cardinalibus, quænam Pontificiæ nostræ Auctoritatis remedia ad eam pestem, quoad fieri posset, curandam delendamque opportet futura sint, omni adhibito studio et sollicitudine deliberavimus. Interea gratulamur Tibi, Venerablis Frater, Teque, ut par est, etiam atque etiam in Domino commendamus, quod in tanto rei Christianæ discrimine singularem zelum exercueris, eamque fidei labem gravissimumque animarum periculum sede huic Apostolicæ denunciaveris. Et quamquam minime necesse esse videamus, festinanti stimulos admovere, cum Tua jam sponte exarseris

Digitized by Google

Die Folgen, welche diese päpstliche Bulle in Polen hatte, bewiesen, was für Wirkungen sich die römische Kurie von ähnlichen Maßregeln in andern Ländern versprechen kann.

Der Primas, Erzbischof von Gnesen, nämlich hatte sich schon im Jahr 1814 der Stiftung einer Bibelgesellschaft in Warschau, zu der selbst katholische Bischöfe treten wollten, lebhaft widersetzt. Da aber nachmals Gnesen an Preussen abgetreten ward, verlor der Erzbischof von seinem Einfluß, oder man hörte doch auf, sich vor seinem frommen Zorn sehr zu fürchten. Und im Mai 1816 stiftete man wirklich zu Warschau die längst entworfene Gesellschaft. Fürst

---

ad impias novatorum machinationes detegendas et oppugnandas; pro nostro tamen munere Te etiam atque etiam hortamur, ut, quantum eniti, viribus, consilio providere, et auctoritate possis efficere, præstes in dies impensissime, apponens Te murum pro domo Israel.

In hanc finem has ad Te litteras damus, ut nimirum insigni testimonio commendemus tuos istos præclaros conatus, et studeamus tamen, tuam in id pastoralem sollicitudinem sollertiamque magis magisque concitare. Interest quippe summopere communis salutis, omni ope et opera conspirare, ad ea propulsanda, quæ in sanctissimae religionis nostræ perniciem ab ejus hostibus parantur: et proinde Episcopalis muneris est, nefarii inprimis consilii malitiam ad oculos, quod jam egregie præstas, fidelium ponere; illudque ex Ecclesiæ præscriptionibus pro ea, qua polles eruditione et sapientia edicere: „Biblia nimirum, opera Hæreticorum impressa, vetitis libris accenseri juxta Indicis regulas (Nro. II. et III.); experimento autem manifestum esse, e sacris Scripturis, quæ vulgari lingua edantur, plus detrimenti quam utilitatis oriri ob hominum temeritatem," (Reg. IV.); idque eo magis pertimescendum esse in tanta temporum foeditate, quibus omni undique arte et conatu sancta impetitur Religio, et teterrima in Ecclesiam vulnera infliguntur. Standum igitur est salutari decreto Congregationis Indicis (13. Junii 1757), Bibliorum versiones vulgari lingua non esse permittendas, nisi quæ fuerint ab Apostolice sede approbatae, aut cum adnotationibus editæ ex sanctis Ecclesia Patribus.

Speramus sane, avitæ Religionis argumenta, in hisce etiam turbidis rebus, Polonos præbituros fore luculentissima; idque Tua imprimis opera ac cæterorum hujusce regni antistitum, quibus mirifice pro fidei deposito conniti gratulamur in Domino, confidentes universos susceptam de iis opinionem cumulatissime fore expleturos.

Necesse est autem, ut quamprimum mittas Biblia, quae commentariis subjectis, edidit polonica lingua Jacobus Wuickus, recentumque ipsorum editionem, quæ sublatis adnotationibus, quæ ex sanctis Ecclesiæ Patribus vel ex doctis Catholicisque viris desumtæ erant, in vulgus prodiit, et quid de ea sentias proponas: ut ita ex ipsorum collatione, ac re mature perpensa dignoscatur, quinam errores insidiose ibidem obtegantur, et nostrum de hac re judicium ad rectae fidei incolumitatem pronunciemus.

Perge ergo, Venerabilis Frater! tenere viam sanctissimam, quam instituisti, præliari videlicet assidue praelia Domini in doctrina sacra, populosque Tibi concreditos monere, ne in laqueos incidant, qui sibi in perennem ruinam parati sunt. In abs Te atque cæteris istis Episcopis, quos etiam nostra hæc spectat epistola, præstolatur ecclesia; id nos expectamus studiosissime, qui conceptam ex novo genere Zizaniorum, quæ inimicus homo superseminat, mœrorem jucundissima hac spe levari quodammodo sentimus; ac majora semper Tibi ipsisque Co-episcopis in Dominici gregis bonum, charismata Apostolica benedictione, quam Tibi illisque impertimur, adprecamur ex corde.

Datum Romæ, apud S. Mariam die 29. Junii annii 1816, Pontificatus nostri XVII.

Pius, P. P. VII.

Digitized by Google

Czartorisky wurde ihr Präsident; Vizepräsidenten wurden drei katholische Bischöfe (von Kalisch, Krakau und Kulm) und ein unirter Bischof. Direktoren der Gesellschaft wurden zwölf angesehene Männer, unter welchen nur drei Protestanten waren. Binnen wenigen Tagen hatte man Unterschriften für 5000 polnische Gulden beisammen. Man war eben im Begriff öffentlich aufzutreten, als der Primas und die Bulle des Papstes dazwischen kamen.

Zufällig war der reisende Prediger Pinkerton aus England in Polen. Er hatte sich, wegen der Gesellschaftssache, von Posen nach Warschau begeben, wo damals auch Kaiser Alexander von Rußland anwesend war. Pinkerton bat den Kaiser um Schutz für die Gesellschaft gegen die päpstlichen Machtsprüche und des Erzbischofs Einmischungen. Und Kaiser Alexander gab nicht nur die huldvollsten Versicherungen seines Schutzes für eine so wohlthuende und heilige Sache: sondern er selbst stellte sich an die Spitze der polnischen Bibelgesellschaft.

Fortan verstummte der Erzbischof von Gnesen, und das päpstliche Schreiben blieb ein todtes Denkmal des Zeitalters für die Geschichte desselben.

So geht das große Unternehmen seinen festen, großen Gang; schon bewundernswürdig durch die ungeheuere Ausdehnung seiner Thätigkeit über alle Welttheile, durch den Adel seiner Zwecke, durch den Reichthum seiner Mittel, durch die Begeisterung seiner Genossen, durch das Zeitalter, indem es entsprang, und durch Alles das, was im Raume weniger Jahre schon geleistet worden ist. Dies Unternehmen ist ein mächtiges Eingreifen in die Schicksale der Menschheit. Niemand kann dessen Erfolge ahnen. Sie liegen in der Hand dessen, der Alles leitet.

Doch das läßt sich weissagen: das Christenthum wird mit Verbreitung seiner Erkenntnißquellen unter den christlichen Völkern stärker, gereinigter und würdiger werden; — die Geistesfreiheit der Nationen in Glaubensdingen grösser; — die mittelalterische Hoheit der römischen Kurie über Gewissen, Vermögen und Einrichtungen fremder Länder eingeschränkter werden, denn je. Die erhabensten aller Wahrheiten, durch welche der Mensch erst entthiert und göttlicher wird, werden in das Gedankenreich der Heidenschaft eindringen, dort Grundlagen der Lebensweisheit und Gottesverehrung werden. Und jene himmlischen Lichtfunken, ohne welche auch die europäischen Nationen weder zu den freien Verfassungen, noch zu den Höhen der Gesittung gelangt wären, deren sie jetzt theilhaftig sind, werden wunderbar bis in das Innere uns noch ganz unbekannter Länder dringen, in deren Sprache bisher noch nie das Höchste ausgesprochen war, was der Sterbliche auszusprechen hat.

Digitized by Google

Zur Geschichte der Einnahme und des Brandes von Moskau.

Bei mancherlei über den Feldzug von 1812 und namentlich über die Einnahme und den Brand der alten Czarenstadt bereits vorhandenen Nachrichten, dürfte es für die Leser dieser Blätter gleichwohl nicht ohne Interesse sein, zumal in Betreff dieses letztern, in seiner Art einzigen Ereignisses, auch noch die Stimme eines einsichtsvollen, als Augenzeuge sprechenden Franzosen zu vernehmen, der, wie er schon in einer ganzen Reihe früherer Feldzüge gethan, als ein hilfreicher Retter manches Unglücklichen und von den Armen des Todes schon wirklich Umfangenen, jenes anfänglich so furchtbare Heer nach den russischen Steppen und wieder zurück nach Deutschland begleitet, und dem man auch über Napoleons frühere Kriegszüge so manche ebenso wichtige als anziehende Nachrichten zu verdanken hat.

Es ist dies der vormalige erste Wundarzt der großen russischen Armee, und nunmehriger Oberchirurg des königlichen Gardenhospitals zu Paris, Baron D. J. Larrey, welcher in dem, dieser Tage ausgegebenen vierten und letzten Bande der von ihm verfaßten Memoires de Chirurgie militaire seine, zwar dem grössern Theile nach ärztlichen und chirurgischen, jedoch auch das Geschichtliche nichts weniger als unbeachtet lassenden Bemerkungen über die Feldzüge in Rußland, Sachsen und Frankreich dem Publikum vorlegt. Diese Nachrichten soweit dieselben den Aufenthalt der französischen Heere zu Moskau, und bloß die Geschichte jener denkwürdigen Tage betreffen, sei es uns vergönnt, dem Leser hiermit auszugsweise mitzutheilen.

Nachdem wir — so erzählt Hr. Larrey — zwei Tage zu Mozaisk zugebracht, richtete das Hauptquartier, indem es den Bewegungen der Armee folgte, seinen Marsch nach Moskau. Wir waren kaum wenige Meilen über Mozaisk hinaus, als wir mit nicht geringem Erstaunen wahrnahmen, daß wir uns, trotz der Nachbarschaft einer der größten Hauptstädte der Welt, auf einer dürren, sandigen, ganz und gar öden Ebene befanden. Der traurige, unsere Soldaten entmuthigende Anblick dieser verlassenen Einöde ließ es uns schon im Voraus ahnen, daß wir genöthigt sein werden, Moskau wieder zu räumen, und daß eitel Jammer und Unglück unser in einer Stadt warte, deren Reichthum uns ein erfreulicheres Loos hätte sollen erwarten lassen.

Es kostete der Armee nicht wenig Mühe, sich durch jene Sandwüste hindurch zu arbeiten. Die Pferde waren abgemattet, und von Hunger und Durst erschöpft; denn an Wasser und Futter war der Mangel gleich groß. Auch die Menschen hatten viel zu erdulden. Man war von Strapazen erschöpft, und nebenbei fehlte es an Lebensmitteln. Den Truppen war seit geraumer Zeit keine Austheilung gemacht worden, und die zu Mozaisk gefundenen Vorräthe wurden für das Bedürfniß der alten und jungen Garde verbraucht. Eine große Anzahl Konskribirter dieses letztern Korps fiel als Opfer eines unmäßigen Branntweintrinkens. Diese Leute sah man sich

Digitized by Google

einige Schritte weit von ihren Waffenbrüdern entfernen, alsdann fingen sie an zu taumeln, wurden vom Schwindel ergriffen und sanken zuletzt in die Knie, oder setzten sich unwillkührlich auf den Boden nieder. In dieser Stellung blieben sie unbeweglich und verschieden bald darauf, ohne daß ihnen ein einziges Klagewort über die Lippen ging. Auf diese verderblichen Wirkungen jenes Getränkes waren die jungen Leute durch Ueberdruß, übermäßige Anstrengung und Entbehrungen schon im Voraus empfänglich gemacht.

Indessen trafen wir am 14. September Abends in einer der Vorstädte von Moskau ein. Das erste, was wir vernahmen, war, daß die russische Armee auf ihrem Durchmarsche durch die Stadt alle angesehenen Bürger und öffentlichen Beamten mit sich fortgenommen habe. Nur wenige Individuen von der niedrigsten Volksklasse und von der Dienerschaft waren zurückgeblieben. Demzufolge bekamen wir, nachdem wir den andern Morgen in die Stadt eingezogen waren, in den Hauptstraßen derselben, so zu sagen, niemanden zu Gesichte. Die Häuser alle waren gänzlich verlassen; was uns aber am meisten in Bestürzung setzte, war, daß wir in mehrern der entferntern Quartiere, die noch keiner unserer Soldaten betreten hatte, und namentlich in dem Bazar des Kremlin, einem weitläuftigen, mit Säulengängen, die mit denen des Palais-Royal zu Paris einige Aehnlichkeiten haben, versehenen Gebäude Feuer ausbrechen sahen.

In Folge alles dessen, was wir auf unserm Zuge durch Klein-Rußland gesehen hatten, mußte die Stadt Moskau durch ihre Größe und die Menge ihrer Paläste und Kirchen nicht weniger als durch die Schönheit der Architektur dieser Gebäude, die bequeme Eintheilung der vornehmsten Häuser, und den Reichthum ihres Ameublements und anderer sich darin vorfindender Gegenstände, uns in nicht geringes Erstaunen versetzen. Die Straßen sind größtentheils regelmäßig, geräumig und wohl angelegt. Nirgends schien eine Disharmonie zu walten, und Alles den hohen Wohlstand der Stadt und ihren unermeßlichen Verkehr mit den Erzeugnissen aller vier Welttheile kund zu thun. Noch ungleich schöner erschien uns die Stadt, vermöge der verschiedenartigen Bauart ihrer Paläste, Häuser und Kirchen. Man sah da Quartiere, in denen sich's durch die Bauart ihrer mancherlei Gebäude ganz deutlich aussprach, von was für Nationen dieselben hauptsächlich bewohnt seien. So war das Quartier der Franken von dem der Chinesen oder Inder, und hinwieder dieses von demjenigen der Deutschen gar leicht zu unterscheiden. Der Kremlin konnte als die Zitadelle von Moskau betrachtet werden. Er liegt im Mittelpunkte der Stadt, auf einem ziemlich hohen Vorgebirge. Ihn umgibt eine Mauer mit Schießscharten, die in gewissen Distanzen von Thürmen, welche mit Kanonen versehen sind, bestrichen wird. Der schon erwähnte, gewöhnlich mit indischen Kaufmannswaaren und kostbarem Pelzwerke angefüllte Bazar war ein Raub der Flamme geworden, und einzig von denjenigen Artikeln konnte noch Vortheil gezogen werden, die man in die Keller eingeschichtet hatte, in welche die Soldaten nach dem Brande eindrangen. Der Pallast des Kaisers, der des Senats, die Archive, das Arsenal und zwei Tempel nehmen den übrigen Raum des Kremlins ein.

Digitized by Google

Dieſe verſchiedenen Denkmale einer herrlichen Architektur präſentiren ſich in hoher Majeſtät rings um den Paradeplatz, und man wähnt ſich auf den öffentlichen Platz des alten Athens verſetzt, wo man auf der einen Seite den Areopagus und den Tempel der Minerva, auf der andern die Akademie und das Arſenal zu bewundern pflegte. In der Mitte zwiſchen jenen beiden Tempeln erhebt ſich ſäulenförmig ein beinahe zylindriſcher Thurm, der Ivansthurm genannt. In demſelben hängen mehrere Glocken von verſchiedenen Größen, und am Fuße derſelben ſteht noch eine andere Glocke von ungeheuerm Umfange, deren viele Schriftſteller erwähnen. Von der Höhe dieſes, eher einem ägyptiſchen Minaret gleichenden Thurmes überblickt man die ganze, wie ein Stern mit vier gabelförmigen Ecken geſtaltete Stadt ſammt ihrer Umgegend. Die bunten Farben der Hausdächer, die Gold- und Silberplatten, womit die Kuppeln und Kapitäler der zahlreichen Glockenthürme bedeckt ſind, verleihen der Stadt ein ungemein maleriſches Ausſehen. Ganz vorzüglich reich ausſtaffirt iſt diejenige der Kirchen oder Tempel des Kremlins, in welchem die Kaiſer begraben liegen. Die Wände des Gebäudes ſind mit fünf bis ſechs Linien dicken Platten von Gold und vergoldetem Silber ausgelegt, auf welchen in getriebener Arbeit die Geſchichte des alten und neuen Teſtamentes dargeſtellt iſt. Die gediegenen ſilbernen Kandelaber und Leuchter eben dieſer Kirchen waren vorzüglich wegen ihrer ungewohnt großen Verhältniſſe bemerkenswerth.

Der Hospitäler von Moskau würde ſich die ziviliſirteſte Nation der Welt nichts weniger als zu ſchämen haben. Sie laſſen ſich in Militär- und Zivilanſtalten unterſcheiden. Das große Militärhospital hat drei Abtheilungen, welche zuſammen ein Parellelogramm bilden. Es geht, ſeinem Haupttheile nach, an eine große Straße hinaus, gegen über eine ungeheure Kaſerne, die mit der Militärſchule zu Paris Aehnlichkeit hat. Zwei mit jenem erſtern unter rechten Winkeln zuſammenſtoßende Seitengebäude umſchließen einen Hof, aus welchem man in einen großen und weitläuftigen, den Kranken zum Spaziergange dienenden Garten hinausgeht. Eine Halle mit Säulen von gemiſchter Ordnung bildet die Vorderſeite dieſes zwei Stockwerke hohen Gebäudes. In dieſem Hospitale betritt man allererſt einen geräumigen Vorhof, wo die Thüren zu den Sälen des Erdgeſchoſſes einander gleich gegenüber ſtehen, und eine große und prächtige Treppe zu den obern Stockwerken hinaufführt. Die Krankenſäle nehmen die ganze Länge des Gebäudes ein, und ſind auf beiden Seiten mit Doppelfenſtern durchſchnitten, die faſt vom Fußboden bis an die Decke reichen, und im Winter aufs genaueſte ſchließen. In gehörigen Diſtanzen ſind Oefen angebracht, und jedes der Hauptzimmer, dergleichen die ganze Anſtalt vierzehn ungefähr von der nämlichen Größe enthält, faßt vier Reihen gleicher, und in einer für die Geſundheit zuträglichen Diſtanz voneinander abſtehender Betten, jede Reihe zu fünfzig Stück. Hüttenwerke, Apotheke, Küche und übrige Zuthaten, ſind an ebenſo vielen abgeſonderten Orten, ſo wie es für die Krankenzimmer am bequemſten iſt, angebracht.

Wir fanden in dieſem Hospital, welches rückſichtlich auf Schönheit, Umfang und Bauart ſeines Gleichen ſucht, nur eine ſehr kleine Anzahl von Kranken, die man ſofort in ein kleineres

Digitized by Google

Hospital transportiren ließ. Letzteres liegt in der Nähe einer Anstalt, die unter dem Namen des Instituts, der Erziehung solcher Kinder beiderlei Geschlechts, die ihre Väter im Kriege verloren haben, gewidmet ist.

Auch die Zivil-Hospitäler, die ich, um unsere Verwundeten unterzubringen, nicht weniger als die Militär-Anstalten solcher Art in Augenschein nehmen mußte, sind aller Aufmerksamkeit werth. Die vier vornehmsten derselben sind das Hospital von Cheremetow, von Gallizin, das Alexander-Spital und das Findelhaus. Das erste, gleich merkwürdig durch seine Form, Bauart und innere Eintheilung, wurde für die Verwundeten und Kranken der Garde bestimmt. Dieses drei Stockwerk hohe Gebäude hat die Form einer Mondsichel. Auf der Rückseite sind mehrere Nebengebäude angebracht. Eine schöne, vom Mittelpunkte jenes Halbmondes vorspringende Halle bildet den Eingang einer mit einer Kuppel versehenen Kapelle, die das Mausoleum des fürstlichen Stifters dieser Anstalt in sich schließt und mit schönen Gemälden, Statuen und Säulen von Stuck verziert ist, und mit welcher die vornehmsten Krankensäle korrespondiren. Die Apotheke dieser Anstalt ist eine der schönsten und reichsten, die ich kenne. Die Zimmer, zu denen man durch Corridors gelangt, sind von verschiedener Größe. Die Betten und alle übrigen Geräthschaften werden sehr reinlich gehalten. Wir fanden hier etwa zwanzig Kranke, alles Leute von dem Haushalte des Prinzen. Diese ließen wir, damit sie sich nicht mitten unter unsern Kranken aufhalten mußten, in ein abgesondertes Quartier, eines der besten des Hospitals, versetzen, wo sie mit gleicher Sorgfalt, wie die Unsrigen, gepflegt wurden. Das Hospital Gallizin, am entgegengesetzten Ende der Stadt gelegen, ist das schönste in ganz Moskau. In dieses wurden die verwundeten französischen Offiziere zusammengebracht. Dreißig schwer verwundete russische Offiziere, die ihre Waffenbrüder bei ihrem Abzuge zurückgelassen hatten, hatten sich mit jenen der gleichen Pflege zu erfreuen.

Das am Ufer der Moskwa unter dem Schutze der Kanonen des Kremlins liegende Findelhaus ist die schönste und umfassendste Anstalt dieser Art in Europa. Es besteht aus zwei Abtheilungen. Die eine derselben, wo sich der Haupteingang befindet, enthält die Quartiere des Gouverneurs, der aus den ältesten Generalen der Armee genommen wird, der Verwaltung des Hauses, der Aerzte, Büralisten, und aller im Dienste des Hospitals angestellten Personen. Die zweite Gebäude-Abtheilung bildet ein vollkommenes Viereck mit einem sehr großen Hofe, in dessen Mitte sich ein Brunnen mit einem Wasserbehälter befindet, aus welchem das Wasser des Flusses sich im ganzen Hospitale vertheilt. Jeder Flügel hat vier große Etagen. In der Runde herum zieht sich bei jedem derselben ein regulärer Flurgang, der zwar nicht sehr breit aber geräumig genug ist, daß die Luft freien Zug hat, und die Leute ungehindert darin wandeln können. Den ganzen übrigen Raum nehmen, der Länge und Breite der sämmtlichen Flügel nach, die Säle ein, in deren jedem zwei Reihen von, je nach dem Bedürfnisse der Kinder, grössere und kleinere, Betten mit Vorhängen aufgestellt sind. Das Quartier der Knaben ist von demjenigen der Mädchen abgesondert, und überall herrscht die größte Ordnung und

Digitized by Google

Reinlichkeit. Jene erstern Gebäude sowohl, als der größte Theil der Säle des letztern sind von so fester Bauart und solchergestalt gewölbt, daß von Feuersgefahr nichts zu besorgen steht, und auch die Hüttenwerke haben, so wie alle übrigen Zuthaten der Anstalt, den höchst möglichen Grad von Vollkommenheit.

Aus diesem Hause hatten die Russen bei ihrem Abzuge alle Kinder, beiderlei Geschlechts, die über sieben Jahre alt waren, mit sich abgeführt. Die wenigen jüngern, die wir noch daselbst vorfanden, wurden in ein besonderes Quartier der Anstalt zusammengethan, und aller übrige Platz zur Aufnahme solcher französischer Kranken, die sich nicht transportieren liessen, in Bereitschaft gesetzt. Man hatte dieses Asyl in der ungezweifelten Erwartung ausgewählt, daß solches auf den Fall einer einstmaligen Abreise unserer Armee, von den Kosacken vor allen andern respektirt werden würde.

Wir hatten nicht sobald von Moskau Besitz genommen, und mit großen Anstrengungen es dahin gebracht, daß das Feuer, welches die Russen in den schönsten Quartieren angezündet hatten, wieder gelöscht war, als der Brand neuerdings und mit verdoppelter Wuth ausbrach, sich mit größter Schnelligkeit von einem Quartiere zum andern verbreitete, und die ganze Stadt auf einmal in Flammen gerieth. Zwei Ursachen waren hieran Schuld. Einerseits die in diesen Gegenden immer sehr ungestümen und heftigen Aequinoktialwinde, unter deren Einwirkung das Feuer sich mit ausserordentlicher Thätigkeit entwickelte und überhand nahm. Anderseits der entschiedene und beharrliche Wille einer gewissen russischen Volksklasse, nämlich, wie man allgemein behauptet, der Gefangenen, deren Kerker bei dem Abzuge der Armee waren eröffnet worden. Diese Elenden begaben sich, sei es nun auf höhern Befehl, oder aus eigenem Triebe und ohne Zweifel in der Hoffnung plündern zu können, vor jedermanns Augen von Haus zu Haus und von Pallast zu Pallast, und legten Feuer ein, ohne daß die französischen, obwohl zahlreichen und starken Patrouillen sie daran zu hindern vermochten. Ich selbst habe mehrere solche Individuen, mit brennenden Lampen und Brennmaterialien in den Händen auf der That ertappen gesehen. Die Todesstrafe, welche an solchen auf frischem Frevel Ergriffenen vollzogen wurde, machte auf die übrigen nicht den mindesten Eindruck, und der Brand dauerte drei Tage und drei Nächte hindurch ohne Unterlaß fort*). Umsonst rissen, um demselben Einhalt zu thun, unsere Soldaten die Häuser nieder. Solche leere Räume wurden schnell von den Flammen überschritten, und ehe man sichs versah, gingen auch solche vereinzelte Gebäude im Rauch auf.

*) Einer dieser Mordbrenner hatte sich in den Pallast eingeschlichen, in welchem der General Grouchy logirt war, und wollte eben mit einer brennenden Fackel in der Hand das Gebäude anzünden, und in er die Vorhänge an dem Bette des Generals in Brand steckte, als Grouchy's Sohn sich plötzlich über den Elenden herwarf, und mit Hilfe seiner Dienerschaft ihn aus dem Hause schaffte, wo er dann von einer französischen Patrouille in Verhaft genommen und vor das zu Beurtheilung der Brandstifter niedergesetzte Tribunal gestellt ward.

Digitized by Google

Nicht leicht dürfte man sich, unter was für Umständen es auch sein mochte, ein schauervolleres Gemälde vor Augen gelegt sehen, als dasjenige, welches in diesen Tagen unsere Blicke betrübte. Namentlich bot die Feuersbrunst in der Nacht vom 18. auf den 19. September, zu welcher Zeit sie ihren höchsten Punkt erreicht hatte, mit ihren Phänomen ein erschütterndes Schauspiel dar. Das Wetter war schön und trocken, und der Wind blies unaufhörlich von Osten nach Norden, und hinwieder von Norden nach Osten. Während dieser Nacht, deren schauervolles Bild auf immer tief in meinem Gedächtnisse haften wird, stand die ganze Stadt in Flammen. Dichte Feuergarben von den buntesten Farben stiegen von allen Seiten zu den Wolken empor, und bedeckten, ein helles Licht und eine brennende Hitze weit umher verbreitend, den ganzen Gesichtskreis. Diese Feuergarben, welche der heftige Wind nach allen Richtungen schleuderte und jagte, waren bei ihrem Aufsteigen sowohl, als in ihrem weitern Marsche mit einem fürchterlichen Zischen und blitzenden Verpuffungen begleitet, dem Resultate eines einmaligen Verbrennens des Salpeters, der Oele, Pulver, Harze und gebrannten Wasser, womit sich die meisten Häuser und Krambuden angefüllt fanden. Die Platten von gefirnißtem Eisenbleche, womit die Gebäude gedeckt waren, machten, in Folge der Hitze, sich mit Ungestüm los und wurden weit weggeworfen. Sehr beträchtliche Stücke von brennenden Balken und Bodenbalken von Tannenholz wurden in sehr beträchtliche Entfernungen fortgeschleudert, und somit der Brand selbst auch noch über die Häuser verbreitet, die man ihrer entfernten Lage wegen für die sichersten gehalten hatte. Jedermann war von Schrecken und Bestürzung ergriffen. Die Garde, das Hauptquartier und der Obergeneral verliessen den Kremlin, und die Stadt, und schlugen bei Petroski, einem an der Heerstraße nach Petersburg gelegenen Schlosse Peters des Großen, ein Lager auf. Ich blieb mit einigen wenigen meiner Gefährten in einem steinernen, auf der obersten Höhe des Frankenquartiers nahe am Kremlin isolirt gelegnen Hause, von welchem aus ich alle die Schreckenserscheinungen der Feuersbrunst ohne Mühe beobachten konnte. Unser Gepäck hatten wir ins Lager vorausgeschickt, indem wir fortwährend auf unserer Hut sein mußten, um den Ereignissen entweder zuvorzukommen, oder gegen dieselben Stand zu halten. Aus der niedrigsten Volksklasse waren ziemlich viele Leute in Moskau zurückgeblieben. Aus einer Strasse in die andere verfolgt und gejagt, erhoben diese ein furchtbares Jammergeschrei. Voll von Eifer, ihre besten Habseligkeiten zu retten, sah man manchen dieser Menschen ein Pack auf die Schultern laden, welches fortzuschaffen seine Kräfte nicht zureichen, und welches er bald wieder im Stich lassen mußte, um nicht selbst dem Feuer zum Raube zu werden. Weiber, von einem natürlichen Gefühle der Menschlichkeit getrieben, trugen eines oder zwei ihrer Kinder auf den Schultern davon, schleppten die übrigen an der Hand mit sich fort, und eilten, um dem sie von allen Seiten bedrohenden Tode zu entrinnen, mit aufgeschürzten Röcken nach den abgelegensten Winkeln der Plätze und Straßen. Aber nicht lange, so sahen sie sich durch den Zudrang der Flamme genöthigt, auch diese Zufluchtsörter zu verlassen, und in der schnellsten Eile bald auf diese, bald auf jene Seite hinaus zu fliehen. Viele von

Digitized by Google

ihnen konnten sich diesen Feuer-Labyrinthen nicht einmal mehr entwinden, und fanden in demselben ihren jammervollen Tod. Greise, deren lang herabhängender Bart die Flamme bereits ergriffen hatte, wurden, was ich mit eignen Augen sah, von ihren Kindern auf kleinen Karren und mit großer Kraftanstrengung aus dieser Hölle herausgeschleppt.

Was unsere Soldaten betrifft, so trotzten dieselben, wenn gleich von Durst und Hunger gequält, allen Gefahren, um Eßwaaren, Weine, starke Getränke und andere mehr und minder nützliche Gegenstände aus der Tiefe der Keller und der in Flammen auflodernden Buden zu rauben. Sie und die verzweifelnden Einwohner sah man durcheinander in den Straßen umher laufen, und alles, was aus dem verheerenden Brande sich noch retten ließ, mit sich hinwegschleppen. Und so war in Zeit von acht bis zehn Tagen die ganze prachtvolle und ungeheuere Hauptstadt, mit Ausnahme der Palläste des Kremlins, einiger großer steinerner Gebäude und aller Kirchen, denn diese sind insgesammt von Steinen gebaut, in Asche verwandelt. So viel Jammer und Noth, worin man noch überdies Vorbedeutungen von noch größerm Unglücke zu erkennen glaubte, versetzte die Armee in große Bestürzung. Man fing an zu besorgen, daß es von nun an Lebensmitteln, Stoffen, und andern zur Kleidung und Subsistenz der Truppen unentbehrlichen Bedürfnissen fehlen würde. Unter allen Vorstellungen, womit die Fantasie sich hätte beschäftigen können, war dies die unseligste.

Indeß wurde, als der Brand vorüber war, das Generalquartier neuerdings in den Kremlin verlegt. Die Garde bezog einige vom Brande verschont gebliebene Häuser des Frankenquartiers, und jedermann trat wieder in seine vormaligen Verrichtungen ein. Auch die Krähen, welche auf den Thürmen nisten, und durch das Feuer von ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte vertrieben worden waren, fingen an, nach ihren alten Wohnsitzen zurückzukehren. Diese Vögel lassen sich, was ihre Zahl betrifft, mit jenen Tauben vergleichen, die wir einst in Aegypten vorgefunden. Sie verdunkelten, wenn sie sich des Morgens und Abends von ihren Glockenthürmen aufmachten, im eigentlichen Sinne den Horizont. Ihre Nahrung besteht in Getreidekörnern und Insekten, und es ist fälschlich gemeldet worden, daß man sie auf den in großer Anzahl um die Stadt her zerstreut liegenden Pferdeäsern gesehen habe.

In Folge wiederholter Nachsuchungen wurden nun viele Magazine von Mehl, Fleisch, gesalzenen Fischen, Oelen, Branntewein, Weinen und Liqueurs aufgefunden. An die Soldaten wurden zwar hiervon einige Austheilungen gemacht, im allgemeinen aber war man allzusehr auf Sparen und Magaziniren bedacht, und diese übertriebene Vorsicht, die noch dazu manchmal nur andern Dingen zum Vorwande dienen mußte, hatte nachher zur Folge, daß man Eßwaaren aller Art in den Vorrathskammern selbst theils verbrennen, theils zurücklassen mußte, von denen man die größten Vortheile hätte ziehen können, und die, auf den Fall, daß man in Moskau geblieben wäre, mehr denn sechs Monate für die Bedürfnisse der Armee würden ausgereicht haben. Eben dies war ganz besonders der Fall mit allerlei Zeugen und Pelzwerk, die man mit möglichster Beschleunigung hätte sollen verarbeiten lassen, um die Soldaten mit so vielerlei

Digitized by Google

Kleidungsstücken zu versehen, als erforderlich gewesen wäre, um dieselben vor der Strenge der Kälte, die zu erwarten stand, zu schützen. Die Soldaten dagegen, von denen keiner je an die Zukunft denkt, weit entfernt, ihrerseits jenem Mangel an Vorsichtsmaßregeln, um ihres eignen Vortheils willen, zu Hilfe zu kommen, beschäftigten sich einzig mit Aufsammeln von Weinen, starken Getränken, und Gold- und Silberstangen, alles übrige wurde verachtet.

Durch einen solchen unerwarteten Ueberfluß, den die Armee ihren unermüdeten Nachforschungen zu verdanken hatte, ward einerseits die Disziplin und anderseits die Gesundheit jedes Unmäßigen zu Grunde gerichtet. Schon diese Rücksicht allein hätte unsere Abreise nach Polen beschleunigen sollen. Moskau wurde für unsere Truppen ein zweites Capua. Die feindlichen Heerführer behielten indes die unsrigen in Friedenshoffnungen eingewiegt. Von einem Tage zum andern sollten, hieß es, die Präliminarien unterzeichnet werden. Mittlerweile waren unsere Kantonnirungsquartiere von ganzen Schwärmen Kosaken bedeckt, die uns täglich eine große Anzahl unserer Fouragiere aufhoben. Der General Kutusow zog die Trümmer seiner Armee zusammen, und verstärkte sie mit Rekruten, die ihm von allen Seiten her zugingen. Unvermerkt und unter mancherlei Vorwand einer Friedensunterhandlung näherten sich seine Avantgarden wieder den unsrigen. Endlich als die für die Unterhandlungen anberaumte Zeitfrist zu Ende war, und in eben dem Augenblick, da der französische Gesandte das Ultimatum erhalten sollte, wurde das Armeekorps des Prinzen Joachim eingeschlossen. Nur mit Mühe konnte der abgesandte französische General alle die Hindernisse, die sich ihm bei seinem Rückwege nach Moskau in den Weg stellten, besiegen. Schon waren uns mehrere Abtheilungen unserer Truppen und einige Artilleriestücke weggenommen worden. Nichtsdestoweniger schlossen die verschiedenen Korps unserer anfänglich zerstreuten Avantgarde sich wieder aneinander an, durchbrachen die sie umringende russische Kolonne, und stürzten, nachdem sie eine vortheilhafte Stellung zu gewinnen gewußt, nun ihrerseits auf die zahlreiche feindliche Kavallerie los, drängten sie kräftig rückwärts, und bekamen einen Theil der ihnen selbst beim erstern Angriffe abgenommenen Soldaten und Artilleriestücke wieder zurück. Endlich ließ uns die Ankunft des Generals Lauriston und einiger Verwundeter im Hauptquartier, in Betreff der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten, keinen Zweifel mehr übrig. Alsobald wurde zu einem möglichst schnellen Abzug der Armee Ordre ertheilt; der Generalmarsch ließ sich vernehmen: die sämmtlichen Korps machten aufs schleunigste ihre Anstalten zum Aufbruch, und am 19. Oktober, nachdem man in Eile noch einigen Mundvorrath zusammengepackt, wurde der Rückmarsch angetreten. Bevor wir abzogen, wurden unter Bedeckung einer starken, von dem General Clapar ede befehligten Infanterie-Division, alle transportabeln Verwundeten und Kranken nach Mozaisk fortgeschafft. Was sich nicht wegbringen ließ, ward zusammen in das Findelhaus, zu dessen Dienste ich drei Abtheilungen von Gesundheitsbeamten zurückgelassen hatte, einquartirt. Den russischen Verwundeten wurde eine Anzahl französischer Chirurgen an die Seite gegeben, die sich schon eine geraume Zeit in Moskau aufgehalten, und in der Absicht, sich jenen Blessirten nützlich zu machen, und

Digitized by Google

sich bei der russischen Regierung in Gunst zu setzen, bei mir um eine Anstellung angesucht hatten. Der größte Theil der zu Moskau hausbäblichen Franzosen schloß sich unter dem besondern Schutze des Divisionschefs, welchem Napoleon sie empfohlen hatte, an die Krankenbedeckung an.

Die Besorgniß, daß ein Mangel an Lebensmitteln einbrechen möchte, und die Erinnerung an die bereits erduldeten Entbehrungen, hatte alle unsere Reisegefährten bewogen, sich wohl zu verproviantiren. Die einen hatten ihre Wagen, die andern ihre Pferde mit Mundvorrath beladen, die Soldaten ihre Tornister damit vollgestopft. Noch nie ist eine Armee solchergestalt in Equipagen begraben gewesen, wie die unserige bei ihrem Abzuge von Moskau. Selbst Darius bei seiner Abreise von Babylon mag schwerlich so viel Gepäcke und Reichthümer mit sich geschleppt haben. Ein feuchter und regnerischer Nebel, der sich den andern Tag zeigte, machte den Marsch jener Fuhrwerke ausserordentlich schwierig, und da nahmen dann auch, weil jeder nur seinen Proviant retten wollte, die Unordnungen ihren Anfang. Gleichwohl gelang es uns, am 23. Abends uns wieder mit der Avantgarde zu vereinigen. Von diesem Augenblick an verließ der Feind seine Stellung und richtete seinen Marsch gegen Kaluga.

H.

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Die französischen Wechselbanken.

Bei Gelegenheit der gesetzlichen Organisation der französischen Bank, welche den Kammern zu Ende Aprils ist angetragen worden, mag eine kurze Uebersicht der Schicksale der neueren französischen Wechselbanken nicht ohne Interesse sein. Die Mißgeschicke, welche sie erlitten haben, fallen unstreitig eben so sehr auf Rechnung der Zeitumstände und der ihnen fremden politischen Krisen, als auf eigene Verwaltungsfehler. Diese letztern könnten übrigens leicht nachgewiesen werden und Smiths warnende Lehre, daß die Wechselbanken sehr oft ihren eigenen Vortheil verkannt und demselben zuwider gehandelt haben, müßte sich ohne anders auch durch die Geschichte der neuesten französischen Anstalten bewähren. Die Aussichten der jetzt bestehenden Bank scheinen von glänzender Art zu sein, und die Einsicht ihrer Direktoren läßt erwarten, die Erfahrungen der Vorgänger werden für sie nicht verloren gehen.

Im Jahr 1776 ward durch einen Rathsbeschluß (arrêt du conseil) vom 24. März, die Diskontokasse (Caisse d'escompte) errichtet. Ihre Anfänge waren langsam und schwach; ihr Kapital betrug erst mehr nicht als 2,500,000 französische Pfund. Im Jahr 1778 stieg es auf zwölf Millionen. Ihre Umlaufzettel betrugen noch im Jahr 1779 nicht über fünf Millionen. Nach Abfluß von sieben Jahren, im Jahr 1783, hatte sie beträchtlichere Ausdehnung gewonnen.

Digitized by Google

Ihre Umlaufzettel betrugen sechsunddreißig Millionen. Sie hatte der Regierung sechs Millionen geliehen und fünfzehn Millionen Werth an Staatspapieren diskontirt. Die öffentliche Meinung ward darüber unruhig. Die Kasse war nicht im Stand, ihre zur Auswechselung gebrachten Zettel mit Baarschaft einzulösen; sie erhielt auf ihr Ansuchen zwei Rathsbeschlüsse vom 27. und 30. Herbstmonat, die sie jener Einlösung enthoben und ihren Zetteln bis zum 1. Jänner 1784 gezwungenen Umlauf (cours forcé) ertheilten. Klugerweise machte sie von diesen Beschlüssen nur einen beschränkten Gebrauch. Dieselben wurden schon am 4. Weinmonat gemildert und am 23. Wintermonat zurückgezogen. Dies stellte den Kredit wieder her. Im Jahr 1787 war das Kapitalvermögen der Bank auf hundert Millionen angewachsen. Der Regierung hatte sie siebenzig Millionen geliehen; die Umlaufszettel betrugen sechsundachtzig Millionen. Die jährlichen Zinsen der Banktheilnehmer waren auf zwölf bis fünfzehn vom Hundert angestiegen. Am 23. August ergaben sich neue Verlegenheiten und neue Einstellung der Baarzahlungen. Am 18. August 1788 ward abermals ein Beschluß für Zahlungsfrist erlassen, welche am 29. Christmonat 1788 und am 18. Brachmonat 1789 verlängert ward, bis endlich die Bankzettel den durch das Gesetz vom 21. Christmonat 1789 erschaffenen Assignaten gleich gestellt wurden. Durch dieses Gesetz ward eigentlich die Diskontokasse aufgehoben, wie schon der förmliche Ausspruch dieser Aufhebung erst durch ein Gesetz vom 24. August 1793 erfolgte. Es hatte also die Escomptokasse, mit wechselndem Erfolg, vierzehn und ein halbes Jahr (vom 24. März 1776 bis zum 21. Christmonat 1789) bestanden. Sie hatte während dieser Zeit viel Gutes und einiges Schlimmes bewirkt, und manchen Fehler begangen; auf jeden Fall hatte sie ihren Nachfolgern wichtige Erfahrungen hinterlassen, die aber wenigstens in der nächstfolgenden Zeit ganz unbenutzt blieben. — Als der Zeitraum des Papiergeldes vorüber war, und die verschwundenen Metallmünzen wieder zum Vorschein kamen, so gab es der Bankentwürfe von allen Arten und Formen auf einmal die Menge. Von einer Freiheit begünstigt, die in allen nicht politischen Dingen in Zügellosigkeit ausartete, kamen in den Jahren 5 u. 6 der Republik gleichzeitig vier Banken zu Stand, die sich eine völlig freie und unabhängige Einrichtung gaben.

Die Territorialbank und das Comptoir commercial zugenannt Tabak, machten Bankerott. Die Diskontokasse des Handels ward im Messidor des Jahres 10 (1802) um 800,000 Fr. bestohlen. Ein Gesetz vom 24. Germinal des Jahres 11 hob sie auf und sie hat ihre Liquidation zu Stand gebracht. Die Caisse des comptes courans, welche durch Vermögen und Einrichtung Vorzug gegen die übrigen gewann, ward am 26. Brumaire des J. 6 für 2,500,000 Fr. bestohlen und stellte ihre Zahlungen ein. Bald nachher aber wurden diese wieder eröffnet, die Anstalt hob sich neuerdings und im Jahr 8 ward sie mit der französischen Bank vereinbart.

Diese ward im Nivose des J. 8 (1800) errichtet, und bedurfte zweier Jahre, um ein Kapital von dreißig Millionen zusammenzubringen. Anfangs bestand sie als Privatbank, in Konkurrenz mit den früher errichteten Banken; es gelang ihr aber, die Aufhebung der übrigen zu erhalten, und das Gesetz vom 24. Germinal des J. 11 erklärte sie als privilegirte Wechselbank für Frankreich.

Digitized by Google

Die Versuche der französischen Bank, ihr ansehnliches Vorrecht ausser Paris geltend zu machen, sind jedoch mißlungen, und die Rechenstuben welche sie in Rouen, Lyon und Lille öffnete, gewährten diesen Städten geringe Vortheile, der Bank selbst aber wurden sie lästig. Die Regierung bewilligte die Aufhebung derselben und ertheilte Erlaubniß für die Einrichtung eigener Wechselbanken in den Städten, die solche verlangen würden: beides geschah sehr weisen und richtigen Grundsätzen gemäß. Weil nun aber eigene Wechselbanken in Rouen und Nantes bestehen, so sollte die in Paris errichtete Bank sich nicht mehr französische Bank nennen, sondern diesen unpassenden und etwas eiteln Namen gegen den richtigern und bescheidnern der Pariser-Bank vertauschen, welcher ihre wahre Bestimmung, den Handel von Paris zu erleichtern, bezeichnen würde.

Die Auszahlung der Zinsen der Staatsschuld war der französischen Bank in den Jahren 10, 11 u. 12 (1802, 1803, 1804) übertragen. Im J. 13 (1805) ward ihr dies Geschäft wieder abgenommen. Während jener drei Jahre stand der Kurs der Inscriptionen oder Renten nur einmal eine kurze Zeit über 60 Fr.; seither bis zum J. 1817 wurden die Zinsen der Staatsschuld vom Schatzamt bezahlt; der Kurs erhielt sich lange über 80 Fr. und hatte sich bis auf 90 und 93 Fr. ohne Zuthun der Bank gehoben. Jetzt ist diese Zinsenzahlung neuerdings der Bank übertragen; sie bezieht dafür die Provision von anderthalb vom Hundert und die Benutzung der wegen Nichtforderung zurückbleibenden Gelder; damit bezahlt ihr der Staat mehr denn zwei Millionen, ohne daß das Gleichgewicht der ihm erwachsenden Vortheile erwiesen sein dürfte.

Die Bank hatte am 1. Vendemiäre des J. 14 (21. Herbstm. 1805) die Einlösung ihrer Zettel eingestellt. Sie war damals mit Inscriptionen, Schuldscheinen der Generaleinnehmer und Papieren der mit den Geschäften des Schatzamts beauftragenden Wechsler überladen. Im Jahr 1813 gerieth sie in neue Verlegenheit und am 18. Jänner 1814 erfolgte neue Zahlungseinstellung, die abermals, obgleich mit weniger Grund, auf Rechnung ihrer Verhältnisse zum Staatsschatzamt gebracht ward. Durch die gedoppelte Krise warf sich die Bank in's andere Extrem über. Mit allzuängstlicher Sorgfalt hat sie nun immer eine den umlaufenden Zetteln gleichkommende und oft dieselbe übersteigende Baarschaft vorräthig, so daß sie in der That eine Niederlag- und Scontobank geworden ist, und ihr Kapital zu reduziren nothwendig fand.

Das Resultat alles Vorstehenden ist: Seit 1776 wurden sechs Banken in Frankreich errichtet. Die erste ward in den Nationalbankerott verwickelt; zwei machten Bankerott; zwei wurden um beträchtliche Summen bestohlen. Die Zahlung der Bankzettel ward sechsmal (1783, 1788, 1798, 1805 und 1814) eingestellt.

Dabei darf man nicht vergessen, daß der Antrieb, welchen die Law'sche Bank, und die Entwickelung, welche die Diskontokasse dem inneren Verkehr gaben, die Nationalbankerotte, durch welche diese Anstalt zu Grunde ging, überlebt haben, und daß die Verluste, welche die Zahlungseinstellungen der Bankzettel veranlaßten, ersetzt und vergessen sind.

u.

Digitized by Google

Die neueſten Berichte von der Inſel Java.

Andrer Theil.

Abkunft der Javaner — Die Buggiſen — Leibesbeſchaffenheit — Kröpfe — Bevölkerung von Java — Gemüthsart und Sitte der Völkerſchaften — Die Ausländer, Chineſen — Die Sklaven. Baukunſt. Malerei. Kleidertracht.

Die Javaneſen ſind unſtreitig tatariſcher Abkunft wie die Chineſen, Javaner und alle Bewohner der ſogenannten öſtlichen Halbinſel Aſiens, das will ſagen, die Birmanen, Siameſen, Peguaner, Cochinchineſen, die Malayen und die Eingebornen der öſtlichen Inſeln. Ihre übereinſtimmenden Hauptzüge, welche auf die gemeinſame Herkunft ſchlieſſen laſſen, ſind der abweichenden Nuancen unerachtet, ganz unverkennbar. Die Hypotheſen, welche man über die vormaligen und früheſten Wanderungen der Völker, die ihre Wohnſitze auf den öſtlichen Inſeln wählten, aufgeſtellt hat, ſind ebenſo unzuverläſſig, wie ein groſſer Theil aller Hypotheſen über die Völkerwanderungen der Vorzeit ungewiß iſt. Der Verfaſſer der Geſchichte von Java glaubt, die Javaneſen müſſen von den Chineſen und ihren übrigen nähern Nachbaren unterſchieden werden, ob er ihnen gleich eine gemeinſame Herkunft anweiſt. Er ſtellt hierauf Vergleichungen an zwiſchen den Javaneſen und den Malayen, deren Herrſchaft ſich über die ganze Inſel Sumatra ausdehnte, und hinwieder den Buggiſen, deren Reich Guah hieß und ſeinen Hauptſitz auf der Inſel Celebes hatte. Dieſe Völker waren vorzugsweiſe Seefahrer, die ſich mit Reiſen und gewagten Unternehmungen abgaben, während die Javaneſen vormals und jetzt noch Landbauer ſind, die Ruhe lieben, und weder mit Schiffahrt noch mit Handel zu thun haben.

Die Buggiſen, welche ſich weniger als ihre Nachbaren mit andern Völkern vermengten, und von den arabiſchen Miſſionarien ſeltener beſucht wurden, behielten die urſprüngliche Einrichtung und Gottesverehrung länger bei. Sie legten, wie die Malayen, Kolonien an, und dehnten ihre Waffenzüge bis Achem auf der Inſel Sumatra aus, und bis Keddah auf der malayiſchen Halbinſel. Auf allen Eilanden des groſſen öſtlichen Inſelmeers traf man Buggiſen an. Obgleich das Reich der Malaien, deſſen Herrſchaft ſich über die ganze Inſel Sumatra und bis nach den Molucken erſtreckte, ſeit langem zerſtört iſt, ſo zeugen doch theils Sagen, theils noch vorhandene Denkmäler von dem hohen Grad der Kultur, den es erreicht hatte. Die muhamedaniſchen Einrichtungen haben die ſeitherigen Veränderungen im Karakter dieſes Volks und ſeine Rückſchritte weſentlich befördert.

Digitized by Google

Die Javaneſen ſind klein, obgleich ſo klein nicht, wie die Buggiſen, und wenn ſie minder gut geformt ſind als die Malaien, ſo kommen doch Mißgeſtaltungen nur ſelten unter ihnen vor. Sie haben einen zarten Knochenbau, eine hohe Stirn, kräftige und vom Aug entfernt ſtehende Augenbraunen; die Augen ſelbſt haben den chineſiſchen oder tatariſchen Zug, indem ihre Winkel etwas in die Höhe ſtehen. Ihr wohlgeformter Mund hat dicke Lippen. Durch die Sitte, welche die Zähne ſchwärzt, und ihres natürlichen Ueberzugs beraubt, ſowohl als durch den Gebrauch des Siri und des Tabacks, wird ihr Mund widrig entſtellt. Sie haben vorſtehende Backen, ſchwarze Augen, eine kleine flachgedrückte Naſe, wenig Bart, und ſchwarze glatte Haare, die bisweilen etwas gelockt und braunröthlich erſcheinen. Ihr Geſichtsausdruck iſt mild, ruhig, nachdenkend, zugleich aber auch ſehr beweglich, ſo daß Eindrücke und Gefühle darin alsbald zu Tage liegen. Die Grundfarbe ihrer Haut iſt eher gelb als roth, und ſie läßt ſich der Farbe des Goldes mehr als der des Kupfers vergleichen. Die Bergbewohner bilden einen kräftigern und behendern Stamm, als die Einwohner des flachen Landes. Der Unterſchied, welcher ſich in der Perſönlichkeit der höhern gegen die niedern Volksklaſſen findet, iſt größer als die Verſchiedenheit der Lebensart und Beſchäftigung ihn begründen zu können ſcheint. Bei den Vornehmen iſt die Aehnlichkeit mit den Einwohnern der indiſchen Halbinſel auffallender, als bei den untern Klaſſen. In den Familien einiger Häuptlinge drücken ſich die Karakterzüge der Chineſen ſprechend aus, ſo wie jene der Araber unter einem Theil der Prieſterſchaft. Die Weiber ſtehen an Schönheit den Männern nach und die alten zumal ſind in den Augen der Europäer äuſſerſt häßlich. Die ſtrengen Arbeiten, welche ihrem Geſchlecht in den untern Volksklaſſen obliegen, tragen vermuthlich viel dazu bei.

Die Javaneſen ſind höflich, gefällig, beinahe furchtſam ſcheu und ehrerbietig, alles Rohe und Lärmende iſt ihnen fremd; ihr Betragen iſt einnehmend und den Vornehmern unter ihnen iſt das, was wir feine Lebensart nennen, gar nicht unbekannt. Sie ſprechen langſam und vorſichtig.

In den Thalgründen von Java trifft man, wie in denen von Sumatra, Familien an, die ſehr kröpfig ſind. Die Einwohner ſchreiben dies dem Waſſer zu; aber manche, welche höher gelegene und dem freien Luftzug offene Orte bewohnen, kennen die Krankheit nicht, obgleich ſie vom nämlichen Waſſer trinken. Die Luftverhältniſſe dürften darum wohl eher als die Eigenſchaften des Waſſers dabei in Anſpruch zu nehmen ſein. Man hält die Kröpfe für erblich, und die Weiber leiden öfterer daran, als die Männer.

Die Bevölkerung von Java beträgt, den Angaben zufolge, welche Hr. Raffles für die zuverläſſigſte hält, in dem unter europäiſcher Herrſchaft ſtehenden Theil der Inſel 4,615,270 Perſonen, nämlich 2,728,677 in den europäiſchen Provinzen, 1,657,934 in den übrigen Landſchaften und 228,659 auf der Inſel Madura. In der erſten dieſer Zahlen ſind 94,411 Chineſen begriffen. Die Zahl der Weiber iſt bei den Javaneſen gröſſer, als die der Männer; bei den

Digitized by Google

Chineſen iſt dieſer Unterſchied geringer. Die obbemerkte Bevölkerung iſt ſehr ungleich auf der Inſel vertheilt. In einigen Bezirken kommen zweihundert einundachtzig Menſchen auf die Geviertmeile, in andern vierundzwanzig, und in noch andern nur ſieben. Die ſchlechte Verwaltung der holländiſchen Kompagnie hat Vieles zu dieſer ihren Abſichten entſprechenden Ungleichheit beigetragen. Sie ſuchte die Eingebornen von Batavia zu entfernen, und wollte, wie der britiſche Geſchichtſchreiber ſich ausdrückt, um dieſe Hauptſtadt her eine ihre Sicherheit gewährleiſtende Wüſte bilden. Vor etwa ſechszig Jahren unterwarfen ſich die Holländer den öſtlichen Theil der Inſel, und von da an ſind die Bevölkerung und der Wohlſtand deſſelben geſunken, und dies zwar in ſolchem Grad, daß die Landſchaft Banimwangi, die im Jahr 1750 über achtzigtauſend Einwohner hatte, im Jahr 1811 deren nur noch achttauſend zählte. Hinwieder nahm die Bevölkerung während des britiſchen Beſitzſtandes merklich zu, theils durch beſſere Verwaltung, theils indem die Javaneſen aus den nicht unterjochten Provinzen in die von den Europäern beſetzten zurückkamen.

Die Lebensdauer iſt ohngefähr die nämliche wie in Europa. Beide Geſchlechter werden früh reif. Die Jünglinge heirathen im ſechszehnten Altersjahr, die Mädchen im dreizehnten oder vierzehnten, und auch nicht ſelten im neunten oder zehnten. Reichliche Landeserzeugniſſe und Nahrung, Klima, eine ſorgenloſe Zukunft, und die durch dieſe vereinten Umſtände erleichterte phyſiſche Erziehung der Kinder ſind eben ſo viele Aufmunterungen zur Ehe. An den Pocken und andern Krankheiten, nicht aber aus Mangel an Pflege und Nahrung, ſterben viele Kinder frühe. Die Mütter ſtillen ihre Kinder durchaus ſelbſt, mit Ausnahme der Frauen der Häuptlinge, welche ſich Ammen halten. Eine alte Jungfer iſt eine Seltenheit, und unverehlichte zwanzigjährige Jünglinge gibt es nur wenige. Obgleich die Sittenſtrenge in den Verhältniſſen beider Geſchlechter nicht groß iſt, ſo trifft man Luſtdirnen doch nur in den großen Städten an.

Der Verſicherung des Hrn. Raffles zufolge that man den Javaneſen Unrecht, indem man ihnen den grauſamen und rachſüchtigen Karakter der Bewohner anderer Eilande dieſer Inſelgruppe ebenfalls zuſchrieb. Der Fall kömmt ſelten vor, daß einer durch Mord Selbſtrache zu üben ſucht. Unter einer guten Verwaltung könnte die Bevölkerung in hundert Jahren leicht verdoppelt werden, und ſich allmälig auf Sumatra, Borneo und andere zum Theil verlaſſene, zum Theil nur ſchwach bevölkerte Nachbarländer ausdehnen. Die Inſel Java würde alsdann zum Mittelpunkt eines großen Inſularreiches, deſſen Handel ſich nach China, Japan und in das übrige Morgenland ausdehnen könnte. Neuholland, das jetzt ſchon von den Buggiſen beſucht wird, und deſſen Entfernung von Java nicht gröſſer iſt, als die Entfernung Englands von Rußland, könnte in dieſen großen Handelskreis eingeſchloſſen werden. Wenn wir (ſagt Hr. Raffles) bei dieſen Träumen über die Reſultate einer guten Landesverwaltung verweilen, ſo zeigen ſich uns die halbbarbariſchen Verhältniſſe unwiſſender, und zum Theil elender Völkerſchaften in Wohlſtand und in eine glücklichere Lage umgewandelt.

Die durch Geſetze und Religion zwar erlaubte Vielweiberei iſt unter den Javaneſen nicht ſo

Digitized by Google

allgemein verbreitet, wie bei den übrigen muhamedaniſchen Völkern des Orients. Nur die Häuptlinge haben mehr als ein Weib. Der Alleinherrſcher hat vier, die ihm zunächſt ſtehenden Häuptlinge zwei Weiber; jener unterhält beinebens acht bis zehn, und die andern drei bis vier Beiſchläferinnen. Die Zahl der Kinder iſt überhaupt ſehr anſehnlich; der Häuptling von Java ſoll der Vater von achtundſechszig Kindern ſein. Die Zahl der männlichen Geburten überſteigt die der weiblichen, ſo daß den vorhandenen Zählungen zufolge, neben zweiundvierzigtauſend Knaben nur fünfunddreißigtauſend Mädchen geboren werden. Der Widerſpruch, welcher zwiſchen dieſen und den frühern Angaben über die Bevölkerung obzuwalten ſcheint, erklärt ſich durch die gröſſere Sterblichkeit des männlichen Geſchlechts in der Jugend, die auf Lebensart und manchen dabei vorkommenden Gefahren beruht. Die Ehen können ſehr leicht geſchieden werden. Die von den Briten auf Java eingeführte Schutzpockenimpfung wird den Pockenverheerungen ein Ziel ſetzen.

Die Zahl der von allen Nachbarländern herkommenden Ausländer hat ſich auf der Inſel beträchtlich vermehrt. Die anſehnlichſte Kolonie bilden die Chineſen, deren Zahl ſich bei freiem Handel und Landbau, und unter einer guten Verwaltung vermuthlich in kurzer Zeit verzehnfachen würde, durch neue Einwanderungen ſowohl als durch die natürliche Vermehrung der einhunderttauſend, welche jetzt ſchon da ſind. Sie halten ſich gröſtentheils in den drei Hauptſtädten Batavia, Semarang und Surabaya auf; doch ſind andere aus ihnen auch auf der ganzen Inſel zerſtreut. Die Jonken, welche zum Dienſt des unmittelbaren chineſiſchen Handels gebraucht werden, bringen jährlich etwa eintauſend neue Ankömmlinge. Da ſie keine Weiber mitbringen, ſo heirathen ſie die Töchter der Chineſen und Javaneſen. Der durch dieſe Kreuzung erzeugte Völkerſtamm weicht von dem eigentlich chineſiſchen wenig ab. Für Eigenthumsrechte und andere minder bedeutende Dinge ſtehen ſie unter eigenthümlichen Geſetzen. Ihr Oberhaupt wird Hauptmann genannt, und er hat ſeine Statthalter. Die Chineſen ſind ungleich verſtändiger und betriebſamer, als die Javaneſen, und ſie verſtehen ſich auch beſſer auf Lebensgenuß. In Batavia iſt ihre geringere Zahl jetzt noch die Folge des durch die holländiſche Verwaltung im Jahr 1742 veranſtalteten Mordes. Die auf Java wohnenden Indianer der Halbinſel werden Mauren genannt; ſie ſcheinen Abkömmlinge einer vormals anſehnlichen, aber ſehr geſunkenen und verminderten Kolonie zu ſein. Die Buggiſen und Malayen trifft man in allen Seeſtädten von Java an, wo ſie, gleich den Chineſen, in abgeſonderten Quartieren wohnen, und wie dieſe unter einem eigenen Hauptmann ſtehen. Unter den arabiſchen Kolonisten gibt es einige Kaufleute, die Mehrzahl aber ſind Prieſter; ihr Hauptſitz iſt die Stadt Greſik, von da aus hat ſich die muhamedaniſche Religion über die ganze Inſel verbreitet.

Noch findet ſich eine zahlreiche Menſchenklaſſe, welche, wenn von den Bewohnern Java's die Rede iſt, nicht übergangen werden darf, die Sklaven nämlich, die entweder Ausländer oder Kinder von Ausländern ſind. Die Javaneſen werden nie zu Sklaven gemacht, ſondern

Digitized by Google

freigelaſſen, ſobald ihre Herkunft dargethan iſt. Die Sklaven, deren Zahl bei dreißigtauſend beträgt, werden von den Inſeln Bali, Celebes u. ſ. w. eingeführt. Die Europäer und die Chineſen halten allein Sklaven, die Javaneſen niemals; obgleich ihre Religion ihnen ſolches nicht verbietet, ſo geben ſie ſich doch mit dieſem Handel nicht ab. Die Holländer hingegen, die zu Hauſe wohl wiſſen, was die Freiheit werth iſt, ſind auf Java eifrige Beförderer der Sklaverei, und ſie haben die ganze Strenge der römiſchen Sklavengeſetze nach ihren oſtindiſchen Kolonien verpflanzt. In der Anwendung ſind freilich dieſe Geſetze ſehr gemildert; die Sklaven werden meiſt nur zum innern Dienſt des Hauſes gebraucht, und ihre Behandlung iſt ungleich beſſer als jene der Sklaven auf den Antillen.

Als die Briten im Jahr 1811 Java eroberten, richtete ſich die Aufmerkſamkeit der Regierung auf dieſe Klaſſe ihrer neuen Unterthanen. Die Sklaven freizulaſſen, konnte die übernommene Verpflichtung, das Eigenthum unverletzt zu erhalten und zu beſchützen, nicht geſtatten; hingegen wurden ihre Verhältniſſe durch beſondere Anordnungen verbeſſert, und nachdem der Sklavenhandel in England abgeſchafft war, ſollte er auch auf Java nicht länger geſtattet werden, zumal die Entbehrlichkeit und Zweckloſigkeit der Sklaven auf dieſer Inſel für Jedermann einleuchtend ſein muß.

Der Beherrſcher der Javaneſen wird Suſuhunan, und Sunan oder Sultan, welches gleichbedeutende Namen ſind, genannt. Er allein ertheilt Würden und Auszeichnungen. Sein Familienname iſt Pangeran, derjenige der Königin Ratu; der Thronerbe heißt Pangeran Adipati und der erſte Miniſter Roden Adipati. Die Gouverneurs der Provinzen, welche die Holländer Regenten nennen, werden von den Eingebornen Bopatis Jumungungs oder Ang' abeis genannt. Im Rang gleichen ſie dem erſten Adel des Landes; die Unterbeamten bilden eine Art kleinern Adels. Die Vorgeſetzten der Dörfer werden vom Volk aus ſeiner Mitte gewählt.

Der Bau der Hütten und Wohnungen der Javaneſen iſt überaus einfach, ſo wie es hinwieder auch die Einrichtung ihrer Dörfer und Städte iſt. Die Bevölkerung der Dörfer beträgt fünfzig bis zweihundert Einwohner, je nach der Landesgegend; ſie ſind mit Pflanzungen und ſchattenreichen Bäumen umgeben, und es gewähren dieſe kleinen Kolonien glücklicher Landleute einen lieblichen und maleriſchen Anblick. Jedes Dorf iſt entweder mit Pfahlwerk oder mit einer ſtarken lebendigen Hecke umzingelt, hat ſeinen Vorſteher und ſeinen Prieſter, und lebt nach patriarchaliſcher Sitte. Die Städte ſind gröſſere Dörfer. In ihrer Mitte befindet ſich ein anſehnlicher freier Platz, den auf der einen Seite die Moſchee und auf der andern die Wohnung des Oberſten, welcher Kavala-Chutag heißt, ziert. Surakerta, die Hauptſtadt der Javaneſen, beſteht aus einer Anzahl vereinigter Dorfer; ſie ſoll über hunderttauſend Einwohner haben. Die Straßen oder Wege, welche ſie durchſchneiden, ſind wie die der übrigen großen Städte des Eilands, breit und wohl unterhalten. Der fürſtliche Pallaſt iſt ein großes Viereck von Gebäuden, die mit einer hohen Mauer, einem Graben und in einiger Entfernung mit Palliſaden

Digitized by Google

umſchloſſen ſind. Das Ganze gleicht einer Zitadelle, auf deren Mauern Kanonen ſtehen. Der innere Raum des Vierecks iſt in verſchiedene Abtheilungen, von denen jede ihre eigne Beſtimmung hat, zertheilt. Der Mauerumfang des Kraton oder des Pallaſtes der Stadt Yugiakerta beträgt drei Miglien, und zur Zeit des Krieges von 1812 ſtieg ſeine Bevölkerung auf zwölf bis fünfzehntauſend Seelen an. Der Kraton von Surakerta iſt kleiner. Der Audienzſaal, Mendopo genannt, iſt bedeckt, und auf der einen Seite mit einer doppelten Säulenreihe verſehen; ſein Inneres wird von Malereien und Vergoldungen geſchmückt. Die Malerei iſt die nämliche, welche auch bei den Indianern, Birmanen und Siameſen angetroffen wird; viereckigte Felder, die kleinern in gröſſere eingeſchachtelt. Das Hausgeräthe in den Hütten der Eingebornen iſt einfach und geringfügig. Das Bette beſteht aus einer feinen Strohmatte, mehreren Kopfkiſſen und einem Vorhang am Kopfende. Von Tiſchen und Stühlen iſt nichts zu ſehen. Die Speiſen werden auf kupfernen oder hölzernen Bretern gebracht. Die kleinern Gefäße beſtehen aus Kupfer oder Porzellan. Die Javaneſen ſetzen ſich, wie alle Muhamedaner, mit kreuzweis übereinandergeſchlagenen Beinen auf den Boden, und ſpeiſen mit den Fingern der rechten Hand. In den unter europäiſcher Herrſchaft ſtehenden Provinzen haben die javaneſiſchen Häuptlinge nach europäiſcher Art eingerichtete und meublirte Zimmer, worin ſie die Beamten der Regierung empfangen, mit denen ſie ſich auch unbedenklich zur Tafel ſetzen.

Die Kleidung der verſchiedenen Klaſſen iſt durch volksthümliche Einrichtungen angeordnet, und gewiſſe Kleidungsſtücke bleiben den Gliedern der königlichen Familie ausſchließlich vorbehalten; in den europäiſchen Provinzen werden dieſe Geſetze jedoch nicht mehr befolgt und es pflanzt ſich dies Beiſpiel auch auf andere fort. Durch die Art, den Kris oder Dolch zu tragen, unterſcheiden ſich die verſchiedenen Stände gleichfalls. Die Javaneſen halten große Stücke auf ihre Kleidung, und obgleich die meiſten dazu gebrauchten Stoffe auf der Inſel ſelbſt verarbeitet werden, ſo ſind doch auch die europäiſcher Tücher und die indiſchen gefärbten Baumwollenſtoffe geſucht und vielgebraucht. Die Javaneſen ahmen die europäiſche Kleidertracht nach, oder verbinden damit, was ihnen von ihrer eigenthümlichen Tracht bequem däucht, was dann mitunter ein ſeltſames Gemengſel darbietet, wenn javaneſiſche Bauern mit dreizipfligem Hut und europäiſchen Strümpfen auftreten.

Es iſt volksthümliche Sitte beider Geſchlechter und unter allen Ständen der Javaneſen, den Email oder Glasüberzug der Zähne wegzuſchaffen, und dieſe zu ſchwärzen, um nicht, wie ſie ſagen, weiße Zähne wie die Hunde zu haben. Die ſchmerzhafte oder wenigſtens ſehr widrige Operation wird im achten oder neunten Lebensjahre vorgenommen und ihre natürliche Folge iſt eine ſchnelle Verderbniß der Zähne; dies, verbunden mit dem beſtändigen und allgemeinen Kauen von Betel, Tabak, und andern mit Kalk vermengten Gewürzen, macht den Mund häßlich und ekelhaft. In Vergleichung mit andern aſiatiſchen Völkerſchaften trifft man bei den Javaneſen weniger Vorurtheile oder Gebote und Gebräuche an, die auf Speiſen Bezug haben. Die Muhamedaner eſſen kein Schweinefleiſch und enthalten ſich berauſchender Getränke, und

Digitized by Google

diejenigen, welche sich der Abstammung von den Hindu's rühmen, essen überall kein Fleisch. Sonst genießen sie, mit Ausnahme der Schildkröte und anderer Amphibien alle gewohnten Speisen; sie essen sogar Pferdefleisch, verschiedene Würmer und weiße Ameisen. Ihre Kücheneinrichtung ist so reinlich wie man sie allgemein im Orient antrifft, und hinsichtlich auf Eleganz und Luxus stehen sie zwischen den indischen Asketen und den chinesischen Leckermäulern und Sybariten in der Mitte. Die Javanesen nehmen zwei Mahlzeiten im Tage ein, die eine gegen Mittag und die andere zwischen sieben und acht Uhr Abends. Gegen Reisende aller Art übt dies Volk in seinen Dörfen viele Gastfreiheit, und es ist eine ihrer Lebensregeln: „dem Fremdling, den man zu Gast hat, soll man nicht nur Speisen vorsetzen, sondern durch freundliche Behandlung und angenehme Unterhaltung ihm sein Mahl würzen, damit sein Gemüth möge fröhlich werden."

Betel, den man auf Java Siri heißt, Darekнüsse und Tabak mit Cardamomen und Gewürznägelein, bilden ein Gemengsel, das beständig gekaut und verschluckt wird. Es ist diese gewürzhafte Mischung den Javanesen fast so unentbehrlich, wie das Salz den Europäern. Jeder trägt in seinem Sack eine kleine Kapsel bei sich, welche die Bestandtheile des Siri enthält; es wird nämlich dieser Name, der eigentlich nur die Betelblätter bezeichnet, womit man das übrige einwickelt, auch der ganzen Mischung beigelegt. Wie nüchtern das Volk ist, so hat es sich doch zwei berauschende Getränke angewöhnt, den Brom, welcher aus dem gemeinen Reis abgezogen wird, und den aus dem übrigten Reis bereiteten Badek. Auch verfertigen sie eine Art Bier oder gegohrnes Getränk, wozu Javazucker und einige Gewürzarten gebrannt werden.

Der Genuß des Opiums, dieses berauschenden Giftes, ist hinwieder zur Gewohnheit geworden, die sehr nachtheilige Folgen hat. Aus übelverstandener Gewinnsucht befördern die Europäer den Handel mit diesem Geist und Körper abstumpfenden und entnervenden Pflanzensaft. Die Javanesen kauen und rauchen ihn. Alle Bemühungen, die Nachtheile dieses schädlichen Verkehrs fühlbar zu machen, und seine Einstellung zu erhalten, waren vergeblich und scheiterten an Gewinnsucht und Eigennutz.

R.

Gesellschaftliches Leben der Franken zu Pera.*)

Von den zu Pera residirenden auswärtigen Ministern sind allein der französische Gesandte und der österreichische Internuntius der Sitte, an gewissen bestimmten Wochentagen Gesellschaft zu sich einzuladen, bis auf den heutigen Tag getreu geblieben. Im Hause des erstern

*) In einem freien Auszuge aus dem so eben erschienenen Werke: Voyage à Smyrne, dans l'Archipel et l'île de Candie par J. M. Jancoigne. Der Verfasser, welcher bereits 1807 die französische Gesandtschaftsreise nach Persien mitgemacht, hat seither, nämlich in den Jahren 1811 bis 1814, einen beträchtlichen Theil des

ist des Sonntags, bei dem letztern jeden Donnerstag Assemblee. In diesen Zirkeln pflegt man sich ohngefähr um sieben Uhr Abends einzufinden. Die Damen, gleichsam eine eigene Gesellschaft ausmachend, sitzen entweder im Kreise um die Frau vom Hause herum, oder dehnen sich auf ihren Polsterbetten, indes die Herren stehend sich miteinander unterhalten. Es wird Thee gebracht, und unmittelbar darauf setzt man sich an den Spieltisch. Das schale Boston, das traurige Reversi und die verderbliche Bouillotte sind hier, wie fast überall, der gewöhnliche Zeitvertreib aller derer, welchen ohne solche Unterhaltungen die Gesellschaft mit Andern unerträglich sein würde. Wer nicht spielt, noch sicher ist, sich mit einer oder zwei Personen den Abend hindurch unterhalten zu können, kann sich auf tödtende Langeweile gefaßt machen. Die angenehmsten unter diesen Assembleen bleiben jedoch die, welche im französischen Pallaste statt finden, wo man, obwohl unter den gleichen Leuten, die man auch anderwärts versammelt findet, freier als in den übrigen Kreisen athmet, und der Ton weniger steif ist. Was dem Anblick eines solchen gesellschaftlichen Zirkels zu Pera etwas Pikantes und einen Anstrich von Originalität verleiht, ist die Mannigfaltigkeit und das bunte Durcheinander, welches rücksichtlich auf Putz und Kleidung zum Vorschein kommt. Die Damen erscheinen, beinahe ohne Ausnahme in griechischem Kostüme über und über behangen mit Flitterwerk und andern Zierathen von schlechtem Geschmacke. Wer zu den fremden Gesandtschaften gehört, zeigt sich in der Uniform seines Landes. Die Dragomans erscheinen in ihrem morgenländischen Anzuge, von welchem der Kalpak, dieses Löschhorn des gesunden Menschenverstandes, wie eine spanische Dame ihn nannte, einen nicht unwesentlichen Bestandtheil ausmacht. Durch die grössere oder geringere Weite dieses Kalpaks und die nachlässige Manier, womit man ihn entweder auf das Ohr oder ganz hinten an den Kopf setzt, wird in der Regel der Grad der Wichtigkeit der Person, die denselben trägt, bezeichnet. Es gehört bei einigen dieser Dolmetscher mit zum guten Tone, im Gehen zu gewissen bestimmten Zeiten und mit einer vornehmen Achtlosigkeit ihre Paputschen oder gelben Pantoffeln von sich zu schleudern, was die erwähnte spanische Dame, als einmal von dieser Sitte der Pera'schen Dragomans die Rede war, zu der Aeusserung veranlaßte: diese Herren jagen beständig nach Witz, kriegen aber nie etwas anders, als ihre Paputschen. Das ununterbrochene Gesumse, welches durch mehrere Dutzend auf ein mal und mit der höchsten Schnelligkeit, welcher die griechische Sprache fähig ist, sprechender Damen erzeugt wird, und der schneidende Ton einiger einheimischen Coryphäen, die in eben der Sprache, und zum Nachtheile der sie nicht verstehenden Fremden alles, was ihnen an Witz und Geist zu Gebote steht, auskramen, geben diesem ganzen Gemälde eine Färbung, wie sie kaum unter einem andern Himmelsstriche zu finden sein dürfte.

Nirgends sieht man zu Pera die Etikette sich in solchem Grade in ihrer ganzen Würde zu

---

ottomannischen Reiches durchreist, und namentlich sich drei Jahre lang, als Sekretär des französischen Konsulats zu Canee auf der Insel Candia aufgehalten, wo er, so wie zu Pera, manches Neue zu sehen den Anlaß gehabt, was aus den wenigen hier mitgetheilten Bemerkungen zu ersehen ist.

Digitized by Google

Tage legen, als bei den Bällen. Der Geiſt der Morgenländer will Alles, was franzöſiſch heißt, aus ſeiner Nähe verbannt und geächtet wiſſen. Demzufolge iſt der franzöſiſche Kontretanz zu Pera längſt auſſer Mode. Vielleicht daß man ihn auch darum nicht dulden will, weil er eine mit dem linkiſchen und nachläſſigen Weſen der Bewohner des Orients ſich nicht leicht vertragende Leichtigkeit und Grazie erfordert. Aus dem entgegengeſetzten Grunde liebt man ganz raſend die engliſche Gigue, mit welcher nur etwa zur Seltenheit eine deutſche Quadrille abwechſelt. Ueberhaupt iſt in den Sitten und Gewohnheiten des Morgenländers eine ſtarke Anglomanie bemerkbar. Mehr als einmal hat man auch ſchon den Verſuch gewagt, zu Pera bürgerliche Komödie zu ſpielen. Ungeachtet es hierbei an zahllaſen in der Lokalität ihren Grund habenden Schwierigkeiten nicht fehlte, und ungeachtet es äuſſerſt ſchwer hielt, unter den fränkiſchen Damen Schauſpielerinnen aufzutreiben, ſo hat die Beharrlichkeit gleichwohl über mehr als ein Vorurtheil zu ſiegen gewußt. Was der Franzoſe will, das kann er auch. Und ſo iſt denn auch der große Saal des venezianiſchen Pallaſtes in ein artiges Theater umgeſchaffen, und auf dieſem, zwei Winter hindurch, franzöſiſche Komödie und Vaudeville geſpielt worden, wo alles, ſelbſt das Orcheſter leidlich war. Mehrere Jahre früher hatte man im franzöſiſchen Pallaſte Trauerſpiele und komiſche Opern, und bei einem andern Miniſter ſogar italiäniſche Singſtücke aufgeführt. Abgeſehen von den mancherlei, an dem Lande ſelbſt haftenden Inkonvenienzen, dürfte es vielleicht wünſchbar ſein, daß der Geſchmack für das Schauſpiel ſich zu Pera mehr ausbreitete. Nicht nur müßte dieſer Geſchmack in die langweilige Einförmigkeit der gewöhnlichen geſellſchaftlichen Kreiſe mancherlei Abwechslung hineinbringen, ſondern es könnten durch denſelben die Morgenländer auch mit der franzöſiſchen Sprache beſſer bekannt werden, die Sitten mehr Anmuth gewinnen, die Individuen der verſchiedenen, die Bevölkerung der kleinen Stadt Pera ausmachenden Nationen in unmittelbare Berührung kommen, und jener ſtolze und unerträgliche Ernſt etwas gemildert werden, welcher von den Häuſern der Dragomans auch in mehrere Privathäuſer übergegangen iſt. Denn jene unbefangene Herzlichkeit und jenes gegenſeitige Zuvorkommen, welches den franzöſiſchen Geſellſchaften ſo vielen Reiz verleiht, iſt in Pera nirgends zu finden.

Auf jeden großen diplomatiſchen Ball folgt gewöhnlich ein Abendeſſen, wobei nicht ſowohl gute Auswahl und Eleganz, als Prunk und Verſchwendung an der Tagesordnung zu ſein ſcheint. Für manchen Einwohner von Pera oder Galata iſt ſolch ein Nachtmahl bei dem franzöſiſchen Geſandten ein herrlicher Fund. Das iſt der Markt, auf welchem er ſich und ſeine Familie für die ganze Woche mit Vorrath verſieht. Mit großer Geſchicklichkeit werden die beſten Biſſen nach einem über die Knie des Gaſtes ausgebreiteten Papier hin auf die Seite geſchafft und unvermerkt in die Taſche geſteckt. Dieſe Leute haben es in ihrem Gewerbe zu ungleich höherer Vollkommenheit gebracht, als die kunſterfahrenſten Paraſiten von Frankreich, welche letztere ihre Erziehung zu Pera vollenden ſollten, wo noch mancher artige Kniff für ſie zu erlernen wäre.

Wer die griechiſche Sprache verſteht, und, von den Damen zu Pera eines vertraulichern

Digitized by Google

Umgangs gewürdigt, an ihrem Tendour*) sitzend, sich mit ihnen unterhalten kann, findet immer etwas, das ihm Freude und Genuß gewährt, wohingegen der Ausländer, zumal der Franzose, wenn er etwa wagen sollte, einer Dame ein schmeichelhaftes Wort zu adressiren, ein trockenes Ja oder Nein, oder ein: Sagen Sie nicht dergleichen! Sie wollen Spaß mit mir treiben! zur Antwort erhält, und noch wohl zufrieden sein muß, wenn man ihm nicht ins Gesicht lacht, oder Worte des Spottes, welche die Gesellschaft jedesmal aufs Begierigste auffaßt, gegen ihn ausstößt. Die Peraten sind es allein, für welche die Sonne von Pera leuchtet, und allein die Glücklichen, denen die unaussprechlichen Freuden des Tendour bereitet sind. Der Tendour ist es auch, von welchem die ganze skandalöse Stadtchronik ausgeht. Hier wird, ohne daß man bedenkt, was man durch solches Thun selbst für Blößen gebe, der gute Name und die Ehre des Nächsten ohne Schonung in die Pfanne gehauen, und überhaupt sind die Damen von Pera und Galata, einige sehr liebenswürdige und achtungswerthe Individuen ausgenommen, in der Kunst des Schwatzens und Plauderns solche Meisterinnen, daß selbst die abgefeimtesten französischen Kleinstädterfrauen in dieser Hinsicht die Flagge vor ihnen streichen müßten.

Auch durch öffentliche Bälle und, jedoch einzig zur Karnevalszeit, durch Maskenbälle ist zu Pera für die allgemeine Unterhaltung gesorgt. Diese Tanzfeste finden in den, von den Franken gehaltenen Gasthöfen und unter dem Schutze einiger Gesandten statt, welche durch einige Janitscharen von ihrer Leibwache die polizeiliche Ordnung handhaben lassen. Diese Maßregeln haben ihren Nutzen und ihren Schaden. Sie sind nützlich, weil den an solchen Orten gar häufig entstehenden, durch den Dolch der Zantioten nicht selten blutig werdenden Zänkereien ohne anders muß Einhalt gethan werden; nachtheilig aber sind sie darum, weil sie die Muselmänner selbst zu Zeugen der Ausschweifungen aller Art machen, an die sich das Peratische Volk hingibt, und dieselben gewöhnen, sich in die Angelegenheiten der Europäer zu mischen.

Die erwähnten Gasthöfe sind auch der Sammelplatz einer Menge von Gaunern, welche der Köder der Pharaobank und anderer Hazardspiele herbeilockt. Diese Spiele, an denen kein Ehrenmann Theil zu nehmen wagt, sind eine unversiegbare Quelle von Betrügereien und Unordnung. Wenn Leute von der vornehmern Klasse sich hier sehen lassen, so geschieht solches nicht anders, als unter dem Schutze der Maske. Kurz, jene Bälle sind mit allen Nachtheilen der Spielhäuser begleitet, ohne daß auch nur eine Spur jener, in Frankreich in jedem Wirthshause herrschenden, Fröhlichkeit bei denselben zu finden wäre. Gleichwohl sind in diesem wenig gastfreundlichen Lande jene Gasthöfe der einzige Ort, wo ein Fremder eine augenblickliche Zufluchtsstelle finden kann: Alles ist daselbst ausserordentlich theuer und je das Unentbehrlichste manchmal

*) Der Tendour ist ein viereckiger, mit zwei Bettdecken belegter Tisch, unter welchen eine Schüssel mit glühenden Kohlen gestellt wird. Unter diese, die Hitze des Kohlenbeckens auf einen Punkt zusammendrängenden Decken zur Hälfte begraben, vegetiren die Damen des Orients in der süßesten Indolenz den ganzen Winter hindurch. Nur wer der Genüsse, die der Tendour gewährt, selbst theilhaftig geworden, ist im Stande, sie gehörig zu würdigen.

Digitized by Google

gar nicht aufzutreiben. Ein möblirtes Logis in einem Bürgerhause zu finden, hält ungemein schwer.

Die Franken-Kaffehäuser zu Pera sind nichts weiter, als Zuckerbäcker-Buden, wo Kaffe, Punsch und Gefrornes verkauft, auch etwa das edle Billardspiel gespielt wird, die aber blos von Matrosen und von dem gemeinen Volk besucht werden. Die Einwohner von Pera geben den türkischen Kaffehäusern, oder so geheissenen Kaffénés den Vorzug. Diese werden von muselmännischen Barbieren, meist Janitscharen, oder Soldaten der Marine (Galioundjis) gehalten. Eine solche, durch einen dichten Tabaksrauch verdunkelte Kaffebude bietet dem Fremdling ein neues Feld zu Beobachtungen dar. Kaffe, Sorbet und Tabakspfeifen sind die einzigen Gegenstände, womit hier die Kundmänner bedient werden. Dazu spielt man Dame, läßt sich den Kopf waschen oder rasieren, und politisirt wie überall. Unter diesen Kaffehäusern ist das zunächst an dem Tekké oder Kloster der Mewlewis-Derwische*), als der allgemeine Versammlungsort aller müssigen Leute von Pera, vorzüglich bemerkenswerth.

Die griechischen Schenken oder Kneipen zu Pera und Galata sind der Schauplatz der schändlichsten Ausschweifungen, welche die Polizei, nach Maßgabe des Vortheils, den sie davon zieht, mehr oder weniger zu autorisiren scheint. Namentlich duldet sie daselbst ein ausserhalb dem Oriente weniger bekanntes, abscheuliches Laster, dem die Morgenländer ganz vorzüglich ergeben sind. Der Dolch der Galioundjis und das Spital der Zantioten machen, daß an solchen Orten unausgesetzt Blut fließt. Berauscht von Wein und Unzucht überlassen diese Elenden sich den scheußlichsten Exzessen und treiben es nicht selten so weit, daß sich nach Sonnenuntergang die Straßen von Pera nicht mehr ohne Gefahr passiren lassen. Nicht blos die niedrigste Volksklasse besucht diese Kneipen, auch Türken aus den höhern Ständen kommen inkognito hierher, um sich zu berauschen. An der Thüre jeder solcher Schenke steht ein Grieche, der mit den türkischen Redensarten: bouïouroun! oriité (befehlen Sie! haben Sie die Güte, hinein zu spazieren!) die Vorübergehenden aller Nationen an sich lockt.

---

*) Die Mewlewis-Derwische, gemeiniglich Dreher genannt, pflegen ihre fromme Andacht dadurch zu Tage zu legen, daß sie sich in einer zirkelförmigen, mit einer Gallerie für die Zuschauer versehenen Kapelle im Kreise um sich selbst herumdrehen. Ehe sie diesen Tanz beginnen, verbeugen sie sich ehrfurchtsvoll vor ihrem, in einer Ecke des Saals auf seinen Fersen hockenden Obern oder Cheik, und bilden dann unter Beobachtung des tiefsten Stillschweigens einen Kreis. Auf ein gegebenes Zeichen werfen sie einen gewaltigen Kaputrock, der ihnen über die Schultern hängt, von sich, und fangen dann an, sich, ohne von ihrer Stelle zu weichen, nach den Tönen des Néi oder der persischen Flöte um sich selbst herumzudrehen. Dies Manöuvre setzen diese Herren, ohne daß ihnen darüber schwindlig wird, manchmal eine volle halbe Stunde fort. Erst auf ein gegebenes Zeichen halten sie inne, und zwar alle genau auf ein Tempo, wie Soldaten auf das Kommando des Exerziermeisters. Dies Schauspiel wiederholt sich das ganze Jahr hindurch, jeden Dienstag und Freitag um die Mittagsstunde. Die Mewlewis-Derwische tragen eine zylinderförmige, oben wie ein Ei abgerundete Mütze von grauem Filze. Ihr vornehmstes Kleidungsstück besteht in einer Jacke von grobem braunem Tuch, die, durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen angeschwellt, die Form eines Wind- oder Luftballons gewinnt.

Digitized by Google

Pera hat einen Ueberfluß an Magazinen und Buden, wo von Nadel und Zwirn an, alles, bis zu den kostbarsten Stoffen und Juweelen zu finden ist. In diesen Magazinen fehlt nun zwar selten ein wesentlicher Artikel, aber höchst unverschämt ist die Art, wie der Käufer geprellt wird. Das gemeinste tuchene Kleid muß mit 150 bis 200 Francs bezahlt werden. Sich selbst versehen die fränkischen Krämer und Professionisten entweder bei den Großhändlern, oder sie lassen sich einen Ausschuß von Manufaktur-Artikeln aus der Fremde kommen, und verkaufen denselben als die preißwürdigste Waare. Alles, was englisch heißt, wird, sei es gut oder schlecht, vorzugsweise gesucht, und auch in dieser Rücksicht ist jene Anglomanie, die sich seit einigen Jahren der Levante bemächtigt hat, im höchsten Grade bemerkbar.

Ehemals soll man zu Pera sehr wohlfeil gelebt haben, und alle Lebensmittel im Ueberflusse vorhanden gewesen sein. Letzteres ist auch noch gegenwärtig der Fall; aber alles ist beträchtlich theurer geworden. Das Rindfleisch ist nicht übel, wenn schon nicht so saftig wie im Norden. Fisch und Hammelfleisch sind von vorzüglicher Güte und die Erdfrüchte, etwas sorgfältiger gepflegt, würden ganz vortrefflich sein. Das Brod ist größtentheils schwer, schlecht geknetet und noch schlechter gebacken; doch macht das so geheißene Franken-Brod (Frangeole), welches von europäischen Bäckern verfertigt wird, wegen seiner Weiße und seines angenehmen Geschmackes hiervon eine Ausnahme. Die Lebensart, welche man in Pera zu führen pflegt, kann dem blos neugierigen Ankömmling aus dem Auslande nur wenig Befriedigung verschaffen. Man muß, um den Aufenthalt in einem solchen Lande erträglich zu finden, ununterbrochen beschäftigt sein. Der Perote, der nichts zu thun hat, steht früh auf, geht eben so zeitig zu Bette, und läßt müssig, und ohne etwas Nützliches vorzunehmen, den Tag vorüberstreichen. Tabakspfeife und Weibergeschwätz füllen alle seine Zeit aus. Des Morgens pflanzt er sich in ein Kaffehaus hin, und verbleibt da bis zur Stunde seines Mittagessens. Späterhin schleppt er sich nach dem großen Todtenacker, und bleibt da bis Sonnenuntergang. Kommt er nach Hause, so mag seine Frau, bei der Gesellschaft, die sich etwa in seinem Hause einfindet, die Honneurs machen: er selbst lagert sich auf einen Sopha und entschlummert im Frieden, ohne daß die Unterhaltung ihn aufweckt. Den andern Tag wird diese Lebensweise von neuem begonnen und bleibt das ganze Jahr hindurch die gleiche.

Der gewöhnlichste Spaziergang der Bewohner von Pera und Galata geht nach den Kirchhöfen, oder den so geheißenen Todtengefilden. Der Kirchhof der Franken ist der Vereinigungspunkt für die gesammte schöne Welt jener beiden Quartiere. Man setzt sich da um ein Pavillon her, um zu räuchern und Kaffee zu schlürfen. Von diesem Pavillon genießt man einer prachtvollen Aussicht über den Bosphorus und seine beiden Ufer. Den Hintergrund des ergreifenden Gemäldes bildet die, in der Form eines Amphitheaters, von der asiatischen Küste sich erhebende Stadt Scutari. Die Kirchhöfe zu Pera sind weder mit Mauern eingefaßt, noch sonst in einem engen Raum beschränkt. Mitten in einem durch unregelmäßige Gänge nach allen Richtungen durchschnittenen Zipressenhaine von weitem Umfange ruhen die reichen Muselmänner,

Digitized by Google

unter kostbaren Grabmälern von Marmor, die mit goldenen Inschriften belastet, und mit Turbanen bezeichnet sind, deren Gestalt auf den Beruf oder die Würde des Verstorbenen hinweist.

Ein Gehölz von Maulbeerbäumen bildet den Gottesacker der Armenier. Ihre Gräber, bescheidener, als die der Türken, sind mit Stein- oder Marmorplatten belegt, auf welchen sich ebenfalls Inschriften zum Lobe der Abgeschiedenen nebst den Werkzeugen ihres Berufes eingegraben finden. Hier sieht man nicht selten eine Mutter auf die Erde, die ihre Tochter verschlungen hat, weinen, oder einen Sohn für die Seele seines Vaters zum Himmel flehen, und die schweigende Ergebung des morgenländischen Christen, so wie die gesehte Trauer des Muselmanns, bildet auf diesem Kirchhofe mit der Achtlosigkeit und dem lustigen Flattersinne, in welchem der Franke über die Asche seiner Verwandten und Freunde hinwegschreitet, einen höchst auffallenden Gegensatz.

Zur Zeit des Bairamsfestes und der Osterfeierlichkeiten der Armenier und Griechen gewinnen diese traurigen und nicht selten mit pestartigen Ansteckungsstoffen geschwängerten Oerter auf einmal das Aussehen eines Dorfjahrmarktes, und werden der Schauplatz einer ununterbrochenen Folge von Kampf- und Fechtspielen und andern Unterhaltungen*). Die Leichensteine verwandeln sich in Eßtische. Diese belastet man mit Fleisch und Wein, und berauscht sich an denselben, im leichtsinnigen Frohsinn, über der Asche der Todten. Eine Menge von Krämern, welche Viktualien und Erfrischungen verkaufen, bringt noch gröseres Leben in diese Szene, bei welcher der Stock der türkischen Wache eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Die mit der Polizei der Todtenfelder beauftragten Bostandjis, welche jeden Anlaß, die Griechen oder Armenier über das Ohr zu hauen, geschickt zu benutzen wissen, stellen sich in kleinen Abtheilungen längs der ganzen Straße von Pera, und fordern von allen Vorübergehenden aus jenen beiden Nationen einen Tribut ein, mit dem diese einen vergnügten Tag gar wohl glauben erkaufen zu dürfen.

Um nach dem großen Todtenfelde zu gelangen, muß man bei zwei für Pestkranke bestimmten Hospitälern vorbei passiren. Das erstere derselben gehört Frankreich an, das zweite ist ein gemeinschaftliches Eigenthum der übrigen europäischen Nationen. In beide Anstalten werden die Angesteckten aufgenommen. Von den Ihrigen und ihren Freunden verlassen, müßte mancher dieser Unglücklichen ein Raub der Verzweiflung werden, wenn ihm nicht ein alter, zu Pera unter dem Namen des Pest-Abbé bekannter armenischer Priester, in seinem Jammeraufenthalte, mit der großmüthigsten Aufopferung beisprange. In geringer Entfernung von den zwei genannten Hospitälern befindet sich ein dritter Zufluchtsort ähnlicher Art, der den Griechen zugehört und an ihren Gottesacker anstößt.

---

*) Diese Kämpfer oder Pehlivan tragen, statt aller Bekleidung, ein einfaches ledernes Beinkleid: dazu schmieren sie den Körper mit Fett oder Olivenöl ein. Die Gladiatoren sind mit Sabeln und Schildern bewaffnet. Ihre Kämpfe bestehen in einer unausgesetzten Folge lächerlicher, nichts vorstellender Gliederverdrehungen, und alle Streiche, mit denen sie gegeneinander ausholen, fallen der Länge nach auf ihre Schilde.

Digitized by Google

Dieſer ganze, in der Nähe des Brunnens oder Waſſerbehälters Tazim gelegene äuſſerſte Theil der Vorſtadt Pera iſt mit einer Menge bis an die türkiſchen Leichenäcker ſich erſtreckender Kaffehäuſer beſetzt, und hier iſt es eigentlich, wo die Peroten hingehen, um ihren Kéif zu machen, d. h. um zu rauchen, Kaffe zu trinken, und aller der Glückſeligkeit, die der unbeſchränkteſte Müſſiggang gewähren kann, zu genieſſen. Ein kleines Häuschen mit einem andern Tazim oder Waſſerbehälter, nicht weit vom Kirchhofe der Armenier, auf der groſſen Straſſe von Bujukdere und Belgrad, ſetzt auf dieſer Seite den Spaziergängen der Franken in der Regel ihre Gränze. Sich weiter zu wagen, würde gefährlich ſein. In einer Entfernung von einer kleinen Stunde von Pera liegt das Dorf und die Wieſe von Kiaghad-Khane. Die Europäer heiſſen dies die ſüſſen Waſſer, von dem modernen Namen des Flüſſchens Cydaries, welches dem Hafen von Konſtantinopel zueilt, um ſich da ſeines gelben und ſchlammigen Gewäſſers zu entladen. Auch dies iſt ein reizender Aufenthalt, und gar häufig der Verſammlungsort der Perotiſchen ſchönen Welt. Hierhin werden allerlei Luſt- und Jagdpartien gemacht. Man ſpeiſt zuſammen auf dem Graſe am Ufer der ſüſſen, von ſchönen Bäumen überſchatteten Waſſerquellen, und regalirt ſich mit ſaurer Milch (Yogourth) und mit einer Art von Rahm, Kaimak genannt, wornach die Morgenländer ſehr begierig ſind.

Eine andere von der Stadt weniger entfernte Promenade heiſſt Dolma-Baktche. Sie liegt an dem Geſtade des Meeres, in der Nähe des Pallaſtes Bechik-Tach, der Sommer-Reſidenz des Groſsherrn, und iſt ein ſechshundert Schritte langes und vierhundert Schritte breites Thal. Schöne Zipreſſen, ein dem Sultan zugehöriges Kiosk und ein Kaffehaus, das von einigen Boſtandits beworben wird, machen ſeine einzige Verzierung aus.

Während der ſchönen Jahreszeit, wenn der Monarch ſich zu Bebik-Tach aufhält, geht man alle Morgen nach Dolma-Baktche, um das Manöuvre des Dierid*) mit anzuſehen, das von dem ſchwarzen Verſchnittenen vollführt wird, und ſowohl für die Spielenden, als für den Zuſchauer, der etwa aus Neugierde allzunahe hinzu treten ſollte, eine gefahrvolle Uebung iſt. Obſtgärten, belaſtet mit Feigen und Baumfrüchten aller Art, umgeben dieſen Ort von der Meer- und von der Landſeite. Landeinwärts erſtrecken jene Gärten ſich bis in die Tiefe einer Schlucht hinein, wo die ſchwarzen Eunuchen ſich mit Schieſſen die Zeit vertreiben.

Auch das, zu äuſſerſt in der Vorſtadt Eiup, unweit des kaiſerlichen Schloſſes der ſieben Thürme gelegene Baloukli ermangelt nicht, wegen des ſonderbaren Schauſpieles, das des Neugierigen dort wartet, die Fremden herbeizuziehen. Einige Papas laſſen nämlich daſelbſt mehrere Fiſche ſehen, die zur Zeit der Eroberung Konſtantinopels durch die Türken dem Unglücksofen entronnen ſind, und ſich nach Baloukli in ein Baſſin gerettet haben, über welchem dann eine kleine Kapelle erbaut worden iſt. Dieſe Fiſche, obgleich ſeit mehr als vierhundert Jahren

*) Der Dierid iſt ein wie ein Wurfſpieß geſtalteter Stock ohne Beſchläge. Die Kunſt beſteht darin, denſelben im Galoppiren zu ſchleudern, und die Würfe des Gegners entweder zu pariren oder ihnen auszuweichen.

Digitized by Google

zur Hälfte gebraten, sind noch immerfort am Leben, und von den Gläubigen, welche hierher kommen, um dies Wunder anzustaunen, kehrt nicht einer nach Hause, ohne etwas Geld in dem Bassin zurückzulassen; so daß Balouklı als eine Gold- und Diamanten-Mine für jene Papas betrachtet werden kann. Nach eben dem Orte wallfahrten auch die Griechen, wenn sie sich Glück zu einer Unternehmung erbeten oder von einer Krankheit geheilt sein wollen.

Dem Griffel des Zeichners bieten die Gestade des Bosphorus ein überschwenglich reiches Feld dar. Die beiden, durch einen schönen Kanal getrennten Welttheile wetteifern miteinander um die Schönheit und Fülle des Anblicks. Eine ununterbrochene Reihenfolge von Dörfern, Lustgärten und Schlössern von demaltem Holze, die man beim ersten Anblicke für Feenpaläste halten möchte, scheint den Eintritt in die Hauptstadt der Welt zu verkünden. Die Ueberfahrt aus Europa nach Asien vollbringt sich in zehn Minuten. Was auf der asiatischen Küste vorzüglich angenehm in das Auge fällt, ist die Stadt Scutari mit ihren Umgebungen. In den neuen, von Sultan Selim angelegten Quartieren dieser Stadt erinnern die schön gepflasterten, breiten und nach der Schnur gezogenen Straßen, die prächtige Moschee und manches andere an die weitaussehenden Pläne des Monarchen, dem dies alles sein Dasein zu verdanken hat. Doch sind die schönen Kasernen von Nizami-Djedid, während der Revolution, die jenen vortrefflichen Fürsten vom Throne stürzte, von den Janitscharen in Asche gelegt worden. Die Stadt Scutari wird von dem Berge Bougourlu beherrscht, von dessen Gipfel sich die Hauptstadt, nebst einem Theile des Meeres von Marmara und des Bosphorus überschauen läßt. Für einen Künstler, der ein Panorama von Konstantinopel entwerfen wollte, dürfte jene Bergspitze vielleicht der vortheilhafteste Punkt sein.

Wer längere Spaziergänge nicht liebt, geht nach dem kleinen Todtenfelde, einem innerhalb der Stadt Pera selbst gelegenen türkischen Kirchhofe. Von diesem entdeckt das Auge einen Theil der Stadt, nebst dem Bassin und Arsenale der Marine. Ohne diese Aussicht würde diesen, auf zwei schmale und holperige Fußpfade sich beschränkenden Lustgang schwerlich jemand unternehmen wollen.

Während der schönen Jahreszeit begeben sich die Franken, um der Freuden des Landlebens zu genießen, nach den niedlichen Dörfern in der Umgegend von Konstantinopel; die, vier Stunden von der Stadt, auf der europäischen Küste des Bosphorus liegende Ortschaft Bujukdere ist im Sommer der gewöhnliche Aufenthalt der Gesandten, der Dragomans und Großen von Pera. Wem es jedoch auf dem Lande um Freiheit und Unabhängigkeit zu thun ist, der muß sich hier seinen Aufenthalt nicht wählen. Die Perotische Etikette wird zu Bujukdere zum mindesten so strenge, als in der Stadt selbst beobachtet. Die Spaziergänge auf der Wiese und am Kai sind der Rendezvous der vornehmen Klasse, und es ist Sitte, sich nicht anders, als im vollsten Anzuge dabei einzufinden; auch die Assembleen und die gesellschaftlichen Zirkel werden hier nicht weniger stark besucht, als zu Pera, und an beiden Orten geht es gleich steif zu.

Der Wiesengrund von Bujukdere ist ein herrlicher Ort. Man bewundert daselbst einen

Digitized by Google

zirkelförmigen Saal von bejahrten Platanen, den Vertrauten aller Liebenden des Landes, und deren Rinde mit Chiffern der Liebe überdeckt ist. Das Thal zieht sich bis nach dem von Bulgaren bevölkerten Dorfe Belgrad, und ist in der heissen Jahreszeit, seiner stehenden Wasser wegen, ein ungesunder, fiebererzeugender Aufenthalt.

Oefter als zu Bujukdere wohnt der französische Gesandte in dem nicht weit von erstern Orte entfernten Therapia, der wegen seiner Lage, gegenüber der Mündung des Kanals des schwarzen Meeres, vor jenem den Vorzug verdient. Fast alle Griechen des Fanals besitzen zu Therapia schöne Landhäuser.

Therapia gegenüber, an der asiatischen Küste, liegt Honnkiar Iskelesi, ein wunderschönes Thal, das kein Liebhaber vorzüglich anmuthiger Gegenden unbesucht läßt. Zumal die Franzosen gefallen sich hier, und werden an die lieblichen Gehölze von Saint-Cloud erinnert. Unweit von diesem Thalgrunde liegt der sogenannte Riesenberg. Ihn besteigen die Muselmänner, um das Grab eines Derwisches zu besuchen, der von übermenschlicher Natur gewesen sein soll.

Diejenigen der Europäer, welche die Freiheit der großen Welt und ihrem Zwangleben vorziehen, schlagen ihren Wohnsitz auf den Prinzen-Eilanden auf, deren Lage zwar nicht besonders reich, aber ungemein pittoresk ist, und wo sie, von allem Zwange erledigt, den Vergnügungen des Fischfangs, der Jagd und des Spazierengehens nachhängen können. Diese Inseln liegen etwa fünf Meilen von Konstantinopel, am Eingange des Golfs von Ismith (Nikomedien) und sind einzig von griechischen Landbauern und Geistlichen dieser Nation bewohnt, welche letztere daselbst mehrere schöne Klöster besitzen.

H.

Mannigfaltiges.

Aus Deutschland.

Wunderbare Erscheinungen in unserer Zeit. Die lebendigen Mammuthe. — Das bartische Königreich der Neger. Der Pluto im Innern des Erdballs. — Die weissagenden Somnambülen. — Die rabdomantische Jungfrau. Die Meteorologen.

— Wie Manches ist nicht, was wir noch vor wenigen Jahrzehenden für Aberglauben der Vorwelt hielten, das heutiges Tages von den besten Naturforschern gar nicht mehr bezweifelt wird! Haben uns die zahlreichen neuern Besucher Aegyptens nicht von jenen wunderbaren Klängen der Granitfelsen-Gräber bei Tagesanbruch erzählt, welche an die Bildsäule des vor Troja gefallenen Aethioperkönigs Memnon mahnten, deren schwarzes Gestein wunderbar ertönte über Theben, wenn sie der erste Sonnenstrahl berührte? Wie lange her ists, daß vortreffliche

Phyſiker von Herzen lachten, wenn man ihnen von Steinen ſagte, welche mehrere Pfund, ja Zentner ſchwer, glühend aus den Höhen des Himmels herabgefallen wären? Schon das frühe Alterthum ſpricht von ſolchen Steinen, und hat ſie, als Geburten des Himmels, verehrt. Gegenwärtig zweifelt man nicht mehr; man ſtreitet etwa nur noch, ob ſie ſich aus Gasarten in den höhern Strichen des Erddunſtkreiſes erzeugen: oder ob ſie uns vom Monde zufliegen?

Tritt nicht ſogar der Mammuth, welchen man für ein verlornes Thier der vor unſern Zeitrechnungen geweſenen Welt gehalten hat, und deſſen ungeheuere hin und wieder gefundene Gerippe unſer Erſtaunen erregten, heutiges Tages lebendig wieder aus ſeinen Sümpfen und Urwäldern hervor! Schon der Glaube am Lenaſtrom, daß dies Ungeheuer unter der Erde wohne, und ſich nur ſelten am Licht des Tages zeige; die friſchen, oft noch blutigen Ueberbleibſel, welche man unterm Sand zurückgetretener ſibiriſcher Ströme fand, verkündeten eine Möglichkeit, das Ungethüm könne noch vorhanden ſein.

Auffallend ſtimmt damit eine Nachricht zuſammen, die der Brite John Long in der Beſchreibung ſeiner Reiſen gibt, die er im Jahr 1777 durch das nördlichere Amerika that. Wo er den Urſprung vom Namen des rothen Sees (Red Lake) auf ſeiner erſten Reiſe durch Kanada erzählt, ſagte er: „Dieſer See wird von einer merkwürdigen Begebenheit benannt, die zween Kriegern vor dem Volk der Chippeways widerfuhr, welche am Ufer jagten. Indem ſie ſich da nach Wild umſahen, erblickten ſie in mäßiger Ferne ein ſeltſames großes Thier, wie ſie ſo ungeheuer noch keines geſehen hatten. Sie näherten ſich denſelben ſo weit, als es ihnen die Vorſichtigkeit geſtattete, und wurden eins, zu verſuchen, ob ſie es vielleicht erlegen könnten. Sein Gang war ſchwerfällig und langſam. Immer blieb es in der Nähe des Ufers. Indem ſie näher zu ihm kamen, entdeckten ſie, ſein Fell mit etwas bedeckt, das dem Mooſe glich. Dies vermehrte ihr Erſtaunen. Sie beriethen ſich abermals und ſchlichen näher. Dann feuerten ſie ihre Flinten auf das fremde Weſen ab. Ihre Kugeln ſchienen gefehlt zu haben. Sie ſchoſſen noch einmal. Wiewohl ſie mit Zuverſicht glaubten, ſo gewiß getroffen zu haben, als daß erſtemal, blieben ihre Schüſſe doch ohne Wirkung. Sie zogen ſich darauf zurück, ſangen ihre Kriegslieder und flehten den „Herrn des Lebens“ um Beiſtand an, das Thier tödten zu können. Denn ſie glaubten der böſe Geiſt Metſchi Mennitu berberge in dem Ungeheuer. Nach dieſem erhoben ſie ſich, folgten dem Thiere, ſchoſſen beide darauf in gleichem Augenblick, doch abermals ohne Erfolg. Nur geſchah, daß ſich das Ungethüm gegen ſie umkehrte. Sie fuhren fort zu ſchieſſen, bis das Thier ins Waſſer ſprang und ihren Blicken ſich entzog. Das Waſſer war vom Blute deſſelben roth geworden. Davon hat der See ſeit dieſer Zeit den Namen.“

Auch hat Alexander Makenzie, der Engländer, auf ſeiner im Jahr 1789 zum Eismeer gemachten Landreiſe ſchon durch die nordamerikaniſchen Wilden Bericht von einem ungeheuern, am See lebenden vierfüßigen Thier vernommen, das ſich ſelten zeige, an welchem alle Pfeile abprallen, wie von Felſen, und deſſen Erſcheinung Böſes verkünde. Vergangenes Jahr (1817) enthielten öffentliche Blätter ähnliche Meldungen von der Erſcheinung ſolches Rieſenthiers,

Digitized by Google

größer, als ein Elephant, und welches den erschrockenen Wilden wieder entgieng. Wir sind mit den Geheimnissen und Wundern der Polarländer noch zu wenig vertraut.

Es ist sehr zweckmäßig für die Wissenschaft, daß alle merkwürdige Thatsachen, Sagen, besonders Sagen noch lebender Völker, und merkwürdige, seltsame, selbst abentheuerliche Hypothesen und Philosopheme des Zeitalters aufgezeichnet werden. Sie führen immer zur nähern Kenntniß der Natur, der irdischen wie der geistigen. Die Wege des Unglaubens, wie des Aberglaubens halfen zu neuen Entdeckungen von Wahrheiten, die man auf der gemeinen, viel empfohlenen Landstraße des vernunftgemäßen Beobachtens und Prüfens nicht erkannte, oder die man übersah, wenn man sie sah. Wir sind trotz allen Erfahrungen, die seit Jahrtausenden gesammelt wurden, noch unendlich weit vom Ziel, und alle Philosopheme alter und neuer Welt haben der Isis den Schleier nicht gelüpft. Unser eigenes Ich ist das Geheimniß aller Geheimnisse, und was wir von den Erscheinungen der Sinne wahrnehmen, ist oft mehr Täuschung als Wirklichkeit. Wir wandeln im Weltall und sehen oder glauben zu sehen, und sind ungewiß bei jedem Schritt, ob ein Betrug in oder ausser uns lebt. Die Natur selbst ist die wahre Fee Morgana, welche uns durch eine Zersetzung athmosphärischer Gasarten Hochgebirge in die Nähe rückt, oder entführt; auf den Meeresflächen weit entlegene Inseln plötzlich nahe vor's Auge rückt; durch Strahlenbrechungen Schiffe, Wälder, Schlösser, Thürme über den beweglichen Wellen des Abgrunds darstellt; und in den heissen, salzigen Sandwüsten Afrika's, oder in den öden Steppen Sibiriens die Serab's, jene Luftspiegelungen hinzaubert, welche Seen, Berge und Wundergärten bilden, und sich jeden Augenblick verwandeln, wie die Strahlenbrechung ändert.

Man nenne nicht Alles Narrheit, was man nicht für Wahrheit hält. Wer steht dafür, daß nicht der größte Theil unserer Weisheit, die wir zu besitzen meinen, eine närrische Weisheit, oder weise Narrheit sei? — Wie lange haben wir nicht ganz treuherzig auf das Wort unserer besten Naturbeobachter geglaubt, der Neger sei Glied einer Menschenrace, die eine Stufe tiefer und dem Thiere näher stände, als der Weiße. Hatte uns das nicht Blumenbach aus dem flächern Vorderhaupt des Negers dargethan, welches sich zurückweichend an ein eben so flaches Hinterhaupt schließt? Aus dem hervortretenden Untertheil des Gesichts, wodurch der Neger bald mehr, bald minder Aehnlichkeit mit dem Affen empfing? Hatte uns nicht Sömmering den Vorzug der Weißen aus der ansehnlicheren Größe desjenigen Theils vom Gehirn dargethan, der bei allen Thieren kleiner, als beim Menschen, und beim Neger kleiner, als beim Weißen ist? Und doch müssen wir nun, nach den Berichten aller Reisenden und Augenzeugen zugeben, daß die Neger den weißen Europäern weder an Geistes- noch Gemüthseigenschaften nachstehen; daß sie, gleich den Galen und Deutschen der Vorwelt, ihre herumwandernden Gurits oder Barden haben, welche die Thaten des Helden besingen; Eschenburg selbst übersetzte ein artiges Gedicht eines Negermädchens, und Mungo Park hörte im Innern Afrika's Improvisatoren; ferner, daß sie sinnvolle Künstler, gute Mathematiker sein können und sind; daß sie an Edelmuth

Digitized by Google

und Herzensgüte keinem Europäer nachstehen. Das Reich der Schwarzen zu Hayti könnte in Zukunft wohl noch in seinen bürgerlichen Einrichtungen für manche weiße Fürsten Europens musterhaft werden. Der König Heinrich I., ein ehmaliger Negersklav, ein kräftiger, thätiger Mann von ungefähr fünfzig Jahren, (nach dem Almanac royal de Hayti pour l'année 1815 ist er am 6. Weinm. 1767 geboren) herrscht seit sieben Jahren mit Klugheit und Würde, und gibt seinem Sohn und Kronprinz Franz Ferdinand Heinrich, der jetzt vierundzwanzig Jahre alt ist (geb. 15. Mai 1794) das Beispiel königlicher Vielthätigkeit zur Entwilderung eines in grausamer Verwahrlosung unter dem Joch weißer Christen erwachsenen Volks. Er hat ein von fremden Offizieren wohlgeübtes Heer von 40,000 Mann; beinah eben so viel Landwehrmänner dazu; in jedem Kirchspiel Schulen, auf Kosten des Staats; verschiedene Bisthümer, und seit 1811 in der Hauptstadt ein Erzbisthum. Hayti eignet sich die edelsten Früchte europäischer Gesittung an; selbst an höhern Lehranstalten, an Theatern, Zeitungen, Bibliotheken u. s. w. fehlts nicht: mögte nur lange die europäische Verderbtheit fehlen! Wir kennen aus öffentlichen Blättern die Berichte, der nach Hayti gewanderten Deutschen, Künstler und Gelehrten, wie vortheilhaft sie von diesem neuaufblühenden Staate reden. Gehört es nicht zu den Seltsamkeiten unsers Zeitalters, daß deutsche Männer von Bildung am Hofe und im Dienst des schwarzen Königs ihr Glück suchen und finden, das sie im Vaterlande nicht fanden? — So verschwindet die Vorstellung von der geringern Stufe, welche die Neger im Rang der Menschheit einnehmen, als ein nichtiges Vorurtheil.

Man verlasse sich daher nicht auf die Richtigkeit allgemein, als richtig angenommener Meinungen und Thatsachen; und verstoße eben nicht, als Betrug und Irrthum oder Thorheit, was nicht in unsern Bilderrahmen von der Welt paßt. Seit Herrschel die Sonnenflecken beobachtet hatte, war die alte Meinung von den Sonnenfackeln und Kratern u. dgl. schnell verstoben. Man schmiegte sich gernwillig der Meinung des großen Weltenbeobachters an, daß der ungeheuere Sonnenkörper von einer Art Lichtsphäre umgeben sei, unter welcher eine Wolkenhülle liege, durch welche man zuweilen bei Rissen der Licht- und Wolkenumgebung den dunkeln Sonnenball erblicke. Nun aber Dr. Raschig in Dresden, sogar durch ein mäßiges achromatisches Fernrohr von Benediktbeurn voriges Jahr (1817) sehr bestimmt zwei einander zum Theil bedeckende Sonnenflecke gesehen haben will, deren dunkle Punkte zwar voneinander getrennt, deren minder dunkle Höfe hingegen einander durchschneidend waren*): wird Herrschels Vermuthung wieder bedenklich, und den Hypothesen über den Ursprung der Sonnenflecke ein neues Feld eröffnet.

Freilich Hypothesen sind nur sehr provisorische Schlüssel zu den Welträthseln, aber eben so wichtig und unentbehrlich zum Fortschritt in der Wissenschaft, als die trocknen Erfahrungen. Beide stehen, wie Geistiges und Sinnliches, zu einander in wohlthätiger Wechselwirkung.

*) Gilberts Annalen 1818. 1 St. S. 104.

Digitized by Google

Hypothesen führen zu neuen Entdeckungen, weil man die bekannten Gegenstände aus ungewöhnlichen Gesichtspunkten beobachtet; neue Entdeckungen führen wieder zu neuen Hypothesen. Die regelmäßigen Abweichungen der Magnetnadel haben so schon den Scharfsinn manches Naturforschers gereizt und ermüdet. Jetzt, da die Magnetnadel, nachdem sie lange gegen Westen abwich, wieder ihre Rückkehr nach Osten zu nehmen angefangen hat, wird die Aufmerksamkeit der Physiker von neuem rege. Man glaubte sonst, im Innern des Erdballs müsse ein großer, beweglicher Magnet verborgen ruhen; Halley machte aus dem Erdmagnete sogar einen doppelten, oder doch einen mit vier Polen; Andere schrieben die Abweichungen dem Einfluß der athmosphärischen Elektrizität zu; Andere den Einwirkungen des Erdballs, der wie Coulomb sagte, ein einziges, vom magnetischen Fluidum geschwängertes Ganzes sei.

Neulich aber trat ein neuer Beobachter auf, Steinhäuser in Halle*), welcher aus den gesammten Beobachtungen von den Abweichungen der Magnetnadel den Schluß zog und als unwidersprechlich gab: daß ein mit besonders starker magnetischer Kraft begabter Weltkörper, in der Entfernung von einem Fünftel des Halbmessers der Erde, innerhalb vierhundert und vierzig Jahren in einer planetarischen Bahn, (welche ihre größte südliche Abweichung ziemlich im ersten durch die Insel Ferro gezogenen Meridian hat), einmal um den Mittelpunkt der Erde von Westen nach Osten herumlaufe; daß also unsere Erde eine Hohlkugel sei, die in ihrem Innern vielleicht wieder ein kleines Weltensystem in sich einschließt. — Von dieser Beschaffenheit des Eingeweides unserer Erde fiel bisher keinem Sterblichen etwas im Traume bei; allenfalls räumte man aus Gefälligkeit den Theologen ein, ihre Hölle sammt den Teufeln dahin zu pflanzen. Nun aber gibt Steinhäuser mit einer einfachen trigonometrischen Formel, in Bezug auf den vom unterirdischen Weltkörper während eines Jahres zurückgelegten Theil der Umlaufsbahn, ein Mittel an die Hand, zu jeder Zeit und auf jedem Ort der Erde die Abweichung der Magnetnadel zu finden, und für jedes beliebige Jahr vorauszubestimmen; so daß Seefahrende in der Folge aus dem Ort des unterirdischen Weltkörpers, den er Pluto zu nennen vorschlägt, dem Jahre der Beobachtung, und der Beobachtung der Abweichung selbst, die Länge, wo sie sich befinden, so gut, als durch seltnere, himmlische Erscheinungen ausmitteln können. — Obgleich der Urheber dieser Hypothese schon im Jahre 1805 in Voigts Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde (Bd. 10. Bd. 11.) den Anfang der Rückkehr der Magnetnadel nach Osten auf die jetzige Zeit, in Folge seiner Ansichten, vorausgesagt hatte, wird der Werth seiner kecken Hypothese doch nur erst durch fortgesetzte Erfahrungen entschieden werden, wenn gleich keine Hoffnung ist, daß die unterirdische Welt, der Pluto im Bauch unserer Erde, jemals zur Evidenz gebracht wird.

Es dürfte diesem magnetischen Pluto wohl, selbst wenn man alle Erscheinungen an der Magnetnadel nach seinem Stand und Lauf erklären könnte, nicht besser ergehen, als der mesmerischen, sogenannten thierisch-magnetischen Kraft, die noch immer ungläubig

*) Literarische Nachricht in der hall. Literaturzeit. 1818. Nr. 24.

Digitized by Google

belächelt wird, wenn man auch die Nachtwandler nicht läugnet, und die Unbegreiflichkeit vieler ihrer Verrichtungen anerkennen muß. Nachdem die Deutschen wieder angefangen haben, das Mesmern sehr ernsthaft zu betreiben, ist der Streit darum lebhafter, als jemals geworden. Er ist noch nicht entschieden. Einige gemesmerte Frauenzimmer haben sich sogar in Staatsangelegenheiten gemischt, und wie die Gläubigen versichern, Jahr und Stunde vom Tode gekrönter Häupter im Schlaf vorausgesagt, wie z. B. vom letzten Könige von Würtemberg.

Die allzublindgläubige Schwärmerei vieler derer, welche Zeugen von den Wirkungen des mesmerischen Zustandes waren, und ohne Wahl und ohne Vorsicht, denselben zur Heilung der mannigfaltigsten Krankheiten anwenden wollten; so wie von der andern Seite die stolze Ungläubigkeit derer, welche Alles wie eine Thorheit verwarfen, weil sie entweder dergleichen Zustände noch nie zu beobachten Gelegenheit hatten, oder durch entdeckte muthwillige Täuschungen abgeschreckt wurden: schaden der Sache selbst nicht viel. Sie ist in der Natur längst vorhanden gewesen, wird bleiben und fortwährend die Aufmerksamkeit der Forscher fesseln. Hier ist noch eine neue Welt zu entdecken; sie wird entdeckt werden; wir sehen nur erst die Küsten derselben, und haben bisher vergebens getrachtet, zu landen und in das geheimnißvolle Gebiet einzudringen, wo Psyche Königin ist.

Derselbe Fall scheint mir auch bei den sogenannten Rabdomanten, oder denjenigen Personen statt zu finden, welche vermittelst ihrer eigenthümlichen Organisation das Vermögen haben, unterirdische Wasser, Metalle und andere Fossile zu erkennen. Die nähere Beobachtung auch dieser Wunderbarkeit der Natur gehört unserm Zeitalter an, und wird eben so eifrig geglaubt und vertheidigt, als bezweifelt und verspottet. Gläubige, wie Zweifler, meistens befangen von ihren einander entgegengesetzten Vorurtheilen, sahen bisher oft mehr, oft weniger, als vielleicht zu sehen war. Die Thatsache selbst, daß es Menschen gebe, welche unter der Erde verborgene Wasser, Erze, Steine u. s. f. vermöge ihres körperlichen Gefühls wahrnehmen können, ist nicht zu bezweifeln. Die Wünschelruthe ist alt in der Welt; wiewohl eben dies Werkzeug in der Hand des Rabdomanten, und die Bewegung davon das Unerklärlichste in der Sache, und dasjenige ist, was am leichtesten zu muthwilligen oder unfreiwilligen Täuschungen führen kann. Es verhält sich damit, fürcht' ich, wie mit den vielbesprochenen Schwefelkiespendeln.

Das rabdomantische Gefühl ist wahrscheinlich mehrern Personen in stärkerm oder schwächerm Grade eigen, als man glaubt; nur selten immer, durch Zufälle begünstigt, zur Wahrnehmung gebracht, und noch seltner ausgebildet. Daher mag geschehen sein, daß bisher auf diese ausserordentlichen Zustände der menschlichen Natur weniger geachtet ward, als auf die mesmerischen Erscheinungen; daß Alles, was wir darüber von Pennant, von Campetti, Amoretti, Ritter, Salis-Marschlins und Andern erfuhren, von den meisten Naturforschern vornehmmitleidig eben so übersehen, und ihres Glaubens unwürdig erklärt ward, wie ehmals das Regnen der Meteorsteine vom Himmel.

Digitized by Google

Wie gesagt aber, die Thatsache bei aller ihrer Ausserordentlichkeit, ist nicht hinwegzuläugnen. Ich hatte Gelegenheit von ihrer Wahrheit mich zu überzeugen, und will sie hier kurz erzählen, theils weil sie bis jetzt in ihrer Art einzig ist, theils um andern Beobachtungslustigen Gelegenheit zu geben, die merkwürdigen Erscheinungen der Rabdomantie in einer Größe zu sehen, wie sie nicht Pennant, nicht Campetti darstellen konnten.

Zu Gottlieben, im eidsgenössischen Kanton Thurgau, wohnt in der Gesellschaft des Hrn. Rittmeisters Hippenmeyer eine Jungfrau, Katharine Beutler, aus Schwaben gebürtig. Sie mag fünfundzwanzig Jahre alt sein, ist wohlgewachsen, stark, gesund und blühend. Durch Zufall, als man vermittelst einer Wünschelruthe Wasser suchte, entdeckte man in ihr die rabdomantische Eigenschaft in höherm Grade, als sie der aus dem Kanton Luzern berufene Wasserfühler selbst besaß. Hr. Hippenmeyer fand, daß sie auch Empfindungen von unterirdischen Metallen habe. Er machte verschiedene Versuche. Bei andern Metallen hatte sie andere Empfindungen; sie konnte nur diese beschreiben, insofern sich Empfindungen des Körpers mit Worten zeichnen lassen; die Metalle selbst konnte sie nur erst nennen, wenn sie über dem gleichen Metall die gleichen Wirkungen an sich mehrmals verspürt hatte. Zur Wahrnehmung des Unterirdischen war ihr gar keine Wünschelruthe nöthig. Doch wenn sie eine solche, gewöhnlich von Fischbein, in die Hände nahm, spielte dieselbe mächtig. Auch konnte sie die Wirkungen der Wünschelruthe, wenigstens glaubte sie es, verstärken, oder ihnen grössere Bestimmtheit verleihen, sobald sie mit den Enden der Ruthe dasjenige Fossil, worauf sie ausschließlich Wirksamkeit äussern sollte, in Verbindung brachte.

Je länger die Versuche dieser Art fortgesetzt und vermannigfaltigt wurden, je klarer wurde sich die rabdomantische Jungfrau der in ihr von unterirdischen Gegenständen erregten Gefühle bewußt. — Unterirdische Wasser und Quellen verursachten ihr ein Gefühl, wie ein säulenartiges Aufsteigen und wieder tropfenweises Niederfallen von Wasser im Innern ihres Leibes. Sie konnte diese Empfindung nicht deutlicher angeben. Stehendes Wasser unter dem Erdboden hatte keine Wirkung auf sie; nur rinnendes. Je schneller das Wasser floß, und je mehr Reibung, je heller davon in ihr der Eindruck. So konnte sie auch mit ziemlicher Sicherheit angeben, ob viel oder wenig Reichthum des Wassers sei; doch scheint es, daß der schnellere oder schwächere Lauf sie oft über die grössere oder geringere Menge irre machen kann. — Bei Eisen fühlt sie ihre Zunge, wie von einem kalten Wasser berührt; je reiner und freier von denjenigen Bestandtheilen das Erz ist, welches das daraus geschmolzene Eisen warm- und kaltbrüchig zu machen pflegt, je minder kalt ist das Gefühl an der Zunge. — Auch Schwefelkies-Lager in der Erde bringen ihrer Zunge dieselbe kältende Empfindung; zugleich aber im Innern des Leibes eine gewisse Wärme. — Hingegen Schwefel allein verbreitet diese Wärme in ihr. — Auch Steinkohlen-Lager bewirken eine ähnliche innere Erwärmung, aber daneben noch eine andere höchst unangenehme Empfindung, die sich beinah zu Ohnmacht oder krampfhaften Zuständen steigert, wenn die Lager eine große Mächtigkeit haben. — Mergel verbreitet ebenfalls eine,

Digitized by Google

doch von jener verſchiedene, Wärme im Innern ihres Leibes, die eher eine Art Brennen iſt, wie ſie ſich ausdrückt. — Gyps verurſacht ihr ein krampfhaftes Zuſammenziehen im Halſe, das über gewiſſen Gypslagen oft bis zur Beängſtigung geht. Sie kann aber den Grund des ſtärkern oder ſchwächern Zuſammenziehens nicht angeben, ob es von beſondern Eigenheiten des Gypſes, oder von der Mächtigkeit der Lager herrührt. — Waſſerfreier Gyps oder Muriatith erregt ihr auf der Zunge ein zartes Stechen; Alaun ein kaltes, beiſſendes Waſſer an den obern Zähnen; Blei eine unbehagliche Schwere im Leibe; Arſenik ſtarkes, widerliches Schlagen im Kopfe; Kupfer ein warmes, bitterliches Waſſer im Munde; Silber ein ſeltſames Drücken, Beklemmen, oder wie ſie ſich ausdrückt, Anhängen im Innern des Leibes; Gold eine gewiſſe Schwäche in den Füßen, Uebelkeiten und Wärme am ganzen Leibe; Stinkſtein etwas Schwindel; Salz einen ſalzigen Geſchmack im Munde, dabei ein Schwellen der Haut an Händen und Füßen, welches auch für andere ſichtbar iſt, und mir, da ich ſie über ihr unbekannte Salzquellen, die mir kundig waren, führte, vorkam, wie das Anſchwellen der Haut auf der Oberfläche der Finger und des Handrückens beim Froſt im Winter.

Ihre Empfindſamkeit gegen jene Einwirkungen iſt zwar, wie ſie ſagt, an manchen Tagen größer, an manchen ſchwächer; aber nie ganz verſchwunden. Dies verurſacht ihr, beſonders auf Reiſen, zuweilen manche Unannehmlichkeit. In früherer Jugend, da ſie bei Verwandten in einer Mühle wohnte, hatte ſie vermuthlich dieſer Eigenthümlichkeit wegen ein langes Leiden, welches man für eine Art Gliederkrankheit hielt, und eben ſo oft aufhörte, als ſie für einige Tage die Mühle verließ, und ganz verſchwand, da ſie den Wohnort änderte. Merkwürdig iſt auch an ihr, und was jeder andere ebenfalls an ihr beobachten kann, daß im Sommer, wenn Abends Thau fällt, ſobald ſie in freier Luft luſtwandelt oder reiſet, ſie mag Handſchuh anhaben, oder nicht, ihre Hände bis über die Mitte des Unterarms wie von kalten Thautropfen bedeckt werden. Die Gränze der Bethauung ihres Arms bleibt immerdar dieſelbe, und iſt ſcharf bezeichnet.

Zu bedauern iſt, daß Hr. Rittmeiſter Hippenmeyer weder hinlängliche oriktognoſtiſche, noch geognoſtiſche, überhaupt zu wenig phyſikaliſche Kenntniſſe hat, um ſeine Beobachtungen mit der mannigfaltigſten, wiſſenſchaftlichen Umſicht anzuſtellen. Der Jungfrau, wiewohl ſie die im geſellſchaftlichen Leben gewöhnliche Bildung beſitzt, iſt doch durchaus ohne wiſſenſchaftliche, und beſchränkt ſich blos darauf, ihre rabdomantiſche Empfindung auszuſprechen, welche dann Hr. Hippenmeyer, in Folge ſeiner vielfach wiederholten Verſuche mit Sicherheit erklärt, und deutet. Die Rabdomantin kann durch ihr Gefühlsvermögen nie angeben, wie tief unter ihren Füßen der Gegenſtand befindlich iſt, der auf ſie einwirkt? Dies mittelt ihr Begleiter nach den Bewegungen der Wünſchelruthe in der Hand der Jungfrau Bentler, durch Schritte aus, die er vom Ausgehenden, oder dem Rande eines unterirdiſchen Lagers, Waſſers u. ſ. w. in Folge mehrerer gemachten Erfahrungen und Verſuche vom Gegenſtand wegwärts zählt. Auf ähnliche Weiſe pflegt er auch die Stärke des unterirdiſchen Waſſers, oder die Mächtigkeit der

Digitized by Google

ſich empfindbar gemachten Lager zu berechnen. Ich habe aber nach den ſelbſt angeſtellten Verſuchen Urſach zu glauben, daß die rabdomantiſchen Andeutungen im Gefühlvermögen der Jungfrau zuverläſſiger oder genauer, als zuweilen jene Berechnungen ihres Begleiters ſein mögen. Inzwiſchen geht er doch bei dem, was er thut, mit vieler Sicherheit zu Werk; auch irrt er, nach ſeiner Verſicherung, ſelten.

Er hat mit der Rabdomantin vergangenes Jahr (1817) einen Theil der Schweiz und des Elſaſſes durchreiſt. In verſchiedenen Gegenden ſind auf beſtimmte Angaben der Jungfer Bentler bergmänniſche Arbeiten mit Erfolg geleitet worden, wie z. B. beim Steinkohlenwerk zu Elgg im Kanton Zürich; andere ſind im Kanton Baſel, im Elſaß und andern Gegenden darauf hin begonnen worden, nachdem man ſich über die eigenthümliche Gabe dieſes Frauenzimmers durch leicht zu machende Verſuche Gewißheit verſchafft hatte.

Es wäre zu wünſchen, daß Herr Ebel, der rühmlich bekannte Geognoſt, welcher über die Eigenſchaften der rabdomantiſchen Jungfrau viele Verſuche angeſtellt haben ſoll, ſeine Erfahrungen bekannt machte, und ſich am wenigſten durch voreilige Zweifel und Ungläubigkeiten derer irre machen oder zurückſchrecken ließe, die Alles, was auſſer dem Ring ihres abgeſchloſſenen Syſtems, oder über den Kreis ihrer perſönlichen Erfahrungen hinausliegt, als Geſpenſter verdammen. Hier entſcheiden nur Thatſachen, die ohne Vorurtheil beobachtet ſind.

Freilich manche Thatſachen ſind auch von der Art, daß ſie allerdings im eigentlichen Sinne des Wortes verblüffen können, weil man ſich im Augenblick ihrer Wahrnehmung durchaus keiner natürlichen Erklärung bewußt werden kann, die man denn doch immer zu ſuchen gern geneigt iſt, auch wenn man ſie nicht geradezu für die richtigſte hält. So z. B. kann man ſich allenfalls die Einwirkungen unterirdiſcher Metalle, Salze, Waſſer u. ſ. f. auf das Gefühlsvermögen der Rabdomantin, wie Folgen von Ausſtrömungen oder Dunſtſphären der Körper, oder wie elektriſche*) oder galvaniſche Wirkungen u. dgl. m. denken. Allein die Jungfrau erzählte mir ſehr zufällig und mit ihrer gewöhnlichen beſcheidenen Anſpruchsloſigkeit auch, daß ſie durch beſondere Empfindungen in einzelnen ihrer aufwärts geſtreckten Finger gewiſſe Sterne des Himmels erkenne; ſelbſt deren Stand am Tage. Dieſe Verſicherung zu prüfen, verhüllt' ich ihr eines Morgens, da wir uns im Pfarrhauſe Birmenſtorf im Kanton Aargau befanden, das Haupt mit ihrem Shawl. Wir waren in finſterer Nacht über das Gebirg in dieſem Dorfe

*) Wird die Rabdomantin mit der Wünſchelruthe von Fiſchbein auf den Iſolirſchemel vor die Elektriſirmaſchine geſtellt, zeigen ſich ſtandhaft folgende Erſcheinungen: Die Kette des Leiters unter ihre Füße gelegt, die Ruthe gegen den Leiter gehalten: erfolgt Bewegung der Ruthe vorwärts mit einem Radſchlagen derſelben; die Ruthe von dem Leiter wegwärts gehalten, erfolgt Bewegung der Ruthe rückwärts mit Radſchlagen. Die Kette auf dem Kopf, die Ruthe gegen den Leiter, war die Bewegung derſelben rückwärts und radſchlagend; die Ruthe abgewandt von der Maſchiene, bleibt die Bewegung der Ruthe dieſelbe. — Eine Kette auf den Kopf, eine andere unter die Füße gethan, die Ruthe gegen den Leiter gerichtet: geſchah Bewegung zur Hälfte vorwärts, dann rückwärts und Radſchlagen; ebenſo, wenn die Ruthe von der Maſchiene abgewendet war. — Eine Eiſenruthe wirkte wie die Fiſchbeinruthe, nur geſchwinder.

Digitized by Google

angekommen; der Morgennebel bedeckte noch alle Gegenstände vor den Fenstern. Dann führte ich sie mit den verbundenen Augen eine Weile nach allen Richtungen umher, um sie über die Lage der Weltgegenden irre zu machen; ließ sie plötzlich stehen, und fragte sie nach dem Stand des Polarsterns, den sie zu kennen und empfinden zu können gesagt hatte. Sie erhob den Arm mit ausgestreckten Fingern, indem sie sich langsam einigemal herumdrehte. Bei jedesmaligem Umdrehen hob sie den Arm höher. Ich bemerkte in einem der ausgestreckten Finger ein krampfhaftes Zucken; sie zog die übrigen ein. Sie richtete den Finger genau nach der Gegend des Polarsterns. Herr Koch, Pfarrer zu Birmenstorf, welcher inzwischen einen Kompaß in der Stille herbeigebracht hatte, um sich in seinem Zimmer genau zu orientiren, bestätigte die Richtigkeit der Stellung.

Es ist hier nicht der Ort, weder ausführlicher in den Beispielen zu sein, noch Hypothesen zu bauen, um das Wunderhafte zu erklären. Nur bezeugen kann ich, daß die rabdomantische Jungfrau durch ihr eigenthümliches Gefühl in Gegenden, die sie vorher nie gesehen, deren geognostische Beschaffenheit sie nicht kannte, die verschiedene Güte der Eisenerze bei Aarau, über welche ich sie führte, die Richtung eines auf eine Salzquelle gebauten Stollen, über welchem Gebäude und Garten lagen, selbst in dunkler Nacht im Gebirg Gypslager als vorhanden angab, wo dergleichen in der That vorhanden waren. Sie machte diese Anzeigen ohne Wünschelruthe, und ohne gefragt zu werden; sie mochte zu Fuß gehen, oder im Wagen sitzend über die sie ansprechenden Stellen hinfahren. Doch gesteh ich, am seltsamsten kam mir ihre Verbindung mit den Sternen vor.

Ist hier nicht irgend eine Täuschung waltend, so mag dies den Meteorologen neuen Muth geben, welche in unsern Tagen den Einfluß der Konstellationen, der planetischen Oppositionen und Konjunktionen (seit geraumer Zeit schon in den Plunder astrologischen Aberglaubens verbannt), wieder zu Ansehen bringen wollten, und darum von vielen Gegnern Anfechtung litten. Der unzweifelhafte Einfluß der Sonne und des Mondes auf die Zustände der Atmosphäre scheint allerdings auch zum Glauben an die Einwirkung anderer Wandelsterne berechtigen zu dürfen. Ob sie aber vorhanden sei, und in welchem Maße, darüber wird erst die anhaltende Beobachtung und Erfahrung von einigen Jahrhunderten entscheiden können — vielleicht auch nicht. Denn wer entwirrt jedesmal von den Einflüssen der Gestirne die Einflüsse der irdischen Umstände? Die geheime Haushaltung der Wolken, die chemischen Prozesse der mannigfaltigen Gasarten im Luftkreis, durch unbekannte Verhältnisse herbeigeführt, beschleunigt, verändert, aufgehoben, werden noch lange räthselhaft bleiben, vielleicht ewig. Am wenigsten dürfen wir hoffen, durch die Witterungskunde bald zu einer sichern Wettervorhersagung zu gelangen, und noch weniger, daß eine Prophezeiung dieser Art für irgend ein Land ausserhalb der Wendekreise einige Gemeingiltigkeit haben könne. Wär' es nur möglich, einmal die Witterungsgeschichte eines einzigen Sommermonates von einem einzigen großen europäischen Lande zu erhalten, und zwar in größter Ausführlichkeit. Da würden wir vielmals an einem einzigen Tage, in einem Reiche, wie

Digitized by Google

Deutschland, die verschiedensten Witterungen zu gleicher Zeit wahrnehmen; hier reinen Himmel, dort Wolken; hier Hitze, dort Kühle; hier Staubregen, dort trockene Luft; hier Hagel und Gewitter, dort Platzregen, dort Sturm, dort Windstille, alles in demselben Augenblick.

In den Tropenländern, zumal unter dem Aequator, haben weder Mars noch Venus, weder Konjunktionen noch Oppositionen der Planeten, ja selbst Sonne und Mond kaum wahrnehmbaren Einfluß auf die Nuancirung der Tageswitterung. Regelmäßig, fast am bestimmten Tage beginnt die Regenzeit und hört sie auf; und das Quecksilber des Barometers bleibt das ganze Jahr auf 28 Zoll, indem es vom Morgen bis Nachmittags um drei Uhr etwa zwei Linien fällt und dann wieder eben so viel steigt. — Bei dieser Einförmigkeit der Witterung, da selbst die größten Stürme und Tornadors ohne Einfluß auf den Barometerstand bleiben, kommen die Planeten allerdings mit ihrer Macht etwas ins Gedränge. Inzwischen möcht' ich darum die mühsamen Beobachtungen, selbst die astrologischen nicht, unserer neuesten Witterungsforscher ganz verachten. Es gibt im Felde der Wissenschaft keine verlorene Schritte. Ich wünschte vielmehr die Liebhaberei d' 'Meteorologie so weit ausgebreitet, daß es jede Stadt hätte, wie Drontheim in Norwegen, wo sogar die Nachtwächter auf den Straßen, statt elender Verse, jede Stunde die Beschaffenheit von Wind und Wetter ausrufen*), was fleißigen Meteorologen die Arbeit sehr erleichtert.

L.

Aus Afrika.

Die Reise des Arztes Della Celle durch Nordafrika.

Von Tripoli hinweg bis zu den westlichen Grenzen Aegyptens ist ein ungeheurer Strich Landes, von wenigen Europäern durchschritten, und bis jetzt, in Rücksicht seiner Natur und seiner Bewohner noch sehr unbekannt. Nun haben wir Hoffnung, auch von diesen Gegenden bald bestimmtere Nachrichten zu empfangen.

Ein junger, kenntnißvoller, unternehmender Mann, Doctor Della Celle von Genua ging Ende Jahres 1816 mit Bartolomeo Boccardi, sardinischem Konsul, nach Tripoli. Er brannte von Begierde, das Innere Afrika's näher kennen zu lernen. Unerwartet bot sich ihm eine treffliche Gelegenheit. Der Bassa zu Tripoli war, bald nach Della Celle's Ankunft, im Fall, achttausend Mann gegen einige Beduinen-Stämme in der Landschaft Bengasi und und Derne auszuschicken, die seinem erstgebornen Sohn in der Empörung beistanden. Della Celle benutzte den Anlaß, bot sich als Arzt beim Heer an, und Bei Achmed, des Bassa's andrer Sohn, der den Zug befehligte, nahm ihn zu seinem Leibarzt an.

Mit dem Kriegsvolk nun zog der europäische Gelehrte am 11. Hornung 1817 von Tripoli

*) Wenigstens geschah es noch im J. 1796, wie man aus Cornelius de Jong Reisen nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung nach Irland und Norwegen, Brief 3. erfährt.

Digitized by Google

aus, über die prachtvollen Trümmer von Lebda (Lepdis magna) und gelangte durch die ungemein fruchtbaren Ebenen von Sidda zum Vorgebirg Mesurata (Promont. cephalus), welches abendwärts den stürmischen Meerbusen der großen Syrte begränzt. Nach kurzem Aufenthalt in Mesurata reisete er siebenzehn Tage lang durch die unübersehbaren Wüsten, die den weitläuftigen Golf umringen, und so gelangte er bis zu den Füßen des Gebirgs, das sich ostwärts gegen die höher gelegene Landschaft von Pentapolis verflächt. Della Celle hatte in den Wüsten durch die heftige Sonnenglut, durch den Mangel alles trinkbaren Wassers unaussprechlich gelitten. Es war oft dem Tode nah gewesen.

Nun aber stand Alles schön verwandelt. Er fand sich von Bergen mit grünen Wiesen umringt, reich an seltnen Pflanzen, und majestätisch vom phönicischen Wachholder bekränzt. Quellen klaren Wassers strömten von allen Seiten. Da weideten zahlreiche Kameele der Araber, die in diesen Thälern ein wahrhaft patriarchalisches Leben führen. Mit dieser natürlichen Anmuth der Landschaft Pentapolis verbinden sich häufige Spuren einer verschwundenen, ehrwürdigen Vorwelt, die dem Bilde des Ganzen neue Züge von Pracht verleihen. Da schließen sich Thäler auf, da ragen Hügel empor, mit Ueberbleibseln alterthümlicher Burgen geschmückt. Man begegnet einsamen, uralten Grabsteinen, Vasen und herrlichen Bruchstücken von Landstraßen und Wasserleitungen. Ein großer Theil der Alterthümer, aus Felsen gehauen, ist mit punischen, ägyptischen, noch häufiger mit griechischen Inschriften bedeckt, welche der Nachwelt die Erinnerung an jene großen Völker erneuen, die hier in verschiedenen Zeitaltern ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten.

Diese Ruinen vermehren sich und nehmen ein großartigeres Wesen an, je näher der Weg gen Cyrene führt. Hier fand Della Celle, siebenundzwanzig Tage nach seiner Abreise von Tripoli das Hauptgelager des Bey. Er hatte seine Zelte zwischen den Gräbern und hohen Ruinen der uralten Hauptstadt von Pentapolis aufgeschlagen. Das Kriegsvolk löschte seinen Durst an demselben schönen Brunnen, den vor ungefähr zweitausend Jahren die Griechen dem Phöbus Apollo geweiht hatten.

Inzwischen hatte der Empörer, geschreckt vom Kriegsheer des Bey und verlassen von seinen Anhängern, aus Derne die Flucht ergriffen, um beim Bassa von Aegypten, seinem Verwandten, Schutz und Sicherheit zu finden. Bey Ahmet fand also nichts zu thun übrig, als an den Beduinen-Stämmen Rache zu nehmen, die dem Aufrührer Hilfe geleistet hatten, und den gewohnten Tribut einzutreiben. Darum rückte er bis zum Meerbusen von Bomba, und zog durch die Landschaften Cyrenaica's wieder zurück.

Diese Wanderungen benutzte Della Celle, neue Züge zum Gemälde von der Natur des Landes einzusammeln. Er sah die Trümmer Apollonia's, Ptolomais, Barca's, Berenice's und Arsinoe's. Er zeichnete die Trachten der arabischen Stämme, unter welchen er lebte. Er beobachtete Kriegsbrauch, Heerführung und Waffen einer berberischen Macht, und den Gang des tripolischen Handels durch die Binnenländer und Wüsten. Er

Digitized by Google

sammelte zahlreiche Fossile, und sandte sie aus Afrika an das königliche Museum zu Genua. Seine kostbaren Sammlungen afrikanischer Pflanzen übermachte er seinem ehemaligen Lehrer Domenico Viviani, öffentlichem Lehrer der Pflanzenkunde und Naturgeschichte an den genuesischen Hochschulen. Er schrieb oder vielmehr zeichnete mit ungemeiner Treue über hundert Inschriften von den Trümmern der Cyrenaica nach, unter denen einige phönicische und ägyptische vielleicht neue Beiträge zum Alphabet dieser in Dunkelheit verlorenen Sprachen sind.

Nun wird Hr. Viviani die Reisen Della Celle's nächstens bekannt machen, wie dieser sie in Form von Briefen an seinen ehmaligen Lehrer selbst verfaßt hat.

Druckfehler und Verbesserungen im Aufsatz, die Ligorianer, in den Ueberlief. Nr. 6. 1818.

Seite 147 Zeile 2 von unten lies Vaccarini statt Vaccarini.

— 148 — 4 von oben l. Jestetten statt Insätten.

(Dieser Ort war der Sitz eines großherzoglich badischen Oberamts gleichen Namens, das mit dem Oberamt Thiengen seit kurzer Zeit vereiniget worden ist; zu demselben gehört auch das Kloster Tabor.

— 151 — 2 von oben lies Fortweisung statt Zurechtweisung.

— 152 — 3 u. 9 von unten lies Passerat statt Vasserat, und so überall, wo dieser Geschlechtsname vorkömmt.

— 154 — 15 von oben muß die ganze Zeile so gelesen werden: Das that er, während er und seine Junger sich gegen die Befehle einer gastfreundlichen Regierung ungehorsam bewies, die, wie wir gesagt haben, ihm erlaubt hatte, auf katholischem Boden zu verweilen.

— 155 — 5 von oben lies Bedenklichkeiten statt Bedenklichkeit.

— 155 — 13 v. o. nach Vortheil setze hinzu: der Religion.

— 157 — 24 v. o. lies achtungswürdige statt achtungswrüdige.

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Gesammelt

von

Heinrich Zschokke,

Mitglied des großen Rathes und Oberaufseher der Forsten und Bergwerke im eidsgenössischen Freistaat Aargau.

Jahrgang 1818

Juli bis Dezember.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bruchstücke aus der Geschichte der schweizerischen Eidsgenossenschaft im achtzehnten Jahrhundert.

Die nachfolgenden „Bruchstücke“ sind in der That das, was sie heißen. Es sind einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Kapitel der Einleitung zu einer vollständigen Geschichte der von den Franzosen mitbewirkten schweizerischen Staatsumwälzung am Ende des vorigen Jahrhunderts. Diese Geschichte wird schwerlich erscheinen, so lange diejenigen am Leben sind, welche an jener Revolution nähern oder entferntern Antheil hatten.

Die Einleitung, aus welcher die Bruchstücke gegeben werden, liefert eine Uebersicht und Würdigung der Verfassungen von den einzelnen Kantonen, wie des gesammten Bundes; des wissenschaftlichen und sittlichen Zustandes der Länder; der auswärtigen Verhältnisse; der Gesammtgeschichte des Bundesstaates, und derjenigen bürgerlichen Unruhen, welche auf Beförderung der nachmaligen Schweizerrevolution größern oder geringern Einfluß hatten. Nur von den letztern heben wir einige aus.

Wiewohl auch diese Darstellungen blos Uebersichten und Umrisse sind, welche, wie sie sich unserm Zeitalter nähern, um etwas mehr Ausführung haben, glauben wir dennoch mit denselben vielen Lesern ein nicht unwillkommenes Geschenk zu geben, da sie manche, besonders ausser den Gränzen Helvetiens weniger bekannte Züge enthalten mögen. Der Verfasser, welcher sich zwar von leidenschaftlichem Parteigeist, nicht aber vom Irrthum frei glaubt, hofft, durch Ausstellung dieser einzelnen Gemälde, Kenner und Forscher zu belehrenden Bemerkungen und Berichtigungen zu erwecken, die ihm für die Zukunft nützlich werden können. Die zahlreichen Noten, Beweisstellen und Quellennachweisungen sind billig in dieser Zeitschrift hinweggelassen.

Erstes Bruchstück.

Die Unruhen von Appenzell.

Trennung der beiden Appenzelle — Streit der Parteien vor und hinter der Sitter wegen des Rorschacher Vertrags. Der Streit Geigers und Suters. Die Verfolgung wider Landamman Suter. Sein Tod.

Es hatten in alten Zeiten die kriegerischen Aebte des Benediktinerklosters St. Gallen in ihren Fehden oft des tapfern Bergvolks vonnöthen, welches unter ihrem Schutze die große Wüste anbaute, die das heutige Appenzellerland ist. Denn die Nachkommen des heiligen Gallus, nachdem ihre Zellen lange die Schulen der Gelehrsamkeit für das verfinsterte Europa gewesen, waren mächtiger worden durch Gaben frommer Dankbarkeit. Mit der Macht entfloh zuletzt aber die bescheidene Frömmigkeit und wuchs die Herrschsucht. Da Kaiser und Reich ihn mit der

Digitized by Google

Fürſtenwürde, der Papſt mit dem Recht der Inful geſchmückt hatten, führte oft lieber Petri's Schwert, als Hirtenſtab.

Die Gotteshausleute der großen Bergwüſte, welche dem ſtreitbaren Kloſter durch unerſchrocknes Gemüth und kräftigen Arm manchen Sieg erſtritten, wurden dafür mit vielerlei Rechtſamen und Freiheiten ausgeſtattet. Obgleich zinsbar, hatten ſie daher ſchon früh ihren eignen Landamman, und das Recht zu Bündniſſen mit ſchwäbiſchen Reichsſtädten oder mit den Landleuten von Glarus und Schwyz. Das alles war, ehe die Eidsgenoſſen im G'rütli ihren Freiheitsbund beſchworen.

Da aber das Land um Appenzell ſeine Freiheiten nicht wie Gnade des Gotteshauſes, ſondern als wohlerworbenes Eigenthum achtete, wollte die Abtei fühlbarer die Oberherrlichkeit beweiſen; ſandte zuweilen ſtrenge Beamte ins Land, vermehrte Auflagen und Dienſte, und trug Bedenken im Genehmigen alter Rechtſame. Darüber ergrimmte zuletzt das Volk, und ſchwor, den Eidsgenoſſen gleich, mit Blut und Gut die Behauptung der Freiheit zu unternehmen.

Und die Hirten von Appenzell erfüllten in blutigen Kämpfen am Speicher, am Stoß und auf der Wolfshalde den Schwur. Durch Tapferkeit, freien Sinn und Großmuth, werth des Bundes der Eidsgenoſſen, wurden ſie demſelben einverleibt im Jahr 1513. Doch jene langen und ſchweren Kriege gegen das Gotteshaus St. Gallen und deſſen Freunde hatten in der Bruſt aller Appenzeller unauslöſchliches Mißtrauen hinterlaſſen, welches bei ſpätern Angelegenheiten wieder laut anſprach, und vielmals den Beginn neuer Fehden erleichterte.

Die große Glaubenstrennung im ſechszehnten Jahrhundert minderte den Groll nicht. Vielmehr drei Viertheile des Volkes verließen den Schooß der alten Mutterkirche, weihten ſich der neuen Lehre Zwingli's, und ſchieden, wie im Geiſtlichen, ſo auch in allem Weltlichen von ihren übrigen Landesgenoſſen. Die Altgläubigen, kleiner an Zahl, meiſtens am Fuß und in abgelegenen Thälern der höchſten Schneeberge wohnend, verblieben im Innern des Kantons; die Neugläubigen, welche unter ihnen lebten, gaben die Hütten ihrer Vorfahren auf, und geſellten ſich zu den reformirten Genoſſen, deren Mehrheit an beiden Ufern des Sitterſtroms das lieblichere Hügelland Appenzells bewohnte.

So waren Appenzells zwölf alte Rhoden, oder von Dorfſchaften urbargewordene Bezirke, durch Religion in zwei Freiſtaaten getrennt. Beide, der katholiſche, aus den innern Landesrhoden, und der reformirte, von den an den Gränzen gelegenen oder äuſſern Rhoden, behielten die urſprüngliche demokratiſche Verfaſſung. Doch jeder Theil verwaltete ſein Gemeinweſen ſelbſt nach eignen Geſetzen mit eignen Obrigkeiten. Nur im Kreis eidsgenöſſiſcher Bundesländer erſchienen die zwei Republiken als ein Kanton.

Vor dieſer Trennung war der Flecken Appenzell, ſeit den älteſten Zeiten, des Ländleins Hauptort geweſen. Nach der Trennung haderten die durch den Sitterſtrom in ungleiche Hälften geſchiedenen äuſſern Rhoden lange um die Wahl des neuen Regierungsſitzes und Landes-Gemeindenplatzes; dann wieder um die Ernennung der Oberhäupter. Denn das zahlreichere

Digitized by Google

Volk vor der Sitter übte fast unbeschränkten Einfluß auf Bestellung der Obrigkeiten und Gebung der Gesetze. Seines Gleichen nie Vorzüge gewähren, war jederzeit der Schweizer Art. Die Eifersucht der Rhoden hinter der Sitter schwieg nicht, bis Verträge die Ansprüche jeder Landeshälfte geordnet. Durch solche Verträge zerfiel Appenzell Ausser-Rhoden in zwei neue große Bezirke, deren jeglicher sein Recht zur Besetzung obrigkeitlicher Aemter, sogar einen besondern kleinen Rath zur Schlichtung geringer bürgerlicher Händel empfing.

Es scheint in der Natur freier Völker zu liegen, daß sie, begierig ihre Befugnisse zu handhaben, sich nur im Kreise ihrer Freiheiten gefallend, wie Fremdlinge ansehen, die ausser demselben stehen. Kaum hatte eines Waldstroms zufälliger Lauf dem jungen reformirten Staat im Appenzellerland zwei Eintheilungen gegeben, als aus den getrennten Verhältnissen ein Doppelgeist der öffentlichen Meinung und der Interessen hervorsprang. Was hinter der Sitter löblich gehalten ward, konnte vor der Sitter Tadel erfahren. Männer diesseits und jenseits des Stroms, obwohl Genossen einerlei Glaubens, einerlei Gesetzes, einerlei Vaterlandes, konnten sich als Fremdlinge erscheinen, weil ein Waldwasser ihre Hütten trennte.

Wie in Trogen, dem Hauptort des Landes vor der Sitter, im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts das Geschlecht der Zellweger blühte durch Gewerbsfleiß, Reichthum und Wissenschaft; hatte sich zu Herisau, dem Hauptort des Landes hinter der Sitter, das Haus Wetter unter seinen Mitbürgern erhoben. Beide, von großem Ansehen beim Volk ihrer Rhoden, von mächtigem Einfluß in den Landsgemeinden, selten vergessen in der Besetzung der höchsten Aemter, rangen nebenbuhlerisch um den Vorrang.

Die Geschichte der Freistaaten lehrt mannigfaltig, daß wenn Bürger ohne Ehrfurcht vor des Gemeinwesens Heiligkeit, dieses zum Mittel ihrer Haussache entwürdigen, die Republik nicht selten dem Verderben zugeführt wird.

Der Landamman Wetter in Herisau hatte längst den reichen Gewerbsfleiß und Handel der Zellweger in Trogen, und den lauten Beifall des Volks, auf Landesgemeinden sie begrüßend, mit neidischem Gemüth beachtet. Ihrer Meister zu werden, war sein Trieb. Die Gelegenheit erschien.

Als nämlich nach dem Toggenburgerkriege im Jahr 1718 der Friede zu Rorschach geschlossen worden, hatten vornämlich die Vororte Zürich und Bern im dreiundachtzigsten Hauptstück des Vertrages festgesetzt: jede Partei, Appenzell, oder Abtei oder Stadt St. Gallen, soll zur Schlichtung künftigen Zwistes zwei eidsgenössische Orte zu Schiedsrichtern wählen.

Beim Niederschreiben dieses Spruches waren appenzellische Landeshäupter vom Lande vor und hinter der Sitter gegenwärtig gewesen. Die Vorsteher und Hauptleute aller Rhoden hatten den weisen Spruch genehmigt. Im Jahr 1720 ward derselbe sogar schon, bei einem Zollstreit des Landes mit der Stadt St. Gallen benutzt und vollstreckt.

Landamman Wetter, mit dem Scharfblick des Hasses, entdeckte in diesem Vertrage versäumte Förmlichkeiten. Es war derselbe niemals der versammelten Gemeinde des Landes

Digitized by Google

vorgelegt worden. Von den Beamten des Freistaates, welche zu Rorschach Zeugen seiner Abfassung gewesen, lebten nach siebenzehn Jahren nur noch Verwandte des Zellwegergeschlechts vor der Sitter in Trogen.

Da nun die Stadt St. Gallen im Jahr 1732, wegen erneuten Zollstreites mit Appenzell den Rorschacher Friedensvertrag anrief: mahnte der Landamman der Ausser-Rhoden schlau an das Versäumniß. „Dieser Vertrag" so sprach er zu seinen Vertrauten: „ist das Werk einzelner Männer, nicht unsers Volks gewesen, warum soll er unsere Freiheit binden? War er ohne Gefährde den Rechtsamen des Landes, warum entzog man ihn der Kunde des Volks, und enthielt ihm die Weihe einer Landesgemeinde vor? Aber sie wußten es wohl, daß sie unsern Rhoden damit das Recht zur Nothwehr nahmen, um der Stadt Gewalt zu geben, neue Zölle zu stiften und alte zu erhöhen nach Wohlgefallen."

Das Wort Wetters ward bald das Wort aller Kirchhörinen hinter der Sitter. Der verwundete Stolz freier Landleute empörte sich gegen den Artikel von Rorschach, welcher, ohne Genehmigung des oberherrlichen Volks, im Lande und ausser demselben, Rechtskraft erschlichen. Verläumdung gesellte zu den Rechtsgründen giftige Sagen wider die Zellweger in Trogen, als Mitstifter des Artikels: Eigennutz habe sie gegen des Vaterlandes Nutz und Ehre geblendet; mit St. Gallen sollen noch geheime Verhandlungen gepflogen, und dem Vertrage Bedingungen beigefügt sein, die nie dem Volke von Appenzell kund werden dürften.

Solche und andere Gerüchte zogen durch die Dorfschaften hinter der Sitter, warfen Besorgniß und Argwohn in des Landmanns Gemüth, und Haß des Rorschacher Friedens, welcher die Appenzeller Freiheit für St. Gallens Vortheil opfere.

Der Landrath des Kantons, innere Ruhe und die Würde eines Vertrages zu handhaben, welchem die mächtigsten der Eidsgenossen gewährleistend beigetreten waren, drohten Strafe gegen die finstern Aufstifter. Darüber wurden die Rhoden hinter der Sitter ergrimmt, als wäre ihrem Recht Gewalt gethan, sich des Wohls vom gemeinen Wesen anzunehmen. Sie zeigten dem Landrath Trotz, und verstießen aus ihren Räthen jeden, der dem Landrath mehr als der öffentlichen Meinung folgte. Dann begehrten sie wiederholt mit Ungestüm, daß alles Volk versammelt werde, um den Rorschacher Brief zu prüfen. Und da sich fast zu derselben Zeit die höchsten Behörden und aller Rhoden Hauptleute, wegen Verwaltungssachen gen Herisau begeben hatten, wurden sie vom drohenden Haufen der Landleute umringt. Der Leidenschaft der rohen Menge ist kein Ort, kein Stand heilig. Wild stürzten wachsende Schaaren gegen das Rathhaus und in den Saal der Versammlung. Die Glieder derselben, welche den angefochtenen Artikel in Schutz genommen, wurden mit bäuerischer Gewalt mißhandelt; die Zellweger mehrmals zum Fenster gestoßen, um hinunter geworfen und dem erbitterten Pöbel aufgeopfert zu werden. Es ward kein Friede, bis jeder von den Rathsherren mit lauter Stimme zum offnen Fenster hinabgeschrieen: „Die Obrigkeit hat gefehlt, daß sie den Rorschacher Frieden keiner Landesgemeinde vorlegte!"

Digitized by Google

Die Geschichte dieses Tages war bald zum andern Ufer der Sitter erschollen. Rüstig stand hier fast in allen Kirchhörinnen die Mannschaft auf, um den Schimpf zu rächen, der in Herisau ihren Obrigkeiten widerfahren war. Aber die heimgekehrten, mißhandelten Männer des Rathes wehrten weise neues Unglück vom Vaterlande, indem sie nicht ohne Mühe den Zorn ihrer Mitbürger beschworen. Sie belehrten durch Reden und Druckschriften das Land über den schuldlosen, selbst wohlthätigen Sinn des übelgedeuteten Satzes und hofften durch Einfalt der Wahrheit in einer künftigen Landesgemeinde den Sieg über die aufstobende Leidenschaft. Denn der Appenzeller, eifersüchtig um Freiheit, rasch in Entschlüssen, wird nicht so leicht durch Gewalt, als durch die Klarheit des Rechts und der Redlichkeit überwunden.

Am 20. November 1732 trat die laut geforderte Landesgemeinde in Teufen zusammen. Als aber die Vor-Sitter-Rhoden zu Teufen ankamen, sahen sie schon in ungewöhnlich großer Zahl die Landleute der Rhoden hinter der Sitter versammelt um den erhabnen mit alten Schlachtschwerdten geschmückten Sitz des Landammans. Schon hatten sie alle Landeshäupter, welche dem Rorschacher Artikel und dessen Urhebern geneigt schienen, ihrer Würden entsetzt, und allen denen, welche wegen übler Reden gegen den verhaßten Frieden früher schon gestraft worden waren, als Unschuldigen die erledigten Geldbußen zurückerkannt.

Durch der Stimmen Mehrheit überschrieen, zog unmuthig das Volk von den Rhoden vor der Sitter aus der Landsgemeinde; doch festen Entschlusses, die abgesetzten Landeshäupter gegen Wetters feindselige Umtriebe zu schirmen.

Nun entfloh der Hausfrieden allen Hütten Appenzells. Der Parteiname der Harten und Linden sammelte die Bürger des kleinen Freistaates wie feindselige Heere gegen einander. Harte wurden die Feinde, Linde die Freunde des Rorschacher Briefs, und der ihrer Würden verlustigen Beamten geheißen. Verwünschungen schollen bei freundschaftlichen Gelagen; und neben dem Becher der Freude floß oft das Blut der Entzweiten. Harte und Linde riefen zuletzt in leidenschaftlicher Wildheit die Eidsgenossenschaft um Recht an, und drohten, es mit bewaffneter Faust in der Niederlage der Gegenpartei zu befestigen.

Darum traten die reformirten Kantone am 15. Jänner 1733 zu Frauenfeld in eine Tagleistung, doch unentschlossen ihres Thuns. Denn Zürich und Bern, welche mit der Abtei St. Gallen den Rorschacher Frieden geschlossen hatten, konnten nicht gleichgiltig die Entkräftung eines der Friedensartikel sehen. Aber das Volk von Appenzell und dessen neue Regierung verwarfen daran, was sie betraf, und mit denen, welche ihn nicht verwarfen, den Sachwaltern Zürichs und Berns im Lande konnte man nicht unterhandeln. Sie waren keine Autorität. Man durfte, ohne durch übles Beispiel üble Nachahmung zu reizen, nicht eine Partei gegen gesetzliche Obrigkeiten unterstützen, von welchen sie als Rebellen angesehen ward.

Die Tagleistung, zwischen diesen Klippen schwankend, bürdete die Schwierigkeit ihres Standes einer Gesandtschaft auf, welche sie aus ihrer gen Herisau zu den Hadernden abordnete. Denn Zögern war schon Gefahr. Es bereiteten Harte und Linde den Bürgerkrieg. Von Trogen

Digitized by Google

flüchteten erschrocken schon Weiber und Kinder in's angrenzende Rheinthal. — Die Gesandtschaft der Eidsgenossen eilte hinauf gen Herisau. Zwei in Staatsgeschäften gewandte Männer, ein Escher von Zürich, ein Wattenwyl von Bern, standen an ihrer Spitze. Jener sprach, im Namen Aller, Worte des Friedens zum Landrathe Appenzells; erklärte, daß es nie im Geist der Eidsgenossenschaft gelegen, Bundesgliedern mißfallende Verträge aufzuzwingen; forderte den Schleier der Vergessenheit über alle in diesen Händeln geherrschten Irrungen, und einer künftigen Landesgemeinde, der Majestät des Volkes selbst, das Ende dieses Bürgerzwistes durch einen freien Ausspruch zu übertragen.

Die Rede Eschers, des Statthalters von Zürich, beurkundete die Klugheit der Vermittler. Jede gewonnene Frist war ein gewonnener Sieg. Wider die zerstöhrende Macht der Leidenschaften ist eine untrügliche Waffe — die Zeit. Doch ein ungewöhnliches Ereigniß überraschte die Vermittler an dem nämlichen Tage, und zerriß alle ihre Hoffnungen. Es kamen nämlich gen Herisau Ausgeschossene von zehn Kirchhörinen des Landes. — Die Menge derselben glich mehr einem Heerhaufen, als einer Gesandtschaft. Denn der Boten waren in allem vier bis fünf tausend Mann. Der Marktplatz ward ihnen zu enge. Sie kündeten den Vermittlern an, daß das Volk Appenzells vom ersten Spruch der Landesgemeinde, nie vor dem Trotz rebellischer Linden weichen werde.

Bis in die finstere Nacht ward Unterhandlung gepflogen. Doch aller Gewandtheit, aller Beredsamkeit setzte die Schaar der Boten, gegen Belehrung taub, im unbiegsamen Behaupten vorgefaßter Entschlüsse, ihren Stolz entgegen. Mit den Stunden stieg der Unmuth der Abgeordneten des Volks. Vom Stolz zum Trotz, vom Trotz zum drohenden Zorn begeisterte sich untereinander die Menge. „Laßt uns nur wissen", sprach sie zu den Gesandten der Tagleistung: „will die Eidsgenossenschaft gemeine Sache mit den Rebellen gegen den Souverän? Will sie von einem freien Volke Gehorsam für Verträge fordern, die es nie übernahm? Sind wir noch Freie? Sind wir Unterthanen?"

Von solchen Worten und Ahnungen gewaltthätiger Entschlüsse bestürmt, neigten sich die Gesandten freundlich der gährenden Menge zu, und gelobten eine genügende Erklärung. Beim Schein der Fackeln und Laternen zogen die Gesandten am rauhen Winterabend (es war der 19. Hornung des Jahrs 1738) hinaus zu einer Wiese am Flecken Herisau, wo ihrer mit Ungeduld die tausende der Boten harrten. Sie lasen denselben, und gaben ihnen schriftlich das feierliche Wort: daß der Rorschacher Vertrag zu keiner Zeit dem freien Volk von Ausser-Rhoden aufgenöthigt werden solle.

Schon war die Ehre der Gesandten durch diesen Tag verwundet: der folgende war ihr noch schmerzlicher. Er graute kaum, da wälzten sich von allen Hügeln, aus allen Thälern lärmende Volkshaufen gegen Herisau, und sprachen: „Ist die Gesandtschaft der Tageleistung erschienen, unserm Lande Frieden zu geben: so raube sie den Rebellen Hoffnung und Muth, ermahne die Linden vor der Sitter, dem Spruch der Landesgemeinde unterwürfig zu sein. Nur dies allein

Digitized by Google

wird darthun, daß sie nicht Zwietracht, sondern den Frieden von Appenzell zu stiften kam.“ Die Gesandten vernahmen durch den Mund des Landraths die Forderung des Volks, die wilde Stimmung der Gemeinden, welche blutige Ereignisse, und selbst Gefahr für die Gesandten der Tageleistung ahnen ließ.

Verlegen traten diese in Berathung. Die Kantone Zürich und Bern, des angefochtenen Artikels Urheber, waren dem Abte von St. Gallen Bürgen für des Inhalts Vollstreckung. Jetzt sollten die Gesandten eben dieser Stände die Hand zum Bruche des Vertrages reichen? — Sich dessen aber weigern, hieß den Verdacht des Appenzeller Volks erwahren; und feindselig gegen Verfassung und Obrigkeit eines eigenherrlichen Kantons, Haufen widerspenstiger Bürger unterstützen.

Solche Betrachtungen stimmten die Gemüther der Gesandten zu verschiedenen Entschlüssen. Die von Zürich und Bern bewiesen rühmlichen Muth in der Gefahr. „Wir können, sprachen sie: ohne Bewilligung derer, die uns zu diesem Volk sandten, in keine Forderung desselben eingehen. Mag man die Heiligkeit unserer Person verletzen; verletzen wir nur selbst nicht die Heiligkeit unserer ersten Pflicht!“

Doch Furcht und Bangigkeit, unüberwindliche Rednerinnen, hielten schon den Sinn der andern befangen. Nichts vermochte gegen das Pochen naher Gefahr die Entschlossenheit der Einzelnen. Und so ertheilte muthlos die Gesandtschaft dem zusammengeströmten Volke die schriftliche Verheissung: „Nicht genug, daß Appenzell zur Annahme des Rorschacher Vertrages nicht gezwungen werde, soll die Partei der Linden ermahnt werden, zu thun, wie die Landesgemeinde geboten.“

Nun zogen beruhigt die Landleute von Herisau ab. Aber auch die Gesandtschaft verließ einen Boden, auf welchem sie des Ruhms wenig geerndtet. Sie strebte von St. Gallen aus, das Werk der Vermittelung zu enden.

Zürich und Bern, durch ihren Einfluß auf den Rorschacher Frieden, und ihr dem Abt von St. Gallen geleistetes Wort, am tiefsten in die bürgerlichen Zwiste der äussern Rhoden des Appenzeller Landes verflochten, hatten nur zwei Wege, aus dem verworrenen Handel zu treten. Der eine war der Weg der Waffen, der andere sich von Verpflichtungen gegen Abtei und Stadt St. Gallen durch freundlichen Vergleich zu lösen. Aber keiner schien ihrer Staatsklugheit und Würde gemäß.

Appenzells Wankelmuth, und die würdelose Behandlung eidsgenössischer Gesandten, und die Entkräftung eines feierlichen Vertrages zu rächen, schien eines Heerzuges werth. Auch mangelte zu solchem in Zürich und Bern weder Neigung noch Vorwand. Allein noch bluteten die vaterländischen Wunden um Toggenburg; noch waren Frankreich, noch nicht die ganze katholische Schweiz mit dem Geist des Rorschacher Friedens versöhnt, für dessen Unverletzlichkeit das Schwert gezuckt werden sollte.

Digitized by Google

Gefahrvoll also ward ein Feldzug. Stille Hinopferung des angefochtenen Artikels, obwohl gerechtfertigt durch der Verhältniſſe neue Geſtalt, kränkte, wie ein Zeugniß ihrer Ohnmacht, den Stolz der Vororte. Ohne das eine zu wagen, ohne zum andern ſich zu überwinden, ſchrieb man Tagleiſtungen aus, und hoffte vom Lauf der Alles verwandelnden Zeit die Genugthuung, welche eigene Klugheit nicht erfinden konnte. Vertraut mit dem Wankelſinn des Volks in Demokratien, und dem ſtürmiſchen Umſchwung, der in denſelben oft die Staatsangelegenheiten trifft, erwartete man, was eine Landesgemeinde feindſelig vernichtet, werde eine andere wieder aufbauen.

Darum unterhandelten die Tagleiſtungen, bald zu Aarau, bald zu Frauenfeld, und die vermittelnden Geſandten zu St. Gallen, mit Appenzells neuer Regierung, obgleich nur aus Männern der Partei der Harten beſtellt; aber raubte zugleich auch der unterliegenden Partei der Linden nicht allen Muth. So reizte man zum Widerſtande dieſe, zur heftigern Erbitterung jene, und ſchürte mit falſcher Staatskunſt die Flammen des Bürgerkriegs an, welche man löſchen wollte.

Denn als im ſchönen, weitläufig am Abhang des Gebirgs zerſtreuten Flecken Gais die Harten eines Tages mit den Linden haderten, reifte die langverheelte Wuth zum Ausbruch. Jegliche Partei des Ortes rief benachbarte Dorfſchaften zur Hilfe auf. Da ſah man tauſende zuſammenſtrömen, wenn auch unkriegeriſch bewaffnet, mit Stangen, Stöcken und Keulen, doch nicht unkriegeriſchen Willens. Vom Vaterlandseifer ergriffen, führte ſelbſt ein Pfarrer den ſtärkſten Dornſtock in derjenigen Hand, die ſonſt nur ſegnete, die geiſtliche Heerde ſeiner Kirchhöri in's bürgerliche Schlachtfeld für die Harten. Die Linden wurden übermannt, entwaffnet. Die Fülle ihrer Scheuern und Keller ward der Sieger Beute.

Die Ueberwundnen, Rache athmend, und den Schimpf der Niederlage zu tilgen, ergriffen folgenden Tags das Gewehr, und ſchickten ſich zu Trogen und zu Speicher, von einem Kriegsrath geführt, zum ernſten Kampf an. Das Heer der Harten ſtand zu Teufen unter den Fahnen mit grobem Geſchütz.

Mit kluger Feſtigkeit, und unterſtützt durch rührenden Zuruf der eidsgenöſſiſchen Vermittler an die zum Mord Gerüſteten, entwaffnete die Regierung Appenzells ihr Volk. War gleich Vertilgung der Linden Partei ihr Zweck, ſie wollt' ihn nicht mit Bürgerkrieg erkaufen, der endlich ſelbſt noch fremde Waffen auf ihren Boden gelockt hatte.

Dieſer Aufſtand hatte inzwiſchen die Uebermacht der Harten untrüglich dargethan. Und wo die Macht, nicht immer wo das Recht iſt, da neiget ſich der große Haufen hin. So wurden von den Linden die meiſten hart. So beſtätigte mit lauter Mehrheit die große Landesgemeinde zu Hundwyl noch einmal was die von Teufen einſt beſchloſſen hatte. Der Sieg der Harten war glänzend. Die Kantone hoben die fruchtloſen Tageleiſtungen auf.

In Appenzell erging nun Gericht über die erſten Häupter der Linden. Als Verbrecher der beleidigten Majeſtät des Volks wurden ſie von Aemtern und Ehren ſchmachvoll verſtoßen, und

Digitized by Google

büßten mit großen Geldsummen die Hoffnungen, welche sie auf den Beistand der Kantone und Tagleistungen gebaut hatten.

Ruhe kehrte endlich in Ausserrhodens reizende Thäler heim, doch nicht sobald die Versöhnung. Der Name und der Haß der Harten und der Linden erbte durchs ganze Jahrhundert fort, und loderte noch einmal in der allgemeinen Flamme auf, welche das ganze Staatsgebäu des eidsgenössischen Bundes verzehrte.

In den äussern Rhoden war schon früh neben Alpenwirthschaft ein seltner Kunstfleiß blühend, welcher über alle Thäler binnen wenigen Jahrhunderten Fülle des Wohlstandes verbreitete. Hier blühten neben berühmten Leinwandmanufakturen zahlreiche Fabriken, die Seide und Baumwolle mit erfinderischer Hand verarbeiteten, oder den Luxus der großen Städte die feinsten Schleier und Musseline lieferten, durch Zartheit des Gewebes und Kunst und Pracht der Stickerei gleich kostbar.

Der Reichthum führte unter die wachsende Volksmenge mildere Denkart, Sinn für edlere Genüsse; Dörfer gewannen städtisches Ansehen, und in den zierlichen und saubern Wohnungen des freien Landmanns behielt Sitteneinfalt noch immer ihren Altar. Geistvolle, in Staatsgeschäften nicht ungewandte, Männer standen oft an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten. Hätte nicht der reizbare Geist der Parteien von Zeit zu Zeit den innern Frieden getrübt, der reformirte Freistaat Appenzell würde durch sein stilles Glück beneidenswürdig geheißen haben, wie er durch Biederkeit, Gewerbsfleiß, fröhliche Laune, und Freiheitsstolz seiner sinnreichen Bewohner die Bewunderung der Schweiz und des Auslandes geworden.

Das Volk der innern oder katholischen Rhoden Appenzells, seit es dem Glauben seiner Väter getreu, von den äussern Rhoden schied, lebte in halbwilden Bergthälern, durch keine rühmliche und unrühmliche That der Dunkelheit entrissen. Manches Jahrhundert zog an diesen Felsenhütten hin, schuf neue Reiche in der Welt, zertrümmerte uralte, führte die Menschheit zu glänzendern Stufen der Wissenschaft, und des Genusses; allein an dem Geiste dieses Alpenvolkes verlor selbst die gewaltige Zeit ihr Recht.

Arm, einfach, gastfreundlich, freiheitliebend, aber von Vorurtheilen aller Art verfinstert, roh in Sitte und Denkart wie die Väter, blieben die Söhne.

Der Hirtenstab war fast einzige Stütze des öffentlichen Wohlstandes geblieben. Ausser dem Umfang des Hauptfleckens Appenzell ward Kunstfleiß wenig geachtet. Dürftig in Wohnung, Kleidern und Geräthen, beschränkt auf wenige, rohe Genüsse; den einförmigen Beschäftigungen der Alpenwirthschaft fröhnend, entwuchs das Volk nur kaum dem Kindesalter des Hirtenlebens.

Nichts konnte leicht in solcher Abgeschiedenheit und Einfalt des Lebens große Leidenschaften wecken, die der Ruhe des Freistaates selbst Gefahr gedroht hätten. Aber einmal erwacht, mußte

Digitized by Google

begünstigt durch des Volkes rohen Geist, ihre Ausgelassenheit um so furchtbarer werden, je schrankenlosere Gewalt ihnen eine Verfassung gestattete, welche jedem Bürger Freiheit, an Gesetzlosigkeit gränzend, gab.

Auch diese Zeit kam, und befleckte mit Blut die einfache Geschichte eines armen, doch nie beklagenswerthen Hirtenlandes.

In einem anmuthigen, engen Thale, von hohen Bergen umringt, liegt das Pfarrdorf Gonten mit weitumher in Wiesen und an Hügeln zerstreuten Hütten. Hier wohnte Joseph Anton Suter, der Gastwirth; ein stiller, freundlicher Mann, ehrbaren Wandels, von den Leuten des Thales geliebt, wegen seiner Freigebigkeit, und selbst von den Fremden geschätzt, welche als Kranke zu der Gonterquelle kamen. Dieser Quelle, wegen ihrer Heilkräfte berühmt, stand Joseph Suter als Badmeister bevor.

Im Jahr 1760, da Appenzell Inner-Rhoden die Würde des Landvogts im Rheinthal zu vergeben hatte, erinnerten sich die Landleute der Freundlichkeit Suters, und wie er ihnen in Allem gern gedient nach Kräften. Darum ernannten sie ihn bei offner Landesgemeinde zum Landvogt über das Rheinthal.

Viele andere hatten dieser Ehrenstelle nachgebuhlt; sogar, wegen ihrer Einträglichkeit, den Landammann von Inner-Rhoden, Johannes Jakob Geiger. Als nun die Ersten des Volks die Hoffnungen ihres Ehrgeizes betrogen sahen, wälzte sich unedler Haß gegen den Mann, welcher ihnen vorgezogen worden. Suter, obwohl durch Erziehung weder mit Kenntnissen noch derjenigen Bildung ausgestattet, wodurch er in seiner neuen Würde glänzen konnte, entehrte sie nicht durch Ungerechtigkeit und feile Habsucht. Freigebig, dienstbeflissen und bescheiden, blieb er als Landvogt, wie er ehmals war, und eben dadurch immer des Volkes Mann. Ihm folgte kein Fluch gekränkter Rechte aus dem Lande der Unterthanen in die Heimath, wo ihm die Liebe aus allen Hütten entgegengrüßte.

Da im Jahre 1762 die neun Rhoden des Landes zusammentraten, um nach altem Brauch die Häupter des Freistaats zu erwählen, setzte das Volk seinen Liebling auf den Stuhl des regierenden Landammans. Manche Nebenbuhler waren auch an diesem Tage verdrängt, und unter ihnen stand abermals Johann Jakob Geiger.

Dieser Mann, voll gekränkten Stolzes, warf, von diesem Tage an, unversöhnlichen Haß auf den glücklichen Sieger. Alle, die mit ihm vor der Landesgemeinde gleiche Wünsche um die höchste Würde gehegt, und gleiche Kränkung erfahren, gesellten ihren Verdruß zu seinem Zorn. So bildete sich um den neuen Landamman eine Schaar von Widersachern, deren Anzahl Suter selbst, ohne sein Wissen, durch thätige Redlichkeit nur vermehrte.

In Inner-Rhoden galt damals ein Gesetz, welches, den fremden Gläubigern zum Nachtheil, die Landeseingebornen ausschließlich begünstigte, wenn Schuldner ihre Unfähigkeit zu zahlen erklärten. Dies Gesetz schnitt jedes Zutrauen des Auslandes ab, und beschränkte das Land auf die schwache Summe eigner Vermögenskräfte. Suter empfand den Nachtheil solcher

Digitized by Google

Einrichtungen für den öffentlichen Wohlstand. Er trug auf Abschaffung des schädlichen Gesetzes an. Aber da erhob sich wider ihn aus tausend Kehlen das Geschrei der Selbstsucht und des Eigennutzes. Von dieser Zeit an hieß Suter bei den Reichen ein Feind des Vaterlandes und Geigers Partei verstärkte sich durch jeden, der irgend Geld auf Zins verliehen hatte.

Was seinem guten Willen hier mißlungen, wollte der eifrige Mann dem Vaterlande auf andern Wegen gewinnen.

Es hatte einst der Freistaat in großem Drangsal, der schönsten Alpen eine am hohen Säntis an die Gemeinde Oberried im Rheinthal verkauft. Suter bewarb sich nun bei der Gemeinde und bei den eidsgenössischen Kantonen, die mit Appenzell das Rheinthal beherrschen, um das Zugrecht für Inner-Rhoden, wenn je die große Säntisalp wieder den Oberriedern feil würde. Sein Bemühen gelang. Das Zugrecht ward dem Kanton.

Als nun manches Jahr nachher ruchbar ward, es habe die Gemeinde Oberried von jener Alp beträchtliche Theile Fremden verpfändet, glaubte der Landamman am längst ersehnten Ziele zu stehen. Nur dies verlorene Land dem Staate wieder zu erbeuten, war sein Wunsch. Geblendet von der Hoffnung, es werde wohl gelingen, vergaß er jeder Rücksicht. Auf seinen Antrieb, und gestützt auf das erhaltene Zugrecht, ließ der Landrath von Inner-Rhoden die Alpe schätzen, die Summen dafür anweisen, und Besitz vom Gut ergreifen.

Inzwischen trat Oberried klagend gegen Inner-Rhoden vor die Tagsatzung der Eidsgenossen. Der Landrath, seiner Uebereilung bewußt, ward derselben reuig. Nur Suter wollte nicht von seinem Lieblingsplane lassen. Gutmüthig übernahm er's und auf eigne Kosten, den Rechtsstreit vor der Tagsatzung zu führen. Er gab die Bürgschaft, ging und war — nicht glücklich. Die Tagsatzung von Frauenfeld im Jahr 1775 sprach der Gemeinde des Rheinthals das Recht zu; dem Kanton Appenzell (denn sie beachtete nicht Suters Bürgschaft) die Kosten dieses Streites; nahm bis zur Auszahlung derselben die rheinthalischen Güter Inner-Rhodens in Beschlag; überließ indessen dem Sachwalter Frist, mit bessern Gründen einzukommen.

Beschämt traf Suter in der Heimath ein. Es kränkte ihn der Spott der Feinde zu werden, und lange gab er über den Ausgang seines Handels zweideutige Antwort, selbst dem Landrath.

Aber was er verheelte, ward dennoch offenbar, und der Triumph für Suters Widersacher. Nun erhoben sie sich alle mit Ungestüm; und ihre Zahl war groß, denn jahrelang war gegen ihn geworben. Der Landrath, dieser Kern vom Heer der Gegner, erklärte: Landamman Suter habe die Würde des Staates bei den Eidsgenossen in bösen Ruf gebracht; mit Unwahrheiten die Regierung hintergangen. Diese verstieß ihn aus ihrer Mitte, nahm ihm das Landessiegel, und übertrug es dem nichtregierenden Landamman Geiger, dem ältesten von Suters Feinden. Noch nicht genug, man machte den Verstoßenen unfähig, je zu Aemtern gewählt zu werden.

Suter, überrascht vom Ausbruch dieses tiefen längstgenährten Hasses, verlohr Geistesgegenwart und Entschlossenheit. Wer dürfte unverhört das Haupt des Stammes verdammen?

Digitized by Google

Wer ihm die Würde rauben, die ihm der Souverän, das Volk gegeben? Wer selbst dem Souverän, dem freien Volke gebieten, solchen Mann nicht wieder zu wählen, welcher kein Verbrechen begangen, als daß er seinem Vaterlande mit allzu raschem Eifer dienen wollte, und einen Rechtsstreit zum Vortheil desselben begann, für dessen glückliches Gelingen er mit seinem eignen Hab und Gute Bürgschaft geleistet hatte?

Zu spät gewahrte er, daß er den Feinden zu leichten Sieg gegeben hatte. Von einigen hundert Männern begleitet, trat er wieder vor den Landrath, begehrte zurück das Siegel und seine Würde, oder eine Landsgemeinde. Nur die Landsgemeinde ward zusammenberufen.

Laut sprach inzwischen das unbefangene Volk für die Unschuld seines Landammans; laut für ihn die Zahl der Armen, denen er gegeben, der Unterdrückten, die er geschützt. Und doch war er verloren rettungslos. Ihn konnte die Liebe seines Volks, ihn seine Unschuld nicht von der Schmach lösen; denn verbunden mit dem Hasse Geigers und der stolzen Feindlichkeit der Reichen stritten wider ihn auch die Kapuziner.

Dieser Orden der römisch-katholischen Kirche hatte in allen demokratischen Freistaaten der Schweiz Klöster und Mitglieder. Die letztern, meistens Söhne geringer Herkunft, fanden ihren Wirkungskreis im großen Haufen wieder, dem sie entstammten. Durch ihre Ordensregel gebunden, bald Almosen von Hütte zu Hütte zu suchen, bald von geweihter Stätte herab den Fluch und den Seegen des Herrn zu verkünden, bald mit dem Bind- und Löseschlüssel ausgestattet, im Heiligthum des Beichtstuhls das Geheimniß der Herzen zu öffnen, war Gelehrsamkeit bei ihnen seltner, als tiefe Menschen- und Volkskenntniß, und Entfernung von weltlichen Dingen weniger, als kluge Gewandtheit im Lebensumgang gefunden. Ihrer Armuth hartes Gelübde machte sie dem gemeinen Mann zum Gegenstand zärtlicher Theilnahme; ihres Amtes Heiligkeit machte ihre Person ehrwürdig; ihre vielseitige Vertrautheit mit den verborgensten Familienverhältnissen ihren Rath unentbehrlich; ihren Einfluß entscheidend, — also, daß in den schweizerischen Hirtenstaaten der weltliche Arm vom geistlichen mehr, denn einmal, Macht entleihen mußte.

Noch ehe die Landesgemeinde zwischen Suter und seinen Feinden entschied, sah man von Haus zu Haus die Kapuziner irren; hörte man vom Munde dieser ehrwürdigen Väter den Fluch der Kirche von der Kanzel, und in der Stille des Beichtstuhls gegen Suter rauschen, als gegen einen Freigeist, der Vaterland und Religion verrathe. Sie ermahnten mit frommen Thränen zur Handhabung des Schwertes der Gerechtigkeit, das ihnen Gott vertraut. Sie versagten den Anhängern Suters die Absolution und ordneten Prozessionen an. — Nie hat man erfahren, wodurch der heilige Zorn der ehrwürdigen Väter gereizt worden, wohl aber, daß erschrocken das gläubige Volk sein Angesicht von dem geächteten Sünder wandte, den es ehemals geliebt zu haben, sich selber schier zur Sünde rechnete.

Am 16. September ward nach solchen Vorrüstungen die Landesgemeinde eröffnet. Aber nicht durch allgemeinen Spruch, nur mit Gewalt der Geiger'schen Partei, ward Suter erst vom

Digitized by Google

Stuhl des Landammans gerissen, dann, wiewohl ungenannt, als Verbrecher angedeutet. Noch schrieen hundert Stimmen für seine Unschuld. Wohl ist die Gewalt der Leidenschaften groß, groß die des Reichthums und der Kirche, — aber auch die Wahrheit hat ihre Macht.

Der gestürzte und verlassene Mann, vielleicht die zürnende Kirche zu versöhnen, that wenige Tage nachher eine Wallfahrt zum wunderwirkenden Muttergottesbilde gen Einsiedeln.

Geiger aber fürchtete nicht diese Wunder so sehr, als den ungewissen Sinn des beweglichen Volks. Darum vollendete er mit seinem Anhang das Werk der tödtlichen Rache.

Suter hatte kaum in Pilgerkleidern die fromme Bußfahrt angetreten, so verdammte ihn, als einen Stöhrer der Religion, der Freiheit und des Friedens, der Landrath zu ewiger Verbannung aus der Schweiz; ließ seinen Namen an den Galgen nageln; bot einen Preiß auf seinen Kopf; erklärte ihn bankerot, obwohl sein Schwiegervater alle Schulden zu zahlen sich erbot; verkaufte um Spottgeld Hab und Gut des Verbannten, und dennoch ward fast daraus so viel, als alle seine Schulden betrug, gelöst. Man verstieß die Freunde des Geächteten aus dem Rathe; verbannte andere; strafte mit Geldbußen diejenigen, welche den betrauerten, der unter dem Hasse seiner Feinde gefallen war; befahl selbst der Gattin des Unglücklichen — so weit kann Leidenschaft den Wahnsinn treiben, daß sie ihren Fluch auf die Gesetze der Natur wirft — befahl der verzweifelnden Gattin die Bande des Blutes zu zerreißen, die Gott gebunden, und ihn nicht mehr Ehemann zu heißen, bei Verlust ihres Land- und Erbrechtes.

So beispiellosen Strafen konnten nur beispiellose Frevel vorangehen. Doch nannte das richterliche Urtheil nur geringere Vergehen; sprach aber geheimnißvoll von andern, die es um Aergerniß zu meiden, nie nennen dürfe. Der erschütterten Einbildungskraft blieb es überlassen, Verbrechen zu ahnen, um so unerhörte Strenge zu rechtfertigen.

Beweint von vielen, vertheidigt von keinem, lebte nun der verbannte Greis einsam am Ufer des Bodensees zu Konstanz. Wohl wagte ers einmal, nach einigen Jahren um sicheres Geleit nach Appenzell, und um einen unparteiischen Richterstuhl zu flehen, seine Unschuld beweisen zu können; wohl verbanden sich dann siebenzig Männer freiwillig, mit Lebensgefahr ihm das Geleit zu geben; aber Suters Flehen scholl unerfüllt. Und von den siebenzigen wurden vier der Entschlossensten ergriffen, dann zum Tode verurtheilt, zum Richtplatz ausgeführt, und endlich aus Gnaden, wie das Urtheil spricht, dem Henker nur zur Stäupung überlassen.

Schrecken lähmte drum jeglichen; wer hätte sich erkühnt, was Obrigkeit und Kirche und der große Theil des Volks bekannten, in Zweifel zu nehmen? Es flossen Jahre hin. Der Verbannte trauerte in Konstanz, von seinem Vaterlande vergessen. Geigers Rachsucht war gesättigt, und sein Gewissen ohne Furcht vor fremder Rache.

Doch immer liebte der Verstoßene die undankbaren Thäler seiner Heimath. Selbst, daß sie sein, wie eines Todten, vergaßen, war ihm lieb; denn um so leichter ward es, unerkannt, von niemandem beachtet, zuweilen in die äussern Rhoden Appenzells zu schleichen. Von da betrachtete er mit dem Schmerz des Heimwehs die Berge, an denen er als Knabe spielte, die fernen,

Digitized by Google

zerſtreuten Dörfer, die ihn als Mann einſt ehrten. Von Zeit zu Zeit geſellte ſich auch wohl ein alter treuer Freund aus beſſern Zeiten zu ihm, und erfreute mit Troſt ſein Herz.

Landamman Geiger, im Haß ergraut, vernahm nicht ohne Entſetzen von der öftern Nähe ſeines Feindes. Geſpenſtiſch plagte ihn die Furcht, und jeden, der gegen Suters einſt den Todesſpruch gefällt. Denn wie leicht konnte des Volkes Mitleid, vom tiefen Elende des ehemaligen Günſtlings gereizt, ihn wieder in das väterliche Thal zurückrufen; wie leicht ein Lichtſtrahl auf die finſtern Quellen jenes richterlichen Urtheils fallen?

Zur ſelben Zeit war auch ein Mann in's Land gekommen, der unbedeutend für ſich, doch blos um des Verdachtes willen, Anhänger Suters geweſen zu ſein, ehrlos erklärt worden, und in die Fremde geflüchtet war. Er hieß Baptiſta Röß. Sogleich ward er ergriffen. Kleinmüthig trachtete der Elende, der härtern Strafe zu entſchlüpfen, und in die Gunſt von Suters Feinden einzugehen. Darum erzählte er, und nannte ſelbſt Zeugen, was jene gern vernahmen: es habe der verbannte Greiß von Gonten den Vorſatz, Mannſchaft in den äuſſern Rhoden zu ſammeln, den Flecken Appenzell zu überfallen, ſich der öffentlichen Gebäude zu bemächtigen, und die Einwohner zur Behauptung ihrer Freiheit aufzubieten.

Dieſer Ausſage des Ehrloserklärten ward geglaubt, und doch bezeugten Biedermänner, die er als Zeugen genannt, das Gegentheil. Nie hatte einer von ihnen ſolche Dinge aus Suters Mund vernommen.

Geſchäftig warf man nun die fürchterlichſten Sagen ins Volk. Suters lange Entfernung und große Leiden gaben den Gerüchten von ſeiner Rachbegier den Schein der Wahrheit. Bald hieß es, er wolle feindlich in's Land einfallen; bald er wolle den Hauptflecken Appenzell in Aſche legen. Das Schrecken zu vergrößern, ſtellte der Landrath Wachten aus bei Tag und Nacht, und ließ zur Gegenwehr rüſten.

Inzwiſchen nun das Volk durch Spiegelfechterei geblendet, gegen den Verbannten zu neuer Wuth gereizt ward, trachtete der Landrath nach deſſen Leben. Entſetzlich, wie der Plan, ward auch das Mittel. Ein feiler Menſch, dem Geiger zugethan, der Kronenwirth in der Gemeinde Wald, breitete gefliſſentlich die Sage aus: er habe dem geächteten Landamman wichtige und vortheilhafte Dinge zu offenbaren. Die Sage lief von Mund zu Mund. Dann wandte man ſich freundlich an Suters in Appenzell vermählte Tochter, daß ſie dem Vater ſchriebe, nach Wald zu eilen, um die Geheimniſſe zu hören. Sie ſchrieb in froher Hoffnung. Der beinahe ſiebenzigjährige Vater folgte der geliebten Stimme. Er kam gen Wald. Der Kronenwirth umarmte ihn mit Judasküſſen, und lockte ihn nach einem inner-rhodiſchen Dorf, Oberegg genannt, unter mancherlei Vorwand. Nicht ohne Weigern folgte der gutmüthige Alte dem heuchleriſchen Freunde auch bis dahin — es war der Weg zum Kerker. Gefangen und gebunden ſchleppten ihn, auf einem offnen Schlitten, gefühlloſe Knechte des Landraths gen Appenzell.

Es war ein kalter, ſtürmiſcher Wintertag, der 9. Hornung des Jahrs 1784, als er entführt ward. Während ſeine Hüter im Wirthshauſe zu Altſtätten ſich gütlich thaten, lag in bangen

Digitized by Google

Schrecken aufgelöst, der Unbill des Wetters preisgegeben, der greise Altlandamman auf der Schleife und betete. Ihn hörte niemand. Der Sturmwind schüttelte ihm aus seinen eisgrauen Haarlocken den gefallenen Schnee. Da lag er, erstarrend, das Schlachtopfer unversöhnlichen Zorns; eines Zorns, welcher selbst die Tochter zum Werk grausamer List gemacht hatte, den Vater zu verderben.

Er kam gen Appenzell; kraftlos von der herben Reise, noch mehr vom neunjährigen Gram. Er wiederholte, feierlich und rührend, dem Tribunal die Betheuerung seiner Unschuld. Es sprach für ihn sein hohes Alter, und der Zeugen Mund. — Umsonst. Bekennen sollt' er, was er nie verbrochen. Er war des Todes würdig, seiner Unschuld willen. Schonungslos spannten sie den lebensmüden, gequälten Greiß dreimal am gleichen Tage auf die Folter; — und selbst die fürchterlichsten Schmerzen erpreßten kein Geständniß einer Schuld.

Das Blutgericht, aus mehr denn hundert Männern, versammelte sich. Keines Vergehens durch der Zeugen Mund überführt, keines Vergehens durch die Pein der Folter geständig, schien Suter aus dem harten Kampfe ehrenvoll hervorgehen zu müssen. Dennoch brach dies Gericht über sein Leben den Stab. Zwanzig von den Richtern aber verweigerten ihre Stimme zu dem Morde, und verwahrten sich feierlich dagegen in den Büchern.

Suter vernahm den Todesspruch mit einer Seelengröße, die nur Unschuld gewähren kann. Und noch am gleichen Tage ward er hinausgeführt zum Blutplatz. Es war der neunte März des Jahres 1784. In tiefer Stille umringte das Volk den Ehrwürdigen. In Vielen ward das Andenken seiner Güte rege. Viele verbargen schüchtern die Thränen der Dankbarkeit, die sie ihm noch am Richtplatz weinen mußten. Tausende beteten schweigend zum Himmel für ihn. Da fiel sein Haupt.

(Fortsetzung folgt.)

Die neueste Reise-Unternehmung der Briten zu Erforschung des afrikanischen Zaire- oder Congo-Stroms.

Die seit einer Reihe von Jahren gemachten Versuche, den vom Alterthum an uns übergegangenen Bruchstücken der innern Erdkunde Afrika's Erweiterung und Zuwachs zu verschaffen, sind größtentheils ohne Erfolg geblieben, so daß man mit scheinbarem Grunde behaupten könnte, unsere diesfälligen Kenntnisse erreichen jene nicht, welche Ptolomäus besessen hat. Die Kommissarien der britischen Admiralität haben so eben die Geschichte einer Reise-Unternehmung bekannt gemacht, die im Jahre 1816 unter sehr günstigen Verhältnissen war veranstaltet

Digitized by Google

worden*), um die Lösung eines Räthsels herbeizuführen, das die Gelehrten von jeher viel beschäftigt hat: ich meine den Lauf des großen unter dem Namen Niger oder Joliba bekannten Stroms.

Nicht nur ist bisher die Mündung oder der Ausfluß des Niger unbekannt geblieben, sondern es war überdies sogar auch die Richtung seines Laufes neuerdings wieder zweifelhaft und ungewiß geworden. Herodot vor mehr als zwanzig Jahrhunderten, und nach ihm Ptolomäus bezeugten, es laufe der Fluß von Westen nach Osten. Die Portugiesen, im Einverständniß hierüber mit einigen arabischen Schriftstellern, versicherten später, sein Lauf sei der völlig umgekehrte; Mungo-Park aber hat auf seinen zwei Reisen unzweifelhaft dargethan, daß die Kenntniß der Alten hierüber richtig war, und daß in eben den Landschaften, wo der Senegal und der Gambia von Osten nach Westen dem atlantischen Weltmeer zufließen, der Niger in ganz entgegengesetzter Richtung strömt. Wohin er fließt, und wo sein Ende ist, bleibt uns noch zu erforschen übrig.

Die gelehrten Untersuchungen, welche der Major Rennel hierüber anstellte, machten ihm glaubwürdig, es verliere sich der Niger im Wangara-See mitten auf dem Festlande. Es scheint diese Vermuthung folgerecht aus der Richtung des Stromes hervorzugehen, weil kein bedeutender Fluß sich auf der Ostküste Afrika's zwischen der Meerenge Babel-Mandel und dem der Südspitze von Madagascar gegenüberliegenden Cap Corientes in's Meer ausmündet. Die arabischen Erdkundigen haben inzwischen andere Vermuthungen aufgestellt: eine derselben zum Beispiel, will den Niger für einen Seitenast des Nil's halten; wogegen der Major Rennel, mit den von Bruce angestellten barometrischen Beobachtungen den Beweis führt, daß die Landschaft, welche vom Nil durchströmt wird, ungleich höher über der Meeresfläche liegt, als jene, worin Mungo-Park den Niger fließen sah. Beinebens ist einleuchtend, daß wofern der Niger sich in den Nil ergösse, die größte Flußhöhe in Aegypten erst geraume Zeit nach der Epoche der größten Wasserhöhe des Niger auf der Westküste von Afrika statt finden könnte, welches aber der Erfahrung zuwider ist.

Einige neuere Erdkundige nehmen zwar auch an, der Niger fließe von seinem Ursprung bis gegen den Meridian von Tombuctu, in einer steten Richtung von Westen nach Osten; sie glauben aber damit zugleich, es sei das innere Landesgebiet von Afrika so beschaffen, daß die Rückkehr des Stromes in entgegengesetzter Richtung möglich werde, und sein Ausfluß demnach auf der nämlichen Küste, wo seine Quelle liegt, gesucht werden müsse.

Zwei verschiedene Meinungen sind hierüber vorgetragen worden. Der deutsche Geograph Hr. Reichard nimmt an, der Rio del Rey, die Formosa und noch einige andere Flüsse, die sich

*) Narrative of an Expedition etc. Geschichte der im J. 1816 zu Erforschung des Zaire- oder Congo-Stroms veranstalteten Reise, unter den Befehlen des Kapitän J. K. Tuckey. Von den Kommissarien der Admiralität unter Aufsicht und mit Anmerkungen des Hrn. John Barrow herausgegeben. London 1818, ein Quartband.

Digitized by Google

in den Golf von Benin ergießen, seien die Arme eines und desselben Flusses, welchen er für den Niger hält. Allein noch hat man keinerlei hinreichende Beweise für das Dasein der zahlreichen gabelförmigen Theilungen, die dieses System voraussetzt, und es findet sich, wenn den Berichten der Sklavenhändler Glauben beizumessen ist, in diesem Theile von Afrika überhaupt kein bedeutender Strom.

Als Mungo-Park sich für seine zweite Reise rüstete, theilte Hr. Maxwell ihm die Vermuthung mit, der große unter dem Namen Congo oder Zaire bekannte Strom, dessen Ausfluß in das atlandische Weltmeer ungefähr unter dem sechsten Grad südlicher Breite statt findet, möchte wohl die bisher vergeblich gesuchte Ausmündung des Niger sein. Von Hrn. Rennel ward dieser Hypothese nachdrücklich widersprochen, während Mungo-Park hingegen sie mit Wärme ergriff. „Es würde (schrieb er vor seiner Abreise aus England an Lord Camden,) wenn wir die Entdeckungen des Vorgebirgs der guten Hoffnung ausnehmen, hinsichtlich auf Handelsvortheile keine andere der geographischen Entdeckung an die Seite zu stellen sein, wozu Hr. Maxwells Bemerkung Hoffnung zu geben scheint."

Die örtliche Ansicht sowohl als die Angaben, welche er von den Negern sammelte, bestärkten seine Hoffnung; einer dieser Neger, der unter den afrikanischen Reisenden in großem Rufe steht, versicherte ihn, der Niger wende sich jenseits Kashna auf einmal südwärts um, und von seinem Ausfluß in einen See habe er nie reden gehört. Noch in den letzten Briefen, welche dieser unerschrockene Reisende an seine Familie, an die Admiralität und an Sir Joseph Banks schrieb, zur Zeit, wo er den Lauf des Nigers von Westen nach Osten verfolgte, sprach er von seiner Rückkehr nach England über Rio Janeiro, wohin er sich begeben wollte, nachdem er die Ausmündung des Stromes auf der Westküste Afrika's werde erreicht haben.

Gegen die von Hrn. Maxwell und Mungo-Park aufgestellte Vermuthung sind drei Haupteinwürfe gemacht worden.

Zunächst ward behauptet, die Kongberge hängen mit der Kette der sogenannten Mondsgebirge zusammen, und bilden demnach im Mittelpunkt von Afrika, um den zehnten Grad nördlicher Breite, eine Schranke, die der Niger nicht überschreiten könnte. Darauf antwortet Hr. Barrow, daß uns noch alle genauere Kenntniß über die Lage dieser Bergkette, so wie über ihr Verhältniß und angebliche Verbindung mit derjenigen mangelt, auf welcher sich die Quellen vom Niger, vom Senegal und vom Gambia befinden; daß wenn aber auch eine solche Schranke vorhanden wäre, daraus keineswegs folgern würde, daß dieselbe unvermeidlich den Lauf des Nigers hemmen müßte. Der Bouranpouter, der Entuleje und der Sbindu, deren Quellen in der Tartarei liegen, durchströmen dennoch den Himaleh, welcher bekanntlich sowohl die höchste als die breiteste Bergkette auf beiden Festlanden ist, und um anderer Beispiele nicht zu gedenken, so haben sich ja auch der Delaware und der Potomac, durch die Kette des Alleghanigebirgs Bahn geöffnet.

Ein anderer, beim ersten Anblick schwierizer zu lösender Einwurf gegen das vorliegende System, wird von der unermeßlichen Ausdehnung hergenommen, die der Lauf des Nigers haben

müßte, wofern der Zaire eine Verlängerung deſſelben wäre. Die Krümmungen eingerechnet, würde die Entfernung des Ausfluſſes von der Quelle alsdann über 4000 engliſche Millen (1300 Lieues) betragen. Dieſe Quelle müßte dann alſo wohl auch ſehr hoch gelegen ſein, während man doch weiß, daß Mungo-Park den Niger, von Senegal her, ohne irgend einen bedeutenden Berg zu erſteigen, erreicht hat. Prüft man aber dieſen Einwurf näher, ſo ergibt ſich, daß der Fall des Niger immer noch beträchtlicher, als jener des Amazonenfluſſes oder des Ganges wäre, wenn die Erhöhung der Quelle über der Meeresfläche auch nur 500 Toiſen betrüge; offenbar konnte nun aber Park, der keine Meßwerkzeuge bei ſich führte, innerhalb mehrerer Tagreiſen eine ſolche Höhe gar leicht mehrmals, ohne es wahrzunehmen, erſteigen.

Würde der Niger, wie Hr. Maxwell glaubt, eine ſo große Ausdehnung von Afrika durchſtrömen, ſo hätten vermuthlich die Muhamedaner, deren Bekehrungseifer bekannt iſt, ein ſo bequemes Verbindungsmittel zum Behuf der Ausbreitung ihrer Lehre jenſeits des Aequators nicht vernachläſſigt. Die Reiſenden aber trafen davon keine Spur am Geſtade des Congo an. Dies iſt die dritte gegen die vermuthete Identität des Zaire und des Niger vorgetragene Einwendung. Hr. Barrow antwortet, es könne der letztere Strom gar wohl die erwähnte Ausdehnung haben, ohne daß man dadurch berechtigt werde anzunehmen, daß derſelbe überall leicht ſchiffbar ſei, und daß weder durch Katarakten noch Sandbänke ſtellenweiſe ſein freier Lauf unterbrochen werde. Er wirft darüberhin einerſeits die Frage auf: woher es komme, daß die muhamedaniſche Religion ſüdwärts vom Niger beinahe nirgends in dem von Reiſenden beſuchten Land angetroffen werde, während man doch ſo leicht von dem einen zum andern Ufer überſetzt? Wer möchte behaupten, daß nicht vielleicht moraliſche Urſachen, welche ſich der Aufmerkſamkeit der Reiſenden entzogen, eben ſo große oder gröſſere Hinderniſſe der Verbreitung des Islamism unter den Negern entgegenſetzen, als eine Bergkette, der Lauf eines Stromes, oder das Daſein einer Sandwüſte und ähnliche phyſiſche Urſachen mehr in den Weg legen können?

Dies war kürzlich der Stand unſerer Kenntniſſe über den Lauf des Niger, als die britiſche Regierung den Kapitän Tuckey zum Befehlshaber einer Reiſeunternehmung ernannte, deren Beſtimmung war, ſo weit möglich den Zaire- oder Congoſtrom aufwärts zu befahren. Es wurden ihm verdienſtvolle Naturforſcher, die Herren Smith, Tudor und Cranch beigeordnet. Ein Fahrzeug, deſſen Bau und Geſtaltung für die erwarteten Hinderniſſe berechnet war, wurde eigens auf der Schiffswerfte von Chatham erbaut. Doppelſchaluppen, die nur wenig tief im Waſſer gingen, und, einem neuen Verfahren gemäß, aus ſehr leichten Materialien erbaut waren, ſollten für Untiefen gebraucht werden, und konnten übrigens, wo Katarakten ſich finden würden, eine Strecke lang leicht auch über Land fortgebracht werden. Eine anſehnliche Sammlung aſtronomiſcher, phyſikaliſcher und meteorologiſcher Werkzeuge, ward zum Behuf der Beobachtungen eingeſchifft. Kaum iſt jemals eine wiſſenſchaftliche Reiſe mit reicheren Hilfsmitteln ausgeſtattet, und unter glücklicheren Ausſichten begonnen worden, und doch haben hinwieder, durch ein beinahe unerklärbares Mißgeſchick, ſo erfreuliche Zurüſtungen auch kaum je einen ſo

Digitized by Google

traurigen Ausgang genommen. Der Kapitän Tuckey, sein stellvertretender Adjutant, alle drei Naturforscher, der Zahlmeister des Schiffes, zehn Matrosen und ein Passagier, zusammen achtzehn Personen, von sechsundfünfzig, aus denen die ganze Reisegesellschaft bestand, starben im kurzen Zeitraum dreier Monate. Diese große Sterblichkeit muß um so auffallender erscheinen, da zufolge des durch den Befehlshaber geführten Tagebuchs, die Atmosphäre während der ganzen Schiffahrt auf dem Congo ausgezeichnet trocken, und der Wärmemesser, welcher um Mittag gewöhnlich 24 Grad der hunderttheiligen Skale zeigte, keine große Abweichungen zwischen Tag und Nachtzeit darbot. Dem Bericht des Wundarztes, Hr. M'Kerrow zufolge, waren die mehreren Reisenden in Folge sehr heftiger Fieberanfälle, andere hingegen, die große Beschwerlichkeiten ausgestanden hatten, an Erschöpfung gestorben.

Der unglückliche Ausgang der Reise hat uns wichtiger Entdeckungen beraubt, die man sich von dem Eifer und der Geschicklichkeit des Kapitän Tuckey versprechen durfte. Inzwischen bleiben immerhin in seinem Tagebuch, so wie in dem des Professor Smith, welche beide wörtlich durch Hr. Barrow bekannt gemacht wurden, bedeutende und sehr schätzbare Nachrichten über eine merkwürdige und noch allzuwenig bekannte Landschaft übrig.

Bei Durchsicht dieser Tagebücher überzeugt man sich, daß in den pomphaften Beschreibungen der Portugiesen und der Seefahrer, die sich mit dem Negerhandel abgeben, hinsichtlich auf die Ausmündung des Zaire, die Schnelligkeit seines Laufs und dessen Wirkung auf die Fluth, mancherlei Uebertreibung herrscht; während hingegen über andere Dinge die frühern Nachrichten durch die neue Reise bestätigt werden.

Der Congo ward zum Beispiel gewöhnlich als ein Strom dargestellt, der ein sehr tiefes Bette besitzt, nur findet sich dann auch, sowohl im Tagebuch des Kapitän Tuckey als in dem des Master, Hr. Fitzmaurice, daß nahe bei der Ausmündung sowohl als in beträchtlicher Entfernung landeinwärts, das Senkblei keine Spur von Grund anzeigte, obgleich es 130 bis 140 Fathoms tief (über 250 Metres) niedergelassen ward. Die Schnelligkeit der Strömung hingegen war offenbar übertrieben, da sie nur selten fünf Knoten auf die Stunde überstieg.

Am Congo, wie an jedem andern Ort, bringt die Fluth die Wirkung eines Damms hervor, welcher plötzlich vor die Mündung des Flusses hinzuliegen kömmt; hier aber ward der eigenthümliche Umstand wahrgenommen, daß während sich an beiden Uferseiten zwei im Fluß aufwärts steigende Strömungen bildeten, das Wasser der Flußmitte hingegen ununterbrochen abwärts floß. Embomma gegenüber, sechszig englische Millen (20 Lieues) vom Meer entfernt, ist der Zaire nicht weniger als vier bis fünf Millen (anderthalb Meilen) breit; hingegen tiefer landeinwärts, hundertundvierzig Millen (47 Lieues) vom Kap Padron, verengert sich sein Flußbett beträchtlich, so daß alsdann beide Ufer bei zwölf Lieues lang, nicht über drei bis vierhundert Metres von einander entfernt stehen. Dieser Theil des Flusses ist nicht schiffbar, auch für die kleinsten Schaluppen nicht: Schieferblöcke, die hin und wieder im Flußbett liegen, verursachen zahlreiche Kaskaden und Wirbel, denen man ohne die größte Gefahr sich nicht nähern kann. Aber neunzig

Digitized by Google

Lieues von der Mündung oder dreißig von Inga, erhält der Fluß sein ponirendes Ansehen neuerdings, und läuft nun ohne Hinderniß in einem vier Millen (1⅓ Lieues) breiten Strombett, mit der Schnelligkeit von drei Millen auf die Stunde, zwischen zwei mit kräftigem Pflanzenwuchs ausgestatteten Ufern.

Die Herren Tuckey, Smith und Fitzmaurice erstaunten über die geringe Wassermasse, die zwischen den Felsen in dem verengten Theil des Congo-Stroms Raum findet, verglichen mit dem mächtigen Flußbett, welches sich theils gegen die Ausmündung hin, theils oberhalb der Kataraкten darstellt. Sie sind der Meinung, es werde ein sehr ansehnlicher Theil der Wassermasse durch einen unterirdischen Weg abgeführt, der mehrere Lieues lang sei, und erst bei Pointe-Sondie wieder zum Vorschein kommt, wo er die reissenden Strudel verursacht, welche den regelmäßigen Stromlauf stören.

Das Tagebuch des Kapitän Tuckey enthält einige nicht unwichtige Angaben, über den vermutheten Zusammenhang des Niger mit dem Zaire durch den Wangara-See. Bekanntlich steht die regelmäßige Regenzeit im heißen Erdstrich mit dem Sonnenlauf in Verbindung; auf der Nordseite des Aequators trifft die große Regenzeit mit dem Eintritt der Sonne in den Wendekreis des Krebses zusammen, und ihr Durchgang durch den Wendekreis des Steinbocks begründet eine ähnliche Erscheinung in der südlichen Halbkugel. Demnach müßte der Niger das Maximum seiner Höhe im Heumonat erreichen, und wenn der Fluß sich in den Wangara-See ergießt, müßte er hier erst gegen den August ein beträchtliches Steigen verursachen: denn, obgleich man die Lage des Sees nicht genau kennt, so weiß man doch immerhin, daß seine Entfernung von den Bergen, in denen der Niger seine Quelle hat, sehr groß ist. Der Wangara muß von Congo nicht weniger als vierzehn bis sechszehnhundert Millen entfernt liegen; nimmt man einen Lauf von dritthalb Millen auf die Stunde auf, welches die mittlere Schnelligkeit des Zaire oberhalb seines schnelleren Falls ist, so würde ungefähr ein Monat für jene Entfernung erfordert. Insofern der Zaire aus dem Wangara entspringt, so müßte demnach die Wasserhöhe des letztern an der Ausmündung des Flusses erst zu Anfang des Herbstmonats sichtbar werden; und dies trifft auch wirklich mit des Kapitäns Tuckey Beobachtungen zusammen. Wäre das Steigen des Flusses, wie man denken könnte, durch südwärts der Linie gefallenen Regen bewirkt worden, so müßte dasselbe schnell und beträchtlich sein: dahingegen unser Reisende die Wasserfläche des Zaire sich nur langsam, zu drei bis sechs Zoll in vierundzwanzig Stunden, erhöhen sah.

Aus den im Tagebuch des Befehlshabers verzeichneten Beobachtungen scheint zu erhellen, daß der Gesammtzuwachs der Wasserfläche des Congo, wovon unzweideutige Spuren an den Felsen wahrzunehmen waren, zehn bis zwölf englische Fuß (3⅓ Metres) nie überstiegen hat. Dieser Betrag mit den so ungleich viel größern Anschwellungen des Nils, des Orenoko, des Amazonenflusses u. s. w. während der Regenzeit verglichen, muß man in der That die Hypothese, von der hier die Rede ist, unterstützen, und wahrscheinlich machen, das Ansteigen der Gewässer vom Zaire geschehe in Folge der Anschwellung eines ausgedehnten Sees, aus dem der Fluß

Digitized by Google

entſpringt. Welches Gewicht man inzwiſchen immerhin auch Betrachtungen ſolcher Art einräumen mag, ſo bleibt jedoch auſſer Zweifel, daß der Congo, oder wenigſtens einer ſeiner Aeſte, nordwärts vom Aequator entſpringen muß, denn unter jeder andern Vorausſetzung, bliebe die Urſache ſeiner am 1. Herbſtmonat, oder in der trockenen Jahreszeit der ſüdlichen Halbkugel, beobachteten Anſchwellung unerklärbar.

Es fand ſich in Kapitäns Tuckey Papieren eine Reihenfolge meteorologiſcher Beobachtungen, die während dreißig Tagen (vom 20. Heumonat bis zum 20. Auguſt) auf verſchiedenen Stellen des Fluſſes, oberhalb der Katarakten angeſtellt wurden*), und aus denen ſich ergibt, daß die Lufttemperatur nie über 26 Grad 7 Minuten, und nie unter 20 Grad 6 Minuten anſtieg oder herabſank; die Temperatur des Waſſers erhielt ſich, zur Mittagszeit faſt unverändert auf 24 Gr. 4 Min. des hunderttheiligen Thermometers.

Die Krokodile und Nilpferde kommen im Zaire ſehr zahlreich vor, beſonders oberhalb der Katarakten, wo ſie gewöhnlich in Gruppen von zehn bis zwölf beiſammen angetroffen werden. Die Reiſenden überzeugten ſich, daß das Fleiſch vom Nilpferd (Hippopotamus) eine vortrefflich Nahrung gewährt; es ſcheint aber nicht, daß die Eingebornen viel Gebrauch davon machen. Die an den Ufern des Congo wohnenden Neger wenden überhaupt auf die Zubereitung ihrer Speiſen nur geringe Sorgfalt. Hr. Tuckey ſah, wie ſie Vögel mit allen Federn über dem Feuer brateten, und Stücke Bocksfleiſch, das kaum warm geworden, und woran noch Haut und Haare hingen, verzehrten. Die einzigen Gegenſtände und Nahrungsmittel, welche auf die Märkte gebracht werden, ſind Manioc, Mais, wovon man zwei Erndten des Jahres gemacht, Kürbiſſe,

*) Dieſe Beobachtungen ſind von der Fahrenheitſchen auf die hunderttheilige Scale reduzirt folgende:

Juli 1816.	Luft um acht Uhr Morgens		Luft um Mittag.		Luft um acht Uhr Abends.		Das Waſſer des Fluſſes um Mittag		Auguſt.	Luft um acht Uhr Morgens.		Luft um Mittag.		Luft um acht Uhr Abends.		Das Waſſer des Fluſſes um Mittag	
	Grad	Min	Grad	Min.	Grad	Min.	Grad	Min.		Grad	Min	Grad	Min.	Grad	Min	Grad	Min.
20	22	2	23	3	22	8	23	9	5	21	7	25	6	25	6	25	0
21	21	7	24	4	23	3	24	4	6	22	2	26	7	25	6	24	4
22	22	2	23	9	23	3	24	4	7	22	2	25	0	25	0	25	6
23	22	2	23	9	23	9	24	4	8	21	7	25	0	24	4	24	4
24	22	2	23	3	22	8	25	0	9	20	6	25	6	25	6	25	6
25	21	7	24	4	24	4	25	0	10	20	6	24	4	24	4	25	6
26	22	2	25	6	26	7	24	4	11	21	1	24	4	23	9	25	0
27	22	8	25	6	25	0	25	0	12	20	0	25	0	25	6	24	4
28	20	6	26	7	24	4	24	4	13	21	1	24	4	25	0	24	4
29	21	1	25	6	23	3	23	9	14	22	8	25	6	24	4	25	0
30	21	1	24	4	24	4	24	4	15	22	2	25	6	24	4	25	0
31	21	7	24	4	23	3	24	4	16	22	2	25	0	23	9	24	4
Auguſt 1	20	6	22	8	23	9	24	4	17	21	1	24	4	24	4	24	0
2	21	7	22	8	24	4	24	4	18	21	7	24	4	25	0	25	6
3	21	7	23	3	24	4	24	4	19	21	7	25	6	25	0	25	0
4	20	6	24	4	2	4	24	4	20	20	6	25	6	23	9	24	4

Digitized by Google

Pisazien, Kartoffeln und ein sehr angenehmes Getränk, das Palm-Wine heißt, und nichts anders als der Saft ist, der in großer Menge von einer eignen und sehr hohen Art des Palmbaums ausfließt, wenn nahe am Gipfel Einschnitte in seinen Stamm gemacht werden. Die Neger bemerkten, daß der Ausfluß hauptsächlich die Nacht über stark, und daß nach Aufgang der Sonne hingegen, durch Verwundung des Baums nur eine geringe Menge Saft erhalten wird. Frisch und bald, nachdem er dem Baum entflossen ist, schmeckt der Palm-Wine dem Cider ähnlich; er ist gesund, sehr kühlend und besitzt die in den Tropenländern wichtige Eigenschaft, den Durst schnell zu stillen, in vorzüglichem Maße.

Aus der großen Menge Thierarten, welche Hr. Cranch während eines dreimonatlichen Aufenthalts an den Ufern des Zaire zu sammeln im Fall war, läßt sich mit Grund schließen, es dürften hier noch vielfältige Entdeckungen für Naturforscher zu machen sein, welche sich durch den unglücklichen Ausgang der britischen Unternehmung nicht von neuen Versuchen abschrecken lassen. Die Katarakten machen, wie oben bemerkt ward, den Fluß auf einer Strecke von zwölf Stunden unschiffbar, so daß man darauf verzichten muß, mit den nämlichen Fahrzeugen weit aufwärts zu schiffen. Andererseits macht der Mangel aller Zugthiere die Landreisen sehr schwierig. Die Landeseinwohner in der Nähe des Flußgestades sind zwar friedsam und gastfreundlich, und man dürfte sich von ihnen mancherlei Unterstützung versprechen; von den Völkerschaften des innern Landes weiß man hingegen nur wenig. Einigen Reisenden zufolge gehören sie zu den Antropophagen. Schädel und Menschenknochen, zur Hälfte vom Feuer verzehrt, welche die Herren Smith und Cranch nahe bei Shark-point antrafen, schienen anfangs darzuthun, daß selbst am Flußgestade Kanibalenvölker den Reisenden gefährlich werden konnten; nachher aber zeigte es sich, daß der Platz, wo die Naturforscher jene Entdeckung gemacht hatten, eine Art Schaffot und zur Hinrichtung von Verbrechern bestimmt war; Hr. Tuckey vernahm auch, daß die Körper der Giftmischer hier zu Land verbrannt werden. Auf jeden Fall haben die Einwohner von Congo, die Elephanten, Löwen und Leoparden sich dermaßen vermehren lassen, daß Reisen in's Innere des Landes nothwendig mit großen Gefahren verbunden sein müßten. Hr. Barrow, welcher guten Rath für schwierige Reiseunternehmungen zu geben vorzugsweise im Fall ist, hat einen Plan entworfen, welchen die Europäer einschlagen sollten, wenn sie nochmals den Lauf des Zaire untersuchen wollen.

Zu den schätzbaren Bruchstücken der Reisebeschreibung nach Congo, gehört die botanische Denkschrift des Herrn Robert Brown. Sie ist nicht etwa ein trockenes, blos systematisches Pflanzenverzeichniß, sondern mit beständiger Berücksichtigung der anziehenden und merkwürdigen Verhältnisse des Organismus der Pflanzen, auf eben die philosophische Weise bearbeitet, wie der nämliche Verfasser die Flora von Neuholland, als Nachtrag zur Flinder'schen Reisebeschreibung dargestellt hat.

Die vom Professor Smith und von Hrn. David Lockhart gesammelten Pflanzen, ergreifen 620 Arten, worunter 250 neue vorkommen. Die Reisenden befanden sich in der

Digitized by Google

trockensten Jahreszeit an den Ufern des Congo. Ausser den eigentlichen Pflanzenbeschreibungen liefert die Abhandlung des Hrn. Brown annoch vier besondere Darstellungen: 1) eine vergleichende Uebersicht des Pflanzenverzeichnisses vom Congo, mit jenem der in Sierra-Leona durch die Herren Smeathman, Braß und Professor Afzelius gesammelten Gewächse; 2) Die Zahlenverhältnisse, welche die Hrn. Brown und von Humboldt, zwischen der Vertheilung der Pflanzenfamilien in den verschiedenen Erdstrichen gefunden haben; 3) die nähere Würdigung der dem Menschen nutzbaren, theils wildwachsenden, theils angebauten Pflanzen; 4) die vergleichenden Verzeichnisse der Pflanzen, welche gemeinsam auf der Westküste Afrika's und der gegenüberstehenden Küste von Amerika, im östlichen und westlichen Afrika, an den Ufern des Congo und auf den Küsten von Neuholland und Indien angetroffen werden. Die bloße Aufzählung dieser Abschnitte zeigt allein schon, wie sehr sich seit kurzem das Feld der Pflanzenkunde erweitert hat, und wie die Wissenschaft der Botanik, durch das Studium der natürlichen Familien, durch die genauere Kenntniß der Vertheilung der Wärme über den Erdball und durch die ausgedehntere Anwendung barometrischer Messungen, aus der isolirten Stellung, worauf sie früher beschränkt war, hervorgetreten ist.

Den Schluß des Reisewerks macht ein Anhang, welcher die, durch den Kapitän Tuckey und den Master, Hr. Fitzmaurice, von der St. Thomas Insel bis zur Ausmündung des Zaire angestellten hydrographischen Bemerkungen enthält, und die Aufmerksamkeit der Seefahrer in vorzüglichem Grade verdient; denn wofern diese Beobachtungen richtig sind, so folgt daraus, daß auf den berühmtesten Landkarten ein Theil des afrikanischen Festlandes um einen Grad zu weit nördlich steht, und daß selbst in ihren Breitenangaben bedeutende Irrthümer obwalten.

Man will hier aus den vom Kapitän Tuckey und vom Professor Smith geführten Tagebüchern, noch einige einzelne Beachtungen ausheben.

In Porto-Praya, der Hauptstadt der Inseln des grünen Vorgebirgs, fand sich die Temperatur eines achtzehn Fuß tiefen Brunnens gleich 24 Grad 4 Minuten der hunderttheiligen Skale. (Bekanntlich läßt sich im Allgemeinen aus der Wärme der Quellen, die mittlere Temperatur der Orte, wo sie befindlich sind, ziemlich genau abnehmen.)

Am 10. August 1816 trafen die Reisenden eine Quelle an, deren Temperatur 22 Grad 8 Minuten der hunderttheiligen Skale gleich kam. (Sie befanden sich damals zweihundert Toisen über der Wasserfläche des Zaire.)

Am 11. September 1816 zeigte eine zunächst am Ufer des Zaire unter dem fünften Grad südlicher Breite und siebenzehnten Grad östlicher Länge von Paris gelegene, aus einer Kalkfelsmasse heraustretende Quelle, gleichfals 22 Grad 8 Minuten der hunderttheiligen Skale.

Fünfzehn Stunden vom Kap Palmas, an der Einfahrt des Golfs von Guinea betrug die Meerestemperatur auf der Oberfläche des Wassers 28 hunderttheilige Grade. Zu 200 Fathoms (365 Metres) Tiefe, zeigte der Thermometer nur noch 18 Grad. (Hr. Tuckey meldet nicht, was für ein Instrument er zu Ausmittelung dieser letztern Temperatur gebraucht hat.)

Digitized by Google

Es scheinen, unabhängig von den Breiten, örtliche Verhältnisse einen sehr großen Einfluß auf die Temperatur der Atmosphäre zu haben. Während eines Aufenthalts, den der Kapitän Tuckey im Jahr 1800 im rothen Meere zu machen im Fall war, fiel der Wärmemesser um Mitternacht nie unter 34 Grad 4 Minuten der hunderttheiligen Skale; bei Sonnenaufgang stand er gewöhnlich auf 40 Grad; und um Mittag zwischen 44 und 45 Grad.

Am 12. Mai 1816, unter 2 Grad 30 Minuten nördlicher Breite und 4 Grad östlicher Länge, fielen innerhalb drei Stunden (von ein Uhr Nachmittags bis vier Uhr) drei und dreizehntel Zoll Wasser auf das Schiff. In vierundzwanzig Stunden würde dies Verhältniß die Regenmasse, welche das ganze Jahr durch in Paris niederfällt, um einen vollen Drittheil übersteigen.

Nach Umseglung des Kap Palmas, beim Eintritt in den Golf von Guinea, fing das Meer an, weißlicht zu werden, und in der Nähe der Prinzeninsel schien das Fahrzeug in Milch zu schwimmen. Gleichzeitig zeigten die Wellen einen hohen Grad von Phosphoreseenz, so daß sie in der finsterſten Nacht eben so glänzten, wie beim schönſten Mondschein. Hr. Tuckey schreibt diese weiße Färbung des Wassers, größtentheils der Menge verschiedenartiger Thiere zu, die seine Oberfläche deckten. Warf man einen Sack in's Meer, der durch einen Reif offen gehalten war, so wurden durchsichtige Salpa's und Schaalthiere aufgefischt, die zur Gattung Scyllarus gehören. Auch fanden sich dreizehn Krebsarten darunter. Bei einer derselben war die leuchtende Eigenschaft dem Gehirn eigenthümlich, wie man sich davon durchs Mikroskop überzeugt. War das Thier ruhig, so sah dieser Theil, der die Größe eines Stecknadelkopfs hatte, einem glänzenden Amethyst gleich; bewegte es sich hingegen, so gingen ungemein lebhafte silberfarbige Strahlen von seinem Gehirn aus.

Am 5. April, unter 22 Grad nördlicher Breite und 21 Grad 30 Minuten westlicher Länge von Paris, nahm das Meer, dessen Farbe bisher sehr dunkles Azurblau gewesen war, plötzlich eine grünlichte Färbung an, obgleich das Schiff über dreißig Stunden vom Kap Cowocira, als dem nächsten Punkt des Festlandes, entfernt war, und das Senkblei bei 120 Fathoms keinen Grund erreichte. Diese Farbänderung des Wassers, insofern sie sich überall in so großer Entfernung von der Küste darbieten sollte, könnte den Seefahrern wichtige Dinge leisten, und wenigstens einen Theil der vielen Schiffbrüche verhüten, die in der Nähe des Kap blanc vorfallen. Es ist darum die sorgfältige Aufzeichnung solcher Erscheinungen gebildeten Seeoffizieren gar sehr zu empfehlen. Wobei denn immerhin auch erforderlich sein möchte, genaue Angaben der meteorologischen Beobachtungen beizufügen, indem wahrscheinlich der mehr oder weniger neblichte Zustand der Atmosphäre auch einigen Einfluß auf die scheinbare Farbe des Meeres hat. Am 9. April hatte die See wieder ihre gewöhnliche Färbung angenommen.

Am 29. Juni erschien das Wasser in der Bai von Loango stark röthlich gefärbt, als wäre es mit Blut vermischt; dies aber rührte, wie Hr. Tuckey bemerkt, vom Meeresgrund her, welcher auch selbst röthlich gefärbt war. u.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Urtheile der französischen Genieoffiziere über die britischen und über Congreve's Raketen.

Der Marschall Herzog von Ragusa hat der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris am 23. März 1818, als Organ von Kommissarien über den der Akademie von dem Ingenieur Dupin eingereichten handschriftlichen Versuch über die Fortschritte der Artillerie und des Geniewesens in Großbritannien, einen Bericht erstattet, dem man hier einige bemerkenswerthe Urtheile entheben will. Hr. Dupin (sagt der Marschall in seinem Bericht) theilt die Resultate eines aufmerksamen Besuchs der wichtigsten militärischen Institute Englands in Woolwich, Portsmouth, Chattam u. s. w. mit. Die meisten Arbeiten für Rechnung der Regierung werden in Woolwich gefertigt; in den übrigen Orten befinden sich nur Niederlagen. Schießpulver und tragbare Waffen sind in England Gegenstände des Handels, welche die Regierung erst prüfen läßt, und hernach ihren Bedürfnissen gemäß ankauft. In der Niederlage von Woolwich allein befinden sich über zehntausend Stück Kanonen und eine unermeßliche Zahl Mörser, Haubitzen, Caronaden, Steinstücke u. s. w. Vor dem Krieg stieg der Vorrath von Kanonen daselbst auf fünfundzwanzigtausend an, und alles übrige verhältnißmäßig. Portsmouth und Chattam sind befestigt; aber diese Werke haben nichts Eigenthümliches in England. Hier, wie anderwärts, ist Vauban der große Lehrmeister. Carnots Werke werden geschätzt. Die Briten wollten einige Versuche nach Montalembert anstellen; allein sogar auch ihre Finanzen entsetzten sich über der Kostbarkeit dieses Systems. Den Küsten nach hat man Vertheidigungsthürme errichtet, deren Bauart einfacher als die der französischen ist. Die Dampfmaschienen und die hydraulischen Pressen sind gegenwärtig die Haupthebel des britischen Kunstfleißes; die erstern haben einen hohen Grad von Vollendung erreicht. Man erstaunt, wie sie geräuschlos, mit der größten Leichtigkeit arbeiten, und dennoch die Wirkung von zwei bis dreihundert Pferdestärken hervorbringen. Es wird davon vielfältiger Gebrauch bei den Arbeiten der britischen Artillerie gemacht. Pascal's hydraulische Presse durch Beamah vervollkommnet, gewährt hinwieder andere sehr wesentliche Vortheile. Mittelst dieser Presse drängen die Engländer Equipirung, Vorräthe und besonders auch Pferdefutter in den kleinsten Raum zusammen, und erleichtern dadurch den Transport ungemein. Die Armee von Portugal ward auf diese Art mit jedem Bedarf, dem an allem Mangel leidenden Feind gegenüber, im Ueberfluß versehen.

Hr. Dupin behandelt umständlich, alles was auf die Instruktion des Artillerie-Personals Bezug hat, und er widmet hinwieder den Vervollkommnerungen ihres materiellen Theils einen eigenen Abschnitt, inzwischen scheint es, einiger etwas prahlender Ankündigungen unerachtet, nicht der Fall sein, daß man neuerlich sehr furchtbare Zerstörungsmittel entdeckt hätte. Die Engländer haben mit Kartätschen geladene Haubitzen, denen sie eine große Kraft zuschreiben. Die besten Beurtheiler einer mörderischen Erfindung sind wohl diejenigen, gegen welche sie öfters ist angewandt worden, und die Wirkungen, welche die französischen Truppen davon erlitten haben, sind allerdings von solcher Art, daß sie ihnen die eigene Benutzung derselben anrathen müssen.

Man hat neuerlich in England eine Reihe von Versuchen gemacht, um auszumitteln, wie das grobe Geschütz könne leichter gemacht werden. Dabei hatte man vorzüglich den Seedienst im Auge; denn, wie groß auch die Zuversicht ist, welche die britische Marine ihren Besitzern einflößen kann, so sind diese darum nicht minder eifrig, auf immer neue Vervollkommnerung derselben bedacht. Die Generale Congreve und Bloomfield haben sich viel mit der Aufgabe der

Digitized by Google

Erleichterung der Feuerschlünde von großem Kaliber beschäftigt. Die Kanonen des erstern wurden anfangs vorzüglich gerühmt, und man sprach von erstaunenswerthen Eigenschaften derselben, welche bei den Kanonen des General Bloomfield nicht angetroffen werden sollten; bei genauerer Untersuchung aber zeigte es sich, daß jene den letztern bedeutend nachstehen: aber die einen und die andern haben für ihre Bestimmung vor den gewöhnlichen Kanonen wesentliche Vorzüge. Der General Congreve ist der thätigste Beförderer der Neuerungen im britischen Artilleriewesen; er hat sich mit der Konstruktion der Laffetten viel beschäftigt, und darüber ein Buch geschrieben, dessen Inhalt jedoch großentheils Reminiscenzen dessen weckt, was sich in mehrern französischen Büchern und hauptsächlich bei Montalembert vorfindet. Der General Congreve hat dafür ein Erfindungspatent erhalten, das ihn zwar nicht für den Erfinder bereits früher bekannter Dinge erklärt, hingegen aber wohl ihm den Vortheil zusichert, den Rhedern seines Landes ausschließlich Laffetten zu verkaufen, deren Konstruktion sein Erfindungspatent ihnen untersagt, obgleich sie sehr leicht und einzig nur nach Anleitung französischer Schriften verfertigt werden können. Es hat das Ansehen, als ob die Neuerungen des General Congreve in England (wenigstens öffentlich) der Vorliebe gemäß beurtheilt werden, die sich in diesem Land so leicht für alles dasjenige ausspricht, was dem Nationalruhm irgend einen Zuwachs verschaffen zu können scheint.

Der General Congreve ist zunächst durch die nach ihm benannten Raketen berühmt geworden. Bekanntlich sind diese, ehe er ihre Anwendung nach England versetzte, von den Indianern gebraucht worden, die sich ihrer gegen die britische Armee bei Seringapatam bedienten. Man hatte dieselben auch schon in Frankreich vorgeschlagen; hier aber ward dafür gehalten, daß ein Verfahren welches mehr Lärmen als Schaden anrichtet, im Krieg von wenig Nutzen sein dürfte. In England glaubt man (oder behauptet wenigstens, aber sehr grundlos), die Raketen hätten, vorzüglich in der Schlacht bei Leipzig große Resultate hervorgebracht. Die Artillerieoffiziere verschiedener Mächte beschäftigen sich auch ernstlich damit: hoffentlich wird die französische Artillerie, welche einigermaßen berechtigt ist, Beispiele zu geben, sich nicht verleiten lassen, diesem zufolgen; denn eine kleine Zahl besonderer Fälle ausgenommen, leisten diese Raketen gar nichts, und allerdings würde die Menschlichkeit viel eher als die Kriegskunst sich zu freuen haben, wenn keine andern als solche Waffen gebraucht würden.

Die Briten haben Raketen für Land- und Seekriege; sie besitzen deren von jedem Kaliber, zum Dienst der Infanterie, der Kavallerie, zum Brennen, zum Kartätschenfeuer u. s. w. Kürzlich erst hat der General Congreve diesen Vorrath durch eine Erfindung bereichert, die ihm nicht streitig gemacht werden soll: seine neue Raketen sind nun mit einem Fallschirm versehen, der sich auf der größten Höhe der Schwunglinie entwickelt, und majestätisch eine Bombe durch die Luft führt, welche bei günstigem Wind auf eine Stadt niederfällt, die man anzünden will, oder auch eine Feuerkugel, welche die Bewegungen des Feindes, als ein neues Gestirn beleuchten und offenbaren soll. Auf so schönem Weg ist es nicht leicht vorzusehen, wo das Genie des General Congreve Halt zu machen für gut finden dürfte, und seine Bescheidenheit hat ihn unstreitig diseits der Schranken zurückgehalten, als er sich begnügte, einem der russischen Großfürsten zu sagen: „Hätte der Krieg länger fortgedauert, so würde er die britische Armee in den Stand gesetzt haben, weder Kanonen- noch Musketenfeuer mehr zu bedürfen.“

U.

Digitized by Google

Bruchstücke aus der Geschichte der schweizerischen Eidsgenossenschaft im achtzehnten Jahrhundert.

(Fortsezung.)

Zweites Bruchstück.

Die Unruhen von Freiburg.

Aelterer Zustand des kleinen Freistaats. — Chenaux's und seiner Freunde Verschwörung. — Der Aufruhr. — Dessen Vernichtung. — Innerer Streit der Bürgerschaft der Stadt. Ausgang desselben.

Während in den Morgengegenden Helvetiens der Parteihader beider Appenzelle die Aufmerksamkeit der Eidsgenossen beschäftigte, zog in der abendlichen Schweiz der Aufstand des Landvolks gegen eine alte, oberherrliche Stadt ihre Blicke an. Es war dies Freiburg im Uechtland, wo im Verlauf der Zeiten, und durch Beschränkung allgemeiner Freiheiten, die Herrschaft über Bürger der Stadt und des Landes, weniger Geschlechter Eigenthum und Recht geworden war.

Am Ende des zwölften Jahrhunderts hatte ein Herzog von Zähringen an den Krümmungen des Sanenflusses, in rauher Berggegend, die Stadt gegründet. Mit Thürmen und Mauern ward sie umgürtet, eine freie Burg und Zuflucht zu sein Vielen, gegen die Raubsucht des Adels im alten Burgund. Gerichtsbarlich vereinigte er mit ihr die umliegende Gegend, drei Stunden in der Runde, mit 24 Pfarreien bevölkert, noch heut die alte Landschaft geheissen.

Die Bürger der neuen Stadt und ihres Bannes genossen großer Rechtsame; wählten auch gemeinschaftlich die ersten Häupter des werdenden Staates, von ihnen Schultheißen genannt. Andere Ortschaften, welche Freiburg in spätern Tagen durch Glück der Waffen, oder Ankauf erworben, sind den ältern nicht an Rechten gleich gesetzt worden, sondern selbst oft derer, die sie seit uralten Zeiten besessen, verlustig erklärt, und durch Landvögte verwaltet worden.

Die ursprüngliche Einfalt alter Staatsverfassungen in den meisten Freistaaten ward immer, erst durch Zuwachs äusserer und innerer Landesverhältnisse, dann durch Schlauheit ehrsüchtiger Geschlechter oder Stände entstellt und verwickelt.

Anfänglich verwalteten die Schultheißen mit einigen Richtern die Gerechtigkeit und das gemeine Wesen. Das zusammengerufene Volk aber ward befragt bei wichtigen Angelegenheiten. Dann, als die Zahl des Volkes überhand nahm, ward von diesem ein Ausschuß weiser Männer

Digitized by Google

ernannt, und ihm die höchſte Gewalt anvertraut. Der Ausſchuß empfing den Namen des großen Rathes.

Zuerſt erſchienen Bürger der Stadt und des Landes im großen Rathe, als Stellvertreter eines freien Volkes; nachher nur Edelleute und Patrizier der Stadt; zuletzt nur die Söhne gewiſſer Geſchlechter.

Zwiſchen dem großen Rathe und dem kleinen bildete ſpäterhin eine Mittelbehörde den Uebergang, der Rath der Sechsziger geheißen. Um in den kleinen Rath zu gelangen, mußte man durch die Thüre der Sechsziger gegangen ſein.

Eine neue Nebenbehörde endlich ſtieg wieder aus Sechsziger-Rath hervor, heimliche Kammer (ſeit 1553) geheißen. Sie bereitete, als ein Staatsrath, die öffentlichen Geſchäfte vor, leitete die Angelegenheiten der Republik, und verband mit dieſem gewaltigen Einfluß gar das ausſchließliche Wahlrecht, ſo daß ſie von Staatsämtern ausſchließen und mit denſelben belohnen konnte.

Die Selbſtſucht der Heimlicher, mit furchtbarer Unbeſchränktheit ausgerüſtet, verwandelte allmälig die Verfaſſung Freiburgs in eine Art erblicher Herrſchaft gewiſſer Geſchlechter. Zwar hatte die Stadt, gleich alten Reichsſtädten, Zünfte; dieſe aber waren des Einfluſſes auf das Gemeinweſen verluſtig worden. Zwar mußte geſetzlich aus allen vier Theilen oder Pannern der Stadt immer in den Sechsziger- oder großen Rath eine gleiche Zahl Bürger genommen werden; aber nur wenige Geſchlechter, die man die heimlichen hieß, konnten zur Wahl gelangen.

Der Eintritt in die Reihe dieſer heimlichen Bürger ward endlich durch den Stolz derſelben geſetzlich verſchloſſen (im Jahr 1684), ſo daß in den letzten Zeiten Freiburg nur noch einundſiebenzig regimentsfähige Geſchlechter kannte.

Dadurch beſteht in weiſen Monarchien, ſelbſt ohne andere als des Geſetzes Gewalt, ſtete Ruhe des Innern, daß die Rechte des Unterthanen, der Städte, der Stände, der Dorfſchaften unantaſtbares Gut ſelbſt dem Selbherrſcher ſind, der ihr Daſein verbürgen kann, weil er ſie nicht zu beneiden hat. Wo aber alle Rechte unſicher ſtehen, reift die Nation der Sklaverei oder Empörung entgegen.

Republikaniſche Staaten ſind daher oft die Beute innerer Stürme, nicht nur wegen des Gemeinguts hoher Freiheit, ſondern weil die Sicherheit deſſelben keine Gewährſchaft kennt, als die Redlichkeit der Theilhaber und Verwalter, oder Muth und Tugend aller Bürger. Es drückt aber die Maſſe der Volksrechtſame unaufhörlich gegen die Schranken der eingeführten Obrigkeiten, und ſtrebt, den Gewaltskreis derſelben bis zur Nichtigkeit zu beengen. Dem entgegenwirkt mit dem Gewicht geſetzlicher Hoheit und Macht, und aller dem Ehrgeiz inwohnenden Kraft, die Zahl der Herrſchenden, welche, ſtatt die bedrohten Schranken feſter zu bauen, oft

*) Sie ward im J. 1627 eingeſetzt. Die heimliche Bürgerſchaft ſoll ihr Daſein beſonders der Anſtiftung eines Peter Heinricher zu danken haben, deſſen Geſchlecht erſt ſeit dem 7. Juli 1595, durch Hans Ulrich Heinricher zu Freiburg verbürgert ward.

Digitized by Google

mit hinterlistiger Staatsklugheit die Rechte, so ihr entgegenstehen, zu schwächen trachtet. Schlaffheit, Stumpfsinn und Feilheit von der einen, Talente und Kühnheit von der andern Seite, heben früher oder später das wohlthätige Gleichgewicht auf. Die Schranken stürzen. Der Kampf endet in Gesetzlosigkeit, oder unbeschränkter Gewalt Einzelner, immer aber mit dem Untergang allgemeiner Freiheit und der alten Staatsordnung.

Auch die Herrschaft einzelner Geschlechter im Lande, kann weise und glücklich sein. Doch selten ist sie es, weil sie das, wodurch sie entsprungen, zu ihrer Erhaltung bedarf, Gewalt statt Recht, und Schlauheit statt Tugend; ferner weil Tugenden und Geistesgröße, wodurch Regierungen allein ehrwürdig glänzen, nicht immer die Mitgabe der Geburt sind. Dann muß harte Eigenmacht oft die Stelle des Gesetzes, Hinterlist den Platz der Klugheit, Uebermuth den Thron einer stillen Würde einnehmen. Dann werden den regimentsfähigen Geschlechtern Talente oder Reichthümer einzelner Unterthanen verdächtig, weil sie keine Verdunkelung ertragen können. Selten können in Oligarchien daher Wissenschaften und Künste groß gedeihen; noch seltener Handel und Gewerbsfleiß. Ehe Freiburgs Verfassung die heimliche Kammer kannte, brachten zahllose Tuchwebereien und Gerbereien Wohlstand über das Land; die letztern besaßen nur in einem Viertel der Stadt mehr denn achtzehnhundert Arbeiter, und alljährlich wurden über zwanzigtausend Stück weiße Tücher nach Venedig ausgeführt. Mit der Freiheit der Gemeinde verlor Freiburg das Leben des Gewerbsfleißes und verarmte.

Durch den Kanton ging lange schon ein trüber Geist. In der Stadt selbst war die Menge der Mißvergnügten unter den angesehensten Einwohnern groß, welche der Eigennutz der heimlichen Kammer die Aemter verschloß. Die Männer der alten Landschaft gedachten der freiern Vorzeit, und sahen sich beinah in den Stand gemeiner Unterthanenschaft zurückgesunken. Manche Gemeinden beklagten die Schmälerung oder den Verlust theurer Rechtsame; viele die neuen oder erhöhten Lasten der Abgaben; viele die Willkühr und Härte untergeordneter Beamten und Landvögte. Sogar zwischen den heimlichen Bürgergeschlechtern, zur Herrschaft geboren, waltete Spannung, weil unter denselben die Adlichen einen Rang behaupten wollten vor den patrizischen Unadelichen.

Der vielfache Gährungsstoff entzündete sich, und die Flamme des Aufruhrs schlug über das Land.

Wie von Gemeinden, waren auch von einzelnen Bürgern schon öfters dem hohen Rathe Freiburgs demuthsvolle Vorstellungen zur Abstellung wohlgegründeter Beschwerden gethan. Die Regierung, das Unrecht voriger Zeiten handhabend, setzte dem allgemeinen Mißvergnügen Verachtung entgegen, und verwarf mit kränkendem Stolz die Bitten, als freche Neuerungen. Endlich durch die Härte der Obrigkeit und das übermüthige Verfahren einzelner Vorsteher erschreckt, wagte keiner aus dem Volke mehr gegen erlittene Ungerechtigkeit aufzutreten, um nicht den Zorn der Gewalthaber auf sich allein und die Seinigen zu leiten.

Da glaubten einige unternehmende Männer des Landes, die Zeit sei erschienen, wo begünstigt

Digitized by Google

durch die Stimmung der Landschaften und den Zwiespalt im Innern der Stadt selbst, ein glückliches Wagstück zur Herstellung alter Verfassung und Freiheit ausgeführt werden könne.

In dem Städtchen La Tour de Treme, gelegen in der durch die Erzeugnisse ihrer schönen Alpen berühmten Landvogtei Gruyeres, wohnte Peter Nikolaus Chenaux. Er hatte beträchtliches Gut, liebte die Wissenschaften, war in den Geschichten seines Vaterlandes nicht unerfahren, und diente demselben, als Major der Landwehren. Wegen frommen Wandels, Rechtschaffenheit und muthigen Sinnes liebte ihn das Volk, dessen unerschrockener Fürsprecher er schon in mancher Gelegenheit geworden. Er haßte die Eigenmacht der Regierer, welche er oft empfunden, und achtete sein Leben nicht zu köstlich für den Ruhm, die wachsenden Mißbräuche einer Gewalt zu beschränken, unter welcher das Volk murrte.

Mit dem Major Chenaux theilten sein jugendlich-ungestümer Freund Johann Peter Maccaud und der leidenschaftliche aber in Rede und Schrift gewandtere Castellaz, Fürsprech zu Gruyeres, Gesinnungen und Wünsche. Sie entwarfen den Plan zu ernstern und durch eine Volksbewegung wirksameren Unterhandlungen mit der Landeshoheit.

Nachdem Alles angeordnet, und viele Vertraute weit umher in allen Thalschaften zur Unterstützung des Werks bereitwillig gefunden worden, begab sich der Major Chenaux frühmorgens am dritten Mai 1781 nach Freiburg. Ihn begleiteten zu seiner Sicherheit fünfzig bis sechszig bewaffnete Männer.

Als er in die Nähe der Stadt gekommen, ließ er freies Geleit begehren, um ohne Gefahr die gerechten und ehrfurchtsvollen Beschwerden des Volks vor der Regierung eröffnen zu können. Diese aber, schon durch einige ihrer Getreuen von verdächtigen Bewegungen im Volke belehrt, wies Chenaux's Begehren ab; ließ die Stadtthore verschließen; die Brücken aufziehen und zahlreiche Besatzung unter Waffen treten. Schon den Tag vorher hatte sie die Menge des Kriegsvolks verstärkt. Die Bürgerschaft der Hauptstadt mußte sich zu ihren Fahnen sammeln.

Unterdessen war in allen Dorfschaften große Unruhe und zügellose Hoffnung. Das Geschrei des Aufruhrs gegen die Hauptstadt ging von Thal zu Thal. In einigen Gemeinden zogen Weiber die Sturmglocken, während die Männer Waffen rüsteten. Das auf erhabnen Felsen gelegene Schloß von Gruyeres ward durch die Landleute ohne Blutvergießen genommen, und der erschrockne Landvogt, als Geisel gefangen gehalten.

Chenaux, da er die Aufwallung des Volkes sah, faßte verwegnere Entschlüsse, und wähnte an der Spitze einer begeisterten Menge leicht eine Stadt zu zwingen, welche in sich selbst entzweit, schon zur Hälfte erobert schien. Er kehrte zu den Seinigen heim, und ordnete die verworrenen Volkshaufen; theilte sie in Rotten; gab ihnen Anführer, und erhöhte durch ermunternde Reden ihren Muth, indem er die Gefahr verkleinerte.

Inzwischen war aber auch die Stadt vom ersten Schrecken genesen. Bern, immer bereit, seinen Bundesgenossen mit Wort und That Freundin zu sein, hatte auf die erste Botschaft

Digitized by Google

dreihundert Dragoner, vom Waffenplatz hinweg, wo sie geübt wurden, gen Freiburg gesandt. Ihr Anführer war Oberst Froideville, ein edler, freundlicher Mann, in Preussens damals berühmter Kriegsschule erzogen. Mehrere Truppen unter Befehl des General Lentulus sollten ihm folgen. So verstrich unter gegenseitigen Rüstungen der Tag.

Castellaz, der Fürsprech, mit den Häuptern des Aufstandes vereint, sandte bei Tagesanbruch, am vierten May, abermals ein Schreiben an den Rath zu Freiburg. Er beschwor ihn, auf die Klagen des Volks zu hören; oder die Entscheidung des traurigen Streites, an die Eidsgenossenschaft zu übertragen. Doch die Regierung, ihrer Würde eingedenk, und von Berns Beistand geschützt, gab Empörern, die mit gezucktem Schwerte unterhandelten, kein Gehör.

Mehr denn 2500 Landleute, doch meistens übelbewaffnet, hatten sich zu Chenaux gesellt, der zur Kapelle von St. Jakob vorrückte; ohngefähr 1200 standen auf dem Wege gegen das Stadtthor de Bourgillon, und 500 lagerten im Walde Seinberg am rechten Ufer des Saanenstroms. Noch Viele strömten, selbst aus den entlegensten Gegenden des Kantons herbei, aber mit feilem und zweideutigem Eifer, der erst den Ausgang der Dinge erwartete.

Am nächsten der Stadt stand Chenaux Haufen, 6 — 800 Mann stark. Ihm rückte aus Freiburg die Besatzung, mit kriegerischer Pracht entgegen. Neben Freiburgs Panner flatterten Berns Fahnen. Das Getöse der Trommeln, und das dumpfe Geräusch zahlreich mitgeführten Geschützes erschreckte den fast wehrlosen Haufen der Landleute. Dieser hatte solcher Macht und Kriegskunst nur regellosen Muth entgegenzustellen, den das Ehrgefühl allein noch emporhielt. Er ordnete sich und erwartete den Angriff.

Oberst Froideville, dem sowohl die allgemeine Bewegung des Kantons, als die Verzagtheit des Patriziats bekannt war, fürchtete nicht diese ihm gegenüberstehenden Rotten, wohl die Verzweiflung des ganzen Landes. Auch schien ihm ein unblutiger Sieg der schönste für eine Regierung über ihr verirrtes Volk. Als er nun im Angesicht der Empörer stand, wandte er sich mit leutseligen Worten an sie. Er forderte die Niederlegung der Waffen, und verhieß dafür Vergessenheit des Geschehenen, und Anhörung der Klagen des Landes vor der Regierung und den vermittelnden Kantonen. Mehr hatten selbst die Häupter des Aufstandes noch nie begehrt. Die Landleute, ohnehin ungeneigt, den Kampf mit so ungleicher Macht zu bestehen, waren geneigt, auf Froideville's Ehrenwort die Waffen zu strecken. Als man aber auch die vorzüglichsten ihrer Anführer begehrte, verweigerten sie standhaft die Auslieferung.

Während dieser Unterhandlungen hatten aber die Freiburger, vereint mit den Bernern, den Haufen so eingeschlossen, daß selbst der Rückweg versperrt war. Das schwere Geschütz ward vorgeführt, und nur ein Wink vonnöthen, die Rotte Chenaux zu vernichten.

Ueberrascht streckten nun die umringten Landleute das Gewehr. Einige von ihnen selbst mußten es zur Stadt tragen. Die andern flüchteten in ihre Heimath zurück, und brachten Furcht und Trostlosigkeit in die übrigen Haufen, welche Raccaud herbeiführen wollte. Unter

Digitized by Google

den Flüchtenden war auch Chenaux. Aber einer seines Haufens, Heinrich Roßier, entweder in der Wuth wegen des mißlungenen Werks, oder weil er die Gnade der Sieger durch ein Verrätherstück erkaufen wollte, ermordete ihn hinterrücks *).

Chenauxs Leichnam ward gefunden und dem Scharfrichter überantwortet. Dieser zerstückelte ihn, und das Haupt, an einem Spieße befestigt, ward auf dem Thurm des Romonter Thores ausgesteckt. Castellaz und Raccaud, mit Steckbriefen verfolgt, wurden geächtet. Auf das Leben eines jeden waren tausend Gulden geboten. Ein Richterspruch verdammte sie, geviertheilt zu werden, wenn man ihrer lebendig habhaft würde. Andere der vornehmsten Rädelsführer wurden an Leib und Ehre gestraft.

Bald nach Zerstreuung der Empörer rückten noch andere Hilfsvölker von Bern, Luzern und Solothurn zu Freiburg ein, begleitet von obrigkeitlichen Abgeordneten dieser Freistaaten. Aber das allgemeine Mißvergnügen des Landes dauerte fort, und konnte nicht verheelt werden. Die Regierung, mehr um den Schein der Gerechtigkeit vor den Eidsgenossen zu behaupten, als Gerechtigkeit zu gewähren, machte durch eine Verkündung vom 11. Mai 1781 bekannt, daß sie geneigt sei, alle und jede Vorstellungen einer jeden Gemeinde oder Pfarrei mit der „ihr angebornen Güte auf- und abzunehmen.“ Doch ließ sie den Gemeinden nur drei Tage Frist, mit den Beschwerden einzukommen.

Nicht dieser kurze Zeitraum, der dem Lande gewährt war, um verwickelte Rechtsame zu erörtern, und vielseitige Klagen abzufassen, nicht der drohende Anblick fremder Waffen, von welchen die Hauptstadt wimmelte, hielt das Volk ab, des angebotenen Rechtes theilhaft zu werden. Von Gemeinden nah und fern zogen zahlreiche Abgeordnete gen Freiburg.

Auch die gemeine Bürgerschaft der Stadt, vereint mit den Bewohnern der alten Landschaft, trat auf gegen das Patrizíat. Sie forderte nur freien Zutritt in die Urkundenkammer, um ihre Rechte auf das gemeine Wesen beweisen zu können. Die Regierung aber verwarf, große Folgen befürchtend, das Verlangen, und sprach: „Aus bisherigen Uebungen, euern Handwerks- und Zunftordnungen erkennet ihr sattsam eure Rechte.“ Die Archive blieben verschlossen. In der Dämmerungsstunde, des Abends vom 14. März 1782, machten vier obrigkeitliche Personen sogar den Versuch, den Kasten, welcher die Artikel der Bürgerschaft, den Landbrief u. s. w. enthielt, aus dem Archiv zu entwenden, damit er den gemeinen Bürgern auf keine Weise in die Hände fallen könne. Doch um die Gährung zu stillen, ward verheißen, auch neuen Geschlechtern von Stadt und Land das regimentsfähige Bürgerrecht aufzuschließen.

Allein kaltes Mißtrauen begegnete den Verheissungen der Heimlichen, welche gleichsam ein blutiges Getümmel nur erwartet zu haben schienen, um ihre Hoheit mit Schrecken zu gründen;

---

*) Andere behaupteten, dieser Mensch von dem bekannt gewesen, daß er schon seinen eignen Vater habe tödten wollen, sei, auf Anstiften der Regierung, durch seine beiden Schwäger mit der Hoffnung großer Belohnung zum Meuchelmord beredet worden.

Digitized by Google

und die erſt, nach geleiſtetem Beweis von ihrer überlegenen Gewalt, theilweis Gnaden gewähren wollten, wo im Allgemeinen Rechte verweigert wurden. Es wurden die Untersuchungen mit fremdartigen Gegenſtänden verwickelt, von Monat zu Monat ausgedehnt. Die Entſcheidung des Schickſals von tauſend Hoffnungen ward in eine ungewiſſe Zukunft hinausgerückt. Da zog ſich das bitter getäuſchte Landvolk mit ſeinen vernichteten Erwartungen zurück, und beweinte nur den Tod des Mannes, welcher ſein Leben zum Opfer gegeben hatte. Chenaux's Grab ward jetzt von Betenden umringt, die über ſeiner Aſche, als der eines Märtyrers der Freiheit knieten, und um ihr Vaterland trauerten. Täglich ſah man dahin andächtige Wallfahrten ziehen mit Geſang und Kreuz und Fahnen. Den die Regierung als Verbrecher auch nach dem Tode entehrte, reihte das Volk unter ſeines Vaterlandes Heilige, und weihte ihm Litaneien, Hymnen und Gebete. Umſonſt verdammte, auf Verlangen des Rathes von Freiburg, der dienſtbefliſſene Biſchof von Lauſanne dieſe Pilgerſchaften zu Chenaux Aſche; man ſtellte Wachten mit Feuergewehr aus, das Volk zurückzutreiben. Der Kirchenbann des Biſchofs, die Macht der Gewalthaber konnten nicht die Bezeugung öffentlicher Ehre, nicht das dankbare Andenken an den Todten ſtören.

Eben ſo wenig, als mit den Gemeinden des Landes war der Streit mit der gemeinen Bürgerſchaft geendet. Die Heimlichen ſahen zuletzt wohl ein, daß, ohne Opfer kein Friede zu erkaufen ſei, und die Macht über das Land durch Eintracht inner den Mauern erhalten werden müſſe. Ihrer Schwäche gegen die Verbindung der Unterthanen inner und auſſer den Stadtthoren ſich bewußt, gaben ſie den Kantonen Bern, Luzern und Solothurn das Recht der Vermittelung, nun gegen das allgemeine Mißvergnügen eine kräftige Gewährleiſtung der beſtrittenen Hoheit und Familienherrſchaft zu empfangen. Sie wußten, daß ſolche Gewährleiſtung der eigene Vortheil jener ariſtokratiſchen Staaten ſei, daß dieſe nothwendig die Heiligkeit von einer Staatsverfaſſung ſchützen mußten, die unter leichten Abweichungen auch die ihrige war. Von Freiburg, Bern, Solothurn und Luzern, ward am 5. Wintermond 1781 erſt geheime Verabredung zu Bern genommen. Im Ernſt oder zum Schein ſtellte man darauf lange Verſuche zu gütlichen Ausgleichungen an. Dann aber, wie nach fruchtloſem Bemühen, erſchien plötzlich die Erklärung: daß Bern, Luzern und Solothurn die bisherige Verfaſſung von Freiburg mit aller Macht ſchützen würden; daß die Forderungen der Bürgerſchaft grundlos und verfaſſungswidrig ſeien." Inzwiſchen empfahlen die bisherigen Vermittler, zur Herſtellung der Liebe, daß unter den heimlichen Bürgern der Adel keinen Rang haben ſolle vor Patriziern: daß die Beſchwerden des Landvolks bald gemindert, und, ſobald es die Umſtände gewährten, den im Staate eingeſchlichenen Mißbräuchen Schranken geſetzt werden möchten."

Die Regierung von Freiburg unterſchrieb willig dieſe Satzungen, welche mit ihrem Befehl begleitet, an einem Sonntage (28. Heumond 1782) von den Kanzeln verleſen wurden.

In großer Beſtürzung hörten die Einwohner der Stadt dieſe Entſcheidung ihres künftigen Schickſals. Noch am Abend des gleichen Tages hatten ſich alle vier Panner vereint, und zogen

Digitized by Google

zum Hause des ersten Schultheißen. Ihre Sprecher waren der Advokat Rey, Notarius Guisolan und der Kaufmann Ignaz Girard. Im Namen aller Panner, führte erst Rey das Wort wider das oberherrliche Gebot; dann sprachen Guisolan und Girard mit Wärme, feierlich die angefochtenen Rechtsame des Bürgers verwahrend. Schultheiß Gady hörte mit Ruhe, selbst mit scheinbarem Beifall, die Erklärung der Panner.

Allein die Hoffnungen, welche das Haupt der Republik durch sein Stillschweigen erregt hatte, zerstöhrte nach wenigen Tagen die Allgewalt des heimlichen Rathes. Die Redner der Bürgerschaft wurden, Empörern gleich, aus dem Staate verbannt: Rey auf vierzig Jahre, sammt seiner ganzen Familie und mit Verlust des Bürgerrechts; Guisolan für zwanzig, Girard für zehn Jahre. Selbst der Sohn eines Senators, Emanuel von Maillardoz, weil er in einer Pannerversammlung gerufen: „es sei billig, daß den Bürgern ihre Rechtsame widergegeben werden!“ mußte wegen des strafbaren Wortes sechs Jahre die Heimath meiden.

Noch viele Andere, welche nicht gleichgiltig die Freiheiten ihres Standes der unbeschränkten Macht aufopfern sahen, erfuhren ähnliche Schicksale.

Der große Rath von Freiburg, indem er durch Schrecken die Hoheit der herrschenden Geschlechter emporhielt, griff auch zu den Mitteln der Klugheit. Er versäumte nicht durch Verminderung drückender Lasten und Abgaben das Landvolk, und durch einige, wenn gleich unwesentliche Abänderungen in der Verfassung die mißvergnügte Bürgerschaft auszusöhnen. Darum that er den Beschluß kund, die alte Zahl heimlicher Bürger durch Annahme sechszehn neuer Geschlechter zu erweitern, und an der Stelle der ausgestorbenen in Zukunft jedesmal drei neue zu ernennen. Freilich ward der Ehrgeiz einiger Bürger durch Hoffnungen gefesselt, aber nie die Allheit über den Verlust ihrer Ansprüche getröstet.

Inzwischen irrten die Verbannten von Land zu Land umher. Bald riefen sie die Eidsgenossenschaft vergeblich zur Vermittelung und Gerechtigkeit auf; bald ergoß sich ihre Rache in schmähendern Flugschriften gegen Freiburgs Oligarchie. Die lange Dauer des Elendes nahm der Stärke ihrer Wuth nichts. Sie eilten nach Paris, als dort das empörte Volk den königlichen Thron der Bourbonen zu erschüttern begann. Vereint mit andern verstoßenen Schweizern, schleuderten sie von hier aus Feuerbrände in das Vaterland zurück. Zur Nachahmung Frankreichs ermunternd, wollten sie, sinnloser Rache fröhnend, das Staatsgebäu der Eidsgenossenschaft zusammenstürzen, um unter den Trümmern desselben einige ihrer Feinde zu zermalmen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Ueber das politische Leben der Frau von Stael. — Die Pariser Spielhäuser. — Schutzpocken-Impfung. — Literarische Mystifikation. — Das Irrenhaus in Charenton. — Des Grafen Chaptals Runkelrüben-Zuckerfabrik im Jahr 1817.

Dem mit Sehnsucht erwarteten Werk der Frau von Stael über die französische Revolution*) konnte die Theilnahme unmöglich entgehen, welche ihm auch alsogleich nach seiner Erscheinung in und ausser Frankreich, in reichem Maße zufloß. Das Buch verhieß die Beurtheilung von Ereignissen, deren Mitgenossen, handelnde oder zuschauende, die Leser meist alle waren, und hinwieder Urtheile über Menschen, deren Tugenden, Talente und Einsichten, oder auch Fehler, Irrthümer und Leidenschaften, auf die Schicksale der Leser abermals mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß gehabt hatten. Sein eigenes Urtheil über diese Menschen und diese Ereignisse mochte dann auch wohl keiner verschoben haben, bis Frau von Stael das ihrige gab, und somit konnte jeder gewiß sein, in dem Buch der berühmten Frau seine eigenen Meinungen entweder gutgeheißen oder bestritten zu finden; diesem Doppelreiz mochte niemand entgehen; allein eben auch darum wird das Buch umgekehrt sehr ungleichen Beurtheilungen unterliegen, und eine Heerschau dieser letztern dürfte wieder eigenthümliches Interesse gewähren. Eine solche will man jedoch jetzt nicht vornehmen, und es wäre dazu noch allzufrüh: was hier folgt, ist das Befinden eines durch Geist und Karakter gleich vortheilhaft ausgezeichneten französischen Kunstrichters, der in Sachen des Geschmacks ein bewährter Mann ist. Hr. Auger, Mitglied der französischen Akademie, hat dasselbe im neuesten (vierzehnten) Heft des Spectateur politique et literaire niedergelegt.

Das Werk (sagt er), welches in manchen Hinsichten gut und vortrefflich ist, kann seiner Anlage nach mit Recht getadelt werden. Frau von Stael gibt dies selbst zu, sie erklärt, wie die Sache gekommen ist, aber sie rechtfertigt den Mißgriff nicht. Anfangs wollte sie sich auf eine Prüfung der politischen Laufbahn und der Schriften ihres Vaters beschränken; aber beim Vorrücken in dieser Arbeit ward sie durch den Gegenstand verleitet, einerseits die Hauptereignisse der französischen Revolution darzustellen, und andererseits eine Schilderung der Lage Englands, als Rechtfertigung der Meinung, welche Hr. Necker von den Staatseinrichtungen dieses Landes gefaßt hatte, zu entwerfen. Als ihr Plan dadurch erweitert ward, glaubte sie auch den Titel des Buchs ändern zu müssen, dessen Vorwurf inzwischen immer der nämliche blieb. Dies sind die eigenen Worte der Verfasserin, und darüber gesteht sie auch, daß in dem Buche von ihrem Vater und von ihr selbst ungleich mehr die Rede ist, als geschehen wäre,

*) Considérations sur les principaux événemens de la revolution française, ouvrage posthume de Madame la Baronne de Stael, publié par M. le Duc de Broglie et par M. le Baron de Stael 3 Volumes en 8. Paris chez Delaunay.

Digitized by Google

wenn ſie von Anfang an den Entwurf ſich in minder beſchränktem Geſichtskreis vorgezeichnet hätte. „Vielleicht aber (fügt ſie hinzu) ſind beſondere Umſtände geeignet, den Geiſt und Karakter der Zeiten, die man beſchreiben will, um ſo richtiger zu zeichnen.“ Die beſonderen Umſtände, deren Intereſſe und Nützlichkeit beſtreiten zu wollen, mir nicht in den Sinn kommt, wären in Denkſchriften (memoires) am rechten Ort; hingegen darf davon in Betrachtungen über einen großen hiſtoriſchen Zeitpunkt, nur ein beſcheidener und ſolcher Gebrauch gemacht werden, der zu Erklärung von Begebenheiten vielmehr, als hingegen zur Rechtfertigung einer erſten und zum Lob einer zweiten Perſon dient. Wenn Frau von Stael den Titel ihres Buchs ändern zu ſollen glaubte, obgleich der Vorwurf deſſelben unverändert blieb, ſo möchte hierin doch wohl ein Irrthum obwalten: der Titel ſoll den Gegenſtand bezeichnen, und wo dieſer der nämliche bleibt, muß der erſtere, wofern er gut gewählt war, ebenfalls unverändert gelaſſen werden. Wenn von drei, die Revolution betreffenden Bänden, Hr. Necker den Raum von anderthalb Bänden ungefähr einnimmt, ſo iſt klar, daß Hr. Necker der Hauptgegenſtand, die Revolution aber die Nebenſache iſt; denn ſollte dieſe, welche dreißig Jahre gedauert hat, des Buches eigentlicher Vorwurf ſein, ſo wäre lächerlich, wenn ein Mann, deſſen Rolle in dem langen Drama mehr nicht als zwei oder drei Jahre gedauert hat, faſt zur Hälfte ein Werk füllen würde, das jenen ganzen Zeitraum umfaſſen ſoll. Das Buch der Frau von Stael iſt demnach keine hiſtoriſche Schilderung, worin dem Hrn. Necker die ſeiner wahren Geſtaltung und Wichtigkeit gebührende Stellung angewieſen wäre, ſondern es iſt daſſelbe vielmehr ein Hiſtorien-Bild, wie die Maler ſich ausdrücken, das will ſagen, ein mit Attributen verſehenes, wozu die Revolution den Stoff lieferte. Ich möchte weder den Schatten noch die Freunde der Frau von Stael durch ſpöttelnde Bemerkungen über die bewundernde Verehrung kränken, welche die Glieder der Necker'ſchen Familie ſich einander gegenſeitig erweiſen; immerhin aber mag die Bemerkung erlaubt ſein, daß Frau von Stael insbeſondere den Ausdruck eines an ſich höchſt achtungswürdigen und einen vollkommen würdigen Gegenſtand betreffenden Gefühls, derjenigen der Ehrfurcht und Liebe für ihren Vater, nicht ſelten zu einem Uebermaß, das an's Lächerliche gränzte, geſteigert hat. Ich hätte mir nicht erlaubt, dieſen Mißbrauch eines vortrefflichen Dinges zu rügen, wenn nicht eben durch denſelben das Verdienſt und die gute Aufnahme etlicher Schriften der Frau von Stael wäre geſchmälert worden, wodurch er dann in die Klaſſe der dem Gebiet der literariſchen Kritik zuſtehenden Fehler fällt. Hr. Necker war zuverläſſig ein ſehr rechtſchaffener und ein ſehr verſtändiger Mann; gewiß aber waren nicht alle Vorzüge des Geiſtes bei ihm anzutreffen, und doch theilt Frau von Stael ihm dieſelben alle in ausgezeichnetem Maß, mit freigebiger Hand zu; gewiß hat er auch wenigſtens einige Irrthümer und Fehler begangen, und Frau von Stael hingegen behauptet, er habe ſich nie und unter keinen Umſtänden geirrt. Mit einem Worte, das Bild, das ſie von ihrem Vater entwirft, iſt nicht eines Menſchen, ſondern eines Gottes Bild. Jovis omnia plena, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ſind voll von ihm; er hat Alles gewußt, Alles gethan und Alles vorher-

Digitized by Google

gesehen. Konnte sie unter solchen Umständen weniger thun, als mit seinem politischen Daseinbeides, die früheren Jahrhunderte und die nachfolgenden Jahre verknüpfen, da seine Handlungen nur weise Resultate seines Nachdenkens über die Begebenheiten der Vorzeit, und die Dinge, die seither geschahen, nur traurige Erfüllung seiner Voraussicht gewesen sind? Wie wäre es möglich, sich mit dem Publikum zu verständigen, wenn man im Fall ist, über einen Menschen solche unbedingt grenzenlos lobende, und solche Meinungen vorzutragen, die weder Zweifel noch Ausnahme zulassen, und die beides dem Verstand und der Selbstliebe anderer, sehr anstößig erscheinen müssen.

Das ganz ungemessene Lob der Verdienste des Hrn. Necker und der unverhältnißmäßige Raum, welchen dieser im Buche einnimmt, sind, wie mir däucht, des Buchs auffallendsten Mängel und schaden ihm am meisten. Ein zweiter Grund seiner Unvollkommenheit (der jedoch nur Gegenstand von gerechtem Schmerz und kein Vorwurf sein kann) ist dieser, daß die Verfasserin zu früh starb, noch ehe ihr Werk vollendet war. Die Herausgeber melden, es haben sich die zwei ersten Bände und einige Kapitel des dritten so vorgefunden, wie sie dem Druck übergeben werden sollten, die übrigen Kapitel hingegen seien theils nicht durchgesehen, theils unvollendet gewesen. Ich bin mit den Herausgebern ganz einverstanden, daß Frau von Stael, wenn ihr länger zu leben vergönnt war, ihr Werk nicht nur vollendet und seine Schreibart ausgefeilt, sondern daß sie wohl auch einige darin ausgesprochene Meinungen zurückgenommen oder verändert hätte. Wir leben in Zeiten, wo die Ereignisse unbegreiflich schnell einander drängen; manche Dinge erhalten von heute auf morgen eine neue Gestaltung, und der Eindruck, den die Menschen davon empfangen, ändert sich hinwieder auch mit jedem Tag. Wer heute das wandernde Bild auf Papier zeichnet, der findet es morgen schon nicht mehr ähnlich; es ist dasselbe unwahr, oder doch bereits schon veraltet. Als Frau von Stael den dritten Band ihres Werkes schrieb, war die königliche Verordnung vom 5. Herbstmond 1816 noch nicht erschienen. Wer möchte berechnen, welchen Umschwung ihre Vorstellungen über die gegenwärtigen und künftigen Verhältnisse Frankreichs, durch eben diese Verordnung erhielten und welche Veränderungen dann also auch ihr Buch erlitten haben würde? Nachdem sie gewahr ward, daß sie die Zukunft aus einer Gegenwart gedeutet hatte, die bereits nicht mehr vorhanden ist, so mußte sie dann wohl auch in Zeichnung und Kolorit vieles durchstreichen, um anderes an seine Stelle zu bringen! Die Herausgeber haben dies selbst auch so gut gefühlt, daß sie der Bemerkung eine eigne Note einräumen zu müssen glaubten.

Das Werk der Frau von Stael gehört zu den Büchern, deren Inhalt man zum Voraus kennt, ohne darum minder begierig darnach zu greifen, oder es minder befriedigt aus der Hand zu legen. Für wen sollten die politischen Meinungen der Frau von Stael ein Geheimniß gewesen sein? Aus ihrem gleichsam öffentlichen Leben, aus ihren Schriften, die Jedermann gelesen hat, aus ihren Gesprächen, die von Mund zu Mund giengen, war uns längst kund geworden, wie sie über den vormaligen Zustand der Dinge, und über die Staatsumwälzung,

Digitized by Google

über Monarchie und Republik, über unbeschränkte Herrschaft und verfassungsgemäßes Königthum, über Fanatismus und Religion, so wie über jeden andern wichtigen Vorwurf ihres neuesten Werkes dachte. Eine Protestantin, durch Herkunft Ausländerin und Republikanerin, durch Geburt Französin und Tochter eines königlichen Ministers, und die Gemahlin eines schwedischen Edelmanns, hat sie ungefähr allen Katastrophen der Revolution beigewohnt, und sich in fast allen Ländern Europa's aufgehalten: so mannigfache Lebensverhältnisse und eine so seltene Mischung von Meinungs-Elementen mußten wohl auch außerordentliche Zusammensetzungen in der geistreichen Frau hervorbringen; aber, wie ich schon sagte, man kannte dieselben alle zum Voraus, und man findet sie nun auch alle wieder in ihrem Buche. Eine gerechte und leidenschaftliche Freundin politischer Freiheit und religiöser Duldung, konnte und durfte sie, wie es auch geschehen ist, strenges Urtheil über Fürsten und Fürstendiener fällen, die jenen beiden zuwider handelten. Aber die Bürgerin von Genf und die Calvinistin geht von strenger Gerechtigkeit zur Ungerechtigkeit über, wenn sie zum Beispiel der großen Talente und der glänzenden Eigenschaft Franz des Ersten, Richelieu's und Ludwigs des Vierzehnten keinerlei Rechnung trägt, und in denselben nur Volksdränger und Verfolger der Protestanten sehen will. Durch vorgefaßte Meinung verleitet, entstellt sie, sich selbst ohne Zweifel unbewußt, auch die bekanntesten Thatsachen der neuesten Geschichte. „Wie konnten, sagt sie, die großen Schriftsteller seiner Zeit, Ludwig dem Vierzehnten, zum Ruhme gereichen, da er in die Gesellschaft von Port-Royal, deren Haupt Pascal war, verfolgte, Racine durch Kummer umbrachte, Fenelon in's Exil sandte, sich beharrlich den Ehrenauszeichnungen, welche La Fontaine zugedacht waren, widersetzte, und nur den einzigen Boileau bewundernswerth fand. Es stehen hier ungefähr so viele Irrthümer als Worte beisammen. Er hat den Verein von Port-Royal verfolgt, dessen Haupt Pascal war. Diese nur allzuwahre Verfolgung war eine Staats- und Religionssache, die mit schriftstellerischen Verhältnissen in keinem Zusammenhang steht, und eben so wenig ist Pascal jemals Häuptling von Port-Royal gewesen; wenn dieser Freistaat frommer und gelehrter Männer ein Oberhaupt hatte, so war es doch Arnauld und nicht Pascal, welcher kein Mitglied des Vereines war, dem er durch seine Meinungen allein nur angehörte. Auch ward ausser dem Verein, Niemand, der sich zu jansenistischen Meinungen bekannte, deshalb verfolgt. Er hat Racine durch Kummer umgebracht. Racine ist nicht am Kummer über Ludwigs des Vierzehnten Ungnade, sondern an einem Leberabsceß gestorben, der an sich schon eine tödtliche Krankheit bildet, die allerdings durch den Kummer wegen einer vorübergehenden Ungnade des Königs verschlimmert worden sein mochte. Er hat Fenelon in's Exil gesandt. Ein Bischof, der in seinen Sprengel zurückgewiesen wird, den er zu bewohnen Pflicht hat, ist nicht in's Exil gesandt. Die königliche Gunst hatte Fenelon an den Hof gezogen; ihr Verlust entfernte ihn wieder vom Hof; dies war Alles und freilich auch schon genug. Er hat sich beharrlich den Ehrenauszeichnungen widersetzt, die Lafontaine zugedacht waren. Er verweigerte nur einmal die Gutheißung von

Digitized by Google

Lafontaine's Ernennung in die Akademie, um seiner Mährchen willen, und weil er wünschte, Boileau möchte vor jenem gewählt werden; sobald dies geschehen war, willigte er nun auch in Lafontaine's Wahl ein, die alsdann ungesäumt erfolgte. Er hat den einzigen Boileau hochgeschätzt. Die gleiche Hochschätzung hat er auch für Racine, Moliere, Bossuet, Massillon und für ungefähr alle großen Schriftsteller und Künstler seines Jahrhunderts zu Tage gelegt. Ich gestehe, daß dieser Mangel an Genauigkeit, um keinen stärkern Ausdruck zu brauchen, bei Thatsachen, deren Verhältniß ich kannte, mir die historische Treue der Frau von Stael im Allgemeinen sehr verdächtig gemacht hat. Sie brachte vielleicht zuviel vorgefaßte Meinungen und Neigungen zum Lesen der Geschichte mit, um diese rein aufzufassen und ihre allzulebhafte Phantasie mochte der treuen Uebertragung wohl öfters die eigene Erfindung unterschieben.

Wenn ihr Karakter und der Gehalt ihres Geistes auf die Ansicht und Darstellung der Vergangenheit einen solchen Einfluß geübt haben, so läßt sich daraus denn wohl auch mit Grund vermuthen, es werde dieser Einfluß auf die Zeitgeschichte und auf die Darstellung der Ereigeignisse, die vor ihren Augen, durch ihre Freunde oder Feinde und mitunter auch durch sie selbst geschahen, nicht geringer gewesen sein. Um der Maßnahme der gedoppelten Stellvertretung des dritten Standes (tiers-état) schon allein willen, wird Hr. Necker mit Recht als einer der Haupturheber der Revolution betrachtet, und es liegt ausser Zweifel, daß alle Veränderungen welche die Nation in die ihr entzogenen Rechte, ohne allzugroße Schwächung des Ansehens und der Gewalt des Monarchen, wieder einsetzen konnten, in seinen Wünschen lagen und durch ihn befördert wurden. Somit war denn auch Frau von Stael ganz natürlich der Sache der Staatsumwälzung zugethan, und sie mußte dieselbe mit aller Wärme ihres Gefühls, wie mit aller Lebhaftigkeit ihres Geistes umfassen, bis zum Zeitpunkt, wo die Hoffnungen ihres Vaters vernichtet waren, nnd die Verbrechen der Anarchie, die Bemühungen um die Freiheit verdrängt hatten; damals trat sie zurück von der durch zahllose Greuel besudelten Bahn und verließ gleichzeitig den Schauplatz und das Land, worin Mord und Trümmer sich mehr und mehr häuften. Mit dem Schlusse der Schreckenszeit ward Frau von Stael, vom Groll der früheren Auswanderer und von den Vorurtheilen des Auslandes gegen alle Franzosen und auch jene Theilnehmer der Revolution, die inzwischen auch selbst Opfer desselben geworden waren, in ihr Vaterland zurückgedrängt; sie kam nach Paris, in die Stadt zurück, aus der sie sich nie gern entfernt hatte; sie nahm nunmehr auch an der Direktorialregierung lebhaften Antheil. Nach der Ermordung des unglücklichen sechzehnten Ludwig schien sich den monarchischen Neigungen, welche früher ihr Geist und Gemüth hegen mochte, kein Vorwurf, welchem sie sich anknüpfen konnten, weiter darzubieten, um so freier entwickelte sich demnach der Republikanismus ihres Geistes, und die wirkliche Theilnahme der Herrschaft, die ihr zu Theil ward, konnte sie vollends für eine Regierung gewinnen, deren Minister sie ernannt hat, und deren Staatsstreiche, wie man glaubte, von ihr ausgiengen. Es ist ein heikler Punkt, den ich hier berühre, allein Jedermann weiß, daß Frau von Stael beschuldigt worden ist, den achtzehnten Fructidor, wo

Digitized by Google

nicht angerathen, doch wenigstens gutgeheißen zu haben, und sie fand selbst auch nöthig, ein Kapitel ihres Buches der Rechtfertigung hierüber zu widmen. Diese lautet also: „Zur Einrichtung einer Republik in Frankreich, würde ich zuverlässig (wenn man mich deshalb befragt hätte) nie gerathen haben; nachdem jene dann aber einmal vorhanden war, bin ich allerdings nicht der Meinung gewesen, das sie wieder soll umgestürzt werden.“ Dies aber ist weder Rechtfertigung noch auch nur Ablehnung der angeschuldigten Gutheißung des 18. Fructidor. Gewiß ist, daß Frau von Stael die grausamen Maßnahmen verabscheute, die jener Tag zur Folge hatte. Jedermann, Freund und Feind, läßt ihr diese Gerechtigkeit wiederfahren. Sie habe, hieß es damals, ihre Freunde in die See geworfen, um das Vergnügen zu genießen, dieselben mit der Leine wieder aufzufischen. Eines der ehrwürdigsten Schlachtopfer jenes argen Staatsstreiches, das die Meinung, oder wenn man lieber will, den herrschenden Irrthum über die Mitwirkung, deren sie beschuldigt ward, theilte, und in dessen Gegenwart sie den Verdacht, die Deportirung über's Meer und die damit verbundenen Grausamkeiten gebilligt zu haben, als abscheuliche Zumuthung ablehnte, antwortete ihr: „Ich weiß recht gut, Madame, daß sie sich mit den Reisezurüstungen nicht abgaben; aber das Zeichen zur Abreise ertheilten sie.“ Noch treffender hat das Nämliche ein sehr geistreicher Mann ausgedrückt, den der Tag, wovon die Rede ist, in's Ministerium hob, indem er sagte: Frau von Stael hat den achtzehnten, nicht aber den neunzehnten gemacht.

Die Revolution des achtzehnten Brumaire, welche das Direktorium stürzte, und Bonaparte an dessen Stelle brachte, diese Umwälzung, worin so viele Franzosen ein freudevolles Ereigniß sahen, war für die Frau von Stael eine sehr kränkende Begebenheit. Sie sagt dies selbst und ich bezweifle es gar nicht. Dieser Triumph eines Mannes, welcher in der Schule des Kriegs seinen despotischen Geist und Angewöhnungen groß gezogen hatte, und dem vorzüglich jeder Widerstand, welchen leidenschaftliche Umtriebe darbieten konnten, unleidlich war, raubte ihr einerseits die Aussicht des Genusses der gefeierten Freiheit, und andererseits mochte sie auch wohl auf den bisher in Regierungssachen geübten Einfluß ungern verzichten. Bonaparte's militärische Tyrannei und der Frau von Stael politischer Stern waren zwei einander feindlich gegenüber stehende Mächte. Der achtzehnte Brumaire hatte dem Schwert den Sieg über die Rede verliehen, und weil, wo zwei Nebenbuhler nach gleichem Ziele streben, der Sieg des einen über den andern nicht hinreicht, sondern der Sieger den Besiegten, um seiner eignen Sicherheit willen, entweder gänzlich vernichten oder verbannen muß, so sprach nun auch Bonaparte gegen Frau von Stael das Verbannungsurtheil aus. Etliche Personen waren der Meinung, ein Vergleich zwischen den beiden Mächten wäre nichts Unmögliches gewesen; wenn dem Gebieter des Tuillerienpallastes gefallen hätte, der Herrscherin über die Pariser Sallons einen ersten Schritt entgegenzugehen, oder auch nur die, wie man sagt, ihm gethanen zu erwiedern! so meinen sie, Frau von Stael wäre dem Triumphwagen des Siegers gefolgt, oder hätte ihn auch wohl gar ziehen geholfen. Ich bin weit entfernt, diese Meinung zu theilen. Gesetzt auch,

Digitized by Google

ein Vertrag hätte unvereinbare Interessen zu vereinen gesucht, so wäre sein Bestand gewiß nur von kurzer Dauer gewesen und bald hätten ihn beide Theile gebrochen. Die Reden der Frau von Stael hätten Bonaparte nicht am Handeln gehindert, und Bonaparte's Thun würde unfehlbar die Frau von Stael zum Reden gereizt haben. Die Dame erwiederte mit Groll die erlittene Verfolgung und man kann sagen, sie hat sich in vollem Maße bezahlt gemacht; ihr edles Gefühl aber, davon bin ich überzeugt, hegte auf's mindeste dabei eben so vielen Widerwillen gegen den Unterdrücker ihres Vaterlandes, als Rachbegier gegen den persönlichen Feind.

Inzwischen war Frankreich mit endloser Unterdrückung und Frau von Stael mit endloser Verbannung aus Frankreich bedroht, und dies gedoppelte Unglück mußte das Gemüth der edeln Frau drückend beengen, der die Freiheit voraus, dann aber Paris das theuerste auf Erden war. Dem Despotismus mehr gram geworden als je zuvor, von der unseligen und traurigen Verirrung der Republik völlig zurückgekommen, den Grundsätzen der beschränkten Monarchie neuerdings treu und fest zugethan, gieng ihr's wie so vielen andern mehr; ohne zu wissen, wohin ihre Wünsche sich richten, und worauf ihre Hoffnungen sich stützen sollten, sah sie, gleich uns allen, durch die Rückkehr des Monarchen, dem Frankreich seine Verfassungsurkunde dankt, beide in Erfüllung übergehen. Diese Rückkehr, welche jene der Frau von Stael zur Folge hatte, versöhnte und glich nun vollends jene ihrer Angelegenheiten aus: die Liebe der Freiheit, den Haß gegen einen verfolgenden Tyrannen und die Ueberreste der Anhänglichkeit für eine erlauchte Familie, deren letztes Oberhaupt zu dreienmalen den Hrn. Necker in's Ministerium gerufen hatte. Als der König jene zwei Millionen ihr zurückzahlen ließ, die einst ihr Vater großmüthig dem königlichen Schatz überlassen hatte, und deren Erstattung die vorhergehenden Regierungen ablehnten, gesellte sich zu all' ihren übrigen Gefühlen für Ludwig den Achtzehnten dasjenige der Dankbarkeit hinzu, eine Art Schuld, die ihren Erben zu erkennen und zu lösen nun obliegt.

Der vorstehende Abriß des politischen Lebens der Frau von Stael kann ungefähr auch für eine Anzeige ihres Werkes gelten. Bei der Wärme des Gemüths und bei der Lebhaftigkeit der Phantasie, mußten ihre Meinungen und ihre Gefühle wohl öfters, als bei andern Menschen der Fall ist, durch ihre persönlichen Verhältnisse, durch ihre wechselnde Lage, durch ihre Antipathien, zunächst und vorzüglich aber durch ihre Verbindungen und Neigungen bestimmt werden. Diese, ihrer Natur nach veränderlichen und oft einander entgegengesetzte Dinge, mögen die Ungleichheiten ihres Betragens, so wie die Widersprüche ihres Buches erklären. Sie hat jene Doppelschuld bezahlt, welche allen die unter dem Einfluß einer Staatsumwälzung zu leben, zu handeln und zu schreiben das Unglück haben, an diese zu zahlen obliegt; sie erlitt einige Unfälle, und begieng auch einige Fehler; aber ein schönes Gemüth, ein hoher Geist und ein edler Karakter waren ihr eigenthümlich: sie war eine Zierde ihres Jahrhunderts, ihres Landes, und ihres Geschlechts; im Leben hat sie die Fülle der Huldigungen empfangen, und ihr Tod hat allgemeines Bedauern erregt.

Digitized by Google

Die Pariser Spielhäuser.

Wenn auch die neuerlichen Angriffe mehrerer Schriftsteller gegen diese, auf Unverstand und Unsittlichkeit berechneten, die Thorheit und Verkehrtheit hinwieder mächtig befördernden Anstalten, kein anderes Resultat herbeigeführt hätten, als die Kenntniß bisher unbekannt gebliebener Verhältnisse eines Zweiges der Polizeiverwaltung, der als geheime Sünde im Finstern betrieben ward, so wäre der Gewinn unläugbar. Es wird aber vermuthlich diesem ersten Vortheil ein zweiter und wesentlicherer sich beigesellen. Was nur im Finstern gedeihen kann, das muß zu Grunde gehen, wenn es an's Tageslicht gezogen wird. Bisher waren die großen Summen, welche die Spielpacht ertrug, der willkührlichen Verfügung von Beamteten überlassen geblieben, die damit nur solche Dienste bezahlten, welche hinwieder kein Licht vertragen mochten und nicht genannt werden durften. Jetzt soll dies anders werden; der Ertrag der Spielhäuser wird in Rechnung gebracht und seine Verwendung soll gekannt sein. Scheuete man sich von jeher nicht, den Ertrag der Lotterien in's Budjet der Staatseinnahmen zu bringen, so ist nicht einzusehen, warum man die Einnahme der Spielpacht, die jener zur Seite geht, nicht nennen dürfte. Sobald aber eine Sache bei ihrem Namen genannt wird, so wird sie auch alsbald den ihr gebührenden Platz einnehmen, und damit ist wesentlicheres gewonnen, als man denkt. Was kann die beste Staatseinrichtung mehr leisten, als daß Jeder und Jedes an seiner rechten Stelle stehe, wo alsdann auch Alles sich leicht und regelmäßig bewegen wird.

Es war ganz in der Ordnung, daß auch den Spielhäusern der Fürsprecher (advocatus diaboli) nicht fehlte. Diesen legitimen Herren muß man in Ehren halten, sobald er gehört zu werden verlangt; versteht sich, bei Tageslicht und unverschlossenen Thüren, denn anderswo hat er kein Recht, Gehör zu verlangen. So ist er denn nun in Paris aufgetreten (J. Thorin de la prohibition et de la tolerance des Jeux.) und hat die Nothwendigkeit und Nützlichkeit und obendrein noch die Sittlichkeit der privilegirten Spielhäuser dargethan. Sein Motto verrieth zwar zum Voraus die schlimme Sache: Hoc sustinete majus ne veniat malum. (Tenez vous y, crainte de pis. Besser wählt man das kleinere als das größere Uebel.) Er hat aber ganz vortrefflich gezeigt, daß neben Kloaken und Schindangern, für große Städte auch Spielhäuser und Bordels erforderlich sind, auf daß aller Art Kehrigt weggeführt werde, und keiner die Luft verpeste. Wir lassen ihn auf seinem Kehrigt und gehen jetzt zum Rechnungswesen über, von dem freilich einstweilen (wie von den Staatsrechnungen mancher republikanischer und anderer Länder) nur noch Bruchstücke vorliegen. Nach und nach wird man das Ganze schon erhalten.

Der Polizeiminister Sottin verpachtete unter dem Direktorium im Jahr 1797 die Spielhäuser; früher hatten diese freilich auch bezahlt, der Staat aber nichts davon eingenommen. Ein Hr. Perrin bot 900,000 Franken. Das Angebot war klein, aber er konnte ihm Eingang verschaffen.

Im Jahr 1798 mußte es dem Hrn. Duval schon fast die doppelte Summe, 1,500,000 Franken bezahlen.

Digitized by Google

Im Jahr 1799 trat Fouché auf. Als ein gewandter Mann ließ dieser die Rechtsame unverändert, aber dem Pächter Perrin gab er zwei Mitgenossen (diese Associés waren die Herren Bazonin und Maurin), die seinen Gewinn theilen sollten. Damals waren nicht weniger als fünfzig Spielhäuser in Paris offen, und zum erstenmal wurden jetzt förmliche Berechtigungen auch für die Departements ertheilt.

Im Jahr 1802 meldete sich ein Hr. Davelouis und behauptete, darthun zu können, daß der Pächter, seine Mitgenossen und Beschützer, jährlich über zwei Millionen gewönnen. Dem Plauderer wies man die Thüre, und die Pachtsumme ward um 300,000 Fr. erhöht.

Kaum war Fouché vom Ministerium entlassen, so meldet sich Hr. Devalouis zum zweitenmale. Der Polizeipräfekt Hr. Dubois übergab ihm die Pacht. Der Pachtbesteher zahlte statt achtzehnhundert tausend Franken, die Summe von vier Millionen, und beinebens wurden die Spielhäuser von fünfzig auf zehn vermindert.

Im Jahr 1804 trat Fouché in's Ministerium zurück, und alsbald ward die Spielpacht verändert. Die Herrin Perrin, Bazonin und Maurin kamen wieder zum Vorschein, und statt der vier Millionen, welche Devalouis gezahlt hatte, erhielten sie die Pacht für 3,400,000 Fr.

Fünf Jahre später ward der Herzog von Otranto durch den Herzog von Rovigo (Savary) ersetzt, und Hr. Davelouis hielt es für billig, daß ihm die Herren Perrin und Komp. auch wieder Platz machen. Er bot nun den Pachtzins von fünf Millionen. Allein Hr. Perrin war für diesmal sattelfest. Er behielt den Vorzug und zahlte nicht mehr als zuvor, 3,400,000 Fr. nämlich. Ob wahr ist, wie man erzählt hat, daß er diesmal noch einen andern Morin, der die Ehre hatte, Sr. Exzellenz Vetter zu sein, zum Mitgenossen annahm, das wird man vermuthlich in des Herzogs von Ragusa verheissenen geheimen Denkschriften inne werden.

Der abgewiesene Plauderer fuhr fort, sein Maulwerk zu brauchen, er reichte beinebens auch Noten und Rechnungen ein, und machte so vielen Lärm, daß Bonaparte, der doch überall selbst gern hell sah, das Rechnungswesen des Spielpächters zu untersuchen befahl. Wunderbarerweise fand es sich bei Prüfung seiner Bücher, daß der Pachtbesteher große und stete Einbußen machte. Allein die Täuschung war zu grob und bei näherem Nachsehen ergab sich's, daß Hr. Perrin jeden Tag dreißigtausend Franken vorweg nahm (eilf Millionen jährlich), die in keine Rechnung gebracht wurden. Man drohte ihm deshalb mit einem Kriminalprozeß, überzeugte sich aber späterhin, daß dem Pächter freistehen mußte, sein Rechnungswesen einzurichten, wie er für gut fand.

Mit dem 1. Jänner 1813 ward die Spielpacht nunmehr als Halbpacht (ferme intéressée) einem Hrn. Bernard für vier Millionen und die Hälfte des vorschießenden Gewinns übertragen. Dieser Pacht besteht noch gegenwärtig, nur ist die fixe Pachtsumme auf 4,540,000 Fr. erhöhet worden. Der Ertrag für die Regierung ist in den Jahren 1814 und 1815 mehr denn sieben Millionen angestiegen, unter fünf Millionen sank er noch nicht.

Für die Berechnung des Spielertrags und Spielverlusts hat man übrigens neben den nicht

Digitized by Google

immer zuverlässigen Büchern der Inhaber von Spielhäusern, eine Kontrolle erfunden, die von Kennern als zuverlässig gerühmt wird.

In den zehn berechtigten Spielhäusern von Paris befinden sich zwölf Roulettenspiele und fünf Trente-un-Tische. Von Mittag bis Mitternacht, in der Zeit wo gespielt werden darf, kommen auf jedes Roulettenspiel 1800 Kugeln, auf die zwölf Spiele demnach 21,600 Kugeln täglich, welches, den Wurf zu 12 Franken berechnet, täglich die Spielsumme von 259,200 Fr. und jährlich diejenige von 94,608,000 Fr. ausmacht.

Jedes Trente-un gibt täglich dreiunddreißig Abzüge (tailles) zu vierundzwanzig Stichen (coups), was 792 auf jeden Tisch und 3960 Stiche für alle fünf Tische beträgt, welche, zu 140 Franken, die täglich verspielte Summe von 633,600 Fr. oder die jährliche von 231,231,000 Fr. ausmachen.

Die Vertheidiger der Spielhäuser nehmen selbst diese Rechnungen für richtig an, und gestehen demnach ein, daß in zehn Pariser Spielhäusern alltäglich beinahe eine Million (892,800) Fr. und jährlich 325 Millionen verspielt werden. Wer mag wissen, ob sie nicht nur zur Hälfte hinter der Wahrheit zurückbleiben; auf jeden Fall sind jene Summen hierin nicht berechnet, welche außer den zehn privilegirten Spielbuden in sogenannten Ehrenhäusern verspielt werden.

Unstreitig wird jene Summe nicht ganz verloren, und es gleichen sich Gewinn und Verlust vielmehr größtentheils aus. Hinwieder würde man sich jedoch sehr täuschen, wenn nur der Abzug des Pächters, zu fünf und ein halb vom Hundert beim Roulettenspiel und zu anderthalb vom Hundert beim Trente-un, als Verlust berechnet werden sollte. Die Einbuße des versäumten Arbeit-Ertrags und der in nächtlichen Schwelgereien durchgebrachte Gewinn, lassen sich wenigstens auf einen Zehnttheil berechnen. Somit werden zweiunddreißig Millionen jährlich dem Arbeitsfleiße entzogen, eine Summe, womit einhundert und sechszigtausend Menschen (200 Fr. auf jede Person gerechnet) genährt werden könnten, die hier aber im Spielhause der schändlichsten Leidenschaft zum Opfer gebracht wird und jede Verkehrtheit befördern hilft.

Immerhin bleibt es ein verhältnißmäßiges Verdienst der gegenwärtigen Verwaltung, daß sie den Ertrag der Spielpacht für die Pächter vermindert und für den Staat vermehrt hat; und daß sie hinwieder auch die Verderbniß des Spieles durch strengere Aufsicht zu beschränken, und die Ausbreitung desselben zu hindern bemüht ist. Dahin zielt offenbar jede Verminderung in der Zahl der Spielhäuser, jede Verkürzung der Spielzeit und voraus auch jede Erhöhung des Spielsatzes, der früher völlig frei gelassen war, jetzt auf ein Minimum von drei Franken bestimmt ist, und vermuthlich sehr wohlthätig auf fünf oder sechs Franken erhöht werden könnte.

Schutzpocken-Impfung. — Literarische Mystifikation.

Die jährlich statt findende feierliche Sitzung der durch das Ministerium des Innern angeordneten Zentral-Gesellschaften der Schutzpocken ward auch dies Jahr (1818) durch

Digitized by Google

den Herzog de la Rochefoucauld präsidirt, der Unterstaatssekretär Graf Chabrol de Crouzel hielt eine erste und der Professor Chaussies eine zweite Rede, worauf der erste Sekretär der Gesellschaft, Hr. Hussen, den Bericht über die Fortschritte der Schutzpockenimpfung im Jahr 1816 erstattete, und alsdann 10,000 Franken nebst einhundert silbernen Denkmünzen, als Aufmunterungspreise an Aerzte und andere Medizinalpersonen vertheilt wurden, welche sich um die die Verbreitung der Impfung in jenem Jahr besondere Verdienste erworben hatten. In Vergleichung mit dem durch seine politischen Stürme der Schutzpocken-Impfung ungünstigen Jahr 1815, war das darauf folgende wieder befriedigender ausgefallen und das vrrglichene Resultat beider, so weit nämlich die bei dem Gesellschafts-Committé eingekommenen Berichte reichen, erhellet aus folgender Uebersicht:

Jahr.	Departements.	Geburten.	Vaccinationen.	Natürliche Pocken.	Pockennarbigte Individuen.	An Pocken Verstorbene.
1815	76	653,444	263,389	37,630	3,625	4,626
1816	71	604,935	431,648	24,610	2,482	2,463

Hr. Chaussier drückte sich in seiner Rede unter andern also aus: „Aller seit achtzehn Jahren mit ausdauerndem Eifer geschehenen Anstrengungen und des emsigen Briefwechsels ungeachtet, den das Vaccine-Committé im ganzen Königreich unterhält, und mittelst dessen es allen ihm zukommenden Begehren entspricht, bleibt dennoch zur Erreichung des vorgesetzten Zieles noch sehr Vieles zu thun übrig. Es bedarf ungemein langer Zeit, großer Geduld und vielfältiger Erfahrungsversuche, um einer neuen Wahrheit Eingang und feste Haltung zu verschaffen, um eingewurzelte Vorurtheile zu zerstören, um den jede Prüfung ablehnenden Starrsinn der Einen, und den beklagenswerthen Leichtsinn der Andern zu überwinden, und wahrlich, man kann es sich nicht verbergen, wenn die bis dahin dem Zweige des öffentlichen Gesundheitswohls zugewandten Unterstützungen und Aufmunterungen eingestellt oder vermindert würden, wenn der Eifer der Impfärzte nachließe, so würden in kurzem alle Vortheile, die man mit Recht von den Schutzpocken erwartet, verloren gehen, und die Pockenseuche würde sich ebensobald und eben so verheerend wieder einfinden, wie sie sich bis gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts gezeigt haben, wo ungefähr ein Zehnttheil der Bevölkerung durch sie hingerafft ward, ungerechnet die Verstümmelungen, die Mißstaltungen und die Anlagen zu öfters sehr ernsten und unheilbaren langwierigen Krankheiten.“ Es erhielt auch im Jahr 1816 das Committé von einzelnen Fällen Kunde, wo vaccinirte Personen späterhin von den Kinderpocken befallen worden sein sollten. Wo eine nähere Untersuchung statt finden konnte, ergab sich der Irrthum jedesmal, und in einem sehr täuschenden Fall der drei Kinder eines Apothekers in Paris, ward die Unächtheit der angeblichen Pocken dadurch bewährt, daß der von ihnen genommene Impfstoff bei sechs Kindern, die weder Pocken noch Schutzpocken gehabt hatten, erfolglos angewandt ward.

Die Aufmunterungs-Gesellschaft für die National-Industrie empfing in ihrer, unter des Grafen Chaptal Vorsitz gehaltenen und für die Preisaustheilung bestimmten

Digitized by Google

Jahressitzung den reichhaltigen Bericht des Baron de Gerando, ihres Sekretärs, über die während des Jahres 1817 der Gesellschaft eingereichten Entdeckungen, Erfindungen und Vervollkommnungen; die Sammlung dieser Berichte liefert ungemein schätzbare Beiträge für die Geschichte des französischen Kunst- und Gewerbsfleißes. Die Rechnung über den Gesellschaftsfond zeigte ein Vermögen von 193,790 Fr., das sich seit dem März 1817 innerhalb Jahresfrist um 58,550 Fr. vermehrt hatte. Die auf den Beiträgen der zahlreichen Mitglieder beruhenden Einnahmen übersteigen jährlich die Ausgaben; die Summe der seit Stiftung des Vereins für Aufmunterungen zum Vortheil des Kunstfleißes verwandten Gelder, beträgt 260,000 Fr.

Diesmal wurden drei Goldmedaillen (jede zu 500 Fr.) und fünf kleinere Schaumünzen ausgetheilt. Jene empfingen, die Kaufleute Garrigon u. Komp. in Toulouse, als Großfabrikanten von Sensen und Sicheln, welche an Güte den steyermärkischen und kärnthischen gleich kommen, dabei wohlfeiler sind und aus französischem Eisen und Stahl verfertigt werden; Hr. Millaret Sohn, Besitzer der Hammermerke von la Berandiere bei St. Etienne im Loiredepartement, für die Verfertigung natürlichen, dem deutschen gleichkommenden Stahls, und dessen Anwendung zur Fabrikation von Feilen, Raspieren und Degenklingen, und Hr. Saint-Bris, Fabrikant in Amboise, für seine Feilenfabrik, die größtentheils den von ihm selbst verfertigten Cementstahl gebraucht, und dergleichen Ereignisse den deutschen Fabrikanten an Güte gleich kommen.

Die fünf kleineren Schaumünzen erhielten: 1) der Spiegelmacher, Hr. Lefebure in Paris, für die Erhaltung der Spiegelfolie mittelst eines Firniß und für ein neues Verfahren zur Belegung der Spiegelgläser; 2) der Architect Desarnod in Paris, für seine pyrotechnischen Arbeiten und insbesondere für seine großen Erwärmungsapparate, die er Caloriféres nennt; 3) die Goldarbeiter, Janety Vater und Sohn in Paris, für die lange Zeit von ihnen allein mit Erfolg angewandte Kunst, die Platina zu behandeln, und für chymischen Gebrauch, so wie für Schaumünzen und Bijouteriearbeiten zu benutzen; 4) Der Münzwardein Hr. Brcant, welcher eben diese Kunst noch sehr vervollkommnet und die Platina also gereiniget hat, daß theils die größten Gefäße ohne Löthung aus Platina zu verfertigen, möglich wird, theils sie in eben so dünne Blättchen, wie die Goldblättchen sind, kann gedehnt werden; 5) endlich Hr. James Thomas, Lederfabrikant in Chaillot, der die Bereitung des dem Wasser undurchdringlichen Leders vervollkommnet hat und die beste Waare dieser Art liefert.

Einen in der That merkwürdigen Beitrag zur Geschichte litterarischer Mystifikationen, gelehrter Abentheurer und menschlicher Thorheit, liefern etliche Rechtsschriften (Factum's), die seit einigen Monaten von den Herren d'Arson (de l'isle de Vaucluse) und Hoene Wronski zu Paris erschienen sind. Seine eigene Leidens- und Martergeschichte erzählt der erstere in dem (100 Quartseiten starken) Document pour l'histoire des grands Fourbes qui ont figuré sur la terre. Eine, wie es scheint, nicht minder weitläuftige Antwort des letztern ist dem Referent nicht, wohl aber eben desselben zweite, im Mai ausgegebene kürzere Schrift (Conduite coupable

Digitized by Google

et condamnation propre du nommé Arson, suivies de sa confession. 24 S. 8.) zu Gesicht gekommen. Der Handelsmann Arson in Paris hatte sich, wie aus beiden Denkschriften erhellet, durch Glücksfälle bereichert, und war nun seines Standes überdrüssig geworden; er faßte den heroischen Entschluß, sich ausschließlich den Wissenschaften zu widmen, und ein Gelehrter zu werden; in Ermangelung wissenschaftlicher Bildung scheint er im Wahne gestanden zu sein, daß Gelehrsamkeit und Wissenschaft sich ebenfalls durch Glück und Zufall, gleich dem Gelde erwerben lassen, oder daß man sie allenfalls auch mit diesem letztern kaufen könne. Er wollte demnach bei dem weisesten unter den Sterblichen Unterricht nehmen, und ward dafür im Jahr 1812 an Hoene Wronski gewiesen. Dieser, aus Wolfenstein bei Posen in Polen gebürtig, hatte (seiner Angabe zufolge) erst unter den polnischen Konföderirten und später als russischer Artilleriesoffizier gedient, nachher lebte er eine Reihe von Jahren in Marseille, wo er allerlei wissenschaftlichen Unterricht ertheilte, und im Jahr 1811 war er nach Paris gekommen, hatte sich als Reformator der Mathematik (Introduction à la philosophie des mathematiques, 1811) angekündigt und die bisherigen Meßkünstler sammt und sonders für Stümper erklärt. Im Gebiete der höhern Philosophie wollte er Entdeckungen gemacht haben, die eine Reform des Menschengeschlechts herbeiführen mußten, und die demnach von völlig unschätzbarem Werth waren. Einstweilen befand sich inzwischen der Philosophenfürst in so großer Dürftigkeit, daß er, seiner schmutzigen und zerrissenen Kleidung wegen, in anständiger Gesellschaft sich unmöglich zeigen durfte. Wozu er seinen Schüler Arson (der alsbald in ihm den größten Sterblichen und eine ihn fesselnde höhere Macht anerkannte) gebrauchen konnte, war schnell erfaßt und eben so das für denselben passende Verfahren. Der anfänglich bezweckte Unterricht, kurz und fragmentarisch gehalten, schweifte über Himmel und Erde hin, und bestand hauptsächlich in stets wechselnden Verheissungen großer und nie gehörter Dinge; die Hauptsache beruhte hingegen darauf, den Schüler zu verständigen, daß er das von der Vorsehung erkorene Werkzeug sei, welches den Philosophen Wronski in den Stand setzen müsse, die Entdeckungen bekannt zu machen, welche dem Menschengeschlechte ganz neue Bahnen öffnen werden (qui ouvrent une route nouvelle au savoir de l'homme) Hr. d'Arson ließ sich diese Rolle zum Besten gefallen; von da an war seine Kasse an die Verfügung des großen Lehrers gestellt, der sich nun standesmäßig einrichtete, an persönlichen Ausgaben aller Art nichts sparte, eine Reihe philosophisch-mathematischer Werke auf eigene (das will sagen auf Arson's) Kosten prachtvoll drucken ließ, die zwar Niemand lesen, verstehen und kaufen mochte, welche aber darum nicht minder die Welt reformiren sollten *), und sich dann beinebens auch noch die Summe von hunderttausend Franken, als Lehrlohn (pour les connaissances qu'il lui a fait aquérir par l'instruction qu'il lui a donnée) von dem beglückten Schüler in Wechseln ausstellen und versichern ließ. Sobald diese Einrichtungen getroffen waren,

*) Es sind folgende: Résolution générale des Equations de tous les degrés (1812); Refutation de la theorie des fonctions analytiques de Lagrange (1812); Philosophie de l'Infini (1814); Philosophie de la Technie, première section, contenant la loi suprême des Mathematiques (1815); Idem, seconde section, les lois des series, comme preparation à la Reforme des mathematiques (1816 et 1817); Introduction au Sphinx (1818).

Digitized by Google

wurde nun der Unterricht meist eingestellt, und dafür Knechtesdienst von Arson gefordert, die dieser auch willig leistete. Wenn der Adeptenzögling zu einigem Selbstgefühl erwachte, oder durch die um ihn besorgten Verwandten gewarnt ward, so gab es wohl augenblickliche Trennungsversuche und Szenen, in denen der göttliche Lehrer als Satan behandelt ward. Dieser aber bedurfte nur etlicher Zauberworte, um den Aufruhr zu stillen; bald war es das bisher verborgene durch Hrn. Wronski entdeckte Mysterium der Bestimmung des Menschen, bald Kant und Fichte, bald die Wahrheit, so splitternackt wie noch kein Sterblicher je sie erblickt hat, und wenn alles andere nichts fruchten wollte, so trat das Absolutum (l'absolu) auf, ein Ding, welches alle irdischen und überirdischen Geheimnisse und die Schöpfung des Universums in sich verschließt, vor welchem Arson anbetend niedersank und durch dessen Allmacht der Schüler neuerdings in den Kreis seiner Knechtesdienste zurückgeführt und gebannt ward*). Zu den schon berührten Ausgaben kamen nun Reisen und andere kostspielige Dinge mehr; Arson fing an zu fühlen, daß seine unerschöpflich geglaubte Kasse in Kurzem erschöpft sein werde; unter diesen Umständen schien ihm das Klügste, auch noch den Ueberrest dem Hrn. Wronski zu übergeben, und sich einzig nur zum Unterhalt für Frau und Kinder, einige Liegenschaften noch vorzubehalten, die er im südlichen Frankreich besaß. Wronski nahm das Geld, behielt aber auch die früheren Wechselzettel, und als nun Arson weiter nichts mehr zu geben hatte und seines Sklavendienstes müde, zu Frau und Kindern heimgekehrt war, folgte der Lehrer des Absoluten ihm auf dem Fuße, und forderte Bezahlung der Wechselschuld. Dies ist Arsons Erzählung. Wronski's Entgegnungen schieben Gelddepots zwischen ein, welche er (woher sie kamen, hat er nicht gesagt) jenem gemacht haben will. Das Ganze bietet ein drückend peinliches, dramatisches Interesse dar, und man glaubt mitunter Faust's Höllenfahrt zu lesen. Eine französische Zeitschrift (le spectateur) kündigt Wronki's letzte Rechtsschrift ohne weiters also an:

Es hat uns dies Factum unwillkührlich eine Anekdote aus dem Kriege von 1811 in Erinnerung gebracht.

„Ein französischer Chasseur prügelte einen deutschen Bauer, welcher seinen Sparhafen retten wollte. Der Regimentsoberst kam dazu und sagte zum Chasseur: Warum schlägst du den Menschen? — Herr Oberst, der Schurke stiehlt uns sein Geld!“

*) Nach einer solchen Aussöhnung oder wiederholten Zauberei schrieb Arson an Wronski was folgt: „Je sais, que votre savoir est incomparablement supérieur à celui du reste de hommes, et j'ai de grandes probabilités que ce savoir est infini. En outre il m'est impossible de vous supposer aucune autre intention que celle de l'établissement de la vérité. Et, puisque pour la réaliser sur la terre, vous avez reconnu que je dois vous soumettre ma volonté, je fais pour la dernière fois usage de ma raison en vers vous, en vous offrant ma personne, pour que vous en disposiez comme d'un instrument. Je fais le sacrifice de ma liberté pour que l'humanité d'ici bas puisse conquerir la sienne. Tout ce qui s'est passé servira du moins à vous épargner pour l'avenir l'embarras toujours plus ou moins repugnant d'employer aucun moyen etranger pour me déterminer. Ordonnez, j'obéirai.“

Das Irrenhaus in Charenton.

Der Oberarzt am Irrenhause in Charenton, Hr. Royer-Collard, hat über die Verhältnisse dieser Anstalt während der drei letzten Jahre einen Bericht erstattet, dessen Hauptangaben folgende sind:

In den Jahren 1815, 1816, 1817 wurden in die Anstalt zu Charenton vierhundert und achtzig Irren aufgenommen, zweihundert fünfundachtzig männliche und hundert fünfundneunzig weibliche. Von dieser Gesammtzahl waren hundert zweiundsiebenzig Personen zu Ende 1817 geheilt entlassen; fünf, die sich zwar noch im Hause befanden, konnten als geheilt angesehen werden; siebenundachtzig noch Ungeheilte wurden jedoch für heilbar gehalten; die übrigen hatten entweder ungeheilt das Haus verlassen, oder sie wurden für ganz unheilbar gehalten, oder sie waren auch inzwischen an verschiedenen Krankheiten gestorben.

Wenn man die Masse der Irren insgesammt betrachtet, so waren demnach von vierhundertundachtzig aufgenommenen Individuen einhundert siebenundsiebenzig am 1. Jänner 1818 wirklich geheilt, und bedenkt man, daß von siebenundachtzig heilbar geachteten ein Viertheil wenigstens in der Folge genesen wird, und einige derselben seit dem ersten Jänner dieses Jahr wirklich schon genesen sind, so läßt sich ohne Uebertreibung die Zahl der wirklichen oder doch sehr wahrscheinlichen Heilungen auf ungefähr zweihundert berechnen, und dies erste allgemeine Resultat stellte die Heilungen zu den Aufnahmen bereits in das Verhältniß von zweihundert zu vierhundertundachtzig, oder ungefähr von zwei zu fünf.

Um aber die erzielten Heilungen genau auszumitteln, ist billig, daß von der Zahl der in jenen drei Jahren aufgenommenen diejenigen wieder abgezogen werden, welche der Natur ihres Uebels zufolge, bei ihrem Eintritt offenbar bereits völlig unheilbar waren, dahin können gezählt werden, zwölf kindische alte oder wahnsinnige Greisen, fünfundsechszig Gelähmte, dreißig dumme Narren (idiots) und siebenzehn Fallsüchtige, zusammen hundert und vierundzwanzig Kranke; durch diesen Abzug sinkt die Gesammtzahl der einer ärztlichen Behandlung empfänglichen Kranken, auf dreihundert sechsundfünfzig herab, zu welchen die wirklich Geheilten zweihundert, ungefähr in dem Verhältniß von vier zu sieben stehen. Dieses Verhältniß würde noch günstiger ausfallen, wenn man über die kindischen Alten, die Lahmen, Idioten und Fallsüchtigen hinaus, auch diejenigen in Abzug bringen wollte, welche vor ihrem Eintritt in die Anstalt, ein oder mehrere Jahre, sei es zu Hause, oder in Privatanstalten, entweder vernachläßigt oder mehr und weniger fehlerhaft behandelt wurden. Diese gehörten in der That auch größtentheils unter die Unheilbaren; ihr Zustand ward von ihren Verwandten sowohl, als von ihren bisherigen Aerzten für hoffnungslos angesehen, und sie waren in der That auch mehr zu bloßer Versorgung, als in anderer Absicht der Anstalt übergeben worden. Man könnte gewiß ohne Uebertreibung diese Abtheilung zu einem Fünftheil der dreihundertsechsundfünfzig in ärztliche Besorgung genommenen Irren berechnen; allein ohne so weit zu gehen und nur zu einem Siebentheil berechnet, finde sich die Zahl der Irren auf ohngefähr dreihundert vermindert, und es würde demnach die Zahl

Digitized by Google

der Geneſenen zwei Drittheile betragen. Man hat beinebens die Bemerkung gemacht, daß im erſten Jahr von der Aufnahme an gerechnet, die meiſten Heilungen erzielt wurden, deren Zahl im zweiten geringer war und im dritten noch mehr abnahm.

Des Grafen Chaptals Runkelrüben-Zuckerfabrik im Jahr 1817.

Der Graf Chaptal hat bekanntlich nach vieljährigen eignen, im Großen gemachten Verſuchen und Erfahrungen dargethan, daß 1) der Zucker aus Runkelrüben (betterave) vom Rohrzucker durchaus nicht verſchieden iſt; 2) daß die Fabriken von Runkelrübenzucker, in Friedenszeiten mit denen der Kolonien wetteifern und neben ihnen beſtehen können; 3) daß der Anbau der Runkelrüben, weit entfernt den Getreide-Erndten nachtheilig zu ſein, vielmehr durch die beſſere Bearbeitung des Bodens und weil im Spätjahr das Getreide auf das nämliche Land, wo die Wurzeln der Runkelrüben ſtanden, ausgeſäet wird, ihren Ertrag vermehrt; 4) daß der Rückſtand der Rüben zur Nahrung und Mäſtung des Viehes, ſtatt andern Futters gebraucht werden kann; 5) daß der franzöſiſche Landbau, bei 60 Millionen jährlich durch die Bereitung des Runkelrübenzuckers gewinnen kann. — Alle dieſe Reſultate werden durch die von Hrn. Chaptal mitgetheilte Rechnung des vorjährigen Ertrags ſeiner Fabrik neuerdings beſtätigt.

Im Mai 1817 wurden fünfundvierzig Morgen Landes (arpens) mit Runkelrüben angeſät. Sie ertrugen an Gewicht 700,000 Pfund.

Unkoſten:

1) Arbeiter, Ausſaat, Jäten, Einſammlung, Transport, Auslage aller Art in der Fabrik, während 73 Arbeitstagen	7000 Fr.
2) Handarbeit (main d'œuvre)	2075 —
3) Brennmaterial	4500 —
4) Animaliſcher Dünger? (charbon animal).	1100 —
5) Ausbeſſerungen, Zinſe vom Kapital und andere kleine Ausgaben . .	4000 —
Ausgeſammt	18,675 Fr.

Ertrag:

1) Rohzucker oder Zucker erſter Kriſtalliſation	29,132 Pf. an Gewicht.
2) Zucker von der zweiten Kochung (des melasses recuites) . .	10,960
Ausgeſammt Rohzucker	40,092

Dabei iſt zu bemerken, daß der zweite Zucker unreiner iſt, als derjenige der erſten Kochung, und daher beim Raffiniren beträchtlichen Ausfall erleiden muß.

Daß außer dem Zuckerertrag, der Rückſtand 158,000 Pf. betrug, und einen Trupp Merinos-Schafe während neunundſiebenzig Tagen ernährte.

Auch iſt der Syrupрückſtand, der durch Deſtillirung bedeutenden Branntweinertrag liefern muß, nicht in Anſchlag gebracht. u.

Digitized by Google

Bruchstücke aus der Geschichte der schweizerischen Eidsgenossenschaft im achtzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Drittes Bruchstück.

Die bürgerlichen Unruhen Berns.

Aeltere Verwandlungen der Staatsverfassung. — Verschwörung gegen die Patrizier. — Berns schönere Zeit. — Nachtheilige Wirkungen des Glücks. — Die Gährungen im Waadtlande.

In jenen bürgerlichen Entzweiungen Freiburgs hatte besonders **Bern**, der mächtigste unter den kleinen Staaten in den Alpenländern, die Unverletzbarkeit der von Mißvergnügten bedrohten Verfassung mit eifriger Theilnahme beschirmt. Denn Bern und Freiburg, Töchter des gleichen Fürstenstammes, trugen in der Aehnlichkeit ihrer Staatsordnungen die Spuren verschwisterten Ursprungs, und einerlei Uebel waren bei ihnen aus einerlei Quellen geflossen.

Wie Freiburg im Uechtland, ist **Bern** in den eisernen Zeiten des Faustrechtes zum Schutz des kleinern Adels und aller Unterdrückten wider der burgundischen Baronen gesetzlose Gewalt von einem Herzoge des Hauses Zähringen gegründet worden. Aus dem Reichthum benachbarter Edeln ward sie größtentheils erbaut; von Rittern, Handwerkern und freien Landleuten bevölkert. Wer sein Schwert, seinen Handschuh, seinen Feuereimer brachte, hatte Bürgerrecht; wer eines der hölzernen Häuser der neuen Stadt, Anspruch auf Ehrenstellen.

Frei waren Alle; denn der Freiheit war dieser Waffenort erbaut. Die höchste Gewalt bei der ganzen Gemeinde. Von ihr erkohren, verwalteten nach den Satzungen der Stadt ein Schultheiß und vierundzwanzig achtbare Männer Rath und Gericht, laut Vermächtniß ihres Stifters und Kaiser Friedrichs II. goldener Handveste; vier Venner wachten, angestellt, über Steuern, Vormundschaft und Erbrechte der Stadtviertel; im Kriege aber trugen sie das Panner dem Heere vor zum Siege.

Eine Weide fürs Vieh und zwei Forste hießen lange das einzige Eigenthum und Gebiet Berns. Dann aber ward dieses erweitert, bald durch Ankauf von Ländereien und Rechtsamen benachbarter Oberherren, wozu die ganze Bürgerschaft steuerte, bald durch Waffenthaten, welchen jeder Einwohner freudig zuzog.

Digitized by Google

Nur mit Aufwand großer Kräfte behauptete Bern in schweren Zeiten, bald unter des Reiches, bald unter Savoiens Schutz, freies Dasein, erst gegen den Uebermuth, dann gegen den Neid mächtiger Großen. Die ewigen Fehden der kleinen, aufblühenden Republik, gaben den bedrängten Bürgern unbezwingbaren Trotz, Vaterlandsliebe, zu allen Opfern willig, Vorsicht im Siege, männlichen Hochsinn nach Niederlagen.

Der in Bern verbürgerte Adel, zahlreich, durch beträchtliche Besitzungen erste Stütze der Stadt, durch Kriegesthaten ansehnlich im Volk, wurde von der Gemeinde jederzeit an die Spitze des Heeres, oder der Verwaltung gewählt. Immer ruhte, seit Erbauung Berns, ein volles Jahrhundert lang, die höchste Würde eines Schultheißen auf adelichen Mitbürgern.

Die Gemeinde aber, der Freiheit, welche sie theuer oft mit Blut erkauft, nicht durch den Ehrgeiz eigener Mitglieder verlustig zu werden, richtete der Gewalt der Regierung Schranken auf, und ordnete aus sich im Jahr 1294 einen Ausschuß von zweihundert Bürgern ihm zur Seite. Dieser sollte, aller Bürger Stelle vertretend, die höchste Gewalt üben. Zweihundert achtbare Männer schienen tüchtiger, dem wachsenden Einflusse des Adels entgegenzustehen, als eine große Gemeinde, deren Mehrheit, minderbegütert, leicht von den Reichen beherrscht ward. Sechszehn Bürger des Rathes hatten die Pflicht, dem täglichen Rathe zu allen Zeiten, an allen Orten beizuwohnen, und die Freiheiten der Gemeinde, wie Sparta's Ephoren, zu bewachen.

Dem Ehrgeiz des Adels verdroß die Staatsveränderung; selbst gemeine Bürger stiegen nun zur Schultheißenwürde auf. Daher entspann sich langer, bald offener, bald geheimer Kampf zwischen dem höhern Adel, seit Berns Stiftung am Staatsruder gesessen, und den Bürgern. Jene wollten ihr Vorrecht im gemeinen Wesen, wie es die Vorfahren gehabt, diese die Freiheit der Gemeinde behaupten.

Der Rath und die Zweihundert gewannen jedoch endlich, da Herrschaft Allen wohlthat, einerlei Ansicht der Sache und machten zuletzt gegen die Bürgerschaft gemeine Sache. Der kriegslustige Adel leitete wieder die öffentlichen Angelegenheiten; die vornehmsten Stellen der Republik wurden von seinen Geschlechtern besetzt.

Da versammelte sich im Jahr 1384 das unzufriedene Volk nach altem Brauch in der Predigerkirche. Und nach Anhörung der Sechszehner entsetzte es die meisten Glieder des Rathes der Stellen, erwählte einen andern Rath und errichtete mit ihm ein neues Grundgesetz, den Stadt Bern Schirmbrief geheißen.

Von nun an sollten die zweihundert des großen Rathes alljährlich aus den Handwerkern der Stadt erwählt werden, doch nicht durch das Volk selbst, sondern durch die vier Venner, und durch die Sechszehner, als Männer des Volks. Denn es dünkte leichter, zwanzig unbestechliche Bürger gegen die Herrschbegierde reicher Geschlechter zu finden, als Sicherheit gegen die Gewalt schlauer Umtriebe oder des Goldes in den leicht bewegbaren Haufen der Menge.

So opferte die Gemeinde, um Freiheit zu sichern, das erste ihrer Majestätsrechte willig

Digitized by Google

auf. Allein diese Macht, die Würdigsten zur Staatsführung zu ernennen, einzelnen Bürgern, denen alle trauten, übergeben, gründete, statt der Gleichheit Aller, bald bürgerliche Ungleichheit.

Die Venner, als unbeschränkte Wahlherrn, betäubt durch Schmeichelei der Vornehmsten, welche den Ehrenstellen nachbuhlten, erhoben sich als gewaltigste Behörde des Freistaats. Ihren Winken folgten bald Alle. Sie vergaben die wichtigsten Würden und Aemter Freunden und verwandten Geschlechtern; sie selbst bestanden im Mittelpunkte aller Macht. Die einmal zur Regierung gewählten Geschlechter verewigten sich allmählig auf den Stühlen derselben, indem der große Rath, vereint mit Vennern und Sechszehnern, sich jederzeit selbst ergänzte, und die Stelle der Gemeinde einnahm. Regimentsfähigkeit blieb zwar allen Bürgergeschlechtern, aber an der Regierung hatten nur Wenige ausschließlichen Theil.

Die Hoheit der Venner und des unter ihrem Walten entsprungenen Patriziats konnte nicht durch Empörungen im Lande, nicht durch Bewegungen in der Stadt gebrochen werden. Die Gemeinde ward seltner versammelt. Im Jahr 1531 erschien das erste Gesetz, von Schultheiß Räth und Burgern der Stadt Bern, ohne der Gemeinde Zustimmung; und im Jahr 1536, als Bern den Krieg gegen Savoien erklärte, übte zum letztenmale die Bürgerschaft der Stadt gesetzgebende Gewalt.

Zwar entriß zur Zeit der großen Kirchenverwandlung der Rath der Zweihundert den Vennern mit dem Wahlrecht den gewaltigen Einfluß. Aber die Gemeinde, schon längst von der Theilnahme öffentlicher Angelegenheiten verdrängt, empfing damit die eingebüßte Hoheit nicht wieder. Das Regiment vererbte sich in den Geschlechtern des großen Rathes, welcher seinen Machtkreis über den kleinen Rath ausdehnte, und Gesetzgebung, höchstes Gericht, und Vollziehung der Gesetze, die Summe aller Staatsgewalt, in seiner Hand vereinte.

So lange Berns Bürger noch in hölzernen Hütten wohnten, waren sie frei. Als Palläste aus der Halbinsel der Aarstroms stiegen, war von der Freiheit aller Bürger nur noch der trügliche Name vorhanden. Jene Verfassung, rechtmäßig gestiftet, oder nicht, ward durch Uebung mehrerer Jahrhunderte befestigt. Jeder Angriff gegen die Hoheit des emporgestiegenen Patriziates galt einem Aufruhr gegen die Majestät gleich.

Berns Freiheitsurkunden, die goldene Handveste und der bürgerliche Schirmbrief, waren zwar noch durch kein späteres Gesetz feierlich vernichtet worden; aber in ihren goldenen und silbernen Schaalen, vergessen, und durch die That der bestehenden Ordnung untauglich. Das Patriziat, um nicht gefährliche Erinnerungen in der Gemeinde zu erwecken, wagte jedoch nie, die alten Freiheitsbriefe förmlich zu verrufen. Dieses Versäumniß gab aber den mißvergnügten Bürgern der Stadt, so oft sie Aufstand versuchen wollten, den Schein des Rechts. Neben dem klaren Worte unverschollener Staatsgrundgesetze stand ehern die aristokratische Ordnung, als Geburt menschlichen Ehrgeizes und Mißbrauches der anvertrauten Gewalt.

Mehrmals ists daher in Bern unternommen worden, die Eigenherrlichkeit der vornehmen Geschlechter zu stürzen, wenn sie den Bürgern durch Härte, Stolz und Selbstsucht einzelner

Digitized by Google

Männer verhaßt ward. Und immer wurde zur Wiedereinführung der Gemeinde die Heiligkeit des alten nie aufgehobenen Schirmbriefes der Rechtsgrund, und selbst die kaum beachtete Inschrift des Stadtsiegels mußte für die Gerechtigkeit ihres Zweckes sprechen.

Noch im achtzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung sträubte sich die Bürgerschaft mehrmals gegen die Verfassung. So traten im Jahre 1710, mißmuthig wegen der neuen Regimentswahlen, Viele zusammen, foderten Wiederherstellung der Ordnung im Sinn des Schirmbriefs, und drohten in einer dem Rathe überreichten Denkschrift, unterdrücktes Recht mit Gewalt zu handhaben. Schon reifte eine Verschwörung im Dunkeln; aber durch zwei ihrer Theilnehmer verrathen, ward sie vernichtet. Die Häupter derselben flohen verbannt.

Damals waren der regierenden Geschlechter in Bern achtzig an der Zahl, welche die einträglichsten oder bedeutendsten Aemter unter sich vertheilten. Was die Macht der Regierung brechen sollte, stärkte sie. Jeder Zwietracht unter ihren eigenen Gliedern vorzubeugen, ward nun die Vergabung ergiebiger Landvogteien, sonst durch Gunst geschehen, dem Zufall des Looses überlassen, und, um sicher und schnell aufstrebender Meuterei entgegenzuwirken, ein geheimer Rath angeordnet. Dieser konnte in wichtigen Anlässen, selbst ohne Vorwissen des großen Rathes, gleich einer Staatsinquisition, verfügen. Das Geheimniß seiner Verhandlungen umringte die Regierung mit Furchtbarkeit und machte die Verfassung Berns der des venetianischen Patriziats verwandter.

Doch schreckte dies den Muth derer nicht, welche der anschwellenden Macht der Herrscherfamilien einen Damm des Gesetzes entgegenbauen wollten. Männer der Gemeinde, oft Augenzeugen der niedrigen Umtriebe und Mittel, Stellen des großen Rathes zu erhaschen; Augenzeugen, wie feile Gunst, nicht immer Ehrfurcht vor Verdienst, den Eintritt in das Heiligthum der höchsten Gewalt öffneten, verabredeten: vor dem entweiheten Senat gegen künftige Entweihungen bittend einzukommen. Mag gekränkte Eigenliebe Manchen zu der Zahl dieser Bürger geführt haben: doch war auch in Vielen der Sinn für Recht und Wahrheit und Vaterlandsglück, und Vielen war gräuelhaft, Tugend und höhere Geistesgaben aus den Reihen der Vorsteher des Staats durch die Geschmeidigkeit schamloser Selbstsucht verdrängt zu sehen.

Es war zu Ostern im Jahr 1744, als vierundzwanzig regimentsfähige Bürger ehrfurchtsvolle Bitten übergaben, daß ein Gesetz verordne: bei künftigen Besetzungen des Rathes, aus allen wahlfähigen Bürgern durchs Loos, als göttliches Werkzeug, nicht mehr durch Gunst und Schenkung, die erledigten Stellen zu füllen. So, hofften sie, werde der Eigennutz gelähmt, und die Standesehre aufrecht gehalten werden.

Der Rath der Zweihundert, weniger durch den bescheidnen Wunsch dieser Bürger, als durch die stille Anklage erzürnt, welche die Bitte, wenn auch nur leise, gegen Viele seiner Glieder aussprach, antwortete mit Richtersprüchen. Die Bittenden wurden, als verwegene Meuter, theils zu längerer oder kürzerer Einbannung in ihren Häusern, theils zu fünf- und zehnjähriger Verweisung aus dem Vaterlande verdammt.

Digitized by Google

Gegen die eherne Herrlichkeit der bestehenden Aristokratie anzukämpfen, konnte von nun an nur noch Werk blinder Verzweiflung, oder zügelloſen Ehrgeizes Nichtregierender ſein. Doch darf die Geſchichte nicht läugnen, was Berns Patriziat einſt durch Mißbrauch der Gewalt dem Volke an Freiheit entriſſen, das hat es demſelben durch ruhmvolle und weiſe Beherrſchung Jahrhunderte lang erſetzt. Mochten einzelne Rathsherrn oder Amtleute immerhin mit Uebermuth und Leichtſinn die Würde ihres Standes beflecken, — der große Rath von Bern war zu dieſer Zeit einer der erlauchteſten in geſammter Eidsgenoſſenſchaft durch Weisheit, Kraft und Edelmuth. Selbſt die Gemeinde vergaß ob der Tugend, die ihn leitete, alter Anſprüche. Das Volk der Unterthanenlande, von keinen Laſten beſchwert, liebte die milde Herrſchaft.

Die Liebe der guten, aber auch die Feindſchaft der ſchlechten Bürger ſind gleich rühmliche Zeugen für die Güte des Regiments. Berns Regierung genoß beider.

Ein Kaufmann Gabriel Fueter, ein Goldſchmid Daniel Fueter, ein Rothgerber Gottfried Kuhn, von Ehrgeiz, oder zerrütteten Vermögensumſtänden gequält, betrieben anfangs unter ſich den Entwurf, eine Regierung zu ſtürzen, deren Gerechtigkeit und Unbeſchränktheit ſie haßten. Dann warben ſie andere Mißvergnügte, meiſtens Menſchen, die Groll gegen eine Obrigkeit zur Schau trugen, von welcher ſie Zurückſetzung erfahren hatten, oder unter Schulden ſeufzten, welche im gewaltſamen Umſturz beſtehender Ordnungen Vergeſſenheit zu finden meinten. So trat zu ihnen ein Lieutenant Emanuel Fueter, hülflos, ohne Vermögen, aber zu verzweifelten Wagſtücken um ſo geſchickter; ein Kaufmann Samuel Nikolaus Wernier, deſſen häusliche Lage nur in allgemeiner Verwirrung neue Kräfte ſchöpfen konnte; ein Meßkünſtler Michel Ducreſt, zu Bern verhaftet wegen Theilnahme an den Händeln der Stadt Genf; ein Hauptmann Hänzi, deſſen Gemüth durch eine Kette von Unglücksfällen mit Bitterkeit erfüllt, und deſſen oft gekränkter Ehrgeiz nach großen Genugthuungen begierig war.

Dieſe Unzufriedenen traten in nächtlichen Verſammlungen mit feſten Vorſätzen einander näher. Vaterlandsliebe mußte verſchiedenen Leidenſchaften und ſträflichen Begierden den Namen leihen, oder Gewiſſen beſänftigen, welche vor verbrecheriſchen Entwürfen zittern wollten.

Die Verſchwornen vereinigten ſich, daß ein Gewaltsſchritt die Verderblichung der Macht, des Herrſcherrechts und Reichthums, welcher aus Staatsämtern floß, in den Geſchlechtern zertreten, und die alte Bürgermajeſtät laut Handveſte und Schirmbrief der Gemeinde zurückgegeben werden müſſe. Der Grundriß neuer künftiger Verfaſſung ward von ihnen entworfen. Alle, welche dieſes Sinnes waren, banden ſich durch fürchterlichen Eid, den keine weltliche und geiſtliche Macht von der Seele löſen könne, das Geheimniß bis nach der Vollendung des Werkes zu bewahren, und Falſchheit im Blute des Verräthers zu rächen. Eine Denkſchrift, darin jede Zeile die gräßliche Begeiſterung der Verſchwornen athmete, ward den Neugeworbenen des Bundes dargeboten. Sie ſchilderte mit brennenden Farben der alten Ordnungen Entartung, den Stolz der Regierenden, welcher die Enkel von Berns alten Heroen im Staube ſchmachten

Digitized by Google

laſſe; das Ziel der herrſchenden Geſchlechter, die Souveränetät in ihr erbliches Eigenthum zu verwandeln. Sie ſchilderte die Schändlichkeit der Staatskunſt, durch Entzweiung der Bürger, Städte und Dorfſchaften, der deutſchen und welſchen Lande, eine volle Unbeſchränktheit des Willens zu erwerben; ſie ſchilderte die Habſucht, den Hochmuth, die Beſtechlichkeit, und das Sittenverderbniß einzelner Mächtigen; ihr freches Spiel mit der Heiligkeit des Eides; ihr Verſpotten der Religion. Berns Patrizier hatten keine Sünde begangen, oder zu keiner den Argwohn gereizt: die Denkſchrift der Verſchwornen ſtellte Alles auf, um einen tödtlichen Haß anzufachen, und zu blutigen Anſchlägen zu ſpornen. „Man muß (ſo ſprach ſie) den Degen in der Fauſt, und nicht die Feder in der Hand haben, wenn man das verlorne Kränzlein der Freiheit wieder erobern will.“

Es ward der Tag beſtimmt, der 13 Heumond des Jahres 1749, an welchem die Verfaſſung in offenem, blutigen Tumult vergehen ſollte. Mit bewaffneter Fauſt ſollte das Zeughaus genommen, der Rath der Zweihundert geſprengt, Freiheit durch die Gaſſen gerufen, einer der Schultheißen an die Spitze der Staatsumwälzer gezwungen, die Gemeinde verſammelt und neue Obrigkeit gewählt werden.

Unter allen Verſchwornen hatte Samuel Hänzi durch Geiſtesbildung, Wiſſenſchaft und höhere Gemüthsart das erſte Anſehen. Im Gefühl ſeiner Kraft ſehnte er ſich nach großen Spielkreiſen. Sein Ehrgeiz, oft verwundet, wenn ſchwächere Nebenbuhler durch Familiengunſt weit über ihn erhoben wurden, verſchmähte zuletzt nicht die Rolle eines Catilina, da er keiner der Väter ſeines Vaterlandes werden konnte. Einſt Hauptmann einer Kompagnie in modeneſiſchem Dienſt, war er, da dieſelbe aufgelöſt worden, in die Heimath zurückgekehrt, um ſeine Güter zu verwalten, Wechſelgeſchäft zu treiben, und in der Stille häuslichen Glückes, unter den Liebkoſungen von Gattin und Kindern, glänzendere Looſe vergeſſen zu lernen. Im Jahr 1744, da vierundzwanzig Bürger ihre Bittſchrift gegen die Mißbräuche der Verfaſſung überreichten, ſtand auch er in ihrer Zahl, und ward er, gleich den meiſten derſelben, aus dem Lande verbannt. Neuchatel ward ſein Aufenthalt; die Muſen erleichterten die Traurigkeit ſeiner Verbannung. Aber ſein Hausweſen verfiel. Durch demuthsvolle Bitten gewann er endlich Begnadigung. Von Neuchatel kehrte er in die Vaterſtadt zurück. Die erſte Stelle eines Bibliothekars ward offen; er bat darum. Ihm ward ein Anderer vorgezogen, deſſen größere Würdigkeit in mächtigerer Fürſprache lag.

In ſich ſelbſt verſchloſſen, über ein Schickſal grollend, welches jeden ſeiner Wünſche zerriß, fanden ihn die Verſchwornen. Er gehörte ihnen, ehe ſie ſprachen; er verabſcheute ſie, da er der ihrige geworden. Denn dieſe Elenden, großer Geſinnungen unfähig, wollten mit verbrecheriſchen Mitteln nur die niedrigſten Ziele. Manche lechzten nach dem Blute der Erſten im Staat, um eine unedle Rache zu kühlen; andere wollten, während Bern in Flammen lodern würde, Plünderung des öffentlichen Schatzes. Die Ungeduld Vieler mochte die Ankunft des Schreckenstages kaum erwarten, ſondern wollte den Aufruhr ohne Verzug beginnen. Andere

Digitized by Google

warben ohne Wahl neue Gehülfen, und brachten mehr denn sechszig Menschen in das Geheimniß. Das hieß es zerstören.

Hänzi sah bei dieser Rotte sein Heil verloren. Heimlich brachte er das Beste seines Eigenthums in Sicherheit, und rüstete sich, nach Frankreich oder Italien zu flüchten. Aber früher, als er ahnete, war die Verschwörung von einem geistlichen Mitgliede verrathen. Hänzi ward auf einer Lustfahrt ergriffen, in den Kerker geführt; mit ihm noch Wernier und der Lieutenant Emanuel Fueter. Andern gelang es, zeitig zu entkommen.

Wie Wernier und Fueter durch wilde Betriebsamkeit und Gräßlichkeit der Anschläge, war Hänzi durch Geistesgewandtheit und Einsicht zu den Häuptern der Verschwörung gezählt worden. Ihre Entwürfe, ihre Eide, ihre Denkschriften, ihre Werbungen, ihre mit geheimnißvollen Mienen hier und da ausgestoßenen Drohworte, zeugten wider sie. Keiner läugnete. Jeder flehte nur um Frist eines schmachvollen Lebens. Hänzi, eines bessern Schicksals nicht unwerth, verschmähte allein das Geschenk des elenden Daseins. Sie wurden zum Tode verurtheilt. Wer wider des Staates Ordnungen das Schwert führt, dem mag das Leben kein Gesetz schirmen, von dessen Schutz er sich losgeschworen. Er tritt in den Stand des Krieges wider die bürgerliche Gesellschaft, und muß Gewalt leiden, wie er sie üben wollte.

Im versammelten Rathe zu Bern erhob sich zwar die schöne Stimme der Menschlichkeit einzelner Männer für diese Verirrten, welche wenige Tage früher den Mordstahl wider jene und deren Kinder geweht hatten; aber lauter schrie das Gefühl der Rache und der Furcht. Unter Allen erschien Hänzi der Verdammenswürdigste vor dem Richterstuhl. Nicht weil er durch Geisteskraft der Verschwörung gefährlichstes Werkzeug gewesen, sondern weil er seiner Obrigkeit die frühere Begnadigung mit den Entwürfen schwärzerer Verbrechen vergolten.

Am 16. Heumonat 1749 ward Hänzi zum Tode hinausgeführt. Er schied von Weib und Kind mit gebrochnem Herzen, doch eines edeln Muthes. Er sah die Häupter seiner Mitverschwornen fallen, Werniers und Fueters. Dann, eines unglückseligen Lebens müde, empfing er ohne Zagen den Todesstreich. Er wußte edler zu sterben, als zu leben. — Was frommt dem alles Wissen, der sein Leben nicht mit den Unfällen der Welt versöhnen, und es nicht unbefleckt über das düstere Spiel der Leidenschaften erheben kann?

Verbannung von dem Boden der Heimath ward der Uebrigen Strafe. Hänzi's verzweifelnde Gattin floh mit beiden Söhnen in fremde Gegend. Und als sie verloren im Jammer an den eidsgenössischen Grenzen stand, am Ufer des Rheins, wandte sie noch einmal das Angesicht zurück, und sprach zum versammelten Volk: „Hier die Söhne, ich liebe sie mit Mutterzärtlichkeit. Aber wüßt' ich, daß sie nicht das Blut des enthaupteten Vaters rächen würden, ich sähe sie lieber jetzt in diesen Wellen untergehen."

Größer als der Schmerz der Gattin, thaten die Söhne dieser Mutter. Einer derselben, nachmals in der Leibwache des Erbstatthalters der vereinigten Niederlande, half mit freund-

Digitized by Google

lichem Beistande jedem seiner ehmaligen Landsleute, der seine Hilfe ansprach. Er trug mit Wohlthun an Bürger der Vaterstadt die Schuld des Vaters ab.

So bedeutungslos an sich die Geschichte dieser Verschwörung ist, ward sie erst durch mannigfaltige Folgen für den Staat wichtig. Hänzi's Blut, um welches kein gebeugtes Volk trauerte, war dennoch nicht vergebens geflossen. Es hatte die öffentliche Aufmerksamkeit zu den Gebrechen im Staate geleitet; viele Glieder vom Rathe, des Ruhmes ihrer Vaterstadt werth, forderten Reinigung der Verfassung von den eingedrungenen Uebeln.

Und ein wahrhaft republikanischer Geist, welcher über den Werth des Bürgers den Rang desselben vergißt, begann von diesen Tagen an, die Härte der aristokratischen Formen zu durchbringen und zu mildern. Männer von Geist und erhabener Denkart empfingen das Staatsruder; ihre musterhafte Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten ward den Nachkömmlingen Lehre, daß nicht die Würden des Landes dem Manne, sondern der Mann den Würden Ruhm bringen solle. Die Schranken des Unterschiedes, von der Eitelkeit zwischen Bürgern und Bürgern gezogen, wurden einzeln weggerückt. Die Scheidelinie zwischen Adlichen und Unadlichen gelöscht; den ewigen Einwohnern Berns das Bürgerrecht gegeben, selbst Fremden die Niederlassung in der Hauptstadt erleichtert. Ja, Berns herrschende Geschlechter errangen einen Sieg über sich selbst, daß sie den vielgefürchteten Uebergang von aristokratischer Staatsform in bestimmte Oligarchie um mehr als ein Jahrhundert entfernten, aus freiem, großem Entschluß. Es ward verordnet: die Reihen bürgerlicher Geschlechter sollen nie vermindert, und die der regierenden nie unter zweiundsiebenzig sinken, sondern an die Stelle erloschener Familien sogleich andere aufgenommen werden. Staatsklug ward bei diesem veranstaltet, daß die neuen Geschlechter aus den unterthänigen Landschaften und Städten erwählt, und daß mit der Ehre des Bürgerrechts das Verdienst um die Hauptstadt belohnt oder der Eifer für sie erweckt werden sollte.

Von allen Staaten der Eidsgenossenschaft war Bern durch die große Denkart seiner Bürger und die Staatskunst seiner Regierungen immer, ungeachtet aller häuslichen Zwiste, seit den frühesten Zeiten der ruhmvollste gewesen. Ueber ein halbes Jahrtausend hatte es gestanden, unter mancherlei Stürmen, immer unerschrocken, nie gebeugt; mitten in heimischer Zwietracht zeigten die getrennten Bürger, wenn fremde Gefahr vor den Mauern erschien, dieser nur ein Herz; in zwanzig Kriegen hatten sie ihre Rechte bald ruhmvoll verfochten, bald erweitert. Seit sie im Kreise der Eidsgenossenschaft standen, hat diese, ohne Berns Panier, wenig große Waffenthaten vollbracht.

Im ersten Jahrhundert, seit Gründung der Stadt, kämpfte sie, wie das jugendliche Rom, um das unsichere Dasein; im zweiten legten Vaterlandsliebe und Heldenmuth, Griechenlands schönster Tage werth, den Grundstein künftiger Größe der Republik; im dritten schwächte das Glück der Siege und die wachsende Macht den Geist edler Einfalt. Aber die Herrschsucht

Digitized by Google

betäubte noch nicht, sie schärfte nur den Blick der Staatskunst. Das Streben nach Reichthum entnervte noch nicht; es führte nur Sinn für Kunst und Wissenschaft und edlern Genuß in die kriegerische Stadt. Im vierten erstieg Bern den Gipfel seiner Macht; im fünften genoß es, weise verwaltend, das Erbe der unsterblichen Vorwelt.

Bern hatte den Wendepunkt seines Glanzes im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erreicht; es erschien in einer Größe, wie keiner der Alpenstaaten; in einem Reichthum, den auch Könige bewunderten.

Da sahen die verarmenden Höfe Europa's mit Erstaunen eine Regierung im rauhen Schooße der Alpen, welche, ohne Gold- und Silberminen, ohne Pflanzstätten jenseits der Meere, ohne kaufmännischen Alleinhandel, väterlich wohlthuend in der Mitte eines glücklichen abgabenfreien Volkes lebte und öffentliche Werke mit fürstlicher Freigebigkeit vollbrachte. Sie sahen eine Regierung, welche ein starkes Heer im Felde hielt; Schlachten gewann; Städte eroberte; kein besiegtes Land durch ungeheure Erpressungen entmarkte; großmüthigen Frieden gewährte; und dennoch rein von allen Staatsschulden blieb. Dann wieder, wie sie fast gleichzeitig die Hauptstadt mit Tempeln, Pallästen und Krankenhäusern schmückte; ihr Gebiet mit vier großen Herrschaften um den Kaufpreis von anderthalb Millionen erweiterte; dem wilden Kanderstrom durch Felsenberge ein neues Bett sprengte in den See von Thun; bald fremder Noth, bald einheimischen Bedürfnissen, wenn Kornmangel und Landplagen das Volk bekümmerten, große Summen opferte, oder Pfarreien und Aemter reichlicher ausstattete, und doch noch größere Summen in Europens berühmteste Banken als ewigen Nothpfennig niederlegte.

Berns Regierung also, durch weise Haushaltung unter allen der Schweiz die reichste, durch Klugheit und Waffen die mächtigste, groß in ihren politischen Ansichten, treu in ihren Verträgen, unbestechbar in ihren Sprüchen, väterlich mit dem Volk, prachtvoll in öffentlichen Anlagen, — war mit Recht die Krone der alten Eidsgenossenschaft zu heißen.

Nie hätte diese Stadt aber solchen Glanz gewonnen, ohne die Kraft ihrer Verfassung; nie die Verfassung solche Kraft, ohne die aufopfernden Anstrengungen der Ruhmbegierigen, welche sie handhabten.

Wie in den ersten Zeiten der Republik der in Friedens- und Kriegshändeln gewandte Adel, vom Volke selbst gerufen, für die Erhaltung der Stadt sein Blut hingab, sind seine Thaten nachher lockende Vorbilder der Enkelschaft geworden. In dem Ansehen hochverdienter Geschlechter hatte sich der Keim der Aristokratie entwickelt. Die patrizische Jugend, zur Herrschaft geweiht, hatte ihre Lehrjahre in Erlernung der Staatsgeschäfte, oder Uebung der Waffen, zugebracht. Sie kannte ihre Bestimmung, und gehörte ihr. Nur in neuer Verherrlichung des Vaterlandes konnte sie den Ruhm ihres eignen Namens verjüngen. Daher der Wetteifer Aller zu allem Großen. Nahrungssorge lähmte den aufstrebenden Geist nicht, und der Betrieb der Werkstätten und des bürgerlichen Gewerbs machte nicht die Leitung öffentlicher Angelegenheiten zum Nebenwerk. So konnte Bern eine große und thatengeschmückte Reihe preiswürdiger Staatsführer und Feldherrn zeugen, wie kein anderer Ort des helvetischen Bundes.

Digitized by Google

Aber lange Ruhe wie immer (Staaten wie Menschen unterliegen dem gewaltigen Gebote der Natur) entspannte zu schnell, doch unmerklich, die Kraft der Geister. Beim Mangel schwieriger Werke lenkte die müßige Thatenlust zum Spiel mit unwichtigen Dingen, daß kleinliche Umtriebe zuletzt den Gleichschein großer Unternehmungen annahmen. Nun einmal die Geschlechterherrschaft gegen Angriffe ehrgeiziger Volksmänner geborgen stand, hatten die Geschlechter der Regierung nur noch um größern oder geringern Theil an der Million zu hadern, welche jährlich über sie aus den hundert öffentlichen Stellen floß. Die patrizische Jugend, ihrer Versorgung und Erhöhung gewiß, hatte nicht mehr zu verdienen, nur zu erwarten. Das Baret, welches die Glieder des selbherrlichen großen Rathes schmückte, ward öfters um Geld, noch öfter durch Weiberhände feil; seltner dem Verdienst zur Belohnung. Der Stammbaum, in den Vorsälen der Patrizier, versöhnte nur zu oft mit den Gebrechen seines Besitzers. An die Stelle edeln Selbstgefühls setzte sich bei Vielen Geringschätzung niederer Stände. Der werthlose Günstling des Zufalls verschmähte den genialischen Günstling der Natur; des Handwerkers Fleiß, des Kaufmanns geschäftiges Treiben, des Künstlers, des Gelehrten mühsames Streben für die Menschheit wurden minder geehrt. Ausschweifungen in Tempeln der Wollust, oder in Gelagen üppiger Schwelger, galten in Vieler Augen einer Art Großthaten gleich. Männer, durch hohes Alter und hohe Würden über Thorheiten einer stürmischen Jugend erhaben geachtet, erniedrigten sich zuweilen ohne Zucht zu Nebenbuhlern derselben. Berns Sittenlosigkeit, wo auch erhört ward, daß lasterhafte Mütter ihre Töchter selbst schamlosen Gewerben zuführten, wurde durch die ganze Eidsgenossenschaft berüchtigt.

Die Hoffart vieler Patrizier kränkte den Bürger der Stadt; der Landvögte fürstliches Prunken den Unterthan; das Prangen ihrer Gesandtschaften, das verschwenderische Großthun ihrer Reisenden, den Eidsgenossen, dessen Sittenstrenge heilig geblieben. Jeder Patrizier, selbst der edelsinnigere, schien durch ungemessenen Aufwänd ausser dem Hause (auch wenn Sparsamkeit dessen Inneres zierte) den Glanz der erlauchten Vaterstadt vermehren zu müssen. Da Hoheit in Werken seltzn ward, erschien Hoheit in Worten.

So stand Bern, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts; der alten Größe nicht unfähig, aber an vergifteten Sitten kränkelnd; noch Eigenthümerin jeden Glanzes, dessen die Staaten solcher Natur fähig sind, aber nicht stark genug, Gebrechen zu besiegen, welche Wirkungen der Verfassung oder allzulangen Glückes waren.

Die Geschlechterherrschaft gefällt sich im ausschließlichen Besitz der Gewalt, des überlegenen Reichthums, der Einsicht und des Ansehens der Geburt gegen die Mitbürger. Darum muß die Sache des Volks den Sachen der Staatsführer, und das Land dem Glanz der Hauptstadt häufig nachstehen. Geschlechterherrschaft kann den allgemeinen Wohlstand des Landes befördern; aber sie liebt nicht allzugroße Reichthümer in der Hand einzelner ihrer Unterthanen. Sie ehrt Kunst und Wissenschaft, als Hilfsmittel ihrer Hoheit oder Pracht; aber vermeidet die höhere Ausbildung der zur Unterthänigkeit gebornen Volksmenge. Sie kann die Gelehrten und Weisen

Digitized by Google

des Auslandes auszeichnen; die Ueberlegenheit der Gaben und Einsichten eines nicht ebenbürtigen Landmanns sind ihr verhaßt. Denn eifersüchtig auf eigne Hoheit, die aus dem Verderben der öffentlichen Freiheit hervorging, und zwar die Richtung zum Fürstenwesen und Alleinherrscherthum, aber nicht dessen Grundlage, hat: blickt sie voll Argwohns auf jeden, der durch Ruhm, oder Geistesgröße oder Reichthümer herrlich wird, wie auf einen Nebenbuhler; und scheuet sie das Mündigwerden ihres Volkes mit derselben Innigkeit, mit welcher es weise Fürsten befördern.

Es begünstigte Berns Regierung mit rühmlichem Bemühen das Aufblühen aller Zweige der Landwirthschaft. Die unterthänigen Bezirke empfanden keinen Druck der Abgaben. Das Volk der Dorfschaften, höherer Bedürfnisse unkundig, hing daher mit dankbarem Sinne einer Regierung an, deren väterliche Denkart tausend großmüthige Thaten verbürgten. Aber nicht so hoher Gunst erfreuten sich Handel und Gewerbe.

Der Landbau unterhält weitverbreiteten, doch gemäßigten Wohlstand, und eine gewisse Gleichheit der Geistesbildung, die nie gefahrvoll sein kann. Handelschaft aber beschleunigt den Umlauf der Münzen, zieht größere Summen herbei, die bei Einzelnen anschwellend, dunkle Geschlechter plötzlich emporheben. — Wachsender Reichthum aber erzeugt bald höhere Ansprüche; gibt Muth und Einfluß; weckt Neigungen zum Bessern; fordert Aufklärung.

Als Ludwigs XIV. Frommsüchtigkeit den gewerbsfleißigsten Theil seines Volkes vertrieb, begehrten die verbannten Künstler und Handwerker vergebens Zuflucht an den Ufern des Genfersees. Sie mußten in die preußischen Sandgefilde einen Kunstfleiß verpflanzen, welcher daselbst zum Magnet ward, der Schätze herbeizog.

Mit mehr als fürstlichem Aufwand vollendete Bern die Straßen, welche von den Ufern der Reuß und von denen des Lemanischen Sees zur Hauptstadt führten; aber die Nebenstraßen zur Erleichterung des Verkehrs und Waarenversendens blieben unbeachteter.

Während im Schatze des Staates todte Geldsummen aufgeschichtet oder in ausländischen Fonds vertheilt lagen, die zum Theil nachher Beute eines Eroberers wurden, führten Künste und Wissenschaften ein welkes Leben. Die Akademie zu Lausanne, das Werk kirchlichen Eifers zur Zeit der Reformation, und nur kirchlichen Zwecken vorzüglich geweiht, versank, ihres Namens unwerth, in Vergessenheit. Die Akademie der Hauptstadt selbst, für patrizische Jünglinge gestiftet, blieb mangelhaft in ihren Verfassungen, tief unter Zürichs Schulen. Das Landvolk lebte in herkömmlicher Unwissenheit beim einförmigen Tagwerk, und glich seinen Vorfahren aus vergangenen Jahrhunderten oft in Rohheit. Es mangelten nicht dem Vaterlande treffliche Geister; aber den Geistern fehlte zu freier Entfaltung der Kraft das Vaterland.

Die kleinern Städte des Kantons konnten sich, unter Verhältnissen, wie diese, da nicht ein Fürst, sondern eine Stadt sie beherrschte, zu keiner höhern Bedeutsamkeit aufschwingen. Staatsklug verlieh Bern einzelnen der reichsten Bewohner der Landschaft von Zeit zu Zeit sein Bürgerrecht. Indem es so der blöden Eitelkeit des Kleinstädters schmeichelte, entzog es den Munizipalorten mit dem Reichthum zugleich die Möglichkeit, je in einem Stücke Nebenbuhlerei

Digitized by Google

zu treiben. Bei mäßigem Wohlstand und im drückenden Gefühl von Berns unerreichbarem Uebergewicht, begnügten sich die kleinen Städte, miteinander selbst um geringe Vorzüge, oder um die Huld der Gebietenden zu wetteifern und sich gegenseitig zu beneiden.

Diese wechselseitige Spannung der Städte unter sich, und zum Theil gegen die Herrscherstadt, ward, wie im Aargau, so im Waadtlande, lange erblickt. Hier aber, am Leman, wo ein regeres Volk lebte, schon durch Sprache und Sitte von der gebietenden deutschen Stadt verschieden, entwickelte mannigfacher Mißmuth die Gährung früher.

Als Bern einst durch den Vertrag von Lausanne das Waadtland im Jahr 1564 empfangen, und diesem aller Rechtsame Unverletzlichkeit gelobt hatte, die es im Schirm von Savoien besessen, bildete das Volk daselbst drei große Stände, der Freien, der Dienstbaren und Leibeigenen. Leibeigenschaft verschwand vor dem fortschreitenden Geist der Zeit — aber nicht alle Abstufung der freien Klassen.

Diese waren Edelleute, oder Bürger der Städte, oder Landleute mit Eigenthum. Selten vermischten sich dieselben. Da Bern die Oberherrlichkeit nahm, und nur Beherrscher und Beherrschte waren, kein Mittelstand gelten konnte, schien der Adel von seinem unter Savoiens Herzogen gehabten Werth einzubüßen. Seine Ansprüche, wenn gleich oft nur Gespinnste der Einbildung, opferte er nie ganz auf. Der Stolz mancher Landvögte hinwieder vergnügte sich, diese Edelleute noch tiefer zu beugen; er reizte aber nur ihre Begierde, sich geltend zu sehen. Wie Berns Ton gegen sie, ward ihr Ton gegen den Bürger; dann des Bürgers gegen den Landmann. Neid und Eitelkeit vervielfachten bald die gegenseitigen Ansprüche und Stufen. Kleinlicher Ehrgeiz entzweite Gemeinden mit Gemeinden, Einsassen mit Bürgern, Bürger mit Obrigkeiten. Es ward zur Wuth, in Rechtsstreiten zu siegen, und mit lächerlicher Leidenschaft sich wechselseitig herabzusetzen. Alle aber, untereinander erbittert, suchten um so begieriger die Huld der Herrscherstadt. Sie schmeichelten dieser mit um so schamloserer Niedrigkeit, je überspannter der Stolz gegeneinander that.

Bern schien aus dieser Zwietracht allein Vortheil zu gewinnen. Es kannte die Quellen derselben, aber zerstörte sie nie.

Inzwischen hatte der lange Eitelkeitshader, besonders in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, eine Masse von Begriffen über Rechte und Pflichten und bürgerliche Verhältnisse in den Umlauf geworfen. Das Beispiel des benachbarten Genfs hatte Muth für Kunstfleiß erweckt; und eine Schaar geistvoller Fremdlinge, aus allen Weltgegenden zu den reizenden Ufern des Leman wallfahrtend, brachte mannigfache Begriffe und Ansichten zu einem Volk, welchem Wissenschaften und Künste fast fremd geblieben waren. Dies bewirkte, daß bald Jünglinge der angesehensten waadtländischen Geschlechter die Schulen des Auslandes besuchten, und bald in der Waadt selbst Männer aufstanden, der Achtung des Welttheils würdig.

Die bisherigen Verhältnisse der selbherrlichen Stadt zur Waadt blieben nicht länger unbeleuchtet; immer aber geachtet, ob man gleich erst jetzt zu bemerken schien, daß das Volk

Digitized by Google

im romaniſchen Lande unter Savoien freier geweſen, als unter der eidsgenöſſiſchen Stadt; daß viel altes Recht verloren worden, noch mehr durch eigne Schuld, als durch Berns beargwohnte Staatskunſt.

Im Jahr 1782 waren faſt alle Heerſtraßen, welche zur Hauptſtadt führten, vollendet, aber noch nicht die in der Landvogtei Morges. Die Regierung wies drei Fünftel der zu ſolchem Werk erforderlichen Summen an, und verordnete, das Uebrige durch Grundſteuer aus dieſem landvögtlichen Bezirk zu heben. Alle Gemeinden leiſteten ſchweigenden Gehorſam. Nur die Stadt Morges weigerte ſich. Sie that dar, daß die Staatskaſſe, zu welcher alle Zölle und Weggelder flöſſen, allein mit den Koſten ſolches Werkes beladen werden müſſe; daß aber, reiche die Kraft derſelben nicht aus, gemäß der Rechtſame des Landes, die Hebung ſolcher Steuer nur durch Einwilligung der Beſteuerten geſchehen könne.

Bern, nur Gehorſams gewohnt, achtete nicht der angerufenen Rechtstitel, ſondern befahl voll Unwillens ungeſäumte Eintreibung des auf Morges fallenden Geldbeitrags. Und er ward gegeben. Die Heerſtraße ward im Jahre 1789 vollendet. Die Bürgerſchaft der kleinen Seeſtadt, ihre Rechte verwahrend, hatte zwar Gehorſam geleiſtet; doch mit beſcheidenem Muthe näherte ſie ſich im Jahre 1790 noch einmal dem Oberherrn, und entfaltete die Urtitel ihrer Rechtſame. Sie begnügte ſich, ohne von der Gerechtigkeit des Landesherrn die Rückgabe der Steuern zu erbitten, ſelbſt ohne eine Entſcheidung zu fordern, nur ihre unverjährbaren Freiheiten in die Erinnerung des berniſchen Rathes zurückzurufen, welcher ſeit ſieben Jahren dieſelben keiner Aufmerkſamkeit gewürdigt.

Der Rath der Zweihundert erwiederte damals: „Wir finden es der Natur der Sache und der Würde der Regierung entſprechend, ohne Verzug die Beſchwerden und Vorſtellungen der Stadt Morges ſorgfältig zu prüfen.“ — Aber ein Jahr verfloß, und mehrere folgten ihm, ohne daß dies Wort erfüllt ward.

Inzwiſchen waren im benachbarten Frankreich die Tage erſchienen, welche die Geſtalt dieſes Staates verwandelten. Paris und die Provinzen gährten. Die Sprache von ewigen Rechten der Völker ward laut. Die Baſtille, das grauſenvolle Denkmal von der Eigenmacht der Könige und ihrer Diener, war ein Schutthaufen; der Adel der Geburt in einer einzigen großen Nacht vernichtet; das Heer ſchwelgeriſcher Fürſten und Höflinge vor dem Zorn einer furchtbar aufwachenden Nation entflohen.

Europa's Könige und Völker, mit mannigfaltigen Erwartungen und Wünſchen, ſahen auf den Urſprung der ungeheuern Ereigniſſe, die keine Weltgeſchichte noch erfahren. Viele ſegneten die Kühnheit eines Volkes, deſſen Beiſpiel, auf das Gemüth der Herrſcher wirkend, den Geiſt weiſer Freiheit und Geſetzgebung durch den Welttheil zu verbreiten verhieß. Bald bildeten aller Orten die Beobachter des rieſenhaften Schauſpieles, mit getheilten Meinungen und Wünſchen, Parteien.

Digitized by Google

Auch im Waadtlande. Hier lebten damals zerſtreut in den Städten mehrere geiſtvolle Männer, welche mit jugendlichem Ungeſtüm die Siege des franzöſiſchen Volkes über ihre Unterdrücker feierten. Sie zweifelten nicht, daß die Umgeſtaltung aller bürgerlichen Verhältniſſe eines der mächtigſten europäiſchen Reiche Verwandlungen großer Art in andern Staaten zeugen müſſe. Ihrer Viele, vom Zauber des Beiſpiels ergriffen, wünſchten den Tag der Wiederherſtellung auch eigner unterdrückter oder verſäumter Rechtſame gewaltſam herbeizuführen; Andere mahnten nur, ihn nicht unvorbereitet zu empfangen, ſondern die Zwietracht der Gemeinden in Eintracht aufzulöſen, um einſt durch Vereinigung ſtärker, Hinderniſſe mit leichterer Mühe beſiegen zu können.

Das Beiſpiel der Stadt Morges hatte ſchon ſeit dem Jahre 1782 mehreren Städten und Ortſchaften des Landes Muth gegeben, ihre Briefe und Rechtstitel aus dem Staube der Urkundengewölbe hervorzuziehen. Die gemeinſame Angelegenheit führte Gemüther zuſammen, welche ſeit Menſchengedenken nur des Haders wider einander gewohnt waren.

Berns mehrhundertjährige, bisher nur geprieſene, Verwaltung der Waadt ward ſtrenger unterſucht und beurtheilt. Man fand nun am Leman eine verwahrloſete Landſchaft, ohne Gewerb und Kunſtfleiß; den Handel unbelebt; den Weinbau allein blühend, aber alle andere Zweige der Landwirthſchaft noch in unreifer Kindheit. Man berechnete, welche Summen Bern alljährlich aus ſeinem romaniſchen Lande von Zehenden, Bodenzinſen und Gefällen aller Art gezogen, und wie wenig es davon dieſem Lande wieder gewidmet hätte. Man überzeugte ſich, ein volles Drittheil aller Einkünfte wäre jährlich ohne Wiederkehr Berns Gewinn.

Betrachtungen dieſer Natur mehrten den Gährungsſtoff.

Es iſt in den Städten des Waadtlandes ein Volksfeſt, daß in anmuthiger Jahreszeit Jünglinge in feierlichem Aufzuge hinausziehen, mit dem Pfeil der Armbruſt ein fernes Ziel zu treffen. Fremde und Einheimiſche geſellen ſich dann aus der Nachbarſchaft an dem Tage zuſammen, um ihn unter Geſang und Tanz dem Vergnügen zu weihen.

Heinrich Monod von Morges, ein junger, für Glück und Freiheit ſeines Vaterlandes entbrannter Mann, welcher mit der Begeiſterung der Jugend eine männliche Beſonnenheit verband, faßte den Gedanken, am Feſte des Bogenſchießens engere Verſchwiſterung der Städte durch freundliche Vereinigung ihrer vorzüglichſten Mitbürger zu gründen. Beim Gaſtmale dieſes Tages zu Morges ward der Wunſch mit fröhlichem Beifall empfangen, und ein freimänniſches Bürgermahl zu Rolle beſchloſſen.

Es ward gehalten am Jahrestage der Zerſtörung der Baſtille. Zahlreich erſchienen aus allen Städten Theilnehmer. Wein und Geſänge erhoben das Gemüth, und in ſtürmiſcher Vorlautigkeit tönten Weiſſagungen vom Falle Berns, von der Freiheit eidsgenöſſiſcher Unterthanen. Der Nationalverſammlung Frankreichs wurden Toaſts gerufen; lärmende und lächerliche Umzüge gehalten; die Macht des Weines entſiegelte die Geheimniſſe mancher Bruſt.

Bern, im Bewußtſein, immerdar ſeine Pflichten gegen ein Volk erfüllt zu haben, welches ſeit Jahrhunderten die Früchte des Fleißes unter Obhut weiſer Geſetze harmlos genoſſen,

Digitized by Google

vernahm nicht ohne Mißmuth das Treiben der Unbesonnenen. Diese Gastgelage, welche den Sturz fremder Herrscherrechte feierten; jene wiederholten Erinnerungen waadtländischer Städte zur Bewahrung ihrer Rechtsame; dann durch deren Beispiel ermuntert, das Erscheinen anderer Gemeinden mit mehr oder minder begründeten Beschwerden wider Lehenlasten; dann die Ansprüche waadtländischer Hauptleute unter Berner Schaaren in französischem und holländischem Kriegsdienst, mit Söhnen der Hauptstadt gleiche Rechte bei Beförderungen genießen zu wollen: dies Alles bewies das Dasein eines gefährlichen Einflusses, welchen Frankreichs Geschichte auf die reizbaren Bewohner der Waadt übte.

Die Stimmung dieser Landschaft näher zu erforschen, sandte Bern im Jahr 1790 in die Waadt. Der Abgeordnete hörte die Beschwerden der Städte wegen vormals gehabter, nun vergessener Gerechtigkeiten; die Beschwerden des Landes wegen der drückenden Lehenslasten. Er kehrte zurück. Die Früchte seiner Sendung aber offenbarten sich in einer leidenschaftlichern Gesinnung Berns gegen die Waadt.

Die Hauptstadt, voller Argwohns gegen das romanische Land, wähnte dasselbe reif, dem Vorbilde des französischen Volkes zu folgen. Von nun an ward selbst das unschuldige Wort verdächtig. Die Angebereien feiler Menschen, die Gunst der Herrscher erschmeichelnd, empfingen Gewicht. Fröhliche Gastmäler gewannen das Ansehen der Verschwörungen. Unvorsichtige Reden junger Schwärmer klangen wie Aeusserungen der öffentlichen Meinung. Die lärmerische Zerstörungsfeier der Bastille, in Vevay und Lausanne, Rolle und Copet begangen, erschien wie Vorbotin vom Aufruhr.

Im Waadtlande selbst herrschte aber wirklich tiefere Ruhe denn jemals. Das Volk wollte und ahnete keine Staatsumwälzung. Die Obrigkeiten der Städte schritten im Geleis der Gesetze. Der Schwindeleien einiger Brauseköpfe wurde hier kaum geachtet; und der Rausch ihrer republikanischen Freude nur verspottet.

Im Herbst des Jahres 1791, als die Weinlese ein fröhliches Volk beschäftigte, und das Lied der Winzer von allen Hügeln am See entlang tönte, erschien plötzlich ein Berner Heer, vier- bis fünftausend Mann stark, in den friedlichen Landschaften, ausgerüstet wie zur Schlacht, und mit Vorsicht, wie in feindlichem Gebiet. Die Freuden der Herbstfeste verschwanden, — erst Bestürzung, dann Schrecken ergriff die Einwohner.

Sechs- bis achthundert Mann waadtländischer Milizen mußten den Vortrab dieses Kriegszuges bilden. Sie wurden bestimmt, die Verhaftungsbefehle gegen ihre eigenen Mitbürger zu vollstrecken. Wer eine freie Meinung geäussert zu haben je beschuldigt worden war, ward durch den Druck zahlreich eingelagerter Soldaten gezüchtigt. Die Obrigkeiten der Städte sah man, Verbrechern gleich, unter kriegerischer Bewachung von Ort zu Ort, längs den Ufern des Sees gen Lausanne geführt. Hier zogen sie mit trauriger Feierlichkeit durch die Straßen, entwürdigt vor einem Volke, dessen Ehrfurcht nun vor ihnen verschwinden mußte. Durch Reihen von Bajonetten stiegen sie aufs Schloß, um von Berns Abgeordneten Vorwurf und Verweis zu

Digitized by Google

empfahen, jene bedrohlichen Auftritte, jene gefährlichen Gastgebote nicht gehindert zu haben. Man erklärte sie für Unordnungen ähnlicher Art verantwortlich, die folgen konnten.

Viele, die verdächtig schienen, wurden verhaftet; Andere der Willkühr der Soldaten und leidenschaftlicher Unterbeamten preisgegeben. Noch Andere entflohen vor dem Zorne Berns; aber das Verdammungsurtheil des Todes und der Verbannung folgte ihnen in ferne Länder nach. Die Obrigkeiten der Städte sah man fortdauernd von demüthigender Behandlung entweiht, und mit schadenfroher Klugheit die ohnehin wachsame Eifersucht des Landvolks gegen die Städter gereizt.

Maßregeln wie diese, geeigneter ein stilles Volk zu erbittern, denn einzelne Ruhestörer zu schrecken, thaten kund, wie Bern, durch falsche Täuschungen geschreckt, den erhabenen Gleichmuth verloren, welcher allein in Tagen der Gefahren diesen mit Glück begegnen kann. Die Folgen wirkten erschütternd auf die Ruhe gesammter Eidsgenossenschaft. Das Kriegsheer war in ein Land gekommen, wo es, statt erwarteter Empörung, Städte und Dörfer inner den Schranken nie unterbrochener gesetzlicher Ordnung gefunden; es verließ aber ein Land, wo einzelner Fehlbaren wegen, tausend Schuldlose verwundet waren. Das Volk, vormals zufrieden, war nun voller Gekränkten und parteiete sich für und wider Bern. Aus sicherer Ferne aber übten inzwischen die Geächteten und Verbannten Rache gegen die Hauptstadt.

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Frau von Stael in den Schreckenstagen von 1792*) — Die wohlthätigen Vermächtnisse. — Die Handwerksschule für Waisen. — Die öffentliche Meinung während der Vertagung der Kammern. — Verhältnisse der Militärorganisation zu den Grundsätzen der Verfassungs-Urkunde. — Schulen für Kriegsmänner und Geistliche. — Klosterschulen.

Die öffentliche Meinung spricht sich jederzeit aus, selbst mitten unter den Faktionen, die sie zu unterdrücken versuchen. Eine einzige Revolution, die von 1789, ward durch die Uebergewalt dieser Meinung bewerkstelligt; von allen andern Krisen aber, welche seither in Frankreich Statt gefunden, ist kaum eine einzige von der Nation gewünscht worden. Vier Tage vor dem 10. August sollte gegen Lafayette ein Anklage-Dekret erlassen werden; allein mit vierhundert vierundzwanzig Stimmen von sechshundert siebenzig wurde er freigesprochen. Die Meinung dieser Majorität nun war ohne Zweifel nicht für die Revolution, die damals im Thun war. Man verlangte die Entsetzung des Königs. Die Versammlung verwarf sie: die Minorität aber, um dieselbe durchzusetzen, nahm zum Volke ihre Zuflucht.

*) Considérations sur les principaux événemens de la révolution française. T. II.

Digitized by Google

Gleichwohl blieb die Partei der Konstitutionellen fortwährend die zahlreichste, und wenn einerseits die Adelichen nicht aus Frankreich ausgewandert wären, und andererseits die den Thron umlagernden Königlichgesinnten sich mit den Freiheitsfreunden aufrichtig versöhnt hätten, so wäre es noch möglich gewesen, Frankreich und den Thron zu retten; wie denn überhaupt in Frankreich, ohne eine aufrichtige Vereinigung der Royalisten nach dem alten System mit den konstitutionellen Royalisten nie etwas Gutes bewirkt werden kann. Was aber dies Wort: „aufrichtig“ für vielerlei Ideen in sich schließt! Umsonst hatten die Konstitutionsfreunde um die Erlaubniß angesucht, sich nach dem Pallaste des Königs, zu seinem Schutze, begeben zu dürfen. Durch die unüberwindlichen Vorurtheile der Höflinge wurden sie daran verhindert. Da sie sich jedoch, des erhaltenen Abschlages ungeachtet, nicht entschließen konnten, sich an die Gegenpartei anzuschließen, so irrten sie umher um das Schloß, und setzten sich, um sich dafür zu trösten, daß sie sich nicht schlagen konnten, der Gefahr aus, niedergemacht zu werden. Zu diesen gehörten die Herren von Lally, Narbonne, La Tour-du-Pin Gouvernet, Castellane, Montmorenci und mehrere andere, deren Namen unter allen Umständen, wo Ehrenmänner auftreten konnten, wieder zum Vorschein gekommen sind.

Am 9. August, gegen Mitternacht, begannen die achtundvierzig Sturmglocken der Pariser Sektionen sich hören zu lassen, und die ganze Nacht hindurch erscholl dieser klägliche und einförmige Ton an einem fort. Mit einigen meiner Freunde stand ich am Fenster, und von einer Viertelstunde zur andern ließ uns die freiwillige Patrulle der Konstitutionellen von dem, was vorging, Bericht erstatten. Das Volk der Vorstädte, sagte man uns, sei im Anrücken, an seiner Spitze der Bierbrauer Santerre, und der Soldat Westermann; eben der, welcher späterhin gegen die Vendée zu Felde zog. Niemand konnte voraussehen, was am folgenden Tage begegnen würde, und Niemand durfte hoffen, noch länger als einen Tag am Leben zu bleiben. Dessen ungeachtet erschien während dieser Schreckensnacht hin und wieder ein Augenblick von Hoffnung, in welche man sich, warum weiß ich nicht, vielleicht blos darum einwiegte, weil man den Kelch der Furcht bis auf den Grund geleert hatte. Um sieben Uhr vernahm man mit einemmale den fürchterlichen Donner der Kanonen der Vorstädte, und im ersten Angriffe blieben die Schweizergarden Sieger. Fliehend zerstreute das Volk sich durch die Straßen, und sein Schrecken war jetzt nicht minder groß, als vorher seine Wuth gewesen war. Ohne anders hätte in diesem Augenblicke der König sich an die Spitze seiner Truppen stellen und gegen seine Widersacher zu Felde ziehen sollen. Die Königin war dieser Meinung, und der muthvolle Rath, welchen sie unter diesen Umständen ihrem Gemahl ertheilte, gereicht ihr zur Ehre, und gibt ihr Ansprüche auf die Achtung der Nachwelt.

Mehrere Bataillone der Nationalgarde, namentlich das der Filles Saint-Thomas, waren voll Muth und brannten vor Eifer; nachdem aber der König die Tuilerien verlassen hatte, war auf diesen Enthusiasmus, auf welchem die Stärke der bewaffneten Bürger beruht, nicht mehr zu rechnen. Viele Republikaner sind der Meinung, daß wenn Ludwig XVI. am 10. August

Digitized by Google

die Oberhand behalten hätte, die fremden Mächte nach Paris gekommen sein, und daselbst den vormaligen Despotismus wieder hergestellt haben würden, der gerade um dieses Werkzeuges seiner Widerherstellung willen noch desto verhaßter hätte werden müssen. Es ist möglich, daß es so weit gekommen wäre; allein wer hatte dieses Extrem herbeigeführt? In Zeiten bürgerlicher Unruhen läßt sich ein Verbrechen immer in politischer Hinsicht nützlich machen, aber allemal sind es auch frühere Verbrechen, durch welche eine solche höllische Nothwendigkeit erzeugt wird.

Mittlerweile erhielt ich die Nachricht, alle meine in den Umgebungen des Schlosses Wache haltenden Freunde seien ergriffen, und niedergemetzelt worden. Augenblicklich machte ich mich auf, um in Erfahrung zu bringen, was an der Sache wäre. Auf der Brücke wurde der Kutscher, welcher mich führte, von einigen Leuten angehalten, die ihm, ohne ein Wort zu sprechen, durch Zeichen zu verstehen gaben, daß man auf der andern Seite des Flusses morde. Nach einem zweistündigen vergeblichen Versuche zu passiren, vernahm ich, jene mich interessirenden Personen befinden sich zwar noch alle am Leben; aber die meisten von ihnen haben sich, um den ihnen drohenden Proscriptionen zu entgehen, genöthigt gesehen, sich zu verstecken. Ich begab mich des Abends, um sie zu besuchen, nach den düstern Wohnungen hin, in denen sie ihre Schutzstätten gefunden hatten. Bewaffnete Männer lagen, durch Trunkenheit vom Schlafe übermannt, vor den Thüren, und stießen, wenn sie etwa zur Hälfte erwachten, schreckliche Flüche aus. Auch fehlte es nicht an Weibern aus dem Pöbel, die sich im nämlichen Zustande befanden und deren lautes Geschrei mir noch gehässiger in die Ohren tönte. So bald sich eine von den Patrullen, welche die gute Ordnung handhaben sollten, blicken ließ, ergriffen alle ehrlichen Leute, um derselben auszuweichen, die Flucht; denn die Ordnung handhaben, hieß in diesen Tagen nichts anders, als zum Triumphe der Meuchelmörder beitragen, und ihnen alle Hindernisse aus dem Weg räumen helfen.

Man kann sich kaum entschließen, ein solches Gemälde weiter auszuführen. — Am 10. August schien man wenigstens noch einen Zweck zu haben: man wollte die Zügel der Regierung an sich reißen, um sich dann mit allen zu Gebote stehenden Hilfsmitteln dem Vordringen der fremden Heere entgegenzustellen; jene Metzeleien hingegen, welche erst zweiundzwanzig Tage nach dem Umsturze des Thrones Statt fanden, waren nichts weiter, als ein Schwelgen in Schandthaten und Frevel. Man hat behaupten wollen, der Schrecken, welcher damals Paris und ganz Frankreich beherrschte, habe viele Franzosen bewogen, sich nach den Lagern zu flüchten, und in der That wäre eine solche Furcht ein sonderbares Mittel, um eine Armee zu rekrutiren. Allein eine solche Behauptung ist eine Beleidigung, die man der Nation zufügt; denn, dem Verbrechen zum Trotze, nicht aber unter seinem gräßlichen Beistande, haben die Franzosen die Ausländer, welche ihnen Gesetze vorschreiben wollten, zurückgeschlagen. Inzwischen sah man auf jeden auftretenden Bösewicht noch einen abscheulichern Bösewicht folgen. Die wahren Republikaner waren nach dem zehnten August auch nicht einen Tag lang Meister geblieben. Sobald

Digitized by Google

der Thron, auf welchen ihre Angriffe gerichtet gewesen, umgestürzt war, so mußten sie hinwieder sich selbst vertheidigen. Sie hatten gegen die schrecklichen Werkzeuge, deren man sich zu Gründung der Republik bedient hatte, nur allzuviel Nachgiebigkeit bewiesen, und die Jakobiner waren, vermittelst ihrer wiederholten Gräuelthaten sicher, sie am Ende noch durch ihren eigenen Götzen in Schrecken zu setzen. Es war, als wollten die frechsten jener Bösewichter an den Häuptern der verschiedenen Parteien den Kopf der Medusa versuchen, um sich jeden, der den Anblick derselben nicht zu ertragen vermochte, vom Halse zu schaffen.

Die nähern Umstände jener schauervollen Metzeleien empören die Fantasie, und liefern keinen Stoff für das Nachdenken. Ich werde mich demnach auf die Erzählung desjenigen beschränken, was ich selbst in jener Epoche mit Augen gesehen habe: vielleicht daß dies die beste Manier sein dürfte, um von jenen Ereignissen einen Begriff zu geben.

In der Zwischenzeit vom zehnten August bis zum zweiten September fanden alle Augenblicke neue Verhaftungen Statt. Die Gefängnisse waren vollgestopft; die Volksadressen, welche seit drei Jahren immer im Voraus die von den Häuptern der Faktionen beschlossenen Maßregeln kund thaten, forderten die Bestrafung der Verräther, und diese Benennung erstreckte sich auf ganze Klassen von Individuen, auf Talente wie auf Reichthum, auf das Kleid nicht weniger, als auf die politische Meinung; mit einem Wort auf Alles, was unter dem Schutze der Gesetze steht, und in diesen Tagen vernichtet werden sollte.

Schon waren die österreichischen und preußischen Truppen über die Grenzen gerückt, und von allen Seiten hieß es, es sollten, wofern die fremden Heere weiter vorrücken würden, alle ehrlichen Leute in Paris ermordet werden. Mehrere meiner Freunde, Hr. von Narbonne, Montmorenci, Baumets, sahen sich persönlich bedroht, und hielten sich einzeln in Bürgershäusern versteckt; jeden Tag aber mußte ein anderer Aufenthaltsort gesucht werden, weil diejenigen, welche solche Asyle gestatteten, von der Furcht ergriffen wurden. Meines Hauses wollte sich anfänglich niemand bedienen, weil man besorgte, dasselbe möchte vor andern beachtet werden; von einer andern Seite betrachtet, hätte man denken sollen, gerade ein Haus, wie das meinige, in welchem ein Gesandter wohnte, und über dessen Eingang die Worte: Schwedisches Hotel, angeschrieben waren, müßte vor andern, und obgleich Hr. von Stael abwesend war, respektirt werden. Zuletzt, als Niemand mehr zu finden war, der es wagte, Geächtete aufzunehmen, hatten auch die Berathschlagungen ein Ende. Zwei Proscribirte nahmen zu mir ihre Zuflucht. Eine einzige Person von meiner Hausgenossenschaft, deren ich sicher war, wurde von dem Geheimnisse unterrichtet. Ich verschloß jene zwei Freunde in das abgelegenste meiner Zimmer, und brachte in steter banger Besorgniß vor den so geheißenen Haussuchungen, die Nacht in den Gemächern zu, welche auf die Straße hinausgingen. Eines Morgens überbrachte mir einer meiner Bedienten, dem ich keineswegs traute, die Nachricht, daß man an der Ecke meiner Straße das Signalement und die Anklage des Hrn. von Narbonne angeschlagen habe. Dieser war einer von denen, die in meinem Hause versteckt lagen. Ich glaubte, der Bediente

Digitized by Google

wolle mich erschrecken, um mir mein Geheimniß abzulocken; allein er begnügte sich mit einer einfachen Erzählung jener Thatsache. Bald hernach wurde die furchtbare Hausbesuchung wirklich bei mir vorgenommen. Hr. von Narbonne war außer dem Gesetze erklärt, und konnte, wenn er entdeckt wurde, einem unverzüglichen Tode nicht entgehen: auch wußte ich wohl, daß aller Vorsichtsmaßregeln, die ich hätte anwenden können, ungeachtet, er dennoch, sobald genau nach seiner Person sollte nachgesucht werden, unmöglich würde verborgen bleiben können. Demzufolge mußte, was es auch kosten sollte, eine solche Nachsuchung verhindert werden. Ich sta daher meine Kräfte zusammen, und überzeugte mich bei dieser Gelegenheit, daß es möglich sei, jede auch die heftigste Gemüthsbewegung zu beherrschen, sobald man weiß, daß dieselbe das Leben eines Andern in Gefahr setzt.

Man hatte, um sich der Proscribirten zu bemächtigen, in alle Häuser von Paris Kommissarien aus der niedrigsten Volksklasse hingeschickt, und während diese ihre Besuche machten, wurden, um Niemanden entwischen zu lassen, die beiden Enden der Straßen von Militärposten bewacht. Nunmehr fing ich an, jene Kommissäre damit in Schrecken zu setzen, daß ich ihnen sagte, sie begehen dadurch, daß sie das Haus eines Botschafters durchsuchen, eine Verletzung des Völkerrechts; und da sie von der Geographie eben nicht viel wußten, so beredete ich sie, Schweden sei eine Macht, welche, als an Frankreich angrenzend, sie mit einem unmittelbaren Angriffe bedrohen könnte. Zwanzig Jahre später hat, unerhörter Weise, dies sich erwahret, denn Lübeck und Schwedisch-Pommern befanden sich in der Gewalt der Franzosen.

Leuten aus dem gemeinen Volke läßt sich entweder im ersten Augenblicke oder gar nicht beikommen; Abstufungen der Gefühle und Ideen finden bei ihnen beinahe gar nicht Statt. So wie ich denn bemerkte, daß meine Vorstellungen Eindruck auf die Kommissäre machten, hatte ich, obwohl mit dem Tode im Herzen, Muth genug, ihnen einige Worte des Scherzes über die Ungerechtigkeit ihres Verdachtes zu adressiren. Menschen von dieser Klasse ist nichts so angenehm, als mit sich scherzen zu sehen; denn selbst im Uebermaße ihrer Wuth gegen die Adelichen macht es ihnen Vergnügen, von diesen wie ihres Gleichen behandelt zu werden. Auf solche Weise gelang es mir, jenen Kommissär wieder an meine Hausthüre zurückzubringen, und ich dankte Gott für die außerordentliche Kraft, welche er mir in diesem Augenblicke verliehen hatte. Dessen ungeachtet konnte diese Lage auf keinen Fall lange dauern, und das kleinste Ungefähr wäre hinreichend gewesen, um einen durch seine kürzlich als Minister geleisteten Dienste sehr bekannten Proscribirten ins Verderben zu stürzen.

Der Doktor Bollmann, ein edelmüthiger und geistreicher Hanoveraner, der sich späterhin nicht ohne Gefahr für Lafayettens Befreiung aus der österreichischen Gefangenschaft verwandt hat, hörte von meiner Angst, und anerbot mir, ohne irgend einen andern Beweggrund als aus einem Enthusiasmus von Güte, den Hrn. von Narbonne, vermittelst des Passes einer seiner Freunde, nach England zu bringen. Dies war ein gewaltiges Wagestück: denn wenn ein Ausländer, gleichviel was für einer, auf der Entführung eines Proscribirten unter einem falschen

Digitized by Google

Namen wäre ertappt worden, so hätte es ihm unfehlbar das Leben gekostet. Der Doktor Bollmann bewies in seinem Entschlusse und in der Ausführung desselben gleich großen Muth, und vier Tage nach seiner Abreise befand sich Herr von Narbonne in London.

Mir für meine Person hatte man zwar Pässe nach der Schweiz bewilligt; allein ich fand etwas so trauriges darin, blos mich selbst in Sicherheit zu sehen, während die Gefahr noch so vielen meiner Freunde über dem Haupte schwebte, daß ich meine Abreise von einem Tage zum andern aufschob, um zu vernehmen, was aus jedem derselben geworden wäre. Am 31. August berichtete man mir, Hr. von Jaucourt, Deputirter bei der gesetzgebenden Versammlung, und Hr. von Lally-Tolendal seien beiderseits nach der Abtei abgeführt worden. Bekanntlich schickte man Niemanden in dies Gefängniß, als wen man im Sinne hatte, den Meuchelmördern in die Hände zu liefern. Dem Hrn. von Lally kam diesmal sein schönes Talent auf eine merkwürdige Art zu Statten. Er vertheidigte einen seiner Mitgefangenen, bevor das Metzeln seinen Anfang nahm, vor dem Tribunale. Der Gefangene ward losgesprochen, und Jedermann wußte, daß derselbe sein Heil Lally's Beredsamkeit zu verdanken hatte. Auch Hr. von Condorcet bewunderte seine schönen Talente, und verwandte sich für seine Rettung. Zudem fand Hr. von Lally einen kräftigen Beschützer in dem sich für ihn interessirenden, damals noch zu Paris anwesenden englischen Botschafter. Dem Hrn. von Jaucourt fehlte es an ähnlicher Unterstützung. Ich ließ mir das Verzeichniß aller, die Stadt damals beherrschenden Mitglieder der Pariser Gemeinde vorweisen, die ich nicht anders als von ihrem furchtbaren Rufe her kannte, und suchte auf Gerathewohl einen Beweggrund zur Bestimmung meiner Auswahl. Unversehens kam es mir zu Sinne, daß einer von ihnen, Manuel, sich mit der Literatur abgebe, und noch kürzlich Mirabeau's Briefe mit einer zwar schlechten, immerhin aber ein Bestreben, für einen geistvollen Mann zu gelten, zu Tage legenden Vorrede habe im Drucke erscheinen lassen. In der festen Ueberzeugung, daß wer Beifallsbezeugungen liebt, wohl auch auf irgend eine Weise für Worte der Empfehlung zugänglich sein werde, schrieb ich an Manuel und verlangte eine Audienz bei ihm. Eine solche wurde mir auf den folgenden Morgen, früh um sieben Uhr in seinem Hause zugesagt. Die Stunde war etwas demokratisch; doch wie konnte ich anders, als mich genau zu derselben einfinden? Bei meiner Ankunft war er noch nicht aufgestanden. Ich mußte in seinem Kabinette auf ihn warten. Hier sah ich sein ihm selbst zugehöriges Bildniß über seinem Schreibtische hängen. Dies gab mir Hoffnung, es möchte ihm wenigstens von Seite der Eitelkeit ein wenig beizukommen sein. Er trat in das Zimmer ein, und die Gerechtigkeit muß ich ihm widerfahren lassen, daß es rechtliche Empfindungen waren, vermittelst derer es mir gelang, ihn wanken zu machen. Ich schilderte ihm den furchtbaren Wechsel der Volksgunst, von dem sich bald täglich neue Beispiele anführen ließen. „In sechs Monaten (sagte ich ihm) wird vielleicht Ihre Gewalt zu Ende sein!“ (Wirklich starb er noch vor Verfluß von sechs Monaten auf dem Schaffotte.) „Retten Sie die Herren von Lally und von Jaucourt! Bereiten Sie sich eine süße und trostreiche Erinnerung für die Zeit, wo vielleicht hinwieder Sie

Digitized by Google

selbst geächtet sein werden!“ Manuel, obwohl ein Sclave seiner Leidenschaften, war nicht unempfindsam und edler Empfindungen fähig; denn er wurde zum Tode verurtheilt, weil er den König vertheidigt hatte. Am 1. September erhielt ich von ihm die schriftliche Anzeige, daß Hr. von Condorcet die Loslassung des Hrn. von Lally erhalten, er selbst aber auf meine Bitten hin den Hrn. von Jaucourt in Freiheit gesetzt habe. Glücklich genug, einem so achtungswürdigen Manne sein Leben gerettet zu haben, beschloß ich, den andern Tag abzureisen. Bei meiner Abreise versprach ich, außerhalb der Barriere den Abbé Montesquiou, ebenfalls einen Geächteten, zu mir zu nehmen, und ihn, in einen Bedienten verkleidet, nach der Schweiz zu bringen. Um dieses desto leichter und sicherer zu bewerkstelligen, versah ich einen seiner Leute mit einem unserer Pässe und es wurde verabredet, an welcher Stelle ich den Abbé auf der großen Heerstraße treffen sollte. Von diesem, rücksichtlich auf Zeit und Ort so genau bestimmten Rendezvous konnte ich nicht ausbleiben, ohne daß derjenige, welcher auf mich wartete, Gefahr lief, von den auf der Landstraße streifenden Patrullen für verdächtig erklärt zu werden.

Am 2. September Vormittags war die Nachricht von der Einnahme von Longwy und Verdun eingetroffen. Neuerdings hörte man jetzt von allen Seiten die furchtbare Sturmglocke ertönen, deren Erinnerung vom 10. August her schon allzutief in meine Seele gegraben war. Man wollte mich nicht abreisen lassen: aber wie hätte ich die Sicherheit eines Mannes, der mir sein Leben anvertraut hatte, gefährden können? Meine Pässe waren in bester Ordnung. Ich glaubte am leichtesten wegzukommen, wenn ich meine Berline mit sechs Pferden bespannen und meine Bedienten ihre Livreen anziehen ließe. Ich würde, dachte ich, wenn man diesen prunkvollen Aufzug erblickte, dafür angesehen, als hätte ich das Recht zu verreisen und ungehindert von dannen ziehen können. Allein das war höchst unrichtig berechnet. In solchen Augenblicken muß man sich vor allem aus hüten, auf die Fantasie des Volks zu wirken, und in der schlechtesten Postchaise wäre ich jetzt sicherer gefahren. Mein Wagen war kaum vier Schritte vorwärts gekommen, als auf das Klatschen der Postillione ein Schwarm alter, aus der Hölle hervorgekrochener Weiber meinen Pferden in die Zügel fiel und schrie, man solle mich arretiren; ich nehme Schätze mit weg, die der Nation gehören, gehe zu den Feinden über u. s. w. Um diese Weiber, welche unzählige zum Theil noch abgeschmacktere Schmähreden gegen mich ausstießen, war augenblicklich der Pöbel versammelt. Meine Postillione wurden von Leuten aus der gemeinsten Klasse, mit grimmigen Gesichtern, ergriffen, und ihnen Befehl ertheilt, mich in die Sektions-Versammlung des Quartiers, wo ich wohnte, in der Vorstadt Saint-Germain, zu führen. Beim Aussteigen aus dem Wagen konnte ich gerade so viel Zeit gewinnen, um dem Bedienten des Abbé von Montesquiou zu sagen, er solle gehen und seinen Herrn von dem Vorgefallenen berichten. Ich trat in jene Versammlung ein. Ihre Berathschlagungen hatten das Aussehen einer fortwährenden Empörung. Der, welcher sich Präsident nannte, eröffnete mir, es sei auf mich geklagt worden, ich wolle Proscribirte mit mir fortnehmen, und jetzt werde man untersuchen, was ich für Leute bei mir habe. Dann fand er, daß von den in

Digitized by Google

meinem Paſſe verzeichneten Individuen eines fehlte (eben der Menſch, den ich fortgeſchickt hatte), und in Folge dieſes Irrthums beſtand er darauf, daß ich durch einen Gendarme nach dem Stadthauſe geführt werden ſollte. Das war unter allen Befehlen, die er hätte ertheilen können, der ſchrecklichſte. Man hatte die Hälfte von Paris zu durchfahren, und mußte auf dem Greve-Platz, gegenüber dem Stadthauſe, ausſteigen, auf deſſen Treppe ſelbſt am 10. Auguſt mehrere Perſonen waren niedergemacht worden. Zwar hatte bis jetzt noch kein Weib das Leben eingebüßt, aber gleich den folgenden Tag wurde die Prinzeſſin von Lamballe von dem Pöbel ermordet, deſſen Wuth bereits auf einen Grad geſtiegen war, daß alle Augen nach Blut zu verlangen ſchienen. Ich brauchte drei Stunden, um aus der Vorſtadt Saint-Germain nach dem Stadthauſe zu gelangen. Man führte mich im Schritte, mitten durch eine unermeßliche, mit ihrem Mordgeſchrei mich beſtürmende Menge hindurch. Es war nicht meine Perſon, welche man ſchmähte; denn damals war ich nur noch wenig bekannt. Wohl aber glaubte der Pöbel an dem großen Wagen und den galonirten Livreen Leute zu erkennen, die zu Opfern ſeiner Mordluſt beſtimmt wären. Da ich noch keinen Begriff davon hatte, wie unmenſchlich man in Revolutions-Zeiten werden könne, ſo wandte ich mich mehrmals an die neben meinem Wagen hereilenden Gendarmen und bat ſie um Hülfe; allein ſie antworteten mir mit höchſt verächtlichen und drohenden Gebehrden. Selbſt der Umſtand, daß ich ſchwanger war, vermochte ſie nicht zu entwaffnen; im Gegentheil zeigten ſie ſich um ſo entrüſteter, je ſchuldiger ſie ſich fühlten. Von ganz anderer Sinnesart hingegen als ſeine Kameraden, war der Gendarme, den man zu mir in den Wagen geſetzt hatte. Dieſen rührte meine Lage, und er verſprach, mich, wenn es auch mit Gefahr ſeines Lebens ſein ſollte, zu vertheidigen. Der gefährlichſte Augenblick ſchien mir auf dem Greve-Platz bevorzuſtehen; indeß hatte ich Zeit mich auf denſelben vorzubereiten, und auf den mich umgebenden Geſichtern war ein ſolcher Ausdruck von Bosheit zu leſen, daß der Abſcheu, welchen dieſelben mir einflößten, meine Kräfte erhöhte. Mitten unter einer bewaffneten Menge ſtieg ich aus dem Wagen, und näherte mich dem Stadthauſe unter einem Gewölbe von Piken. Als ich ebenfalls durch einen dichten Wald von Lanzen die Treppe hinaufging, holte ein Menſch mit einer Pike, die er in der Hand hielt, gegen mich aus. Mein Gendarme parirte den Schlag mit ſeinem Säbel. Würde ich in dieſem Augenblicke zu Boden gefallen ſein, ſo wäre es um mein Leben geſchehen geweſen: denn es liegt in der Natur des Pöbels, was noch aufrecht iſt, zu reſpektiren, und hingegen dem bereits gefallenen Opfer noch vollends den Reſt zu geben. Endlich trat ich in jene Gemeindsverſammlung ein. Robespierre führte den Vorſitz. Entronnen aus den Händen des Pöbels athmete ich wieder freier; nun ſollte aber ein Robespierre mein Beſchützer ſein! Collot d'Herbois und Billaud-Varennes verſahen bei ihm die Sekretär-Stellen; der letztere, um deſto gewiſſer allen Verdacht von Ariſtokratismus von ſich abzuwenden, hatte ſich ſeit vierzehn Tagen den Bart wachſen laſſen. Der Saal war gedrängt voll. Weiber, Männer und Kinder ſchrien aus Leibeskräften: Es lebe die Nation! Da das Bureau der Gemeinde etwas erhöht ſtand, ſo konnten die, welche

Digitized by Google

ſich auf demſelben befanden, mit einander ſprechen. Auch mich hatte man daſelbſt ſitzen gemacht, und während daß ich wieder zur Beſinnung kam, ſtand Hr. von Virieu, Geſandter von Parma, der zu gleicher Zeit mit mir verhaftet worden war, von ſeinem Sitze auf, um zu erklären, daß er mich nicht kenne, daß meine Sache, ſie möge nun gut oder ſchlecht ſein, mit der ſeinigen durchaus nichts gemein habe, und daß man ja nicht ſeine und meine Perſon miteinander vermengen ſolle. Dies ungalante Benehmen des armen Tropfs mißfiel mir, und jetzt wurde der Trieb, mir durch eigene Kraft zu helfen, um ſo lebendiger in mir, weil es nicht den Anſchein hatte, als ob Hr. von Virieu Luſt hätte, mir eine ſolche Sorge zu erſparen. Ich ſtand alſo auf und berief mich auf mein Recht, das mir als der Gemahlin des ſchwediſchen Geſandten zukomme, abreiſen zu dürfen, und auf die in Folge dieſes Rechts für mich ausgefertigten Päſſe. In dieſem Augenblicke trat Manuel in den Saal. Er war ganz erſtaunt, mich in einer ſo traurigen Lage zu erblicken, verbürgte ſich alſobald für mich, bis die Gemeinde über mein Schickſal entſchieden haben würde, hieß mich dann meinen Schreckensplatz verlaſſen, und verſchloß mich nebſt meiner Kammerfrau in ſein Kabinet. Hier blieben wir ſechs Stunden, gequält von Hunger und Durſt und der bangſten Erwartung. Das Fenſter in Manuels Zimmer ging nach dem Greveplatze hinaus, und wir ſahen die Meuchelmörder mit nackten und blutigen Armen unter fürchterlichem Geſchrei aus den Gefängniſſen zurückkommen. Mein Wagen war indeß, bepackt, mitten auf dem Platze ſtehen geblieben, und das Volk ſchickte ſich an, denſelben zu plündern, als ich einen großen Mann erblickte, der, als Nationalgarde gekleidet, auf den Kutſchenſitz ſtieg, und es dem Pöbel unterſagte, irgend etwas wegzunehmen. Zwei Stunden brachte er damit zu, mein Gepäcke zu vertheidigen, und mir war es unbegreiflich, wie er ſich mitten unter ſo ſchauervollen Umſtänden mit einer Sache von ſo geringem Intereſſe beſchäftigen konnte. Abends ſah ich dieſen nämlichen Mann, von Manuel begleitet, in das Zimmer, in welches man mich verſchloſſen hatte, eintreten: es war der in der Folge auf eine ſo grauſame Art bekannt gewordene Bierbrauer Santerre. Mehrmals war dieſer Mann mit dabei geweſen, und hatte geholfen, wenn die Getreidevorräthe, welche mein Vater zur Zeit des Mangels nach Paris ſandte, ausgetheilt wurden, und ein dankbares Gefühl war ihm hiervon im Herzen geblieben. Da er dann überdieß keine Luſt hatte, den Gefangenen, was er in ſeiner Eigenſchaft als Kommandant allerdings hätte thun ſollen, zu Hülfe zu eilen, ſo bediente er ſich der Bewachung meines Wagens als eines Vorwandes, um jenes nicht thun zu müſſen. Er wollte ſich ſeiner geleiſteten Dienſte gegen mich rühmen; allein ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu Gemüthe zu führen, was ſeine Pflicht in einem ſolchen Augenblicke erfordert hätte. Manuel, ſo wie er mich wieder erblickte, rief mit tief bewegtem Gemüthe: Wie froh bin ich, geſtern Ihre beiden Freunde in Freiheit geſetzt zu haben! In der That verurſachten ihm die Metzeleien dieſer Tage einen quälenden Kummer; allein jetzt ſtand es nicht mehr in ſeiner Gewalt, denſelben Einhalt zu thun. Hinter den Tritten eines Jeden, der zu einigem Anſehen gelangt war, that ſich ein Abgrund auf: wer zurückwich, wurde alſobald

Digitized by Google

von demſelben verſchlungen. Als es Nacht geworden, führte mich Manuel in ſeinem Wagen nach meiner Wohnung zurück. Aus Furcht, an ſeiner Popularität Schaden zu leiden, durfte er ſolches bei Tageshelle nicht thun. In den Straßen brannten keine Laternen; dagegen traf man häufig auf Leute mit Fackeln, deren Schimmer noch mehr in Schrecken ſetzte, als die Dunkelheit ſelbſt. Zu wiederholtenmalen wurde Manuel arretirt und gefragt, wer er wäre; ſobald er aber antwortete: der Gemeinds-Prokurator! ermangelte man nicht, ihn in dieſer revolutionären Würde hochachtungsvoll zu begrüßen. Als ich zu Hauſe angelangt war, ſagte mir Manuel, man werde mir einen andern Paß ausfertigen, jedoch mir nicht geſtatten, neben meiner Kammerfrau noch jemand anders zu meiner Begleitung mitzunehmen. Ein Gendarme ſollte mich bis an die Grenze begleiten. Den andern Morgen kam Tallien, eben derjenige, der zwanzig Monate ſpäter, am neunten Thermidor, Frankreich von Robespierre befreit hat, zu mir. Er hatte von der Gemeinde den Auftrag erhalten, mich bis an den Schlagbaum zu begleiten. Alle Augenblicke hörte man von neuen Metzeleien. Mehrere in der größten Gefahr ſchwebende Perſonen befanden ſich in meinem Zimmer; ich bat Tallien, ſie nicht zu nennen; er verſprach es, und hielt Wort. Ich ſtieg mit ihm in meinen Wagen und wir ſchieden, ohne daß wir es gewagt hätten, uns gegenſeitig unſere Gedanken mitzutheilen: die Umſtände machten jedes Wort auf den Lippen erſtarren.

In der Umgegend von Paris ſtießen mir noch einige neue Schwierigkeiten auf, die ſich jedoch beſeitigen ließen. So wie ich mich weiter von der Hauptſtadt entfernte, ſchien der Sturm ſich zu legen, und auf den Höhen des Jura war von den furchtbaren Bewegungen, die in Paris vorgingen, vollends keine Spur mehr. Ueberall hörte man indeß die Franzoſen ſagen, ſie wollen die Fremdlinge aus dem Lande jagen. In dieſem Augenblicke, ich geſtehe es, ſah ich keine andere Fremdlinge, als jene Mörder, unter deren Dolchen ich meine Freunde, die königliche Familie und alle ehrlichen Leute Frankreichs zurückgelaſſen hatte.

H.

Daß der Grundſatz der Staatsverfaſſung, welcher gleiche Berechtigung bei gleicher Fähigkeit für alle Staatsbürger begreift, auch in die Einrichtungen des Heeres übergehen ſoll, liegt außer Zweifel. Wo der Staat eine Pflicht auflegt, da übernimmt er eine ſolche hinwieder auch ſelbſt und ertheilt dadurch ein Recht. Das Recht, welches von der auferlegten Pflicht herrührt, findet ſeine Beſtimmung und Begrenzung in der Fähigkeit deſſen, welcher es beſitzt; dieſer macht die Berechtigung ſo weit geltend, als ſeine Fähigkeit reicht; wo die vorausgeſetzte Fähigkeit ſtill ſteht, da hört auch die Berechtigung auf.

So haben denn alle Soldaten, inſoweit ſie gleiche Verpflichtungen übernehmen, auch gleiche Berechtigungen, und ihre ungleichen Fähigkeiten allein nur begründen in der Folge die ungleichen Rechte, welche zwiſchen ihnen ſtatt finden.

Digitized by Google

Noch mehr, weil die Verpflichtung das Recht ertheilt, so kommt dieses auch nur denen zu, welchen die Verpflichtung auferlegt ward, und dieser ausschließliche Besitz des Rechtes anerkennt selbst keine andern Schranken, außer der vorausgesetzten Fähigkeit derjenigen, welchen er zusteht.

Die Soldaten haben ein ausschließliches Recht auf die Unteroffizierstellen; warum? weil ihre Fähigkeit dazu vollkommen hinreicht, und Niemand macht ihnen das Recht streitig; weil jene Stellen nicht leicht ein Gegenstand des Ehrgeizes solcher sind, die nicht Soldaten waren.

Besäße der Soldatenstand gleichmäßig für alle Offizierstellen die hinlängliche Fähigkeit, so würde er auch dafür ausschließliche Berechtigung haben.

Weil aber diese hinlängliche Fähigkeit ihm offenbar mangelt, und deshalb dann auch die ausschließliche Berechtigung ihm nicht zusteht, so mußten die Offiziere anderswo als unter den Soldaten gesucht werden, und dem Gesetzgeber lag dabei zweierlei zu beobachten ob; einerseits mußte er den Soldaten von den Offizierstellen denjenigen Theil einräumen, welcher dem durch ihre Fähigkeit begrenzten Recht gleich kommt, und andererseits mußte für den übrigen Theil der Grundsatz der Staatsverfassung angewandt werden, demzufolge: alle Franzosen zu allen bürgerlichen und Militärstellen gleichen Zutritt haben, welcher Grundsatz auch hier wieder zwischen den anerkannten Rechten keine rechtmäßige Ungleichheit zuläßt, außer der durch die Fähigkeit begründeten.

Das neue Armeegesetz der Rekrutirung hat der erstern der zwei Verpflichtungen, wenn auch mit etwas Kargheit, doch immerhin durch den an die Unteroffiziere eingeräumten Drittheil der Unterlieutenantsstellen bei den Linientruppen Genüge gethan. Minder befriedigend hat es die zweite erfüllt.

Es fordert von den jungen Franzosen, welche, ohne Soldaten gewesen zu sein, Offizierstellen erhalten wollen, zwei Studienjahre, die sie in den Spezialschulen für Krieger sollen zugebracht haben. Diese Bedingung gewährleistet gewissermaßen die allgemeine Fähigkeit derer, von denen sie erfüllt worden ist; ihre verhältnißmäßige Fähigkeit hingegen wird dadurch nicht gewährleistet, indem dabei nicht gefordert wird, daß sie die fähigsten sein sollen. Es setzt aber der Allen gleichmäßig geöffnete Zutritt zu allen Stellen, die Gewährleistung der verhältnißmäßigen Fähigkeit voraus.

Ein Beispiel wird dies vollends klar machen. Der Staat fordert für gewisse Berufsarten, wie die Heilkunde unter andern, Studien und Proben, welche einen gewissen Grad nöthig erachteter Fähigkeit darthun sollen; wer diese Proben geleistet hat, wird zur Ausübung des heilkünstlerischen Berufes fähig, und in so weit den übrigen, welche ähnliche Proben leisteten, gleich geachtet. Bis hierher war nur von allgemeiner (absoluter) Fähigkeit die Rede. Eine Lehrstelle an einer Arzneischule findet sich erledigt; derjenige, dem sie zu Theil wird, erhält dadurch eine Art Vorzug vor den übrigen Aerzten, und er gewinnt einen größern Einfluß; es ist darum zu thun, eine Auswahl zwischen Gleichen zu treffen und dem Gewählten gewisse Vortheile einzuräumen. Insofern die Auswahl gerecht und dem Staatsinteresse gemäß sein

Digitized by Google

ſoll, ſo muß dabei jetzt nicht mehr allein nur eine beſtimmte allgemeine Fähigkeit, ſondern die verhältnißmäßige (relative) Fähigkeit ausgemittelt und dargethan werden. Man eröffnet Mitbewerbungen, woran alle Gleichberechtigten Theil nehmen können, und der Ausgang der Konkursprüfungen beſtimmt die Auswahl.

Man durchgehe alle beſondern und kleinen Vereine, die der große Staatsverein in ſich faßt, ſo wird man überall, wo keine zwiſcheneintretende höhere Macht oder ein abſonderlicher Vortheil den natürlichen Gang der Dinge geſtört hat, und wo der Grundſatz der Gleichheit ſeine Anwendung findet, wahrnehmen, daß ſo oft einem der Gleichberechtigten ein gewiſſes Vorrecht ſoll eingeräumt werden, die Mitbewerbung ſtatt findet, als das beſte Mittel, den Grundſatz der Gleichheit zu handhaben und ſich ſeiner heilſamen Früchte zu verſichern.

Aus dem Vorgeſagten ergibt ſich nun Folgendes:

Indem die Verfaſſungsurkunde den Zutritt für alle Zivil- und Militärſtellen allen Franzoſen gleichmäßig öffnet, hat ſie dieſelben hinſichtlich auf dieſe Stellen in eine Lage verſetzt, die jener ähnlich iſt, worin alle graduirten Aerzte bei Vergebung der Lehrſtellen an den Arzneiſchulen ſich befinden. Wenn dieſe letztern das ausſchließliche Recht zum Unterricht in der Arzneikunde ertheilen, ſo wird durch die beſondern Kriegsſchulen das ſehr bedeutende Vorrecht, ohne Soldat geweſen zu ſein, Offizier zu werden, ertheilt. Um dies Vorrecht zu rechtfertigen, und damit ſein Zweck, dem Heere die beſtmöglichen Offiziere zu verſchaffen, erreicht werde, iſt erforderlich, daß jenes nur durch Konkursprüfungen erlangt werden möge; gerade wie die Lehrſtellen der Arzneiſchulen nur auf dieſem Wege vergeben werden, damit die ausſchließliche Lehrberechtigung nicht zum Leibgeding werde, und des Unterrichts unvermeidlichen Verfall herbeiführe.

Er erheiſcht darum das doppelte Intereſſe, der Handhabung wirklicher Gleichheit der Rechte wie der guten Beſetzung des Offizierkorps, daß der Zutritt in die beſondern Kriegsſchulen auf Konkursprüfungen beruhe.

Dieſer Grundſatz iſt in Frankreich keineswegs neu, er iſt vielmehr längſt ſchon bei manchen Arten des Staatsdienſtes angewandt worden. Nachdem man den Zöglingen der beſondern Schulen der Artillerie, des Genieweſens, der Brücken und Straßen, der Bergwerke u. ſ. w., die in dieſe Fächer einſchlagenden Stellen ganz oder theilweiſe zugeſichert hatte, und nachdem die Verfügung getroffen war, daß jene Schulen ihre Zöglinge aus der polytechniſchen Schule erhalten ſollten, ſo fühlte man das Bedürfniß, dieſe letztere Schule, welche ihren Zöglingen nunmehr für gewiſſe Stellen ein eigentliches Vorrecht ertheilte, allen Staatsbürgern zur Mitbewerbung zu öffnen; die Art und Weiſe dieſer Mitbewerbung ward im Jahr 1799 geſetzlich angeordnet; ſie findet mittelſt einer öffentlichen Prüfung ſtatt, vor eigens dazu beſtellten Sachkundigen, welche, nachdem ſie in verſchiedenen Theilen des Reiches die Prüfungen vorgenommen haben, in eine Art Geſchwornen-Gericht zuſammentreten, um die Verdienſte der Kandidaten gegeneinander abzuwiegen, und nach Maßgabe der erledigten Plätze diejenigen zu beſtimmen,

Digitized by Google

denen sie ertheilt werden sollen. Wie schnell diese Anstalt volksthümlich geworden ist, und wie höchst erfreulich ihre Resultate waren, weiß Jedermann.

Die Aehnlichkeit zwischen der polytechnischen und der Militärschule ist auffallend. So wie die eine den Eintritt in die besondere Schulen öffnet, woraus die Aufseher der Brücken und Straßenarbeiten, der Bergwerke u. s. w. hervorgehen, so gewährt die andere eine Berechtigung für die Offizierstellen. Beide ertheilen ein Vorrecht, das durch die Nothwendigkeit, worauf es sich gründet, nur in so weit gerechtfertigt werden mag, als es auch stets wieder zu jener Gleichheit zurückkehrt und sich daran gleichsam härtet, welcher es durch seine Folgerungen Eintrag thut. — Diese, der Grundverfassung von Frankreich nicht minder als der Gerechtigkeit und Vernunft zusprechenden Grundsätze sind zum Theil, aber auch nur zum Theil, bei den gegenwärtigen Spezial-Kriegsschulen angewandt, deren Einrichtung unstreitig durch die königliche Ordonnanz vom 31. Christmonat 1817 bedeutende Verbesserungen erhalten hat.

Dieser Ordonnanz zufolge werden dreihundert Zöglinge, die nicht unter sechszehn und nicht über achtzehn Jahre alt sein dürfen, in die Spezial-Kriegsschule für zwei bis drei Jahre aufgenommen, nach deren Verfluß und nach einer Austrittsprüfung sie Unterlieutenants-Patente erhalten.

Wenn die offene Mitbewerbung und alle bei der Aufnahme in die polytechnische Schule angewandten Vorschriften auf jene dreihundert Zöglinge angewandt würden, so wäre gar nichts einzuwenden; die Bedingungen, welche das Vorrecht einzig rechtfertigen können, wären erfüllt und sein Zweck würde ohne Beeinträchtigung irgend eines Verfassungsgrundsatzes erfüllt. Allein die Sache verhält sich anders. Die dreihundert Zöglinge theilen sich in zwei gleiche Hälften, die weder mit gleichem Recht noch auf gleiche Weise in die Spezial-Kriegsschule eintreten.

Einhundert und fünfzig Plätze werden durch offene Mitbewerbung ertheilt, wenigstens steht dies zu vermuthen, obgleich die Ordonnanz das Wort Mitbewerbung (concurs) nicht, wohl aber das Wort Prüfung (examen) überall braucht. Die Prüfung wird in den vornehmsten Städten des Königreichs vorgenommen, ihre Resultate unterliegen einer Jury, auf deren Vorschlag der Kriegsminister die Ernennungsliste verfertigt. Die einhundert und fünfzig übrigen Plätze hingegen werden auf eine andere Weise vergeben. Zwar findet auch bei diesem eine Mitbewerbung statt, aber nur zwischen fünfhundert jungen Leuten, die vom neunten, zehnten oder eilften Jahr an in einer vorbereitenden Kriegsschule erzogen wurden, worin die Regierung dreihundert Freiplätze bezahlt, die unter gewissen Bedingungen von Dienstzeit und Vermögensumständen an Söhne von Land- und Seeoffizieren vergeben werden.

Zwei Dinge müssen bei dieser Einrichtung in Betracht gezogen werden; zunächst das bloße Dasein einer vorbereitenden Militärschule, von ihren dreihundert Freiplätzen unabhängig; hernach diese Freiplätze.

Es sind die von Buonaparte erlassenen Verordnungen laut und mit Grund getadelt worden, welche überall in die Schulen ein militärisches Regiment und Mannszucht, militärischen Geist

Digitized by Google

und Angewöhnungen einzuführen beabsichtigten. Die Wichtigkeit dieser Verordnungen, welche gleichzeitig Wirkungen und Ursache waren, auszumitteln, ist eine schwierige Aufgabe; ihr Zweck hingegen liegt zu Tage, und ihr mehr oder minder ausgedehnter Einfluß kann nicht bezweifelt werden. Buonaparte wollte ohne Zweifel nicht lauter Offiziere und Soldaten aus den in den Lyzeen erzogenen Knaben machen; allein abgesehen von der Neigung für den Kriegsdienst, die durch eine solche Erziehung bei mehrern derselben aufgeregt werden konnte, wußte er recht gut, wie sehr alle jene Eindrücke, welche er auf die Kindheit auch der für bürgerliche Berufsarten bestimmten Menschen wirken ließ, dem Uebergewichte des von ihm so eifrig betriebenen Militärsystems günstig sein mußten. Seine Absicht gieng viel weiter, als auf bloßen Armeezuwachs; er wollte die Nation selbst, die arbeitsame und friedliche Nation, mit den Vorstellungen, den Gefühlen und Gewohnheiten des Krieges vertraut machen. Geschlechtsfolgen, welche frühzeitig an Uniformen, Trommeln und Kriegsübungen gewohnt waren, mußten wohl einst ohne Argwohn oder noch gar mit Vergnügen das Land von Soldaten wimmeln sehen. Das Kriegerleben ward dadurch volksthümlich, und der Krieg sollte selbst von denen, die nichts damit zu thun hatten, gebilligt oder wenigstens erträglich gefunden werden.

So wichtig es nun allerdings für Buonaparte's militärische Herrschaft sein mußte, der bürgerlichen die militärische Erziehung einzupfropfen, auf daß der Bürger immer etwas vom Soldaten annehme und beibehalte, so wichtig muß es hinwieder der konstitutionellen Regierung sein, der militärischen die bürgerliche Erziehung einzupfropfen, damit der Soldat etwas vom Bürger annehmen und beibehalten möge. Was Buonaparte wider die Sache des Friedens gethan hat, das soll nun umgekehrt für dieselbe geschehen. Das System der großen stehenden Heere, dieses nothwendige Uebel der wirklichen Staatenverhältnisse, bedroht jene seiner Natur nach schon überdies sattsam; man soll ihm zwar redlich einräumen, was er bedarf, und sich hingegen wohl hüten, seine gefährliche Seite, durch Zugaben, deren es nicht bedarf, zu verstärken.

Hier aber werden von früher Jugend auf fünfhundert künftige Offiziere in eine Schule versammelt; kaum haben sie die Kinderschuhe ausgezogen, so sind sie der gemeinsamen Erziehung entzogen; sie werden abgesondert und gleichsam gepferchi; zwischen ihnen und ihren Altersgenossen hat weiter keine Berührung statt, und jene patriotische Atmosphäre bleibt ihnen fremd, worin die stets sich erneuernde bürgerliche Gesellschaft erzogen wird, und fortgehend neue Kraft gewinnt. Sie entwickeln sich absonderlich, auf eigenthümliche Weise und unter ausschließlichem Einfluß; die Bande, wodurch sie miteinander vereint sind, trennen sie von ihren Zeitgenossen; und während man mit Recht den wesentlichen Vortheil der verbindlichen Rekrutirung darin erblickt, daß das Kriegsheer dadurch wahrhaft volksthümlich wird, und aus dem Schoose der Nation selbst hervorgeht, so gibt man sich hinwieder alle Mühe, eine kleine militärische Geschlechtsfolge, welche einst den wichtigsten Einfluß auf die Armee haben soll, von der Nation getrennt zu behalten.

Digitized by Google

Dieſes Trennungsſyſtem iſt um ſo viel nachtheiliger, als es zunächſt vorzüglich auf zwei Stände angewandt wird, deren Beſtimmung und Ordnungen dieſelben auch ohnedies von den übrigen Ständen am meiſten trennen, ſo daß ſie vielmehr der Annäherung bedürften: es ſind dies der Kriegerſtand und die Geiſtlichkeit. Die letztere verlangt gleichfalls eine abſonderliche Bildung und die dem Prieſterſtand gewidmeten Kinder ſollen der gemeinſamen Erziehung ihrer Altersgenoſſen entzogen werden. Condé und Boſſuet ſtudierten zuſammen auf einer Schule. Wird das nunmehrige Syſtem durchgeſetzt, ſo kommen zwiſchen Geiſtlichen und Kriegsmännern nicht nur keine Jugendfreundſchaften mehr zu Stand, ſondern es wird auch eine eigenthümliche Erziehung die Geiſtlichen und eine andere die Kriegsmänner von Kindheit an bilden; und wie ſie einander gegenſeitig fremd ſind, werden ſie hinwieder auch beide dem Volk, welchem ſie angehören, fremd bleiben. Klöſterliche Ordnung wird demnach die Grundlage der geiſtlichen und der militäriſchen Erziehung, und die Menſchen, welchen in der Folge obliegt, Lehrer und Beſchützer der Nation zu ſein, ſollen auſſer ihr gebildet werden; nicht nur ſollen ſie dieſe weder kennen noch lieben lernen, ſondern ſie werden auch unvermeidlich ſolche Geſinnungen und Meinungen, Angewöhnungen und Neigungen annehmen, die denen ihrer Mitbürger fremd ſind und vielleicht ſogar damit in Widerſpruch ſtehen. Klöſter für Kinder ſind wahrlich ein ſeltſamer Gedanke!

Die kleinen Prieſterſeminare aber, die vorbereitenden Militärſchulen und jede Anſtalt dieſer Art, ſind im Grund anders nichts. Es würde kein Ende werden, wenn alle verderblichen Folgen davon dargeſtellt werden ſollten. Auch täuſche man ſich nicht; was der Staatsgeſellſchaft ſchaden kann, das kann auch denen Verderben bringen, die ſich von ihr trennen. Die Abſonderung dieſer Schulen wird ihren ſchnellen Zerfall herbeiführen; die daraus hervorgehenden Zöglinge werden eben ſo weit hinter ihren jungen Mitbürgern zurückſtehen, als ſie ihnen entfremdet ſind; alsdann geſchieht von zwei Dingen eins; entweder erſcheint ihnen ihr Stand und ihre Erziehung verächtlich, oder die gemeinſame Erziehung, die Staatsgeſellſchaft ſelbſt, ihre Geſetze, Einſichten und Sitten werden ihnen verhaßt. Daraus entſteht ein innerer Kampf, welcher mehr oder weniger lebhaft, mehr oder minder lange dauert, je nach dem Verhältniß gegenſeitiger Kräfte; und weil zuletzt die Staatsgeſellſchaft obſiegen muß, ſo wird der Sieg, welcher ihr theuer zu ſtehen kommt, denen verderblich werden, welche ſie in die Nothwendigkeit, den Sieg erfechten zu müſſen, geſetzt haben.

Wäre wenigſtens noch ein ſcheinbarer Grund und Vorwand zu Rechtfertigung des Abſonderungs- und Vereinzelungsſyſtemes vorhanden! Allein auch dies iſt nicht der Fall; deſſen, was die verſchiedenen Berufsarten erheiſchen, trägt jedermann gerne Rechnung; jedermann weiß, daß beſondere Laufbahnen beſondern Unterricht erheiſchen, und niemand bezweifelt die Nützlichkeit und die Nothwendigkeit der eigentlichen ſogenannten Spezialſchulen. Daß in dem Zeitpunkt, wo der Knabe zum Jüngling wird, und wo ſich jedem Einzelnen ſeine im Leben vorherrſchende Beſtimmung öffnet, die jungen Leute in eigenthümliche Anſtalten treten, eine Zeit lang darin

Digitized by Google

bleiben, und ſich zu dem Stande, den ſie ſich wählten, ausbilden; daß der Unterricht in dieſen Anſtalten für einen beſtimmten Zweck berechnet, und daß Disziplin und die ganze Erziehung eben dieſem Zweck angepaßt ſeien: dies alles iſt ſehr gut, ſehr vernünftig und dem gemeinſamen Vortheil eben ſo angemeſſen, wie demjenigen der verſchiedenen Berufsarten und Stände. Aber daß die Trennung ſo zu ſagen mit dem Leben anfange; daß ſie ſich auf Lehrgegenſtände, Begriffe, Gefühle und Verhältniſſe ausdehne, die allen Staatsbürgern gemeinſam ſein müſſen; daß ſie anſtatt ſich auf das Abweichende in den Entwickelungen des Geſellſchaftsvereins zu beſchränken, vielmehr auf die Zerſtörung deſſen hinarbeite, was übereinſtimmend und gemeinſam in den Grundlagen des Vereins ſein ſoll; daß die Verſchiedenheit der Stände durch die Erziehung in ein Syſtem abſonderlicher Kaſten ausarte, und die Beſonderheit ſo weit getrieben werde, daß Trappiſtenmönche ſich zehnjähriger armer Kinder bemächtigen, um ſie an ihre Lebensart, an Faſten und Schweigen zu gewöhnen, ihnen wöchentlich eine einzige Stunde, am Sonntag nach dem Gottesdienſt, zum Sprechen einzuräumen, und daß ſie auf ſolche Art eine Vorbereitungsſchule halten, worin Trappiſten nachgezogen werden: das iſt der Vernunft und dem Recht eben ſo widerſprechend, als die weſentlichſten Vortheile der ganzen Geſellſchaft dadurch bedroht werden.

Man ſehe dieſe Beſorgniſſe nicht für übertrieben an. Die Menſchen vermögen nicht zu ermeſſen, wie weit ihre Grundſätze und ihre Handlungsweiſen reichen; die Zeit übernimmt es, ihre Folgerungen vollſtändig zu entwickeln, und mangelnde Vorausſicht kann den Lauf derſelben nicht hemmen.

Das bloße Daſein einer vorbereitenden Kriegsſchule, ſo wie dasjenige jeder abſonderlichen und getrennten Kindererziehung, muß als ein wahres Uebel und als eine drohende Gefahr angeſehen werden. Wenn in den beſtehenden Verhältniſſen von Frankreich die Sache minder bedenklich erſcheint, ſo iſt dies nicht darum der Fall, weil der bezeichnete Grundſatz nicht in der That ſehr ſchlimm und gefährlich iſt, ſondern deshalb, weil die dagegen kämpfenden Kräfte der Staatsgeſellſchaft an Ausdehnung und Schwung ein ſolches Uebergewicht haben, daß ihnen nicht allzuſchwer fallen dürfte, ſeiner Entwickelung Einhalt zu thun.

Als ökonomiſch-moraliſche Bildungsanſtalt für Waiſen und Kinder armer Eltern, wird gegenwärtig eine große Handwerksſchule in Paris durch Aktien errichtet. Ein verſtändiger und thätiger Mann, ein geweſener Zögling der Bergwerksſchule, Hr. Garros, hat den umſtändlichen Plan oder das Programm der Anſtalt, die den Namen: Établissement de la manufacture des apprentis orphelins führt, bekannt gemacht. Kinder, für welche die Aeltern nicht ſorgen, aufzunehmen, zu nähren und zu kleiden, ſie nützliche Arbeiten zu lehren, ſie zweckmäßig zu unterrichten, vor Müßiggang und ſittlichem Verderben zu bewahren, iſt der Zweck dieſer Anſtalt, die wenigſtens ſechshundert bis achthundert Kinder beider Geſchlechter befaſſen ſoll. Die Koſten der Einrichtung und des Unterhalts bis zum Zeitpunkt, wo die Arbeiten der Kinder

Digitized by Google

die Koſten des letztern zu decken im Stande ſind, ſollen durch achthundert Aktien, jede zu tauſend Franken zuſammengebracht werden. Diejenigen Aktionäre, welche keine Zinſen verlangen, werden als Stifter der Anſtalt betrachtet, und bilden die Verwaltungsbehörde; die andern ſind Commanditaires; dieſen werden Intereſſen und wenn in der Folge die Anſtalt Gewinn abwirft, auch ein Theiler des letztern bezahlt. Die Kinder werden, ſei es als Waiſen oder gegen Zeugniſſe der Armuth ihrer Aeltern, auf Empfehlung der Maires von Paris oder der Wohlthätigkeits-Vereine der zwölf Bezirke dieſer Stadt, vom achten Altersjahre an aufgenommen; ſie bleiben bis zum zwanzigſten in der Anſtalt, und werden für Unterricht und Arbeit in vier Klaſſen getheilt. Die Jüngſten kommen in die vierte Klaſſe, welche ihren Unterhalt zu verdienen noch nicht im Stand iſt. In die dritte kommen die zehn- bis eilfjährigen Kinder, deren Arbeits-Ertrag die Koſten ihres Unterhalts decken ſoll. Die dreizehn- und vierzehnjährigen Kinder bilden die zweite Klaſſe, welche einen Ueberſchuß des Arbeits-Ertrags gegen die Unterhaltskoſten liefern wird, der die Mehrkoſten der vierten Klaſſe zu decken im Stande ſein ſoll. Die erſte Klaſſe endlich begreift die ausgelernten Arbeiter oder Handwerksgeſellen, deren Arbeits-Ertrag den Gewinn der Anſtalt liefert. Der Unterricht ſoll, über Leſen, Schreiben und Rechnen hinaus, auch die für Künſte und Handwerke erforderlichen Elementarkenntniſſe der Meßkunſt und der Zeichenkunſt, ſo wie die Grundſätze der Religion und Sittenlehre umfaſſen. Die Aufſicht wird ſtreng und zweckmäßig angeordnet ſein. Die Arbeiten ſollen zunächſt die verſchiedenen Theile des Haushalts, die Nahrungs- und Kleidungsbedürfniſſe, mit Allem was dahin einſchlägt, befaſſen. Die Manufakturarbeiten ſollen hinwieder mannigfaltig ſein. Man glaubt, die Verfertigung des Gußſtahls, nach ſchon gemachten Verſuchen, mit beſonderm Vortheil anwenden zu können; die Kleinſchmiedwaaren hinwieder ſollen vorzüglich beachtet und überhaupt eine Menge von Luxus- und Modeartikeln, welche durch Kinder verfertigt werden können, zum Vortheil der Anſtalt an die Hand genommen und benutzt werden.

u.

Intelligenzblätter
zu den
Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Erstes August-Heft 1818.

Ankündigung.

Zu einer Zeit, da die Völker unsers Vaterlandes wieder anfangen, der Segnungen des Friedens, eines gesicherten Wohlstandes zu genießen, da in Gewerb und Handel, in Kunst und Wissenschaft ein regeres Leben bereits begonnen hat; da nach vollendetem Waffenkampfe die Zentralbildungsanstalten der Nation, die Universitäten von den deutschen Regierungen mehr als je unterstützt, rühmlich unter sich wetteifern, durch vermehrte Thätigkeit dem allgemeinen Zutrauen zu entsprechen; — dürfte es Vielen eine willkommene Erscheinung sein, wenn auch von der südlichsten aller deutschen Universitäten von Freiburg eine periodische Schrift ausgienge, die, Wissenschaftlichkeit mit verständlicher und angenehmer Darstellung vereinend, es sich zum Zweck machte, in dem Umkreis der obern Länder, von denen sie der Mittelpunkt ist, den Gelehrten sowohl als jeden gebildeten Freund einer gründlichen und reichhaltigen Lektüre zu befriedigen.

In dieser Erwartung nun, und in der Voraussetzung, daß es manchem süddeutschen, schweizerischen und elsässischen Gelehrten erwünscht sein wird, in seiner Nähe ein Blatt zu wissen, durch welches er seine überdachten Ideen, seine aus dem Leben gewonnenen Grundsätze und geprüften Erfahrungen eben so leicht zur Sprache bringen kann, als es ihm die Resultate der Forschungen Anderer mittheilt; in der Ueberzeugung endlich, daß ein literarischer Verein unter den geistvollen und thätigen Männern Schwabens, der Schweiz und des Elsasses ein schon lange gefühltes Bedürfniß ist, hat sich eine Gesellschaft hiesiger Gelehrten entschlossen, eine in Heften fortlaufende Schrift unter dem Titel:

Eleutheria
oder
Freiburger literarische Blätter

herauszugeben.

Von dem Plan dieser Zeitschrift ist nichts ausgeschlossen, was mittelbar oder unmittelbar auf den physischen, bürgerlichen, sittlichen, wissenschaftlichen und religiösen Zustand des Menschen Bezug hat, sie wird demnach enthalten und aufnehmen.

I. Originalaufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiet der Theologie, und was mit dieser in näherer oder entfernterer Beziehung steht, der Religions- Kirchen- und Sittengeschichte, — Aus dem Gebiete der Philosophie, besonders aus denjenigen Fächern derselben; die sich die Theilnahme jedes Gebildeten versprechen dürften, — Aus der Staats- und Rechtswissenschaft und aus der Geschichte der Völker, — Aus dem gesammten Gebiete der Naturwissenschaften, die Medizin miteinbegriffen, und aus letzterer besonders solche Abhandlungen, die auch für den, der nicht eigentlich Arzt ist, ein Interesse haben können, und die man darum in den für Arzneikunde bestimmten Zeitschriften gewöhnlich nicht findet.

II. Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten, was besonders in Deutschland, aber auch in den andern Ländern in den genannten Wissenschaften erschienen ist und erscheint; solche Uebersichten, die den Leser in den Stand setzen, mit den verschiedenen Ansichten der neuesten Zeit etwas mehr als bloß historisch und oberflächlich bekannt zu werden.

III. Kritiken von besonders wichtigen Büchern, insofern diese Kritiken einen unabhängigen Werth haben und als Abhandlungen für sich gelten können.

Und da diese Zeitschrift von der Universität Freiburg ausgeht, und zunächst auch für Leser bestimmt ist, welche diesem alten und ehrwürdigen Musensitz einen großen Theil ihrer literarischen Ausbildung verdanken, und deshalb mit Liebe und Anhänglichkeit an ihren hiesigen Aufenthalt zurückdenken; so wird die Eleutheria von Zeit zu Zeit mittheilen.

IV. Nachrichten von und über die Universität Freiburg, Beschreibung ihrer wenig gekannten literarischen Sammlungen und Seltenheiten, u. a. m.

V. Ein besonderer literarischer Anzeiger wird Notizen

Digitized by Google

vermischten Inhalts und Ankündigungen von Verlagsartikeln der Buchhandlungen aufnehmen, die solche einsenden wollen.

Durch diese Linien ist der Plan der Zeitschrift nur im Allgemeinsten umrissen. Eine weitere Entwickelung wird das erste Heft enthalten. Strenge Wahrheitsliebe, eine klare Darstellung und ein edler Ton des Vortrags wird die Eleutheria jedem unbefangenen Leser empfehlen. Die sämtlichen Mitarbeiter machen sich Unparteilichkeit und eine anständige Freimüthigkeit zur Pflicht; selbst da, wo sie eine falsche Ansicht, einen verderblichen Anschlag zu beleuchten oder zu bekämpfen in den Fall kommen, soll ihre Polemik immer nur mit ruhiger Ueberlegung der Sache, nie der Personalität gelten.

Einheimische sowohl als auswärtige Gelehrte, welche etwa an dem Unternehmen thätigen Antheil zu nehmen wünschen, werden eingeladen, ihre Abhandlungen an die Redaktion der Eleutheria zu Freiburg im Breisgau einzusenden.

Freiburg im July 1818.

S. Erhardt, Professor.

Obige Zeitschrift erscheint mit Ende September in der Wagnerischen Buchhandlung und kostet der Band in 3 Heft 2 rthl. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Anzeige eines militärischen Werkes.

Die Feldzüge von 1814 u. 1815 sind in allen Rücksichten so merkwürdig, daß jeder einzelne Beitrag zu ihrer Geschichte durch die Beziehung auf das wichtige Ganze eignen Werth erhält. Neben einigen minder bedeutenden Gefechten hatten das würtembergische Armeekorps und und die dem Kronprinzen von Würtemberg untergeordneten Abtheilungen anderer Mächte bei mehrern Haupthandlungen, besonders im J. 1814, eine wesentliche Rolle übernommen, und so dürfte nachstehende Darstellung jedem Freunde der Kriegsgeschichte willkommen sein.

Beitrag zu der Geschichte der Feldzüge von 1814 u. 1815 in Frankreich, in besonderer Beziehung auf das Kommando des Kronprinzen von Würtemberg; herausg. von den Offizieren des würtembergischen General-Quartiermeisterstabs. Quer-Royal-Folio.

Das Werk besteht aus drei Abtheilungen mit folgenden Grundrissen. Erstes Heft: 1) Kriegstheater; 2) Gefecht bei Epinal; 3) bei Chaumont; 4) bei Colombé les deux églises. Zweites Heft: 1) Schlacht bei Brienne; 2) Erstürmung von Sens; 3) Treffen bei Montereau; 4) Schlacht bei Arcis sur Aube. Drittes Heft: 1) Treffen bei Fere-Champenoise; 2) Schlacht bei Paris; 3) Treffen bei Saarburg; 4) bei Straßburg. Das erste Heft, das bereits versandt ist, eröffnet eine gedrängte beurtheilende Beschreibung des Kriegsschauplatzes, die mit Hilfe der beigefügten Generalkarte den Gang der Kriegsunternehmungen auch dem Laien verständlicht. Ihr folgt eine allgemeine Uebersicht der strateg. Bewegungen beider Feldzüge, und zu jedem Grundrisse wird ein denselben erläuternder Bericht gegeben. Einige Zweifel und Fragen, die sich bei Betrachtung des strategischen Zwecks und der zu dessen Erreichung gewählten Mittel zunächst darzubieten scheinen, enthält das dritte Heft. Die Plane sind 16 ⅓ Zoll lang und 11 ⅓ Zoll breit auf Velinpapier; der Text wird auf demselben Papier und in gleichem Format mit typographischer Eleganz gedruckt und jedes Heft umgibt ein Umschlag mit passenden Zeichnungen. Die Grundrisse sind von den Offizieren des würtembergischen General-Quartiermeisterstabs gezeichnet, und nach Lehmanns Zeichnungsmethode ausgeführt, so daß sie zugleich als Anleitung zu Uebungen im Situationszeichnen dienen. Der Subskriptionspreis aller drei Hefte ist 25 Franken netto, wofür es in allen Buchhandlungen zu haben ist. Das zweite Heft, wozu die Kupferplatten bereits vollendet sind, wird im Juli, das dritte und letzte im September ausgegeben. Die Namen und Titel derjenigen Herren, welche noch vor der Vollendung subskribiren, werden dem nächsten Hefte vorgedruckt. — Die zahlreiche Unterstützung, womit dieses Prachtwerk von den Herren Offizieren der Okkupationsarmee in Frankreich beehrt wurde (wo bisher allein eine Subskriptionsliste zirkulirte, welche größtentheils nur von den dort stehenden österreichischen Truppen 74, den baierischen 111 und den würtembergischen 55 Namen enthält), läßt uns hoffen, daß die Herren Offiziere der sämtlichen alliirten Mächte, Regimentsbibliotheken, militärische Institute und Freunde der Kriegsgeschichte dieses wichtige Werk durch zahlreiche Subskriptionen begünstigen, wogegen wir uns bestreben werden, dasselbe in größter Eleganz in ihre Hände zu liefern.

Ferner erschien so eben:

Die Legion in Deutschland, oder Grundzüge einer Wehrverfassung für Deutschland. Von einem deutschen Offizier. Si vis pacem, para bellum. gr. 8. geh. 12 S.

J. B. Metzlersche Buchhandlung in Stuttgardt.

Digitized by Google

Bruchstücke aus der Geschichte der schweizerischen Eidsgenossenschaft im achtzehnten Jahrhundert.

(Fortsezung.)

Viertes Bruchstück.

Die bürgerlichen Unruhen Zürichs.

Rückblick auf Zürichs ältere Geschichte. — Stein am Rhein. — Waser. — Felix Grebel. — Die bürgerlichen Unruhen am Zürichsee — ihre Unterdrückung.

Auch Zürich, die durch regen Geist der Bewohner, mannigfaltigen Kunst- und Gewerbsfleiß, und was den Wissenschaften geleistet ward, vor allen Orten der Eidsgenossenschaft vorragende Stadt, im Range derselben freiwillig von allen einst als die erste erkannt, ward von Zeit zu Zeit durch mancherlei Unruhen erschüttert.

Wie Bern durch Waffen gegründet und groß geworden, war es Zürich durch Handlung.

Ehe Vasco de Gama mit seinen unerschrockenen Portugiesen die äussersten Spitzen Afrika's unter dem südlichen Wendekreis umschiffte, und zu Ostindiens unerschöpflichen Reichthümern den neuen Weg entdeckte, war Venedig in seinen Lagunen im elften und zwölften Jahrhundert der große Marktplatz des Welthandels. Vom Ausfluß des Don Tana in's azowische Meer wurden die Kostbarkeiten Indiens, bestimmt über Samarkand in den unwirthbaren Norden hinaufzugehen, von Venetianern dem südlichen Europa zugeführt; und in noch größerer Fülle nachher von Aegyptens Gestaden, als Tamerlan der Eroberer das blühende Astrakan verwüstet hatte.

Aus Venedig ward ein großer Theil von Südasiens köstlichen Erzeugnissen über die Alpen des Splügen oder des rauhen Septimer und über den Wallen- und Zürichsee durch die Limmat dem Rheinstrome zugeleitet, oder von Genua, Venedigs großer Nebenbuhlerin, über den Gotthard und den See der Vierwaldstätte.

Wo heute die Stadt Zürich am Ausfluß der Limmat vom See, mit vielen Tempeln und großen Gebäuden, in anmuthsvoller Landschaft ruht, war in jenen Tagen ein dunkler Ort zwischen Wäldern gelegen, von einigen Landleuten und Fischern bewohnt, deren Hütten das große Münster und das große Frauenkloster umringten. Hier nun ward die erste Niederlage der

Digitized by Google

Waaren, die über die Alpen kamen. Viele wurden durch die Gauen Helvetiens, die meiſten aber nach Deutſchland und dem tiefern Norden verführt. Da bevölkerte ſich der einſame Ort von Kaufleuten, Wirthen, Handwerkern, Zolleinnehmern und Schiffern. Und wie hier, erſtanden längs der Hauptſtraße des indiſchen Handels mächtige Städte, Straßburg, Frankfurt, Mainz, Köln u. a. m. Was der Norden zeugte, führten dieſelben auch über Zürich und die Alpen dem Süden zu.

So wuchs Zürich durch den Zwiſchenhandel und ward namhaft durch reichen Verkehr und Gewerbe, die dem Nützlichen und der Pracht dienten. Die Stadt verſorgte der deutſchen Kaiſer Heere, wenn ſie über die Schneegebirge gen Italien zogen, mit Bedürfniſſen aller Art. Auch die Schaaren der Kreuzfahrer, welche durch die Schweiz zur Eroberung des heiligen Grabes in's Morgenland ſtrömten, nahmen von ihr Vorräthe an Lebensmitteln, Waffen, Gewändern und Geräthen zur langen kriegeriſchen Pilgerfahrt. Zürich ſetzte durch alle Nachbarländer die edeln Erzeugniſſe Indiens um, nordiſches Eiſen, Heringe vom Eismeer, Wein und Salz. Die Kaiſer begabten die nützliche Stadt mit dem Stapel des Handels bis auf Baſel, machten ſie dann zum Gerichtsplatz der Lombarden, wenn dieſe Recht ſuchen mußten dieſſeits des Hochgebirgs; ſtatteten ſie großmüthig aus mit den Rechten des Reichs über den Zürichſee und die Schiffahrt; dann über die Waſſerſtraße der Limmat, ſelbſt mit der Reichsfreiheit im dreizehnten Jahrhundert.

Der hundertjährige Kampf in Deutſch- und Welſchland zwiſchen den Parteien der Gibelingen und Welfen — dann die Unbändigkeit geſetzloſer Gewalt im Reiche, drohte oft allem Handel Untergang. Zürich rettete ſich immer. Es trat in den Bund rheiniſcher Städte und ſchützte die Fahrt mit bewaffneten Schiffen. Als endlich fremder Handel fehlte, und ſogar Venedig ſank, weil Portugal die Straße zum Orient auf dem Meere gefunden, lenkte Zürich den Erwerbsfleiß auf reichen Betrieb eigener Manufakturen; es verarbeitete die rohen Stoffe naher und ferner Länder, und gab ſie ihnen köſtlicher zurück. Viel ward in Wolle und Linnen, viel in Leder und Seiden gearbeitet, und der Verluſt Oſtindiens durch die Goldquellen heimathlichen Fleißes erſetzt.

Wann aber der Handel und das Betreiben ſinnvoller, nützlicher Gewerbe im Geräuſche fremder und einheimiſcher Kriege verdarb, dann traten die Züricher wieder zum Feldbau, der erſten und letzten Zuflucht jedes Volkes, zurück; oder ihre Jugend ſuchte, ſtreitluſtig den Fahnen fremder Heere folgend, Ruhm und Gold in Schlachtfeldern. Schliefen die Waffen, erwachte der Geiſt des Handels und Kunſtgewerbes wieder.

Schon in den früheſten Tagen ihres Aufblühens ſtrebte die Stadt nach Freiheit und Sicherheit, dem unentbehrlichen Element, worin Handel gedeihen mag. Damals herrſchten nur Ritter und Pfaffen. Zwiſchen Kloſtern und Raubſchlöſſern bauten die Städte ihre Ringmauern. Zürich als Reichsſtadt, den Kaiſern treu, beugte den Hochmuth der Prieſterſchaft, und rächte des Adels Raubluſt oft mit dem Brande ſeiner Burgen. Als nachher Rudolf von Habsburg der Stadt gewährte, ſich nach eigenen Geſetzen zu richten, behielt die Gemeinde in den wichtigſten

Digitized by Google

Angelegenheiten die höchste Gewalt; aber ein Stadtrath aus adelichen, oder Konstablern und gemeinen Bürgern, stand ihrem gemeinen Wesen vor.

Der Adel des Landes war zahlreich; er wohnte in mehr als zweihundert Schlössern und Burgen. Ihn lockte der Glanz und Reichthum der wachsenden Stadt bald zu räuberischen Zügen wider sie; bald sich in ihr zu verbürgern. Immer aber, seiner Natur getreu, trachtete er ausschließlicher Herrschaft nach.

So war Zürich anfangs lange eine Aristokratie, wo einzelne Geschlechter das Regiment führten, während die Bürger, zufrieden, daß ohne ihr Einstimmen kein Krieg begonnen und große Veränderung unternommen werden konnte, harmlos dem Gewerbe nachgingen. Wie aber der Stadtrath zuletzt sein Recht mißbrauchte, die Bürgerschaft drückte und das Gemeingut verwahrloſete, ward des verbürgerten Adels Hoheit auf immer gefällt. Ein reicher, angesehener Mann, wohlgewandt in den Geschäften der Stadt, und unternehmend, Rudolf Brunn geheißen, besiegte die herrschenden Geschlechter, vertrieb sie aus der Stadt, und gab der Gemeinde die Freiheit zurück. Die demokratische Gestalt und Macht der dreizehn Zünfte, zu allen Zeiten dem Geiste ihrer Stiftung treu, vereitelte für immer das Emporgeben eines neuen Patriziats, ordnete späterhin dem kleinen oder täglichen Rath einen großen oder den Rath der Zweihundert bei, welcher gewählt von den Zünften, als Stellvertreter der Gemeinde, die höchste Gewalt in Krieg und Frieden zu üben hatte.

Die Verfassung von Zürich, in welcher drei- bis fünfmal die Grundverträge, geschworne Briefe geheißen, im Lauf der Zeiten abgeändert wurden, blieb aber bis zu den spätesten Tagen unvollkommen, indem weder die Befugnisse der Regierung von dem großen oder gesetzgebenden Rath durch scharfe Grenzen gesondert, noch die Rechtsame der Gemeinde an den wichtigsten Staatsangelegenheiten wie Kriege, Friedensschlüsse und Bündnisse, heiter geschieden wurden. Oft ward daher mannigfache Deutung des dunkeln Wortes Stoff innerer Entzweiungen. Das Volk der Stadt behauptete jedoch in den Zünften seine höchste Gewalt. Von ihm ging in die Regierung reinbürgerlicher Sinn, Mäßigung und Achtung der Gewerbe über.

Bern stand schon mächtig an Land und Leuten, als Zürich noch auf den Umfang seiner Ringmauern beschränkt war. Dort schufen Ruhmbegier und Kriegslust stolzen Geist der Bürger, zu schweren Unternehmungen geneigt, großmüthig, adelich in Thaten und Sitten, freigebig, nach Herrschaft strebend. Hier bewahrten bürgerliche Gewerbe und Handlung größere Gleichheit, häusliche Sparsamkeit, Sorgfalt auch um das Kleine, erfinderischen Sinn, Liebe zur Gelahrtheit, und neben schweizerischer Gutmüthigkeit gewisse Härte in Denkart und Sitte, welche nur Eigenthum der Volksklasse zu sein pflegt, die das Nützliche dem Schönen, das Richtige dem Glänzenden vorzieht, mehr leisten als gefallen will.

Vor dem Jahre 1351 hatte diese Stadt vor ihren Thoren noch kein gemeines Eigenthum von Land und Leuten. Lange waren ein Wald am Sihlfluß und weniger Boden am Seeufer ihr einziges Gut. Aber in einem Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten ward sie, seltener

Digitized by Google

durch Waffenglück, öfter noch durch glücklichen Ankauf großer Herrschaften, eine der mächtigsten Städte der Eidsgenossenschaft, und zuletzt nächst Bern die Gebieterin des größten der helvetischen Kantone. Selbst Winterthur, die alte Hauptstadt der länderreichen Grafen von Kyburg, ausgestattet durch kaiserliche Großmuth mit kostbaren Freiheiten, kam als verfallenes Pfand Oesterreichs unter Zürichs Hoheit. Die Stadt Stein am Rhein, von dem benachbarten Adel bedrängt, wählte ebenfalls Zürich zur Schirmherrin ihrer Verfassung, Freiheiten und Besitzungen.

Von beiden Munizipalstädten ward Winterthur die reichste, durch ihrer Bürger betriebsamen Fleiß und Verkehr. Seit drei Jahrhunderten blühten hier zu allen Zeiten Gewerkschaften, welche den Einwohnern Wohlstand gewährten. Die Sitten veredelten sich, ohne wollüstig zu entarten; Wissenschaften und Künste fanden Hausaltäre, und mehrten das Lebensglück ihrer Bewohner. Winterthur, nicht an Geist und Willen, nur an Gewalt ärmer, als die Hauptstadt, blieb deren Nachahmerin in allem Schönen und Nützlichen. Sie wäre Nebenbuhlerin geworden, hätte Zürichs scharf rechnender Zunftgeist nicht allzu eifersüchtig die Kraft des Munizipalorts begrenzt. Winterthur, ohne lautes Murren, ehrte die oberherrliche Stadt, und begnügte sich, in den engen Schranken, die ihrer Thätigkeit gesetzt worden, das Höchste zu erreichen.

Stein am Rhein, nicht mit der Hauptstadt, nicht mit Winterthur wetteifernd in Künsten des Friedens, gefiel sich in Handhabung ihrer kleinen Gerechtsame, und dünkte sich in ihnen wichtig. Ohne Reichthum wünschte sie sich Ansehen, ohne Wissenschaft Einfluß. Immer trachtete sie nach Unabhängigkeiten von der schutzherrlichen Stadt, mehr um den Stolz der alten reichsstädtischen Ehre, als das Wohlsein der Bürger zu erhalten. Schon im siebenzehnten Jahrhundert haderte sie um die Grenzen richterlicher Gewalt, dann um die ehemalige Verwandtschaft mit dem deutschen Reiche, welche der Frieden von Münster und Osnabrück längst gelöst hatte.

Auch im achtzehnten Jahrhundert versuchte sie noch Kaiser und Reich anzusprechen, damit sie in schwankender Stellung zwischen Zürich und dem Reiche eine gewisse Eigenherrlichkeit gewänne, der sie selbst im frühern Zeitalter nicht theilhaftig gewesen und in den Tagen höherer Gesittung fruchtlos genossen hätte.

Eigenmächtig gestattete sie z. B. im Jahre 1781 englischen Hauptleuten inner ihren Mauern einen Werbeplatz, zum Dienst wider die empörten Pflanzstätte im nordamerikanischen Freiheitskriege; eben so preussischen Werbern, welche Volk sammelten für die Fahnen des großen Friedrichs.

Zürich untersagte, wie schon früher geschehen war, die Werbungen mit drohendem Ernst. Die Bürgerschaft von Stein, angeleitet von ihrem Stadtvogt, Johann Konrad Winz, seinem Sohn, dem Gerichtsschreiber, und andern Gliedern des Rathes, gehorchte zwar, ohne aber ihre veralteten, durch den Frieden des dreißigjährigen Krieges vernichteten, und inzwischen immer wieder angeknüpften Verhältnisse mit Kaiser und Reich vergeben zu wollen. Noch im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert hatte sie sich von den Kaisern als eine freie Stadt

Digitized by Google

des heiligen römiſchen Reichs erklären laſſen, und Stolz darin gefunden, im Huldigungseid, welchen ſie ſchwor, des Reiches Ehre vorzubehalten.

Der Rath von Zürich, entweder unkundig der ſeltſamen Schritte der Munizipalſtadt, oder des eiteln Bemühens nicht achtend, hat niemals dies ungeſetzliche Streben, welches eidsgenöſſiſcher Eigenherrlichkeit widerſtand, gerügt. Es unterſagte jedoch im Eide der Bürgerſchaft für des Reiches Ehre zu ſchwören.

Als aber im Jahre 1782 ein Bürger von Stein, verurtheilt durch dortige Obrigkeit, Zuflucht nahm zu Reichsgerichten, und der römiſche Kaiſer die beklagte Stadt zur Rechenſchaft forderte, trat Zürich, geſtützt durch den Schirmbrief über die Munizipalſtadt und durch das Wort des weſtphäliſchen Friedens, gegen des Kaiſers Begehren auf, und lehnte wirkſam die Einmiſchung eines Reichshofraths in eidsgenöſſiſchen Dingen ab. Dann wurden acht Abgeordnete des Städtleins gen Zürich gefordert, und denſelben Steins erloſchene Verhältniſſe zum Reiche und dieſes Ortes Pflichten gegen Zürich dargethan. Es ward der Munizipalſtadt die Heiligkeit ihrer Rechtſame von neuem geſichert, aber Geſtattung fremder Werbungen, das Schwören bei des Reiches Ehre, und das Bewerben um kaiſerliche Beſtätigung ihrer Privilegien unterſagt.

Darauf reizte Stadtvogt Winz und ſein Anhang die Bürgerſchaft, welche den Ruhm, eine freie Stadt des heil. römiſchen Reichs zu bewohnen, nicht ohne Schmerz entbehren, und ſich ſogar bereden konnte, dieſem Titel einige Vortheile für Fruchtmarkt und Weinhandel zu danken. Umſonſt ſuchten Zürichs Abgeordnete das hocherzürnte Städtlein von ſeltſam verworrenen Begriffen durch Belehrung zu befreien. Die Gemüther, von reichsſtädtiſchem Stolze gehoben, grollten unverſöhnlich. Man ſprach von bedrohter Freiheit, von der Nothwendigkeit fremden Schutzes, hielt geheime Zuſammenkünfte, und bereitete thätige Auflehnung gegen den Schirmherrn vor. Die tobende Menge gewann ſo ſehr Oberhand, daß niemand ohne Gefahr im Rathe oder in der Stadt widerſprechen konnte.

Erſt als Zürich jedes Mittel der Milde verſchwendet hatte, führte es das widerſpenſtige Städtlein durch Ernſt in das Geleiſe verletzter Pflichten zurück, legte Beſatzung in Stein am Rhein, ſtrafte den Stadtvogt Winz und ſeine Anhänger, als Urheber dieſer Unordnungen, theils mit Verhaft und Entſetzung von Ehren und Aemtern, theils mit Geldbußen. Der geſammten Bürgerſchaft aber wurden die Koſten des mehrjährigen Handels aufgebürdet.

So endete im Jahre 1784 ein Streit, welchen ein kleiner Ort aus Eitelkeit und für den Werth fruchtloſer Titel mit großem Eifer, Zürich in der That mit ruhmvoller Mäßigung geführt hatte.

Wenige Jahre vor dieſen Ereigniſſen, welche in der Geſchichte ohne Werth ſein würden, wenn ſie nicht ein Licht über die Denkart und Handlungsweiſe von Schweizern dieſes Zeitalters verbreiteten, hatte Zürich aber durch eine Thatſache bewieſen, daß es leichter ſei, in fremder Angelegenheit gerecht und mäßig zu ſein, als in eigener.

Es lebte damals in der Hauptſtadt ein Bürger derſelben, Heinrich Waſer, welcher,

Digitized by Google

der Gottesgelahrtheit befliſſen, nicht ohne Glück den Wiſſenſchaften obgelegen. Doch ein unreines Herz geſellte ſich in ihm zur Fülle mannigfaltiger Kenntniſſe. Seines Wandels Tadel machte ihn unwürdig, auf heiliger Stätte des Volkes Lehrer zu ſein; darum entſetzte ihn ein Richterſpruch der Pfründe.

Von niedriger Leidenſchaft überwältigt, ſann er der Rache nach. Er entwandte theils Archiven, theils Mitgliedern des Rathes, Urkunden aller Art, um aus ihnen Thatſachen über die Gebrechen der Obrigkeit zu ſchöpfen, die er haßte. Manches davon ließ er in deutſchen Zeitſchriften damaliger Zeit abdrucken.

Nicht die verrathenen Geheimniſſe des Staates, wohl die durch Wafers Haß verunglimpften Glieder des Rathes, ſchrien um Genugthuung. Der beleidigte Ehrgeiz forderte nichts weniger als ſein Blut. Er ward wie ein Verbrecher in's Gefängniß geführt. Um ſeine Schuld zu häufen, ward nicht bloß gerichtet über das, was er gethan, ſondern noch thun wollte oder konnte. Selbſt daß er aus entliehenen Büchern Kupferſtiche oder Landcharten geſchnitten, iſt noch zu den Anklagen gefügt, um durch die Menge derſelben den Mangel ihres Gewichtes zu ergänzen. Die Leidenſchaft ſiegte; und ſo ward Heinrich Waſer im Jahre 1780 des Todes ſchuldig gefunden, und enthauptet.

Waſers Hinrichtung warf vor dem ganzen Europa finſtern Schatten auf die Gerechtigkeitspflege eines Staates, der in der Eidsgenoſſenſchaft lange den Ruhm des erſten und erleuchtetſten behauptet hatte; zeigte mitten unter freien Ordnungen Willkühr der Gewaltherrſchaft, von keinem Geſetz gebunden, und gab den geſitteten Völkern des Welttheils nicht grundloſen Verdacht gegen das vielgeprieſene Glück der Freiheit in den Thälern der Alpen. Tauſend gerechte Thaten einer Regierung werden durch einen einzigen Tropfen ungerecht vergoſſenen Blutes aufgewogen; denn in dem, was recht und loblich iſt, erſcheint die Obrigkeit des Volks in einfacher Pflichttreue; aber das Blut der Unſchuld beſudelt ewig die Majeſtät derſelben.

Die unbefangenern Bürger ſelbſt betrauerten, daß ein Flecken dieſer Art die ſchönſten Blätter in den Jahrbüchern ihrer Geſchichte entweihe. Denn mit Zürich konnte damals im ganzen Umfang der Eidsgenoſſenſchaft nur Baſel wetteifern im Glanz mannigfaltiger Gewerbe und ausgedehnten Handels, und keine Stadt des helvetiſchen Bodens nährte in ſolcher Fülle Künſte und Wiſſenſchaften in ihrem Schooße. Den alten Ruhm der Gelehrſamkeit hatte Zürich mit bewundernswürdiger Kraft behauptet ſeit den Jahrhunderten des Mittelalters; keine Stadt Europens, im Verhältniß zur Größe und Bevölkerung Zürichs, hatte inner ihren Mauern ſtets ſo zahlreiche und thätige Geſellſchaften gelehrter Männer zur Beförderung der Wiſſenſchaft; keine ſo viele öffentliche und Privatſammlungen von Seltenheiten der Natur und Kunſt; keine konnte, wie ſie, ſich einer ſo langen Reihe ausgezeichneter Söhne rühmen, die Europens Lehrer, aller geſitteten Völker Lieblinge, und unſterblicher Stolz ihres Vaterlandes wurden. Von Zürich aus ward die Verbeſſerung des deutſchen Geſchmacks gewirkt, und deutſcher Dichtkunſt die Bahn der Freiheit und Kraft aufgeſchloſſen, in welcher ſie mit den Muſen fremder Nationen

Digitized by Google

um den Preis rang. Nie wird, so lange Wissenschaft und Kunst zu den Kleinodien der Welt gehören, die Naturkunde ihren Scheuchzer, ihren Konrad Geßner, die Kritik ihren Bodmer, ihren Breitinger, die Poesie und Malerei ihren Salomon Geßner, die Geschichte ihren Füßli, Simler und Stumpf vergessen.

Diese Stadt führte den Völkern den großen Beweis, durch den Ruhm ihrer Gelehrsamkeit: daß das Geräusch der Werkstätten und der Marktplätze nicht immer das stille Bemühen der Weisen und Künstler verbanne; — durch die Sittenstrenge ihrer Bürger: daß Reichthum nicht immer entnervende Ueppigkeit zum Gefolge zähle.

Auch das von Zürich beherrschte Volk der unterthänigen Landschaft genoß eines lange ungetrübten Glückes unter milden Gesetzen und weiser Verwaltung. Regierung und Gesellschaften vaterlandsfreudiger Bürger erhoben durch Lehre, Beispiel und mannigfache Unterstützung den Landbau; reichten mit rastloser Liebe in Jahren der Noth dem leidenden Landmann Hülfe, und was dem öffentlichen Wohlstand ersprießlich geachtet ward, wurde mit hingebender Bereitwilligkeit vollbracht.

Zufrieden mit seinem Zustande, und keine andere Bedürfnisse ahnend, lebte der Bewohner des Dorfes in einfacher guter Sitte, häuslich, erwerbsam, und den Geboten der herrschenden Stadt mit Freudigkeit unterthan. Die einzige Last, welche ihn hie und da drückte, war nicht das Gesetz, wohl Mißbrauch desselben, Gewaltthätigkeit elender Unterbeamten, die, Bürger der Stadt, um so sicherer zuweilen mit rohem Trotze den Schwachen mißhandelten. Der Landmann, in strenger Unterwürfigkeit erzogen, litt schweigend, und wagte selten Klage. Oft aber fand er unter den Bürgern der Stadt selbst mitleidige Beschützer.

So ward einst die Tyrannei eines dieser Landvögte durch den Gerechtigkeitssinn und Muth einiger jungen Männer von Zürich geendet, deren zwei in spätern Zeiten großen Namen in Europa durch glänzende Eigenschaften ihres Geistes erworben haben.

Zu Grüningen übte in den Jahren 1755 bis 1761 ein Landvogt, Felix Grebel, harte Willkühr über das Volk. Die Geschichte muß den Frevler nennen, um den Namen der Tugendhaften ehren zu können. Sein Golddurst verschmähte kein Mittel des Gewinns. Er nahm von Verbrechern Gaben, und der Unschuld legte er Fallstricke, damit sie von ihm gerichtet werde. Waisen zwang er, das Gut ihrer Aeltern zu verpfänden, und Fallgeld forderte er schon, oft ehe der gestorben, von dem es genommen worden. So trat er, mit ungerechtem Gute bereichert, von seiner Stelle. Ein warnender, furchtbar drohender Brief von ungenannter Hand mahnte zur Rückerstattung des Raubes binnen zwei Monaten. Grebels Stolz war seiner Begierde des Geldes gleich. Die Frist verstrich. Da verbreitete sich plötzlich am 21. Weinmond des Jahres 1762 eine öffentliche Anklage, nächtlich ausgestreut, als Flugschrift durch alle Straßen Zürichs. Der Rath, gleich erstaunt über die Größe enthüllter Verbrechen, wie über die Kühnheit unbekannter Ankläger, forderte dieselben durch Anschlagzettel auf, hervorzutreten und Beweis zu führen, so wie jeden, der wider Grebel Beschwerden zu führen habe. Und nun erschienen

Digitized by Google

mehr denn zwanzig klagende Familien vor dem Richterstuhl, welche Grebels Gewaltthaten bezeugten. Und unter den Weinenden standen zwei Jünglinge, die Schutzengel der Leidenden, Johannes Kaspar Lavater und Heinrich Füßli. Diese waren die Urheber der Warnung und der Anklage Grebels gewesen, und die Rächer der bedrängten Armuth, indem sie ihre kühnen Beschuldigungen des Vogts mit neunzehn Thatsachen rechtfertigten. Vom bösen Gewissen gefoltert, eilte Grebel aus dem Vaterlande. Dem Schwerte der Gerechtigkeit entronnen, entfloh er nicht dem Fluch des Bewußtseins.

Nicht jeder Geßler hat immer seinen Tell, nicht jeder Grebel seinen Füßli und Lavater gefunden. Die Nichtswürdigkeit unterer Beamten aber entfremdet dem väterlichen Herzen der Regierung, des Volkes kindliches Gemüth, und verwandelt, was jene Wohlthätiges aussäet, in Dornen. Füßli's und Lavaters erste That, durch welche sie allen Edeln theuer wurden, war würdig des Ruhmes, mit welchen nachher Europa beide ehrte. Sie hatten einen Zwingherrn gestürzt, viele geschreckt.

Das unterthänige Land von Zürich sah nach dem verschwundenen Grebel nie einen zweiten. Aber bald litt es unter allgemeinern Uebeln, die der Verfassung selbst entquollen, durch Heldenmuth einzelner Männer nicht vertilgt werden konnten.

Ehe die Seidengewerbe von Lyon und Tours emporgingen, blühten sie schon länger denn ein Jahrhundert in Zürich. Frankreichs Colbert zerstörte diesen Zweig schweizerischen Kunstfleißes durch unerschwingliche Zölle, mit welchen er fremde Waaren verstieß. So konnten die französischen Erzeugnisse mit denen der Schweiz gleichen Preis gewinnen und bald gewannen sie, von so mächtiger Hand begünstigt, auch durch innern Werth vor allen. Von dieser Zeit an welkte der weiland herrlich-blühende Zweig der Seidenstoffveredlung in Helvetien. Doch Zürichs Kunstsinn wechselte nur den Stoff. An der Stelle großer Webereien erstanden zahllose neue Strumpfwirkereien und Musselingewerbe. Der Betrieb derselben stieg von Jahrzehend zu Jahrzehend, und breitete einen Wohlstand über die Stadt und die Gemeinden des Landes, wie er vormals nie gesehen worden.

Begierig ergriff ein großer Theil des Landvolkes den leichten Erwerb. Unzählige Familien, vom Ertrag des rauhen Bodens kaum genährt, verspannen Seide und Wolle, Flachs und Baumwolle, oder webten daraus Tücher für die Handlungshäuser der Stadt, denen in den Dörfern zerstreut oft mehr denn hundert Webstühle dienten. Am eifrigsten ward dieses Gewerbe geliebt von den Landschaften an beiden Ufern des Sees, und jenseits des Albis, auch in den Berggegenden der Herrschaften Grüningen, Kyburg, Greifensee und anderer Gegenden. Man kannte ländliche Bezirke, wo, bei einer Bevölkerung von kaum 10,000 Seelen, mehr denn 2000 Weberstühle für Seide und Baumwolle beschäftigt wurden. Zuletzt nährte sich der dritte Theil gesammter Unterthanen der Stadt ausschließlich durch Handarbeiten für deren Verkehr.

Der reichere Verdienst des Landmanns, der lebhaftere Verkehr mit der Stadt, weit entfernt

Digitized by Google

den Anbau des Bodens zu mindern, vermehrte die Sorgfalt für ihn. Denn steigender Wohlstand aller Hütten beschleunigte das Wachsthum der Volksmenge; die leichte Möglichkeit des Erwerbs verdoppelte die Ehen. Das Land ward in unzählige Theile gesplittert und stieg im Preise.

Schon der Wanderer, indem er den Ufern des Sees nachwandelte gegen die oberherrliche Stadt, erblickte in den prachtvollen Anlagen, städtischen Wohnungen und Gärten der Dörfer die zweifellosen Zeugen eines Wohlstandes, wie wenige Länder Europens hatten. Der wohlhabendere Arbeiter entfernte sich von den rohern Genüssen seiner Vorfahren. Er empfand edlere Bedürfnisse, die dem fremd sind, welcher seine Tage zwischen Arbeit und Stillung der dringendsten Nothwendigkeiten des Lebens theilt. Es war nichts seltenes, in ländlichen Wohnungen die Werke der vortrefflichsten Schriftsteller und des Vaterlandes und fremder Völker zu finden; oder durch Lesegesellschaften, Schaubühnen und Tonsäle die rohen Lustbarkeiten des Pöbels verdrängen zu sehen, welcher seine Gesundheit, Schaam und Sitte in thierischen Genüssen verwüstet.

Mäßigkeit, Fleiß, Sparsamkeit, und alle häusliche Tugenden, welche des Lebens dauerndes Glück bilden, begleiteten meistens den Wohlstand. Nur unter den ärmern Arbeitern fand man die rohen Begierden des dürftigen Standes mit den Nachtheilen weichlicherer Lebensart traurig gepaart. Leichtsinn, Wollust und Untreue ward hier Gemeinlaster, und die Jugend früher zur Arbeit gehalten, als ihr Herz und Geist gebildet worden, drohte in schrecklicher Verwahrlosung eine noch üblere Nachkommenschaft.

Inzwischen stieg die Menge des Volkes von Jahr zu Jahr, daß ihr der Boden zum Acker- und Weinbau zu eng ward, oft selbst die Zahl der Hütten. Neben den verwandelten Sitten und Zeiten bestanden aber unglücklich die veralteten Einrichtungen der vergangenen. In Gegenden, wo die Zahl der Häuser laut alten Sprüchen nie vermehrt werden, und die Erben sich nur in den Gerechtigkeiten der Wohnungen theilen durften, hauseten oft vier, oft mehr Familien zusammengedrängt in einerlei Zimmer; ihr Hauch vergiftete gegenseitig die Gesundheit, das Beispiel der Erwachsenen beiderlei Geschlechts die Unschuld der Jüngern.

Aber auch die Schranken, inner welchen der Erwerbsfleiß des Landmanns gebannt lag, wurden bei der schwellenden Volkszahl und dem Aufblühen des Wohlstandes zu eng. Es fehlte weder an begüterten noch geistvollen Unterthanen, welche aus eigener Kraft Gewerbe aller Art betreiben konnten. Aber nur der Stadt gehörte das Alleinrecht des Handels, und der Bewohner des Dorfes blieb ihr als Taglöhner. Außer dem Handel mit Wein und Getreide war ihm jeder andere versagt; außer den gemeinsten Dörfern unentbehrlichen Handwerkern kein anderes zu unternehmen gestattet; nützliche Künste, Gerbereien, Arbeiten in Gold, Kupfer, Zinn u. s. w. standen den Bürgern der Stadt ausschließlich zu. Der Baumwollenarbeiter war gezwungen, in der Stadt die rohen Stoffe einzukaufen, und der Stadt wieder die Frucht seines Fleißes zu verhandeln. Kauf und Verkauf über des Kantons Gränzen galt dem Dorfbewohner ein

Digitized by Google

Verbrechen. Selbſt das Tuch, welches er für ſein eigenes Haus gewebt hatte, durft' er nicht ſelbſt bleichen noch drucken. Er mußte es Bürgern der Stadt feil bieten, und dann es gebleicht und gedruckt wieder verhandeln. Die höhern Schulen der Stadt waren ſeinen Söhnen verſchloſſen; und dieſe durch ihre Geburt ſchon zur Dienſtbarkeit zu Gunſten der Stadt verurtheilt, aus welcher allein Heerführer, Richter, Prieſter und Lehrer des Landes hervorgingen.

So lange die Schweiz des Friedens genoß, oder die Verhältniſſe anderer Staaten nicht änderten, war für das Volk von ſo beiſpielloſem Zwange keine Gefahr zu fürchten. Den Landmann würden die Großgewerbe der Stadt reichlich genährt, und eine Summe von anderthalb Millionen Gulden alljährlich als Lohn ſeiner Arbeiten, den Bedürfniſſen geſteuert haben. Allein jeder Stillſtand der Gewerbe durch irgend ein unglückliches Ereigniß, lieferte plötzlich fünfzig bis ſechszigtauſend Menſchen der Geſchäftsloſigkeit und dem Mangel aus.

Solche Betrachtungen ſtörten die Ruhe der einſichtsvollern Landbewohner. Die unſichere Stellung ihres und ihrer Kinder Wohlſtandes regte Beſorgniſſe an, welche der allgemeine Krieg Europens gegen das franzöſiſche Volk früh zu rechtfertigen drohte. Man gedachte der nahrungsloſen Jahre vergangener Zeiten, wo viele Menſchen nur mit Wurzeln und Kräutern das elende Leben friſten konnten, viele Hungers ſtarben, viele in entfernte Gegenden auswanderten, daß des Landes Bevölkerung um mehr als 30,000 Menſchen vermindert ward. Man gedachte der Tage der Theurung, als im ſiebenten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts alle Wohlthätigkeit der Stadt, alle Aufopferung der Regierung kein Elend hemmen konnten, unzählige Landleute an den Folgen deſſelben erlagen, mehrere noch die Einöden Amerika's und die vom Kriege verheerten Landſchaften Brandenburgs und Pommerns mit der nahrungsloſen Heimath vertauſchten, daß das Land in wenigen Jahren mehr denn 20,000 Seelen verlor.

Jeder Hausvater ſah mit Zittern dem Wiedererſcheinen ſo jammervollen Zeiten entgegen. Nur dadurch ſchien Sicherheit für die Zukunft, daß die Wohlfahrt des ganzen Landes nicht abhängig ſchwebe am Gedeihen eines einzigen Erwerbszweigs; daß dem Landmann freie Wahl gelaſſen ſei, ſich zu erhalten und zu nähren nach beſtem Vermögen und Wiſſen.

Einige wohlhabende Männer am See traten zuſammen, mit dem Entſchluſſe, der Regierung einige Wünſche zu eröffnen, die gefahrvollen Verhältniſſe des Landmanns ſicherer zu ſtellen. In der Betrachtung deſſen aber, was des Volkes Wohlſtand ſchützen oder mächtiger heben könne, blieb endlich der Sinn nicht bei zu erweiternder Gewerbsfreiheit ſtehen, ſondern ward zur Sehnſucht nach Mitgenuß bürgerlicher Rechte, dem Eigenthum der ſelbherrlichen Stadt.

Das große Schauſpiel der franzöſiſchen Staatsumwälzung war damals im Jahr 1794 ſchon zu fürchterlichen Entwickelungen gediehen; der glänzendſte Thron Europens gefallen, das königliche Blut vom Blutgerüſt gefloſſen, und ein ganzes Volk, von den Zauberworten Freiheit und Gleichheit berauſcht, pflanzte das freimänniſche Panier der Macht aller verſchwornen Fürſten entgegen.

Digitized by Google

Von dieſem Beiſpiel begeiſtert, erſchien den Landleuten am Zürichſee die Staatsveränderung ihres Landes ein Werk geringer Mühe. Ihre vom Glück des franzöſiſchen Volkes bethörte Einbildung ſah den großen Tag vor der Thür, da die Freiheit ein Gemeingut Aller werden ſollte. Schon ward die Sprache von ewigen Rechten der Völker in allen Dörfern gehört. Ein Hafner, Nebracher, von Stäfa, entwarf eine Denkſchrift, ſie im Namen der Landſchaft der Regierung zu überreichen. Nicht mit der Demuth des Unterthanen, mit dem Stolz des an Rechten gleichgebornen Staatsbürgers forderte er eine Verfaſſung, den Bedürfniſſen des Landes angemeſſen; freien Handel und Gewerbe; Loskäuflichkeit der Grundzinſen, Aufhebung der letzten Spuren der Leibeigenſchaft, von welcher noch der Todtfall in verſchiedenen Gegenden galt; gleiches Recht der Landleute an geiſtlichen und kriegeriſchen Aemtern. Nebracher verbreitete einen Auszug dieſer Denkſchrift in benachbarte Gemeinden, wo ſie mit einer Begeiſterung geleſen ward, welcher die Begierde nach vorgeſpiegelten Freuden glich. Ein Wundarzt Pfenninger von Stäfa, fügte der Denkſchrift des Hafners eine Abhandlung über das Verhältniß des Staates, und über die unveräußerlichen Menſchenrechte bei; ein Bäcker Ryffel von Stäfa that noch einen Aufſatz hinzu über die Verdienſte des Landvolks um die Stadt.

Alle dieſe Schriften wurden mit Sorgfalt verbreitet, mit Beifall geleſen, in zahlreichen Zuſammenkünften behandelt. Schon ſollten ſie durch viele tauſend Unterſchriften des Volkes bekräftiget, und der höchſten Obrigkeit übergeben werden, als die Haupturheber derſelben verhaftet und in die Gefängniſſe der Hauptſtadt entführt wurden.

Die That und das Streben dieſer Männer, unbeſonnen durch Schwärmerei, gefährlich durch unzuberechnende Folgen, ſchadete ſelbſt dem Beſſern ihrer Zwecke. Wer auch immer den unſichern Wohlſtand des Landmanns, die unbedingte Abhängigkeit ſeines Glückes vom Steigen oder Sinken ſtädtiſcher Gewerbe, und die harte Beſchränkung ſeiner Selbſtthätigkeit beklagte, mußte das Beginnen einiger feurigen Köpfe verdammen, welche den Frieden ihrer Heimath, vielleicht die Ruhe der Eidsgenoſſenſchaft zum Spiel verwegener Träume machten.

In Zürich, wo das Gefühl eigener Sicherheit und eigenen Gewinns alle Rückſichten überwog, war jedes Gemüth voll Erſtaunens und Zorns gegen des Landmanns ſtolzes Anſinnen. Hier berechnete jeder, daß Geſtattung allgemeiner Gewerbs- und Handelsfreiheit den Verfall der blühenden Stadt unfehlbar wirke; daß die Werkſtätte bald einen großen Theil der ihnen dienſtbaren Arbeiter beraubt, die Handelshäuſer bald des bisherigen Abſatzes der Waaren, die Handwerker bald durch zahlreiche Nebenbuhler in Dörfern ihres Verdienſtes beraubt würden.

Nie ward der Einfluß, welchen die von Handelsleuten und Handwerkern beſetzten Zünfte auf das gemeine Weſen übten, tiefer empfunden. Man verſtieß das Begehren der Unterthanen, ſie Bürgern einer altſelbherrlichen Stadt gleichzuſetzen; aber vom Zorn verblendet ging man auch gefühllos an wirklichen Uebeln des Landes vorüber, wo ein reicheres und aufgeklärteres Volk neben der ſchwellenden Zahl ſeiner Bedürfniſſe, in harten Formen und Verhältniſſen des anders geſtalteten Mittelalters eingepreßt lag.

Digitized by Google

Die Verfasser und thätigen Ausbreiter jener Denkschriften wurden, einige auf mehrere Jahre von gesammter Eidsgenossenschaft verbannt, andere um Geld gestraft.

Die Gemeinden des Kantons hatten wohl nie den Umsturz vaterländischer Verfassung gewollt; noch geahnet, daß der Beifall, welchen sie bloßen Denkschriften geweiht hatten, Bewegungen zum Aufruhr heißen konnte. Aber heller stand, seit den Ereignissen der letzten Tage, vor ihren Augen, was Noth sei. Die Fesseln, welche den Gewerbsfleiß banden, drückten schmerzlicher. Wo ihrer drei beisammenstanden, ward das unsichere Schicksal der Tausenden erwogen, welche mit dem Sturz des Handels, dem Ruin städtischer Fabriken unaufhaltsam in's Verderben sinken mußten.

Es ging die Sage, daß es nicht immer vor Zeiten also gewesen, und unter vergessenen Urkunden der Dorfschaften manche vorhanden sein würden, welche dem bedrängten Volke einst vollkommenere Freiheit verliehen hatten. Selbst während das Gericht von Zürich die Urheber jener Denkschriften richtete, hatten Männer des großen Rathes den Landleuten Beistand gelobt, sobald denselben gelänge, durch rechtsgültige Urkunden ihre vermeinten Ansprüche zu bewäh ren.

Durch Worte der Hoffnung ermuntert, traten im Mai des Jahres 1795 bei der alljährlichen Volksversammlung des reichen und blühenden Hofes Stäfa am Zürichsee, vier der ältesten Männer vor und sprachen: „Wie daß schon geraume Zeit die Rede allgemein wäre, daß verschiedene alte Briefe und Zeugnisse an sichern Orten lägen, welche dem Landmann durch den Lauf der Zeiten unbekannt gewordene Freiheiten und Rechtsame zusicherten. Sie tragen also an, es sollen aus der Mitte des Volks verständige Männer, als Ausschüsse gen Küsnacht gesandt werden, daselbst die alten Briefe einzusehen und genaue Abschriften davon, oder die Urkunden selbst, dem Hofe Stäfa zu überbringen.“ — Da standen Landschreiber und Untervogt auf, und geboten im Namen des Obervogts: „es müsse in dieser Versammlung kein Wort von Brief und Siegel gesprochen werden.“ Das Volk aber entgegnete: „Weil wir auf diesem Tag nach altem Herkommen versammelt sind, alte Rechtsame zu handhaben, mag uns niemand wehren, Urkunden zu lesen, welche wir von unsern Vätern ererbt haben.

Also wählte das Volk die Abgeordneten, welche von Küsnacht Urkunden herbeibrachten. Sie wurden in der Kirche von Stäfa vor allen Landleuten gelesen.

Die erste war ein Spruchbrief, zwischen der Stadt und den Gemeinden des Landes, am 9. Mai 1489 aufgerichtet, und versiegelt von den sieben alten Orten der Eidsgenossenschaft, als Schiedsrichtern und Gewährleistern. Kraft dieses Spruches war jedem aus Zürichs Landgemeinden freigegeben, das Seine zu Markt führen und verkaufen zu mögen, wohin, wann und wem es einem jeglichen eben sei; Salz zu kaufen, wo und an welchen Enden einem jeden das füglich scheine; hinzuziehen, wo ihm gefalle; Handwerke zu treiben in den Dörfern, wo sich ein jeder getraue zu ernähren; Reben einzulegen und die Güter zu bewerben nach bestem Wissen; in den Gemeinden am Zürichsee zu einem Untervogt zu wählen, einen ehrbaren Mann, der zu dem Amt tauglich; jagen zu können überall, doch nicht im Sihlwald, nicht am Gebirg des Albis

Digitized by Google

und im Forst; — und viel andere herrliche Freiheiten mehr. So hat auch dieser Brief den Gemeinden am See zugesprochen: „daß wenn die in der Stadt, die Ihren am Zürichsee mit bösem Gewalt übersetzen wollen, dann zwei oder drei Kilchhörinen sich zusammenfügen und ihres Anliegens Unterred halten und von jeder Kilchhöri zehn oder zwanzig Mann, oder soviel sie ohngefährlich gut bedünkt, ausschießen mögen, für die Eidsgenossen gen Zürich zu kehren und ihnen ihr Anliegen zu erzählen, damit ihnen solches abgestellt werde.“

Die andere Urkunde, sonst auch Cappeller Brief geheißen, welcher dem versammelten Hofe vorgelesen ward, ausgestellt an die Landschaft am St. Blasiustag des Jahres 1532, stammte unmittelbar von Bürgermeister und Rath und dem großen Rathe, so man nannte die Zweihundert der Stadt Zürich. Durch ihn waren dem Volke schon in alten Zeiten Rechte ertheilt worden, weit über die Wünsche der kühnsten Männer erhaben, welche der Versammlung beiwohnten. Denn Zürich gelobte darin, ohne einer Landschaft Wissen und Willen weder Bischöfen, Aebten, Prälaten, noch andern fremden Pfaffen, Fürsten oder Herrn, Schirm und Bürgschaft zuzusagen; die Gemeinden mit keinem Pfaffen zu übersetzen, der solchen nicht angenehm sei; sie bei ihren alten Briefen und Siegeln, Freiheiten und Gerechtigkeiten zu beschirmen, und das Regiment wie von Altem her auch mit Stadt und Landskindern von alten Stammen und Geschlechtern, so es an Vernunft, Ehr und Gut vermögen, so weit man die geschickt und taugendlich finden mag, zu bestellen, und auch dieselben für andere ans Regiment zu fördern.“

Da das Volk die Worte dieser alten Briefe in frohem Schrecken hörte, verglich Jeder mit den vergessenen Freiheiten der Väter die gegenwärtige Knechtschaft des Landes. Viele klagten insgeheim die Treulosigkeit der Stadt an, welche die uralten, feierlich gewährleisteten Rechte der Gemeinden an sich genommen und vertilgt habe. Andere warfen Schimpf auf ihre eignen Väter, die solche Kleinode fahrlässig im Staube hatten vermodern lassen, um das Joch einer Dienstbarkeit zu schleppen, wie es keinem Volke des Welttheils jenseits eidsgenössischer Grenzen aufgeladen war.

Die Männer des Stäfner Hofes beschlossen einmüthig durch einen Ausschuß ihrer Angesehensten vor den Rath von Zürich zu treten, und mit gebührender Ehrfurcht bloß anzufragen: „Ob jene Urkunden noch in unangefochtener Gültigkeit stehen, oder durch spätere Verträge und Ordnungen wieder aufgehoben sein.

Mit großer Unruhe vernahm die Stadt die Entdeckung jener Urkunden, durch welche Zürichs seit Jahrhunderten bestandene Vortheile und Ordnungen verschwinden sollten. Allerdings waren Freiheitsbriefe dieser Art vorzeiten ausgestellt worden. Doch fand man zu eigener Beruhigung bald: daß was ehemals im Gewühl bürgerlicher Unruhen, als Frucht der Noth, dem Volke ertheilt worden sei, heut unausführbar, und in sich selbst durch Umgestaltung aller Verhältnisse in mehrern dazwischen liegenden Jahrhunderten vernichtet wäre. Doch verhehlte sich niemand, daß diese Rechte zu keiner Zeit noch widerrufen und entkräftet worden seien; daß das Landvolk

Digitized by Google

mit Befugniß Erklärung fordern dürfe: ob solche Schutzbriefe und Freiheiten noch unverschollenen Werth trügen?

Es wurden einzelne Männer der Landschaft in die Stadt gerufen; Drohungen und Schmeicheleien verschwendet, Stillschweigen über Briefe zu halten, welche Stadt und Land entzweien, und an die Stelle gegenwärtiger Glückseligkeit das Elend des allgemeinen Hasses hervorrufen würden. Auf Befehl des Rathes wurden jene vier Greise, welche der Maiengemeinde zu Stäfa die Sendung ins Küsnachter Archiv empfohlen hatte, zur Verantwortung nach Zürich beschieden. Statt ihrer erschien ein Ausschuß von Männern der Gemeinde Stäfa. Denn so war es der Wille der rechtbegehrenden Landschaft, daß ihre Sache keine Privat- sondern Landesangelegenheit sei. Der Ausschuß ward angehört, dann zurückgesandt, mit dem Bedeuten, da die Obrigkeit durch andere Geschäfte gehindert, jetzt nicht in Untersuchung jener Urkunden eintreten könne, der Ausschuß seine fernern Verhandlungen einberichten solle, doch müsse den Berathungen Untervogt und Landschreiber im Namen des Staates beiwohnen.

Inzwischen aber hatten sich auch die Gemeinden Küsnacht und Horgen am See aus gleichen Gründen versammelt, und Beschlüsse gefaßt, übereinstimmend mit denen von Stäfa; dann die Gemeinden Ehrlibach und Thalwyl. Alle sandten einzeln oder gemeinschaftlich Abgeordnete an die Obervögte, um Erläuterung ihrer Urkunden und deren Gültigkeit. Bald waren längs dem ganzen Seeufer alle Dorfschaften im Besitz der Abschriften jener wichtigen Blätter, oder der hervorgefundenen Artikel selbst. Ueberall gährten die Gemüther, unter bangen und frohen Hoffnungen; versammelten sich Gemeinden; traten Abgeordnete der Ortschaften berathend zusammen. Immer aber ward die Ehrfurcht beachtet, welche ein Volk der Majestät seines Oberherrn schuldig ist.

Allein wilder tobte die Gährung in der Stadt. Hier konnte man den der Dunkelheit entzogenen Rechten des Landvolks nur die bisherigen hundertjährigen Uebungen entgegenstellen. Der in dieses Spiel verflochtene Vortheil der Bürgerschaft, der Gewinn der Handwerke, der Glanz der Gewerbe, erfüllte alle Gemüther mit Ungestüm, Argwohn, Stolz und Zorn. Man sah nicht Sprüche vergangener Jahrhunderte, nicht Worte der Schiedsrichter von sieben Kantonen, die für des Volkes Rechte gebürgt hatten, sondern nur des Landvolkes ungemessenen Hochmuth, seine Undankbarkeit und Bosheit.

Lange schwankte die Regierung in Ungewißheit des Entschlusses. Ohne Aufruhr in der Stadt selbst, ohne Alles zerrüttende Umwälzung bisheriger Staatsverhältnisse, konnte den Gemeinden ihr altes, doch nie entkräftetes Recht nicht gewährt sein. Ohne die Heiligkeit ehrwürdiger Verträge zu zerreissen, und dem Wort der Regierungen und schiedsrichterlicher Sprüche der Eidsgenossen Treu und Glauben zu rauben, konnte den Gemeinden das verbürgte und verbriefte Recht nicht verweigert werden.

Aber alle höhere Forderungen des Rechts mußten schweigen vor dem Gebot der Nothwendigkeit, die Ruhe der Schweiz in einer Zeit zu bewahren, wo ein ganzer Welttheil für und wider

Digitized by Google

die Rechte der Völker und Herrscher das Schwert zuckte; wo das Beispiel unbegreiflichen Glückes, welches die Empörung einer großen Nation gekrönt hatte, den Mißvergnügten Muth zu ähnlichen Wagstücken einflößte, und in Fryburg und am Genfersee, dann in den altsanktgallischen Landen Unruhen entsponnen waren.

Staatsklug wählte die Regierung von Zürich im Drange vielseitiger Betrachtungen einen schlüpfrigen Ausweg. Sie wagte nicht dem Volke die Gültigkeit seiner Titel, aber auch nicht die Ungültigkeit derselben zu erklären; eines würde die Stadt, das andere die Landschaft empört haben. Sie beschloß daher, die große Angelegenheit nie als Sache der klagenden Gemeinden, sondern wie Werk einzelner Ehrgeizigen zu behandeln. So ward nun statt von unverschollenen Rechten des Landes, nur von Meutereien einiger Unzufriedenen gesprochen; der Wichtigkeit des großen Gegenstandes alle Erhabenheit und Würde abgestreift; und ein staatsrechtlicher Handel um Heiligkeit und feierlich von Regierungen ausgestellten Urkunden zum schimpflichen Treiben einiger ehrgeizigen Ränkemacher verwandelt.

Klugheit und Gerechtigkeit, wohl Schwestern, stehen selten im Verein für Völkerglück. Oft errötbet mit Unwillen diese vor dem, was jene preiset. Aus solcher unseligen Trennung ist das Elend aller Völker erwachsen.

Der Rath von Zürich ließ, seinem Gange gemäß, einige der ersten Landleute, welche das Urkundengeschäft angeregt hatten, vor den Richterstuhl laden. Sie erschienen nicht. Laut und feierlich erklärten vielmehr die Gemeinden und Kirchhörinnen, daß diese Einzelnen nie Vollmacht empfangen hätten und empfangen würden zur Unterhandlung oder zur Verantwortung. Es sei öffentliche Angelegenheit des Landes; man bitte, sie im Namen Aller zu behandeln. So sprach auch Stäfa, da einige der Bürger dieses Hofes zur Hauptstadt beschieden waren.

Während die Gemeinden unschlüssig noch Rathes pflegten, ob man die demüthigen Sendungen nach Zürich, um Erklärung über Gültigkeit der aufgefundenen Rechtstitel wiederholen, oder die sieben alten Orte der Eidsgenossenschaft, die Schiedsrichter und Bürgen des Spruches von 1489 zur Vermittelung anrufen solle: trat am 30. Juni ein Abgeordneter des Rathes von Zürich in die Kirche von Stäfa vor die zusammengerufene Gemeinde, und las derselben eine Kundmachung vor, kraft welcher unter schwerer Drohung die Gemeinde ermahnt ward, „abzustehen von gesetzwidrigen und unerlaubten Schritten und Schlüssen.“ Das Ablesen der Verordnung, oft vom dumpfen Gemurmel des anwesenden Volkes begleitet, endete. Da sprach die Versammlung: „Sind Brief und Siegel, so wir von euch in Händen haben, falsch: warum verwerfet ihr sie nicht? Sind sie wahr, warum erfüllet ihr sie nicht? Wir aber können nicht von Rechten, wenn sie unser sind, weichen, und verharren, von ihnen geschützt, bei unsern Hofbeschlüssen.

Erbittert durch den Ungehorsam, noch mehr vielleicht durch die Macht der einfachen Wahrheit, erließ der Rath von Zürich, als er Stäfa's Erklärung vernahm, den Befehl durchs Land:

Digitized by Google

„Keinem Stäfner weder Dach noch Gemach, weder Speise noch Trank zu geben; sondern alle und jede unaufgehalten nach ihrer Heimath bringen zu lassen.

Darauf ward allen Stäfnern, Geächteten gleich, die Stadt versagt; selbst der schuldlose Dienstbote wurde vertrieben, der Kranke sogar, dem Leidenschaft Barmherzigkeit weigerte, aus dem Spital verstoßen. Handel und Verkehr ward mit Stäfa gebrochen, und dieser volkreichsten Gemeinde am See die Zufuhr der Lebensmittel genommen.

Stäfa, getrennt von den andern Gemeinden, den Genossen seines Schicksals, eingedenk der Rechtsame, die es aus den Händen der Väter ererbt, und seiner Nachkommenschaft erhalten sollte, trug die Schmach des öffentlichen Bannes, aber wandte sich durch Abgeordnete an Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus, an die sieben Bürgen und ewigen Zeugen ihrer Freiheiten, die von den Vätern dieser Orte einst besiegelt worden waren.

Der Grimm der Stadt loderte nur um so heller auf. Die schwärzesten Gerüchte wider Stäfa drangen aus ihren Mauern durchs Land, um alle Gemeinden zum Untergang dieser einen, und durch Standhaftigkeit furchtbarsten zu verbinden. Man rüstete mit großem Geräusch zum Kriege, hob Truppen selbst mit Gewalt aus in den Dörfern, denn nicht überall war die Mannschaft willig, gegen Brüder feindselig auszuziehen, die für ihre und Aller Rechte sprachen und litten. Die Bürger der Stadt besetzten, Tag und Nacht in Waffen, die wichtigsten Plätze um ihre Ringmauern. Eine aus französischem Kriegsdienst entlassene Bernerschaar, Wattenwyl, ward zur Hälfte in Lenzburg, sechs Stunden von Zürich, aufgestellt, im Nothfall zu helfen.

Stäfa von Allem belehrt, mied jeden Schritt und jedes Wort mit weiser Vorsicht, wodurch die Grenzen der Ehrfurcht gegen den Oberherrn verletzt worden wären. Vertrauensvoll auf das Heilige der Verträge und die eidsgenössische Treue der Bürgen derselben, erwartete es ohne Zagen die Zukunft.

Am Morgen des 5. Juli 1795, als das Volk zum sonntäglichen Gottesdienst versammelt war, rückte der Züricher Befehlshaber Steiner mit 2,500 Mann und schwerem Geschütz in die Gemeinde, wo die tiefe Stille und nicht das leiseste Anzeichen einer Empörung herrschte, von der das Land mit Gerüchten geschreckt worden war. Denen die dem Befehlshaber entgegenkamen, rief er zu: es solle die Bürgerschaft eilig zusammentreten und die Waffen ausliefern, oder Stäfa würde in Schutt und Flammen verwandelt, und nicht des Kindes im Mutterleibe geschont werden. Das Volk, welches nie den Gedanken gewaltthätigen Aufruhrs gehegt, lieferte seine Gewehre ab. Unter tausend fand sich kein geladenes. Selbst Kinder mußten die Waffen ihrer harmlosen Spiele abgeben.

Die begütertsten Männer von Stäfa, Horgen, Küsnacht und andern Gemeinden, welche an Entdeckung oder Verbreitung der Urkunden Theil genommen, oder Gesandtschaft an die sieben Schiedsrichter-Kantone gehabt hatten, wurden meistens Nachts, Verbrechern gleich, oft mit schmähliger Härte von Scharfschützen bewacht, über den See in die Stadt und in die Gefängnisse geschleppt. Stäfa selbst seufzete mehrere Monden unter dem Druck und Muthwillen

Digitized by Google

kriegerischer Einlagerung, welche ohne Zucht schadenfrohe Gewalt übte, die auf feindlichem Boden selbst Waffen des Siegers entehrt hätten. Die Kanzlei des Hofes Stäfa mußte zur Deckung der Kriegskosten drittehalbhunderttausend Gulden werthe Schuldscheine liefern, und die Urkunden, alles Uebels Quellen, sowohl in Ur- als Abschrift, wurden eingezogen.

Erst da die Hauptstadt ihres Sieges sicher geworden war; die achtbarsten Landleute in Kerkern gehalten waren, oder vom Vaterlande fern, als Flüchtlinge irrten, erst da gab der Rath von Zürich Erklärung über die Urkunden:

Der schiedsrichterliche Spruch der sieben eidsgenössischen Stände vom Jahr 1489 ward von ihm nun ein Werk der Verzweiflung geheißen, gegeben zur Zeit offenbaren Aufruhrs, und der Auflösung gesetzlicher Regierung. Die Vermittelung durch eidsgenössische Gesandten sei nur im Drang der Umstände geschehen, größeres Uebel zu verhüten. Der Cappeller Brief aber vom Jahr 1532 sei nur, hieß es, auf damalige Zeiten, Personen, Sitten und Umstände gerichtet gewesen, und habe mit seiner Ausübung und treuen Erstattung von beiden Seiten wirklich seine Endschaft erreicht.

Nach solcher Auslegung ward die Gemeinde Stäfa verpflichtet, in demuthsvollem Schreiben an die hohe Landesobrigkeit die Ungültigkeit der Urtitel ihrer Rechte anzuerkennen, und feierlich zu geloben, sich derselben zu keiner Zeit mehr zu berufen. Dann wurden die Bürger des Hofes in ihrer Kirche versammelt, umringt von Kanonen und aufgepflanzten Bajonetten aufgefordert, ihren durch Brief und Siegel empfangenen Rechtsamen abzuschwören, und wer des Eides sich entziehen wollte, ward mit Kolbenstößen in das Gotteshaus zurückgetrieben.

Während Zürich der unbefleckten Gestalt feierlicher Verträge der Vorwelt die Stärke der Waffen entgegenstellte, und mit Gewaltthätigkeit Losschwörungen von Rechten erpreßte, und Urkunden zerriß, weil sie Früchte der Gewaltthätigkeit gewesen — schwiegen die sieben Bürgen und ewigen Zeugen des zerrissenen Spruchbriefes.

Nur Glarus, noch der neuern Staatskunst fremd, erhob allein zu Gunsten des unterdrückten Volkes die Stimme mit altschweizerischer Redlichkeit. Glarus, treu den Worten seiner Väter, forderte die sechs übrigen Mitbürgen zur vermittelnden Dazwischenkunft auf, und mahnte Zürich, nicht durch Gewalt, sondern durch Recht Ruhe zu stiften, „weil also, sprach Glarus: nach euern erlauchten Einsichten keiner andern Ruhe und Stille zu trauen ist, als einzig jener, welche sich auf wahre Ueberzeugung gründet, daß jeder Theil erlangt habe, was ihm von Rechtens wegen angehört.“

Zürich empfand zu spät die furchtbare Wahrheit, welche in diesen Zeilen verschlossen lag. Das Wort der Warnung mit kaltem Stolz verschmähend, fand es in eidsgenössischer Vermittelung nur Kränkung seiner eigenen Würde.

Es strafte; aber mit einer Härte, entsprechender der Größe der Leidenschaft, die da richtete, als der Größe des Verbrechens, das gerichtet wurde. Bodmer von Stäfa, ein alter Mann, zu gutmüthig um Uebelthäter, zu beschränkten Geistes, um gefährlich zu sein, aber als

Digitized by Google

Hauptschuldiger angesehen, weil er am ersten die Hervorziehung der Urkunden betrieben, ward zum Rabenstein, wie ein Todeswürdiger hinausgeführt. Dort kniend, aber von den Tausenden seines Volkes laut beweint, schwang die Hand des Scharfrichters das Schwert über sein graues Haupt. Dann ward er zum Kerker zurückgeschleppt, da seiner Tage traurigen Rest zu enden. Andere wurden gleich ihm zu ewiger, Andere nur zu zehn- und zwanzigjähriger Gefangenschaft oder zum Zuchthause verdammt. Andere wurden blutig geschlagen und mißhandelt; Andere durch unerschwingliche Geldbußen mit ihrer Nachkommenschaft in Armuth gestürzt, Alle aber mit einer gefühllosen Härte behandelt, bei welcher nur der gesättigte Bürgerzorn frohlocken konnte, während das Zartgefühl der Gerechtigkeit schauderte. — Die Gemeinde Stäfa, denn an ihr sollte Andern einmal das warnende Beispiel der Strafe gegeben werden, mußte, außer allen erduldeten Erpressungen, allem Elend, allen Geldstrafen einzelner Bürger 78,000 Gulden Kriegskosten zahlen.

Das Volk betäubt durch Gewalt, seines Unrechtes nicht geziehen, schwieg. Es betete für die Männer in den Kerkern der Stadt. Sie waren ihm die Märtyrer seiner Rechte, Schlachtopfer der Gewalt. Das Schwert des Henkers, über Bodmers ehrwürdigem Haupt geschwungen, galt eine Bürgerkrone. Unversöhnlicher Haß des Landmanns wider die Stadt, von Kindern erbend auf Kinderskinder, war die Frucht einer Maßregel, welche die Regierung kaum dreißig Monden später öffentlich und laut bereuete, als die Noth des Vaterlandes heranzog und die gewaltthätige Mutter von ihren Kindern verlassen, statt des Trostes den Fluch hörte.

Auch Erdengötter sündigen nicht straflos, und noch nie hat die Gewalt der Mächtigen Wahrheit und Recht in's Grab geworfen, daß es schweige; es erstand aus der Asche wieder ein Rächer.

Von nun an herrschte Todtenstille im Lande. Keiner wagte eine Lippe zu öffnen um das Erlittene. Man sah nur höhnenden Triumph und leidende Ergebung. Die Flüchtlinge und Verbannten aber harrten mit brennender Sehnsucht dem Tag der rächenden Vergeltung entgegen. — Und er erschien.

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Die wohlthätigen Vermächtnisse. — Die öffentliche Meinung während der Vertagung der Kammern. — Der Gesundheitsrath (Sanitätskollegium) in Paris. — Die abgebrochenen Ländervermessungen der französ. Ingenieurs.

Die Vermächtnisse oder testamentlichen Schenkungen für Armenanstalten und Spitäler sowohl als für religiöse Stiftungen, bedürfen bekanntlich in Frankreich der Genehmigung des Königs, wenn sie über dreihundert Franken betragen, so wie der Gutheißung des Präfekten, wofern sie unter jener Summe bleiben; eine Anordnung, die schon darum wichtig

Digitized by Google

ist, weil sie unziemliche oder unzulässige Bedingungen der Geber verhütet, die durch Mißgriffe der interessirten Verwaltungen etwa zugelassen werden könnten. Folgendes ist die Uebersicht des Gesammt-Ertrags dieser testamentlichen Schenkungen, während der letzten drei Jahre.

Der Gesammt-Betrag der Vermächtnisse an Armenstiftungen und Spitäler, die der königlichen Genehmigung bedurften, war im Jahr 1815 . . . . . 1,241,885 Fr.
im Jahr 1816 . . . . . 1,725,537 —
(von 361 Gebern) im Jahr 1817 . . . . . 1,837,054 —

In diesem letztern Jahr kommen die kleinern durch die Präfekten genehmigten Vermächtnisse mit 111,286 Fr. hinzu und erhöhen den Jahres-Ertrag auf 1,948,340 Fr.

Die Vermächtnisse und Schenkungen für religiöse Anstalten, die der königlichen Genehmigung bedurften, betrugen im Jahr 1815 . . . . . 220,804 Fr.
im Jahr 1816 . . . . . 728,946 —
(von 483 Gebern) im Jahr 1817 . . . . . 1,649,242 —
Nämlich für die Seminarien 227,658 Fr.
für die Kirchenfabriken 950,966 —
für religiose Frauenvereine 469,618 —

Dazu kamen in diesem Jahr die kleineren durch die Präfekten genehmigten Vermächtnisse, mit 28,715 Fr, welche den Jahres-Ertrag auf 1,676,957 Fr. erhöhen.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die stellvertretende Regierung, die in so mancher Hinsicht eine eigentliche Taktik ist, gleich dem Kriege, ihre wechselnden Zeiträume von Ruhe und Thätigkeit hat; daß aber, weil sich's hier lediglich von einem geistigen Krieg handelt, über den die Elemente keine Herrschaft üben, das Verhältniß der Jahreszeiten füglich das umgekehrte desjenigen sein kann, welches wir beim Kriege wahrnehmen. Die Eröffnung der Sitzungen der Kammern im Weinmonat ist der Anfang eines Feldzugs, welcher mit wechselndem Glück, in kleinen und großen Gefechten, unter Märschen und Gegenmärschen, so lange fortgesetzt wird, bis Ermüdung und die schöne Jahreszeit die Deputirten nach Hause treiben, so daß gegen Ende des Maimonats die Winterquartiere bezogen werden. In Ländern, wo keine jährlichen Wahlen statt finden, waltet auch kein Hinderniß vollkommener Ruhe in dieser todten Jahreszeit ob; in Frankreich hingegen muß, sobald die Kammern geschlossen sind, an die Wahlen gedacht werden, und gerade die kleine Zahl der Stellvertreter, welche aus den theilweisen Ernennungen hervorgehen, macht die Mitbewerbung thätiger und den Wettstreit kräftiger. Dazu kommen noch andere Dinge mehr, welche die Geister aufregen, und vor allem sind die Finanzmaßnahmen zu tief eingreifend in die Staatsverhältnisse, um nicht auf die öffentliche Meinung mächtig einzuwirken. Was in keiner frühern Zeit möglich war, und was Bonaparte in den glanzvollsten Augenblicken seiner Herrschaft auch nur nicht versucht hätte, das ist gegenwärtig zu Stande gekommen. Der unvermeidlichen und unmittelbaren Ausgabe

Digitized by Google

einer sehr großen Zahl neuer Staatszinszedel (Renten) unerachtet, ward ein Darleben schnell geschlossen, und die Staatspapiere hoben sich im Werth. Daß die Spekulationen der Privaten dazu mitgewirkt haben, ist leicht nachzuweisen; aber vergeblich würde man daraus eine Lage der Dinge erklären wollen, die vielmehr offenbar auf dem öffentlichen Vertrauen und auf einem herrschenden Sicherheitsgefühle beruht, welches auch den gewandtesten Berechnungen zum Grund liegt. Dies öffentliche Vertrauen und die dadurch eröffneten Hülfsquellen, führen das verheißene große Resultat, der Räumung des französischen Bodens herbei. Ist dieses einmal erhalten, und befindet sich Frankreich, der erlittenen Verluste und der gebrachten Opfer, zwiefacher Ueberziehung durch fremde Heere und des politischen Chaos, welches die Parteiungen erzeugt hatten, unerachtet, der verderblichen Folgen so böser Schaden entlastet, und zu der ihm gebührenden politischen Stellung wieder emporgehoben — dann wird man auch wohl gestehen, daß alle Ausfälle auf die Regierungen schwach und alle Verläumdungen kraftlos erscheinen müssen. Die öffentliche Meinung, welche diese nahe Zukunft herbeiruft und den Anstrengungen, die dafür geschehen, Gerechtigkeit widerfahren läßt, neigt sich auch mit jedem Tage mehr zur Mäßigung und zur Beharrlichkeit. Die unruhige Spannung, welche die Verhandlungen der Kammern in den Gemüthern unterhielten, hat der ruhigen Ueberlegung, der Würdigung und Unterscheidung des Wahren, so wie des Uebertriebenen in den gehaltenen Reden oder in den ausgegebenen Druckschriften Platz gemacht, und dies ist das wahre Mittel, wodurch sich die ächte öffentliche Meinung bildet, welche die Regierung für ihr Verfahren zu Rathe ziehen soll, nachdem sie ihr für ihre Entwickelung Zeit gelassen hatte.

Diese durch die Verfassungsurkunde (Charte) befriedigte Meinung will den Bestand dieser Urkunde aufrichtig, während so Manche, welche die Gemüther irre führen und erbittern, weniger um die gegenwärtige Vollziehung derselben bekümmert sind, als um Fehler, die in einer nun bereits vergangenen Zeit begangen wurden, und welche sie in bis zum Ekel wiederholten Darstellungen immer neu auftischen. Ein großes Uebel ist nun freilich auch dies nicht; der alte Vorrath dürfte in Kurzem erschöpft sein, und bald wird Niemand mehr verfassungswidrige Beschlüsse irgend einer Ortsbehörde zur öffentlichen Kunde zu bringen im Falle sein, die nicht wenigstens von drei Jahren herstammen.

Die noch im vorigen Jahre in zwei Bänden (Paris bei Maradan) erschienenen Confessions de Madame ** sind von der Hand der verstorbenen Marquise de Fourqueux und ihre Herausgabe war die letzte literarische Beschäftigung Suards. Eine geistvolle und feine Würdigung dieser Denkschriften hat Madame Guizot in den Archives philosophiques geliefert. Die Aufschrift des Buches ward übrigens als täuschend mit Recht getadelt; statt Confessions de Madame ** soll sie heißen: Conversations d'une Dame, und Jedermann wird alsdann der Unterhaltung voll treffender und feiner Bemerkungen, die eben so gut ausgedrückt als richtig aufgefaßt sind, und aus einem reinen Gemüth und edeln Herzen hervorgehen — mit Vergnügen zuhören. Zu

Digitized by Google

Bekenntniſſen, im gewohnten Sinne des Worts, bot das Leben der geiſtvollen und liebenswürdigen Dulderin keinen Stoff dar, deſto mehr aber zu anziehenden Urtheilen über geſellſchaftliche Verhältniſſe und zu phyſiologiſchen Beobachtungen, die an Wahrheit und Brauchbarkeit darum nichts verloren haben, weil ſeit ſie niedergeſchrieben wurden, Geſellſchaftsformen und Lebensweiſen ſich mannigfaltig veränderten; was dieſen zum Grunde liegt, iſt immer das nämliche und wer es aufzufaſſen verſtand, dem wird man jederzeit mit Theilnahme zuhören.

Die vorzüglich für italiäniſche Literatur wichtige Bibliothek des verewigten Ginguené, deren Katalog mit Garat's vorangeſetzter biographiſcher Notiz über ihren Beſitzer gedruckt ward, haben die Buchhändler Trentel und Würz für einen Engländer um 25,000 Fr. erkauft.

Zu den Zeichen der Zeit, und wahrlich nicht den ſchlimmen, gehört es, daß den Herren Gregoire, Garat und Monge, vor einigen Wochen die Wiederauszahlung ihres Gehalts (von 10,000 Fr.) als Exſenatoren, das ihnen ſeit der zweiten Reſtauration vorenthalten ward, iſt zugeſichert worden.

Der als ſtaatswirthſchaftlicher Lehrer und Schriftſteller berühmte und vielverdiente Herr Jean Baptiſte Say hat ſo eben eine bemerkenswerthe kleine Schrift: Des canaux de navigation dans l'état actuel de la France, herausgegeben, die inzwiſchen bei allgemeinen Betrachtungen noch ſtehen bleibt, und auch nur als Einleitung zur einer gründlichen Behandlung ihres wichtigen Vorwurfs dienen ſollte. „Dem Beobachter (ſagt Hr. Say u. a.) muß einleuchten, daß der franzöſiſche Patriotismus gegenwärtig offenkundiger erſcheint, als je zuvor. Nicht jener Patriotismus, der dem Parteigeiſt gleicht und nur darauf ausgeht, einem Syſtem den Sieg über ein anderes zu verſchaffen; ſondern derjenige, dem die Wohlfahrt des Vaterlandes am Herzen liegt, der ihn durch alle mit Geſetz und Ordnung verträglichen Mittel zu befördern ſucht, der die beſtehenden Einrichtungen von ihrer guten Seite auffaßt, und der Meinung iſt, das ſicherſte Mittel die öffentliche Meinung ihnen zuzuwenden, liege darin, daß man ſie gemeinnützig mache.“ — An einer anderen Stelle drückt ſich Hr. Say alſo aus: „Es haben die Fortſchritte, welche die Wiſſenſchaft des Staatshaushalts in der neueſten Zeit machte, auf die Entwickelung jenes nützlichen Patriotismus vortheilhaft eingewirkt. Die Einſicht der ächten Quellen des Reichthums hat dargethan, daß ſie im Landbau, in Anwendung des Stammvermögens, in thätigem Arbeits- und Gewerbsfleiß viel ſicherer und einträglicher, als in Eroberungen zu finden ſind; dadurch wurde die Grundlage volksthümlicher Eiferſucht und jenes Plünderungsſyſtem zerſtört, das als Erbgut des Alterthums, vom Mittelalter treu bewahrt, an uns gelangt war. Man fängt an einzuſehen, daß der ſchlimmſte Friede vortheilhafter iſt, als der glorreichſte Krieg; und nach Maßgabe, wie die ſtellvertretenden Regierungen ſich feſter begründen, werden friedliche Verhältniſſe allgemeiner und umfaſſender zu Stande kommen, weil ſie den Völkern nur Vortheile bringen können. Welcher Kongreß, und wäre es auch der des Abbé de St. Pierre, vermöchte feſtere Grundlage zu gewähren?“

Digitized by Google

Seit 1802 beſteht beim Staatsminiſter und Polizeipräfekt von Paris ein Geſundheitsrath, welcher alle auf das öffentliche Geſundheitswohl Bezug habende Gegenſtände unter ſeiner Aufſicht hat, darüber theils ſelbſt entſcheidet, theils Berichte, Gutachten und Anträge dem Miniſter einreicht, und für die Vollziehung der von dieſem genommenen Beſchlüſſe ſorgt. Seine vollendete Organiſation empfing derſelbe im Jahr 1807, und ſeine Mitglieder ſind gegenwärtig, die Herren J. J. Leroux, Huſard, Cadet de Gaſſicourt, Deyeux, Pariſets, Petit, Marc und Dareet; als Stellvertreter des Präfekten führt der Requetenmeiſter Berard den Vorſitz. Der kürzlich im Druck erſchienene Bericht über ſeine Verrichtungen im Jahr 1817 gewährt eine Ueberſicht des Umfangs und der Wichtigkeit ſeiner nützlichen Thätigkeit, den man aus nachſtehenden kurzen Angaben beurtheilen mag:

Es wurden im Lauf des verfloſſenen Jahres der Entſcheidung des Geſundheitsraths unterlegt, einhundert vierundzwanzig Begehren für Errichtung von Kuhſtällen (vacheries) in Paris, vierzehn Beſchlagnahmen verfälſchter oder ungeſunder Getränke, die Errichtung von fünf neuen Brauereien, eilf Zucker-Raffinerien, zwölf Gerbereien, achtundzwanzig Klagen gegen Charlatans oder Erlaubnißbegehren, welche von ſolchen herkamen, fünf Werkſtätten von Firniß-Fabrikanten oder Metall-Lakirern, eilf Tuch- oder Wollfärbereien, neun Talg- oder Fettgießereien, fünf Oelreinigungs-Fabriken, ſechs chantiers d'écarrisage, deren Errichtung unterſagt ward, fünf Fabriken von Mineralſäuren, ſieben Branntweinbrennereien, fünf Kohlbrennereien in verſchloſſenem Raume, fünf Beleuchtungsprojekte mit Waſſerſtoffgas, fünf Waſchanſtalten nach Berthollets Verfahren; ſieben Walk- und Beizeinrichtungen für Hutmacher. Ohne die aufmerkſame Vorſicht des Geſundheitsraths würde die Hauptſtadt Frankreichs in kurzer Zeit durch Unwiſſenheit oder blinden Eigennutz von Spekulanten, mit Anſtalten, die dem Leben und der Geſundheit ihrer Einwohner im höchſten Grade gefährlich ſein mußten, angefüllt werden.

Eine dieſer Anſtalten erheiſchte beſondere Aufmerkſamkeit, um die zum Vergolden von Erz und Bronze gebrauchten Arbeiter gegen die ſchädliche Wirkung der Queckſilber- und Arſenik-Theile der Metalle zu ſchützen. Hr. d'Aret hat dieſe Aufgabe gelöſt; er hat dem Geſundheitsrath das Modell eines Kamins überreicht, deſſen Anwendung die Vergolder, ohne Nachtheil ihrer Arbeiten von den Queckſilberdämpfen ſchützen wird. Seine vom Inſtitut durch einen eigens dafür ausgeſetzten Preiß belohnte Schrift wird nächſtens gedruckt erſcheinen. Von den mehr und weniger ungeſunden Manufakturen ſind einige, dem Befinden des Kollegiums gemäß, aus Paris entfernt worden, wie die Stärkefabriken, die Darmſaiten- und Lackfabriken; andere wurden, den Weiſungen deſſelben zufolge, auf eine unſchädlichere Weiſe eingerichtet; dahin gehören die Manufakturen des Berliner-Blau's, die Oel-Raffinerien, die Brennereien, die Ungariſch-Leder-Bereitung. Eine Anzahl Eßwaaren-Lieferanten hatten ihre Kuh- und Schweinſtälle im Mittelpunkt der Stadt errichtet; künftighin werden ſolche nur in den Vorſtädten bewilligt.

Die wichtige Rubrik der Epidemien iſt neuerlich der Aufſicht der Polizei abgenommen und der Departemental-Verwaltung übertragen worden. Die Erfahrung wird darthun, ob dieſe

Digitized by Google

Trennung mehr Vortheile oder Nachtheile herbeiführt; aus dem vorliegenden Bericht ergibt sich, daß dadurch die Bearbeitung einer arzneikundigen Ortsbeschreibung von Paris, welche der Gesundheitsrath übernommen hatte, unterbrochen ward.

Die Hülfsanstalten haben wesentliche Verbesserungen erhalten, so sind die Rettungsboten für Ertrunkene und Erstickte, die Anleitungen zum Gebrauch derselben, die Rettungsmaschinen, die mechanischen Tragebahren für Verwundete, durch die Bemühungen des Hrn. Marc bedeutend vervollkommnet worden. Das Verhältniß der zeitlich genug aus dem Wasser gezogenen und geretteten Personen ist günstiger geworden. Die Berichte, welche der Gesundheitsrath erhält, setzen ihn in den Stand, die Zahl der das Jahr durch Ertrunkenen und derer, die sich auf diesem Weg das Leben rauben, genau anzugeben. Es zeigt sich zum Beispiele, daß im Lauf des Jahres 1817 dreihundert und zehn Personen aus dem Wasser gezogen wurden, worunter fünfundsechszig weibliche und zweihundert fünfundvierzig männliche. Von diesen hatten sich sechszig Männer und dreiundzwanzig Weiber, um sich das Leben zu rauben, in's Wasser gestürzt. Von jenen dreihundert und zehn aus dem Wasser gezogenen Personen waren zweiundsiebenzig noch am Leben, oder wurden wieder in's Leben gerufen, welches das Verhältniß von 24 auf 103 1/3 oder 2 auf 8 1/12 ausmacht. Will man aber (bemerkt der Berichterstatter) das Verhältniß der Geretteten nur zu denen ausmitteln, bei welchen wirklich noch Hülfe anwendbar war, so ergibt sich, daß von der Gesammtzahl jener dreihundert und zehn, nur neunundneunzig Individuen kürzere Zeit denn zwölf Stunden im Wasser geblieben waren, und mithin auch nur bei diesen Rettungsversuche mit Hoffnung von Erfolg konnten angewandt werden. Von diesen neunundneunzig Personen wurden nun zweiundsiebenzig gerettet, so daß das richtige Verhältniß des Erfolgs zum Nichterfolg der Hülfe, dasjenige von 9 zu 12 3/8 oder von 72 zu 99 ist.

Das Kollegium führt auch die Oberaufsicht der Polizeianstalten gegen den Verkauf giftiger Substanzen; jener der giftigen Schwämme beschäftigte seine Aufmerksamkeit vorzüglich; eine von ihm ausgegebene umständliche Anleitung gibt die Kennzeichen der schädlichen Schwämme an, so wie das bei Vergiftung derselben anzuwendende Verfahren; eine andere durch ihn ausgetheilte Anleitung begreift die Vorsichtsmaßnahmen zu Verhütung der Hundswuth; eine dritte bezweckt die Erhaltung der Gesundheit der Schnitter, und eine vierte endlich betrifft die Krankheiten der Schaafe.

Wenn die Sittenlosigkeit der großen Städte die Duldung der Lustdirnen nothwendig macht, so wird es hinwieder Pflicht der Polizei, die Nachtheile dieser Duldung für die Gesundheit möglichst zu beschränken. Die diesfällige Aufsicht wird mit vermehrter Sorgfalt geführt und dadurch die Quellen der Ansteckung getilgt, sobald sie gekannt sind. Vergleichende Angaben deuten auch hier auf günstige Verbesserungen. Im Jahr 8 (1799) fand sich von den unter Aufsicht gehaltenen Dirnen je auf neun eine angesteckte; im Jahr 1813 eine auf 25; in den Jahren 1814 und 1815, während die fremden Truppen sich in Paris aufhielten, eine auf 17; im Jahr 1816, eine auf 26; und endlich im Jahr 1817, eine auf 30.

Digitized by Google

Ueber die großen, eine Reihe von Jahren durch auſſer Frankreich fortgeſetzten geodeſiſchen Arbeiten der franzöſiſchen Ingenieure, unter der Leitung des einſichtsvollen Oberſt Henry, drückt ſich ein Gehülfe deſſelben, der Kapitän Deleros, in ſeiner Abhandlung über die barometriſchen Nivellements (Bibliotheque universelle, Mai 1818) gelegentlich alſo aus:

Die Dreiecke, welche einen Theil von Deutſchland, Frankreich und Italien befaſſen, gehen von der durch den Oberſt Henry mit Ruthen aus Platina, in der Gegend von Enſisheim nicht weit von Colmar, vermeſſenen großen Grundlage aus. Sie zeräſteln ſich hierauf in verſchiedenen Richtungen. Nordwärts dehnen ſie ſich bis zum Donnersberg aus, wo ſie mit der Mittagslinie von Frankreich und derjenigen von Luisberg, mittelſt der Dreiecke des General Krayenhoffer und des Oberſt Tranchot zuſammenhängen. Vom Donnersberg und Feldberg her, war ich beauftragt, ſie in nordöſtlicher Richtung mit der berühmten Sternwarte von Seeberg bei Gotha in Verbindung zu bringen. Südwärts dehnten unſere Dreiecke ſich beinahe ſchon über die ganze Schweiz aus; ſüdöſtlich ſtanden ſie mit den ſchönen Vermeſſungen des Oberſt Bonne in Baiern in Verbindung, und bald hätten ſie ſich auch dem trigonometriſchen Netz angeſchloſſen, welches in Italien unter der Leitung des Marechal de Camp Broſſier zu Stande kam, und das der Hauptmann Coraboeuf bis Rimini fortgeſetzt hatte, um es von da weiter bis nach Rom auszudehnen. Dieſe letztere Verbindung wäre über die Alpenkette und den St. Gotthardsberg bewerkſtelligt worden. Nordwärts hätten unſere Dreiecke die Perpendikular-Linie von Straßburg nach Breſt vermeſſen. In ſüdweſtlicher Richtung endlich, war ich beauftragt, von Genf aus, unſere Arbeit mit den letzten Dreiecken von Servien und der Perpendikular-Linie von Lyon, deren Vermeſſung dem Oberſt Brouſſaud übertragen war, zu vereinbaren. Wir waren der Vollendung dieſes ausgedehnten geodeſiſchen Syſtems ſchon nahe gerückt und bald wären wir in den Beſitz verſchiedener höchſt genauer nach Delambre's vervollkommneten Anleitungen vermeſſener Perpendikular-Linien und mehrerer neuer Meridian-Linien gekommen; ununterbrochene Dreieck-Ketten hätten Rom mit Dunkirchen; Venedig, Wien und Gotha mit Mannheim, Paris, Greenwich und Koppenhagen in Zuſammenhang gebracht. Secundarnetze hätten die weiten Zwiſchenräume dieſer großen Coordinate ausgefüllt, und ein köſtliches Syſtem zuverläſſiger Grundlagen zu Berichtigung aller geographiſchen und vorzüglich auch der verſchiedenen Cadaſter-Arbeiten an die Hand gereicht. Es iſt wohl ſehr zu wünſchen, daß die einſichtsvolle Verwaltungsbehörde das angefangene wichtige Werk nicht unvollendet laſſen, ſondern vielmehr den freiſinnigen Schutz der erlauchten Beherrſcher jener verſchiedenen Länder ihm nochmals zuwenden möge.

n.

Digitized by Google

Des Grafen Beaufort durch die britiſche Admiralität veranſtaltete Reiſe nach der Südküſte Kleinaſiens und nach Karamanien.

Der Name Karamanien, womit die Europäer die Berggegenden des ſüdlichen Theils von Kleinaſien bezeichnen, iſt den jetzigen Bewohnern dieſer Landſchaft eben ſo unbekannt, wie es ihre vormaligen Namen, Lycien, Pamphilien und Cilicien ſind. Im Mittelalter war inzwiſchen ein Königreich Karaman, oder Karaman-ily, vorhanden, deſſen Name von ſeinem Stifter herrührte, das ein paar hundert Jahre durch ſich der türkiſchen Obermacht zu entziehen vermochte; zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aber von Bajazet dem Zweiten erobert ward, und wovon die kleine landeinwärts gelegene Stadt Karaman als die einzige noch vorhandene Spur übrig geblieben iſt. Jetzt werden dieſe durch die Bergkette des Taurus vom übrigen osmaniſchen Reich getrennten Provinzen, von beinahe unabhängigen und miteinander in ſteter Fehde lebenden Paſcha's beherrſcht. Aller Jammer des Despotismus und der Anarchie laſtet auf ihnen; ihre Städte ſind entvölkert, ihr Land unbebaut und ihre Hafen verödet; was ſie einzig noch der Wißbegier der Reiſenden darbieten können, ſind die mannigfachen Trümmer vormals durch die griechiſchen Kolonien und ſpäter durch die Römer erbauter Denkmale. Dieſe Alterthümer waren inzwiſchen nicht der eigentliche Zweck der Reiſe, deren Beſchreibung*) hier im Auszuge folgt. Die britiſche Admiralität übertrug dem Hrn. Beaufort theils die Aufnahme von Seekarten der Küſten Kleinaſiens, theils die Unterſuchung der Vortheile, welche für Handel und Schiffahrt dort zu finden ſein möchten. Der Reiſende dehnte ſeine Beobachtungen, ſo viel die Zeit ihm geſtatten mochte, auf die nähere Erforſchung eben jener Ueberreſte vormaliger Größe und Reichthums des einſt ſo berühmten Landes aus, und mit vieler Beſcheidenheit theilt jetzt de kenntnißreiche Mann die Reſultate ſeiner Forſchungen nicht als eine genügende Arbeit, ſondern vielmehr in der Hoffnung mit, ſpätere Reiſende zu veranlaſſen, ſeine Bahn zu verfolgen, und was ihm ſelbſt zu leiſten unmöglich war, nachzutragen.

Nach Empfang des benöthigten Paſſes vom Großherrn, erzählt Hr. Beaufort, reiſeten wir im Heumonat 1811 aus Smyrna ab, und hatten in wenigen Tagen die Küſte von Karamanien erreicht. Wir begannen unſere Arbeiten in der Nähe von Yedi-Booroon, oder den ſieben Caps,

*) Karamania or a brief description. . . Kurze Beſchreibung der Südküſte von Kleinaſien und ihrer Alterthümer, von François Beaufort, Befehlshaber des britiſchen Schiffes Frederikſteen. London 1817, ein Oktavband mit Karten und Kupfern.

Digitized by Google

einer Berggruppe von gar wildem Aussehen, vermuthlich dem Cragusberg der Alten. Etwas mehr östlich liegt Patara, eine vormals durch Apollo's Orakel berühmte Stadt; sie hat ihren alten Namen beibehalten, und ist reich an Trümmern ehmaliger Größe. Unter diesen zeichnet sich das Amphitheater aus, welches, zum Theil am Abhang eines kleinen Hügels ausgegraben, einen Halbkreis bildet, dessen äusserer Durchmesser etwa zweihundert Fuß beträgt; von seinen vierunddreißig Reihensitzen sind die mehrern, so wie auch das Proscenium, noch ziemlich gut erhalten. Eine lange Inschrift über dem Eingang der Ostseite besagt, daß unter dem vierten Konsulat Kaiser Antonins des Frommen, G. Velius Titianus dies Theater erbaut hat, und daß er dasselbe durch seine Tochter Velia Procla einweihen ließ.

Was noch vom Umfang der Stadt übrig ist, bezeugt hinlänglich ihre vormalige Größe. Ausser ihren Mauern trifft man eine Menge Sarkophage an, die meist mit Inschriften versehen sind; im Innern liegen überall Trümmer von Säulen und verstümmelten Bildern. In einem halb zerstörten Tempel sahen wir eine kolossale Hand; sie war schön gearbeitet und ihre Finger hatten neun Zoll Länge.

Patara besaß, wie Strabo und Titus Livius melden, vormals einen Hafen; jetzt ist die Stadt durch einen Sumpf vom Meere getrennt. Eine kleine Zahl armseliger Hirten macht die ganze Bevölkerung des vormals so blühenden Landes aus; sie sagten uns, in nicht großer Entfernung von der Küste befänden sich noch ungleich beträchtlichere Ruinen, als die von Patara sind; wahrscheinlich mögen es die Trümmer von Xanthus sein, der einst durch ihren den Waffen der Perser und Römer geleisteten Widerstand berühmten Stadt.

Einige Tage nach der Abfahrt von Patara ankerten wir im Hafen von Kastelorizo, an der Ostküste des gleichnamigten Eilands. Die rothe Färbung ihres Felsenufers veranlaßte wahrscheinlich die Italiäner, sie Castel rosso zu nennen, woher vielleicht auch der unter den Einwohnern selbst übliche Name herrührt. Zwei alte zerfallene Schlösser sind mit einer türkischen Garnison besetzt und beherrschen die Stadt, den Hafen und den Ankerplatz. Auf dem ungefähr achthundert Fuß über der Meeresfläche erhöhten Gipfel der Insel befindet sich ein anderes, gleichfalls zerfallenes, durch seine Lage fast unüberwindliches Schloß. Der Abbé Vertot versichert, es sei die Insel eine Zeit lang von den Malteser-Rittern besetzt gewesen, und wohl wäre möglich, daß ihre, eine Architektur des Mittelalters darstellenden, Schlösser durch diese erbaut wurden.

Die Insel Kastelorizo hat keinerlei eigene Erzeugnisse; ihr Bedürfniß an Fleisch, Früchten, Gemüs u. s. w. kommt alles vom Festland. Ein türkischer Aga, welcher unter dem Bei von Rhodus steht, ist ihr Befehlshaber. Die Einwohner, meist Griechen, verrichten Pilotendienste, auf den nach den Hafen dieses Küstenlandes oder nach Syrien und Aegypten bestimmten Fahrzeugen; es bestehen nämlich ununterbrochene Verbindungen zwischen diesem kleinen Hafen und der Stadt Alexandria, welche einen großen Theil ihres Holzbedürfnisses aus den Wäldern von Karamanien bezieht.

Digitized by Google

Kaſtelorizo iſt ohne Zweifel die nämliche Inſel, deren Livius, Plinius und Ptolomäus unter dem Namen Megiſta gedenken. Die gleichnamige Stadt liegt am Eingang eines Buſens, welcher mit zwei geräumigen Hafen, Savedo und Vathy, zuſammenhängt. Die den erſten dieſer Seehafen einfaſſenden Kalkfelſen enthalten viele in den Felſen eingehauene und in einzelne Zellen getheilte Grabmäler. Die Erdzunge, welche den Hafen Vathy vom Golf trennt, iſt mit Trümmern überdeckt, worunter ſich die Ruinen eines Amphitheaters befinden, welches minder zierlich als jenes von Patara, aber auf einer das Meer beherrſchenden Anhöhe erbaut iſt. Mitten unter den Tempelruinen entdeckten wir einen Fußboden von muſiviſcher, obwohl ziemlich grober Arbeit; die kleinen Vierecke, woraus er zuſammengeſetzt iſt, ſind theils natürliche Steine, theils Backſteine, von ſchwarzer, weißer und rother Farbe; ihr Durchmeſſer beträgt ungefähr einen halben Zoll. Längs dem Ufer ſieht man die Ueberbleibſel eines Gemäuers, das einer Allee oder Terraſſe zur Stütze gedient zu haben ſcheint, die ſich ungefähr eine halbe Miglie vom Theater gegen die Stadt hin ausdehnte.

Oeſtlich von Kaſtelorizo finden ſich mehrere ziemlich tiefe Buchten; wir ankerten in einer derſelben, welche Kakava heißt, und durch eine gleichnamigte Inſel vom Meere getrennt wird. Am Ufer ſahen wir einige zerſtreute Hütten, ohne irgend ein lebendiges Geſchöpf um dieſelbe her wahrzunehmen. In der Folge hörten wir, daß dieſe Küſtenbewohner die Sommermonate hindurch landeinwärts zu ziehen gewohnt ſind, um theils die auſſerordentliche Hitze, theils die Moskitos zu vermeiden, von denen das Felſengeſtade überdeckt wird.

Der dem Feſtland zugewandte Theil der Inſel Kakava hat eine überaus wilde Geſtaltung; er beſteht aus ſteilen, durch tiefe Bergſchluchten von einander getrennten Felſen; das daran befindliche Gemäuer zeigt zwar, daß ſie vormals bewohnt waren; aber allem Anſchein nach mochten die auf dieſen kleinen Vorgebirgen erbauten Häuſer nur über Waſſer und mittelſt in die Felſen gehauener Treppen zum Meer hinab, von denen ebenfalls noch Spuren übrig ſind, untereinander zuſammenhängen.

In Fortſetzung unſers Weges gelangten wir an die Ausmündung des kleinen Fluſſes Andraki, wo ſich Ueberreſte eines großen Kornmagazins zeigen, deſſen aus gut bearbeiteten, gehauenen Steinen aufgeführte, zweihundert Fuß lange und zwanzig Fuß hohe Mauer mit folgender Inſchrift verſehen iſt:

Horrea Imp. Caesaris Divi Trajani Parthici
F. Divi Nervæ Nepotis Trajani
Augusti Cos. III.

Der innere Raum des Magazins iſt in ſieben Abtheilungen geſondert, deren jede ihren eigenen Eingang hat; über demjenigen des Mittelraums befinden ſich ein männliches und ein weibliches Bruſtbild. An der Hauptmauer bemerkten wir zwei inkruſtirte Marmortafeln, wahrſcheinlich von einem ältern Gebäude herrührend. Die eine enthält eine lange griechiſche Inſchrift, die andere ſtellt eine Frauensperſon dar, auf einem Ruhebette liegend, mit einer Krone auf dem Haupt, und einem Zepter in der Hand; neben ihr befindet ſich ein Mann,

Digitized by Google

welcher gleichfalls eine Krone trägt, und in der rechten Hand eine Schale hält; das Ganze ist mit Sinnbildern eingefaßt.

Das Vorgebirg Khelidonia, das alte promontorium sacrum, ist die Fortsetzung eines Seitenastes von der großen Bergkette des sogenannten Taurusgebirgs. Fünf kleine Eilande, von ungleicher Größe, stehen in einiger Entfernung vom Vorgebirg, und heißen jetzt noch wie vormals die chelidonischen Inseln. Der Erdbeschreiber Meletius meldet, ihr Name sei ihnen um der großen Menge der sie besuchenden Schwalben willen ertheilt worden. Zur Zeit unsers ersten Besuchs sahen wir keine dieser Vögel; aber im folgenden Frühjahr, als wir in geringer Entfernung westwärts bei diesen Inseln vorbeikamen, erblickten wir zahllose, wie es schien, von Afrika herkommende Schwärme derselben. Bei Sonnenuntergang setzten sie sich auf die Segelstangen, und das Takelwerk unsers Schiffes nieder; einige kamen bis in die Kajüte, und waren so schläfrig, daß sie sich mit Händen fangen ließen. Mit Tagesanbruch setzten sie alsdann ihre Reise in nördlicher Richtung fort.

In der Nähe der Insel Adratchan erhält die Küste ein sehr malerisches Aussehen; senkrechte, bei sechs- und siebenhundert Fuß über dem Meer erhöhte, Felsen stechen durch ihr glänzendes Weiß gegen die dunkle Farbe der Tannenwälder, welche ihre Gipfel krönen, seltsam ab. Majestätisch ragt aus ihrer Mitte der Pic von Adratchan, wahrscheinlich Strabo's Berg Phänicus, empor; noch höhere und mit ewigem Schnee bedeckte Berge begrenzen in der Ferne die Landschaft. Nördlich der Bergspitze Adratchan befindet sich ein von Türken bewohntes Dorf, welches sie Deliktasch heißen. Der Name bedeutet einen durchbrochenen Berg und rührt von der natürlichen Oeffnung in einem nahe gelegenen Felsen her. Hier geht die einzige in's anstoßende Thal führende Straße durch. Die Gegend um Deliktasch ist voll von Ruinen, deren verstümmelte Inschriften darzuthun scheinen, daß sie die Trümmer der alten Stadt Olympus sein dürften.

Während wir Deliktasch gegenüber vor Anker lagen, erblickten wir bei Nachtzeit auf einem nicht fernen Hügel ein kleines unbewegliches Licht; die Dorfleute sagten, es sei eine aus der Erde hervorkommende nie verlöschende Flamme; sie anerboten uns Pferde und Führer, um den Ort zu besuchen. Wir nahmen ihr Anerbieten an und machten uns auf den Weg. Zwei Miglien ungefähr führte dieser über eine fruchtbare, zum Theil angebaute Ebene; hernach erstiegen wir einen felsigten mit Buschwerk bewachsenen Hügel, und gelangten nun an die bezeichnete Stelle. Am Fuß eines alten Gemäuers sahen wir aus einer Oeffnung, die ungefähr drei Fuß Durchmesser hatte, eine Flamme aufsteigen, die viele Wärme, aber keinerlei Rauch gab. Der Einfluß dieses beständigen Feuers scheint sich auf wenige Fuß um den kleinen Krater zu beschränken; Bäume und Sträucher umgeben ihn, und ein kleiner Bach fließt in seiner Nähe. Der Hügel besteht aus zerbröckeltem Serventinstein, mit Kalkfelsblöcken vermengt, ohne einige Spur vulkanischer Erzeugnisse in seiner Umgebung.

Nicht weit davon befindet sich ein anderes Loch in der Erde, vermuthlich einst die Oeffnung für eine ähnliche Flamme; inzwischen versicherte unser Führer, seit Menschengedenken sei nur

Digitized by Google

die jetzt noch brennende Flamme gesehen worden, und diese habe ihre Gestalt niemals verändert. Man hat weder Erderschütterungen noch unterirdisches Getöse je bemerkt, und noch weniger Steinauswürfe, Rauch oder schädliche Dünste. Die Erscheinung beschränkt sich auf eine ununterbrochene glänzende Flamme, welche kein darüber ausgegossenes Wasser zu löschen vermag. Die Hirten kochen öfters ihre Speisen an dieser vulkanischen Flamme, von der sie nebenbei glauben, daß gestohlnes Fleisch sich an ihr nicht braten lasse.

Das Phänomen scheint viele Jahrhunderte alt zu sein, indem es ohne Zweifel das nämliche ist, dessen Plinius an der Stelle seiner Naturgeschichte (L. II. C. 106) gedenkt, wo er sagt, daß auf dem Berg Chimöra, nahe bei Phaselis, eine Tag und Nacht brennende Flamme aus der Erde emporsteige. Bekanntlich kommt übrigens diese Erscheinung noch an andern Orten mehr vor. Der Oberst Rooke, welcher einen mehrjährigen Aufenthalt auf den Inseln des Archipelagus gemacht hat, erzählte mir, er habe an einem auf der Westseite der Insel Samos gelegenen Berg eine ähnliche, jedoch nur mit Zwischenräumen brennende Flamme gesehen.

In der Nähe des feuerspeienden Ortes entdeckten wir Ruinen einer kunstlos erbauten Kirche. Ihr innerer Raum schien ursprünglich mit roth, weiß und grün gefärbter Stukaturarbeit bekleidet gewesen und später mit Gips überzogen worden zu sein, der sich stellenweise abgelöset hatte, wodurch seltsam verzierte, aber kaum lesbare Inschriften sichtbar wurden. Die einzige, welche wir zum Theil entziffern konnten, enthielt die Worte: Theodolus, Diener Gottes.

Für die Rückkehr zum Schiffe schlugen wir einen vom ersten verschiedenen Weg ein, und verweilten bei etlichen türkischen Hütten, die anders nichts waren, als vier steinerne Mauern, welche ein aus Aesten und Baumzweigen geformtes Dach trugen, ohne Fenster oder andere Oeffnung für den Ausgang des Rauches. Als wir näher kamen, zogen sich die Weiber eiligst in ihre elende Hütten zurück, deren innerer Raum zu beschauen uns nicht vergönnt ward. Die Männer, welche sich in diesen Gegenden fast immer im Freien aufhalten, waren im Schatten von Fruchtbäumen, deren Aeste durch mit Trauben belastete Weinranken verschlungen waren, auf Rasenboden gelagert, und rauchten ihre Tabakspfeife fort, ohne sich um uns zu kümmern, oder die mindeste Neugierde zu äussern.

Nordwärts von Deliktasch erhebt sich der Berg Takthalu. Sein unterer Theil ist durch tiefe Schluchten gespalten, und mit ziemlich niedrigen Bäumen besetzt; das Mittelstück erscheint als ein von immergrünen Sträuchern bewachsenes Kalkgestein; der Gipfel erhebt sich als abgesonderte Bergspitze etwa 7800 Fuß über der Meeresfläche. Die Landleute wissen davon viele Wunderdinge zu erzählen; sie behaupten unter anderm, eine Quelle hellen Wassers fließe von diesem Gipfel herab, und so kalt es auch sei, blühen doch Rosen zu jeder Jahreszeit auf seiner Höhe. Sie versichern auch, Moses habe, nach der Flucht aus Aegypten, einige Zeit auf dem Berge gewohnt, welcher um deswillen Mooſſa Dagho, der Berg des Moises heißt. Wenn dem Aga von Deliktasch zu glauben ist, so hört man alljährlich im Spätjahr vom Gipfel des Berges Takthalu herab ein Getöse, das dem Abfeuern einer Kanone gleicht, ohne Feuer oder

Digitized by Google

Rauch wahrzunehmen. Es ist dies, seiner Angabe nach, ein Zeichen, welches ein Engel den Erwählten gibt, auf daß sie sich zur Reise in's Paradies rüsten. Wenn man auch der Auslegung nicht beipflichten will, so ist dies noch kein Grund, um die Thatsache unbedingt zu verwerfen, da bekanntlich ein ähnliches periodisches Getöse auch anderswo, zumal in der neuen Welt, beobachtet ward.

Nach Besichtigung der Ruinen von Phaselis, dem jetzigen Tekrowa der Türken, warfen wir in der Nähe vom Kap Avova die Anker aus, um frische Wasser- und Holzvorräthe einzunehmen. Während dieser Beschäftigung hörten wir, mit nicht geringem Erstaunen, ein wiederholtes Kanonenfeuer. Weil nirgends ein Schiff zu sehen und keine Festung längs der Küste vorhanden war, so verlor man sich in Vermuthungen, bis ein kleines Fahrzeug, das gleichfalls in unserer Nähe ankerte, unsere Zweifel durch den Bericht hob, daß das Kanoniren unter den Mauern der Stadt Adalia statt fand, die in der Entfernung von ungefähr zwanzig Miglien vom Vorgebirg Avova durch zwei sich ihren Besitz streitig machenden Paschas wechselnd erobert ward.

Unsere Absicht war gewesen, für die Beobachtung einer Mondfinsterniß nach der Insel Rashat zu gehen, die nur wenige Miglien von Adalia entfernt liegt; da uns aber wichtig sein mußte, auf keine Weise in die Streitigkeiten der unruhigen Häuptlinge dieses Landes verwickelt zu werden, so beschlossen wir nun, auf dem Kap Avova zu bleiben, in der Hoffnung unsere Ruhe hier nicht gestört zu sehen. Diese Erwartung aber blieb unerfüllt. Am Tage nach der Kanonade trafen einige Flüchtlinge am Gestade ein, welche eine dort befindliche Abtheilung unserer Mannschaft dringend ersuchten, ihnen Schutz zu gewähren. Ihr Begehren ward abgeschlagen. Wir hatten kein Recht, uns in die Zwiste der Unterthanen der Pforte zu mischen; auch wollte ich weder die Flagge Sr. britischen Majestät gefährden, noch mir den Unwillen des Pascha zuziehen, der Befehlshaber der Küste war und die Fortsetzung unserer Arbeiten hindern konnte. Um indeß die armen Flüchtlinge, welche verwundet und von Müdigkeit und Hunger erschöpft waren, nicht völlig hilflos zu lassen, sandte ich ihnen einige Lebensmittel, und meinen Wundarzt, der ihre Wunden verbinden sollte. Zu gleicher Zeit aber ließ ich sie auffordern, sich in die Wälder zu retten, wo die Reiterei sie nicht verfolgen könnte. Sie antworteten, jeder Ausweg sei ihnen verschlossen, auf ihre Köpfe seien Preise gesetzt, und die Flucht sei ihnen unmöglich. Uebrigens heiße ihre Religion sie die Rettung von Gott erwarten, oder dann willig sich in ihr Schicksal ergeben.

Ein paar Stunden später bemerkten wir in kleiner Entfernung eine ziemlich geräumige Barke, die Niemanden an Bord hatte. Sie ward durch unsere Barken eingeholt, und weil bereits die anrückenden Patrouillen der Feinde sich zeigten, schlug ich den Flüchtlingen vor, das Ruder- und Segelwerk des Bootes auszubessern, um sie dann mit hinlänglichen Vorräthen einzuschiffen. Auch dies Anerbieten ward ausgeschlagen. Sie seien keine Seeleute, hieß es, und wären nicht im Stand, die Schaluppe zu lenken oder ihre Fahrt zu sichern. Auch, setzten sie hinzu, zögen sie es vor, wofern ihre Stunde geschlagen habe, entschlossen und mit den

Digitized by Google

Waffen in der Hand am Ufer zu sterben, als durch die Kanonen der Kreuzfahrer des Pascha, von denen sie unfehlbar eingeholt würden, versenkt zu werden.

Am folgenden Tage sahen wir mehrere bewaffnete Barken das Kap umsegeln; gleichzeitig rückten nun auch Reiterei-Abtheilungen des Pascha, welche das Dasein unserer Fregatte bis dahin zurückgehalten hatte, von allen Seiten gegen die Uferstelle vor, wo die Flüchtlinge sich aufhielten. Der Augenblick war entscheidend für diese Unglücklichen; Klugheit rieth mir, sie ihrem Schicksal zu überlassen; aber ich konnte mich nicht entschließen, sie vor meinen Augen niedermetzeln zu sehen; also wurden dann ohne Zeitverlust die Schiffsboote abgesandt, um sie einzunehmen und nach der Fregatte zu bringen.

Seit wir ihnen den begehrten Schutz verweigert hatten, waren sie vollkommen ruhig geblieben, ohne Verzweiflung zu verrathen, oder auch nur über ihr Schicksal zu klagen, oder uns Härte vorzuwerfen; als unsere Boote landeten, saßen sie mit einer an Gleichgültigkeit grenzenden Ergebung am Ufer. Die gleiche Stimmung behielten sie aber auch, nachdem sie auf der Fregatte eingetroffen waren, und wenn sie Dankbarkeit fühlten, so schien diese wenigstens nicht uns zu befassen. Ob wir ihnen gleich das Leben gerettet hatten, so blieben wir in ihren Augen doch Ungläubige, die ihnen verächtlich waren, und sie sahen in uns nur ein Werkzeug, dessen der große Prophet sich zu ihrer Rettung bedient hatte.

Die bewaffneten Barken hatten sich inzwischen genähert und zwei vornehme Türken kamen an Bord. Wie erzürnt sie auch immerhin der ihnen entzogenen Beute wegen sein mochten, so blieben ihre Reden dennoch sehr gemäßigt und achtungsvoll; freilich waren sie nicht in der Lage, Drohungen zu gebrauchen, und nur durch Ueberredung konnten sie ihren Zweck zu erreichen hoffen.

Die Türken sind überhaupt sehr listig; an Verstellung gewöhnt, verrathen sie ihre wahren Gesinnungen nicht leicht, und gleichmäßig mißtrauisch gegen Landsleute und Fremde, sind sie eben so verschlagen als heimtückisch.

Unsere Unterredung mit diesen Abgesandten des Pascha, wie sie sich nannten, war sehr merkwürdig. Nach eingenommenen Kaffee, welcher bei den Türken jeder Geschäftsverhandlung vorangeht, eröffneten sie ihren Vortrag mit der Erklärung, es sei die Unwissenheit, in der sich ihr Gebieter über den Zweck der Erscheinung unserer Fregatte in diesen Gewässern befinde, allein Schuld, daß er uns jede Hülfe, deren wir bedürfen möchten, nicht bereits angetragen habe, und es wäre ihm lieb gewesen, wenn wir uns sogleich in seine Hauptstadt verfügt hatten; hierauf allmälig zum Zweck ihres Besuches einlenkend, bemerkten sie, es wäre Beleidigung gegen uns, wenn sie auch nur daran denken könnten, daß wir uns in ihre Zwiste mischen wollten, und endlich, als wäre ihnen unbekannt, daß die Flüchtlinge sich bei uns an Bord befanden, fügten sie gleichsam fragend hinzu: es werde uns wohl unbekannt sein, was aus dem Ueberrest einer Räuberbande geworden, mit deren Verfolgung sie beschäftigt seien. Obgleich die Art, wie ich ihren Vortrag anhörte, wenig aufmunternd für sie sein konnte, ließen sie sich dennoch nicht

Digitized by Google

hören, sondern wechselten mit Drohungen des Zorns der hohen Pforte und mit Darstellung der Dankbarkeit, welche der Pascha für geleistete Dienste gegen uns zu Tage legen würde; endlich erklärten sie dann aber, mit Beseitigung aller Umschweife, der Aufenthalt der Flüchtlinge sei ihnen sehr wohl bekannt, und sie müssen ausdrücklich derselben Auslieferung verlangen. Ich hatte sie ungehindert sprechen lassen, so lange sie wollten, in der Hoffnung, es dürfte am Ende irgend ein annehmbarer Vorschlag gemacht werden; als sich aber zeigte, daß sie die Auslieferung der Flüchtlinge unbedingt verlangten, um solche der Rache ihrer Herren zu opfern, machte ich der Unterredung durch höfliche Entlassung der Gesandten ein Ende.

Beim Weggehen verhießen sie meinem Dollmetscher eine ansehnliche Summe, wofern er mich bereden könnte, wenigstens den Bin-Bashy*) oder den Häuptling der Flüchtlinge an sie auszuliefern, auch suchten sie durch mancherlei Fragen über meine weitern Absichten Aufschlüsse zu erhalten; als sie jedoch sahen, daß alle List vergeblich sei, erbaten sie sich zuletzt einen kleinen Vorrath Kaffee und Rum**), mit der Bemerkung, sie hätten sich so schnell einschiffen müssen, daß ihnen unmöglich gewesen, sich damit zu versehen.

Sie verließen uns hierauf, kehrten an's Gestade zurück, um mit ihren Gefährten Rath zu pflegen, und segelten alsdann westwärts, um ein Fahrzeug einzuholen, welches, wie sie sagten, die von ihren Feinden bei der Ueberrumpelung von Adalia gemachte Beute trug.

Bis zum folgenden Morgen blieben wir vor Anker, und segelten dann rückwärts nach Makry, einem in einer tiefen Bucht gelegenen trefflichen Fort, wo sich sowohl die Eilboten, welche die osmanische Regierung nach Aegypten sendet, als die von Konstantinopel nach Alexandrien gehenden Reisenden, einschiffen. Ich war gesinnt, meine Türkenladung hier an's Land zu setzen; als ich aber hörte, daß dieser Ort noch unter dem Pascha von Adalia stehe, änderte ich meinen Plan und begab mich nach Rhodes. Der Vorfall war inzwischen auch hier schon bekannt geworden, und Hassan Bey, der Gouverneur dieser Insel, stand mit dem Pascha von Adalia in so vertrautem Verhältniß, daß ich ihm meine Schützlinge unmöglich überlassen konnte. Ich segelte also nach der Insel Kos, wo sich kein Hinderniß weiter darbieten sollte. Diese Insel ist der gemeinsame Versammlungsort der Fahrzeuge, welche den östlichen Theil des Archipelagus besuchen, und unser Türken-Häuptling fand daselbst unschwer ein Schiff, welches ihn und seine Gefährten nach Scala-Nuova, einer der Insel Samos gegenüberliegenden Stadt, von woher sie ihren unglücklichen Kriegszug eröffnet hatten, übersetzte. Beim Abschied bezeugten sie uns lebhaften Dank, und ich glaube, daß sie diesen wirklich auch fühlten, so weit Muselmänner ihn gegen Ungläubige fühlen konnten.

Das nähere Verhältniß, welches zwischen uns und diesen Abentheurern geraume Zeit andauerte, veranlaßte genauere Erkundigungen über das ihnen so unglücklich gewordene Ereigniß.

*) Ein Bin-Bashy ist der Befehlshaber von eintausend Mann, also dem Rang nach unsern Obersten gleich.

**) Die Türken trinken unbedenklich Rum, und behaupten, ihr Gesetz verbiete ihnen nur den Genuß der aus Traubensaft abgezogenen Getränke.

Digitized by Google

Ihre Erzählung stand aber mit derjenigen der Gesandten des Pascha von Adalia in solchem Widerspruch, daß es schwer hielt, durch die Uebertreibungen und Lügen hindurch, welche Rachedurst auf der einen, und Verzweiflung über das erlittene Mißgeschick auf der andern Seite eingaben, die Wahrheit zu entdecken. Was wir in der Folge ausmitteln konnten, besteht in Folgendem:

Bekanntlich ist das türkische Reich in eine bestimmte Zahl durch Pascha's oder Bey's beherrschte Provinzen getheilt. Diese Beamten kaufen ihre Stellen von der Regierung und entschädigen sich für den Kaufpreis durch Verkauf der Unter-Befehlshaberstellen der Bezirke oder Kreisabtheilungen ihrer Provinzen an die Aga's, welche sich ihrerseits durch Erpressungen aller Art hinwieder bezahlt zu machen suchen. Die Pascha's haben eine beinahe unumschränkte Gewalt, und ihre Treue in den von Konstantinopel entfernten Provinzen ist öfters sehr zweideutig. In Kriegszeiten sind sie schuldig, ein gewisses Truppenkontingent zu liefern, und solches, wenn es verlangt wird, auch persönlich in's kaiserliche Feldlager zu bringen.

Zur Zeit des letzten Krieges gegen Rußland weigerte sich der hierzu aufgeforderte Pascha von Adalia, Mehemmet, nicht nur sein Kontingent persönlich anzuführen, sondern überhaupt auch dasselbe zu stellen, wodurch er sich den Unwillen des Großherrn zuzog. Sein Bruder Ahmed, mit welchem er in Feindschaft lebte, benutzte dieses Verhältniß, und erhielt vom Großherrn einen Firman, der ihm den Pachalik seines Bruders für 150,000 Piaster übergab, die er bezahlen sollte, wenn er zum Besitz seiner Stelle gelangt wäre. Dies aber war der schwierige Punkt. Ahmed begab sich, von unserm Schützling, dem Bin-Bashy begleitet, nach Scala nuova, wo er mit Beihülfe seines Freundes, des Kara Osman Oglou, des Pascha von Magnesien, etwa dreihundert Freiwillige anwarb, lauter entschlossene Männer, mit denen er sich auf einigen kleinen Fahrzeugen einschiffte, und das Gerücht verbreiten ließ, daß er dem Pascha von Aegypten Hülfstruppen zu bringen gesinnt sei.

In etlichen Tagen hatte er Adalia erreicht; seine kleine Flotte, die sich aus Aegypten rückkehrende Kauffahrteischiffe, welche neue Vorräthe einnehmen müßten, nannte, ward ohne Schwierigkeit eingelassen. Bei Anbruch der Nacht verließen die bisher verborgen gebliebenen Soldaten ihre Schiffe, besetzten die Stadtthore und riefen ihren Gebieter als Beherrscher aus. Ahmed bemächtigte sich des dem Mehemmet zugehörigen Schatzes, worin, wie versichert wird, eine Million Piaster vorhanden war, und der Dauer seines Glückes mißtrauend, ließ er seine Beute auf einem schnellen Segler alsbald nach Scala nuova abgeben.

Mehemmet befand sich, zu seinem Glück, im Augenblick des Ueberfalls abwesend. Ob ihn gleich die Pforte als Rebell erklärt hatte, obgleich seine Residenz vom Feinde besetzt und sein Schatz geraubt war, gab er dennoch den Muth nicht auf, und war mit der Hülfe seiner ihm ergebenen Unterthanen schon nach vier Tagen im Stande, an der Spitze sechstausend treuer Krieger unter den Mauern von Adalia zu erscheinen. Zwei Tage ward mit zweifelhaftem Erfolg gekämpft; endlich aber entschied sich der Sieg für Mehemmet; zwei Drittheile seiner Gegner

Digitized by Google

büßten ihr Wageſtück mit dem Leben; Ahmed warf ſich mit einigen ſeiner Waffengefährten in eine Barke, und flüchtete auf die Inſel Nachat, wo er einige Tage ſpäter eingeholt und erdroſſelt ward; der Bin-Baſhy rettete ſich zu Lande mit etwa hundert Soldaten, die alle umgekommen wären, wofern wir ſie nicht vor Mehemmets Rache geſchützt hätten; das mit dem Schatz des letztern beladene Fahrzeug ward durch den Bey von Rhodes angehalten, der es ſeinem rechtmäßigen Eigenthümer zurückſtellte.

Die Inſel Kos oder Ko, auf der wir von unſern Schützlingen Abſchied nahmen, heißt gegenwärtig Estanko oder Stanko. Die gleichnamigte Stadt iſt ziemlich bevölkert, die Straßen ſind nicht unreinlich, und die ausgedehnten Vorſtädte enthalten ſchöne Garten. Ruinen ſieht man um die Stadt her keine, aber in andern Theilen der Inſel finden ſich, den Angaben der Einwohner zufolge, viele Alterthümer.

Das Fort wird auf drei Seiten vom Meer umgeben; ein breiter Graben mit einer Zugbrücke trennt ſeine vierte Seite von der Stadt. Die türkiſche Beſatzung geſtattete uns den Eintritt nicht; die Wälle ſind gut unterhalten und mit vielen Thürmen und Bollwerken verſehen. Wir zählten bei fünfzig Schießſcharten für Kanonen, ohne beurtheilen zu können, ob die Artillerie ſich in gutem Stande befand.

Nach des Abbé Vertot's Angabe, ward die Feſtung zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts durch die Ordensritter von Rhodes erbaut; ihr weſtlicher Theil ſcheint jedoch ſpätere Erweiterungen erhalten zu haben. Der nämliche Schriftſteller meldet, zur Zeit ihrer Eroberung durch jene Ritter habe die Inſel Kos einen geräumigen und bequemen Hafen gehabt, deſſen Einfahrt in der Folge dermaßen verſandet ward, daß ſich die Schiffe genöthigt ſahen, auf der Rhede die Anker zu werfen. Dieſer Hafen befand ſich vielleicht an der Stelle, wo jetzt eine Art Untiefe die Feſtung vom Land trennt; es iſt jedoch auffallend, daß Strabo derſelben nicht erwähnt hat.

Die gleichen Urſachen, welche den Küſtenumfang an verſchiedenen Orten der Levante ſo weſentlich verändert, und den Hafen von Kos verſchüttet haben, ſcheinen hinwieder auch die Anſchwemmungen nordwärts der Stadt zu erklären. Es befindet ſich in der Nähe kein Fluß, der vom Gebirge her dem Meere Geſchiebe zuführt; hingegen ſtoßen zwei große Strömungen hier aufeinander, deren eine die mittägliche Küſte Kleinaſiens in der Richtung von Oſten nach Weſten ſtreift, während die andere ihre Richtung von den Dardanellen gegen Mittag nimmt; daher wird eine Miſchung von Schlamm, feinem Sand, zerbröckelten Muſchelſchalen und abgerundeten Bimsſteinen niedergeſchlagen.

Die Früchte der Inſel Kos, vorzüglich Trauben und Melonen, ſind der Gegenſtand eines bedeutenden Handels mit Aegypten; ihr Wein iſt gut und könnte bei etwas ſorgfältigerer Behandlung den beſten nach Europa eingeführten Weinen zur Seite ſtehen.

Da unſere Vorräthe, zur Zeit wo wir auf der Inſel Kos eintrafen, erſchöpft waren, ſo beſchloſſen wir, vor der Rückkehr nach der Küſte von Karamanien friſche einzunehmen, und

Digitized by Google

unterwegs verfügte ich mich nach Boodroom, um dem Gouverneur dieser Stadt Vorstellungen wegen des Schutzes zu machen, den er einem französischen Korsaren ertheilt hatte.

Man ist ziemlich darüber einverstanden, daß Boodrom die Stelle einnimmt, wo vormals Halicarnassus stand, und in der That dürfte sich kaum eine bessere Lage für die Hauptstadt der Landschaft Carien finden lassen. Sie liegt auf einer Anhöhe und beherrscht den ganzen Meerbusen von Kos. Die auf einem breiten in's Meer vorragenden Fels erbaute Zitadelle übertrifft durch Festigkeit ihrer Werke die meisten türkischen Festungen. Westwärts derselben befindet sich ein kleiner Hafen, worin gewöhnlich eine türkische Fregatte auf Station liegt.

Es sind noch einige Trümmer der alten Stadtmauer in Boodroom vorhanden, und Säulenbruchstücke sowohl als verstümmelte Bildsäulen trifft man häufig auf Straßen und Plätzen an. Unter den zahlreichen Ruinen der Umgegend suchten wir vergeblich nach Spuren des durch die berüchtigte Königin von Carien, Artemisia, erbauten Mausoleums, welches doch wohl nicht so ganz zertrümmert sein kann, daß durchaus keine Spur davon weiter übrig blieb, sei es nun, daß solches auf einem der umliegenden Hügel erbaut war, oder an einer Stelle stand, die seither neuern Bauten ist eingeräumt worden.

Wenn die Aussage des Vitruvius bezweifelt werden dürfte, so wäre ich geneigt zu glauben, das Fort Boodroom sei über den Fundamenten des prachtvollen Grabmals erbaut, welches Artemisia zum Andenken ihres Gemahles errichten ließ. Die Alten wählten gern das Seegestad für die Grabmäler ihrer Helden, und dieser hohe nach allen Seiten hin sichtbare Felsen mußte der Königin von Carien ein zu Verewigung ihres prunkvollen Schmerzes bequemer Ort scheinen. Die vielen kunstreich gearbeiteten, erhabenen Bildwerke, welche Leichenzüge und Zweikämpfe darstellen, und in den Festungsmauern inkrustirt sind, scheinen meine Meinung gleichfalls zu unterstützen.

Mit Halil Bey, dem Gouverneur von Boodroom, einem listigen, thätigen und ziemlich wohl unterrichteten Mann, hatte ich mehrere Zusammenkünfte. Wir fanden ihn in der Erdkunde besser bewandert, als die Türken gewöhnlich sind; auch schien er die Politik der europäischen Regierungen richtig zu beurtheilen, und er sprach davon sowohl als von derjenigen seines Beherrschers sehr freimüthig. Den Beschwerden, worüber ich bei ihm Klage zu führen hatte, half er bereitwillig ab; aber mein Ansuchen, in die Festung eingelassen zu werden, lehnte er beharrlich ab. Halil Bey gestand mir offen, er sei durch den Chiaou oder den Abgeordneten der Pforte, welcher gekommen war, um ihn auf einem Auszug gegen den Bey von Maina zu begleiten, beaufsichtigt, und dürfe dem ausdrücklichen Befehl des Großherrn, keinem Fremden den Zutritt in die Festung zu erlauben, nicht entgegenhandeln. Hinwieder versprach er aber, bei meiner Rückkehr, wenn er von dem beschwerlichen Aufseher befreit sein würde, solle meinem Wunsch recht gern entsprochen werden. Leider gestatteten die Umstände mir nicht, von diesem Versprechen Gebrauch zu machen.

Ein Grieche, welcher öfters in der Zitadelle gewesen war, versicherte mir, ein langes, mit

Digitized by Google

schöner erhabener Arbeit gezierten Fries, nebst mehrern Säulen und Inschriften gesehen zu haben; und nach den obgedachten Mustern zu schließen, ist es wahrscheinlich, daß die Festung einen kostbaren Schatz von Alterthümern enthält.

Nach dem Aufenthalt einiger Monate in Malta kehrten wir nach der Küste von Karamanien zurück, um unsere, voriges Jahr durch das Abentheuer der Türkenflüchtlinge unterbrochenen Arbeiten am Kap Avova fortzusetzen. In geringer Entfernung von diesem Vorgebirg befindet sich eine Bergkette, die sich nordwärts längs der Küste ausdehnt, und die sehr malerische Umrisse darstellt. Es ist der Climax (Treppenberg) der Alten, dessen Name von seinen stufenweise übereinander emporstehenden Spitzen herrührt.

Vom Kap Avova verfügten wir uns nach der Rhede von Adalia, wo wir in kleiner Entfernung von der Stadt ankerten. Wenige Stunden nach unserer Ankunft erschien ein Abgeordneter des Befehlshabers, uns zu begrüßen. Von ihm hörten wir, der alte Pascha, welcher voriges Jahr seine Residenz so tapfer wieder erobert hatte, sei inzwischen gestorben, und sein älterer Sohn, Haly Mehemmet, habe die Regierung angetreten. Er hatte alsogleich einen Eilboten an den Großherrn nach Konstantinopel gesandt, um diesen seiner Treue zu versichern und ihm eine bedeutende Summe anzubieten, wofern er ihn in der Befehlshaberstelle von Adalia bestätigen wollte. Aengstlich erwartete er die Antwort, und ungewiß, ob ihm der Divan die Besitznahme der Schätze seines Vaters, ohne daß er dazu ermächtigt war, nachsehen, oder ob er ihm die seidene Schnur schicken würde, hegte er gegen jeden Fremdling Mißtrauen und Argwohn. Dem offenen Angriff zu widerstehen, war er entschlossen, aber gerade darum mußte er auch um so mehr fürchten, die Pforte dürfte, das Mißlingen eines Angriffs besorgend, ihn heimlich aus dem Weg zu räumen bedacht sein. Unsere zweite Erscheinung in diesen Gewässern beunruhigte ihn also nicht wenig. Daß wir im verflossenen Jahre den Feinden seines Vaters Schutz hatten angedeihen lassen, wußte er recht gut, auch war ihm unser neuerlicher Aufenthalt in Smyrna bekannt, wo Ahmeds Beschützer, Kara Osman Oglou, Befehlshaber war, und er fürchtete demnach, wir seien in schlimmer Absicht zurückgekommen. Seine Besorgnisse äusserten sich in allen Verbindungen, die zwischen uns statt fanden. Obgleich wir ihn zuerst besucht hatten, weigerte er sich dennoch beharrlich, an Bord unserer Fregatte zu kommen; er untersagte sogar, wie es scheint, auch seinen Unterthanen, mit uns Umgang zu pflegen; wenigstens kam die ganze Zeit über, wo wir bei Adalia vor Anker lagen, nicht ein einziger Türke auf unser Schiff, den Offizier ausgenommen, welcher uns im Namen des Pascha begrüßt hatte, und der unter mancherlei Vorwand sich hernach täglich zwei bis dreimal einfand, ohne Zweifel in der Absicht, uns auszuspähen. So oft unsere Offiziere an's Land gingen, wurden sie sehr genau beobachtet, und Fernrohre waren unaufhörlich gegen unser Schiff gerichtet, um jede Bewegung, die wir machen würden, wahrzunehmen; so sehr hielt der Pascha sich überzeugt, unsere Rückkehr sei auf

Digitized by Google

irgend einen gegen ihn gerichteten Anſchlag begründet. Nach und nach gelang es inzwiſchen unſerm offenen und redlichen Benehmen, ſein Mißtrauen zu mindern, und als wir ihm unſern Abſchiedsbeſuch machten, ſchien er wieder ziemlich ermuthigt; dennoch hatte er Mühe, ſeine Freude zu bergen, als ihm der Tag unſerer Abreiſe eröffnet ward.

Adalia hat eine ſehr ſchöne Lage; ſeine Straßen erheben ſich amphitheatraliſch übereinander. Die Stadt iſt mit einem Graben, einer doppelten Mauer und einer Reihe viereckigter Thürme umzingelt, die etwa hundert und fünfzig Fuß einer vom andern entfernt ſtehen. Wir hätten ſie gern in der Nähe betrachtet, allein der Paſcha, von dem wir uns die Erlaubniß dafür erbaten, ließ uns antworten, die ſchwierige Lage, worin er ſich ſelbſt noch befinde, würde ſeine Feinde unfehlbar veranlaſſen, ihm die nachgeſuchte Gefälligkeit bei der hohen Pforte zum Verbrechen zu machen. Wir mußten uns demnach begnügen, die Feſtungswerke nur von weitem zu beſchauen. Die innere Mauer und die Thürme ſcheinen feſt und wohl aufgeführt, hingegen iſt die Bauart der äuſſern Mauer ungleich viel roher. An einer Stelle, wo allem Anſchein nach vormals eine breite Pforte ſtand, bemerkten wir Ueberbleibſel korinthiſcher Säulen und einige halb zerſtörte griechiſche Inſchriften, woran der Name Hadrian noch lesbar war. Am Vordertheil eines viereckigten Thurms, der jetzt als Pforte gebraucht wird, ſahen wir zwei Schilde von erhabener Bildhauerarbeit, in deren Mitte ſich eine Innſchrift aus lateiniſchen Buchſtaben des Mittelalters befand.

Um beim Paſcha keinerlei Verdacht zu erwecken, verzichteten wir, das Innere der Stadt zu beſchauen, obgleich unſer griechiſche Dollmetſch verſicherte, daß ſich viele Alterthümer darin befänden. Den Hafen bilden zwei ſchon ſehr zerfallene Steindämme, denen die Kraft der Wellen und die Nachläſſigkeit der Türken bald gänzliche Zerſtörung drohen.

Die um die Stadt gelegenen, mit Fruchtbäumen beſetzten, Garten ſind ſehr ſchön, die Getreidefelder überaus fruchtbar, und zahlreiche Bäche, die viele Müllerwerke treiben, bewäſſern das Land. Der Seewind, welcher den Tag über weht, und der Landwind, der ſich die Nacht durch einſtellt, kühlen die Luft, ſo daß die Hitze nie drückend wird.

Die Bevölkerung der Stadt Adalia ſteigt ſchwerlich über achttauſend Seelen; zwei Drittheile der Einwohner ſind Mahomedaner und ein Drittheil Griechen. Die Griechen verſtehen nur türkiſch, welches ihre höchſt unwiſſenden Papa's oder Prieſter nicht hindert, ſich der griechiſchen Liturgie zu bedienen. Ueberhaupt bemerkt man in allen Städten Kleinaſiens, wo nur wenige Griechen ſich aufhalten, daß dieſe ihre Sprache mit derjenigen der neuen Beherrſcher vertauſcht haben; das Gegentheil findet in Scala nuova, einem Seehafen in der Nähe von Epheſus, ſtatt. Hier verſtehen nur wenige Mahomedaner türkiſch; der Aga ſogar und die Janitſcharen ſprechen untereinander griechiſch.

Der Handel von Adalia war vormals unbedeutend; die überaus großen Getreideankäufe aber, welche die britiſchen Garniſonen am Mittelmeer während des letzten Krieges veranlaßten, ertheilten ihm mehrere Thätigkeit. Die Bewohner von Pſara und Hydra, zwei kleiner Eilande

Digitized by Google

des Archipelagus, durchsuchen alle Winkel dieses Küstenlandes, um Getreide aufzukaufen, dessen Ausfuhr für die Gegend ein sehr wichtiger Verkehr geworden ist. Diese Ausfuhr ist zwar für das ganze osmanische Reich verboten, bei Strafe der Wegnahme der Waare und des Verlustes der Freiheit für den Kaufmann; allein dies strenge Gesetz hilft nur die Aga's bereichern, welche den Schleichhandel begünstigen und sich dafür theuer bezahlen lassen. Der Stadt Adalia ist dieser Handel sehr einträglich, indem täglich, nicht aus der Umgegend allein, sondern auch aus dem Innern des Landes, Kameele, Pferde und Esel, mit Getreide für die Ladungen der im Hafen liegenden griechischen Schiffe eintreffen.

Der öffentliche Markt oder Bazaar ist mit Tüchern, Metallgeräthschaften und andern englischen und deutschen Manufakturwaaren, die durch die Karavanen aus Smyrna in großer Menge eingebracht werden, reichlich versehen. Die Kornhändler bringen nur wenige Waaren, und zahlen ihre Ladungen meist in Piastern. Wofern die Nachfrage des Getreides andauert, so wird dieser Verkehr beiderseitig vortheilhaft sein; der verbesserte Feldbau und der zunehmende Wohlstand, welche er herbeiführt, erzeugen hinwieder in den noch halbbarbarischen Gegenden neue Bedürfnisse, die den Erzeugnissen des europäischen Kunstfleißes bisher unbekannte Märkte öffnen, und die dem Fleiß sowohl als der Gesittung über Trägheit und Unwissenheit den Sieg verleihen werden.

Auf den neuern Karten führt die Stadt, von der hier die Rede ist, den Namen Satalia oder Antalia; die Einwohner nennen sie Adalia. Wenn Gleichheit oder Aehnlichkeit der Namen ein sattsamer Beweis für die Gleichheit der Ortschaften wären, so müßte man annehmen, Adalia sei das bei Strabo vorkommende Attalia der Alten; aber in Ländern, die so häufig ihre Herrscher wechselten, ist jene Beweisführung nicht immer bündig. Auch ist d'Anville der Meinung, die nunmehrige Stadt Adalia befinde sich an der Stelle, wo vormals die alte Stadt Olbia stand; mancherlei Umstände scheinen die Vermuthung des gelehrten Erdbeschreibers zu unterstützen, und ich stehe auch nicht an, ihr beizupflichten. Aus gleichen Gründen halte ich dafür, das alte Attalia sei etwa fünf Miglien östlich vom neuen, in der Nähe des Dorfes Laara gestanden; der Kunsthafen, welcher jetzt noch an dieser Stelle vorhanden ist, die Trümmer einer Wasserleitung und mehrere Spuren alter Gebäude, sind hinlängliche Beweise, daß vormals eine bedeutende Stadt hier sich befunden hat.

Der eine der zwei Steindämme, welche einst den Hafen von Laara bildeten, ist durch die Meereswellen beinahe völlig zerstört, doch sind die großen Steinblöcke, woraus er bestand, noch unter dem Wasser sichtbar. Indem sie die Kraft der Wellen brechen, wird dadurch der zweite Damm erhalten, der sich jetzt noch in gutem Stande befindet. Der Hafen hat eine größere Ausdehnung als die meisten aus jener Zeit, und unerachtet des beständig von der See zugeschwemmten Sandes, ist er noch ziemlich tief.

Längs dem Hafen sieht man die Ueberreste eines breiten Uferwegs am Fuße eines sanften Abhangs, worauf Felsblöcke und Bruchstücke von Säulen, Fußgestellen und Bildern von

Digitized by Google

ſcheinbar hohem Alter zerſtreut liegen. Etliche Bogen einer Waſſerleitung und einige Gewölbe ſind neuere Arbeiten.

Nicht weit von Laara ſahen wir einen Bach, der durch den ſteinartigen Niederſchlag ſeines Waſſers ſich ein Bett bildete, das an einigen Stellen bei drei Fuß über dem Boden erhöhet iſt; die Wände dieſes natürlichen Kanals beſtehen aus einem leichten Geſtein voll kleiner Oeffnungen, welches verſteinerten Schilf und Baumblätter enthält. Ein alter Fiſcher, dem wir begegneten, verſicherte uns, das Waſſer des Baches ſei ſehr ungeſund, hingegen mit Seewaſſer gemiſcht, liefere es ein untrügliches Heilmittel rheumatiſcher Beſchwerden, ſo daß im Spätjahr eine Menge Kranker nach Laara kommen, um darin zu baden.

Weiterhin öſtlich gelangten wir an zwei beträchtliche Flüſſe, die im Alterthum Ceſtrus und Eurymedon hießen. Der erſte iſt bei dreihundert und der zweite vierhundert und zwanzig Fuß breit. Die Tiefe derſelben innerhalb der Sandbank, durch die ihre Mündung quer durchſchnitten iſt, beträgt zwölf bis fünfzehn Fuß; in der Nähe der Sandbank hingegen kann eine Barke, die mehr als einen Fuß im Waſſer geht, nicht durchkommen. Daraus ſcheint zu erhellen, daß das Bett dieſer Flüſſe ſich ungemein verändert hat; indem Pomponius Mela und Strabo vom Ceſtrus als von einem ſchiffbaren Fluſſe ſprechen; vom Eurymedon meldet Plutarch, der athenienſiſche Feldherr Cimon ſei ihn emporgeſtiegen, um die Flotte der Perſer zu zerſtören; und wenn ſchon die Fahrzeuge der Alten vermuthlich ſo tief nicht im Waſſer gingen wie die unſern, ſo mußte doch immerhin die Ausmündung dieſes Fluſſes ganz anders beſchaffen ſein, als jetzt, um Schiffen von einiger Größe Eingang zu geſtatten.

Oſtwärts vom Climaxgebirge nimmt das Küſtenland eine von Lycien ſehr verſchiedene Geſtaltung an; wenn hier ſteile Felſen das Geſtade bilden, ſo findet ſich dort, hinter einer Kette von Sandhügeln, der Boden einige Miglien landeinwärts flach und ſumpfigt. Es iſt offenbar angeſchwemmtes Land, das zur Zeit, wo wir es ſahen, mit Gras bewachſen war, und zahlreichen Heerden zur Weide diente; verſchiedene Umſtände laſſen mich inzwiſchen glauben, der Boden ſtehe zu gewiſſen Zeiten unter Waſſer. Längs dieſer ſandigen Küſte ſtieß uns nichts Merkwürdiges auf, bis wir Esky Adalia (das alte Adalia) erreichten. Der Lage dieſer jetzt ganz verödeten Stadt zufolge ſchloſſen wir, es ſei dieſelbe das alte Sida, welches im Mittelalter wechſelnd die Namen Skandalor, Candaloro, Canalahora und Chirionda führte.

Sida befindet ſich auf einer ſehr niedrigen Halbinſel; auf der Seeſeite ſcheint die Stadtmauer nicht ſehr feſt geweſen zu ſein; die dauerhafter aufgeführte Mauer der Landſeite ſteht gutentheils jetzt noch. Sie iſt achtunddreißig Fuß hoch und mit zwei Gallerien oder Altanen verſehen, deren unterer auf Bogengängen ruht, und mit einer Reihe Schießſcharten zuſammentrifft; die obere Gallerie hat die Höhe der Zinnen. Die Mauer iſt mit viereckigten Thürmen beſetzt, welche ohngefähr zweihundert Fuß voneinander entfernt ſtehen. In einiger Entfernung vom Haupteingang auf der Landſeite befindet ſich ein Geviertplatz von hundert und achtzig Fuß Durchmeſſer, der vormals mit einer Doppelreihe Säulen eingefaßt war, von denen jetzt nur

Digitized by Google

noch die Unterlagen übrig ſind. In der Mitte des Platzes befindet ſich ein breites Fußgeſtell, das vermuthlich eine koloſſale Bildſäule trug. Auf der einen Seite ſtehen die Trümmer eines Tempels und eines Säulengangs.

Das merkwürdigſte Denkmal in Sida iſt ein Amphitheater, das in einiger Entfernung von der Küſte geſehen, einer Feſtung gleicht. Da dieſes das größte und beſterhaltene von allen iſt, die wir in Kleinaſien zu ſehen den Anlaß hatten, ſo wird man vielleicht einige nähere Angaben über ſeine Bildung und Verhältniſſe gern leſen.

Es iſt daſſelbe auf abhängendem Land erbaut und die Hälfte ſeiner Stufen ſteht unter dem Niveau des Bodens. Es hat die Geſtalt eines Hufeiſens oder eines Kreisabſchnittes von ungefähr zweihundert und zwanzig Grad. Sein äuſſerer Durchmeſſer beträgt vierhundert neun Fuß, derjenige des Kampfplatzes einhundert fünfundzwanzig, und die ſenkrechte Höhe vom Kampfplatz bis zur oberſten Bank beträgt neunundſiebenzig Fuß. Der übereinanderſtehenden Bänke ſind neunundvierzig, wovon ſechsundzwanzig ſich unter und dreiundzwanzig über dem Diazoma oder der breiten Gallerie befinden, die zur innern Verbindung dient. Dieſe Gallerie ſowohl als der mit ihr parallel laufende weite gewölbte Gang, welcher um das Gebäude herläuft, ſtehen mit dem äuſſern Boden in gleicher Höhe und ſind damit durch zweiunddreißig Ausgänge oder Vomitorien verbunden. Ein zweiter Gang, welcher ſchmäler iſt, befindet ſich in der Höhe des dreizehnten Banks der obern Hälfte. Beide Gänge werden durch ſieben Treppen miteinander verbunden.

Der Zuſammenhang im Innern wird durch Stiegen erhalten, die ſtrahlenförmig vom gemeinſamen Mittelpunkt ausgehen, und deren Stufen die halbe Höhe der Bänke haben. Zehn dieſer Stiegen führen vom Diazoma auf eine Gallerie herunter, welche den Kampfplatz von der unterſten Bank trennt; einundzwanzig andere führen zum obern Altane, der den Gipfel des prachtvollen Gebäudes ausmacht. Die Bänke ſind aus weißem Marmor ſchön gearbeitet; ihre Höhe beträgt ſechszehn und einen halben, die Breite zweiunddreißig und einen halben Zoll; einer ſteht acht und einen halben Zoll gegen den andern hervor. Der Vordertheil jeder Bank iſt um einen Zoll erhöhet, und bildet einen kleinen Kanal, der vermuthlich den Abfluß des Regenwaſſers erleichtern ſollte. Berechnet man die Plätze zu achtzehn Zoll auf die Perſon, ſo konnte dies Amphitheater dreizehntauſend dreihundert und ſiebenzig Zuſchauer faſſen, die Gallerien und die Stiegen ungerechnet, welche wohl noch bei zweitauſend andere enthalten mochten. Der innere Kampfplatz iſt mit Stauden bewachſen und enthält viele Trümmer, worunter wir einige Inſchriften und Bruchſtücke von Bildſäulen wahrnahmen.

Der bisher beſchriebene Theil des Gebäudes befindet ſich in ſehr gutem Zuſtand. Die meiſten Bänke ſtehen unverrückt und die Stiegen ſogar ſind ziemlich gut erhalten; das Proſcenium hingegen hat ſehr gelitten. Seine Tiefe beträgt dreißig und ſeine Breite zweihundert Fuß. Auf jeder Seite deſſelben war, wie es ſcheint, ein geräumiges Gemach befindlich, welches aber dermaßen zerſtört iſt, daß ſeine Einrichtung und Beſtimmung ſich durchaus nicht errathen laſſen.

Digitized by Google

Der Bauart nach zu urtheilen, kann dies Amphitheater eben nicht sehr alt sein, und ein an der Wölbung eines der äußern Bogengänge befindliches, erhaben ausgeschnittenes Kreuz scheint anzudeuten, daß das Gebäude zu einer Zeit, wo das Christenthum hier herrschte, erneuert ward. Als wir einige unfern vom Amphitheater befindliche Trümmerhaufen untersuchten, fanden wir drei Marmorblöcke in Form von Kreisabschnitten, worauf die Zeichen des Thierkreises in einer Art Kranz, welcher in Fächer abgetheilt war, in erhabener Bildhauerarbeit standen. Die Fische, der Steinbock, der Stier, die Zwillinge, und der Krebs folgten in gewohnter Ordnung aufeinander; dann kam ein Schwan und ein nackter Jüngling. Wir suchten vergeblich nach den mangelnden Theilen des Kreises.

Die letzte Ruine, welche wir untersuchten, war eine ziemlich lange Mauer, die außer der Stadt befindlich ist, und drei große Nischen bildet, deren jede eine Oeffnung in Form einer Brunnenmündung hat. Am Fuß dieser Mauer bemerkten wir verschiedene Bildsäulen, worunter die Kolossalbilder eines Kriegers und eines Weibes waren, nebst verschiedenen Reliefs mit Vorstellungen aus der Götterlehre, dem Raub der Proserpina, Diana und Endymion u. s. w. Wir vermutheten, es dürften öffentliche Bäder hier gestanden haben, und die Trümmer einer in kleiner Entfernung befindlichen Wasserleitung bestärkten uns in dieser Meinung.

Die Halbinsel, worauf Sida liegt, ist gegenwärtig fast ganz verödet und unbewohnt. Das benachbarte flache Land nährt auf schönen Weiden zahlreiche Heerden, deren Hirten so scheu sind, daß wir Mühe hatten, sie nur einzuholen. Alles was wir durch sie inne werden konnten, beschränkte sich auf die Angabe, daß ihr Agha unter dem Pascha von Adalia stehe und daß keine Stadt in der Nähe befindlich sei. Dieser Umstand kann die Erhaltung des obbeschriebenen Amphitheaters erklären. Die übrigen Denkmäler von Sida hat jener Zerstörungsgeist nicht verschont, dessen Folgen wir so häufig zu beklagen Veranlassung fanden. Am Gestade sahen wir viele Marmorblöcke und Säulenstücke, die zum Behuf der Einschiffung hergebracht zu sein schienen, und von denen ein Theil zu Kugeln, wie die Türken sie für ihr grobes Geschütz brauchen, abgerundet waren.

Nachdem wir das Vorgebirg Karabournou, ungefähr zwanzig Stunden von Sida, und ein zweites Vorgebirge, wo Strabo's Ptolemais unserer Vermuthung nach gestanden war, umsegelt hatten, fuhren wir in die Bucht von Alaya ein, und wurden von dem sie beherrschenden Fort durch Kanonenschüsse begrüßt. Kaum hatten wir den Anker geworfen, so traf eine sehr höfliche Botschaft von Seite des Mekemeh oder der Regenz ein, welche in Abwesenheit des Pascha die Provinz verwaltet. Am folgenden Tag wurden gegenseitige Höflichkeitsbesuche erstattet, und Alles verhieß uns eine freundschaftliche Aufnahme. Ein Greis aus Konstantinopel, welcher Mitglied der Regenz war, und ein sehr verständiger Mann zu sein schien, sagte uns, daß sich fünfzehn Stunden von Alaya landeinwärts, die Ruinen einer alten griechischen Stadt, und darunter die Trümmer verschiedener Tempelgebäude befänden; da wir jedoch einen so bedeutenden Abstecher, auf einen vielleicht doch übertriebenen Bericht hin, zu unternehmen Bedenken trugen, so

Digitized by Google

begnügten wir uns, das Anerbieten der Regenz, uns alle Merkwürdigkeiten in Alaya selbst zeigen zu lassen, anzunehmen. Demnach stiegen dann verschiedene unserer Offiziere, in Begleitung eines uns dafür gesandten Wegweisers an's Land, in der Absicht, die Hügel um die Stadt her zu besteigen. Der Douanenaufseher empfing dieselben höflich, und ersuchte sie, in die Wachtstube einzutreten, um sich mit Kaffee bedienen zu lassen. Dies geschah und nachher trat man den Weg an. Wir hörten später, diese Höflichkeit sei nichts anders als eine List gewesen, um den Pöbel glauben zu machen, die Fremdlinge seien beim Eintritt verhaftet und streng durchsucht worden, ehe ihnen bewilligt ward, in die Stadt zu gehen. Kaum hatten sich unsere Offiziere vom Wachthause entfernt, so warf eine Schaar Kinder aus der gemeinen Volksklasse nach ihnen, und da der Tumult sich mehr und mehr verstärkte und der Wegweiser ihretwegen Besorgnisse schöpfte, bat er, sie möchten auf den Gang verzichten, was dann auch geschah, so daß sie, ohne etwas gesehen zu haben, auf unser Schiff zurückkamen. Ich reichte deshalb sogleich bei der Regenz Klage ein, indem ich ihr zugleich die empfangenen Geschenke zurücksandte. Wenige Augenblicke nachher traf der alte Konstantinopolitaner ein, um mir aus Auftrag seiner Kollegen Entschuldigungen zu machen; er meldete, es hätten bereits mehrere der Schuldigen die Bastonade erhalten, und es seien Maßnahmen getroffen worden, uns gegen weitere Beleidigungen zu schützen. Auf diese Versicherung hin begaben die Offiziere sich nochmals an's Land und besahen nun die Stadt ohne Hinderniß. Von Alterthümern fanden sie weiter nichts, als die Trümmer einer Cyclopenmauer und einige zerbrochene Säulen. Eine einzige Inschrift, welche sie über einem der Stadtthore entdeckten, meldete die Eroberung und Einnahme des Platzes durch einen Feldherrn, der Aladin hieß.

Das Vorgebirg von Alaya bildet eine natürliche Festung, die man leicht unüberwindlich machen könnte; die Mauern und Thürme, die darauf stehen, beweisen, wie viele Sorgfalt die frühern Eigenthümer auf seine Befestigung gewandt haben. Von den benachbarten Bergen wird es durch eine breite Ebene getrennt, mit der es durch eine sandigte Landzunge zusammenhängt. Senkrechte Felsen begrenzen dasselbe zu beiden Seiten; der östliche Abhang, woran die Stadt liegt, ist dermaßen steil, daß die Häuser übereinander zu stehen scheinen. Obgleich die Hauptstadt eines Paschalik, ist sie doch ganz unbedeutend; die Wohnhäuser sind armselig und die Moscheen von schlechter Bauart; die Bevölkerung beträgt nicht über fünfzehnhundert bis zweitausend Seelen, und Handel wird gar keiner getrieben.

Die Lage von Alaya trifft genau mit der Beschreibung zusammen, welche Strabo von Coracesium, einer Stadt der Landschaft Cilicien (Cilicia aspera) gibt, die kühn genug war, ihre Thore dem Könige Antiochius von Syrien zu verschließen, als er schon Herr der sämmtlichen übrigen Festungen von Cilicien war, und die später der letzte Zufluchtsort der Piraten gegen den Pompejus gewesen ist. Kein anderer Küstenplatz konnte so gut geeignet sein, dem Zug des Eroberers ein Ziel zu stecken, oder den Angriffen einer Flotte Widerstand zu leisten, als gerade dieser vereinzelt stehende Fels. Auf den neuern Karten wird Alaya entweder Kap

Digitized by Google

Baldo oder Ubaldo genannt; es bedarf kaum der Erinnerung, daß dieſe zwei Namen den Einwohnern völlig unbekannt ſind.

Bei Fortſetzung unſerer Fahrt nach Oſten ſahen wir auf einem ziemlich kleinen Landſtriche acht verödete Städte, die alle auf Hügeln erbaut ſind, und wenig feſte Ringmauern haben. Die Häuſer ſcheinen nicht ſehr alt zu ſein, und manche darunter ſind ſo gut erhalten, daß ſogar auch die bemalten Gipsgeſimſe der Zimmer unverſehrt blieben.

Das Vorgebirg Selinty erhebt ſich an der Oſtſeite einer großen, wohl bebauten Ebene. Auf ſeinem Gipfel ſteht eine Feſtung, von der eine Mauer in vorſpringenden und einwärtsgehenden Winkeln bis zum Fluß hinabreicht, der in der Ebene fließt. Nicht weit vom Fluſſe ſahen wir ein aus gehauenen Steinen aufgeführtes ſehr niedriges Gebäude, das auf ſiebenzig Fuß Länge fünfzig Fuß Breite hat. Es iſt eine Art Altan, zu dem man durch eine breite Auffahrt gelangt, und es ſcheint einem prachtvollen Denkmal zur Grundlage gedient zu haben, wovon nur noch einige gereifte Pfeiler von ſchöner Arbeit erhalten ſind. Ein anderes Gebäude aus ſpäterer Zeit ſteht jenem ganz nahe; wir bemerkten daran eine Grabſchrift zu Ehren Chreſtions, des Sohnes von Rhoeſus, und zwei Reliefs von weißem Marmor, deren das eine einen Leichenzug und das andere eine mit Männern beſetzte und von Delphinen gezogene Barke darſtellt. Das letztere Gebäude ſteht in der Mitte eines viereckigten Platzes, der ungefähr zweihundert vierzig Fuß Durchmeſſer hat, und mit dreißig kleinen Säulen umgeben war, von denen nur noch die Fußgeſtelle erhalten ſind.

Selinty iſt wohl unzweifelhaft das alte Selinonte. Trajan ſtarb innerhalb ſeiner Mauern, und von da an ward die Stadt Trajanopolis genannt. Es iſt wahrſcheinlich, daß dem Kaiſer in der Stadt, wo er ſein Leben endigte, ein Mauſoleum errichtet ward, und daß das obgedachte Gebäude dafür als Grundlage diente.

Eine lange Waſſerleitung, von der noch manches Joch vorhanden iſt, geht aus der Stadt nach einem ziemlich entfernt ſtehenden Hügel, über den Fluß hin. Der Grund, warum ſich die Einwohner ihren Waſſerbedarf auf eine ſo koſtbare Weiſe verſchafften, liegt wohl in der Beſchaffenheit des an ihren Mauern vorbeifließenden Flußwaſſers, das gleich mehrern andern Flüſſen dieſer Küſte mit ſehr vielen Kalktheilen beladen iſt.

Das vierzig Stunden öſtlich von Selinty gelegene Kap Anamour, das Anemurium der Alten, iſt ein hoher, von der einen Seite unzugänglicher und von der andern durch ein Schloß mit Auſſenwerken auf ſeinem Gipfel befeſtigter Felſen. Zwei vom Schloß an's Meeresgeſtad abſteigende Mauern umfaſſen ein geräumiges Stück Land, worauf verſchiedene große Gebäude und zwei Theater ſtehen. Eines von dieſen, das auf ſiebenzig Fuß Breite hundert Fuß Länge hat, ſcheint bedeckt geweſen zu ſein; das andere, von gewöhnlicher Bauart, hat zweihundert Fuß im Durchmeſſer und ſteht zum Theil an einem Bergabhang. Die Säulen, die marmornen Treppenſtufen und überhaupt Alles, was nur einigermaßen Werth beſaß, iſt dieſen Denkmälern entfremdet worden; und weil in der Nähe kein Gebäude vorhanden iſt, wozu jene Materialien

Digitized by Google

benutzt werden konnten, so ist wahrscheinlich, daß sie nach der Insel Zypern übergesetzt wurden, deren Entfernung von diesem Vorgebirge nicht groß ist, und wo Handel und Künste zu einer Zeit blühten, in der Karamanien bereits die Beute unwissender und barbarischer Eroberer geworden war.

Da wir vom Gipfel des Vorgebirgs herab in einiger Entfernung einige mit Trümmern bedeckte Ebene wahrnahmen, so verfügten wir uns dahin, und fanden gleichsam eine ganze Stadt von Gräbern. Die Alten führten überhaupt die Wohnstätten ihrer Todten sehr dauerhaft auf, während sie sich für die Wohnungen der Lebenden einer nur leichten Bauart bedienten. Auch sind die Gräber, von denen hier die Rede ist, obgleich sie vielleicht mehr denn einmal durchsucht und geplündert wurden, noch recht gut erhalten, während von den Wohnhäusern aus der nämlichen Zeit keine Spur weiter übrig ist. Es sind die Grabmäler kleine viereckigte Gebäude, alle gleichgestaltet, wenn schon von verschiedener Größe; ihr Dach ist gewölbt und sie haben einen einzigen Eingang. Der innere Raum ist in zwei Theile getheilt, deren hinterer in schmale Zellen abgetheilt war, worin wahrscheinlich die Leichen beigesetzt wurden; der vordere Raum, welcher als Vorzimmer diente, ist mit Stukaturarbeit von Nischen und Täfelchen geziert, worauf vermuthlich Opfergaben oder Aschenkrüge ihre Stelle erhielten.

Es war dies die dritte Art Grabstätten, welche wir auf der Küste von Karamanien zu sehen Gelegenheit hatten. Diejenigen, so wir in Makry, in Myra und andern Orten mehr sahen, waren in Felsen gehauene Gräber, mit einer steinernen Thür verschlossen, welche meist mit einem Giebel bedeckt, und mit gleichfalls in den Fels gehauenen Säulen verziert war. In Patara, Phaselis u. s. w. waren es mehr und weniger zierlich gearbeitete Sarkophage, die jederzeit aus einem einzigen, kastenförmig ausgehöhlten Steinblock bestanden, der mit einem andern Dach oder giebelartig gehauenen Stein bedeckt war. Diese zwei letztern Gräberarten sind meist mit Inschriften versehen; dagegen jene, die wir nahe beim Kap Anamour antrafen, weder die Namen jener, deren sterbliche Hülle sie enthielten, noch die Klagen derer, welche die Grabstätten errichten ließen, ausdrückten.

Die Festung Anamour liegt am Meeresgestade, etwa sechs Miglien vom gleichnamigten Vorgebirg entfernt; ihres zerfallenen Zustandes unerachtet, ist sie die Residenz eines Aga, welcher gegen die Gewohnheit der Türken uns erlaubte, sie mit Muße in Augenschein zu nehmen. Sie hat viele Aehnlichkeit mit den alten britischen Schlossern. Das Hauptgebäude steht auf einer Anhöhe. Die äussere Mauer ist mit achteckigen, gevierten, dreieckigen, runden und halbrunden Thürmen besetzt. Die Thürme und Mauern sind mit Zinnen versehen und haben Schießscharten, die später als zur Zeit der Erbauung des Forts angebracht worden zu sein schienen. Drei gewölbte Thore führen in's Innere der Festung; über einem derselben befindet sich eine lange arabische Inschrift, welche, der Angabe unsers Dollmetsch zufolge, besagt, daß Aladin, der Sohn des tapfern Mehemmet, dieses Schloß im Namen des edeln Scherif Toomy, des treuen Dieners seines Eigenherrschers, eroberte, und nachdem er davon Besitz genommen hatte, den

Digitized by Google

Waller Muſtapha Esmer zum Befehlshaber deſſelben ernannte. Die Landſchaft, in der dieſe Feſtung liegt, wird von den Einwohnern Anamour genannt; in den Firmans des Großherrn hingegen heißt ſie Memoriyeh; der Bey, welcher gegenwärtig ihr Befehlshaber iſt, genießt viele Achtung bei ſeinen Unterthanen, theils um ſeiner perſönlichen Eigenſchaften willen, und theils wegen des Alters ſeiner Familie, das ihm gewiſſe Vorrechte einräumt.

Weiter oſtwärts erreichten wir das Kap Cavaliere, welches die Landſpitze einer kleinen Halbinſel bildet; ſeine weißen Marmorfelſen ſtehen ſechs- bis ſiebenhundert Fuß ſenkrecht über dem Meer empor. Alle Zugänge der Halbinſel waren vormals durch Mauern geſchützt, und auch die Landenge, wodurch ſie mit dem Feſtlande zuſammenhängt, ſcheint einſt durch einen breiten Graben getrennt geweſen zu ſein.

Oeſtlich vom Kap Cavaliere befindet ſich ein kleines gleichnamiges Eiland, und weiterhin ein zweites, welches die provençaliſche Inſel heißt. Dieſe letztere iſt auf der Südſeite überaus ſteil; auf der Nordſeite läuft ſie in eine geſenkte Fläche aus, die mit Säulen-Bruchſtücken und mit Häuſer- und Tempel-Ruinen überdeckt iſt, worunter wir die Trümmer eines Gebäudes wahrnahmen, das einer Schule für Leibesübungen ähnlich ſah. Eine Zitadelle, die allem Anſehen nach einſt überaus feſt geweſen iſt, ſteht auf dem höchſten Theil des Eilands, das jetzt verlaſſen iſt; die Bewohner der gegenüberſtehenden Küſte geben ihm den Namen Manarat; aber Seefahrer, welche dieſe Meere bereiſen, Türken ſowohl als Griechen, heißen es die provençaliſche Inſel. Da man weiß, daß die Johanniter-Ordensritter während ihrer Reſidenz auf Rhodes verſchiedene Eilande und Veſten an den Küſten Kleinaſiens beſaßen, und daß auch eine Zunge dieſes Ordens die provençaliſche hieß, ſo läßt ſich mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, dieſe beiden Inſeln und vielleicht auch das Vorgebirg Cavaliere ſeien Eigenthum der Ritter von Rhodes geweſen, und haben ihre damalige Benennung beibehalten. Auch die große Anzahl zerſtörter Kapellen, welche man da antrifft, ſcheint dieſe Vermuthung zu bekräftigen.

Die Gemäuer der provençaliſchen Inſel wimmeln von Eidechſen, worunter wir einige Chamäleons antrafen; ihre Felſen ſind mit Enten überdeckt, die ſich durch Größe und Schönheit auszeichnen. Ihr weißes Gefieder hat glänzende orangefarbene und ſchwarze Flecken; ſie fliegen immer paarweiſe, und ſind ſo wild, daß wir keine davon tödten konnten. Man trifft dieſe Enten nur in der Nähe der provençaliſchen Inſel an, und überhaupt bemerkten wir, daß, obgleich die ganze Küſte von Karamanien ungefähr unter dem nämlichen Breitegrad gelegen iſt, dennoch jeder Bezirk ſeine eigenthümliche Vögelarten hat. So ſahen wir zum Beiſpiel, ſobald wir über Adalia hinausgekommen waren, keine Rebhühner mit rothen Füßen mehr, die um Katava ſo häufig vorkommen. In der Gegend von Chelindreh wimmeln die Felsſpalten von Tauben und Krähen, während auf den oſtwärts vom Kap Cavaliere liegenden Vorgebirgen nur Adler niſten.

Von der provençaliſchen Inſel ſteuerten wir in die Bai Aghaliman, welche vormals der Seehafen der Stadt Seleſteh war. Sie iſt durch eine Feſtung beherrſcht, die ein unregel-

Digitized by Google

mäßiges Vieleck bildet, deſſen Winkel mit Thürmen beſetzt ſind. Im innern Raum der Feſtung ſahen wir einige elende Hütten, die großentheils leer ſtanden, weil den Sommer über die meiſten Einwohner auf die benachbarten Berge hinziehen.

Die Ruinen des alten Seleucia, das jetzt Selefkeh heißt, konnten wir auch in der Entfernung von neun Miglien, vom Schiffe her, recht gut unterſcheiden. Weil meine Geſchäfte mir nicht erlaubten, ſelbſt hinzugehen, ſo mußte ich mich begnügen, einige meiner Offiziere hinzuſenden. Sie trafen wirklich die Trümmer einer ſehr anſehnlichen Stadt an, die am Geſtade des Fluſſes Calycadnus, welcher jetzt Ghiuksoovoo heißt, erbaut war. Die Alterthümer, die ſie an dieſer Stelle vorfanden, waren eine ziemlich gut erhaltene Brücke mit vier Jochen; ein zum Theil am Abhange eines Hügels ausgegrabenes Theater; Säulengänge; ein Tempel, welcher in eine chriſtliche Kirche verwandelt geweſen zu ſein ſchien; korinthiſche Säulen von vier Fuß Durchmeſſer; ein großer Kirchhof voll ſteinerner, roh gearbeiteter Särge, in der Nähe eines Marmorbruchs, der wahrſcheinlich das Material für alle Gebäude der Stadt lieferte; in die Felſen gehauene Grüfte; ein ſehr großer Waſſerbehälter; die Ueberreſte einer länglicht-runden Zitadelle, welche mit einem Doppelgraben und feſten Mauern umgeben iſt, und endlich viele griechiſche und zwei armeniſche Inſchriften. Bei ihrer Rückkehr waren unſere Offiziere verwundert, die Fregatte nicht mehr in Aghaliman anzutreffen. Während ihrer Abweſenheit hatten wir den Anker gelichtet, um ein kleines bewaffnetes Fahrzeug zu verfolgen, das, ſo wie es uns anſichtig ward, ſich umwandte und entfernte. Eine türkiſche Barke, der wir begegneten, beſtärkte uns in der Vermuthung, es ſei jenes Fahrzeug eines der Piratenſchiffe des Bezirks Maina auf der Südſeite von Morea, welche den Archipelagus und die Küſten Kleinaſiens beunruhigen, keine Flagge achten und die Seeſtädte dieſer Landſchaften öfters brandſchatzen. Noch unmenſchlicher als die Barbaresken-Korſaren, bringen ſie nicht ſelten ihre Gefangenen ums Leben. Ihre ſchlechten Fahrzeuge, die mit vierzig Mann beladen ſind, von denen nur etwa zwanzig Musketen haben, greifen die größten Kauffahrerſchiffe im Mittelmeer an, und wagen den Kampf mit türkiſchen Fregatten. Unſere Anſtrengungen, die Räuberbarke einzuholen, waren vergeblich; das Wetter ward ſo neblicht, daß wir ſie aus dem Geſicht verloren; wir kehrten alſo auf unſern Ankerplatz zurück, zum großen Vergnügen verſchiedener Abtheilungen unſerer Leute, die auf dem Land zurückgeblieben waren.

Oſtwärts von Aghaliman befindet ſich eine weite ſandige Fläche, durch die Anſchwemmungen des Ghiuksoovoo gebildet, eines Bergſtroms, der vielen Sand und Schlamm mit ſich führt, welchen er an ſeiner Ausmündung abſetzt. Jenſeits dieſer Sandebene trafen wir die Ueberreſte einer beträchtlichen Stadt an. Mitten unter Ruinen von Tempeln, Bogengängen, Waſſerleitungen und Gräbern, ſtießen wir auf einige elende Hütten, deren Bewohner uns ſagten, der Ort heiße gegenwärtig Verſhendo; die Inſchriften aber, welche wir entdecken konnten, gaben uns keinen Aufſchluß über ſeinen vormaligen Namen. Sie ſchienen ungefähr alle den

Digitized by Google

Zeiten des abendländiſchen Kaiſerthums anzugehören, und mehrere derſelben beſtanden nur aus Monogrammen mit Stellen aus der heiligen Schrift.

Nachdem wir ſowohl die Ruinen von Khorgos, dem alten Coryeus, als das Dorf d'Ayaſch, welches an der Stelle erbaut iſt, wo vormals Sebaſte ſtand, beſucht und die Ausmündnng des Lamas oder Latmus zurückgelegt hatten, ſahen wir von weitem das Theater und die hohen Säulen von Soli oder Pompeiopolis, deren Anblick die Vorſtellung zu rechtfertigen ſchien, welche unſere Piloten uns davon gegeben hatten. Der erſte Vorwurf, der ſich, als wir an's Land getreten waren, darbot, war ein Waſſerbecken oder Kunſthafen aus fünfzig Fuß breiten und ſieben Fuß hohen Steindämmen gebildet. Die unbehauenen Steine ſind durch einen feſten Mörtel mit einander verbunden, und mit andern Blöcken eines gelblichten Kalkſteins überdeckt, die durch Eiſenklammern zuſammen befeſtigt wurden; ein großer Theil des Hafens iſt verſandet; wir ließen darin bei fünf Fuß unter der Meeresfläche nachgraben, fanden aber nichts anders als Backſteine, zerbrochene Töpferwaare und Stücke von halbdurchſichtigem Glas.

Ein Säulengang führt vom Hafen nach dem Hauptthor der Stadt, jenſeits der eine gepflaſterte Straße in gleicher Richtung bis zu einer über einen kleinen Fluß erbauten Brücke geht. Die Säulen, deren zweihundert ſind, beſtehen aus einer gemeinen Steinart; einige ſind von korinthiſcher, andere von zuſammengeſetzter Ordnung. Die Blätterzeichnungen auf den Kapitälern der nämlichen Ordnung ſind verſchiedenartig; zwiſchen den Schnörkeln ſtehen Bruſtbilder von Menſchen- und Thiergeſtalten. Von den zweihundert Säulen ſind nur noch vierzig aufrecht, die übrigen liegen umgeſtürzt mitten unter den Trümmern mehrerer großer Gebäude, deren Fnndamente noch ſichtbar ſind. Das Theater iſt ſo zerſtört, daß man ſeine einſtmalige Größe unmöglich mehr beſtimmen kann; der Hügel, an den es ſich lehnte, ſcheint künſtlich angelegt zu ſein; vielleicht lieferte die Ausgrabung des Hafens das dazu erforderliche Erdreich. Die Umgebungen der Stadt enthalten ebenfalls viele Ruinen, und dieſe ganze Landſchaft ſcheint vormals von einer thätigen und zahlreichen Bevölkerung bewohnt geweſen zu ſein. Jetzt iſt Pompeiopolis gänzlich verödet, dagegen trifft man in ſeiner Nähe einige von Türken bewohnte Dörfer an. Zwiſchen dem Geſtade und den Bergen, die auf dieſem Küſtentheil in ziemlicher Entfernung vom Meere liegen, befindet ſich eine weite Ebene, die vielem Hornvieh, Pferden und Kameelen zur Weide dient, und worauf bärtiger Weizen, Baumwolle und Reis gepflanzt werden.

In der Entfernung etlicher Stunden von Pompeiopolis ſteht das Dorf Kaſalu, ein ehemaliger Hafen der Stadt Tarſe, welche jetzt Terſoos heißt und ungefähr zwölf Miglien vom Meer abliegt. Ich ſandte etliche meiner Offiziere, um dieſe vormals ſehr berühmte Stadt zu beſichtigen; die Erlaubniß zum Eintritt konnten ſie vom Befehlshaber nur mit vieler Mühe und nachdem ſie den Firman des Großherrn vorgewieſen hatten, erhalten; da ſie aber auch jetzt noch von rohem Pöbel mit Schimpfreden verfolgt wurden, ſo ward der Beſuch abgekürzt; immerhin konnten ſie abnehmen, daß die Stadt ungefähr eine Miglie lang iſt, und eine

Digitized by Google

Bevölkerung von mehrern tausend Seelen hat. Die Moscheen und Minarets sind von ziemlich guter Bauart, die Wohnhäuser hingegen, mit Ausnahme derjenigen des Befehlshabers, sehen armselig aus. Die Bazaars sind mit aller Gattung Waaren wohl versehen, und die Einwohner scheinen fleißig und thätig zu sein. Auf der Nordwestseite der Stadt befinden sich Ueberbleibsel einer Pforte und eine Art Bollwerk, welches die vom Cydnusfluß durchstrichene Ebene beherrscht. Ein Armenier, mit dem unsere Offiziere in's Gespräch kamen, sagte ihnen, es seien ungefähr alle Alterthümer der Stadt zerstört worden, um ihre Materialien für neue Bauten zu gebrauchen, das Theater ausgenommen, welches übrigens mit Strauchwerk bewachsen war. Er hielt sie von der Besichtigung desselben ab, und rieth ihnen, die Stadt baldmöglichst zu verlassen, um Mißhandlungen auszuweichen, die sie vom Befehlshaber und von den Einwohnern, denen die Fremden, wie er sagte, verhaßt sind, gleichmäßig zu besorgen hätten. Der Angabe eben dieses Armeniers zufolge, findet sich zwanzig Stunden nördlich von Tarse ein schmaler in Felsen ausgehauener Weg, der einzige Paß über eine Kette sonst unzugänglicher Berge. Es ist ohne Zweifel dies der nämliche Pfad, worauf Cyrus, Alexander und der Kaiser Severus nach Cilicien gelangt sind.

Der Cydnus, welcher neben Tarse vorbeifließt, war einst tief genug, um die prunkvollen Galeeren der Königin Kleopatra zu führen; gegenwärtig ist seine Ausmündung durch eine Sandbank verschlossen, welche auch den kleinsten Schaluppen die Einfahrt unmöglich macht. Das überaus kalte Wasser soll, dem Zeugniß mehrerer Geschichtschreiber zufolge, Alexandern beinahe das Leben gekostet, und hinwieder den Tod des Kaisers Friedrich Barbarossa verursacht haben. Wir fanden dasselbe inzwischen nicht kälter als das der übrigen vom Schneeschmelz des Taurusgebirgs unterhaltenen Gewässer, und wir haben ohne Nachtheil darin gebadet.

Ostwärts vom Cydnusfluß eröffnet sich eine unfruchtbare Thalebene, auf welcher Sandhügel und hinwieder mit dem Meere zusammenhängende kleine Salzseen vorkommen. Sie erstreckt sich bis zum Kap Karadasch, einem weißen, ungefähr hundertunddreißig Fuß hohen Kalkfelsen. Etwas weiterhin sieht man zwei kleine Eilande, die nur wenig über der Meeresfläche emporsehen, und dennoch mit gewaltigen Steinblöcken, den Trümmern alter Gebäude überdeckt sind. Diesen kleinen Inseln gegenüber steht am Ufer ein Kan oder Gasthof, der vielbesucht ist, indem zwischen diesem Punkt und der Stadt Iskenderoon oder Scanderoon auf der Küste von Syrien ein lebhafter Verkehr waltet.

Das Vorgebirg, dessen Endspitze das Kap Karadasch bildet, enthält zahlreiche Ruinen aus verschiedenen Zeitaltern. Wir sahen unter anderm einen christlichen Tempel, Bäder und ein auf Bogengängen ruhendes geviertes Gebäude, unter dessen Verzierungen sich ein schön gearbeiteter Schild mit dem spanischen Wappen befand. Wir vermutheten, es sei dasselbe einst die Behausung, entweder der Kreuzfahrer dieser Nation, oder des Johanniterordens, welcher viele Spanier unter seinen Rittern hatte, gewesen. Die Lage zwischen dem Meer und einer ausdehnten Wüste bot einen wichtigen militärischen Standpunkt dar, der ihnen um so erwünschter sein

Digitized by Google

mußte, als er in der Nähe von Syrien und Palästina lag. Allein verschiedene Ruinen, deren Bauart aus früherer Zeit als die Kreuzzüge stammt, thun hinlänglich dar, daß in hohem Alterthum bereits eine wichtige Niederlassung hier gewesen ist, und sehr wahrscheinlich waren die von mehrern alten Erdbeschreibern erwähnten Städte Mallos und Megassus, auf dem Vorgebirg von Karadasch erbaut.

Weiter entfernt von diesem Vorgebirg, im Grund des Busens von Issus, befindet sich die Ausmündung des Jyhoon, der vielen Sand und Schlamm führt und beträchtliche Anschwemmungen gebildet hat. Nahe dabei steht das kleine Dorf Ayas Kalassy, das im Innern einer zur Hälfte zerstörten vom Mittelalter herstammenden Zitadelle erbaut ist. Die Ueberbleibsel eines Steindamms scheinen anzudeuten, daß vormals ein künstlicher Hafen hier befindlich war; vermuthlich derjenige der Stadt Aegea. In kleiner Entfernung westwärts steht ein runder Thurm mit einer armenischen Inschrift; unter den Materialien, aus denen er aufgeführt ist, befinden sich Blöcke einer schwarzen Lava, die den Mühlsteinen ähnlich sind, welche die Sizilianer vom Aetna holen.

Wir befanden uns nunmehr auf der Grenze von Syrien und rüsteten uns zum Besuch einer Landschaft, die größere Theilnahme, als was wir bisher gesehen hatten, weckte; wir hofften hinwieder zum Behuf der geschichtlichen Erdkunde einige Entdeckungen zu machen, wenn wir das Schlachtfeld von Issus, den Lauf der Flüsse Pinarus und Myriandrus und den berühmten Engpaß der Pylae Amanicae untersuchen würden; ein ganz unvorgesehenes Ereigniß zerstörte diese Hoffnungen und Aussichten.

Wir hatten ostwärts von Ayas in einer kleinen Bucht gelandet, um einige astronomische Beobachtungen anzustellen; als wir eben unsere Instrumente wieder einzuschiffen beschäftigt waren, sahen wir einen Trupp Türken auf uns zukommen. Obgleich sie bewaffnet waren, glaubten wir dennoch um so mehr, sie kämen aus bloßer Neugierde, weil sie sich in den verflossenen Tagen so freundschaftlich gegen uns gezeigt hatten, daß wir keinerlei Mißtrauen fassen konnten. Als sie näher gekommen waren, bemerkten wir einen alten Derwisch, der eine Rede an sie hielt. Sein heftiges Geberdenspiel sowohl, als die öftere Wiederholung des Wortes Ungläubige und anderer Schimpfnamen mehr, machten uns über ihre Absichten stutzig. Weil unser Dollmetsch gerade abwesend war, so erschöpfte ich meinen kleinen Vorrath türkischer Worte und Freundschaftsbezeugungen, um jene zu besänftigen; allein meine Bestrebungen schienen sie nur mehr zu reizen; um einen Kampf zu vermeiden, blieb nichts anders übrig, als uns zu entfernen, was wir dann auch ungesäumt thaten. Die Streitlustigen verfolgten uns unter stets heftigerm Geschrei; durch den fanatischen Derwisch angefeuert, legten sie ihre Musketen auf uns an, und schienen uns den Rückzug nach dem Eingange der Bucht abschneiden zu wollen. Wir hatten eine einzige Jagdflinte bei uns, die ich in der Hoffnung, die Feinde zu schrecken, über ihre Köpfe hinweg losfeuerte. Der Derwisch lief hierauf, so schnell er vermochte, rückwärts, und seine Begleiter warfen sich auf die Erde nieder. Diesen Augenblick benutzten

Digitized by Google

wir unserseits, um aus der Bucht abzufahren, und schon glaubten wir uns in Sicherheit, als einer der Türken, muthiger als die übrigen, hinter einem Felsen, der ihn barg, seine Flinte gegen uns abschoß; der Schuß erreichte mich und zerbrach mir eine Rippe. Hätten seine Gefährten dem Beispiele gefolgt, so ist kein Zweifel, daß wir alle ums Leben gekommen wären; zum Glück waren aber die übrigen durch meinen Schuß noch so erschreckt, daß ehe sie wieder aufstanden, wir uns auch ausser Schußweite befanden. Unser kleine Renner mit achtzehn gut bewaffneten Matrosen, befand sich glücklicherweise nahe genug, um unsere Nothzeichen zu bemerken; er eilte herbei und ich sandte ihn sogleich denjenigen unserer Offiziere zu Hülfe, die sich gerade für einen Gang auf der Küste befanden. Wie schnell er auch meine Aufträge erfüllte, so konnte er doch dem Hochbootsmann des Fahrzeugs, das jene erwartete, nicht retten; dieser erlag dem mörderischen Angriff; wogegen die Rettung der Uebrigen der Entschlossenheit und Festigkeit des Lieutenants vom Rennerschiffe zu danken ist. Am folgenden Tage legte sich unsere Fregatte, die bis dahin wegen völliger Windstille in einiger Entfernung von der Küste geblieben war, dem Dorfe Ayas gegenüber vor Anker. Dies verursachte allgemeinen Schrecken. Die meisten Einwohner, in der Ueberzeugung, daß wir des erlittenen unerwarteten Angriffs wegen Rache nehmen würden, verließen ihre Wohnungen; einige kamen zu uns an Bord, um zu bezeugen, daß sie an den gestrigen Feindseligkeiten völlig unschuldig wären; daß die Türken, welche uns angriffen, wilde Bergleute seien, die ihnen selbst oft vielen Schaden zufügten, und daß sie ihr Möglichstes thun würden, um die Hauptschuldigen in Gewahrsam zu bringen und sie dem Agha auszuliefern. Durch diese Erklärungen beruhigt, beschränkte ich mich nunmehr, dem Agha von Iskenderoon meine Beschwerden einzureichen, welcher alsbald einen Eilboten an den Pascha von Adana abordnete, in dessen Bezirk Ayas gelegen ist, und mir in seinem Namen strenge Bestrafung der Schuldigen verhieß.

Hiermit schließt sich der Reiseberich des Hrn. Beaufort; seine durch Einwirkung des levantischen Klima gefährlich gewordene Verwundung nöthigte ihn, sich nach Malta zu begeben, von wo er nach Hause berufen ward, und gegen Ende des Jahres 1812 wieder in England eintraf.

u.

Intelligenzblätter
zu den
Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Erstes September-Heft 1818.

Neuigkeiten
der
Karl Gerold'schen Buchhandlung
in Wien

welche in der Leipziger Jubilatemesse 1818 an alle solide Buchhandlungen Deutschlands versendet wurden, und um die beigesetzten Preise zu haben sind.

Abhandlung vom Wucher. Ein sehr nützliches Werk für Geschäfts- und Handelsleute. Aus dem Französischen des Hrn. Nicole vom Jahre 1720, oder wie andere behaupten, des Hrn. Bulteau gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts. gr. 8. 16 gr.

Jeder Leser dieser Abhandlung wird bekennen müssen, daß sie wirklich Alles an sich habe, was unter gewissenhaften Menschen Vertrauen dafür erwecken kann. Sie verbindet mit einem unmittelbar göttlichen, folglich schon deswegen außer Frage stehenden Gesetz nicht nur alle möglichen philosophischen, politischen, historischen und polemischen Beweise, sondern auch alle darüber verschiedentlich bekannten Auteritäten für die schwächere Menschheit, und versperrt sonach den dawider Handelnden jede Zuflucht.

Bernt, Dr. J. Pf. der Staatsarzneikunde, Beiträge zur gerichtlichen Arzneikunde, für Aerzte, Wundärzte und Rechtsgelehrte. gr. 8. Erster Band. 1 rthl.

Die Gelegenheit, jährlich mehr als hundert gerichtliche Untersuchungen in einem zur Leichenbeschau eigends eingerichteten Hörsaale im hiesigen allgemeinen Krankenhause vor den Augen der Zuhörer vornehmen zu können, die dem Richter den zuverlässigsten Thatbefund, der Wissenschaft oft überraschend merkwürdige Ausbeute liefern, veranlaßte den Hrn. Verfasser zur Herausgabe dieser Zeitschrift, die gewiß für jeden gerichtlichen Arzt und Rechtsgelehrten von mannigfachem Nutzen sein wird. Jährlich erscheint ein Band von beiläufig 15 Bogen.

Chimani, Leop., Fürchtegotts Lehren der Weisheit und Tugend, in kurzen und faßlichen Erzählungen für die zarte Jugend. Mit kolorirten Kupf. 8. 1 rthl. 8 gr.

—— Tugendspiegel und Warnungstafel. Eine Sammlung lehrreicher und unterhaltender Geschichten. Zum Geschenke für fleißige und gutgesittete Kinder. Mit kolorirten Kupfern. 8. 1 rthl.

—— Vater Traugott im Kreise seiner guten Kinder. Ein religiöses und moralisches Lesebuch für Veredlung jugendlicher Herzen und Verfeinerung des sittlichen Gefühls. 2 Bde. gr. 8. broschirt 2 rthl.

Diese drei Unterhaltungsschriften für die Jugend empfehlen sich durch die schon längst vortheilhaft bekannte einfache und gemüthliche Schreibart des Hrn. Verfassers, vermittelst der seine Erzählungen nie den Zweck, auf den Geist und das Herz derselben mit gehörigem Nachdruck einzuwirken, verfehlen.

Glatz, F., Nachrichten über die Feier des dritten Jubelfestes der Reformation in den sämtlichen k. k. österreich. Staaten im Jahre 1817. Nebst einigen allgemeinen Bemerkungen über den gegenwärtigen kirchlichen Zustand der Protestanten in den gedachten Staaten gr. 8. 1 rthl.

Man hat dieser Denkschrift mit Verlangen entgegen gesehen; denn das seltene und merkwürdige Fest, das inderselben beschrieben wird, ist in der ganzen öster-

Digitized by Google

reichischen Monarchie auf eine so würdevolle Weise, und mit so viel Liebe und Duldsamkeit in Hinsicht auf andere Glaubensgenossen gefeiert worden, daß diese Denkschrift auch in dieser Hinsicht allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme verdient. Sie kann mit Recht als eine Ehrenschrift für die Bekenner der evangelischen Kirche von diesen für die spätere Nachwelt aufbewahrt werden.

Gölis, Dr. L. A., praktische Abhandlungen über die vorzüglichsten Krankheiten des kindlichen Alters. Zweiter Band. Vom innern chronischen Wasserkopfe und von den verschiedenen Arten des äussern Wasserkopfes. 8. 1 rthl. 8 gr. Der erste Band von der hitzigen Gehirnhöhlenwassersucht kostet 1 rthl. 16 gr.

Einfach und der Natur getreu, ohne Vorliebe für irgend ein System, zählt der Hr. Verfasser in diesem praktischen Werke blos Thatsachen auf, und wünscht diese, als Resultate seiner zwanzigjährigen Erfahrung, besonders seinen jüngern Amtsbrüdern gewissenhaft mitzutheilen, und so der Kunst und leidenden Menschheit nützlich zu werden.

Gebete mit Betrachtungen für katholische Christen. Von einem ihrer Seelsorger. Zweite verbesserte Auflage. gr. 12. Velin. Mit 43 Vignetten 2 rthl.

Reichthum der Gedanken, frommer christlicher Sinn und Kraft im Ausdruck, reihen dieses Gebetbuch den vorzüglichsten Erbauungsbüchern an. Ausserdem empfiehlt es sich auch durch Schönheit des Papiers und Druckes, und durch 43 fein gestochene allegorische Vignetten, die oberhalb der Aufschrift der Gebete angebracht sind.

Gendre, J. von, französische Rechtschreibungslehre, oder die Kunst alle französischen Wörter mit ihren gehörigen Zeichen und Buchstaben zu schreiben, nach einer ganz faßlichen und sehr kurzen Methode entworfen. gr. 8. 1 rthl.

Die in manchen Fällen grundfalsche Nomenklatur in der französischen Sprache, der Mangel eines Werkes, welcher die französische Rechtschreibung, im engern Sinne genommen, besonders abhandelte, und der Umstand, daß in den bis jetzt erschienenen Sprachlehren keine einzige Regel über eine Menge von Sylben sich vorfindet, bestimmten den Hrn. Verfasser, eine systematische Sammlung alles dessen zu machen, was auf orthographische Richtigkeit französischer Wörter, was immer für einen Bezug hat.

Hermann, Ant, Abhandlung über die wahre Natur des Positiven und Negativen, nebst einer leicht faßlichen Berichtigung der Begriffe von den sogenannten unmöglichen Größen und ihrem Einflusse auf die Theorie der Gleichungen. Eine nothwendige Beilage zu allen mathematischen Lehrbüchern. gr. 8. 8 gr.

Man hat allgemein bei wissenschaftlichen Bildungsanstalten die Elementar-Kenntnisse der Mathematik als eine unentbehrliche Grundlage anerkannt, weil sie vorzüglich dazu geeignet sind, die Denkkraft des Jünglings zu wecken, und zu ordnen. Kann aber dieser Zweck erreicht werden, wenn schon die ersten Begriffe der Algebra als todter Mechanismus dem Schüler erscheinen, wenn er bei den ersten erhaltenen Regeln seine Wißbegierde auf den bloßen Glauben beschränkt fühlt, ohne in die Natur jener Veränderungen einzudringen, welche bei den Rechnungsarten die erlernte Regel von den willkührlichen Zeichen der Bedeutung verlangt? Allein dieser Glaube muß bei seinem weitern Fortschreiten in der Wissenschaft nothwendig wankend werden, wenn er Regeln für unmögliche Größen findet, von Erklärungen begleitet, die ihm nur zu deutlich verrathen, wie wenig der Lehrer selbst davon überzeugt sei; wenn sich die deutlichsten Vorstellungen seiner Vernunft mit diesen unbegreiflichsten Regeln in direktem Widerspruch befinden. Es muß daher allen Freunden der Mathematik sehr erfreulich sein, in dieser Behandlung die vielfachen Widersprüche gehoben, und zugleich eine Bahn in ihr zu sehen, die allen dieser ausgezeichneten Wissenschaft unwürdigen Glauben ausschließt, und die Lehrsätze der mathematischen Wahrheiten in ihrer Entstehung erweiset.

Hestermann, J. L., eine Aktie der österreichischen National-Bank. Betrachtungen über die Vortheile, welche die Theilnehmer an diesem Institute von ihrer Einlage erwarten dürfen. gr. 8. broschirt 12 gr.

Der Verfasser entwickelt mit Klarheit und Gründlichkeit die Vortheile, welche die Theilnehmer an der österreichischen Nationalbank von ihrer Kapital-Einlage zu erwarten berechtigt sind, und hellt den Zweck und die Operationen dieser Anstalt auf. Er erweiset, daß die österreichische Nationalbank mehr, als jedes andere Institut geeignet sei, ihren Theilnehmern den Genuß beträchtlich hoher jährlicher Zinsen für ihr Einlags-Kapital unter dem Namen einer Dividende zu verschaffen, und wie auch abgesehen von dieser immer größer werdenden Dividende sich der Kapitalwerth einer Aktie mit jedem Jahr erhöhe.

Digitized by Google

Hurtel, J. M. (Prof. an der Realakademie,) Grundlehre der deutschen Sprache. 1818. gr. 8. 1 rthl.

Gegenwärtige Sprachlehre ist zunächst für Jünglinge bestimmt, welche den ersten schulgemäßen Unterricht in der deutschen Muttersprache bereits vollendet haben, und sich derjenigen Ausbildung widmen, welche der höhere, doch nicht eigentlich gelehrte Geschäftsstand fordert. Diese müssen etwas tiefer in das Innere der deutschen Sprache hineingeführt, und insbesondere zum Nachdenken, dem unausweichlichen Erfordernisse der schriftlichen Aufsätze, angeleitet werden. Daher hat der Hr. Verfasser die Hauptbegriffe der Sprache mehr aus ihren logischen Gründen entwickelt, und hat sich da, wo der Sprachgebrauch schwanket, für Deutlichkeit und Uebereinstimmung aufs faßlichste erklärt.

Jahrbücher der Literatur. 4 Bände. gr. 8. Velindruckpapier 8 rthl.

Alles, was eine literarische Zeitschrift dieser Art sich mit Grund zur Pflicht rechnet, bildet auch den Gegenstand dieser Jahrbücher; sie werden immerfort den vollen Umkreis der Wissenschaft in Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften der Zeitgenossen zu umfassen suchen; parteilose Würdigung ist ihr erstes Gesetz, und Gründlichkeit ihr vorzüglichstes Bestreben; zugleich werden diese Jahrbücher den Erzeugnissen der Wissenschaften in den österreichischen Staaten besondere Aufmerksamkeit widmen, wozu sie die in manchen Zweigen der Wissenschaft jetzt sehr rege Thätigkeit vaterländischer Gelehrten, und der reiche Zuwachs der italiänischen Literatur auffordern.

Jung, Dr. Joh. von, Darstellung des ungarischen Privatrechtes, nach dem in seiner Art als klassisch anerkannten Werke: Institutiones juris privati hungarici, des Hrn. Emmerich von Kelemen ꝛc. 4 Bände gr. 8. 9 rthl.

Diese erste Erscheinung des ungarischen Privatrechtes in deutscher Sprache ist jedem, der mit Ungarn Geschäfte treibet, und der lateinischen Sprache unkundig ist, ein äusserst nützliches, ja unentbehrliches Regulativ.

Kanne, F. A., Padmana, Trauerspiel in fünf Aufzügen. gr. 12. 16 gr.

Der rühmlichst bekannte Orientalist und k. k. Hofrath, Herr Joseph v. Hammer, sagt in seiner Vorrede zu diesem Trauerspiele unter andern: „Wer Indiens Bewohner, die Sacontala und den Wolkenboten kennt, wird es fast eine unüberwindlich schwere Aufgabe finden, das stille Pflanzenleben ihrer Bühne mit dem schlagfertigen Thatengeist der unsrigen zu vereinen, und den Blumenseelen ihrer handelnden Personen die Glut tragischer Helden einzuhauchen. Diese Aufgabe haben Sie meines Erachtens glücklich gelöst; indem Sie tragischen Stoff aus indischem Himmelsstriche bergeholt, für die deutsche Bühne mit dramatischen Interesse genialisch belebt haben."

„Ihre Padmana steht in dem vielfarbigen Blumenflore dramatischer Literatur, wie eine jener seltnen Blumen, die wohlduftende aber brennbare Luft aushauchen, so, daß vom Funken berührt, der Wohlgeruch als Flammengarbe auflodert, und den Schmelz der Farben im Feuer vergoldet." u. s. w.

Liechtenstern, J. M. Freih. von, Handbuch der neuesten Geographie des österreichischen Kaiserstaates. 3 Bde. gr. 8. gegen 150 Bogen stark. 9 rthl.

Im Besitz der schätzbarsten und zuverlässigsten Materialien liefert dieser rühmlichst bekannte Geograph und Statistiker, im originellen Geiste Alles, was sich auf die Ausdehnung, die Terrain-Verhältnisse nach ihren Hauptbeziehungen auf Klima, Gewässer und Boden, auf die Einwohner mit der ganzen Sphäre ihrer Werkthätigkeit, dann auf den Staat und den Verwaltungs-Organismus der österreichischen Monarchie bezieht, durchaus verbunden mit der Geschichte oder der Entwickelung der Thatsachen, aus welchen die Verhältnisse der Gegenwart ihr Dasein erhalten.

Namiesky, (A. F. Dechant,) Christus und Moses, für und gegen die Juden. 8. 12 gr.

Der Glaube ist es, der uns zu Gott führet, aber nur jener allein führet uns dahin, der auf das geoffenbarte Wort Gottes gegründet ist. Der Glaube bestimmt eigentlich das auserwählte Volk Gottes, und dieses bis zur Evidenz zu beweisen, ist die Tendenz dieser Abhandlung.

Neumann, J. Ph. (Prof. am k. k. polytechnischen Institut,) Lehrbuch der Physik. 1r Band. Mit 12 Kupfertafeln. gr. 8. 3 rthl. 12 gr.

Dieses Werk, welches mit dem zweiten Bande geschlossen wird, enthält eine vollständige Darstellung der genannten Wissenschaft in ihrem neuesten Zustande. Es hält das Mittel zwischen einem Compendium und einem weitläuftigen Werke, dient als Leitfaden für die öffentlichen Vorträge über die Physik an dem k. k. polytechnischen Institute, und ist durch seine Ausführlichkeit zugleich zum Selbstunterrichte, wie auch zur Vervollständigung früher erworbener Kenntnisse geeignet. Ueberall wird auf die mannigfaltige Anwendbarkeit der vorgetragenen Lehren besonders Rücksicht genommen. Im Anhange sind zwölf eben so bequeme als nützliche Tabellen.

Digitized by Google

Rucé, Joh. von, k. k. Hauptmann, nützliche und interessante Militär-Skizzen für Soldaten und ihre Freunde im österreichischen Kaiserstaate. Erster Band, broschirt. 20 gr. wird fortgesetzt.

Der Beifall, welcher dieser Schrift in den österreich. Staaten gezollt wird, läßt vermuthen, daß die Söhne des Mars und ihre Freunde auch im Auslande Interesse für sie fassen, und sie mit ähnlichem Wohlgefallen unter die Werke ihrer Lieblings-Lektüre rechnen werden.

Prechtl, J. J. (Direktor des k. k. polytechnischen Instituts,) Anleitung zur zweckmäßigsten Einrichtung der Apparate zur Beleuchtung mit Steinkohlengas. Nach eigenen Erfahrungen. Mit zwei Steinabdrücken. gr. 8. 1 rthl.

Benannte Anleitung ist zunächst auf den praktischen Unterricht zur zweckmäßigen Anlegung des Gasbeleuchtungs-Apparates berechnet, und ist daher so faßlich und deutlich als möglich dargestellt. Im Eingange wird von der Theorie des Gaslichts das Nöthigste vorausgeschickt, dann folgen die nothigen Angaben über die Einrichtung der benannten Apparate, die auf vielen eigenthümlichen Erfahrungen des Hrn. Verfassers beruhen. Hierher gehören z. B. die Bestimmungen der besten Form der Retorten; die verbesserte Art, dieselben zu laden; die wichtige Bestimmung der nöthigsten Verhältnisse bei der Reinigung des Gas; die verbesserte Einrichtung der Kalkmaschine selbst; die sehr bequeme Anwendung der zweischenkelichen Röhren bei den Theerbehältern und dem Apparat zur Verkohlung des Theers, die Bestimmung der nothigen Dimensionen der Rohren, die Verbindung des Dampfheitzungs-Apparates mit dem Gasbeleuchtungsofen u. m. a.

— — Grundlehren der Chemie, in technischer Beziehung für Kameralisten, Oekonomen, Techniker und Fabrikanten. Zweiter Band. Neue vermehrte Ausgabe. 3 rthl. 12 gr. (Der erste Band kostet 3 rthl.)

Mit Deutlichkeit und ungezwungener Popularität hat der Hr. Verfasser in diesem seinem Handbuche der Chemie das Allgemeine dieser Wissenschaft in ihrer Anwendung auf die technischen Gegenstände nach ihrem neuesten Zustande dargestellt. Es ist nicht blos für den Zuhörer als Handbuch zum Nachlesen; sondern auch für solche entworfen, welchen, ausserhalb der Gränze des Unterrichts, die Kenntniß der Chemie nöthig oder angenehm ist, wie z. B für den Kameralisten, den Oekonomen, den Techniker und Fabrikanten; um zum Theil auch ohne mündlichen Unterricht sich die nöthige Kenntniß der chemischen Lehren zu erwerben, seine frühern Kenntnisse weiter auszubilden, oder sich in einzelnen Fällen Raths zu erholen.

Rittler, Dr. Franz, die zehn Gebote in den Unterhaltungen eines Großvaters mit seinen Enkeln durch sittliche Erzählungen erklärt. Ein Festgeschenk für gute Söhne und Töchter aller Glaubensbekenntnisse. 10 Hefte mit 10 feinen Kupferstichen von Blaschke. Velinpap. 5 rthl.

Nicht nur wohlerzogenen Knaben und Mädchen von zwölf bis sechszehn Jahren wird dieses mit aller typographischen Schönheit ausgestattete Werk, ein eben so willkommenes als nützliches Geschenk sein, sondern auch Aeltern und Erzieher, welche die reinen Grundsätze der Moral in die Herzen der ihnen anvertrauten Jugend zu pflanzen wünschen, werden sich desselben mit Vergnügen als Leitfaden bei ihren belehrenden Unterhaltungen bedienen.

Robbi, Dr. H. J., merkwürdige Beobachtungen über den innern und äussern Gebrauch des Phosphors, sowohl bei chronischen als auch einigen akuten Krankheiten. 8. 8 gr.

Mancher berühmte Arzt der Vorzeit wußte schon den Phosphor als ein vorzügliches Heilmittel in bestimmten Fällen zu schätzen; noch vertrauter aber mit seinen Wirkungen sind die Aerzte unserer Zeit geworden. Nur mit Staunen liest man in medizinischen Zeitschriften die mannigfachen Erfahrungen über dieses kräftige Heilmittel, das in gewisser Hinsicht die höchste Stufe der bis jetzt bekannten Reizmittel einnimmt, und als solches oft noch allein den letzten Lebensfunken zur Flamme wieder anzufachen im Stande ist. Nichts anders als höchst erfreulich können daher Hrn. Robbi's am Krankenbette gesammelte Beobachtungen über die Wirkungen des Phosphors jedem praktischen Arzte sein, und es wäre zu wünschen, daß er seine interessanten Versuche auch in der Folge zur allgemeinern Kenntniß bringen mochte.

Rogge, Chr. W. v., Vortheile für Haus- und Landwirthschaften, Fabriken und Gewerbe. Gesammelt auf Reisen in Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien. Zwei Bände mit Kupf. gr. 12. 3 rthl. 8 gr.

Aus dem Titel dieser Schrift ersieht das ökonomische Publikum ihren Zweck und ihr Entstehen, und der Name des Verfassers bürgt für ihren Werth; der aber um so größer wird, da Alles, was sie vorlegt, aus der Erfahrung genommen, aufs genaueste dargestellt, und jeder Aufsatz, der einer Verdeutlichung durch Kupfer bedurfte, damit versehen ist.

(Die Fortsetzung im nächsten Intelligenzblatte.)

Digitized by Google

Geognoſtiſche Bildung der Erdoberfläche in den vereinigten nordamerikaniſchen Freiſtaaten.

Der gelehrte, auch in Europa hochgeachtete Wilhelm Maclure machte ſchon vor mehrern Jahren ſeine Beobachtungen über die Geologie der vereinigten Staaten Nordamerika's bekannt. Voriges Jahr und auch in frühern Jahren berichtigte und vermehrte auf geologiſchen Streifzügen, wie er's nennt, Maclure die Kenntniß ſeines Vaterlandes. Damit wuchs ſeine erſte, mit Beifall aufgenommene Abhandlung, die er nun mit zwei neuen Abſchnitten vergrößerte, welche als ein Verſuch angeſehen werden können, die Geognoſie auf amerikaniſche Landwirthſchaft anzuwenden.

Ein junger talentvoller Schweizer, der Maclure's Begleiter auf deſſen wiſſenſchaftlichen Reiſen war, und als ſein Schüler anzuſehen iſt, überſetzte Maclure's Anſichten zu Philadelphia in's Deutſche. Bis jetzt ſind weder Urſchrift noch Ueberſetzung gedruckt, noch weniger in Europa bekannt. Daher wird nicht nur eigentlichen Geognoſten, ſondern jedem Freunde der Staaten- und Länderkunde, nachfolgender Abſchnitt lehrreich und willkommen ſein, in welchem der wahrſcheinliche Einfluß entwickelt iſt, den die Verwitterung und Auflöſung der Gebirgsarten auf Natur und Fruchtbarkeit des Bodens in den vereinigten Staaten haben mag, und ſo mittelbar auf Wohlſtand, Verfaſſung, Glück und Unabhängigkeit der Amerikaner.

Es mag nicht überflüſſig ſein, hier vorläufig zu bemerken, daß dieſe Beobachtungen ſich blos auf den erdigen Theil des Bodens beziehen, und keineswegs auf Boden angewendet werden können, wo die Verrichtungen der Natur die Oberfläche mit aufgelöſten Thier- und Pflanzenweſen decken, noch auf die Betriebſamkeit des Menſchen, den Boden miſchend mit häufigem Pflanzenſtoffe. Dergleichen Grund hört nie auf, fruchtbar zu ſein, ſo lange nämlich der darin liegende Pflanzenſtoff dauert. Die durch die Auflöſung der Felſen entſtandene Erde, oder die Felſen ſelber in ihrem urſprünglichen Zuſtande, ſind zur Erzeugung dieſes Stoffes blos zufällig, und zwar im Verhältniß ihrer Fähigkeit, eine größere oder geringere Quantität Pflanzen hervorzubringen, und den ſich wirklich in denſelben vorfindenden Pflanzenſtoff eine kürzere oder längere Zeit aufzubewahren.

Auf den durch eine Klaſſe von Gebirgsarten bedeckten weiten Oberflächen müſſen von den allgemeinen Regeln beträchtliche Ausnahmen zugelaſſen werden. Dergleichen ſind die Ueberbleibſel oder zerſtreuten Gruppen einer verſchiedenen Klaſſe, die allgemeine Schichtung überliegend, und welche auf den Boden einen der Felsart, zu welcher ſie gehören, eigenthümlichen Einfluß haben. Ein Beiſpiel hiervon bietet ſich im ſogenannten rothen Lande, welches

Digitized by Google

Virginien in der Richtung der grünen Gebirge durchschneidet, und eine beträchtliche Strecke in Nordkarolina hinüberlauft, im Großen dar. Obgleich gedachte Gegenden an manchem Orte auf Urbildung ruhen, so sind sie dennoch allgemein vom Urboden verschieden. Dieselben enthalten wenig oder gar keinen Sand, zerfallen in untastbaren Staub, und schließen, wie ich vermuthe, eine geringe Quantität Kalkes ein. Wenn daselbst eine ausgedehnte, mit Pyriten innig vermengte Hornblendenmasse vorhanden wäre, so könnte die Auflösung derselben vielleicht einen ähnlichen Boden erzeugen; allein dergleichen Umstände tragen sich selten zu.

Es ist daher wahrscheinlicher, daß dies ausgedehnte Lager der Nachlaß einer Uebergangsbildung sei, von welcher noch jetzt ein Theil nahe und unter demselben vom Delaware- zum Pädkins-Flusse lauft. Obgleich gegenwärtig gedachte Bildung keineswegs so breit und ausgedehnt ist, als der rothe Grund, so mag sie dennoch vormals groß genug gewesen sein, eine Aufschwemmung von dieser Ausdehnung zu erzeugen. Da dieser rothe Grund und das enge Uebergangsbett in gleicher Richtung und stets in Begleitung miteinander fortlaufen — ungeachtet der rothe Grund gegenwärtig eine weit größere Oberfläche deckt — so wird dadurch die Richtigkeit der Voraussetzung wahrscheinlich, daß letzterer aus der Auflösung eines Uebergangskalksteines und Grauwacke besteht, welche früher eine weit größere Oberfläche deckten, als nun der Fall ist; oder was in der Fortsetzung des rothen Sandsteines geschieht, welcher am Konnektikutflusse beginnend, mit einigen Unterbrechungen bis zum Rappahanock lauft. Obgemeldetes Bett von rothem Grunde, könnte auch eine Aufschwemmung sein, welche einst durch Wasser, die nun lange aufgehört zu wirken haben, von fernen Gegenden hergeführt worden. Da die Uebergangsschichtung diesen Grund durch seine ganze Länge aus begleitet, so scheint die Vermuthung gegründet, daß derselbe durch die Auflösung eines Uebergangsbettes entstanden, welches einst an Ausdehnung den gegenwärtig hier vorkommenden Uebergang übertraf. Auf ähnliche Weise werden durch viele einzelne Betten von verschiedenen Felsklassen kleine über die allgemeine Bildung aus zerstreute Felder erzeugt, die einen Boden bilden, welcher dem oberflächlichen Beobachter von den allgemeinen Grundsätzen als große Ausnahme erscheint, dennoch bei näherer und richtigerer Prüfung, blos die allgemeine Regel unterstützend und bestätigend.

Ein Blick zeigt, daß die vier Staaten Neu-Englands beinahe ganz aus Urgeländ bestehen, mit der Ausnahme zweier Stellen, von denen eine an der Grenzlinie zwischen Vermont und Massachusets, am Konnektikutflusse, südlich von Middletown, sich befindet, und von da aus nach Newhaven sich ausdehnt, eine Breite von zwanzig bis fünfundzwanzig Meilen betragend, und aus rothem Sandsteine besteht.

Die zweite Ausnahme kommt im größten Theile Rhode-Islands vor, von wo aus sich dieselbe nach Boston erstreckt, wo die Urklasse ohngefähr in einer Breite von fünfzehn Meilen durch die Uebergangsklasse bedeckt wird; der gleiche Fall findet statt auf der östlichen und nordöstlichen Seite Bostons, wo das Urgeland durch einige kleine Uebergangsfelder und Lager von runden Uebergangskieseln bedeckt wird. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß in dieser Richtung

Digitized by Google

die Uebergangsklasse sich einst um ein beträchtliches weiter nach Nordosten zu erstreckte. Auf ihrer westlichen Seite werden die Staaten Neu-Englands, den Bezirk Main mit einbegriffen, von einer Reihe hoher und rauher Berge begrenzt. Die daselbst vorkommenden Thäler sind enge und von steilen felsichten Ufern begleitet. Da viele dieser Thäler aus den Niederlagen der Abführungen von einer großen Gebirgsoberfläche bestehen, so haben selbige einen fruchtbaren Boden, allein die Abhänge der Hügel und Berge sind nackend, wenig oder gar keine Erde enthaltend. Wo der Glimmer- und Thonschiefer, die Hornblende und der Urkalkstein vorherrschend sind, da muß höchst wahrscheinlich der Boden zusammenhängend sein, schneller sich anhäufen, und ein dickes Bette bilden, wo hingegen der Gneis, Granit, Quarz und überhaupt die kieselichten Gesteine vorherrschen, da ist höchst wahrscheinlich der Boden dünne.

Von den westlichen Gebirgen an nimmt das Land stufenweise nach der Meeresküste zu ab, und nur wenig Berge kommen in dieser Richtung vor. Dennoch ist die Oberfläche gebrochen und rauh, an vielen Stellen von großen Massen bedeckt, die vorzüglich aus Granit bestehen. Der daselbst vorkommende Boden ist allgemein sandig und leicht, und blos von erträglicher Nutbarkeit, während der fünf ersten Jahre, nachdem derselbe angefrischt, hernach aber zu fernerer Fruchtbarkeit Dünger zu erheischen pflegt.

Wärme und Feuchtigkeit, in angemessener Fülle, werden zur Erzeugung der Pflanzen erfordert, und unter allen Pflanzen erheischen die Grasarten am meisten Feuchtigkeit. Die Staaten Neu-Englands sind allem Anschein nach am besten zu einem Waidland geeignet, indem, wie schon gesagt, Feuchtigkeit für solche Gegenden in höherm Grad erforderlich, als für Waizen- und Türkenkorn-Gegenden. Das Umhauen der Wälder begünstigt die Vermehrung der Wärme in der Erde, vermindert hingegen die Quantität Dünste, die beim Vorüberziehen in Regen sich verwandeln. In dergleichen Gegenden würde es daher klug sein, nicht mehr Land anzufrischen, als unumgänglich nöthig ist, und in keinem Falle jene Bäume umzuhauen, die die Gipfel der Hügel und Berge krönen; denn durch das Entblößen dieser Gipfel wird die Sommerwärme dergestalt erhöht, daß die Wolken ohne Regen daselbst vorüberziehen, und die Folgen, welche in den westindischen Inseln aus dem Niederhauen der Bäume hervorgehen, könnten auch auf diesem Kontinent, obgleich nicht in so hohem Grade, sich ereignen.

Zwischen Rhode-Island und Boston wird die Uebergangsklasse höchst wahrscheinlich durch einen fruchtbaren Grund bedeckt, nämlich an Stellen, wo der Grauwackenschiefer und Kalkstein vorherrschen; blos erträglich aber, wo die Grauwacke mit großen Kieseln angetroffen wird. Dieser Boden indeß ist im Ganzen besser, als das Hochland irgend eines Urbodens.

Der am Konnektikutflusse vorkommende ältere rothe Sandstein, (wo derselbe nämlich, wie allgemein, oben ist, und mit Reihen von Grünstein-Trapp bedeckt,) sollte einen guten Boden bilden; allmälig dünn hingegen, wo die unregelmäßigen Abhänge und tonartige Theilung der Gesteine die Erde verhindert, sich mit hinlänglicher Schnelligkeit anzuhäufen, um einen bleibenden Boden zu bilden.

Digitized by Google

Die Meeresküſte iſt, dem allgemeinen Karakter der Urklaſſe gemäß, wenig durch Bänke und Untiefen verrammt, und die Häfen ſind offen, weit und bequem, von leichtem Zugange, voll Waſſers und ſicher. Allein die inländiſche Schiffahrt durch Flüſſe iſt auſſerordentlich ſchwierig, voller Felſen und Fälle, welche ſchwer zu entfernen ſind, während die harte und zuſammenhängende Natur der Geſteine dem Kanalgraben ein großes Hinderniß entgegenſetzt.

Von den Gränzen Vermonts an bis unterhalb Middletown, wo der ältere rothe Sandſtein an den Ufern des Konnektikutfluſſes vorkömmt, iſt die Schiffahrt erträglich, ein wenig ſich den dieſer Klaſſe allgemein eigenthümlichen Vorzügen nähernd; allein weiter hinauf, nämlich in Vermont und Neuhampſhire, wo der Fluß über Urgeſtein wegfließt, ſind die Waſſerfälle größer, und kommen häufiger vor.

Vermont liegt weſtlich von den Staaten Neu-Englands, und macht einen Theil derjenigen Gebirge aus, welche ohngefähr zwanzig bis dreißig Meilen vom Champlain-See entfernt, mit demſelben parallel, nördlich und ſüdlich in einerlei Richtung mit den Schichten laufen. Der ganze Staat beſteht hauptſächlich aus zwei Felsklaſſen, nämlich der Uebergangsklaſſe, welche ſich längs dem See Champlain erſtreckt, und ohngefähr fünfundzwanzig Meilen breit iſt, worauf die Urklaſſe beginnt und fortgeht, bis ſich dieſelbe mit den Grenzen Neu-Englands vereinigt.

In der Uebergangsklaſſe iſt der Boden höchſt wahrſcheinlich gut, nämlich wo das Land eben iſt, und aus Grauwackenſchiefer und Kalkſtein beſteht. Da die kieſelichten Glieder dieſer Uebergangsklaſſe allgemein auf dem Gebirge vorkommen, ſo muß höchſt wahrſcheinlich der durch ſie gebildete Grund dünn und ſandig ſein, während hingegen derſelbe in ebenen Lagern, wegen der durch die Abneigung vom Horizonte entſtandenen Miſchung der miteinander abwechſelnden Schichten erträglich ſein mag.

Die Urklaſſe, welche die öſtliche Seite dieſes Staates ausmacht, beſteht hauptſächlich aus Glimmer- und Thonſchiefer, welche in den Thälern einen dicken und trocknen Boden bilden mögen. Die Seiten der Berge hingegen ſind höchſt wahrſcheinlich von leichtem, zur Erzeugung der Pflanzen allzudünnem Boden bedeckt.

In dieſem ganzen Staate, ſo wie überhaupt durch alle die Staaten Neu-Englands, lauft die Gebirgsreihe von Norden nach Süden, und wie folglich auch alle darin vorkommende Thäler von einiger Bedeutung dem Nord- und Nordweſtwinde offen, ſind letztere gleichfalls auch dem Süd- und Südweſtwinde ausgeſetzt, unmittelbar dadurch die Temperatur dieſer beiden entgegengeſetzten Winde, annehmend. Thäler von dergleichen Lage ſind ſehr heißen Sommern und kalten Wintern unterworfen, ſo wie auch den großen Unannehmlichkeiten eines veränderlichen Frühlings und Herbſtes, wo Hitze und Kälte ſo ſchnell abwechſeln, daß dadurch dem Pflanzenthum und vorzüglich den Gewächſen eines fremden Urſprunges, (welches faſt bei allen denjenigen der Fall iſt, die man in den vereinigten Staaten zieht,) ein weſentlicher Nachtheil geſchieht.

Digitized by Google

Südwestlich vom Hudsonflusse wird diese Ungleichförmigkeit des Klima's ein wenig durch die Gebirgskette sowohl, als auch durch die südwestlich laufenden Thäler*) gemildert, und vor dem schnellen, durch den Nord- und Nordwestwind im Frühling und Herbst erzeugten Wechsel geschützt.

Aller Umlauf schwerer und lästiger Dinge, die als Dünger gebraucht werden, ist in diesem Staate ausserordentlich schwierig, da die in demselben vorkommenden Flüsse voller Fälle sind. Hingegen wird die Ausfuhr des Ueberflusses durch den Champlain-See äusserst begünstigt. Die Einwohner daselbst besitzen gleichfalls, um ihre Produkte zu Markte zu führen, den Vortheil der Flutschiffahrt auf dem Hudsonsflusse.

Der Staat Neuyork besteht theils aus Aufschwemmungs-, Uebergangs- und Flözgelände, und ist auf dem Hudsonflusse einer Schiffahrt geniessend, welche sich durch alle drei Klassen aus erstreckt.

Long-Island macht den Aufschwemmungstheil dieses Staates aus, alle die Vorzüge einer niedern ebenen Gegend besitzend, welche dieser Klasse eigen sind. Das westliche Ende dieser Insel besteht zum Theil aus einer Aufschwemmungsart, welche durch den Hudsonfluß von einer Uebergangs- und Flözgegend herabgeführt worden, und die als einen, zur Hervorbringung des Pflanzenthums, günstigen Boden erzeugend, angesehen werden kann, wo nämlich die Meereswogen den leichtesten und fruchtbarsten Theil davon nicht weggespület haben.

Der östliche Theil gedachter Insel, hauptsächlich aus den durchs Meer erzeugten Aufschwemmungen bestehend, und mit einem Aufschwemmungstheile verbunden, welcher durch jene Flüsse erzeugt worden, die gleich dem Konnektikut durch Urland fließen, ist höchst wahrscheinlich

*) Der nämliche Unterschied kommt zwischen dem Klima Spaniens und Italiens vor. In Italien lauft die Kette der Appenninen beinahe südlich und nördlich, den nördlichen Winden dadurch einen freien Eingang bietend, ihre Temperatur in alle die großen Thäler einzuführen. Allein die Sierra Novada und viele andere Gebirgsketten in Spanien haben gleich den Pyrenäen einen östlichen und westlichen Lauf, wodurch dieselben alles südlich von ihnen liegende, vor den schnellen Wechseln der Witterung, welche während des Winters so häufig in Italien vorkommen, sichern. Aus eben demselben Grunde wird unter allen Oertern des südlichen Frankreichs Nizza als derjenige betrachtet, welcher die mildesten Winter besitzt, indem dieser Ort unter dem Schutze der Alpen steht, die auf seiner Nordseite nach Osten laufen, und denselben auf diese Weise vor den nördlichen Winden bewahren. Tokay, welches in Europa die sogenannten besten Weine erzeugt, liegt um einen einzigen Grad südlich von Polen, wo gar kein Wein wächst, welches der Karpathischen Gebirgskette beizumessen ist, die vermöge ihres östlichen und westlichen Laufes Ungarn gegen die Strenge der Nordwinde schützt. Selbst das Klima der Polarregionen auf den großen Höhen der Tartarei, mag jener Gebirgsreihe beizumessen sein, die gegen das Eismeer sich ausdehnt, während der weite und schnelle Lauf der die großen Thäler durchfließenden Ströme, Obi, Lena, Jenisei u. s. w. bis zu ihren Quellen hinauf der Polartemperatur als Begleiter dienen mögen, und die nämliche Gebirgskette, welche, durch einen östlichen und westlichen Lauf, Hindostan gegen die Nordwinde schützt, mag ebenfalls Sibirien und die Tatarei des Genusses des allbelebenden Einflusses südlicher Lüfte berauben. Es ist wahrscheinlich, daß ein großer Theil des Klima's aller Gegenden vom Laufe der Wasser und Winde abhängt, und daß die Richtung desselben durch Gebirge, Ufer, Bänke und andere im Meere vorkommende Hindernisse, sowohl als auch durch periodische Winde bestimmt wird.

Digitized by Google

leicht und sandicht, von weiten Kiesbetten begleitet, welche zur Bildung eines reichen Bodens eine hinlängliche Fülle von Bäumen und Pflanzen hervorzubringen zu arm sind; allein da dieser Theil die Vortheile einer ebenen, dem Abführen nicht unterworfenen Oberfläche, so wie auch des gemäßigten und gleichförmigen Klima's einer niedern vom Meer umgebenen Insel genießt, so ist derselbe, gleich allen Inseln der Küste, in fruchtbare Waiden verwandelt zu werden fähig, die das Aufziehen sanfte Wolle tragender Schafe begünstigt.

York-Island nebst den Hochlanden, nördlich bis Newbury und Philipstown am Hudsonflusse, und östlich bis an die Grenzen des Konnektikut, ist Urgelände, welches von der Stadt an bis zum Anfange der Höhen vorzüglich aus Gneis und Granit besteht, und daher sich einem kiesartig dünnen Boden nähert. Die Hochlande, so wie auch die Urbildung, welche die Konnektikut-Grenze streicht, enthalten häufig Thon- und Glimmerschiefer, in den Thälern höchst wahrscheinlich einen stärkern Boden bildend.

Derjenige Theil, nördlich von der Mohawk liegenden Gegend, welcher östlich durch den Champlain-See und nördlich durch den Lawrenzofluß begrenzt wird, besteht ebenfalls aus Urgeländ, und ist allem Anscheine nach, eine rauhe bergichte Gegend, mit einigen Thälern von erträglichem Grunde; allein des Gebirges Boden ist höchst wahrscheinlich dünn und arm, den nördlichen Winden und strengen Wechseln der Witterung ausgesetzt.

An der östlichen Seite des Hudsonflusses kommt ein Strich von Uebergangsgeländ zum Vorschein, welches sich von Philipstown bis nahe an den Champlain-See ausdehnt, und fünfzehn bis zwanzig Meilen breit ist. Gedachter Landesstrich dehnt sich auf der Westseite dieses Flusses vielleicht weiter aus, obgleich derselbe von da an vielen Stellen auf den Gipfeln der Berge und an steigenden Gründen von Flöz bedeckt ist, und eine beständige Abwechselung zwischen Uebergang und Flöz bildet, welches Alles zu bestimmen eine sehr genaue Untersuchung erheischen würde.

Dieses, durch den Hudsonfluß getheilte Thal, sollte, an ebenen Stellen nämlich, einen guten Boden besitzen, da dasselbe hauptsächlich aus Grauwackenschiefer und Kalkstein besteht. Dasselbe ist indeß gleich den Vermont-Thälern, indem es dem Nordwind offen liegt, den Unannehmlichkeiten schneller und großer Wechsel der Temperatur unterworfen.

Der zu diesem Staate gehörende Flöz erstreckt sich längs der Mohawk, bis an den See Ontario, den Ufern der Seen bis an die Grenzen Pensylvaniens folgend nach Südosten zu, die Uebergangklasse streichend. Derselbe bildet gewöhnlich einen erträglichen Boden, welcher, da die daselbst vorkommende Flußaufschwemmung aus Absetzungen von aufgelösetem Flöz besteht, an den meisten Stellen, als an der Mohawk u. s. w. reich und fruchtbar ist. Da die Aufschwemmungen der Seen an vielen Orten durch das Wasser abgeführt werden, so ist der daselbst vorkommende Grund dünne und sandicht. Inwiefern sich diese Aufschwemmung nach Süden

Digitized by Google

ausdehnt, hängt davon ab, wie weit diese Seen selbst einst diese Gegend bedeckten, welches unbestimmt ist.

Dieser Flöz bildet von der allgemeinen Regel dieser Klasse eine kleine Ausnahme, indem derselbe die Eigenschaft einer leichten und sichern Inlandsschiffahrt besitzt. Da der See Ontario um ein so beträchtliches tiefer liegt als die Oberfläche der umliegenden Gegend, so sind die in denselben sich ergießenden Flüsse in ihrem Laufe manchmal von Fällen begleitet, die der Schiffahrt ein wesentliches Hinderniß bieten. Die Gemeinschaft mit dem Meere, sowohl vermittelst der Seen und des Lawrenzostromes, als durch die Mohawk- und Hudsonflüsse, ist unbedeutend, indem selbige durch Klippen und Wasserfälle verschwierigt wird. In Rücksicht der westlichen Theile dieses Gebietes ist es wahrscheinlich, daß der Frenchweek, der Ohiofluß und bis zum mexikanischen Meerbusen hinunter, der Missisippistrom, für eine Kommunikation mit dem Meere der leichteste und schicklichste Weg ist.

Vom See Erie aus bis an die Mohawk ist ein Kanal entworfen worden, dessen wirkliche Anlegung in einer so weiten Ausdehnung quer durch Thäler, welche von allen auf dieser Seite in den See Ontario fließenden Flüssen gebildet sind, ein sehr köstliches Geschäft sein würde, um so mehr, da es wahrscheinlich ist, daß das Ganze des durch denselben ausgeführten Ueberflusses der Erzeugnisse, kaum den hundertsten Theil der daran verwandten Kosten bestreiten würde. Die Quantität der zur Nährung des Müssiggängers oder Ausfuhr in fremde Länder bestimmten Ueberflusses der Erzeugnisse hängt von der durch den Landwirth oder Arbeiter zu Hause verzehrten Quantität ab. In dieser Gegend, wo letztere vom Thierreiche leben, dreimal des Tages alles Gute genießen, ist der durch drei oder vier Arbeiter erzeugte Ueberfluß kaum so groß, als der durch einen einzigen Arbeiter erzeugte Ueberfluß in Ländern, wo die industriöse Klasse nichts als schwarzes Brod und Kartoffeln genießt. Wo die Arbeiter Sklaven sind, deren ganzer Lebensgenuß wöchentlich in ein paar Viertel Korns besteht, da muß freilich der zum Füttern ihrer Herrn und zur Ausfuhr bestimmte Ueberfluß beträchtlich sein. Wenn alle die in den Sklavenstaaten hervorgebrachten, und durch eben dieselben oder andere Staaten ausgeführten Erzeugnisse, von der ganzen Ausfuhr der vereinigten Staaten abgerechnet werden könnten, so würde dadurch die von den freien Staaten ausgeführte Bilanz unendlich geringer erscheinen, als sich nun die Meisten einbilden.

Während der Arbeiter so gut lebt, und einen so großen Theil von den Erzeugnissen seiner Arbeit selbst verzehrt, so sind jene Staatsmänner und andere, die nach dem Beispiele Europa's den Reichthum eines Landes nach dem Abgabevermögen, oder der Fähigkeit den Müssiggänger zu füttern, beurtheilen, übel berathen. Kein Erzeugniß kann möglicherweise der nicht erzeugenden in oder ausser Gewalt lebenden Klasse zukommen, als der Ueberfluß, der dem Arbeiter bleibt, nachdem er sich mit jeglichem versehen, was zu seinem eigenen Dasein und dem Dasein seiner Familie erforderlich ist. Wo, wie in den meisten Gegenden Europa's, diese Bedürfnisse der

Digitized by Google

arbeitenden Klasse gering sind, da gibt die nämliche Quantität von Erzeugnissen viermal so viel Ueberfluß, als hier mit des Arbeiters gegenwärtigen Bedürfnissen der Fall sein kann.

Jersey besteht, der Meeresküste nach, aus Aufschwemmung, welche längs dem östlichen Ufer der Delaware vom Kap May bis Trenton sich erstreckt, von wo aus dieselbe bis nach Lisabethtown vom rothen Sandsteine begrenzt wird. Diese Aufschwemmung ist daher theils durchs Meer und theils durch die Absetzungen der Hudson- und Delaware-Flüsse, durch welche dieselbe auf zwei Seiten berührt wird, gebildet worden. Der durch gedachte Flüsse entstandene Theil dieser Aufschwemmung, bestehend in den Abführungen von Uebergangs- und Flözgelände, bildet wahrscheinlich einen guten Boden; allein derjenige Theil davon, welcher durch das Absetzen der Meereswogen entstanden, mag dünn und sandig sein.

In dieser Aufschwemmung findet man beträchtliche Lager Bogeisenerzes, welches vielleicht seinen Ursprung der Nähe des ältern rothen Sandsteins zu verdanken hat, wo aber das zu der genannten Sandstein-Basis gehörende Oxid zur Erzeugung gedachten Erzes die Materiale gibt. Dieses Bogeisenerz erscheint auch wirklich häufiger in den Aufschwemmungen Marylands und Jersey's, wo der rothe Sandstein sich in dessen Nähe findet, als in andern Staaten nach Süden zu.

Der ältere rothe Sandstein breitet sich vom Stande der Aufschwemmung bis zu den Urgebirgen aus, und vom Hudson- zum Delaware-Flusse. Wo die Gegend eben ist, und gänzlich aus rothem Sandsteine besteht, da ist der Boden gut; wo hingegen dieselbe durch Grünsteinlager bedeckt wird, da ist der Boden allgemein dünn und steinicht.

Gegen Nordwesten zu nimmt die Urkette die Grenze des Staates ein, an Breite verlierend, wie sie sich nach Süden zu erstreckt, und südlich von Bethlehem in einem Punkte sich endend. Wo die Gebirge steil und jähe sind, oder wo der Quarz und andere kieselichte Gesteine vorherrschen, da ist diese Urbildung rauh und unfruchtbar. Die Schieferarten, Hornblende und der Urkalkstein, wo nämlich dieselben sich in einer ebenen Lage vorfinden, bilden einen erträglichen Grund. Dies Feld ist ebenfalls an schönen magnetischen Eisenerzen reich, welches mit Vortheil gegraben wird; allein dasselbe ist, gleich dem größten Theil der Urklasse, der Schiffahrt beraubt, welches sowohl dem Gedeihen der Landwirthschaft als auch der Fabrikation ein wesentliches Hinderniß ist, wovon die Flöz- und Aufschwemmungsklasse einigermaßen frei sind.

Pensylvania besteht hauptsächlich aus Uebergang und Flöz, besitzt unter allen östlich von den Gebirgen liegenden Staaten am wenigsten Urboden, und im Verhältniß seiner Oberfläche höchst wahrscheinlich unter allen atlantischen Staaten am meisten gutes Land.

Das Urland dieses Staates läuft auf einer Linie, von der südöstlichen Grenze bis ohngefähr zwanzig oder dreißig Meilen nach Nordwesten zu, und ist, wo der Granit, Gneis oder Serpentin vorherrscht, leicht und gemein. Da die Gegend, obgleich gebrochen, dennoch nicht

Digitized by Google

hügelicht iſt, und keine Berge hat, ſo mögen der Kalkſtein und Hornblendenfels daſelbſt einen leidlichen Boden bilden, und weil ferner die Susquehana, der Skulkil, die Delaware oder andere kleinere Flüſſe eine Aufſchwemmung bilden, die aus einer Abſetzung von Flöz und Uebergang beſteht, ſo mag dies höchſt wahrſcheinlich ein reicher Boden ſein.

Der Urbildung folgt ein ausgedehntes Uebergangsfeld, in Breite faſt ſiebenzig Meilen haltend; daſſelbe dehnt ſich bis an den Rücken der zwiſchen den öſtlichen und weſtlichen Waſſern liegenden Scheidungskette, oder an die Gipfel der alleganiſchen Gebirge aus. Das Uebergangsfeld iſt hier breiter, als in irgend einem andern Theile unſerer Gebirgsketten, und leidet blos eine zwanzig bis fünfundzwanzig Meilen lange Unterbrechung, zwiſchen Norriſtown und Reading, wo dieſelbe vom ältern rothen Sandſtein bedeckt wird.

Durch dieſes ganze Gebiet iſt der Boden gut, nämlich wo derſelbe eine ebene Lage hat. Wo er aus Flußaufſchwemmung beſteht, da iſt derſelbe allgemein reich und fruchtbar; allein die quarz- und kieſelartigen Aggregate, welche häufig in den Gebirgen vorkommen, löſen ſich in einen leichten ſandigen Boden auf, ungeachtet die zwiſchen dergleichen Gebirgen liegenden Thäler reich und fruchtbar ſind.

Die Flußſchiffahrt durch die Ur- und Uebergangsklaſſe in dieſem Staate iſt dem Karakter gedachter zwei Klaſſen gemäß, ſehr unbedeutend und verſchwierigt durch eine Menge großer Waſſerfälle und Seichten, von Bergſtrömen gebildet, die mit allen Extremen und Beſchwerlichkeiten von zu wenig oder zu vielem Waſſer ſich durch enge Felſengänge wälzen. Dieſem allem abzuhelfen, würde viel Aufwand von Zeit, Mühe und Unkoſten erfordern, daß derſelbe vielleicht blos durch die Schiffung einiger ſehr ſchwerer Artikel, als Kohlen, Gips oder Kalkſtein beſtritten werden könnte. Hierbei entſteht die Frage: ob eine koſtſpielige Kohlenſchiffahrt durch bloße Schiffung des Ueberfluß-Erzeugniſſes des Landes, oder ſelbſt der Ueberfluß-Erzeugniſſe von Fabriken, unterhalten werden könnte? Kalkſtein und ſchwere Kohlen ausgenommen, iſt es wahrſcheinlich, daß ſelbſt in England der größte Theil der Unkoſten des Kanalgrabens und Unterhaltens vorzüglich durch die bloße Schiffung von Eiſen und Dünger beſtritten wird.

Vom Rücken der alleganiſchen Gebirge an, bis zum See hinauf, liegt ein Theil der großen zum Miſſiſſippibecken gehörenden Flözbildung, welche ſich von den Grenzen Neuyorks an die des Ohio- und Virginia-Staates ausbreitet. Gedachte Flözbildung mag auf den Hügeln, wo der Sandſtein vorherrſcht, einer ſandigen Natur ſich nähern; allein die Thal- und Flußaufſchwemmungen ſind reich und fruchtbar, indem ſelbige wenig ihres Pflanzenſtoffes durch Abſchwemmung verlieren, welches ihrer horizontalen Lage beizumeſſen iſt. Die Anhäufung dieſes Pflanzendüngers findet ſich im Verhältniß der Zeit, während welcher die Bäume und Pflanzen ihr dieſörtiges Wachsthum hatten, vor. Es iſt wahrſcheinlich, daß die durch den See gebildete Aufſchwemmung ſowohl, als derjenige Theil derſelben, welcher in einer noch nicht fernen Vergangenheit den Boden dieſes Sees ausgemacht haben mag, dünn und ſandig ſei, und daß aus dieſer Urſache die Bäume noch nicht lange genug auf der Oberfläche geſtanden,

Digitized by Google

um ein aus aufgelöſetem Pflanzenſtoff beſtehendes Bette von leidlicher Dicke zu bilden, in welchem Falle dann, ungeachtet die erdigen Theile des Bodens gut ſein mögen, der von den Bäumen heruntergefallene natürliche Dünger dünn und ſchneller Wegführung unterworfen ſein muß.

Kohlen ſowohl als Kalkſtein ſind auf der weſtlichen Seite der alleganiſchen Gebirge häufig gefunden worden. Die Kohlen werden mit vielem Vortheile als Dünger gebraucht. Der Thonſchiefer, welcher in dieſer Bildung ſo oft mit Kalkſtein abwechſelt, ſchließt Kohlen ein, welches alles, durch Auflöſung, des Bodens erzeugende Eigenſchaften vermehrt.

Obgleich beinahe fünfzehnhundert Meilen vom Meer entfernt, genießt dennoch dieſe Flözbildung durch ihre ganze Ausdehnung bis zum mexikaniſchen Buſen einer von felſigen Hinderniſſen freien Flußſchiffahrt, alle die Vorzüge tief und langſam fließender Flüſſe gewährend, — welches der gewöhnliche Karakter dieſer Klaſſe iſt — und alle Arten von Inlands-Schiffahrt erleichternd.

Durch die Leichtigkeit, die kleinen Flüſſe zu beſchiffen, kann jeder Landwirth nahe bei ſeinem Gute einen Landungsplatz haben, und um geringe Koſten den Kalkſtein, Gips und die Kohlen erhalten, welche zum Landbau und andern Künſten erforderlich ſind; ja ſelbſt wo in dieſer Klaſſe irgend ein Kanal erfordert wird, da macht die ebene Lage und Natur des Geländes die Anlegung deſſelben leichter, als in den meiſten übrigen Klaſſen.

Keine Gebirgskette kommt auf dieſer Seite des Sees Erie vor, das Land gegen die Nord- und Nordoſtwinde zu ſchützen; es iſt daher wahrſcheinlich, daß dieſer Theil des großen Beckens den durch den ſchnellen Lauf der Winde von Norden nach Süden und von Süden nach Norden erzeugten plötzlichen Wechſeln der Temperatur ausgeſetzt ſein muß. Ebenſo iſt es in der Natur ähnlicher Lagen, daß die Abwechſelung der Witterung ſchneller und ſtrenger ſein müſſe, im nämlichen Verhältniſſe, wie das Land entwaldet wird; daher es vielleicht klug wäre, Streifen Waldes von Oſten nach Weſten ſtehen zu laſſen, damit dadurch, ſoviel als möglich, die nützlichen Pflanzen gegen den Einfluß des plötzlichen Wechſels des Frühlings und Herbſtes geſchützt ſein möchten.

Penſylvania iſt vielleicht unter allen vereinigten Staaten am beſten angebaut, d. h. eine größere Menge von Landwirthen haben die alte Uebung fahren laſſen, erſt ein Feld zu erſchöpfen, und dann zum Niederhauen der Bäume eines andern überzugehen, ohne irgend einen Düngungsplan durch Gips oder Erntewechſelung, ſo daß das einmal angefriſchte Land in ſtetem Abtrag erhalten wird.

Die meiſten penſylvaniſchen Landwirthe, gleich denen in Europa, verbeſſern und bereichern ihre Felder durch die Länge der Zeit, während welcher dieſelben unter Anbau liegen. Wir haben daher den gelingenden Zuſtand der Landwirthſchaft in dieſem Staate theils der Kunſt und Betriebſamkeit des Menſchen und theils der Natur ſelber zu verdanken.

Digitized by Google

Delaware, der kleinſte unter allen vereinigten Staaten, beſteht faſt ganz aus Aufſchwemmung. Der durch die Abſetzungen des Delaware-Fluſſes entſtandene Theil deſſelben iſt höchſt wahrſcheinlich guter Boden, während der durchs Meer erzeugte Theil höchſt wahrſcheinlich leicht und ſandig iſt. Da der ſchmale Strich Urgeländes, welcher die Grenze Penſylvania's beſtreicht, niedrig und eben iſt, ſo iſt derſelbe auch mehr oder weniger durch Aufſchwemmung bedeckt und bildet daher höchſt wahrſcheinlich einen erträglichen Boden.

Die der Delaware und andern in der Aufſchwemmung vorkommenden kleinern Flüſſen eigene Ebbe und Flut gibt dieſem Staate eine erträgliche Schifahrt.

Dieſer Staat, faſt ganz von Ebbe und Flut umgeben, hat auf allen Seiten einen freien Zugang zum Meere, und da derſelbe ſich zwiſchen der Delaware, Cheſapeak und dem Meere befindet, ſo genießt er beinahe der Milde einer Inſellage, die den Extremen von Kälte und Hitze weniger unterworfen iſt.

Maryland beſitzt einen großen Theil Aufſchwemmung, etwas Ur- und Uebergangs- und ſehr wenig Flözgelände. Die darin vorkommende Cheſepeak, eine große Inlandbucht, iſt höchſt wahrſcheinlich durchs Meer entſtanden, indem letzteres, dem öſtlichen Ufer nach, Sand- und Kiesbänke aufgeworfen, an deren innern Seite die großen und in die Bucht ſich ergießenden Flüſſe beſtändig ihre Abſetzungen, welche aus den Abführungen einer großen Uebergangs- und Flözgegend beſtehen, aufhäuft. Gedachte Abführungen ereignen ſich vermittelſt der Susquehana und des Potomak, und werden durch die aus Uebergangs- und Urmaterialien beſtehenden Zurücklaſſungen der Rappohanok- und Jamesflüſſe vermehrt.

Es iſt daher wahrſcheinlich, daß die auf beiden Seiten der Cheſapeak ſich befindende, durch die Landzunge des öſtlichen Ufers gegen das Abführen durch Meereswogen geſchützte Aufſchwemmung allein einen guten Boden bildet, und ſich den Eigenſchaften des Flußbodens mehr, als irgend eine den Wirkungen des Meeres offene und dem Abführen ausgeſetzte Aufſchwemmungsart nähert. Der Zuſtand, in welchem wir dieſelbe gegenwärtig nach einer ſo langen Uebung eines ſo verderblichen Landwirthſchaftsſyſtems in beſtändigem Aernten ohne Düngung beſtehend, finden, iſt ein ſprechender Beweis der urſprünglich gut geweſenen Eigenſchaft des Bodens.

Dies iſt die Natur der Aufſchwemmungsgelände Marylands, welche den ganzen ſüdöſtlich, von einer von Havre de Grace, an der Susquehana, durch Baltimore nach Waſhington, am Potomakfluſſe, gezogenen Linie, liegenden Theil dieſes Staates ausmacht. In Rückſicht der innern ſowohl als auch der äuſſern Schifahrt, genießt die Aufſchwemmung Marylands all der dieſer Klaſſe eigenen Vorzüge, beſtehend in einem leichten und ſichern Zugange zum Meere vermittelſt des Potomakfluſſes und der Cheſapeakbucht, nebſt einem freien Barkenlaufe, im Innern, vermittelſt aller kleinen Ströme und Flüſſe, durch welche Ebbe und Flut, bis an den Fuß der Granitkette oder zum Anfange der Urklaſſe geht.

Letztere beginnt an demjenigen Punkte obgedachter Linie, wo die Aufſchwemmung endet,

Digitized by Google

von da aus zwanzig bis dreißig Meilen nach Norden laufend. Das Land iſt rauh, doch eben, an einigen Orten dünn und arm, an andern aber ziemlich gut, und zwar im Verhältniß, wie ſich daſſelbe dem ältern rothen Sandſtein nähert, wovon ein acht bis zehn Meilen breiter Strich auf dem äuſſern Rande der Urbildung liegt, ehe man zum Uebergange kommt. Dieſer Strich rothen Sandſteins, wo nämlich derſelbe vorherrſchend iſt, bildet einen guten Boden, hingegen leichten und dünnen Grund, wo er von Grünſteintrapp bedeckt wird.

Längs den Ufern des Potomakfluſſes beſteht der weſtliche Theil dieſes Staates in einem Uebergangsſtrich, wo höchſt wahrſcheinlich ein guter Boden iſt. Da ein ſo großer Theil dieſes Staates auf Flut- und Ebbewaſſer liegt, welches durch die Cheſapeak nebſt vielen andern Buchten durchſchnitten wird, ſo mag ein einziger Fluß daſelbſt höchſt wahrſcheinlich die Strenge des Winters und die den Frühling und Herbſt begleitenden Extreme von Hitze und Kälte mildern.

Virginien enthält alle die verſchiedenen Geſteinarten, und lauft, wie Penſylvanien, eine beträchtliche Strecke in das Flözbecken des Miſſiſippi hinein. Die Aufſchwemmung macht denjenigen Theil des Staates aus, welcher ſüdöſtlich von einer, von Waſhington aus, durch Friedrichsburg, Richmond, Petersburg und bis zum Stranok gehenden Linie, liegt, und auf ſeiner ſüdöſtlichen Seite vom Meere begrenzt wird. Auf der nördlichen Seite bildet dieſelbe, gleich der Aufſchwemmung Marylands, einen guten Boden; allein nach Süden zu beſteht gedachter Theil aus Aufſchwemmung, die theils durchs Meer und theils durch die Abſetzungen des Rappohanok- und Jamesfluſſes, welche durch letztere hauptſächlich in Urgegenden geſammelt werden, meiſtens Sand und Kieſel ausmachend, entſtanden; daher es wahrſcheinlich iſt, daß nach Nordkarolina zu der Boden ſandig und dünne ſein muß.

Sowohl die innere als auch die äuſſere Schiffahrt dieſes Staates iſt vortrefflich, indem in demſelben Ebbe und Flut durch alle kleinen Ströme und Flüſſe hinauf bis zu den Grenzen der Aufſchwemmung oder dem Anfang der Urklaſſe ſteigen. Zu dieſem hält der ſtarke Zu- und Abfluß der Ebbe und Flut der Cheſapeak die zwiſchen den Vorgebirgen liegenden Kanäle ſo ganz von allen Bänken frei, daß das in denſelben ſich befindende Waſſer für allerlei Arten Schiffe von hinlänglicher Tiefe iſt, welches allgemein mit den Eigenſchaften der Aufſchwemmungsküſten im Widerſpruche ſteht.

Der Aufſchwemmung folgt die Urklaſſe, welche nordweſtlich nach der Kette der blauen Berge ſich ausdehnt, die erſterer bis Magotti Gap als Grenze dient. Von letzterm Orte aus erſtreckt ſich gedachte Urklaſſe nach Südweſten zu, öſtlich von den Bleibergwerken, bei Auſtinwil vorübergehend, und von da aus nach den warmen Quellen in Nordkarolina zu. Die in dieſer, ſo wie in allen übrigen Urbildungen vorkommenden Thäler ſind eng, indeß allgemein reich und fruchtbar. Nach Weſten zu bis an die grünen Gebirge iſt das Hochland eben und gebrochen, und nahe bei den grünen Gebirgen der Boden dünn und leicht. In eben derſelben Richtung liegt der rothe Grund, durch den ganzen Staat ſich ausdehnend und ſelten mehr als zwanzig, noch viel weniger

Digitized by Google

als sieben oder acht Meilen in Breite betragend, oft unregelmäßig und in kleinen einzelnen Feldern; derselbe ist vielleicht der beste Hochland-Grund, unabhängig vom Flußboden, wenigstens in den atlantischen Staaten.

Dieses Bett von rothem Grunde folgt einer schmalen Schichte Grauwackenschiefers und Uebergangskalksteins; und obgleich dasselbe an mehrern Stellen in einiger Entfernung vom Kalkstein die Urklasse deckt, so ist es dennoch wahrscheinlich, daß dieser rothe Grund aus den Ueberbleibseln einer ausgedehntern Uebergangsbildung, die Urklasse einst in größerer Ausdehnung deckend, entstanden. Auf der westlichen Seite des rothen Grundes ist der Boden, so weit derselbe nämlich die blauen Gebirge zur Grenze hat, welches bis Magotti Gap geht, dünner; allein auf diese Kette der sogenannten blauen Gebirge folgt die Urklasse. Südlich von Magotti Gap liegt ein beträchtliches Kiesfeld, den aus dem sogenannten Kiesgebirge deckend, welches letztere, da es nämlich aus gerolltem Quarz besteht, sein Dasein augenscheinlich den Ueberbleibseln eines weiten Thonschieferfeldes, mit einer großen Quantität von Uebergangssandsteinkieseln gemischt, zu verdanken hat, und einen nackten dünnen Boden bildet, welcher zum eignen Düngen kein hinlängliches Wachsthum von Pflanzen erzeugt. Gedachtes Kiesgebirge zieht sich längs den Urgebirgen nach, durch Nordkarolina und Georgien.

Die Schiffahrt ist unbedeutend, obgleich unten an der Kette, der ebenen Lage der Gegend wegen, Boote auf dem Jamesflusse fahren.

An der Grenze der Urklasse beginnt der Uebergang, und geht westlich vom Rücken der alleganischen Gebirge bis nahe zu den Schwefelquellen, von wo aus dieselbe östlich von Abington, einem südwestlichen Laufe folgend, ohngefähr zweiundzwanzig Meilen westlich von den painted Rocks (gefärbten Felsen) vorbei an die Grenzen Nordkarolina's und Teneſſee gehet. Diese letztere Gegend ist gebrochen und bergig, große Kalkstein- und Schieferthäler einschließend, welche einen guten Boden haben, während die hauptsächlich aus Sandstein und quarzartigen Aggregaten bestehenden Gebirge einen dünnen armen Boden bilden. Die Schiffahrt ist schlecht, welches nahe bei den Quellen der Flüsse vom Mangel an Wasser abhängt. Die Wasserfälle erschweren überdies den innern Umlauf der Schiffe und die Kommunikation mit irgend einem Markte von Aussen, in welchem allem dieser Bezirk der ganzen, die Zwischenlinie der östlichen und westlichen Wasser ausmachenden Gegend gleicht, welche von einem Markte noch weiter entfernt ist, als irgend eine östlich oder westlich von einem schiffbaren Flusse liegende Gegend.

Zwischen der Grenze des Ueberganges und dem Ohioflusse liegt der Flöz dieses Staates, des Bodens und aller Vortheile des Pensylvania-Flözes genießend; einen einzigen Fall, nämlich die denselben wässernden Flüsse betreffend, ausgenommen. Die große Kanahwa u. a. m. haben ihren Ursprung in bergichten Uebergangsgegenden, von welchen sie wahrscheinlich aus quarzigen Aggregaten und Sandstein gebildete Kiesmassen, die in den Hochlanden der Uebergangsgegenden so häufig vorkommen, herabführen, während alle Flüsse des Pensylvaniaflözes in ebendemselben

Digitized by Google

ihre Quellen nebſt ihrem ganzen Laufe haben, und daher eher reiche und dem Wachsthume der Pflanzen angemeſſene Abſetzungen bilden.

Nordkarolina beſteht vorzüglich aus der Ur- und Aufſchwemmungsklaſſe, welche beide durch eine weſtlich von Halifax und öſtlich von Raleigh, an Averisborn und Rockingham vorbeilaufenden Linie von einander getrennt ſind. Auf der öſtlichen Seite dieſer Linie kommt bis zum Meere die Aufſchwemmung vor, und da dieſelbe durch die Meereswogen oder durch die Abſetzungen von Flüſſen, die ihren ganzen Lauf durch Urgegenden hatten, entſtanden, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie an vielen Orten einen ſandigen und dünnen Boden bilden muß.

Da derjenige Theil der Küſte, welcher an den Pinlika- und Albernwill-Sand grenzt, durch die Sandbänke gegen das Wegſchwemmen durch Meereswogen geſchützt wird, ſo könnte ſelbiger einen erträglichen Aufſchwemmungsgrund bilden, in ſeinen Eigenſchaften demjenigen der Cheſapeak ſich nähernd, wenn nämlich gedachte Bänke das Austrocknen der niedern Gegenden, welche jene Oeffnungen umgeben, dieſelben zu landwirthſchaftlichen Zwecken zu ſumpfig machend, nicht verhinderten. Indeß iſt es der Hitze des daſigen Klima's wegen wahrſcheinlich, daß, wenn ſelbige mit hinlänglicher Feuchtigkeit verbunden ſind, die Anhäufung von Pflanzen-Erzeugniſſen ſchnell vor ſich gehen muß.

Ferner nach Süden zu muß mit der Vermehrung der Hitze, in den niedern Gegenden nämlich, wo hinlängliche Feuchtigkeit vorhanden iſt, ebenfalls eine Anhäufung von Pflanzen-Erzeugniſſen ſtatt finden; und wo daſelbſt im Gegentheile bloßer Sand ohne Feuchtigkeit vorkommt, da muß die Unfruchtbarkeit zunehmen. In Folge deſſen ſind die magern und dürren Gegenden weniger fruchtbar, die niedern, einen größern Antheil von Feuchtigkeit beſitzenden Gegenden aber reicher und fruchtbarer, zwiſchen dem reichen und magern Grunde einen größern Kontraſt bildend, als in den nördlichen Regionen ſtatt findet.

Die Inlandsſchiffahrt iſt gut, da allerlei Dünger und ſchwere Artikel hier, vermittelſt der kleinen Ströme und Flüſſe, um geringe Koſten verführet werden können. Allein die Gemeinſchaft mit dem Meere wird durch Sandbänke und Untiefen verhindert, welches die Ausfuhr des Ueberfluſſes in fremde Länder ſchwer und koſtſpielig macht.

Die ganze Ausdehnung, von den Grenzen der Aufſchwemmung an bis auf zehn Meilen zu den Grenzen von Teneſſee, beſteht aus Urgeländ, welches auf einige Entfernung nach Weſten zu eben und von einer dünnen Aufſchwemmung bedeckt iſt, welche einen erträglichen Boden bildet. Hierauf iſt die Gegend gebrochen, häufig Granit und Gneis enthaltend, welche gegen den Fuß der Kiesgebirge zu einen dünnen unfruchtbaren Boden bilden. Die Gebirge ſind hoch und ſchroff, von Grund entblößt. Die Thäler, wie in allen Urgeländen, enge, doch fruchtbar. In dieſem Staate, wie in Neu-England, fängt die ganze Gebirgsmaſſe an, Urgelände zu ſein. Dieſe Gebirge ſind daher ſteiler und felſiger, die Thäler enger, und ihrer weniger an Zahl. Gedachte Gebirgskette bildet die Theilungslinie zwiſchen den öſtlichen und weſtlichen Waſſern,

Digitized by Google

und die Flüsse, welche nach Westen fließen, gehen eine beträchtliche Strecke durch Urgelände aus, so wie auch diejenigen, welche die östlichen Gewässer aufnehmen.

Sowohl In- als Auslandsschiffahrt sind unbedeutend, und die Flüsse von Fällen begleitet. Der ohngefähr zehn Meilen breite Uebergangsstrich, welcher die Grenzen Tenessee's bestreicht, ist eine rauhe gebirgige Gegend, in den Hochlanden aus quarzigen Aggregaten bestehend, und daher der Boden in den Thälern, obgleich beschränkt und enge, dennoch fruchtbar.

Südkarolina besteht ganz aus Aufschwemmungs- und Urgelände, welche beide durch eine an Columbia vorbei nach Savahna laufende Linie voneinander getheilt werden, und von welcher Linie aus die Aufschwemmung sich östlich bis an's Meer erstreckt. Diese Aufschwemmung ist theils durchs Meer und theils durch die Absetzungen von Flüssen, die ihre Quellen im Urgelände haben, durch welches sie den größten Theil ihrer Länge laufen, entstanden. Es ist daher wahrscheinlich, daß der trockene Theil derselben sich einem sandigen und leichten Boden nähert. Der Feuchtigkeit und Hitze wegen sind die niedern mit Wasser versehenen Lagen (eine Landeseigenschaft, wodurch Pflanzenwesen so schnell erzeugt und angehäuft werden,) reich und fruchtbar. Es ist gleichfalls wahrscheinlich, daß die Ueberreste der in Staub verwandelten Kalksteingleichenden Madrepor-Gesteine durch die Fluten von Süden hergebracht sind, und da dieselbe auf den Küsteninseln durch Meeressand vermischt sind, die Natur des Bodens wesentlich verbessern. Die Quantität der Korallen und Madreporgesteine, welche sich auf beiden Seiten des Meerbusens, wo derselbe die Küste Florida's berührt, vorfinden, macht diese Vermuthung wahrscheinlich.

Das Bett von blauem Marmor, welches von Muscheln begleitet, Georgien und selbst die Floriden durchschneidet, bildet höchst wahrscheinlich einen dem Kalksteinlande ähnlichen Boden; gedachtes Marmorbett ist höchst wahrscheinlich vom Meere abgesetzt worden, und zwar an Stellen, wo dasselbe durch Sandbänke gegen das Abführen der Wogen geschützt wird, und sich der durch die Flüsse gebildeten Aufschwemmung nähert.

Obgleich Ebbe und Flut zwanzig bis dreißig Meilen unterhalb der Urklasse aufhören, so ist dennoch bis zum Rande des Urgeländes die Schiffahrt vermittelst Barken gut, und vermittelst Sandbankhafen die Gemeinschaft mit dem Meere erträglich.

In diesem Staate, so wie in Nordkarolina, ist vom Rande der Aufschwemmung an bis zu einer ziemlichen Entfernung das Urgeländ flach, und von einer dünnen Erdenhülle bedeckt, die augenscheinlich durch die Auflösung von Hornblende und Schieferfels entstanden ist, welches einen guten Boden bildet, und indeß rauher und gebrochener wird, wie sich derselbe den Gebirgen nähert, welche letztere hoch und steil sind, hauptsächlich aus Gneis und Granit gebildet, und einen dünnen kiesartigen Boden haben. Der Thal- und Flußgrund hingegen, obgleich enge, ist reich und fruchtbar, abnehmend an Ausdehnung, wie man höher auf die Berge kommt, wo die

Digitized by Google

Schnelligkeit der Flüsse wenig Kalk, noch das stille Wasser irgend eine andere, als aus schweren Substanzen bestehende Absetzung, nämlich gerollte Felsmassen und Kies, herführt.

Wie in allen Urgegenden, so ist auch hier die Schiffahrt schlecht. Die von Fällen und Seichten begleiteten Flüsse sind allzuschnell und ungewiß.

Derjenige Theil der Urklasse, welcher mit seinem östlichen und niedersten Rande die Aufschwemmung bestreicht, wird südlich von diesem und den beiden Grenzstaaten an der Vereinigung der Ur- und Aufschwemmungsklasse flacher und zur Auflösung geneigter. Ausserdem daß ersterer durch eine beträchtliche Aufschwemmungsdecke belegt ist, kommt selbiger bis weit unter die Oberfläche hinab in einem aufgelöseten Zustande vor, und oberhalb gedachter Vereinigung, wo die Urklasse erscheint, ist durch alle Fluß- und Wassergänge die Oberfläche eben und viele Meilen nach Westen zu durch eine große Erdenmasse bedeckt. Es ist daher wahrscheinlich, daß Hitze die Auflösung der Urgesteine mehr befördert als Wasser, und daß der durch diese Auflösung entstandene Boden zur Hervorbringung von Pflanzen günstiger sein muß, indem derselbe sich schneller auflöset, und während des Auflösungsprozesses dem Wegschwemmen nicht so sehr unterworfen ist.

Georgia besteht, gleich Südkarolina, fast ganz aus Aufschwemmungs- und Urgelände, welche durch eine von Augusta aus bei Middlewil, Fort Hawkins und dem Flintflusse vorbeilaufenden Linie von einander getrennt werden. Südlich und östlich von gedachter Linie kommt zwischen derselben und den Grenzen Florida's eine Aufschwemmung vor, welche durch Flüsse und das Meer entstanden. Einige dieser Flüsse laufen gleich der Savahna durch Urgeländ, und mögen vielleicht einen sandig-leichten Boden bilden. Der größte Theil des Laufes der Altamaha geht durch Aufschwemmungsgelände, und bildet daher höchst wahrscheinlich reichere und fruchtbarere Absetzungen.

Es ist zu vermuthen, daß das Meer daselbst eine sehr gute Aufschwemmung bildet, indem dieselbe von den gebrochenen Madreporen der Nachbarschaft gemischt ist. Es ist selbst wahrscheinlich, daß die an der Küste liegenden Inseln ein Madrepor- und Korallenfundament haben, welches in warmen Gegenden sich schnell in einen guten Boden auflöset.

Wo immer in dieser Gegend genugsam Wasser vorkommt, da werden Pflanzenmaterien angehäuft, wodurch alle niedere Gegenden an den Flüssen reich und fruchtbar werden, obgleich das trockene Land arm und sandig sein mag. Es ist indeß wahrscheinlich, daß, da die Aufschwemmung oberhalb der Ebbe und Flut eben, und vom Weggeführtwerden frei ist, selbige einen leidlich guten Boden bildet. Die Flußschiffahrt durch diese Gegend ist gut. Boote gehen bis an den Rand des Urgeländes, und Küstenfahrer bis zum Ende der Ebbe und Flut, welche in einigen Flüssen beinahe fünfzig Meilen unterhalb des Urgeländes eintritt. Die Kommunikation mit dem Meere vermittelst bankichter Hafen ist ziemlich leicht.

Etwas westlich von den Grenzen der Aufschwemmung beginnt nach Norden zu die Urklasse,

Digitized by Google

welche eben und von ziemlich guter Erde bedeckt iſt. Dieſer Strich ebenen Landes nimmt auf einige Entfernung von den Gebirgen, je ferner nämlich ſich derſelbe nach Weſten ausdehnt, an Breite ab, endet endlich in eine rauhe und gebrochene Gegend. Nördlich beſteht ſelbiger, wie er nämlich ſich den Gebirgen, die hoch und dünnern magern Bodens ſind, nähert, vorzüglich aus Granit und Gneis. Die zwiſchen dieſen Gebirgen liegenden Thäler ſind indeſſen obgleich enge, dennoch reich und fruchtbar.

Ein kleiner Strich dieſes Staates durchſchneidet die Gebirge, und trifft in einem Punkte mit dem Teneſſeefluſſe zuſammen. Derſelbe beſteht theils aus Uebergang und theils aus Flöz, deren Eigenſchaften den Eigenſchaften ähnlicher Felsarten in Nordkarolina und Teneſſee entſprechen.

Derjenige Theil dieſes Staates, welcher am Abhange der alleganiſchen Gebirge liegt, ſüdlich vor den Winden geſchützt, und der Milde ſüdlicher und ſüdweſtlicher Winde offen, ſollte eine der gemäßigſten Gegenden der vereinigten Staaten ſein, großentheils frei von den plötzlichen und großen Wechſeln zwiſchen Hitze und Kälte, erzeugt durch den offenen Lauf jener zwei entgegengeſetzten Windeszüge, von Norden nach Süden zu, die Witterung der entgegengeſetzten Klimate von ihrem Entſtehungsorte mit ſich bringend. Gedachter Theil kann ebenfalls als ein den Pflanzen des ſüdlichen Europa, nämlich hauptſächlich dem Weinſtock und Obſtbaume, freundliches Klima betrachtet werden, und zwar ſo gut als irgend eine nördlich von demſelben liegende Gegend der vereinigten Staaten.

Weil die Gebirgsketten nahe am Meer und mit demſelben in paralleler Richtung liegen, ſo ſind folglich die zwiſchen denſelben und dem Meere vorkommenden Flüſſe kurz, und haben ihren ganzen Lauf beinahe in einerlei Breite, welches die Fluthen weniger gefährlich macht, und ſelbige mehr unter die Herrſchaft der Dämme und andern Verrammungen bringt, als in der weſtlichen Gegend der Fall iſt, wo das ganze Miſſiſippi-Becken von einem einzigen Fluſſe durchſtrömt wird, deſſen vom Norden herunterkommende Schneewaſſer die ſüdlichen Gegenden überſchwemmt, mit einer Macht, deren Beherrſchung durch die beſchränkte Kraft des Menſchen ſchwierig iſt, ja von einer zerſtreuten Bevölkerung vielleicht nie erzielt werden kann.

Die vorhergehende kurze Beſchreibung begreift in ſich die Geſammtheit der atlantiſchen Staaten, d. i. aller derjenigen Staaten, welche in einem geologiſchen Geſichtspunkt alle die verſchiedenen Felsarten enthalten, von denen die Anwendung ihrer Eigenſchaften auf den Landbau durch die Modifikation und Befruchtung des Bodens ſchwer und verwickelt iſt. Das Uebrige der vereinigten Staaten rings an den Seen herum und, wie wir Gründe haben zu vermuthen, ſelbſt bis an den Fuß der Felſengebirge, beſteht aus zweierlei Felsklaſſen, nämlich dem Flöze und der Aufſchwemmung, welche aus den Flözanſpülungen entſtanden. Dieſe beiden Klaſſen beſitzen zur Hervorbringung der Pflanzen die günſtigſten Eigenſchaften. Erſtens weil ſelbige in Rückſicht ihrer Lage ſtets nach einer ebenen Oberfläche ſtreben, und zweitens in Beziehung

Digitized by Google

auf ihre Bestandtheile, welche durch wiederholtes Zerreiben in klein gekörnten Staub gebracht, und auf diese Weise in einen zur Erzeugung des Pflanzenthumes schicklich gelegenen Boden verwandelt sind.

Die Natur und Fruchtbarkeit des Bodens in dieser ausgedehnten Gegend hängt daher nicht so sehr von irgend einem Unterschiede in der Eigenschaft der Felsen ab, wovon, in geologischer Rücksicht sprechend, der Boden gebildet wird, denn diese Felsarten sind überall fast dieselben; sondern von deren Unterschied in Klima, gegenseitiger Lage, in Rücksicht der Höhen, indem der regel- und unregelmäßige Zufluß von Hitze und Feuchtigkeit durch die Beständigkeit oder Ungewißheit der Quellen, von denen sie herströmen, bestimmt wird, womit ebenfalls die verschiedenen, durch Seichte und Ueberschwemmung der Flüsse erzeugten Folgen, nebst der Natur der Felsen an den Quellen der Flüsse, durch welche letztere vielleicht eine lange Strecke geflossen, eingeschlossen sind.

Die unter der Benennung Missisippi-territory bekannte Abtheilung der vereinigten Staaten, welche sich von den Grenzen Georgiens zu denen von Louisiana und bis an den Missisippifluß ausdehnt, und in einer südlichen Richtung von den Grenzen Tenessees bis an die Floriden und den mexikanischen Busen läuft, besteht aus Flöz und Aufschwemmung, durch die Auflösung von Flözgestein gebildet; beide dieser Klassen enthalten einen Stoff, welcher zur Bildung eines guten Lehms gehört, und höchst wahrscheinlich einen fruchtbaren Boden ausmacht.

Derjenige Theil dieses Bezirkes, der am Abhange der Hügel liegend, gegen Süden zu vom Nordwinde geschützt, den Mittagslüften offen steht, genießt höchst wahrscheinlich gleich dem in ähnlicher Lage vorkommenden Theile Georgiens, eines gleichförmigen und gemäßigten Klima, und mag zur Erzeugung des Weines und der Olive günstig sein. Wo derselbe an den Missisippistrom grenzt, genießt er aller Fruchtbarkeit einer Flußaufschwemmung, ist aber den Unannehmlichkeiten der Ueberschwemmungen durch gedachten Fluß unterworfen. Derjenige Theil desselben Bezirkes, welcher an Tenessee grenzt, ist höchst wahrscheinlich in Boden, Erzeugnissen und Klima dem Osten des großen Beckens, woran derselbe grenzt, ähnlich.

Da dies Gebiet östlich, westlich und nördlich durch schiffbare Flüsse begrenzt, und überdies von drei andern Flüssen, welche in unmittelbarer Verbindung mit dem mexikanischen Busen stehen, bewässert wird, so sollte selbiges einer guten, sowohl innern als äussern Schiffahrt genießen, während es ebenfalls von den Ueberschwemmungen und Ungewißheiten weit herfließender Flüsse frei ist, indem letztere von einer durch menschliche Thätigkeit möglich zu beherrschenden Größe sind, und zu keiner Jahreszeit den Unannehmlichkeiten großer periodischer Fluthen, oder gegen ihre Quellen zu, den Hindernissen von Eis unterworfen sind, welches alles bei den Flüssen, die in nördlichen Gegenden entspringen, mehr oder weniger der Fall ist.

Der allmäligen Abdachung des Grundes und den auf eine kurze Strecke durch eine hohe Lage fließenden Flüssen zufolge, ist es wahrscheinlich, daß in diesem Gebiete eine Menge Quellen vorkommen müssen, und daß das in selbigem sich befindliche Wasser gut sei. Der östliche Theil

Digitized by Google

dieſes Gebietes iſt, nebſt dem weſtlichen Theile Georgiens, in den vereinigten Staaten das einzige Land, das auf einer ſüdlichen Küſte liegend, dem Einfluſſe der ſüdlichen Lüfte offen ſteht, und gegen die ſchnellen, die nördlichen Winde dieſes Kontinentes begleitenden Wechſel geſchützet wird; woraus ſich vernünftigerweiſe ſchließen läßt, daß das Klima dieſer Bezirke eines der gemäßigſten in den vereinigten Staaten, oder wenigſtens desjenigen Theiles derſelben, welcher bisher angebaut war, ſein müſſe, und daß daſelbſt weder die thermometriſchen Abänderungen ſo beträchtlich, noch die Extreme von Hitze und Kälte ſo groß ſein können, als in Gegenden, die dem Nordwind offen ſtehen. Es iſt ebenfalls wahrſcheinlich, daß der unmittelbar ſüdlich von der höchſten Endungsſpitze der alleganiſchen Gebirge liegende Theil am meiſten gegen den Einfluß der nördlichen Winde geſchützet ſein, und daß daher ſelbiger das ſanfteſte Klima haben müſſe, ungeachtet der darin ſich vorfindende Boden wegen der Nähe des Urgeländes weniger fruchtbar ſein mag.

Da die Quellen des Teneſſeefluſſes in einer gebirgigen Gegend entſpringen, die aus Ur- und Uebergang beſteht, und auf eine beträchtliche Strecke durch ebendieſelbe ausfließt, ſo muß gedachter Fluß höchſt wahrſcheinlich ein ſehr großes Quantum Sand und Kies, aus Quarz und Sandſtein von Uebergangskieſeln beſtehend, mit ſich herab führen, und aus welcher Urſache der Staat Teneſſee eine größere Anzahl Kiesfelder oder Sandbetten haben muß, als die übrigen, im großen Becken liegenden Staaten. Allein der Staat Kentucky, beſtehend aus Aufſchwemmung, welche durch den Ohioſluß in einer Kohlen-, Grauwacke- und Kalkſtein-Gegend geſammelt, und von derſelben heruntergeführt worden, iſt höchſt wahrſcheinlich reich und fruchtbar. Gleiche Urſachen müſſen, mit einer kleinen Ausnahme, den Unterſchied des Klima betreffend, in den Staaten Ohio, Indiana, in Illienois ähnliche Folgen erzeugen; und da das Miſchigan- und Nordweſtgebiete noch ähnlicher ſind, und ebenfalls einen größern Theil zur Aufſchwemmung, welche durch das Anſpülen der See entſtanden, beſitzen, ſo muß denſelben in Rückſicht ihrer Fruchtbarkeit eine größere Ausnahme geſtattet werden. Das ganze Becken beſteht aus Flöz und Aufſchwemmungen, welche letztere durch die Auflöſungen von Flöz entſtanden ſind, und mag daher am leichteſten einen natürlich guten Boden bilden, während deſſen ebene dem Abführen nicht unterworfene Lage, demſelben alle Vorzüge einer Anhäufung von Pflanzenſtoff, welcher durch den Fall der Blätter, vermoderndes Gras nebſt andern Pflanzenweſen entſtanden, zuſichert.

Eine große Menge einzelner Granit- und Syenitmaſſen finden ſich über der Oberfläche desjenigen Theiles des Beckens, welcher nördlich vom Ohioſluſſe liegt, umher zerſtreut, doch keine an der ſüdlichen Seite gedachten Fluſſes, woraus es wahrſcheinlich wird, daß dieſe Maſſen vom Norden herab, vielleicht von den auf der nördlichen Seite der Seen liegenden Urgebirgen gekommen ſind; aus welchem Falle folgen würde, daß die Wirkungen des Waſſers zu einer frühern Zeit, von denen in unſern Tagen ſelbſt verſchieden geweſen ſein müſſen, und daß gedachte Waſſer, anſtatt nach der jetzigen Weiſe aller nahe an den Seen entſpringenden Flüſſe,

Digitized by Google

Flözauflösungen abzusetzen, wahrscheinlich jene Urmassen, die Ueberbleibsel von Gebirgen, mit sich geführt, und in den nördlichen Theilen mehr Sand und Kies zurückgelassen, als sich jetzt in den südlichen vorfindet.

Auf der westlichen Seite des Missisippi ist dessen ganzes Becken unter dem Namen Missouri territory bekannt, welches nah am Meere auch Louisiana genannt wird. Dies Becken, bis fast an den Fuß der Felsgebirge, scheint gänzlich aus Flöz zu bestehen. Welches indeß die Natur der Felsgebirge sei, oder wie viel Aufschwemmung von ebendenselben von Urgebirgen heruntergebracht worden, — durch Flüsse zur Ausfüllung der Westseite des Beckens die vorzüglichsten Wirkungsmittel — ist unbestimmt. Die Gipfel der Felsgebirge sind in einer beträchtlichen Ausdehnung mit ewigem Schnee, ja vielleicht selbst mit Eis bedeckt; ein Beweis, daß selbige weit höher als die alleganischen Gebirge sind, weshalb die von ihren Seiten herunter rollenden Flüsse und Ströme mit einer unvergleichlich größern Gewalt und Schnelligkeit eine viel beträchtlichere vom Schmelzen des Schnees entstandene Wassermasse herabführen, als von Bergen die an Höhe gleich den alleganischen sind, erwartet werden darf. Es ist daher vernünftig anzunehmen, daß gedachte Flüsse am Fuße der Felsgebirge und auf eine beträchtliche Strecke weiter herab, eine weit größere Quantität Sand und Kies absetzen müssen, als durch die an der westlichen Seite der alleganischen Gebirge fließenden Ströme geschieht.

Wenn dieser Sand und Kies von der Sonne ausgetrocknet wird, so bilden selbige weit ausgedehnte wasserleere Felder, und werden in Wüsten verwandelt, während die Ufer von Flüssen, und feuchte Flöze einen erträglichen Boden bilden mögen, welches alles den Boden des westlichen Theiles von diesem ausgedehnten Becken ungleichförmig und zwischen ziemlicher Armuth und erträglichem Reichthum schwanken macht.

Flüsse, die an Gebirgen entspringend, durch eine so weit ausgedehnte Gegend fließen, alle ihre Wasser und Absetzungen einem allgemeinen Mittelpunkt zuführen, wo alle sich durch eine gemeinschaftliche Mündung mit dem Meere vereinigen, haben gewöhnlich die Eigenschaft, periodischerweise ihre Ufer zu überschwemmen, und bringen eine große, von Absetzungen oder Aufschwemmungen begleitete Wassermasse mit sich herunter. Diese Aufschwemmung wird gewöhnlich zuerst in die Bette oder auf die Ufer gedachter Flüsse abgesetzt, letztere um ein ziemliches über die Oberfläche der umliegenden Gegend erhebend, und den Flüssen einen Anschein gebend, als rännen solche über einen Erdrücken; welches die Ursache ist, warum die umliegende Gegend auf große Entfernungen durch die erste Ueberschwemmung dem Bestuthen unterworfen ist, und deren nachheriges Austrocknen auf dem Rückzug der Flüsse sehr dadurch verhindert wird, daß, da die Bette und Ufer der Flüsse höher liegen, als die übrige Gegend, das Wasser hierdurch vom Abfließen gehindert, große Seen und Moräste bildet, bis endlich die Hitze dasselbe austrocknet, um bei der nächsten periodischen Ueberschwemmung den gleichen Fall zu wiederholen.

Wenn die Last des herabfließenden Wassers solcher Flüsse die auf selbige gerichtete Beherrschungskraft des Menschen übersteigt, so ist solches für den Landwirth mit großen Unannehm-

Digitized by Google

lichkeiten und Ungewißheiten begleitet; und ferner seiner Verheerungseigenschaften zufolge dem Eigenthume keine Dauer zusichernd, wird es dadurch eines der größten Hindernisse, das jeder diesörtigen Verbesserung und Vervollkommnung in den Weg gelegt werden könne. Dies indeß ist glücklicherweise im Mississippibecken bloß auf die niedrigsten Theile der größten Flüsse beschränkt, und selbst diese mögen vielleicht noch unter die Herrschaft ausdauernder menschlicher Thätigkeit gebracht werden.

Obgleich dies Becken auf seiner West- und Nordostseite am höchsten ist, und gegen die Südseite der großen Seen zu allmälig abnimmt, so ist dennoch keine Gebirgskette oder irgend eine hinlängliche Erhabenheit vorhanden, dasselbe gegen die nördlichen Winde zu schützen, welche ohne das geringste Hinderniß durch dessen ganze Länge ausblasend, die schnellen Wechsel der den Nordwinden dieses Kontinents eigenen Witterung mit sich führen. Es ist nicht unbegreiflich, daß das öftere Blasen dieser Winde durch den Südwind gemildert wird, welcher durch die beständige Wirkung der die mexikanische Bucht regierenden, ihren Lauf nach oben wendenden Passatwinde, aufwärts durchs Becken zurückgetrieben wird; dennoch herrscht zwischen den entgegengesetzten Winden ein Wechsel, und schneller Uebergang von Kälte zu Hitze.

Ohne Zweifel mag dieser Witterungsübergang sowohl dem Menschen als dem Pflanzenreiche, (im Verhältniß wie dieselben sich an das Klima gewöhnen, und andere Bedürfnisse annehmen, wodurch sie für ihre neue Lage tüchtiger werden,) jeden Tag mit geringern Nachtheilen begleitet sein. Denn es ist wahrscheinlich, daß wir noch nicht lange genug mit den Ungleichförmigkeiten des Klima gekämpft, um unsere europäischen Gewohnheiten und Bedürfnisse ganz zu verlieren, welche, da sie, wie von einer ganz andern Ordnung der Dinge hergebracht, sich mit diesem Lande nicht vertragen.

Die meisten Pflanzen, als Früchte u. s. w. welche hier gezogen werden, tragen gleichfalls eine europäische Natur an sich, welche selbige zu ändern, noch nicht Zeit genug hatten.

Bei meinem Blicke sowohl auf die geographische als auch geologische Karte der vereinigten Staaten ist es klar, daß diese Staaten in zwei ganz ungleichartige Theile zerfallen, welche in Rücksicht gegenseitiger Lage und Mittel, mit den übrigen Theilen des Globes in Verbindung zu treten, sowohl als auch in Rücksicht innerer Kommunikation wesentlich voneinander verschieden sind.

Die natürliche Scheidungslinie dieser zwei großen Gebiete besteht in der bekannten alleganischen Gebirgskette, welche wegen der Armuth des Bodens, und der Schwierigkeit, zu Markte zu kommen, unter allen Theilen des Kontinents höchst wahrscheinlich am letzten eine große Bevölkerung haben wird.

Auf der westlichen Seite dieser Gebirgskette liegt das große Mississippibecken, welches in geologischer Rücksicht ähnliche oder gleichartige Bestandtheile enthält; die Vorzüge aller zwischen dem neunundzwanzigsten und fünfundvierzigsten Grade nördlicher Breite eingeschlossenen Klimate, so wie auch der tropischen und der nördlichen Produkte genießt; das vermittelst der

unzähligen Zweige eines schiffbaren Flusses mit dem Ozean in Verbindung steht, und zwar in einem einzigen Punkte, der durch Kaufmannsschiffe bloß mit Gefahr begleitet, fahrbar, allein für Kriegsschiffe unzugänglich ist.

Auf der atlantischen Seite von gedachter Kette genießen die Einwohner fast der gleichen Verschiedenheit in Klima und Erzeugnissen; allein in Rücksicht der Kommunikation zwischen dem Norden und Süden hängen selbige vom Meere ab, welches sowohl für Kaufmanns- als Kriegsschiffe auf allen Seiten zugänglich ist.

Der Bewohner des westlich von den alleganischen Gebirgen liegenden Gebietes, wird durch seine Lage genöthigt, die Inlandsschiffahrt als eine der Quellen seines Reichthums, seiner Unabhängigkeit und seines Glückes anzusehen; und da selbiger einen einzigen und zwar schlechten Meerhafen besitzt, so muß dadurch höchst wahrscheinlich der fremde Handel als Nebensache betrachtet, und denen überlassen werden, welche ihn am wohlfeilsten betreiben können. Das Zutrauen in seine Kraft, verbunden mit dem glücklichen Umstande, einen einzigen Hafen zu vertheidigen genöthigt zu sein, wird es seinem Regierer sehr schwer machen, ihn von der Nothwendigkeit einer Flotte oder Armee zu überreden, und daher ihn seine Lage sowohl als auch sein Interesse mit der ganzen Welt Friede zu halten nöthigen.

Dies ist bei den Bewohnern der atlantischen Staaten nicht der Fall. Lebend auf einer ausgedehnten Küste, die überall dem Anfall einer stärkern Flotte zugänglich ist, mögen ihn seine Regierer leicht zur Errichtung einer, den Handel u. s. w. schützenden Flotte und Armee überreden, d. h. denselben in alle europäischen Kriege verwickeln, von allen ungeheuern Kosten begleitet, die einer Regierung, gleich der unsern, eigen sind.

Es ist wahrscheinlich, daß weder auf dieser Erde, noch in den Blättern der Geschichte, irgend eine Gegend von gleicher Ausdehnung aufgefunden werden kann, die, wie das Mississippibecken sowohl durch seine physischen Vortheile, als auch durch seine politischen Einrichtungen, worauf der Zustand der Gesellschaft gegründet ist, so sehr zur Verewigung einer freien und gleichen Volksregierung berechnet wäre.

Mit dem Genusse ungleichartiger Erzeugnisse verschiedener Himmelsstriche, vermittelst einer schnellen und leichten, zu den Extremen des Landes leitenden Fuhre durch Flüsse gegen die Einfälle und Verheerungen eines fremden Feindes gesichert, beginnen die Einwohner daselbst mit Vortheilen, welche in andern Gegenden durch Jahrtausende von Mühe und Arbeit nie erlangt werden konnten.

Da dies von einer Gebirgskette und einer Reihe Seen umgebene Gebiet, bei der Vergleichungsweise eigenen Schwäche seiner angrenzenden Nachbarn wegen, die Einwohner desselben gegen die geringste Besorgniß von irgend einem diesseitigen Ueberfalle gesichert sind, während zu gleicher Zeit das Dasein eines einzigen und zwar schlechten, für Kriegsschiffe untauglichen Hafens, jeden Anfall von der Meeresseite her vereitelt, so wird dadurch die Kriegslust unendlich zurückgehalten und der Regierer selbst der Entschuldigung, eine Flotte oder Armee zu errichten, beraubt,

Digitized by Google

deren wirkliches Dasein bisher noch immer den Untergang einer freien und gleichen Volksregierung mit sich führte.

Auf eine freie und gleiche Repräsentation gegründet, werden seine Einwohner höchst wahrscheinlich sich durch die Mehrheit regieren, und nicht, gleich dem größten Theile der atlantischen Staaten, welche bloß auf einer Repräsentation des Eigenthums ruhen, der Herrschaft der Minorität sich unterwerfen. Ausschließlicher Reichthum sichert dem Besitzer ausschließliche Gewalt nebst den Mitteln, selbige zu verewigen, zu, wie es aus der Geschichte aller übrigen Nationen erhellt. Gedachtes Gebiet wird höchst wahrscheinlich in zwanzig bis dreißig freie und unabhängige repräsentative Staaten eingetheilt werden, welches das Volk gegen jede unvorhergesehene Usurpation schützen wird. Da indeß alle die Völker der alten Welt, einst im Besitze eines gleichen Antheiles einer repräsentativen Regierungsform, desselben durch die Intriguen ihrer Regierungen sind beraubt worden, so verbietet die Erfahrung uns, auf die Fortdauer einer gleichen Repräsentation selbst in diesem glücklichen Lande großes Vertrauen zu setzen, ob uns gleich die Hoffnung, daß selbiges auf ferne Zeiten hinaus durch die wirkliche Mehrheit regiert werde, und eine Zuflucht unterdrückter Menschheit bleiben möge, erlaubt sein kann.

Vade in pace.

Ein Beitrag zur peinlichen Gerichtskunde.

Es ist ein geprüfter Grundsatz: wo Gesetze sind, da müssen auch Strafen sein. Wo Menschen sind, gibts Thorheiten und Fehler. Wo Ordnung bestehen soll, müssen auch Gesetze sein. Gesetze aber erhalten keine Ehrfurcht, ohne exekutive Gewalt; diese bleibt unnütz, wenn sie nie in Uebung gesetzt wird, wo sie durch Ausbrüche von menschlichen Thorheiten, Fehlern, Lastern, und Ausschweifungen zur That aufgerufen ist. Man gibt gern zu, daß ohne Strafen, ohne Züchtigung, der Gehorsam unter Körperschaften nicht bestehen kann; und wer eine zahlreiche Klostergesellschaft von Mönchen, die an Alter, Denkungsart, Leidenschaften so verschieden, und einer übertrieben strengen Regierung ihrer Vorsteher gemeinlich unterworfen sind, wer eine solche Gesellschaft betrachtet, der wird die Nothwendigkeit des Zwanges, jeden in seinem Gehorsam zu halten, bald begreifen. Demungeachtet ist das Strafen wegen Uebertretung der Klosterpflichten schon an sich den Ideen des Mönchswesens gerade entgegen, weil der Zwang der Freiheit widerspricht, von welcher doch die Heldentugenden ihren vornehmsten Werth erhalten sollen. Entlassung aus der Gesellschaft ist das einzige rechtmäßige Mittel, das die Alten kannten; das aber bei dem ganzen Ordenswesen sehr gefährlich werden konnte. Man erfand andere Strafen, die oft unerhört grausam waren; Leibes- und selbst Lebensstrafen, bei denen nur das

Digitized by Google

Blutvergießen vermieden wird; die aber deswegen noch peinlicher sind, weil sie den Tod verzögern. Man hat in letztern Jahrhunderten solche Beispiele von Martern und Hinrichtungen, die in den Klöstern vorgefallen, bekannt gemacht, welche ohne Schauder kaum gelesen werden können. Und wie viele sind durch die strengste Verheimlichung den Augen und dem Gerichte der Welt entzogen worden? Diese Strafen werden für Jeden, dem noch Menschlichkeitsgefühle inwohnen, desto verabscheuungswürdiger, wenn man die Verbrechen, die man bestraft, und die Art des Prozesses, die dabei beobachtet wird, kennt. Der letztere ist vollkommen nach den Gesetzen des Ketzergerichtes eingerichtet. Die peinliche Rechtsgelehrsamkeit der verschiedenen Orden verdient unsere ganze Aufmerksamkeit. Sie ist ein wahrer Schlüssel zu sehr vielen sonst geheimnißvollen Erscheinungen in dem Mönchswesen. Mit Recht ist es ein Räthsel, daß nicht mehr Männer und Jungfrauen in Klöstern ihre Freiheit zu suchen wagen; zumal da jene öfters Gelegenheit dazu leicht finden können; ein Räthsel, das der Aberglaube allein nicht aufzulösen vermag. Aber das Einmauern der Apostaten, auch wohl unter freiem Himmel nur halb begraben zu werden, und das auf die ganze Lebenszeit, die dabei noch lange dauern kann, das sind die kräftigsten Klosterriegel, die gewiß schon Tausende abgeschreckt haben, einen Sprung zu wagen, zu dem sonst so viel Reiz vorhanden ist. Die Orden erhielten durch solchen Zwang, durch solche Strafen große Vortheile. Kein Verbrechen ward härter bestraft, als die Apostasie, und daher bemerkt man auch wohl bei andern Gesellschaften, selbst bei den Soldaten, wo doch andere und erhebliche Ursachen eintreten, nie einen so großen Eifer, die Ausgetretenen aufzusuchen, und zu bestrafen, als bei den Mönchsorden. Und wenn gegentheilige Beispiele vorkommen, so sind sie sehr ungewöhnliche Ausnahmen von der Regel.

Die fürchterliche Macht des peinlichen Rechts würden die Mönche nie erhalten haben, wenn keine Orden entstanden wären. Freilich lag eine entfernte Ursache darin: einmal, daß die Personal-Immunität der Geistlichen, oder ihre Befreiung von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit der Obrigkeit, durch die Päpste eingeführt, und unter vielem Widerspruch, aber auch mit ganz verschiedenem Fortgange behauptet wurde; hernach, daß nun der ganze Haufe von Ordens-Personen zur Klerisei gerechnet, und ihnen alle Rechte der gottesdienstlichen Personen, mithin auch die gedachte Personal-Immunität zugestanden wurde. Die wahre und nächste Ursache gaben die ausschweifenden Privilegien, welche der römische Stuhl dem Orden als Orden ertheilte, besonders die Befreiung von der Gerichtsbarkeit, nicht allein der Obrigkeit, sondern auch der Bischöfe. Dadurch wurde Freiheit, Gesundheit und Leben vieler tausend Menschen in die willkührliche Gewalt von wahren Despoten geliefert, und ihnen alle Hilfsmittel, aller Schutz geradezu abgeschnitten. Man würde sich auch nicht wundern, daß die Orden über dieses Recht von aller Exemption sehr eifersüchtig gewesen, und es noch sind; und daß alle von einigen Unglücklichen gemachten Versuche, obrigkeitliche Hilfe zu suchen, als die größten Verbrechen gestraft worden. Dieses Uebel ward desto größer, da sogar der Weg, an die höhern Obern des Ordens selbst sich zu wenden, oft versperrt ward. Daß aber jemals ein Mönch Gelegenheit gefunden, seine gerechten

Digitized by Google

Klagen vor den Papſt (denn dieſen Richter müſſen doch Alle erkennen) zu bringen, davon glaube ich nicht, daß ein einziges Beiſpiel vorhanden ſei. Es iſt wahr, daß ſolche Privilegien auch wohl den Mönchen und ihren Klöſtern gegeben werden können; dennoch aber würden ſie nicht ſo vollzogen, nicht ſo gegen die Obrigkeit behauptet werden können, als da ſie ganzen Orden gegeben ſind. Eine Kloſtergeſellſchaft hat durchaus nicht die Macht, folglich auch nicht das Anſehen, das eine ganze Ordensgeſellſchaft haben muß.

Ein Ausfluß dieſer geiſtlichen, peinlichen Gerichtsbarkeit iſt das verrufene in pace. Viele leſen und hören von dieſem in pace, und Wenige wiſſen, was man eigentlich darunter verſteht. Ein in pace iſt in den Klöſtern*) nichts anders, als das, was man im Franzöſiſchen oubliette nennt. Es ſcheint, der heilige Franziskus habe ſelbſt dieſe auserleſene Strafe geliebt. Die Beſchaffenheit derſelben ergibt ſich am beſten aus ihrer Geſchichte.

Ihren Urſprung hat man unter den Morgenländern zu ſuchen. Die alten Römer nahmen ſie von den Perſern an, um die ſtraffälligen Veſtalinnen damit zu belegen. Und von dieſen ſcheint ſie zunächſt in die Klöſter übergegangen, wo man ſich ihrer mit vielem Nutzen und Segen bediente, wo man kein kräftigeres Mittel hatte, den Unordnungen und Ausſchweifungen vorzubeugen, als eben dieſe fürchterliche Strafe.

Die Art, ſie zu gebrauchen, war nicht immer die gleiche. So viel ich weiß, waren die Perſer die erſten, welche ſich derſelben bedienten. Cambyſes, ein Sohn des großen Cyrus, ließ zwölf perſiſche Magnaten ohne Urſache lebendig begraben**). Amyteis***), die Gemahlin Artaxerxes, ließ den Arzt Apollonides, welcher die Prinzeſſin Amyteis, ihre Tochter, unter dem Vorwande einer Krankheit geſchändet hatte, erſt zwei Monate hindurch auf alle erſinnliche Art martern, und zuletzt lebendig in eine Grube werfen, worin er umkam. Pariſatis, des Ochus Gemahlin, ließ die Mutter des Terituchmus, ihre beiden Bruder, Metroß und Helicus, und ihre drei Schweſtern auf ebendieſelbe Weiſe hinrichten.****).

Bei gewiſſen Opfern, die der Gottheit geheiligt wurden, behandelte man dieſe grauſame Todesart als eine heilige Zeremonie. In dem berüchtigten Feldzug, den Xerxes gegen die Griechen that, wo er alle Kräfte Aſiens wider ſeine Feinde vereinigte, opferte er *****) am Ufer des Fluſſes Strymon viele weiße Pferde; und ließ hierauf neun junge Mädchen und neun junge Knaben vom erſten Range lebendig begraben, um — den Schutzgott des Ortes zu verſöhnen.

---

*) Vorzüglich in Frankreich, Spanien, Italien, und wo die Inquiſition einheimiſch war auch in Deutſchland, im Orden von Ciſterz, in den Bettelorden (auch in der Schweiz?) geübt worden. Dank der diskreten Regel Benedikts! In dieſer vernünftigen nützlichen Kloſterverfaſſung zeigt uns keine, auch nicht ihre geheimſte Geſchichte, einige Spuren ſolchen Gräuels von Despotie! Wenigſtens in unſern deutſchen und ſchweizeriſchen Kloſtern nicht. Denn was der große Mabillon, oeuvres posthumes, T. II. p. 321 — 336 wider den Gräuel des Vade in pace geſchrieben, betrift dieſe ſicherlich nicht.

**) Herodotus, C. 3. p. 175. Edit. Francof. 1608.

***) Ibid. p. 653.

****) Ibid. p. 653.

***** (Herodot. L. VIII.

Und ſeine Gemahlin Ameſtris opferte auf eben ſolche Art vierzehn junge Herren aus den anſehnlichſten Häuſern Perſiens, zur Dankbarkeit für eine gewiſſe Wohlthat, die ſie von der im Zentrum der Erde wohnenden Gottheit vermeinte erhalten zu haben.*) Dies war der gottloſe und abſcheuliche Gebrauch der Perſer.

Statt der Gruben nahm man in jenen Ländern auch große Haufen Aſche, in welche man die, welche ſterben ſollten, von der Höhe eines Thurms über den Kopf hinabſtürzte. Dieſe Strafe war nicht völlig ſo grauſam, als die vorhergehende. Der Beſtrafte litt wenig, weil er in dem Haufen Aſche ſogleich erſtickte. So ſchaffte Darius Ochus, Artaxerxes Sohn, ſeine beiden Brüder, Secundianus und Archites, auch den Artyphius und Pyſathnes, welche ſich gegen ihn empört hatten, aus dem Wege**). So ließ auch Artaxerxes, Ochus Sohn, den Artabanus hinrichten, weil er die Partei ſeines Bruders Cyrus ergriffen hatte.

Noch eine Art von Lebensſtrafe gebrauchte man, als ein in pace bei den Perſern. Man nannte ſie die Kaſten. Eine der grauſamſten und entſetzlichſten Strafen, die man ſich denken kann. Der Verurtheilte wurde auf den Rücken gebunden und verſtrickt, daß er ſich nicht rühren konnte, in einen Kaſten gelegt. Auf dieſen erſten Kaſten deckte man umgekehrt einen andern als Deckel, und in dem obern Kaſten, dem Deckel, ließ man ein Loch, um dem Verurtheilten zu eſſen zu geben. Dieſer ſah ſich dann in der Lage, worin er war, da er ſich nicht rühren noch bewegen konnte, lebendig von Würmern zernaget, die ſich in ſeinen eigenen Exkrementen erzeugten. Vierzehn bis zwanzig Tage, ja wohl länger, konnte der Gequälte in dieſem Zuſtande leben. Artaxerxes Longimanus brauchte dieſe Marter wider einige von denen, die ſeinen Vater ermordet hatten.

Bei den Indern ſetzte man die Staatsgefangenen in pace bei***). Man ſenkte ſie in eine tiefe Gruft, die unter dem Thron des Königs war, und vermauerte den Eingang zu der Gruft. In den vermauerten Eingang machte man alle Tage eine Oeffnung, wodurch man etwas zu eſſen hinabließ, und mauerte dann das Loch wieder zu, ohne ſich darum zu bekümmern, ob die Eingekerkerten lebten oder todt wären. Man denkt leicht, daß dieſe Unglücklichen in einer ſo traurigen Lage, von Finſterniß und Fäulniß umgeben, auf eine elende Art umkommen mußten.

Unter den Griechen iſt ſchwerlich ein Beiſpiel vom in pace vorzufinden. Bei den Athenienſern geſchah es wohl, daß man einen Gefangenen vor Hunger, Durſt und Elend in ſeinen Ketten ſterben ließ, beſonders wenn er ein Sklave war, deſſen Leben man wenig achtete. Aber es geſchah gemeiniglich nur aus Vergeſſenheit und Vernachläſſigung. Ein Beiſpiel findet man im Plato. Er hat es zum Gegenſtande ſeines erſten Geſpräches gemacht, das den Titel Entryphon führt****).

*) Herodot. l. VIII. p. 419.

**) Ex Clesiae Persicis, ad calcem Herod. ibidem p. 652.

***) Herbelot in Biblioth. Orient. Voce Dab Schelim.

****) Platonis opp. Edit. Basil. 1534. in Entryphone p. 2. 2. 3.

Digitized by Google

In der Folge gebrauchten die Römer die erwähnte Leibesstrafe, und belegten damit die Vestalinnen, theils wenn sie das heilige Feuer ausgehen ließen, theils auch wenn sie das Gelübde der Keuschheit gebrochen hatten. Zur Zeit des Aemilius, der, um sich des Regiments zu versichern, die Rhea Sylvia wider ihren Willen zur vestalischen Nonne machte, peitschte man die Vestalinnen, wenn sie eine der genannten Sünden begangen hatten. Nachher hielt man es für besser, sie lebendig zu begraben. Die römische Geschichte hat mehr als ein Exempel von dieser Strafe. Die Vestalin Opia, auch Opimia genannt, litt dieselbe unter den Konsuln Quintus Fabius und Lucius Aemilius Cäsar*). Und die, welche sie geschändet hatten, wurden, die Köpfe zwischen zween kreuzweise gelegte Pfähle gesteckt, bis auf den Tod gegeißelt. Dies war die gewöhnliche Strafe solcher Buben.

Die Jungfrau Urbinia wurde gleichfalls in pace beigesetzt, nachdem sie zuvor durch alle Kreuzwege der Stadt geführt, und vom Pontifex Maximus gegeißelt war**). Sie hatte zwei Genossinnen ihres Verbrechens. Die eine davon ermordete sich selbst, und die andere starb unter der Geißel. Minucia hatte ein ähnliches Schicksal unter den Konsuln Cajus Sulpicius Longus und Publius Aelius Petus***). Ihr weltliches Aussehen, ihr freieres Wesen, die Art, den Schleier aufzuhängen, die Manier, den Wimpel (Tuch womit die Nonnen ihre Brust bedeckten) umzuthun, und ihre ganze Tracht, die für eine Jungfrau, für eine Eingeweihte viel zu eitel und gekünstelt war, hatte schon Verdacht gegen ihre Keuschheit erregt; endlich verrieth sie ein Sklave. Auf dessen Anzeige machte man ihr den Prozeß. Sie wurde degradirt, und — in pace beigesetzt. Philostrat erwähnt dreier Vestalinnen, die wegen eben dieses Verbrechens zu Domitians Zeiten verurtheilt wurden****). Caracalla ließ ihrer vier aus eben der Ursache hinrichten. Das Ungerechteste und Grausamste dabei war, daß er selbst ihnen Gewalt angethan hatte, und sie dennoch nach der Strenge des Gesetzes richtete. Clodia Laeta hatte, wie die Lebensgeschichte jenes verabscheuungswürdigen Monarchen sagt, ein keusches Herz und eine keusche Seele, und dennoch mußte sie sterben. Ausschweifungen hatten den Kaiser so weit gebracht, daß er auch das entheiligte, was das Heiligste von der Welt war. Daher warf er auf die erwähnte Vestalin ein unzüchtiges Auge, und that Alles, was er thun konnte, um von ihr gewisse unerlaubte Gefälligkeiten zu erhalten. Das keusche Mädchen widersetzte sich, und schrie, da sie das Kostbarste, was sie hatte, verlieren sollte. Aber ihr Widerstand und ihr Geschrei halfen nichts, sie vom Tod zu retten. Das in pace war der Lohn ihrer Keuschheit.

Plutarch und Dionys von Halicarnas, welche uns die Beschreibung dieses Leichenbegängnisses hinterlassen haben, berichten Folgendes: „Vor dem Collinischen Thor, zu Rom, auf einem Anger, der Sündanger genannt, ager sceleratus, war eine Anhöhe, welche sich ziemlich

*) Livius Decad. 1. L. 2. c. 42. Oppia virgo vestalis damnata incesti poenas dedit.

**) Dionys. Halicarnass. antiq. 10m.

***) Livius Decad. I. Lib. 8. C. 15.

****) Philostratus, vita Apollonii. T. II. L. 7. C. 3.

Digitized by Google

weit zwischen den Stadtmauern hin erſtreckte. Unter der Anhöhe baute man ein kleines unterirdiſches Gemach. Man brachte eine kleine Leiter an, zum Hinunterſteigen. Im Gemach ſelbſt ward ein Bett niedergeſetzt; ein angezündetes Licht; auch ein wenig Brod, Waſſer, Milch und Oel*). Wenn nun die Veſtalin ihres Dienſtes entſetzt, und zum Tode verurtheilt war, ſo ſetzte man ſie in eine Sänfte, die nach Gewohnheit der Leichenbegängniſſe ſchwarz behängt wurde. Da ſaß ſie gebunden, und um und um Geſicht und Körper in ein Leichentuch verhüllt, damit ſie kein Menſch ſähe, kein Menſch ſie ſchreien hörte. So trug man ſie über den Markt der Stadt, und ein Gefolg begleitete ſie; alle in Trauerkleidern, alle in Trauerſtille, alle in tiefer, allertiefſter Betrübniß**). Wenn der Leichenzug auf dem Richtplatz angekommen war, nahm der Gerichtsdiener der Veſtalin die Bande ab. Dann hob der Oberprieſter die Hände gen Himmel, und betete für die Ruhe dieſer Seele einige geheimnißvolle Gebete***). Hierauf führte er die Verurtheilte, im Todtenſchleier verhüllet, aus der Sänfte, geleitete ſie auf die erſte Stufe der Leiter, die zu ihrer Grube führte****), und ließ die Nonne ſterben, ohne eine Meſſe für ſie zu leſen, ohne ein weiteres Gebet für ſie zu thun; ohne ein Opfer für die Ruhe ihrer Seele zu bringen.

Auch auf die neuern Zeiten des Mittelalters iſt dieſe Strafe übergegangen, und von verruchten Tirannen, wie von rechtlichen Völkern geübt worden. So ließ der Tirann Galeazzo von Mailand im J. 1476 Einen, der ihn leichtlich beleidigt hatte, lebendig begraben; einen andern Menſchen im Kerker Hungers ſterben*****). In dem Prozeſſe des Johann Waldmann, Burgermeiſters von Zürich, wurden zwei in ſeinem Handel verwickelte Rathsmänner, Hans Byger und Rudolf Ryß, eingemauert: „daß ſie Sonn und Mond nie mehr ſehen, und kein Luftloch ſei, als um Speiſe hereinzureichen.“ Sie kamen aber wieder zu Ehren. Z. B. Bogern führt der Geſchichtſchreiber Bullinger an, daß er nachmals den letzten Krieg der Schweiz mit Oeſterreich (den Schwabenkrieg) ſchließen half. So auch der andere, als das Parteiſpiel ein Ende nahm******).

Den Beiſpielen der Alten ahmten Klöſter nach, und bedienten ſich einer Strafe, welcher Politik und Rachſucht ihren Urſprung gegeben hatten; aus Frömmigkeit und Andacht. — — —

In den Bettelorden iſt ſie mehr als in andern geübt worden. Die bekannte regula magistri ſcheint das in pace zu empfehlen. Sie ſagt im Kapitel vom Bann: Wenn der Exkom-

*) Quasi corpus abominetur maximis consecratum cerecmoniis, fame conficere.

**) Neque est spectandum illic ullum magis horrendum, nec tristior civitatis facies ulla est die. Plutarchus in Numa p. 66.

***) Pontifex Max. ante supplicium preces quasdam arcanas, tensis ad coelum manibus peragit.

****) Quo descensus est in damnatorum. Et se avertit cum aliis sacerdotibus. Postquam illa descendit, retrahuntur scalae; et adiecta, multa injecta desuper humo contegitur, donec complanatum solum aggeris sit.

*****) Cogeretque uti fudis alimentis, donec exhaustum omni penitus humore corpus ea quoque denegavit. Ripamonti Hist. Mediol.

******) J. von Müller Geſchichten der Schweiz. T. V. p 403. Im Jahr 1453 ward zu Konſtanz ein Mann eingemauert bei dem Schnetzerthor. Täglich gab man ihm nicht mehr als für zwei Denar Brod, und einen Krug mit Waſſer. Er hatte im Unſinn ſein Ehrweib erſtochen. Schultheiß, Const. Chronik. Mss.

Digitized by Google

munizirte halsstarrig ist, daß er bis auf die neunte Stunde des dritten Tages in seiner Widerspenstigkeit verharret, ohne dem Superior genug zu thun; so soll man ihn bis zum Tode einkerkern, und ihn mit Ruthen peitschen*). Hier ist Dunkel. Schwerlich wird man aus den Schriftstellern des Ordens Beleuchtungen ziehen können. Wer wird die Akten von einem solchen Kriminal-Prozesse drucken lassen?

Die Jahrbücher der Minoriten erzählen eine Geschichte, die, wenn sie wahr ist, beweiset, daß Franziskus das in pace geliebt habe. Wenn sie aber erdichtet ist, wenigstens die Vermuthung gibt, daß die Söhne des heiligen Franziskus diese Strafe durch das Beispiel ihres heiligen Vaters haben autorisiren wollen. Franziskus, sagt man,**) hatte einem Ordensbruder bei der heiligen Obedienz befohlen, einen Aussätzigen zu besuchen. Der Bruder wollte nicht. Es kam vor den Patriarchen. Dieser seraphische Mann ward entrüstet. Voll heiligen Eifers wider den Ungehorsamen, faßte er den Entschluß, eine solche Sünde nicht ungestraft zu lassen. Gleich befahl er den Brüdern, die gegenwärtig waren, eine Grube zu machen, und den Verbrecher lebendig zu begraben***). Sein Befehl wurde sogleich befolgt. Schon war der unglückliche Mönch bis zum Haupt hinan mit Erde bedeckt, als er sich noch den letzten Augenblick, der ihm vor der völligen Erstickung übrig blieb, zu Nutze machte, um Erbarmen flehte, und aufs kläglichste bat, ihm das Leben zu schenken. Durch dies Geschrei ward Franziskus gerührt, und ließ ihn wieder ausgraben.

Gemeiniglich war die Strafe des in pace mit Pomp und Zeremoniel verbunden, damit sie desto mehr Schrecken und Grausen verursachen möchte. Vorher ging die Degradation. Der Verurtheilte verlohr den Mönchsstand, und wenn er ein Priester war, zugleich seine Priesterwürde. Was zum Mönchs- und Priesterhabit gehörte, wurde ihm ausgezogen, und der Inquisit mußte sich auf die Deliquentenbank setzen. Ihm gegenüber lag die Ordensregel, welche er übertreten hatte, die Regel, die ihn jetzt richten und verdammen sollte. Um ihn her waren alle Religiosen des Klosters, und sangen im tiefen Trauerton den 108. Psalm; den sogenannten Fluchpsalm****). Zwischen jedem Verse machte man eine lange Pause. Inzwischen zog man ihm alle noch übrigen Kleiderstücke eines nach dem andern aus, und zerriß sie. Man schnitt ihm Bart und Haare ab. Man schabete ihm die Haut von den geweihten Fingern; man nahm ihm die Tonsur, indem man ihm die oberste Haut mit einem Scheer- oder Federmesser ablösete, um ihm auf eine gewisse Weise die Consecration zu nehmen, die er bei der Profeß und Ordination erhalten hatte. Und nun — führte man ihn in pace.

---

*) Regula Magistri C. 13. Excommunicati Fratres, si ita superbi extiterint, ut in superbia cordis perseverantes in tertia die hora nona satisfacere abbati noluerint, custoditi usque ad necem cedantur virgis.

**) Chronique et Instit. du S. Pere S. François jouxte la copie imprimée a Parme, par Erasme Viotti. 11. Vol in 4to. Lib. I. C. 40.

***) Je pensois avoir sous mon gouvernement des hommes morts au monde, mais ils sont vivans. Parce, vous autres, dit-il aux freres là presents, prenez moi cet inobédiant, et l'enterrez tout vif.

****) Deus laudem meam ne tacueris. Voll Verwünschungen.

Digitized by Google

Diese Art der Degradation ist bis auf einigen Punkte in den Klöstern und heiligen Gerichten noch gebräuchlich. Auch bei Degradationen des weltlichen Klerus, wenn sie dem Brachio saeculari übergeben wurden. Vordem wurden sie auch wohl bei Personen vom Range gebraucht, (bei Rittern) wenn sie ihrem Monarchen untreu geworden. Dem zum Tode verurtheilten Waldmann von Zürich nahm der älteste Ritter, Heinrich Escher in Zürich, die Ritterzeichen ab. Unter König Franz I. ist sie am Kapitän Fangel vollzogen worden, der Fontarabia aus Feigheit übergeben hatte. Kaiser Maximilian I. ließ auf gleiche Art die ritterliche Weihe und Zierde dem Ritter Fuchs abnehmen, als er den Königsstein im Tyrol einnahm, und den Fuchs enthaupten ließ, weil er muthwillig genug war, mit Besen die Mauer, zum Spott der Belagerer, abwischen zu lassen, auf die mit Kanonen ohne Schaden geschossen wurde*). Geliot und la Combiere**) erzählen uns, wie man dabei verfuhr. „Es wurden zwanzig bis dreißig brave Ritter versammelt, vor welchen ein Wappen-Herold den Ritter der Verrätherei und Treulosigkeit anklagen mußte. Man baute zwei Gerüste, eines für die Richter, bei welchen die Oberherolde, rois héraults, und junge Herolde, poursuivans d'armes, standen; das andere für den verurtheilten Ritter. Dieser Ritter stand da, völlig bewaffnet; seine Wappen vor ihm auf eine Stange gesteckt, aber umgekehrt, die Wappenspitze in die Höhe gerichtet. Zur Seite standen zwölf Priester in Chorröcken, und sangen die sogenannten Bußpsalmen. Nach jedem Psalmen hielten sie Pausen, unter welchen die Waffenknechte, officiers d'armes, dem Verurtheilten die ganze Waffenrüstung, vom Helm an bis auf das letzte Stück, abnahmen. Hierauf zerschlugen sie das Wappen mit einem Hammer in drei Stücke. Der Oberherold goß ein Becken voll heißen Wassers über den Kopf des Delinquenten; die Richter zogen Trauerkleider an, und gingen in die Kirche. Der Degradirte aber wurde an einem Strick, der um seine Schultern geworfen war, vom Schaffot herabgeschleift, auf einen Karren gelegt, und mit einem Leintuch behängt. Die Priester sangen noch eine Todtenmesse, und nach ihrem Ende übergab man ihn dem Oberrichter, juge royal, und dem Gewaltiger, exécuteur de la haute justice.

Wir kommen auf das in pace zurück. Nachdem die Degradation des Mönchs geschehen, und das Urtheil abgelesen worden, begleitete man den Degradirten in Prozession zu seiner Ruhe. Entkleidet, bis auf den Rock entkleidet, ging er dahin. Voraus der Kreuzträger mit verkehrter Kapuze; hinter ihm die Kirchendiener mit ausgelöschten Lichtern; bei diesen zwei andere Geistliche mit Rauchfaß und Weihwasserkessel. Auf dem Wege ging man mit langsamen, pathetischen Schritten. Alle Brüder des Konvents gingen mit, die Kapuze eingedrückt, die Augen zur Erde geworfen, das Gesicht voll Bestürzung und Trauer, die Hände unter das Scapulier gesteckt. Sie sangen Sterbe- und Bußpsalmen, im traurigsten Choraltone. War es frühe Morgens, so wurde auch das Requiem für die Seelenruhe des Verurtheilten gelesen,

*) Siehe Zuger, Ehrenspiegel.

**) Dictionnaire de Jurisprud. voc. Degradation.

Digitized by Google

wobei er selbst im Todtenkleide gegenwärtig war. Wenn man endlich an dem zu seiner Ruhe bestimmten Orte angelangt war, sang man noch das Libera, besprengte ihn mit Weihwasser, und räucherte. Man gab ihm ein Brod von zwei oder drei Pfunden, einen Topf mit Wasser, und ein brennendes, geweihtes Licht. Und nun senkte man ihn in eine Gruft, welche in Form eines Brunnens oder vielmehr in Form eines Grabes ausgehölt, und von allen Seiten bis auf den Eingang vermauert war. Sobald der Verbrecher hineingelassen worden, ward der Eingang wieder zugemauert, und der Elende seiner Verzweiflung überlassen*).

Die grausamste, schrecklichste Todesart von der Welt! Sie hat etwas noch Schrecklicheres, als die Strafen der Vestalinnen. Und das Zeremoniel! — Man kann sich nichts so Trauriges, so Schaudervolles denken, als dieses. Wer konnte der Feierlichkeit ohne Wehmuth beiwohnen? welcher Bruder bei dem Anblicke seines unglücklichen Mitbruders, und einer so tragischen Szene nicht in Thränen schwimmen? Sicherlich aber geschahen solche Trauergeschichten nicht unter deutschen Stämmen, wo Fanatismus, Inquisitions-Terrorismus, und ihres gleichen Ungeheuer sich zu keiner Zeit anzusiedeln vermochten. Transalpiner, Welsche, Franzosen, Spanier können allein in ihren Hausgeschichten solche Undinge erzählen. — Aber so verfährt man in den Klöstern nur darum, weil die Kirche kein Blut vergießen mag. Ecclesia non sitit sanguinem. Ueberdies gebührt auch einem Konvent das Recht über Leben und Tod, in Ansehung seiner Glieder. Hierin mag auch der Grund liegen, warum jeder Orden und jedes Kloster statutenmäßig seinen Kerker hat; hierin der Grund, warum jeder Orden sein besonderes peinliches Recht besitzt.

*) Diese Schilderung ist französischen Ursprungs. Auf deutschem Boden mag kaum so etwas entsprossen sein? Wenn man betrachtet, daß von dem Kriminalprozeß beim in pace keine gedruckten Aktenstücke existiren können, so wird man sich nicht verwundern, daß sie auch hier nicht angeführt werden.

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Bruchstücke von Briefen. Frankreichs und Deutschlands Stimmung.

— — Es kommt mir vor, als ging es Völkern, wie einzelnen Personen, die, wenn sie eine Zeitlang miteinander in engem Umgang stehen, ganz unwillkührlich gewisse Züge der Denkart und äussern Haltung voneinander annehmen. So scheint mir in die Franzosen etwas Deutsches gekommen zu sein, ohngefähr wie in uns Deutschen ehmals, und noch jetzt zum Theil viel Französelei war. Möge ihnen, was sie von uns in ihr Wesen aufgenommen zu haben scheinen, besser bekommen, als den Deutschen die französische Oberflächlichkeit und Selbstgenügsamkeit. Vielleicht auch hat nur das Schicksal bewirkt, was man leicht dem Nachahmungstriebe zuzuschreiben versucht werden könnte. Wie wir in Deutschland während langer Ruhe und Ueppigkeit frivol, süffisant, belletristisch wurden, machte das öffentliche Unglück die Franzosen etwas ernster, denkender, bescheidener.

Digitized by Google

Dies äuſſert ſich überall auf die verſchiedenſte Weiſe in den verſchiedenſten Gelegenheiten. Es ſcheint mir ſogar, als wolle es mit den alten bonmots und chansons nicht mehr recht fort; höchſtens ſpielt man noch mit erbärmlichen Calembourgs. Dagegen hört man in Geſellſchaft von gebildeten Männern, iſt man der Politik ſatt, ſogar von Religion und Philoſophie ſprechen; nicht mehr von der Philoſophie eines Condillac, Helvetius, Diderot und derer, die ſich gern Philoſophen nannten und nennen ließen. Man zieht auch wieder die tiefdenkendern Malebranche und Pascal, wenigſtens dem Namen nach, aus der Vergeſſenheit hervor. Man ſpricht ſogar von den philoſophiſchen Beſtrebungen und dem Scharfſinn der Deutſchen mit größerer Billigkeit, wenn man auch ihren äſthetiſchen Geſchmack durchaus nicht ſchmecken will.

— — Der Querdurchſchnitt, welchen ich auf der Reiſe durch Deutſchland und Frankreich mit aller Gemächlichkeit eines gebrechlichen Fuhrwerks machte, ward mir erſt hier (in Paris) bedeutſamer, da ich in einer langweiligen Regenſtunde die kleinen Notizen meines Tagebuchs durchging, und Ton und Stimmung in Deutſchland mit Ton und Stimmung in Frankreich verglich, wie ich mir das, eben wie es gekommen, aufgezeichnet habe. Ich will nur verſuchen, von den Reſultaten etwas darzuſtellen.

In Deutſchland beinah überall eine eigene Regſamkeit für Nationalität und Rechtsgleichheit. Dieſe Regſamkeit haben die Schriftſteller nicht bewirkt; ſie werden vom Strom mitgeführt; ſondern die letzten großen Ereigniſſe ſind's, die dieſen vorher unbekannten Geiſt hervorriefen. Nicht in Büchern, nicht in Zeitungen herrſcht dieſer Ton allein, ſondern in allen guten Geſellſchaften. Jene ſind offenbar nur der Wiederklang von dieſen, und müſſen einſtimmen, wenn ſie nicht mißfallen und keine Diſſonanz verurſachen wollen. — In den Rheingegenden findet man dieſen Grundton ſelbſt beim Volk in den kleinſten Städten und auf dem Lande; vermuthlich weil die Leute hier von Kriegen, proviſoriſchen Regierungen, Ländertauſchen, Verfaſſungs- und Geſetzesabänderungen am ſchmerzlichſten zum Nachdenken und Wünſchen des Beſſern gereizt wurden. Alles nimmt dieſe ernſte Stimmung, Farbe und Geiſtesrührigkeit an. Die Philoſophen, die Kaufleute, die Schöngeiſter, die Soldaten, beinah alle ſingen, nur nach verſchiedenen Weiſen, daſſelbe Lied. Der Haß gegen das franzöſiſche Volk hat ſich gelegt; man nimmt ſogar mehr Theil an demſelben, ſeit der Kampf deſſelben gegen die Ultra wieder zum Tagsgeſpräch geworden. Gegen Napoleon, wenn er wieder erſchiene, würde Alles noch einmal freudig aufſpringen; aber das franzöſiſche Volk, meint man, müſſe man gewähren laſſen, und es nicht helfen in Ketten der Ultra ſchlagen. Bei dem Worte Ultra fällt faſt immer der Seitenblick der Deutſchen auf ihren privilegirten Adel, auf deſſen ſtolze Tendenz gegen den Bürgerſtand und gegen die Fürſtenrechte; desgleichen, beſonders in katholiſchen Staaten, auf Roms Tendenz, auf die deutſchen Römlinge, die Jeſuiten-Protektoren, die Nuntien, die Konkordate. Man erwartete etwas für Deutſchland Ehrenwürdiges und Erfreuendes vom Kongreß in Frankfurt. Weſſenberg, nach ſeiner ſchnöden Behandlung in Rom, und ſeinem deutſchen Muth, iſt der Mann der Nation geworden.

In Frankreich fand ich nur die Fortſetzung des gegenwärtigen Treibens in Deutſchland; aber franzöſiſcher, lebhafter und bunter. Man muß erſt ablauern, mit wem man ſpricht. Da iſt Alles Partei. Man fängt an, dem König Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; aber der alte zurückgewanderte Adel, ſeine Ultra ſind bitterlich gehaßt. Der gebeugte Nationalſtolz ſchnaubt verbiſſenen Zorn. Den meiſten Unwillen hört man, was die Ausländer betrifft, gegen die Preuſſen und gegen die Schweizer geäuſſert. Man träumt wieder viel von glorreichen Tagen. Für Napoleon iſt faſt keine Stimme mehr; bei vielen aber noch Mitleiden.

Digitized by Google

Intelligenzblätter

zu den

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Zweites September-Heft 1818.

Neuigkeiten

der

Karl Gerold'schen Buchhandlung

in Wien

welche in der Leipziger Jubilatemesse 1818 an alle solide Buchhandlungen Deutschlands versendet wurden, und um die beigesetzten Preise zu haben sind.

(Beschluß.)

Sondermann (F. S. S. Theolog. Dr. et Dogm. Prof.) Dissertatio de Societatum vulgo Biblicarum Consiliis. 4. 4 gr.

Diese historisch-dogmatische Abhandlung enthält eine kurze Uebersicht von dem, was bisher von Seiten der Katholiken und Protestanten zur Verbreitung der heil. Schrift geschehen ist, und gibt den Standpunkt an, von dem aus ein Katholike die im Jahre 1804 in London gegründete, nun schon weit verbreitete Bibelgesellschaft zu betrachten habe. Ein in unsern Tagen aller Aufmerksamkeit werther Gegenstand!

Tabellen, anatomische, nach der Wachspräparaten-Sammlung der k. k. Josephs-Akademie zu Wien. Durchgesehen und beschrieben von Dr. Ritter v. Scherer, k. k. Rath und ord. Professor der Anatomie und Physiologie an der k. k. Josephs-Akademie zu Wien. Mit 40 illuminirten Kupfern. Lateinisch und deutsch. Folio. Dritter Band. Fortsetzung der Muskellehre. 22 rthl. 16 gr.

Durch die Vortrefflichkeit dieses in seiner Art einzigen Werkes einerseits, und durch die kostspielige Anschaffung desselben andererseits, wird der Besitz desselben besonders für öffentliche Bibliotheken ein dringendes Bedürfniß.

Verfassung des k. k. polytechnischen Instituts in Wien. Gros Quarto. 8 gr.

Diese Darstellung ist ein vollständiger Auszug aus dem Organisationsplane des polytechnischen Instituts, welcher die höchste Genehmigung Sr. k. k. Majestät erhalten hat.

Vest (L. Chrys. Edler v., Dr. und Professor der Botanik und Chemie am Joanneum zu Grätz), Anleitung zum gründlichen Studium der Botanik. Mit einer Uebersicht über den Bau naturhistorischer Klassifikationssysteme, einer Kritik des Jussieu'schen und den Grundzügen eines neuen natürlichen Systems. gr. 8. 1 rthl. 18 gr.

Der Hr. Verfasser hat in dieser seiner Anleitung zum gründlichen Studium der Botanik die gewöhnliche Methode der Mittheilung abgeändert, und einen Weg gesucht, der leichter zu einer gründlichen Erlernung dieser Wissenschaft führt, indem er alle Elemente, aus denen sie besteht, aufsucht und gründlich auseinander setzt.

Vierthaler, Fr. Mich. k. k. Rath, Geschichte der Griechen. Erster Band. Von Phoroneus, dem Pelasger, bis zu Aristomenes, dem Messenier. gr. 8. 1 rthl. 16 gr.

Auch unter dem Titel:

Philosophische Geschichte der Menschen und Völker. Von Fr. Mich. Vierthaler. Sechster Bd. gr. 8. 1 rthl. 16 gr.

Dieser Band enthält die Urgeschichte von dem unsterblichen Volke der Hellenen von der untersten Stufe der Barbarei, bis zur hohen Humanität: von dem entdeckten Gebrauche des Feuers bis zur Organisation ganzer Staaten hinauf. Mit der historischen Periode nehmen die Spartaner mit ihrem Lykurg den

Digitized by Google

vornehmsten Platz ein. Ihre Gesetze, Religion, Karakter, Thaten und vorzüglich ihre Kriege mit den Messeniern, werden vollständig dargestellt. Alles ist unmittelbar aus den Quellen selbst geschöpft. Das Bild der Mutter Hella's ist nicht neuern Meistern nachgezeichnet, sondern reiner Abdruck der Antiken.

Die Besitzer der philosophischen Geschichte der Menschen und Völker werden mit Vergnügen vernehmen, daß die Geschichte der Griechen eine Fortsetzung von jener, und zwar der sechste (nach der Schrämblischen Ausgabe die siebente) Band sei. Das Werk ist daher noch mit einem besondern dazu passenden Titelblatt versehen. Die Fortsetzung wird unmittelbar folgen.

Wüchter, Jos. Dr., Abhandlung über den Gebrauch der vorzüglichsten Bäder und Trinkwässer, nebst einem Berichte über den medizinischen Werth der Schwefelräucherungen in verschiedenen Krankheitsformen des menschlichen Organismus. Zweite Aufl. Mit einer Kupfertafel gr. 12. 1 rthl.

Von Tag zu Tage wächst die Aufmerksamkeit, die sowohl von Aerzten als auch von Nichtärzten den Schwefelräucherungen als Heilmittel gezollt wird. Sehr merkwürdig sind die von Dr. de Carro hierüber gemachten Erfahrungen, die der Hr. Verfasser nebst einer Anleitung zu Errichtung ähnlicher Schwefelräucherungsanstalten dieser Abhandlung einverleibt hat. Uebrigens enthält sie eine klare Darstellung der vorzüglichsten Mineralwässer Deutschlands und ihres Gebrauchs, wie auch eine gedrängte Anleitung zu den verschiedenartigsten künstlichen Bädern.

Wallich, Dr. E. M., dringendes Wort über die jetzige gefahrvolle Kinderkrankheit der häutigen Bräune oder den Croup. An Aeltern, denen die Erhaltung ihrer Kinder am Herzen liegt, und an Wundärzte auf dem Lande, wo keine Aerzte sind. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 9 gr.

Der Verleger kann bei Erscheinung dieser dritten Auflage nichts Empfehlenderes für dieselbe anführen, als nachstehende Rezension im July-Heft Nr. 192, S. 1536 der Leipziger Literaturzeitung 1817, wo es heißt:

„Rezensent empfiehlt angelegentlich allen um das Leben ihrer Kleinen ängstlich besorgten Aeltern eine Schrift, die mit Benutzung der neuesten Fortschritte in der Erkenntniß des Croups das schrecklichste und häufigste Uebel der Kinder, wahr und faßlich kennen lehrt, und dadurch jeden in den Stand setzt, den Arzt zu schneller und dadurch allein wirksamer Hülfe herbeizurufen. Aber auch von Landärzten und Chirurgen verdient diese Schrift gekannt und gelesen zu werden, und es wäre schon viel gewonnen, wenn diese sich mit ihrem Inhalte vertraut gemacht hätten, und die in ihr angegebenen Heilregeln anzuwenden müßten."

Wiener Kunst- und Lustfeuerwerker, der, oder Anleitung zur leichtesten, gründlichsten und zweckmäßigsten Erzeugung und Vorstellung aller Kunst- und Lustfeuer zu Land- und Wasser-Feuerwerken. Nach den neuesten und besten Erfindungen als Selbstunterricht für Liebhaber dieser Wissenschaft, zum ländlichen Vergnügen bearbeitet, und figürlich dem Auge dargestellt, durch L. von L—n. Mit 30 illum. Kupfern. gr. 8. 4 rthl.

Von einem erfahrenen, wissenschaftlich gebildeten Feuerwerker verfaßt, wird diese Abhandlung allen Freunden der Feuerwerkerei um desto willkommener sein, da keine vollständigere bis jetzt noch besteht. Der Vortrag ist eben so deutlich und klar als gründlich, und die Angaben der Mischungsverhältnisse und der vorkommenden Maße so genau und bestimmt, daß, bei der noch überdies außerordentlich genauen Zeichnung der 30 illuminirten Kupferstiche, die Erzeugung und Vorstellung aller möglichen Kunst- und Lustfeuer zu Land und zu Wasser durchaus keinen Schwierigkeiten unterliegen kann.

Bei W. Starke in Chemnitz ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Binni, K., Bildungsbriefe für die Jugend, zur Uebung im Styl und zur angenehmen Unterhaltung. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 16 gr.

Diese Briefe sind eben so unterhaltend als belehrend, eben so gefällig durch den einfachen, fließenden und ungekünstelten Styl, in welchem sie geschrieben sind, als anziehend durch den Stoff, den sie behandeln. Tugendlehrern, die nach guten und brauchbaren Mustern sich umsehen, um den Unterricht im deutschen Briefstyl sich selbst leichter, und ihren Schülern und Schülerinnen angenehmer zu machen; Eltern, die ihren dem Jugendalter sich nähernden Söhnen und Töchtern ein freundliches, nützliches Geschenk zu machen wünschen, werden hier finden, was sie bedürfen und suchen, und dem Verfasser für seine Arbeit herzlichen Dank wissen.

Digitized by Google

Neue Verlagsbücher welche bei W. Starke in Chemnitz erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Christel oder die schöne Spitzenklöpplerin im Erzgebirge; neue Ausg. mit 1 Kupf 8. 1 rthl.

Nektarine v. Klarenfeld; eine Geschichte aus dem ersten Jahrzehend unsers Jahrhunderts von Wilhelmine von Gersdorf. 8. 1 rthl.

Kleeblätter; Erzählungen von Wilhelmine Wilmar, Amalie Clarus u. Henriette Steinau Drittes und letztes Bändchen. 8. 1 rthl. Alle drei Bändchen 2 rthl. 16 gr.

Reinhards Erhebungen über Welt und Gegenwart zu Gott und Zukunft; christliche Belehrung und Beruhigung über die Unvollkommenheiten und Uebel des Erdenlebens, aus den Religionsvorträgen des sel. Oberhofpredigers Dr. Reinhard gezogen von M. J. K. Weikert. 8. 1 rthl. 18 gr.

Schwarz, J. W., Versuch einer Geschichte von der Entstehung und Feier der Sonn- Fest- und Feiertage der Christen; neue Ausgabe. 8. 3 gr.

Tauscher, A. M., Idee einer fortwährenden Schöpfung, oder die noch jetzt statt findende Entstehung neuer Thier- und Pflanzenarten, u. s. w. 8. 12 gr.

Es ist nun erschienen, und an alle Buchhandlungen bereits der erste, zweite, dritte und vierte Band versandt worden von der

Dritten verbesserten und vermehrten

Original-Ausgabe der

Stunden der Andacht.

Mit dem Bildnisse Jesu Christi, nach le Brun von Esslinger gestochen, und mit königlich würtembergischen, großherzoglich badischen, großh. hessischen Privilegien, so wie mit den von den hohen eidsgenössischen Ständen Zürich, Bern, Luzern, Solothurn, Basel, Schaffhausen, St Gallen, Graubünden, Aargau und Thurgau ergangenen Verboten gegen den Nachdruck und den Verkauf des Nachdrucks. Aarau 1818, bei H. R. Sauerländer. Erste bis achter Band; auf ordinärem Druckpapier 10 fl. oder 6 rthl. 16 gr.; auf weißem Druckpapier 12 fl. 45 kr. oder 8 rthl. 12 gr.; auf Schweizer-Schreibpapier 27 fl. 30 kr. oder 18 rthl. 8 gr.

Der Inhalt desselben verbreitet sich über Alles beinahe, was dem denkenden und fühlenden Menschen in den Erscheinungen der Natur, Welt und Zeit und seinem äussern Leben darin nahe liegt, und was aus den stillen Erforschungen und Wahrnehmungen seines innern Lebens im mannigfaltigen Zusammenhang damit ernst Anregendes und froh Bewegendes für ihn hervorgeht: was ihm in Alles dessen Beziehung auf Gott, sich selbst, und seine Mitmenschen in den mannigfaltigsten Lagen, Verhältnissen und Wechseln dieses Erdenlebens und auf seine Aussichten in eine höhere und schönere Zukunft, und was ihm in Gottes Menschenerziehung durch Verstand, Vernunft und Offenbarung, durch Wissen, Glauben und Empfinden wahr und heilig und beseligend werden kann und soll. Dabei athmet es durchaus rein sittlichen, und ächt religiosen, frommen Sinn, mit steter Richtung auf denselben, gleich fern von krankem Mysticismus und todtem Dogmatismus; belehrt mit Klarheit und Ruhe, schildert mit Wärme, oft mit hohen Farben; ergreift, wo es will, mit eigenem, innigem Gefühl seinen Leser an dem ihm Verwandten; nimmt, was es gibt, aus lichter Anschauung und tiefem Gemüthe; verschmäht, als am wenigsten hieher gehörig, den Prunk mit Gelehrsamkeit und Belesenheit, so viel auch davon im Grunde liegt; hütet sich mit Sorgfalt vor allem beleidigenden Anstreifen an Streitlehren und Streitmeinungen in Sachen des Glaubens und Gewissens, vindicirt vielmehr, wie mehrere Betrachtungen zeigen, dem Geiste der allgemeinen Bruderliebe ohne Unterschied der Religionen und Konfessionen seine göttlichen Rechte, und wird so für Alle mit seiner immer edeln, schönen und doch verständlichen Diktion, und im Umfang von acht Bänden eine Bibliothek reiner, häuslicher Andacht und Erbauung — in freien Betrachtungen zu jedem einzelnen Gebrauch, ohne schulgerechten Zuschnitt und systematische Form sich bewegend.

Es hat bis jetzt der erste bis vierte Band der Stunden der Andacht die Presse verlassen; der fünfte und sechste erscheint binnen einem Monat, und der siebente und achte Band wird binnen zwei Monaten im Druck vollendet sein. Alsdann werden die einzelnen Abtheilungen unter ihren besondern Titeln im Buchhandel versandt, und überall vorräthig zu haben sein.

Aarau, am 15. September 1818.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Bei H. R. Sauerländer in Aarau iſt folgendes ſchöne Taſchenbuch auf das Jahr 1819 bereits zu haben:

Rheinblüthen

Karlsruhe, bei Braun. Ord. Einband 3 fl. Maroquin 5 fl.

Die darin enthaltenen Erzählungen und Gedichte bilden einen friſchen und lieblichen Kranz, der mit ſinniger Wahl gebunden wurde, und für deſſen Schönheit die Namen der Mitarbeiter: Hebel, Hell, Fr. Kuhn, Frdr. v. Miltitz, Robert, Schreiber, Schweighäuſer, Stöber, u. ſ. w. bürgen.

Für bildliche Darſtellungen liefert der Oberrhein, (Baden, Würtemberg und Elſaß) einen ſo vielfältig intereſſanten Stoff in hiſtoriſcher Beziehung ſowohl als in Betracht der herrlichen Natur, daß derſelbe auch ferner zur Zierde der Rheinblüthen verwendet werden wird.

Den erſten Jahrgang ſchmücken, ſeiner Abſicht gemäß, außer einem ſehr geſchmackvollen Umſchlage folgende treffliche Blätter von den berühmten Künſtlern: Haldenwang, Hegi, Keßler, Kunz und Perour welche auch ſtrengern Aufforderungen genügen, und mit den beſten ihresgleichen um den Preis werben dürfen:

1) Das überaus wohlgetroffene Porträt J. K. H. der Frau Großherzogin Stephanie von Baden; 2) u. 3) zwei Scenen aus einer Erzählung von Hebel; 4) der Eingang in das alte Schloß zu Baden; 5) der Waſſerfall bei Geroldsau unweit Baden; 6) Scene aus kindlicher Treue, eine wahre Geſchichte des 30jährigen Kriegs; 7) u. 8) kolorirte Trachten der Hauenſteiner aus dem obern Schwarzwalde.

Die Prinzeſſinnen.

Von Starklof.

Zwei Theile auf Schreibpapier in 8. Preiß 4 fl. 12 kr. oder 2 rthl. 18 gr.

Im Verlage bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Eine von dem Herrn Verfaſſer vorzugsweiſe im Auge gehabte Tendenz dieſes Buches iſt unverkennbar auf das ſogenannte hohe Leben in den Kreiſen der vornehmen Welt gerichtet, das er in ſeinen geheimſten Falten, Schlupfwinkel und Verſtecke aufzudecken, und die Reſultate von Erfahrungen und Beobachtungen in einer geſchichtlichen Einkleidung darzulegen bemüht war. Ebenſo iſt auf der andern Seite, des Hrn. Verfaſſers Zweck hervorleuchtend, die Wahrheit des Satzes zu demonſtriren und zu dokumentiren, welch ein verkehrtes und niemals von einem guten Ausgang belohntes Unterfangen es ſei, wenn jugendliche Unerfahrenheit, romantiſche Ueberſpannung und kränkelnde Karakterhalbheit entweder mit Trotz und Verachtung der aufgeſtellten Konvenienzgeſetze, oder mit unentſchloſſenem Temporiſiren, Hinhalten und Harren in bedeutenden Verhältniſſen, durch die Netze einer kaltberechnenden und weitausholenden Politik zu ſchlüpfen, aus denen nur die ſtrengſte Konſequenz, Umſicht und Karakterſtärke der Verwickelten erretten kann. Daß der Held in dieſem politiſchen Romane, Prinz Fedor und ſein Freund, der erſte wegen Mangel an Entſchluß und Superiorität, der letztere wegen ſeines Irrthums, daß man alle Verhältniſſe brüsquiren, und um Alles zu gewinnen, immer und unter allen Umſtänden Alles wagen müſſe, in die ihnen gelegte Falle einer verwickelten Situation hineingehen, und in derſelben auf eine oder die andere Weiſe zu Grunde gehen mußten, war eine unabänderliche Folge der Verflechtung ſolcher Karaktere, ſolcher Intereſſen, und ſolcher Verhältniſſe, aus denen nur ein ſolches tragiſches Ende und kein anderes hervorgehen konnte. In Betreff der hiſtoriſchen Data, die bei manchen Karakteren und Begebenheiten zum Grunde liegen, läßt ſich vermuthen, daß der wohlunterrichtete Leſer die Perſönlichkeiten mancher bedeutenden oder doch kürzlich noch bedeutend geweſenen Staatsmänner, ſo wie einzelne, trefflich geſchilderte, ernſthafte und lächerliche Vorgänge an deutſchen Höfen, darin deutlich erkennen wird. Dabei ſcheint jedoch abſichtlich alles Einzelne ſo geſtellt, beleuchtet und gewendet, daß ſolches als Einzelnes nur berührt, eben durch dieſe Berührung aber auf das Naheliegende hingedeutet, und das Publikum in Beziehung auf die merkwürdigſten Ereigniſſe fort und fort gereizt, unterhalten und aufgeregt wird, ohne daß die Poeſie des Ganzen ſich einer vergänglichen und ernſthaften Wahrheit des Vergangenen nähere. Daß eine ſolche intereſſante Erſcheinung in der neuern Literatur zu der jetzigen Zeit dem heutigen Publikum auffallen und gefallen werde, wie ſich bereits dargethan hat, war wohl zu erwarten. Sie verdient dieſe ausgezeichnet gute Aufnahme, denn ſicher gewährt ſie jedem Leſer eine der genußvollſten Unterhaltung.

Digitized by Google

Ueber Stellung und Verhältniß der Proteſtanten im heutigen Frankreich und die neuerlichen Unruhen im Gard-Departement.

Die Umſtände der im Jahre 1815 und zum Theile auch ſpäterhin ſtattgefundenen unruhigen Auftritte, deren Veranlaſſung oder Vorwand die Proteſtanten waren, ſind, mehr und weniger unbefangen oder auch einſeitig, in vielen Flugſchriften, die ein künftiger Geſchichtſchreiber nur mit umſichtiger Kritik als Materialien benutzen darf, erzählt worden*). Hier ſoll es ſich weder um Sichtung noch um Würdigung der bekannt gewordenen Thatſachen handeln. Ihre Bekanntmachung konnte aber auf jeden Fall nur heilſam und die dadurch veranlaßte Oeffentlichkeit der Beurtheilung nur wohlthätig ſein. Keine verſtändige Regierung kann in der gegenwärtigen Zeit die Geheimhaltung deſſen, was vorgeht, wünſchen, und die es thun, verſtehen ihren eigenen Vortheil nicht. Von zweien Dingen trifft nämlich eines ein: entweder mögen ſie das Bekanntwerden der Wahrheit ertragen oder nicht. Im erſten Fall iſt es möglich, daß ſie dieſelbe nicht gern hören, aber zuverläſſig wird ſie ihnen am Ende nur nützlich ſein; im zweiten Fall und wofern ſie die Probe nicht beſtehen mögen, wären ſie gewiß auch ohne dieſelbe verloren. Wir leben in einer Zeit, wo es unmöglich iſt, die Wahrheit, man mag ſie noch ſo ſehr verdecken, zu erſticken; thue man was man wolle, ſie kommt doch zu Tage, und es bleibt nur die Wahl zwiſchen zwei Wegen übrig, auf denen dies geſchehen kann: entweder zwingt man ſie zu geheimem Wirken, und alsdann zerſtört ſie, oder man läßt ihr freien Spielraum, und in dieſem Falle geben Licht und Helle von ihr aus. Sobald die Regierungen einſehen lernen, und es kann dies nicht ausbleiben, daß ihnen keine andere Wahl übrig bleibt: ſo werden ſie zuverläſſig auch ſich

*) Folgendes ſind die Titel einiger der ihm Jahre 1818 erſchienenen Schriften über jene Vorfälle: Troubles et agitations du département du Gard en 1815, contenant le rapport du révérend Perrot au comité des ministres non-conformistes d'Angleterre, sur la prétendue persécution des protestans en France et sa réfutation; par le Marquis d'Arbaud-Jouques, préfet du Gard, en 1815, 1816 et 1817. Paris, Demonville. — Précis de ce qui s'est passé en 1815, dans les départemens du Gard et de la Lozère et réfutation de plusieurs des pamphlets, qui ont défiguré ces événemens; par le Comte Réné de Bernis. Paris, Michaud. — Discentions et persécutions dans l'arrondissement du Vigan, département du Gard; par Arman. Paris, Delaunay. — Marseille, Nimes et ses environs en 1815, par un temoin oculaire (Durand). Paris, m. d. nouv. — De l'état des protestans en France depuis le seizième siecle jusqu'à nos jours; avec des notes et des éclaircissemens historiques; par M. Aignan, de l'acad. franç. Paris, Delaunay. — Eclaircissemens historiques en reponse aux calomnies dont les protestans du Gard sont l'objet; et précis des agitations et des troubles de ce département, depuis 1790 jusqu'à nos jours; par J. Laure de Peret, avocat à la cour royale de Nimes. Paris, Delaunay.

Digitized by Google

lieder der unangenehmen Empfindung, welche die Offenkundigkeit für sie haben mag, unterziehen.

Hier soll inzwischen nun einzig die Frage untersucht werden, welches die gegenseitige wirkliche Lage der Regierung zu den Protestanten ist, um daraus abzuleiten, wie sich beide, die Protestanten sowohl als die Regierung benehmen müssen, wofern sie ihrem wahren Vortheil gemäß zu handeln wünschen.

Dieser Vortheil aber, den sie bezwecken sollen, ist leicht auszumitteln. Die Regierung muß sich Ansehen, Kraft und Dauer, die Protestanten müssen sich den vollen und ruhigen Besitz der verfassungsgemäßen Freiheit und Gleichheit wünschen.

Nun können aber beide Theile ihren Zweck nur, entweder der eine auf Kosten des andern erreichen; oder jeder kann den seinen zu erreichen hoffen, ohne sich um den andern zu kümmern; oder sie können endlich ihre Zwecke nur gleichzeitig, und der eine Theil mittelst des andern erreichen. Ein fernerer Ausweg ist nicht möglich. Auf welchen jener drei aber führen nun die Natur der Dinge und die Thatsachen hin?

Versetze man sich zuerst in die Stellung der Regierung und frage man: was soll sie von den Protestanten denken? wie soll sie sich gegen dieselben verhalten?

Es gibt Leute, welche die Protestanten beschuldigen, die Revolution geliebt, oder vollends auch sie bewirkt zu haben. Sie haben dieselbe ohngefähr gerade so geliebt und bewirkt, wie Frankreich sie geliebt und bewirkt hat. Der Sieg ihrer Grundsätze war ihnen in gleichem Grad wichtig, wie dem dritten Stande die Abschaffung der Vorrechte wichtig war. Durch die Rücknahme des Edikts von Nantes geächtet und seither fast unaufhörlich verfolgt, ward ihnen kaum zum erstenmal im Jahr 1786 gestattet, rechtmäßig-geachtete Kinder zu haben, und diesen die Früchte ihres Fleißes zu hinterlassen. Es waren dies wohl hinlänglich gute Gründe, um Gewissensfreiheit und Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz zu wünschen. Der Vortheil und die Wünsche der Protestanten vereinbarten sich damals mit allen den übrigen Vortheilen und Wünschen, die auf ihr gutes Recht und ihre Kraft gestützt, die Grundsätze, die Institutionen, und die Gesetze verlangten, welche Frankreich gegenwärtig besitzt. Die Frage: ob die Protestanten Recht oder Unrecht hatten, das, was im Jahr 1789 vorging, zu billigen und zu befördern, geht demnach keineswegs sie allein an; mag man es lobens- oder tadelnswerth achten, so handelt es sich dabei nicht um sie allein nur, sondern um Frankreich, welches die Revolution gewollt und anerkannt hat, und hinwieder auch um die Urkunde der Verfassung (la charte), die ihre Grundsätze angenommen, und ihre Resultate gewährleistet hat. Wohl möchte man es allerdings bequemer finden, die verschiedenen Klassen von Interessen und Vortheilen, welche zu der großen Begebenheit mitgewirkt haben, zu vereinzeln, jede derselben so darzustellen, als hätte sie allein nur diese verlangt und bewirkt, und auf solche Art jene gleichsam eine nach der andern zum Zweikampf herauszufordern, in der Hoffnung, sie auch gleichmäßig eine nach der andern zu besiegen, ein solcher Versuch müßte aber unfehlbar mißlingen; denn, wie die Bedürfnisse, durch

Digitized by Google

welche die Revolution herbeigeführt war, genau miteinander zusammenbingen, so ist das nicht minder mit ihren Wirkungen der Fall. Darum nehme man sich wohl in Acht: es ist hier die Sache der Protestanten auch die Sache der Nation und der Verfassung; auf diesen Bund vertrauend, lehnen sie den Vorwurf ab und gestehen hingegen die Thatsache, der man sie beschuldigt, selbst ein.

Auch denke man nicht etwa sie bei diesem Geständniß zu schrecken, wenn man alsbald mit dem ganzen Verzeichniß der Uebelthaten, Ungerechtigkeiten und Verbrechen hervorrückt, wodurch die Revolution entstellt und befleckt ward. Die Uebelthaten der Revolution können keine Verdammniß ihrer Grundsätze aussprechen, sondern diese Grundsätze sind es vielmehr, welche jene Handlungen verurtheilen. Wenn man gegen Konfiskationen, gegen Grausamkeiten, willkührliche Verurtheilungen, Verfolgungen nnd Deportation nachdrucksam auftrat, was für Begriffe sprach man da aus? was waren es für Grundsätze, die man da anrief? Eine gleichmäßige Gerechtigkeit für Alle, die persönliche Freiheit, die Freiheit der Meinungen, die freie Gottesverehrung. Dies waren die Waffen, womit revolutionäre Gewaltthaten bekämpft wurden; dies sind die heiligen Wahrheiten, welche das Urtheil der Verdammniß über sie aussprechen, und dies sind eben auch die Wahrheiten, zu denen sich im Jahr 1789 die Protestanten und ganz Frankreich bekannten; es sind auch die Rechte, welche damals von ihnen angesprochen wurden. Nachdem man mit Fug und Recht die wahren Grundsätze der Revolution gegen ihre Verbrechen angerufen hat, nun umgekehrt ihre Verbrechen gegen ihre Grnndsätze anrufen wollen, ist eine allzugrobe List, die unmöglich lange täuschen kann.

Die Doppelseite der Revolution zeigt uns in ihren Bestandtheilen wahrlich anders nichts, als die Doppelseite der menschlichen Natur und der Welt. Sie stellt in kurzem Zwischenraum und in verdoppelter Kraft, den Kampf des Guten und Bösen, der edeln Gefühle und niedriger Leidenschaften dar. Diese beiden, immer untrennbaren und immer feindseligen Mächte sind in allen Parteien, in allen Verhältnissen und in allen Meinungen zum Vorschein gekommen. Jetzt geht das Bestreben der wahren Freunde der Freiheit dahin, die Werke beider gehörig voneinander zu unterscheiden; die Feinde der Freiheit hingegen möchten beide miteinander vermengen. Ihre Absicht wird mißlingen, und je mehr Frankreich die revolutionären Unfugen verabscheut, desto sicherere Fortschritte wird es auf dem durch die Revolution gebahnten Pfade machen.

Dieser ersten Antwort, welche die Protestanten gemeinsam mit allen Franzosen geben, fügen sie eine zweite, ihnen eigenthümliche bei. Durch ihre Meinungen, wie durch ihren Vortheil geleitet, waren sie Anhänger der Revolution geworden; mit sich selbst folgerecht, mußten sie die Ausschweifungen derselben verabscheuen und bekämpfen; dies hat dann auch ein sehr großer Theil von ihnen, und insonderheit haben es die meisten derer gethan, welche sich den neuen Lehren günstig erklärt hatten. Allerdings finden sich in den Zeitbüchern der Revolution auch Protestanten, deren Namen mit Grund verhaßt sind; es haben in jener Trauerzeit alle Klaßen ihren Beitrag an Namen und Verbrechen geliefert; hingegen ist es durchaus unwahr,

Digitized by Google

daß die Reformirten ſich durch Anzahl oder durch Größe der Vergehen ſollten ausgezeichnet haben. Die Natur der Sache ſelbſt führt ſchon auf eine entgegengeſetzte Vermuthung. Die proteſtantiſche Bevölkerung war überhaupt wohlhabend und gebildet; in ihrer höhern Klaſſe befanden ſich noch viele reiche und einſichtsvolle Bürger; ihre untere Klaſſe hatte faſt durchaus eine ſorgfältigere und beſſere Erziehung erhalten, als das übrige Volk; dazu kam, daß die lange erlittene Verfolgung und das Bedürfniß des Zuſammenhaltens zum Behuf der Vertheidigung, die höhern und niedern Klaſſen der Reformirten durch engere Bande dermaßen vereinte, daß jene auf dieſe einen entſchiedenen Einfluß ausübten; dadurch mochte dann die letztere auch leichter im Zaum gehalten werden, und es hat die Revolution unter den Proteſtanten weniger, als ſonſt überall, den häßlichen Karakter des Krieges der Armen gegen die Reichen und der phyſiſchen Stärke gegen die moraliſche Kraft dargeboten.

Durch Thatſachen werden dieſe Vermuthungen bekräftigt. Das Elſaß iſt eine der Provinzen, in denen die revolutionären Ausſchweifungen am wenigſten heftig oder andauernd waren; und im Gard-Departement befanden ſich unter den fünfundfünfzig öffentlichen Beamteten, welche im Jahr 1793 die verſchiedenen Verwaltungsſtellen bekleideten*), vierunddreißig Katholiken zu einundzwanzig Proteſtanten.

Demnach waren dann im Laufe dieſes denkwürdigen Zeitraums die Proteſtanten, ihrem Geſammtkarakter nach, Freunde der Revolution in den Jahren der Hoffnung, und Feinde derſelben in den Jahren der Verbrechen; und dieſen Karakter, es muß wiederholt werden, theilten ſie mit weitaus der großen Mehrheit der Franzoſen.

Als Buonaparte auftrat, empfingen ihn die Proteſtanten, und dienten ihm, wie Frankreich that und aus gleichen Gründen; er gewährleiſtete ihnen einen großen Theil deſſen, was ſie durch die Revolution erhalten hatten. Doch war es der Fall, und es muß zu ihrer Ehre geſagt werden, ſei es daß die beſondern Vortheile, welche die Revolution ihnen einräumte und von einer gewiſſermaßen ſittlichen Natur waren, und ſich darum auch den Grundſätzen der Gerechtigkeit und Freiheit enger anſchloſſen, oder daß eben dieſe Grundſätze tiefere Wurzeln in den überhaupt aufgeklärten und unabhängigen Gemüthern geſchlagen hatten, — es war der Fall, daß eine große Zahl Proteſtanten der despotiſchen Herrſchaft keine Huldigungen brachten, ſondern vielmehr jener Oppoſition angehörten, deren wahres Gewicht ihre ſcheinbare Stärke weit

*) Nachſtehendes iſt das genaue Verzeichniß dieſer Beamteten und ihrer Abtheilung im Jahr 1793.

Departementsverwaltung	Katholiken . .	10.
	Proteſtanten . .	6.
Diſtriktsverwaltung von Nimes	Katholiken . .	5.
	Proteſtanten . .	3.
Munizipalverwaltung	Katholiken . .	10.
	Proteſtanten . .	9.
Diſtriktsgericht von Nimes	Katholiken . .	4.
	Proteſtanten . .	2.
Revolutionsgericht	Katholiken . .	5.
	Proteſtanten . .	1.

Digitized by Google

übertraf, und die, nachdem sie ihre Interessen gesichert sah, auf ihre Meinungen und Grundsätze nicht verzichtete. Dies wußte Buonaparte; und darum behandelte er sie auch gleich den übrigen gesunden Theilen der Revolution, zu deren Beschützer er sich aufgeworfen und erklärt hatte, während er ihr entschiedenster Gegner war. Dieser angebliche Patron der neuen Interessen, der in der That alle Grundlagen untergrub, auf denen jene beruhten, und dessen heilloses Bestreben dahin zielte, der Revolution alle ihre sittlichen Eroberungen zu entziehen, um ihr die Beute des Sieges einzig nur übrig zu lassen, nährte gegen die Protestanten ein Mißtrauen, das er bei mehr als einem Anlaß zu Tage legte. Sie bildeten vielleicht diejenige Abtheilung der Nation, in welcher der Scharfsinn seines Despotismus, die Maximen und Denkungsart der konstitutionellen Freiheit vorzugsweise wahrnahm und scheute. Es waren protestantische Völker, bei denen er diese Freiheit fest gegründet sah, und in denen er hinwieder seine andauerndsten und mächtigsten Feinde erkannte. Von diesem Instinkte geleitet, gebrauchte er zwar die französischen Protestanten, hütete sich aber wohl, ihnen irgend ein Uebergewicht einzuräumen. Man hat seither behaupten wollen, im Gard-Departement zum Beispiel seien alle Stellen von ihnen besetzt und die Katholiken durch sie unterdrückt gewesen. Um so etwas zu sagen, muß man den Lesern ein schlechtes Gedächtniß zutrauen. Man darf aber nur das Verzeichniß der sämmtlichen öffentlichen Beamteten, welche damals das Departement verwaltet haben, durchgehen, um sich zu überzeugen, daß das Verhältniß der protestantischen zu den katholischen Beamteten das Bevölkerungsverhältniß beider Theile nicht erreicht hat. Die Gesammtzahl dieser Beamteten stieg im Jahre 1814 auf fünfhundert sechsundvierzig an, unter denen sich dreihundert einundachtzig Katholiken und einhundert fünfundsechszig Protestanten befanden*). Die Protestanten haben sich über dieses Mißverhältniß nie beklagt; wenn sie ihre Rechte gesichert glaubten, waren sie

---

*) Dieses Verzeichniß ist folgendes:

1) Präfektur und Unterpräfekturen.

1 Präfekt	Katholik.	1 Generalsekretär	Protestant.
3 Präfektur-Räthe	eben so	1 Präfektur-Rath	eben so
3 Unterpräfekten	eben so	1 Unterpräfekt	eben so

2) Mairie von Nimes

. . . . .		1 Maire	Protestant.
3 Adjunkten	Katholiken.		

3) Uebrige Maire-Stellen im Departement.

264 katholische Maires.	129 protestantische Maires.

Wobei zu bemerken ist, daß die wichtigsten protestantischen Gemeinden beinahe alle katholische Maires hatten. Zum Beispiel:

Vauvert, welche	3500	protestantische und	500	katholische	Einwohner hat.
Saint-Hippolyte	3500	—	2000	—	—
Sauve .	2000	— .	600	—	—
Quissac .	1200	—	100	—	—
Saint-Chaptes	400	—	100	—	—
Saint-Genie's	900	—	200	—	—

Digitized by Google

weiter nicht anmaßend, und wenn zur Zeit der Wahlen Katholiken vorhanden waren, die durch Rechtschaffenheit und Einsichten ihr Zutrauen verdienten, so schenkten sie ihnen dasselbe leicht und bald*).

In den untern Klassen, bei denen sich Erinnerungen und Vorurtheile am längsten erhalten, waren wohl Spuren vormaliger Feindseligkeiten übrig geblieben, ohne daß sie jedoch auf öffentliche Verhältnisse und Geschäfte irgend einen Einfluß ausübten. So waren im Jahr 1814 Lage und Stimmung der Protestanten im Gard-Departement beschaffen. Sie boten, wie man sieht, keine eigenthümlichen Züge dar, woraus sich eine absonderliche Klasse bilden ließe, deren Ansichten und Wünsche von denen der französischen Nation überhaupt verschieden gewesen wären. Aus Grundsätzen und durch ihren Vortheil geleitet, gehörten die Protestanten dem neuen Frankreich und zwar um so inniger und vollständiger an, als die Rechte, deren sie genossen, rechtmäßiger und ihnen längere Zeit vorenthalten waren. Die Restauration, insoweit sie dadurch wie ganz Frankreich, der kaiserlichen Unterdrückung und ihrer Kriege entledigt wurden, kam ihnen erwünscht; sie wurden durch dieselbe beunruhigt, insoweit sie ihnen, wie dem neuen Frankreich überhaupt, Besorgnisse der Rückkehr des alten Systems einflößen konnte; wiefern dieselbe hingegen auf die Verfassungsurkunde gestützt, die konstitutionelle Monarchie begründete, war sie ihnen gänzlich befriedigend, indem sie darin die Gewährleistung ihrer Vortheile, so wie ihrer Grundsätze erkannten. Was in dieser Hinsicht bei den Protestanten beobachtet werden konnte, das beobachtete man hinwieder in ganz Frankreich; die Hoffnungen und das, was sie stören, die Besorgnisse, und was diese heben konnte, waren überall die nämlichen und hatten auch allenthalben einerlei Ursachen.

---

4) Conseil-général des Departements.

12 Katholiken.	8 Protestanten.

5) Friedensrichter.

26 Katholiken.	12 Protestanten.

6) Erstinstanzliche Gerichte.

Alais	8 Katholiken.	1 Protestanten.
Le Vigan	7 —	2 —
Nimes	10 —	5 —
Uzes	8 —	1 —

7) Königlicher Gerichtshof.

36 Katholiken.	3 Protestanten.
Insgesamt 331 Katholiken,	165 Protestanten.

*) Folgendes ist das numerische Verzeichniß der vom Gard-Departement seit 1789 bis 1814 in die verschiedenen Nationalversammlungen gewählten Deputirten. Man ersieht daraus, daß der beklagenswertheste Zeitpunkt der Revolution gerade jener ist, worin die wenigsten Protestanten zum Vorschein kommen.

Konstituirende Versammlung .	13 Katholiken,	3 Protestanten.
Gesetzgebende Versammlung .	4 —	4 —
Nationalkonvent . .	7 —	4 —
Verschiedene gesetzgebende Corps v. J. 4 bis 1814	8 —	3 —

Digitized by Google

Das Gard-Departement iſt ſeit 1814 der Schauplatz ruheſtörender Unordnungen, lange fortdauernder Umtriebe und gräuelhafter Unthaten geweſen. Die Geſchichte wird ausmitteln, wer ihre wahren Urheber waren, und worin das gegenſeitige Unrecht beider Theile beſtand; ſie wird die Heftigkeit der ſich einander folgenden Rückwirkungen, die Natur der Beleidigungen und die Zahl der gefallenen Opfer abwiegen und werthen. Hier iſt es um die Würdigung einzelner Thatſachen nicht zu thun; es war leicht, dieſelben vorauszuſehen, und man hätte ſie unſtreitig verhüten können. Sie beſtätigten durchaus nur, was die bekannte herrſchende Stimmung der Dinge und Menſchen zum Voraus verkündigte; denn es reicht hin, die Natur der Parteien zu kennen, um zu wiſſen, was dieſelben thun werden. Wer beobachten kann, dem ſind Eigennamen und Zahlen, um ſein Urtheil zu bilden, entbehrlich. Das Gard-Departement bot, in verdoppeltem Maas und Heftigkeit um ſeiner frühern Erinnerungen willen, das nämliche Schauſpiel dar, welches in ganz Frankreich zu ſehen war; den Kampf, der ſich unter dem Namen des Königthums bergenden Gegenrevolution, gegen die in der Verfaſſungsurkunde anerkannte, jedoch über die Aufrichtigkeit und den Umfang dieſer Anerkennung noch Beſorgniſſe hegende Revolution. Es war dies in Wahrheit weder ein Kampf zwiſchen dem Katholizismus und Proteſtantismus, noch ein Krieg des Royalismus gegen den Buonapartismus, ſondern es war der Kampf zwiſchen alten und neuen Grundſätzen, zwiſchen alten und neuen Intereſſen. Dies iſt ſo wahr, daß einige Parteigänger des Ariſtokratismus gar kein Hehl hatten und ſtets wiederholten, wie es keineswegs die Proteſtanten ſeien, die ſie befehden; gleichzeitig vertauſchten ſie aber nur eine Larve gegen die andere, wenn ſie nunmehr die Buonapartiſten zu verfolgen behaupteten. In der That haben ſie weder die Buonapartiſten noch die Proteſtanten verfolgt, wohl aber die Männer des neuen Frankreichs, die Anhänger der konſtitutionellen Intereſſen und Grundſätze. Dieſe aber verfolgten ſie ohne Unterſchied ihres religiöſen Glaubens oder ihres politiſchen Betragens, unter den Fahnen Roms wie unter denen Genfs, und in den Reihen der Vertheidiger des Königthums wie in denen der Diener des Kaiſerreichs. Die Proteſtanten waren ihnen nicht verhaßter, als die konſtitutionellen Katholiken, und die liberalen Royaliſten waren es nicht minder als die Buonapartiſten; vielleicht auch waren ſie im Grund noch erbitterter über die, durch welche ſie in größere Verlegenheit geſetzt wurden. Mitten in dieſer klaren und beharrlichen Tendenz des Parteigeiſtes, geriethen die untern Volksklaſſen, durch ererbten Haß und durch lüſterne Habſucht angetrieben, in heftige Gährung.

Es hatte demnach, wie ſchon geſagt, die Lage des Gard-Departements in dieſem Zeitraum wie in allen übrigen, nichts Eigenthümliches oder Abſonderliches; ſeine Lage war die von ganz Frankreich. Oertliche Umſtände hatten die Wirkungen der allgemeinen Urſachen nur früher und gewaltſamer entwickelt. Daß die Proteſtanten ungefähr alle auf der Seite der neu gebildeten Intereſſen ſtanden, konnte nicht anders ſein; daß im Jahr 1815 viele von ihnen, die weder in der Gegenwart noch (und dies letztere viel weniger) in der Zukunft die Sicherheit fanden, der ſie bedurften, auf die ſie gerechte Anſprüche zu machen hatten, und die ſie auch über fünfzehn

Digitized by Google

Jahre genossen hatten, glauben konnten, sie würden dieselbe anderwärts finden, ist begreiflich; was ihre Besorgnisse herbeirief, das hat auch den 20. März herbeigerufen; und so wie weiterhin über die Ursachen dieser beklagenswerthen Erschütterung keine Täuschung mehr möglich ist, so sind die Protestanten mit allen übrigen Klassen der Bürger in der allgemeinen Ansicht begriffen, worin sich jene dem überlegten Nachdenken darstellt.

So führt uns denn Alles auf den Punkt zurück, von welchem wir ausgingen. Jetzt wie im Jahr 1789 und mehr noch (denn was damals vorbereitet ward, das ist jetzt zu Stande gekommen), befinden sich die Protestanten weder in anderer Lage, noch haben sie ein anderes Interesse, als die Mehrheit der Franzosen hat; sie machen eine der vielen Mächte aus, welche durch die Revolution Alles gewannen, was die Verfassungsurkunde ihnen sichert; jene Mächte aber sind untrennbar, weil gleiche Grundsätze sie leiten, gleiche Feinde sie bedrohen, und ein gleiches Schicksal ihrer wartet. Man nehme sich in Acht, durch alte Erinnerungen hier nicht mißleitet zu werden. Es gab eine Zeit, wo die Protestanten in Frankreich eine absonderliche Bürgerklasse bildeten, deren Vortheile jenen der meisten ihrer Mitbürger fremd waren oder es zu sein schienen, und deren Kraft eben darum auch nur auf ihr selbst beruhte. Die politischen Grundsätze und die Grundsätze der Staatsgesellschaft, welche seither so gewaltsam sich entwickelt haben, waren damals noch eingeschlummert; die Religionsduldung war selbst in den Augen derer, welche sie empfahlen, noch anders nichts als eine Pflicht der Menschlichkeit, die in Mitte der auf andern Grundlagen aufgeführten Staatsgesellschaft gleichsam vereinzelt stand. Damals konnte man denn auch, ohne unmittelbar die Sicherheit des Staats zu gefährden, gegen die Protestanten eine jener Ungerechtigkeiten begehen, deren Früchte die Zeit erst reift und deren Urheber, ehe diese Früchte alle zur Reife gelangt sind, verschwinden. Jetzt hingegen ist die Lage der Protestanten die nämliche nicht mehr, weil sie nicht mehr allein stehen; ihre Rechte und Vortheile wandern auf gleicher Bahn mit einer Menge anderer Vortheile und Rechte, die im gemeinsamen Kampfe erobert, nun auch eine gemeinsame Sache bilden. Was die Einen bedroht oder beruhigt, das bedroht oder beruhigt sie Alle; Jeder leiht seine Kraft den Uebrigen und verstärkt sich hinwieder durch jene der Andern. Wenn es also gegenwärtig um die Protestanten zu thun ist, so ist es nicht um sie allein zu thun, sondern es handelt sich um das ganze neue Frankreich, und um Alles, was dieses für seine Berechtigung, sein Interesse und seine Sache ansieht.

Die Protestanten und Frankreich, wie es aus der Revolution hervorgegangen ist, sind demnach eine und die nämliche Sache; jene unterscheiden sich nicht von diesem, und sie gehören hingegen ihm an. Die Gegner der Protestanten und die Beförderer der Gegenrevolution sind ebenfalls eins und das nämliche. Im Gard-Departement, wie im übrigen Frankreich gab es und konnte es kein anderes Trennungsprinzip geben.

Die aus diesen Thatsachen hervorgehende Folgerungen sind einfach und sie sind auch vielfältig schon dargestellt worden. Die Verfassungsurkunde, welche für das neue Frankreich passend

Digitized by Google

und genügend ist, paßt und genügt hinwieder auch den Protestanten; ihr Interesse ist weder mehr noch minder anmaßend, als alle ähnlichen und gleichzeitigen Interessen es sind. Die Verfassungsurkunde hat das Königthum in Begleitung richtiger Grundsätze und unwiderruflicher Resultate der Revolution hergestellt, und ihrerseits erkennt die Revolution gar wohl, daß ihre Resultate nur im Begleit der Monarchie Bestand haben mögen; keine von beiden könnte irgend einen Vortheil dabei finden, sich neuer Ungewißheit Preis zu geben; es ist demnach ein natürliches Band, welches sie zusammenknüpft, und der Fortbestand dieser Verbindung erheischt anders nichts, als einen redlichen und ungetheilten Willen; ganz Frankreich wird alsdann königlich gesinnt sein, und es wird dies auch zuverlässig geschehen, indem seine Bewohner die Monarchie und die Verfassung wollen; die Protestanten werden davon keine Ausnahme machen, da sie weder andere Grundsätze noch andere Bedürfnisse haben.

Aber man täusche sich nicht, die Wirkungen können den Ursachen nicht vorausgehen. Wenn es erwiesen ist, daß durch das System der Verfassung allein die neuen Interessen mit dem Throne sich vereinbaren mögen, wie ließe sich's von diesen Interessen fordern, daß sie auf einmal das sein sollen, was sie sein werden, wenn das System der Verfassung selbst sein wird, was es sein soll? Die Reiche werden nicht aus dem Stegreife gestiftet. Die Lage einer Regierung, welche in Nationalinteressen ihre Stütze wählte, ist zum Handeln und zum Warten vortrefflich; zum Gelingen aber werden Thätigkeit und Geduld erfordert. Im Jahr 1814 mißlang der Versuch, wie der 20. März zeigte; im Jahr 1815 stand man dem Abgrund nahe, die Verordnung vom 5. Herbstmonat hinderte das Hineinstürzen; den zwei letzten Sitzungen der Kammern verdankt Frankreich das Wahlgesetz und das Werbungsgesetz; zwei Ausnahmgesetze sind ausser Kraft getreten; dies alles war recht gut; allein das Werk ist damit noch lange nicht vollendet; das will sagen, es fehlt noch viel, ehe das Verfassungssystem der Gegenwart unbedingt Meister und für die Zukunft gesichert ist. Nun gibt es aber nicht zweierlei Systeme der Verfassung, das eine furchtsam und verstümmelt, das andere breit und fest; dies letztere ist allein das wahre und dasjenige, worin die Regierung und die Nation gleichzeitig Kraft und Ruhe finden können. Es begehrt dasselbe nicht, daß die Verfassungsurkunde in's Treibhaus gesetzt werde; die Zeiten solcher Ungeduld sind vorüber; hingegen soll sie sich frei und in freier Luft entwickeln, auf daß die Völker, indem sie solche in der Nähe betrachten und von allen Seiten berühren, endlich die Angst ablegen, welche sie ihnen abnehmen soll und sich im Besitz des gelobten Landes fühlen mögen. Das öffentliche Mißtrauen wird alsdann verschwinden; und wenn noch etwas Feindseliges übrig bleibt, so wird es sich auf persönliche Interessen beschränken, die weiter keine Besorgnisse aufregen können.

Unter allen Einwirkungen, welche dies erwünschte Ziel herbeiführen mögen, ist unstreitig diejenige der Regierung die kräftigste; ihre Kraft und ihr Interesse dabei ist gleich groß; unter seiner Mitwirkung wird der Vaterlandsliebe der Individuen Alles leicht; ohne ihre Hilfe ist Alles schwierig und gefährlich. Inzwischen darf man nicht glauben, daß nicht auch die Bürger durch

Digitized by Google

ihr Betragen mehr oder minder wohlthätig auf jenes der Regierung selbst einwirken können; in dem engen Verband zwischen Regierung und Staat ist Alles Wirkung und Gegenwirkung; in steter Berührung zu einander stehend, können sie durch ihre gegenseitigen Bewegungen sich einander beruhigen oder verwirren, unterstützen oder erschüttern. Die Völker, welche eine feindselige Stellung gegen ihre Regierung annahmen, wurden in die Nothwendigkeit solch unglücklicher Krisen, nicht durch die Fehler und Irrthümer jener allein, sondern auch durch selbstbegangene Irrthümer und Fehler versetzt. Eine richtigere Einsicht ihres Verhältnisses zur gewalthabenden Macht würde ihnen öfters schmerzhafte Stürme erspart haben, und wenn man sich von ihren Erschütterungen zu erholen im Begriffe ist, wird jene Einsicht vorzüglich wichtig. Es scheint inzwischen, als ob die konstitutionelle Partei, worunter die Gesammtheit aller derer verstanden wird, welche die vollständige Entwickelung der freisinnigen Einrichtungen und die völlige Gewährleistung der Nationalinteressen verlangen; es scheint, als ob diese konstitutionelle Partei bisweilen ihre Lage und das ihr ziemende Betragen verkennt. Diese Aeusserung bedarf einer nähern Entwickelung.

Die Revolution, insoweit sie zerstörend war, ist vollendet, das will sagen, alle die wirklichen Hindernisse, welche im Jahre 1789 dem freisinnigen Grundsatze entgegenstanden, sind verschwunden. Es gibt in Frankreich weder eine militärische noch eine gerichtliche Aristokratie mehr, weder geistliche Körperschaften noch verschiedene Gesetzgebungen, oder irgend eine der faktischen Mächte, die das alte Gebäude unterstützt und vertheidigt haben: die neuen Interessen sind überall vorherrschend geworden; so kann es denn auch nicht mehr darum zu thun sein, das Besiegte anzugreifen, oder was schon zu Boden liegt, umzustürzen; eine andere Aufgabe bleibt hingegen zu lösen übrig; als Stifterin der neuen Staatseinrichtungen fängt die Revolution erst an; sie soll nämlich jetzt, auf die Grundlagen ihrer Interessen und mittelst ihrer Grundsätze, das dem materiellen wie dem moralischen Zustand der Dinge angemessene Gebäude der Staatsgesellschaft und der Regierung aufzuführen sich angelegen sein lassen. Niemand wird läugnen, daß das bürgerliche Gesetzbuch (code civil) zum Beispiel, nicht wesentlich dazu beigetragen habe, eine große Zahl wichtiger Resultate der Revolution zu befestigen, indem es sie gewissermaßen mit dem Haushalt und mit dem täglichen Leben der Völker vereinbarte: eben dies Werk muß nun über alle andere Theile der gesellschaftlichen Einrichtungen ausgedehnt werden. Die Verfassungsurkunde hat damit den Anfang gemacht, indem sie die Hauptgestalt und die wesentlichen Regeln der Wirksamkeit der Staatsgewalten festsetzte; aber so wie diese Urkunde von Grundsätzen ausgeht, die nicht in ihr ausgesprochen sind, so gehen hinwieder auch Folgerungen aus ihr hervor, die nicht in ihr geschrieben stehen, und es gibt eine richtige Anwendung oder Praxis der konstitutionellen Regierung, wie es eine richtige Theorie desselben gibt. Demnach wird es erforderlich, jene Folgerungen zu ziehen und diese Anwendung wirklich geltend zu machen; die ganze Gesetzgebung, deren die neue Staatsgesellschaft bedarf, muß mit ihren nunmehrigen Bestandtheilen in Uebereinstimmung gebracht werden, es muß dieselbe alle ihr

Digitized by Google

erforderlichen Gesetze erhalten, und endlich muß die den täglichen Geschäftsverkehr fördernde Verwaltung das schon Vorhandene befestigen, und was noch mangelt, vorbereiten.

Es ist demnach die Lage Frankreichs von jener im Jahr 1789 ganz verschieden; damals war es um Eroberung, jetzt ist es um die neuen Einrichtungen im eroberten Lande zu thun; unmöglich kann das gleiche Betragen für zwei so verschiedene Verhältnisse passend gefunden werden. Im Jahr 1789 mußte die konstitutionelle Partei nothwendig die angreifende Stellung einnehmen, weil sichs um Niederreissen handelte; jetzt hingegen, wo sie aufbauen soll, ist der Angriff eine falsche und unangemessene Stellung für sie; aufbauen und die für die Bedürfnisse des Staates und seiner Regierung zweckmäßige Einrichtungen treffen, können aber diejenigen nur, welche die Macht besitzen und handhaben. Unter einer von langem her bestehenden Staatsverwaltung, wo weder Hauptgrundsätze noch die großen allgemeinen Interessen in Frage liegen, wo sichs um Erhaltung und nicht um neue Bildung handelt, da läßt sich die Opposition als eine natürliche Rolle der Vertheidiger der Freiheit betrachten; allein gegenwärtig ist das dringendere Verhältniß vorhanden, demzufolge die Macht für Gründung und Befestigung der Freiheit gebraucht werden sollen. Die Opposition, die nur eine moralische Kraft hat, ist vortrefflich für Erhaltung der Freiheit, wo diese vorhanden ist; wo dieselbe aber erst noch im Beginnen und wo das System der ihr angemessenen Einrichtungen, Gesetze und Handlungsweise beinahe völlig erst noch zu erschaffen ist, wird die ganze Kraft der Regierung dafür erforderlich. Zur Zeit, wo sich Englands Verfassung endlich entwickelt hat, standen wohl damals die Whigs als Gegner der Regierung auf? Sie haben sich umgekehrt vielmehr derselben angeschlossen, und indem sie ihr gleichzeitig Bedingungen machten und Opfer brachten, indem sie die Bedürfnisse des Augenblickes nicht durch Schikanen erschwerten, während ihre Grundsätze in Masse angenommen und ihre Interessen gewährleistet waren, indem sie den Tory's die Rolle der Opposition damals gern überliessen, haben sie den Sieg ihrer Sache vollendet. Die Natur der Dinge ist diesseits des Meeres die nämliche wie jenseits, und gleichwie in England die Nationalpartei ihr Werk nur durch Vereinbarung mit der Regierung vollendet, so muß in Frankreich eine gleichmäßige Lage ein ähnliches Verfahren anrathen.

Man wird einwenden, die Vergleichung passe nur unvollkommen, und es sei die Lage der Parteien wie die der Regierung in Frankreich sehr verschieden von dem, was sie in England waren. Man gibt gern zu, daß der Zustand der Staatsgesellschaft, allein und für sich betrachtet, allerdings jene Organisationsarbeiten und Einrichtungen erheischt, für welche die Regierung das unentbehrliche oder vielmehr das einzig brauchbare Werkzeug ist; man gibt auch wohl zu, daß von dieser Ansicht ausgehend, das Nationalinteresse die verständigen Bürger antreiben soll, sich den Machthabenden (der Regierung) vielmehr anzuschliessen, als sich in vertheidigende Stellung gegen sie zu setzen. Dann aber berufen sich die Parteien und ihre Verhältnisse zu einander sowohl, als zur Regierung, auf andere Dinge, die sie für dringender nothwendig achten; ehe man für seine Bedürfnisse sorgt, sagen sie, müsse man erst drohende Gefahren abgewandt haben.

Digitized by Google

Wer den Dingen auf den Grund sieht, und in dem, was vorhanden ist, wahrnimmt, was sein kann, dem möchte dieser Einwurf wenig bedeutend erscheinen.

Was die Parteien anbetrifft, so gibt es solche, welche man radikale nennen könnte, die aus der Natur der Dinge selbst hervorgehen und zwischen denen die Stärke allein entscheiden mag, weil sie auf allgemeinen Interessen beruhen, die nebeneinander nicht bestehen mögen. Solcher Parteien gibt es nur zwei in Frankreich, die Partei der Revolution und jene der Gegenrevolution, die nationale und die aristokratische Partei. Daneben gibt es noch andere, gleichsam zufällige, wandelbare Parteien, die nicht aus den Grundsätzen und Bedürfnissen der Gesellschaft selbst hervorgehen, sondern vielmehr das Erzeugniß einer durch Furcht oder Hoffnung geleiteten Vereinbarung individueller Interessen sind. Zu diesen gehören in Frankreich die Partei der Jakobiner, die der Buonapartisten und vielleicht noch andere mehr; diese letztern aber sind nur sehr schwach, weil sie von allen Seiten verwundbar sind. Die Kunst der Regierung besteht darin, dieselben zunächst zu vereinzeln, damit jede auf sich selbst beschränkt bleibe, und hernach das Ausreissen aus ihren Reihen zu befördern. Welches sind nun die Bande, die die große Partei, welche man nach Belieben die konstitutionelle, die freisinnige (liberale) Partei nennen kann, verbinden? Es sind die gemeinsamen Interessen einer überaus großen Anzahl von Bürgern; Interessen, die sich nicht theilen lassen, weil sie nur gemeinsam befriedigt werden mögen; Interessen, die weder auf Ehrsucht, noch auf persönlicher Lage der Individuen beruhen und die von der Regierung nichts zu begehren haben, ausser der vollen Gewährleistung ihrer Rechte und ihrer Ruhe. Es sind dies Bande von allgemeiner Natur, die eine untrennbare Partei bilden, deren Stärke mit der Größe und Kraft der dabei waltenden Grundsätze in Verhältniß steht. Mit der gegenrevolutionären oder aristokratischen Partei verhält es sich eben so, indem auch sie aus allgemeinen Interessen hervorgeht, die allen ihren Gliedern dermaßen gemeinsam sind, daß wofern die Gesammtpartei nicht obsiegt, kein einziges derselben vollkommen befriedigt sein kann. Welches sind hingegen die Bande der Parteien vom zweiten Rang, der Buonapartisten, Jakobiner u. s. w.? Es gibt deren gar keine; denn warum handelt sich's hier? Einzig nur um individuelle Interessen, um persönlichen Ehrgeiz, um persönliche Furcht; die Regierung aber ist der Zielpunkt aller dieser Interessen; von ihr hoffen oder fürchten sie; in der Staatsgesellschaft hinwieder haben sie keine Wurzeln gefaßt, und weil die Gesellschaft sich wissentlich und freiwillig einzelnen Individuen nicht unterwirft, so kann es den Machthabern auch nicht schwer fallen, nachdem sie die Sache dieser Parteien von jener der Staatsgesellschaft erst völlig gesondert haben, dieselben alsdann zu vernichten oder aufzulösen.

Es sind also nicht diese letztern Parteien, mit denen man sich beschäftigen muß; sie sind freilich vorhanden; durch ein geheimes Gefühl ihrer Schwäche geleitet, möchten sie Frankreich wohl gern bereden, daß ihre Interessen in der That die seinigen seien; sie trachten freilich wohl zur Nationalität gezählt zu werden, um dadurch Mitgenossen ihrer Stärke und ihrer Rechte zu werden; die Regierung soll allerdings von ihrem Dasein Kenntniß nehmen und auf sie Acht

Digitized by Google

tragen, weil sie sonst die Nachlässigkeit derselben zu ihrem Schaden, oder ihre Fehler dazu benutzen könnten, um sich ungleich stärkere Bundesgenossen zu verschaffen, als sie selbst sind. Wenn aber das konstitutionelle System in Kraft besteht, wenn das Benehmen der Verwaltung durchaus ihren Grundsätzen gemäß und ihren Interessen entsprechend ist: welchen Kredit könnten Parteien bei der Nation finden, denen sie antworten kann: Eure Sachen gehen mich nichts an, die meinen sind in Ordnung. — Und welche Gefahren könnten die Regierung treffen, wenn jene allein es sind, die ihr noch gegenüberstehen?

Um also auf die zwei einzigen Parteien zurückzukommen, zwischen denen Nationalfragen obwalten: worin besteht ihr gegenseitiges Verhältniß?

Im Jahr 1789 befand sich die Partei der alten Ordnung im Besitzstande; das neue Frankreich war Angreifer; jetzt hingegen ist der Besitzstand auf Seite der konstitutionellen Partei; die Partei der Gegenrevolution wird also nothwendig zum Angreifer; und in der That, der eine Theil will das Erworbene behalten, und der andere das Verlorene wieder an sich bringen. Bei so umgekehrtem Verhältniß führt das Interesse der Nationalpartei offenbar zur Vereinbarung mit der Regierung, die ihrer Natur nach auf die Vertheidigung des Vorhandenen gerichtet, auch allein nur im Besitz der dafür geeigneten Waffen ist. Das Staatsgebäude läßt sich mit einem durch das Land vertheilten System fester Plätze vergleichen, welche das, was ist, gegen das, was an seine Stelle treten will, den Besitz gegen die Eroberung vertheidigen soll; es besteht demnach ein natürliches Bündniß zwischen den Vertheidigern der Festungen und zwischen denen, deren Eigenthum vertheidigt werden soll; darum muß es dann auch der Regierung ihrerseits höchst angelegen sein, sich mit der konstitutionellen, als der nunmehrigen erhaltenden Partei zu vereinbaren, und sie muß darauf einen um so größern Werth legen, als am Ende die Kraft der Staatsgesellschaft in ihr selbst liegt und nicht verloren gehen kann, während die ihrige nur aus ihrer Stellung schöpfen mag.

Es läßt sich nur ein einziger Umstand denken, welcher sich der Vereinbarung der Nationalpartei, die das Bestehende erhalten, und der Regierung, welche fortbestehen will, widersetzen könnte. Der Fall nämlich, wo die letztere selbst auf die Seite der Angreifer treten würde. Eine solche Blindheit wäre im höchsten Grad befremdlich, aber immerhin nicht beispiellos. Die Partei, welche ihrem Interesse nach auf der Vertheidigungslinie stehen sollte, würde dadurch hinwieder zum Angriff gezwungen, und wofern ihre Kraft überwiegend wäre, so müßte ihr Sieg, nachdem alle Kriegsübel in seinem Gefolg erschienen waren, zuletzt die Niederlage der in ein unvorsichtiges Bündniß getretenen Regierung herbeiführen.

Befindet sich Frankreich in dieser Stellung? Rechtlich gewiß nicht, dafür zeuget die Verfassungsurkunde. Sollte es faktisch der Fall sein? Diese Frage löset sich durch die nachfolgenden auf. Wer macht bei dem von der Regierung befolgten System Vorschritte? Ist es die Nationalpartei, welche die Revolution vertheidigt? Ist es die aristokratische Partei, die gegen jene zu Felde zieht? Die Antwort scheint keinem Zweifel zu unterliegen, und wenn dem so ist, so

Digitized by Google

folgt daraus, daß die Nationalpartei ihr Interesse und ihre Sicherheit in jener Vereinbarung mit der Regierung findet, welche ihre ganze Lage ihr anräth.

Es wäre ein grober Mißgriff, glauben zu wollen, daß durch Zufälligkeiten und Verumständungen diese Lage völlig verändert werden könnte. Das, was sie ist, ist sie vermöge allgemeiner und bleibender Thatsachen, die man unterscheiden und als Verhaltungsregeln auszuheben wissen muß, wenn auch ihr Glanz verdunkelt ist, oder ihre Folgerungen verzögert scheinen. Betrachte man die Sache, wie man will: es wird immer eine seltsame Lage für die Machthaber sein, wenn sie freie Maximen bekennen und die Fortschritte freisinniger Institutionen befördern sollen; eine äussere Nothwendigkeit kann ihnen solches zum Gesetz machen, aber wie sie auch heissen und wo sie herkommen mögen, ihre innere Natur wird doch immer widerstreben. Darf man sich dann wundern, wenn sie zögern, und sich in der seltsamen Lage mitunter auch sträuben? Wichtig ist es, daß sie nicht aus ihr heraustreten können, und daß sie sich jeden Tag darin mehr befestigen; weil sie aber nicht anders als unter für sie selbst schwierigen Umständen darin versetzt werden können, so mögen sie auch nur in ihr festgehalten werden, wenn sie Gewährleistungen ihrer Kraft und Dauer, zum Lohn eines ihrer natürlichen Tendenz wenig angemessenen Verfahrens, empfangen. Bleiben sie wirklich darin, alsdann darf man für die Zukunft unbesorgt sein. Man wird die Entwickelung und Befestigung der freisinnigen Institutionen gar viel schneller herbeirücken sehen, als dies je mittelst der kräftigsten Opposition geschehen könnte, und man wird auf dem Weg, den man einschlägt, keine Abgründe zu übersteigen haben.

Die Vertheidiger der Grundsätze und der neuen Interessen müssen demnach, man wiederholt es nochmals, sich nicht zur Oppositionspartei, sondern zur regierenden Partei auszubilden trachten; Frankreichs politische Lage, aus allgemeinem Gesichtspunkt betrachtet, heißt sie dies thun; der Gang der Regierung, gleichfalls im Allgemeinen betrachtet, sagt ihnen, daß sie es thun können. Es ist dies Sache der Einsicht, und es ist sehr wichtig, sich darüber nicht zu täuschen.

Will man nun, nachdem die natürliche Lage der konstitutionellen Partei ausgemittelt und dargethan ist, daß die wichtigsten Interessen, der Gegenwart wie der Zukunft, ihr gebieten, dieselbe einzunehmen und sie zum Mittelpunkt ihrer Taktik zu machen, weiterhin untersuchen, wie sie in dieser Lage ihr Betragen einrichten soll, so eröffnet sich damit ein weites Feld, welches zum Voraus in Gedanken zu durchlaufen schwer hält, weil die zahllosen Verwickelungen, die dabei zum Vorschein kommen, vorauszusehen unmöglich ist. Doch gehen aus der Lage selbst, wovon hier die Rede ist, solche nothwendige Folgerungen hervor, die sich als eben so viele Verhaltungsregeln betrachten, und auch leicht unterscheiden lassen.

Die erste ist diese, daß der konstitutionellen Partei insbesondere daran gelegen sein muß, die Regierung für ihre persönliche Sicherheit völlig zu beruhigen. Wie liesse sich erwarten, daß die Machthaber sich mit einer Partei vereinbaren sollten, von der sie sich bedroht hielten? Die Verfassungsurkunde ist für die Gewährleistung und Befriedigung der allgemeinen Interessen

Digitized by Google

vollkommen hinreichend, und wofern ihre gänzliche Vollziehung gleichmäßig auch alle individuellen Interessen befriedigen könnte, so dürfte die Regierung nicht sagen, daß sie auch nur einen einzigen Feind in Frankreich habe. Allein die vergangene Zeit hat uns eine Anzahl persönlicher Interessen als Erbe hinterlassen, welche die Verfassungsurkunde nicht befriedigen kann, und deren Mißvergnügen um so mehr zunehmen muß, als sie, im Verhältniß wie die Kraft der Verwaltung sich vervollkommnet, selbst mehr und mehr in Ohnmacht versinken. Es gehören hieher, wie schon bemerkt, die persönlichen Interessen der jakobinischen, buonapartischen Partei und anderer ähnlicher. Die französischen Interessen haben keine gefährlichern Verbündeten und keine untreueren Stellvertreter: ein Protestant, ein Käufer von Nationalgütern, ein Freisinniger (wie man sich ausdrückt) haben nur konstitutionelle Bedürfnisse; denn die Freiheit des Gottesdienstes, die Freiheit der Meinungen, die Unverletzlichkeit der Nationalverkäufe sind durch die Verfassungsurkunde anerkannt; Buonaparte hingegen ist nicht darin, und das Militärsystem und die Freunde der Anarchie auch nicht. Darum muß dann wohl eine dumpfe, aber unvermeidliche Feindschaft zwischen den Interessen solcher Art und der Regierung bestehen; für diese ist es Pflicht und Bedürfniß, ungesäumt ihre Zahl zu vermindern zu trachten; so lange sie aber noch bestehen, ist sein Mißtrauen begründet, und Frankreich kann ihnen eben so wenig vertrauen, weil sie mit seinen Interessen gleichfalls in Widerspruch stehen. Es wäre demnach ein großer Mißgriff der konstitutionellen Partei, wenn sie aus ihnen ihre Anwälde wählen würde; sie kann auf die Regierung nur durch solche Männer mit Erfolg wirken, die ihren Bestand und Fortgang, nicht aber durch solche, die ihren Umsturz wünschen.

Wenn es möglich wäre, von der Regierung alle die Besorgnisse zu entfernen, welche ihr jene Interessen einflößen müssen, die von der Verfassungsurkunde nicht betroffen werden, so würde sie auch unstreitig bald dahin gebracht sein, in dieser Urkunde ausschließlich den Grundsatz und die Bedingung ihrer Stärke so wie ihrer Sicherheit zu finden. Durch keine anderswoher kommende Besorgnisse beschäftigt, würde sie sich gleichsam allein mit den konstitutionellen Interessen befinden, die von ihr anerkannt sind, und die sich selbst laut anerkennen. Interessen aber, welche sich selbst anerkennen und die dazu berechtigt sind, werden bald auch obsiegen. Wenn schon die wirkliche Lage der Dinge eine schnelle Erfüllung des gewünschten Resultates nicht gestattet, so müssen immerhin Vaterlandsliebe und Klugheit die Bekämpfung der Hindernisse, welche sich ihm entgegensetzen, zur Pflicht machen.

Ein zweites, aus dem Verhältniß der konstitutionellen Partei gegen die Regierung sich ergebendes Resultat ist dieses, daß jene einerseits weder irgend einen Grundsatz, oder eine der daraus zu ziehenden Folgerungen der Verfassungsurkunde preisgeben kann, noch anderseits hinsichtlich auf die eigentliche sogenannte Verwaltung so schwierig und nachsuchend sein darf, als eine Oppositionspartei dieses sein kann und darf. Es ist hin und wieder darüber Befremden geäussert worden, daß man immer neue Gewährleistungen (wie sie es nennen) fordern höre. Dies Befremden ist ungegründet, denn wo Gewährleistungen erforderlich sind, da schwächt

Digitized by Google

jeder Tag, der nicht neue bringt, die bestehenden. Wäre die Verfassungsurkunde unfruchtbar, so würde sie unnütz sein; ihre Kraft liegt in ihrer Fruchtbarkeit; und es ist wohl zu bemerken, daß gerade in der Entwickelung dieser Urkunde das kräftigste Mittel der Vereinbarung der Regierung und der Nationalpartei vorhanden ist. Wenn schon Alles vollendet wäre; wenn die neuen Institutionen als vollständig betrachtet werden könnten, dann würde sich die Staatsgesellschaft natürlicherweise in zwei große Klassen von Interessen theilen: die Interessen der Regierung nämlich und die Interessen der Freiheit; die Grundsätze und Gesetze wären zur Rüstkammer geworden, in der man von beiden Seiten Waffen zum Angriff und zur Vertheidigung holen würde. Jetzt aber, da Alles noch zu erschaffen ist, jetzt da die Interessen der Freiheit und jene der Regierung noch vermengt und beisammen sind, jetzt da die Regierung, noch neu und werdend, für ihre eigene Ausbildung, wenn man es sagen darf, unentbehrliche Werkzeuge und Kraftmittel begehren muß, jetzt wird die konstitutionelle Partei aus dieser Lage ungleich mehr Gewinn ziehen können, als ein Jahrhundert von Opposition ihr zu bringen vermöchte. Die Opposition führt nur einen kleinen Krieg und wir leben in Zeiten, wo die großen Eroberungen durch Verträge gemacht werden. Noch lange wird, der Natur der Dinge nach, die Regierung in Frankreich so zu sagen eine Reihe von Verträgen zwischen den Bedürfnissen der Macht und den Interessen der Freiheit sein. Es gibt gegenwärtig in Frankreich zwei verschiedene Stellungen und Meinungen, wovon die eine die Erhaltung der bestehenden Gewalt, und die andere die Erweiterung der öffentlichen Freiheiten bezweckt. Die Staatsgewalt und ihre Grenzen, die Freiheit und ihre Schranken, die Kraft der Regierung und die Kraft der Opposition, Alles muß gleichzeitig aus einem und dem nemlichen System von Interessen und Ideen hervorgehen. Um nun aber dieses Werk der gedoppelten Schöpfungen in seiner richtigen Bahn zu erhalten, sind zwei Dinge erforderlich: Beharrlichkeit in den Grundsätzen und Geduld im Fortschreiten. Man muß gleichzeitig verstehen, in nichts nachzugeben, aber ruhig zu warten. Dadurch werden sich die konstitutionelle Regierung und die konstitutionelle Freiheit verschmelzen; darin bestehen die zwei großen Bedürfnisse Frankreichs, zwei gleich dringende Bedürfnisse und von denen nicht eines ohne das andere befriedigt werden mag.

Aus allem bisher Gesagten geht hervor, daß das Betragen der Nationalpartei über Frankreichs Schicksal entscheiden wird; daß aber dies Betragen selbst hinwiedee durch jenes der Regierung, als der Haupttriebfeder aller auf die Staatsgesellschaft einwirkenden Handlungen, wird bestimmt werden. Von der Regierung also hängt zuletzt ihr eigenes und Frankreichs künftiges Schicksal ab. Was sie aber nie vergessen darf, ist dieses, daß Frankreich weder im Widerspruch mit seinen Interessen gewaltsam, noch im Sinne seiner Interessen sklavisch beherrscht werden kann. Beide Systeme würden einen gleichmäßigen Widerspruch in sich selbst enthalten.

n.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Das Spiel der politischen Parteien seit zwei Jahren und ihre wirkliche Lage, nach der ministeriellen Darstellung des Spectateur (August 1818). — Bruchstücke von Briefen.

Als die kaiserliche Herrschaft zum zweitenmale den Anstrengungen der verbündeten Mächte unterlag, verschwanden die Werkzeuge des Despotismus, der öffentlichen Entrüstung, die sie verfolgte, ausweichend, für eine Weile vom Schauplatz. Die Freiheit, mit dem König zurückgekehrt, schien fernerhin ein fester Wall zwischen den Verräthern, und der durch den Frevel des 20. März in ihrem Dasein sogar gefährdeten Nation sein zu sollen. Der Haß, welchen jene Freveltat gegen ihre Urheber aufgeregt hatte, war noch so neu und so lebhaft, daß er sich bei den nächsten Wahlen nothwendig zu Tage legen mußte. Wo stellvertretende Regierungen sind, da drücken sich der Wille und die Gefühle einer Nation, nicht durch Worte, sondern durch Menschen aus. Der Zorn des Volkes offenbarte sich durch die Wahl seiner Abgeordneten, und Frankreich sah in der Kammer vom Jahr 1815 die heftigsten Gegner, ich möchte sagen, die persönlichen Feinde jener Menschen versammelt, deren Frevel es verabscheute. Alle Rücksichten, welche ihm die Wahl von Anhängern der Feudalherrschaft mißrathen mußten, wurden dem vorherrschenden Hasse untergeordnet, als wäre damals das höchste aller Interessen die Vernichtung der Partei derer gewesen, welche das neueste Unglück herbeigeführt hatten.

Wie diese Kammer sich ihres erhaltenen Auftrages entledigte, ist bekannt; in ein System von Rückwirkungen versunken, befand sie sich bald auf der äussersten Grenze desselben, und auch die Verfassung mochte ihren Gang nicht mehr aufhalten. Von blinder Wuth beseelt verwechselte sie Dinge und Menschen. Die Fortschritte der Zeit und die Früchte der Erfahrung waren wieder bedrohet und die Freiheit zitterte über der königlichen Urkunde, deren Grundlagen untergraben wurde. Da ertheilte die Verordnung vom 5. Herbstmonat der bestürzten Nation neue Beruhigung. Als die Rückkehr der monarchischen Grundsätze ausgesprochen, nachdem vor den Augen Europa's der Beweis geführt war, daß das französische Volk die Mitschuld des 20. März nicht trage und daß seines Unglücks unerachtet die Empfänglichkeit für wohlgeordnete Gesellschaftsverhältnisse nicht von ihm gewichen sei — hatte die Kammer ihren Auftrag erfüllt; längern Bestand durfte sie nicht haben; es waren jetzt andere Interessen, deren Erfüllung die Bedürfnisse und die Wünsche des Volkes erheischten. Das Verfassungsgebäude mußte vollendet, die Gesetzgebung mit der königlichen Urkunde in Einklang gesetzt, und die Stellvertretung in richtige Verhältnisse gebracht werden: dieses alles aber konnte durch die Anhänger des Feudalsystems nicht geschehen. Es wurden also andere Männer zu Erfüllung dieses neuen Auftrags berufen. Der Staatswagen gleitete auf der Bahn der Nationalinteressen und um das Königthum, welches gleich der Tugend von jeder Uebertreibung fern in der Mitte stand, sammelten sich alle aufrich-

Digitized by Google

tigen Freunde der Freiheit, und der von ihr ausgehenden edeln Begriffe. Jeder Verständige war damals überzeugt, daß man die Verirrungen und Fehler der Revolutionszeit vergessen solle. Diese Schonung ziemt einer Nation, die, nachdem sie das feierlichste und würdevollste Urtheil über jene Thaten, von denen ihr Unglück herrührte, ausgesprochen hatte, durch die eigenthümliche Kraft der entschiedenen Sache sich stark genug fühlte, um weder auf verübte Vergehen zurückkommen noch ihren Urhebern die begangene Schuld und die ihr folgende Schmach in Erinnerung bringen zu müssen. Wahrscheinlich hätten diese Männer den Frieden im Vaterlande auch wirklich geniessen können, wenn sie aufhörten Parteimänner zu sein, und wenn sie nicht selbst zuerst die schützende Wehr zerbrachen. Immerhin bot der Krieg, den sie begannen, anfangs jene seltsamen Verhältnisse nicht dar, welche später so großes Aergerniß herbeiführten, seitdem alle auf das Gemeinwohl bezüglichen Fragen verwirrt und die Parteien selbst unkennbar geworden sind. Damals standen diese auf der Linie ihrer Politik, einander Angesicht zu Angesicht gegenüber, jede um ihre eigenthümliche Fahne. Durch die Feudalpartei wurden die Grundsätze der bürgerlichen Gleichheit und die neuen Institutionen mit Bitterkeit angegriffen; unumwunden und laut verlangte sie die auf Landbesitz gegründete Aristokratie, das von ihr ausgehende Verwaltungssystem örtlicher Gewalt und Herrschaft in den einzelnen Abtheilungen des Reichs. Die Partei der unrechtmäßigen Gewalt (le parti de l'usurpation) schrie gegen die Ausnahmsgesetze und gegen die strengen Maasnahmen, durch die sie sich beengt fühlte. Heimlich war sie beschäftigt, die Absichten der Regierung zu verdächtigen, ihre Handlungen zu entstellen, ihre Feinde zu wecken, Unruhe und Zwietracht anzufachen. Die konstitutionellen Royalisten beschränkten sich auf die Vertheidigung der angegriffenen Grundsätze, auf die Zurückschiebung böswilliger Anschuldigungen und auf die Herstellung entstellter Thatsachen. Damals handelte sich's um Sachen und nicht um Personen. Das öffentliche Urtheil konnte dabei nur gewinnen, indem es sich durch diese Debatten ausbildete.

Eben darum aber mußte dieser Kampf bei längerer Andauer nothwendig der Wahrheit den Sieg bei der dabei interessirten Nation die ihm zusah verschaffen; die Grundsätze der Verfassungsurkunde siegten bei den neuen Wahlen; die Verirrungen unterlagen dem Sieg, der die Menschen unberührt ließ.

Auf einmal war nun der Schauplatz verändert und die merkwürdigsten Erscheinungen boten sich dem Beobachter dar. Der menschliche Geist trat in seiner vollendeten Geschmeidigkeit, die Vernunft in ihrer höchsten Verkehrtheit auf; die Arglist und die Sophistik entwickelten alle ihre Künste.

Die Partei, welche bisher sich mit dem Ruhme dreißigjähriger unverletzter Treue gebrüstet hatte, auf die Ehre des unwandelbaren Hasses der Anarchisten stolz war, und durch Strenge, unbiegsame Tugend allein glänzen wollte, bot nun ohne Scheu ihren verachteten Feinden die fleckenlose Hand dar, welche dies verschmähten; ihre Bestrebungen waren jetzt gegen eben den König gerichtet, welchen sie erst noch im Exil begleitet hatte. Mit den Maximen der Demagogie

ausgerüstet, trat sie auf, um alle jene überspannten Folgerungen der freisinnigen Urkunde zu verfechten, über welche sie sechs Monate zuvor die Fülle ihres Spottes ergossen hatte: so war denn also jene Tugend, die man ihrer Vorurtheile und Verirrungen unerachtet auch noch in ihrer Zufluchtsstätte ehrte, aus den drohendsten Stürmen und Verfolgungen am Ende nur dazu gerettet worden, um der Ehrsucht und Herrschsucht sich zum Opfer hinzugeben. Thörichte Menschen! Wenn ihr Haß und ihre Grundsätze nicht unversöhnlich und mit jeder Ausgleichung unverträglich waren, warum zeigten sie sich dazu nicht etliche Monate früher geneigt, als Frankreich nur etwas mehr Mäßigung und Klugheit verlangte, um seine theuersten Interessen und seine Hoffnungen ihnen anzuvertrauen?

Eine nicht minder seltsame Veränderung ging etwas später in der Politik der entgegengesetzten Partei vor. Der entschlossene Wille der Regierung und die kräftigen zur rechten Zeit von ihr angewandten Maasnahmen hatten den Sieg der freisinnigen Grundsätze herbeigeführt; die königliche Verordnung vom 5. Herbstmonat war erschienen; das im Jahr 1816 zweimal zurückgewiesene Wahlgesetz war im Jahr 1817 zu Stande gekommen, die Freiheit war gesichert, und das Volk stand im Begriff, zum erstenmal das wichtigste seiner politischen Rechte, in vollem Umfange auszuüben. Unversehens kam eine Flugschrift zum Vorschein, aus der Feder eines Mannes, der seit dreißig Jahren dem jedesmaligen Stand der politischen Wetterfahne gemäß, ungefähr jeder vorherrschenden Macht Huldigungen dargebracht hatte; sie war geeignet, alle Begriffe zu verwirren, und den eingetretenen Tag zu verfinstern; sie entrückte eine Partei dem Hintergrund, und stellte ihre Glieder der Nation als die Apostel und Märtyrer der Grundsätze dar, welche ihr theuer sind, und der Meinungen, welche sie als die ihrigen ausgesprochen hatte. Diesem Werke der Täuschung und Lüge zufolge, sind gerade jene Männer, welche von den öffentlichen Stellen ausgeschlossen wurden, zu allen Zeiten die wärmsten Freunde der Freiheit gewesen. Sie waren die eifrigsten Verfechter der Freiheit bei allen seit 1789 einander sich folgenden Regierungen, und nur darum, weil ihre Lehre und Räthe nicht befolgt, und die Grundsätze temporären Beschränkungen unterworfen wurden, mochte von allen diesen Regierungen sich keine erhalten. Die Männer hinwieder, welche gegenwärtig die Macht in Händen haben, sind, dem Verfasser der Flugschrift zufolge, eben jene, welche während der ganzen Staatsumwälzung in den jedesmaligen Zeitumständen und Verhältnissen Gründe fanden, um durch Ausnahmsgesetze des Volkes die heiligsten Rechte zu beschränken; demnach dann die ganze Nation in zwei Hälften zerfiel, deren eine sogar auch in Buonaparte's Vorzimmern der Freiheit treu geblieben, die andere hingegen an der Freiheit auch sogar damals Verrath übte, als sie die Verordnung vom 5. Herbstmonat unterzeichnete, und dem Wahlgesetz Eingang verschaffte. So ungereimt und schamlos dieses System auch war, so erschütterte es gleichwohl für einen Augenblick die öffentliche Meinung, welche auf diese Wendung nicht gefaßt war. Die Höflinge des Kaiserthums hatten den Mantel der Freisinnigen umgehängt, und erschienen damit in neuer Gestaltung auf dem Kampfplatze, und alte Freiheitsmänner, welche große Verbrechen im Namen

Digitized by Google

der Freiheit verübt hatten, standen ihnen zur Seite; diese rühmten sich wohl gar als ehrenvoller Narben der Schandmale, welche die öffentliche Meinung ihnen aufgedrückt hatte. Unter diesen Umständen eröffneten sich die Wahlversammlungen; die Faktionen waren in regsamer Thätigkeit; die Regierung wandte die ihr zustehenden Mittel an, um die Gefahr und die Schande einer aus Anarchisten bestehenden Kammer von Frankreich abzuwenden. Es haben die Anstrengungen, womit sie die Angriffe ihrer Gegner zurückschlug, laute Tadler gefunden. Ihre Rechtfertigung durfte sich aber schon hinlänglich in der Einsicht der bewilligten Staatsgelder (des Budjet) finden. Die Regierung besitzt keine andern Waffen, als welche sie von der Kammer empfing, und die Kammer hat dieselben gewiß nicht in ihre Hand gelegt, damit sie keinen Gebrauch davon mache.

Die neue Taktik der angeblich freisinnigen (liberalen) Partei ward von den Gliedern der populären Minderheit begierig aufgefaßt. Sie entwickelte sich von der Rednerbühne in den Vorträgen der Kammerherrn und Statthalter des Exkaisers; ihre Fortschritte ausser dem Saale der Gesetzgeber, in den Flugschriften und Tageblättern der Partei, nicht weniger lebhaft und die Larve einer konstitutionellen Opposition lieh ihr ein Ansehen von Rechtlichkeit, welches ihr auch jetzt noch Leichtgläubige täuschen und die Ahndung der Behörden abwenden hilft.

Wenn die neue Stellung, welche beide Parteien annahmen, der Wahrheit widerstreitet, und die Vernunft beleidigt, so hat dieselbe der Sache der Freiheit doch keineswegs verhältnißmäßigen Schaden zugefügt. Eine Menge vernünftiger Leute sah darin anders nichts, als eine dem Willen der Nation von eben denjenigen dargebrachte Huldigung, durch die derselbe früher so lange Zeit war unterdrückt und verrathen worden. Es mußte die Sache des Despotismus in tiefe Verachtung gesunken sein, wenn selbst ihre eifrigsten Anhänger die Fahne der Partei einzogen, und um sich Gehör zu verschaffen, das einzig übrige Mittel darin fanden, daß sie lauter, als andere, solche Grundsätze predigten, die zunächst ihr eigen System verdammten; es mußte die Urkunde der Verfassung dem Volke lieb und theuer geworden sein, wenn sogar auch die Gegner der Regierung, als sie um Volksgunst buhlen wollten, in der Rolle aller ihrer Verfechter aufzutreten sich genöthigt fanden. Aller Verwirrung der Parteien unerachtet, welche diese gleichförmige Kleidung und Sprache herbeigeführt hatte, blieb darum die Frage doch einfach, um welche es bei Eröffnung der Kammern zu thun war. Ueber die Grundsätze war Jedermann einig, und weshalb man einzig nur stritt, das waren die mehr oder minder unmittelbar daraus zu ziehenden Folgerungen. Jene, welche die Stetigkeit für dasjenige ansahen, was an der Staatsgesellschaft am meisten gelegen sein müsse, und denen darum auch der fürdauernde Bestand der Regierung am Herzen lag, waren der Meinung, es müsse dies mit ausserordentlicher und hinlänglicher Kraft, zum Widerstand gegen ihre Feinde ausgerüstet werden. Andere behaupteten, es sei jede, auch nur vorübergehende Ausnahme oder Abweichung von den Grundsätzen der Verfassung eine Verletzung der Volksrechte und eine Gefährdung der Freiheit. Diese letztern waren freilich die meisten, im Fall aus guten Gründen die Rücknahme von Gesetzen

Digitized by Google

zu verlangen, welche genau genommen, in der That auf sie allein Anwendung fanden. Die Frage, um die es sich damals handelte, war also diese: Ob in der moralischen Lage, worin sich Frankreich befand, die Ausnahmsgesetze erforderlich oder entbehrlich seien; mit andern Worten dann: Ob störende, die Verfassung bedrohende Interessen im Innern des Landes noch fortdauernd vorhanden seien? Die Kammer entschied diese Frage bejahend, und der Kampf begann wieder mit erneuerter Kraft.

Die Regierung sah sich mannigfachen Angriffen aller Parteien ausgesetzt, und die Vertheidigungsmittel, welche ihr zu Gebote standen, befanden sich wahrlich keineswegs im richtigen Verhältniß zu der Kühnheit ihrer Gegner. Aus den Tageblättern, auf deren Gebiet das Ministerium freilich der stärkere war, flüchteten sich die Angreifer auf das Gebiet der Flugschriften, welche bald wichtiger und gelesener wurden, als jene. Die Gesetzgebung der Presse, diese schwierige von der Kammer noch ungelöste Aufgabe, blieb ein unzureichender Damm gegen die stets zunehmende Kühnheit der Faktionen. Der Buchstabe des Gesetzes ward durch Krümmungen unschwer umgangen, und die genau und unbeweglich durch ihn festgesetzten Grenzen der Freiheit, dienten der Arglist und Anmaßung vielfältig zum Spiele, welches die Behörden zu ahnden nicht immer im Stand waren.

Dadurch geschah, daß die Partei der Usurpation solche Fortschritte machte, welche bei den Freunden der konstitutionellen Monarchie Besorgnisse erwecken mußten. Recht gern würden diese die Grundsätze, zu denen sie selbst sich bekannten, auch von ihren Gegnern angenommen gesehen haben, wofern sie diese nämlichen von der Regierung bekannten Grundsätze nicht gegen die letztere gewandt hätten; allein davon abgesehen, daß man sich über die Rückgedanken der neugetauften Freisinnigen, die durch so viele Bande an der Usurpation hiengen, unmöglich täuschen konnte, so ward es dringend ihrem verderblichen Einflusse auf den Gemeingeist entgegenzuwirken. Bei der neuen von ihnen angenommenen Stellung mußte auch das gegen sie beobachtete Verfahren sich ändern. Es war nun nicht mehr darum zu thun, ihre Lehren zu bekämpfen, weil dem Anschein nach alle den Grundsätzen der Verfassung huldigten, und der Unterschied der Meinungen allein nur ihre mehr oder minder schnelle Anwendung, oder eine Frage der zweckmäßigen Zeit betraf, deren Entscheidung in der Hauptsache nichts änderte. Wichtiger war es, Bedacht zu nehmen, daß ihnen nicht gelinge, sich der öffentlichen Meinung zu bemächtigen, und daß, durch ihre Täuschungen geblendet, die Freunde der Freiheit sich nicht verleiten lassen, eine Gewalt in ihre Hände zu legen, die sie sehr bald zu persönlichem Vortheile und gegen die Freiheit mißbraucht hätten. Es mußte die Verkleidung, unter der sie sich bargen, aufgedeckt und der Mantel ihnen abgenommen werden, um dem Volk ihre von den vergoldeten Ketten des Despotismus noch wunden Arme zeigen zu können. Wie wichtig diese Männer auch scheinen mochten, durch die abgezogene Larve müssen sie unschädlich werden.

Digitized by Google

— — Ein junger Pariser Gelehrter sagte: Wir sind ein unglückliches Volk, mehr als ein Jahrhundert lang durch schlechte Regierungen demoralisirt und beinahe aller Würde beraubt. Unsere Literatur ist zum Nichts geworden, wie unser Kriegsruhm. Unsere Großthuerei hat uns in Europa verächtlich gemacht.

Man kann unsere heutigen Menschen nach ihren verschiedenen Lebensaltern eintheilen. Die von fünfzig bis sechszig Jahren sind größtentheils hohle Atheisten und Materialisten, oder bigotte Abergläubige. Wir müssen fast alle unsere Alten verachten. Die Klasse der „ehrwürdigen Greise" beginnt uns zu fehlen. — Unsere Leute von vierzig Jahren, die hommes en places sind sehr gewöhnlich die herzlosesten, selbstsüchtigsten, Alles zu Geld schneidenden Geschöpfe, aber die vollkommensten Administrateurs und Geschäftsleute, die es gibt. Solche sind in den Geschäften unvermeidlich; mit großer Pünktlichkeit von Morgens fünf Uhr bis spät Nachts, wenn es eben gilt, am Pulte; aber reinsinnliche Raubthiere, nur auf Geld und Genüsse als letztes Ziel gerichtet. — Die jungen Leute von zwanzig bis dreißig Jahren sind in der Revolution erwachsen, unwissend, roh; haben aber die Welt gesehen, bessere Nationen kennen gelernt; haben das Gefühl der tiefen Schmach unsers äussern Ruhms, und finden nichts, wenn sie in ihr Herz nach Anhaltspunkten und Trost greifen. Sie allein sind unsere Hoffnung; sie sind bereit, das Versäumte nachzuholen, und sich noch Kenntnisse und Grundsätze zu erwerben.

Es gibt bei uns eine Klasse philosophirender Politiker — Sekte kann man sie nicht nennen. Sie haben keinen Namen. Économistes heißen sie am füglichsten, weil ihre ganze Verbesserung des Menschen, und der Gesellschaft und des Staates, von dem Hause, von der Familie ausgehen soll. Denn das ist ein Hauptunglück in Frankreich, daß es schier keine rechte Familienbande mehr gibt, daß oft der Vater den Sohn nicht liebt, und der Sohn allzuoft dem Vater nicht traut und ihn wohl gar verachtet.

Alle rechtliche und verständige Franzosen wollen keine Republik, kein napoleonisches Reich. Wenn heut Ludwig XVIII stirbt, so rufen wir ehrlich: Vive Charles XII! Aber es muß dahin kommen, daß schlechte Regierungen nichts Böses mehr thun können.

Digitized by Google

Bei H. R. Sauerländer in Aarau ist erschienen, und bereits an alle Buchhandlungen versendet worden:

Der Baierischen Geschichten sechstes und letztes Buch, von Heinr. Zschokke, 4r Band. 3 fl. 30 kr. oder 2 rthl. 6 gr.

Man sah mit großem Verlangen der Erscheinung dieses letzten Bandes entgegen, der die Zeiten Kaiser Karls VII., Maximilian Josephs und Karl Theodors umfaßt, womit dieses treffliche Werk beendigt ist. Der erste Band desselben ist jetzt gänzlich vergriffen und nicht mehr im Buchhandel zu erhalten; von dem zweiten, dritten und vierten Band sind noch Exemplare vorräthig zu haben. Die Erscheinung einer neuen verbesserten Ausgabe wird kaum noch in Jahresfrist statt finden können. Diesen vierten und letzten Band eröffnet eine im edelsten Sinne geschriebene Zueignung an alle Baiern, die wir dem gesamten Publikum Deutschlands hier wörtlich mitzutheilen nicht ermangeln wollen:

„Das große Bild vom Leben eines der ältesten Stammvölker deutscher Erde steht vollendet.

Der Künstler legt den Pinsel nieder, ohne Stolz; aber auch ohne Erröthen. Des Werkes Tugenden sind gar nicht sein Verdienst, sondern dessen, der ihm die Kraft, die Tage und die Freunde gab. Des Werkes Unvollkommenheiten sind nicht die Schulden seines Willens. Ein Anderer wird nach ihm kommen, welcher, vom Irrthum freier, an Einsicht reicher, in Macht des Wortes gewaltiger, von Deiner Vorwelt zu Dir redet, edles Volk von Baiern! — Keiner mit lebendigerer Liebe des Wahren, Gerechten und Göttlichen.

Von diesem Bewußtsein erfüllt, biederbes deutsches Volk der obern und niedern Lande Baierns, der Pfalzen, Schwabens, Frankens und am Rheine! leg' ich weihend das Schicksalsgemälde der Ahnen in Deine und Deiner Enkel Hand. Denn, als ich es anhub, und die Schwere meines Unternehmens und meiner Pflicht wog, tröstete mich die Erinnerung an Deine Vaterlandsliebe, daß sie oft über den theuerwerthen Gegenstand die Schwäche des Darstellers vergessen könne. Zu Dir nur sprach ich, so oft der Anblick Deiner Kraft und Tugend unter den Verhängnissen der Jahrhunderte mein Gemüth erhob: und zu Dir, wenn ich in den Entweihungen Deiner Würde die Verirrungen der Zeitalter anklagte.

Seit die Häupter des Landes aus dem Haufe der Schyren hervorgegangen sind, hat Baiern der weisen und vortrefflichen Fürsten manchen gehabt, — kein Volk zält deren viele — der gekrönten Ungeheuer keines. Des können sich wenige rühmen! Man sagt: wie der Fürst, so das Volk; oft wahrer: wie das Volk, so der Fürst! Denn dieser, nur Theil des Ganzen, wird, was er ist, durch Natur und Verhältniß der Gesammtheit, aus der er hervortritt. Die Tarquine gediehen im freien Rom nicht; erst aus den Lastern desselben wurden die Neronen und Tibere geboren; und weil Sklaven waren, gab es Tyrannen. Darum sind tugendhafte oder fluchwürdige Fürsten die vornehmsten Zierden oder Schanden jedes Volkes, weil sie als Blüthen der öffentlichen Güte oder Verderbtheit anzusehen sind. Daher, was der Ruhm Deiner Fürsten ist, das ist aller Baiern Ruhm.

Und so hinwieder blickst Du, o erlauchtes Königsgeschlecht der Baiern! mit höherer Liebe und höherm Stolz, wie es viele andere nicht dürfen, auf Dein treues Volk umher. Denn kein einziges Blatt in der Geschichte desselben ist von ihm mit Empörung, mit Fürstenmord, oder Hochverrath befleckt. Selbst Deutschlands großer Bauernkrieg machte das treusinnige Baiern einst nicht wanken. Nie erhob es die Waffen, als auf Geheiß seiner Fürsten, und nie ungeheißen, als für sie. Mag die Geschichte eines solchen Volkes nicht, vor der Welt, als Spiegel anderer gelten, und als Urkunde deutschen Biedermuths?

Ihr alten, hochedeln Geschlechter des Landes, deren Väter eine Reihe von Jahrhunderten mit dem Ruhm ihres Namens erfüllten, sehet wohlgefällig auf die Bildnisse Euerer Altvordern in diesen Büchern. Nicht durch die Würden, welche sie zu allen Zeiten vom Staat empfingen, sondern durch die Würden, welche sie dem Staat gaben, sind sie im Vaterlande ehrenreich geworden. Der Ernst der Menschheit fraget den Stammbäumen und Ordenssternen der Europäer so wenig nach, als den knöchernen Nasenringen indianischer Häuptlinge. Aber Großthaten sind die Titel, welche in der Geschichte gelten, und in den Augen der Nachzeit adeln. Noch leben die alten Törringe, Preisinge, Abame, Rechberge, Pappenheime, Rothhafte, Sandizelle, Gumpenberge, Areo's, Fugger, Closner, Baumgarten und anderer viele. Ihre Namen, ihnen ein erblicher Schmuck, wie eine erbliche Verpflichtung gegen Vorwelt und Thron, sind dem Vaterlande eben so viele Bürgschaften, in Tagen der Noth Männer zu haben, auf die es sich stützen darf.

Und Ihr, hochwürdige Priester Gottes, Ihr Diener des heiligen Altars, Ihr Lehrer

Digitized by Google

der Jugend! erkennet mit Lust, daß des Landes Tugend und Treue die Frucht seines Glaubens an das Göttliche gewesen. Nie erlosch dieses Glaubens Inbrunst in der Baiern Brust, seit Severin und Winfried den Gekreuzigten gepredigt hatten. Irrthum und Wildheit der Zeiten konnten wohl Lehrmeinungen und Ordnungen der Kirche verunstalten, oder ändern, das Werk der Menschen geht unter mit den Menschen! — Aber Liebe und Sehnsucht zum Himmlischen flammten auch hell aus den Nebeln des Aberglaubens auf. Der heilige Glaube ist eine Säule der Sitten; und Einfalt der Sitten die Stärke des Vaterlandes. Baiern wird stehen, so lang' es auf diesen Tugenden ruht; so lang' es Fürsten hat, die, wie sein Titus, der erste Maximilian Joseph, wünschen können, für das Glück des Landes in freiwillige Verbannung zu gehen, so lange das Volk, wie unter Plinganser Panieren, für Fürst und Vaterland gegen fremde Unterjocher in den Tod fliegt; oder so lange die Mehrheit der Baiern mit ihrem Westenrieder spricht: „Es ist besser, daß unsere Häuser verbrennen, als daß unsere Sitten untergehen!“

Jedes Reich sinkt oder steigt, wie die Gemüthsgröße und tugendliche Kraft seiner Bürger. Das steht, o Männer von Baiern! mit hellen Zügen in den Geschichten Eurer Vorzeit gezeichnet. Und ein andres, nicht minder wichtig: Ein Staat behauptet sein Dasein, so lang' er zur innern Kraft die rechten Schutzmittel von aussen gesellt; so lange die Verfassungen und öffentlichen Anstalten dem Stande der allgemeinen Bildung und die bürgerlichen Einrichtungen dem Naturgang des Menschengeschlechts entsprechen.

Dreier Hauptkräfte bedarf ein Reich zu ruhmwürdigem Dasein: der Wissenschaft, der Tapferkeit und des Reichthums. In welchem Theile des Volks die Fülle dieser drei am größten vereinigt liegt, in dem ruht der Kern des Staates. Vor alten Zeiten war Wissenschaft der Priester, und Tapferkeit der Ritter ausschließlicher Ruhm. Darum folgte beiden der Reichthum von selbst, und standen sie dem Throne der Fürsten billig zunächst. Sie waren die Freien; sie das Volk; alles Andere des Landesherrn, der Burgen und Klöster leibeignes Gut.

Dann erschwangen im friedlichen Handelsverkehr die Städte Reichthum; durch Reichthum Freiheit. Und es bildete sich, neben der alten Deutschen Lehr- und Wehrstand noch ein dritter, der Nährstand, vor dem Thron. Die Agilolfingen kannten nur die zwei ersten; die alten Wittelsbacher erzogen den dritten. Nach Verhältniß der höhern oder geringern Bedeutsamkeit standen die drei in den Versammlungen der Landschaft einst um den Stuhl der Herzoge. Die Verfassung war der Jahrhunderte Frucht.

Nach diesem kam die Erfindung des Feuergewehrs; durch sie verging des geharnischten Adels ursprünglicher Vorzug. Es kam die Erfindung der Buchdruckerpresse; durch sie büßte die Priesterschaft den Zepter der tausendjährigen Geisterbeherrschung ein. Noch bestanden zwar ehmalige Namen und Formen der Stände; aber wodurch sie mächtig geworden, das fiel in die Hand Aller. Auch der Nichtedelgeborne prangte darauf mit Tapferkeit und Feldherrntugend; auch der Laie nahm von der Wissenschaft Unsterblichkeit des Namens und Hoheit; der Ackersmann das Geschenk der Freiheit. So trat zuletzt der geistvolle Sohn auch des Bauers in den Fürstenrath.

Als nun Wissenschaft, Tapferkeit und Reichthum jedem Staatsbürger erreichbar geworden waren, stürzten zwischen den Ständen die Schranken des Unterschiedes unaufhaltsam ihren zerfallenen Grundvesten nach. Nun hörten Ritter und Pfaffen und Städte auf, allein das Volk zu sein; sondern das Volk ward das Volk; und alle Gebildete, Heldenmüthige, Vermögende des Vaterlandes, ohne Rücksicht priesterlicher Weihe, adelichen Stammens, oder städtischer Rechtsame, bildeten des Vaterlandes Kern und rechte Kraft.

Es ist ein Sturm über den Welttheil gegangen, und hat das Unhaltbarste gebrochen. Die da weinen über entwurzelten Stammbäumen, über zertrümmerten Klostermauern und zerrissenen Kaiserbriefen, wen klagen sie an? — Gott sandte den Sturm; der wehte nur des Alterthums Staub von der Schönheit des göttlichen Ebenbildes hinweg.

Gleichwie nun die Natur selbst in der Stufenfolge der Entwickelungen einen großen Abschnitt gemacht hat, so hab' ich billig mit ihm das Werk von Deinen Geschichten geschlossen, Volk von Baiern! — Empfang' es mit Nachsicht. Den vaterländischen Stolz sollte minder verdrießen als schmeicheln, daß Dir diese Gabe nicht der eingebornen Baiern einer, sondern der Bürger eines Freistaates darbringt, — ein Mann, der, unabhängig in seiner Heimath am Fuß des Jura, auf eigner Flur glücklich, von den Versuchungen der Armuth und des Reichthums gleich fern, unter großen Verhältnissen erzogen, nichts von Dir zu wünschen, nichts zu fürchten hat. Im Leben eines einzigen Volkes das Walten der Gottheit näher zu schauen, wählte er Dich, weil Dein Aufblühen ihn ergötzte, und die Freundschaft mancher Deiner Söhne ihn an Dich zog.“

Digitized by Google

Die Insel Lew-Chew oder Loochoo im japanischen Meere.

Die nachfolgende Erzählung ist ein Seitenstück zu den Berichten, die Hr. John Macleod, der Wundarzt auf der Alceste, welche die brittische Gesandtschaft nach Pekin führete, im verflossenen Jahr bekannt machte. Die Sittenmilde und das freundschaftlich zuvorkommende Betragen der guten und gastfreundlichen Einwohner der Insel Loocho muß um so auffallender erscheinen, als sie von treulosen Völkern umgeben sind, und die Koreaner, mit denen sie sonst am genauesten verbunden scheinen, die brittischen Seefahrer sehr übel empfangen hatten. Der Kapitän B. Hall, Befehlshaber der Lyra, des brittischen Fahrzeuges, welches die Alceste begleitete, hat in seiner Reisebeschreibung (Account of a voyage of discovery etc. London 1817, ein Quartband) einen eigenthümlichen Bericht über das merkwürdige Eiland geliefert, den man gern mit den Macleod'schen zusammenstellen und vergleichen wird.

Am 16. Herbstmonat 1816 (so erzählt der Kapitän Hall), um zwei Uhr Nachmittags, umsegelten wir eine Landspitze und erhielten den Anblick einer sehr ansehnlichen Stadt, mit einem Hafen, worin viele Schiffe vor Anker lagen. Wir mußten vorsichtig zwischen Klippen, deren Dasein uns die Brandung verkündigte, vorrücken; die Alceste folgte uns, und eine halbe Miglie vom Gestade warfen wir den Anker aus.

Alsbald umzingelten uns eine Menge mit eingebornen Männern und Kindern besetzter Kähne. Ihre Kleidung war ein weiter durch einen Gürtel befestigter Rock; ihre Haare waren von den Seiten überall in die Höhe gehoben, und auf dem Scheitel mit zwei metallnen Nadeln befestigt. Nach Verfluß einer Stunde kam ein Mann auf unser Schiff, der einen vornehmen Rang zu haben schien, und wir bemerkten mit großem Vergnügen, daß er unsern chinesischen Dollmetscher, welcher auf der Küste von Korea ganz unnütz gewesen war, verstand; allein der Kapitän Maxwell, da ihm kund geworden war, daß Häuptlinge von höherm Rang sich am Ufer befänden, weigerte den Besuch derselben anzunehmen, in der doppelten Absicht, jene zu vermögen, an Bord zu kommen, und seine eigne Würde zu handhaben; eine Sache, die in dem Verhältnisse zu den Chinesen und andern Völkern dieses Welttheils von der größten Wichtigkeit ist, indem dieselben jede Nachgiebigkeit fast immer durch ein stolzes und hochmüthiges Betragen zu erwiedern pflegen.

Ehe er an Bord stieg, erkundigte sich jener Mann, in welcher Absicht wir hierher gekommen seien? Wir antworteten: es hätten unsere Fahrzeuge durch Sturm und langen Aufenthalt zur See gelitten und bedürften Ausbesserungen, die sie nur in einem sichern Hafen erhalten könnten; nähere Aufschlüsse, setzten wir hinzu, werde man den Oberhäuptern ertheilen. Wir waren auf diese Fragen vorbereitet; nicht allein durch die auf der Küste von Korea gemachten Erfahrungen,

Digitized by Google

ſondern nach dem ſattſam bekannten Karakter der Völkerſchaften dieſes Erdtheils; auch war es ein für unſern Zweck erwünſchter Umſtand, daß die Alceſte in der That Ausbeſſerung bedurfte, indem, wofern wir Neugier und Wißbegierde als Grund unſerer Reiſe angegeben hätten, Leute die von ſolchen Dingen gar keinen Begriff haben, daraus wahrſcheinlich den Verdacht gefährlicher Abſichten geſchöpft hätten.

Die Kähne, welche wir ſahen, beſtanden meiſt nur aus einem Stücke; ſie haben zwei Segel und bewegen ſich mit großer Schnelligkeit mittelſt zwei kurzer Ruder am Vordertheil und einer Art Steuerruder am Hintertheil. Das ganze Ufer, vorzüglich aber die zwei Dämme, welche den Eingang des Hafens bilden, waren mit Schauluſtigen bedeckt, und die Verſchiedenheit der Farben, welche die Kleidung dieſer Menge von Menſchen darbot, gewährte einen ſehr muntern Anblick. Am Abend ließen der Kapitän Maxwell und ich den Ankergrund um uns her prüfen, welcher ſich ziemlich klippenlos zeigte. Gleichzeitig beauftragten wir einen Offizier, das Innere des Hafens zu unterſuchen; es fand ſich aber, daß ſeine Einfahrt für die Fregatte viel zu eng war. Als ich auf die Lyra zurückkam, traf ich Hrn. Clifford im Geſpräche mit mehrern Eingebornen, die ein freundliches Ausſehen hatten, und zum Beſuch auf die Brigg gekommen waren. Sie erklärten ihm ſehr gefällig die Benennung verſchiedener Dinge in ihrer Sprache, und wir hörten nicht ohne einige Verwunderung, daß das Wort Tabak (tobacco) in ihrer Sprache die nämliche Bedeutung wie in der unſern hat.

Am 17. früh begab ich mich mit dem Dollmetſch an Bord der Alceſte, wo ich zwei Häuptlinge fand, welche einſtweilen durch die Offiziere waren empfangen worden, bis der Kapitän Maxwell ihnen Audienz geben konnte. Bald hierauf ward angezeigt, daß der Ta-yin (dieſen Namen, welcher einen Mann von höherm Rang bezeichnet, gab der Dollmetſch dem Kapitän) bereit ſei, die Häuptlinge zu empfangen, und ſie wurden mit Zeremoniel in die innere Kajüte geführt. Anfangs verweigerten ſie, ſich niederzuſetzen, unter tiefen Bücklingen und Krümmungen des Leibes, und indem ſie ihre zuſammengelegten Hände vor das Geſicht hielten. Inzwiſchen gelang uns, die Bedenken zu heben, und der erſte Häuptling ſetzte ſich dem Kapitän Maxwell zur Linken; der zweite ſaß mir zur Linken und der dritte von offenbar geringerm Rang ſetzte ſich neben dieſen hin. Sie beobachteten nun ein ehrfurchtsvolles Stillſchweigen; der Kapitän Maxwell nahm das Wort, und erklärte ihnen, die unter ſeinem Befehl ſtehenden Schiffe gehören dem König von England an; ſie ſeien zur Ueberfahrt eines königlichen Botſchafters nach Pekin und zum Behuf der dem Kaiſer von China beſtimmten Geſchenke gebraucht worden, und hätten nun auf ihrer Rückreiſe von Canton Stürme erlitten, welche ſie nöthigten, auf Loocho vor Anker zu legen, um ausgebeſſert zu werden und friſche Lebensmittel einzunehmen.

Die Häuptlinge drückten in ihrer Antwort den geneigten Willen aus, ſo viel von ihnen abhinge, uns hilfreiche Hand zu leiſten; ſie fügten aber hinzu, der Hafen ſei für ein ſo großes Fahrzeug zu klein, weshalb ſie uns einen andern Ankerplatz in einem Hafen, der Kinching hieß, anwieſen, unter Verſicherung, derſelbe ſei ſicher und bequem und nur wenige Stunden

Digitized by Google

von unſerm gegenwärtigen Aufenthaltsort entfernt; ſie fügten endlich das Anerbieten von Piloten und einem Schiffe bei, welche uns dahin geleiten ſollten. Der Kapitän Maxwell, der ungern den eingenommenen Ankerplatz verließ, ehe er gewiß war, einen beſſern zu finden, machte hierauf den Vorſchlag, die Lyra zu Unterſuchung des angezeigten Hafens auszuſenden, und ihren Bericht abzuwarten. Nach kurzem Stillſchweigen erwiederten die Häuptlinge, ſie könnten die Ueberlaſſung von Piloten an die Brigg nicht über ſich nehmen, ohne Einwilligung des auf der Inſel befindlichen Oberhaupts. Wir waren begierig zu vernehmen, wer dieſes Oberhaupt ſei; allein ſie wichen allen unſern Erkundigungen darüber aus. Der Kapitän Maxwell befragte ſie alsdann, wo der König ſeine Reſidenz habe, indem er ihm einen Beſuch zu machen wünſche; dieſem Verlangen widerſetzten ſie ſich nachdrücklich und verſicherten zugleich, die Sache wäre ganz unmöglich, weil ſeine Majeſtät ſich über tauſend Miglien von dem Orte unſers wirklichen Aufenthalts entfernt befänden. Sie ſchienen den Widerſpruch ihrer Ausſagen nicht zu fühlen, als ſie uns unmittelbar nachher verhießen, über unſer Begehren wegen Piloten für die Lyra, die Antwort des Hofes in wenigen Stunden einzuholen.

Der Ausdruck von Offenheit und Güte in den Geſichtern der uns bisher vorgekommenen Eingebornen hatte die Hoffnung eingeflößt, man würde uns hier keine Schwierigkeiten in den Weg legen; um ſo viel unangenehmer war es demnach wahrzunehmen, daß, ſo oft wir von Landung ſprachen, oder einige Fragen über ihren König thaten, die Häuptlinge verlegen wurden, und ausweichend antworteten. Wir hofften jedoch, wenn wir nähere Bekanntſchaften gemacht hätten, ſo würde das Mißtrauen ſchwinden.

Als die Konferenz zu Ende war, erſuchten wir unſere Gäſte, ſich in der Kajüte umzuſehen, was ſie dann auch ſehr gern thaten. Bis dahin hatten ſie den einem Zuſammentritt, worin wichtige Gegenſtände verhandelt werden, geziemenden Ernſt beibehalten, und keinerlei Neugierde geäuſſert; nachher aber ward das Zeremoniel bei Seite gelaſſen, und ſie betrachteten Alles, was wir ihnen zeigten, mit eben ſo viel Aufmerkſamkeit als Vergnügen. Ihr Betragen war höflich und beſcheiden. An Schau- und Beobachtungsluſt fehlte es ihnen keineswegs, aber bis wir ſelbſt dazu aufforderten, legten ſie das Verlangen, ſolche zu befriedigen, nicht zu Tage. Ihre Kleidung iſt überaus gefällig; ſie beſteht in einem fliegenden Rock mit weiten Ermeln; ein breiter und reicher ſeidener Gürtel befeſtigt ihn um den Leib; ihre Kopfbedeckung beſteht in einer runden Mütze von gelber Farbe; über den kurzen baumwollenen Strümpfen hatten ſie ſtrohene ſauber geflochtene Sandalen angezogen. Zwei aus ihnen trugen Kleider von hellgelber Farbe, der dritte hingegen ein dunkelblaues mit weißer Einfaſſung; alles von Baumwollenſtoff. Jeder hat einen Fächer, der in den Gürtel geſteckt wird, gleich der kurzen Pfeife und dem Tabaksbeutel. Beim Weggehen verſprachen ſie, gegen Abend wiederzukommen, ſobald die Antwort des Oberhauptes eingetroffen ſein würde.

Den ganzen Morgen durch war der Raum, welcher uns vom Ufer trennte, mit Kähnen überdeckt, deren jeder etwa zehn Perſonen enthielt. Es war viel Bewegung und Leben in der

Digitized by Google

Menge, die abwechselnd an unser Schiff kam, und wieder an's Gestade zurückkehrte. Die Erlaubniß, welche sie erhielten, den innern Schiffsraum in Augenschein zu nehmen, schien ihnen großes Vergnügen zu gewähren, und Keiner aus ihnen hat dieselbe mißbraucht. Ihr Betragen ist überhaupt sanft und angenehm; ihre Neugier hat nichts Unbescheidenes; ihre Aussprache und Stimme haben etwas überaus Mildes. Wir bemerkten, daß Einige aus ihnen unsere Schiffe abzeichneten, aber ihre Arbeit verbargen, sobald sie beobachtet zu werden glaubten. Auf die ihnen gemachte Anzeige, daß unsere Fahrzeuge Ausbesserung bedürften, sandten sie Werkleute an Bord der Alceste; es fand sich aber, daß ihre Werkzeuge unverhältnißmäßig klein für die vorhabende Arbeit waren.

Wir bemerkten eine große Mannigfaltigkeit im Schnitt sowohl, als in der Farbe der Kleider derer, die wir diesen Tag über zu sehen bekamen; das Blau in seinen verschiedenen Abstufungen ist jedoch immer die vorherrschende Farbe. Die Kinder schienen überhaupt schöner gekleidet als die Männer; von den Weibern konnten wir nichts sagen, weil wir noch gar keine zu Gesicht bekommen hatten. Sie rasiren sich den Scheitel, aber die Art, wie die Seitenhaare emporgehoben und befestigt werden, verdeckt den geschornen Theil des Hauptes; auf Bart und Backenbärte wenden sie viele Sorgfalt. Sie sind klein aber wohlgebaut und ihr zierlicher Gang stimmt mit dem Karakter ihrer fliegenden Kleidung überein. Die Farbe der Haut ist, mit wenigen Ausnahmen, die dunkle Kupferfarbe; aber ihr Gesichtsausdruck deutet Verstand und Sanftheit an. Sie haben schwarze Augen, regelmäßige und vollkommen weiße Zähne. In jeder Hinsicht sind sie bescheiden, höflich, ehrerbietig, und zeigten sich uns sehr einnehmend und liebenswürdig.

Unsere zwei Morgenfreunde, die, wie uns gesagt ward, Ookooma und Teema hießen, erschienen gegen Abend wieder an Bord, mit der Anzeige, sie hätten die Antwort des Oberhauptes noch nicht erhalten, und könnten darum auch dem Hooneegua, oder kleinen Fahrzeug, noch keine Piloten überlassen. Sie wurden von einem andern Häuptling begleitet, den wir seinem Aussehen nach für einen Chinesen hielten, und dessen zeremoniöses argwöhnisches Betragen uns mißfiel. Wir sprachen ihnen von unserer Absicht, am folgenden Morgen an's Land zu gehen, um dem Oberhaupte einen Besuch zu erstatten; darauf antworteten sie: Es befinde sich Niemand auf der Insel, dem jener Name zukomme. Wir erwiederten alsdann: Der Anstand erheische, daß wir ihnen selbst ihren Besuch zurückgeben; dagegen wandten sie ein, sie seien nicht vornehm genug, um solcher Ehre gewürdigt zu werden. Als hierauf der Kapitän Maxwell äusserte, seine Gesundheit erheische, daß er sich an's Land begebe, so anerbot sich unser neue Freund sehr angelegen, uns einen Arzt zu senden. Der Kapitän antwortete: Er habe einen Arzt in seinem Begleit und dieser habe ihm einen Spaziergang auf der Insel anbefohlen. Die Häuptlinge lachten und fingen von andern Dingen zu reden an. Da ihr Bestreben, Allem auszuweichen, was auf unsern Landungswunsch Bezug haben konnte, offenbar war, so liessen wir, um sie nicht unwillig zu machen, die Sache für den Augenblick fallen. Ehe sie Abschied

Digitized by Google

nahmen, bot der Kapitän ihnen Pfeifen an, die sie eher nicht annehmen wollten, bis wir selbst zu rauchen angefangen hätten; inzwischen schien diese Aufmerksamkeit ihnen Vergnügen zu machen und sie wurden ungezwungener als zuvor.

18. Herbstmonat. Der Kapitän Maxwell ließ mir sagen, er sei gesinnt, in einiger Entfernung von der Stadt zu landen, um Beobachtungen über die Mittagshöhe anzustellen. Während ich mich rüstete, um ihn zu begleiten, meldeten sich zwei Häuptlinge zum Besuch, die gekommen waren, sich zu erkundigen, ob wir einige Tags zuvor den Schiffen gesandte Lebensmittel richtig empfangen hätten? Dieser Besuch hinderte mich zur verabredeten Zeit für die beabsichtigte Beobachtung einzutreffen, und als ich an's Land stieg, fand ich den Kapitän in Okooma's und anderer Häuptlinge Gesellschaft, von einer großen Volksmenge umringt. Okooma, welcher allgemein vieles Ansehen zu geniessen schien, ließ nun, auf unser Ansuchen, Jedermann sich im Kreise niedersetzen; die Gesichter drückten Neugier und eine gespannte Erwartung des Ausgangs unserer magischen Vorkehrungen aus. Erst gossen wir Quecksilber in eine Schaale, und die Menge drückte durch wiederholtes Rufen von Gi-gi-gi! ihr Erstaunen über das flüssige Metall aus. Unsere Instrumente zogen hernach ihre Aufmerksamkeit an sich; allein sie beobachteten ein völliges Stillschweigen, während wir unsere Beobachtung anstellten.

Wir befanden uns in der Entfernung von etwa fünfzig Klafter vom Fuß eines Felsens, auf dessen Spitze eine Gruppe Weiber sichtbar war, die Körbe auf den Köpfen trugen; leider konnten wir in dieser Entfernung weder ihre Gesichtszüge, noch ihre Kleidung hinlänglich unterscheiden. Die letztere schien uns jedoch viele Aehnlichkeit mit derjenigen der Männer zu haben, ausser daß der Rock etwas kürzer und ohne Gürtel um die Lenden war.

Die Felsen am Gestade sind steil abgeschnitten und enthalten viele Höhlen, die wir anfangs für natürliche Grotten hielten, bis uns nachher unzweideutige Kennzeichen der Arbeit von Menschenhänden daran vorkamen. Die meisten sind durch übereinanderliegende Steine, ohne Mörtel, verschlossen; aber in einer dieser Grotten, deren Eingang offen war, trafen wir mit Sand vermischte Menschenknochen an. Nach Wegbebung eines Steins, welcher den Eingang der einen dieser Höhlen verschloß, fanden wir ein zierlich geformtes Gefäß darin. Man erklärte uns, daß diese Grotten Grabstätten seien und die Insulaner widersetzten sich unserer Untersuchung derselben nicht, obgleich sie ihnen, wie wir leicht sehen konnten, keineswegs angenehm war.

Nachdem wir auf unser Schiff zurückgekehrt waren, fuhren wir längs der Küste hin; sie gewährt den Anblick von Korallfelsen, deren Fuß bis zu ansehnlicher Höhe durch den beständigen Wellenschlag ausgehölt ist. Wir sahen auch eine Anzahl Grabmäler, in Form von Roßeisen, den chinesischen ähnlich, die neu hergestellt und geweißt waren. Weit die mehrern Gräber hingegen sind kleine gevierte, mit pyramidalischen Dächern gedeckte Behälter. Es schien uns offenbar, daß in allem, was auf Todtengebräuche Bezug hat, dieses Volk ungefähr die chinesischen Sitten befolgt.

Es hält schwer, den Karakter der Landschaftsgemälde dieses Inselmeers richtig darzustellen.

Digitized by Google

Immerhin kann man sagen, daß sein Gesammteindruck angenehmer ist, als jener der Inseln unter dem Aequator, wo der Pflanzenwuchs dermaßen üppig ist, daß die Erde wie mit einem gleichförmigem Grün überzogen ist. Obgleich auch die Landschaft, welche wir vor Augen haben, den Karakter des tropischen Himmelsstrichs nicht verläugnet, so bietet sie doch eine gewisse Mannigfaltigkeit dar, und die öftern Gruppen von Tannenbäumen, die hin und wieder hervorstechen, erinnern mitunter an England.

19. Herbstmonat. Da wir uns immer noch ohne Antwort von dem Oberhaupte befinden, so fangen wir an zu besorgen, wir dürften auf chinesische Weise behandelt, das will sagen, bald weggewiesen werden. Wir suchten vergebens inne zu werden, ob dee König auf der Insel residire oder nicht. Wir vermuthen ein geoßes Gebäude, das auf einem Hügel, drei bis vier Miglien vom Ufer, sichtbar ist, und zwei Seiten-Pavillons hat, sei der Pallaß, dessen der Pater Gaubil im 23. Band der Lettres édifiantes et curieuses gedenkt. Die Eingebornen weigeen sich, uns irgend einen befriedigenden Aufschluß über die Bestimmung dieses Gebäudes zu ertheilen. So oft einer von ihnen an Bord kommt, und wofern er nur einigermaßen gut gekleidet ist, führen wir ihn in die Kajüte und bedienen ihn mit Kirschwasser und andern Kleinees. Wir suchen auch die Worte ihrer Sprache und die Namen der verschiedenen Dinge, welche wir vor Augen haben, kennen zu lernen.

Weil diesen Morgen ein starker Wind ging, so erhielten wir wenig Besuche; gegen Abend trafen jedoch Ookooma und vier andere Häuptlinge am Bord ein, um uns ein Geschenk zu bringen, das aus einem jungen Stier, zwei Schweinen, Ziegen und Gemüse bestand. Einer aus ihnen, welcher Shapoon hieß, und im Rang unmittelbar auf Ookooma folgte, schien der fähigste von allen zu sein. Sein Blick deückte eben so viel Lebhaftigkeit als Entschlossenheit aus, und er nimmt bei allen wichtigen Gelegenheiten das Wort.

Weil das Wetter stürmischer zu werden schien, so kehrte ich auf meinen Posten, an Bord der Lyra zurück, wodurch mir eine sehr anziehende Konferenz mit jenen Häuptlingen entging. Später vernahm ich von dem Kapitän Maxwell, er habe ihnen Vorstellungen über die vorgeblichen Schwierigkeiten gemacht, an die sie die Entscheidung ihres Hofes knüpften, und zu verstehen gegeben, daß die Weigerung des Landbesuchs eine Behandlung sei, die mit der den Offizieren Sr. Maj. des Königs von Großbritanien gebührenden Achtung nicht gut verträglich wäre. Die Häuptlinge hätten hierauf nochmals Piloten zu senden versprochen und noch andere Verheißungen mehr gemacht, die alle unerfüllt geblieben seien. Der Kapitän habe sich alsdann an den Dollmetsch gewandt, und ihm bemerkt, wie sehr ihm die beständigen Widersprüche mißfallen, die in der Unterhandlung mit ihm zum Vorschein kommen, indem die Häuptlinge abwechselnd über das Dasein des Oberhauptes die widersprechendsten Dinge behaupten, so daß er endlich bitten müsse, daß man ihm ohne Rückhalt die Wahrheit sage. Die Häuptlinge, nachdem sie, was der Kapitän ihnen sagte, sich sechsmal wiederholen ließen, und hierauf eine lange Besprechung

unter ſich gepflogen hatten, erklärten endlich, wir ſollten am folgenden Tag eine Antwort auf die bei der Regierung gemachten Einfragen erhalten.

Da wir in dieſen Tagen vielen Mundvorrath empfangen hatten, ſo überreichten wir ihnen einen Sack Dollars, und baten ſie, ſich daraus bezahlt zu machen. Sie lehnten dies ab, und wir gaben ihnen hierauf zu verſtehen, daß wir als Bedienſtete unſers Eigenherrſchers nicht füglich Geſchenke annehmen könnten, es wäre denn, daß ſie uns von Seite der Regierung dargereicht würden. Sie verſicherten nun, jene Mundvorräthe würden allerdings auf Befehl der Regierung der Inſel Loo-Choo geliefert, und ſie könnten deshalb auch keine Bezahlung dafür annehmen. Der Kapitän ließ ſich damit befriedigen; ihr Zweck aber ſchien dahin zu gehen, unſere direkte Unterhandlung mit ihrem Hofe zu hindern, und ſie ſcheinen hiefür ſo entſchloſſen zu ſein, daß wir befürchten müſſen, aller Anſtrengungen ungeachtet, in unſerm Plane zu ſcheitern.

20. Herbſtmonat. Dieſen Morgen beſuchten uns einige Kähne, welche die ſüd-weſtliche Spitze der Inſel umſegelt hatten; ſie kommen, wie wir vermuthen, von der andern Seite der Inſel, indem ihre Mannſchaft unſere Schiffe bisher nicht geſehen zu haben ſcheint. Da auch dieſen Morgen immer noch keine Antwort vom Oberhaupt eingetroffen iſt, ſo fand Kapitän Maxwell für gut, die Station zu verändern, indem er den Ankerplatz auf der Nordoſtſeite der Bay, worin wir liegen, für ſicherer hält. In Folge dieſer Veränderung befinden wir uns jenſeits des öſtlichen Theiles der Stadt, und die Lyra liegt nur ungefähr eine Viertelmeile vom Geſtade. Es iſt Befehl ertheilt, den ganzen Ankergrund zu unterſuchen und ſo oft im Laufe dieſer Arbeit unſere Fahrzeuge dem Lande ſich allzuſehr nähern, ſo ſehen wir eine Menge Eingeborner, von einem Häuptling angeführt, herbeieilen, die unſern Leuten durch Zeichen zu verſtehen geben, daß ſie ſich entfernen ſollen.

21. Herbſtmonat. Heute ſcheint irgend eine Art Beſchlag auf die Kähne gelegt zu ſein, denn es kam nur ein einziger an Bord der Alceſte. Wir fanden nöthig, die Fregatte etwas näher gegen das Land zu buchſiren; das Ufer und die Anhöhen ſind mit Leuten bedeckt, die uns beobachten, und der an Bord gekommene Kahn führt zwei Perſonen, die gleichfalls beauftragt ſcheinen, uns zu bewachen. Inzwiſchen vernahm unſer Dollmetſch von einem derſelben, das Oberhaupt ſoll heute endlich in der Stadt eintreffen. Man hat das Gerücht verbreitet, der König ſei verkleidet an unſern Bord gekommen; wir wiſſen aber nicht, woher die Sage rührt, und es ſcheint uns die Sache auch ſehr unwahrſcheinlich.

Mit einem auf dem Hintertheil der Lyra aufgeſtellten Teleskop beobachten wir, was am Geſtade vorgeht. Eine große ſteinerne Brücke trennt die Stadt in zwei Theile, und ſcheint eine Art Vereinigungspunkt ihrer verſchiedenen Abtheilungen zu bilden. Ein Trupp müſſiger Leute hat auf dieſer Brücke Poſto gefaßt, um uns zu betrachten; wir ſehen viele Weiber mit Körben auf dem Kopf, vom Land herkommen. Sie tragen über ihre Kleidung ein fliegendes, vorn offenes Oberkleid. Das Ufer iſt überall mit einzelnen Gruppen von Menſchen beſetzt,

Digitized by Google

die uns aufmerksam betrachten; wir bemerken vorzüglich eine dieser Gruppen, in deren Mitte sich ein Mann von majestätischem Wuchse, mit einem langen Barte befindet, dessen ganze Gestalt an die schönen Bilder der Raphaelischen Cartons erinnert; er steht aufrecht und um ihn her sitzen Greise auf dem Rasen, die ihm aufmerksam zuzuhören scheinen.

22. Herbstmonat. Noch immer erhalten wir weder Antwort, noch Erlaubniß an's Land zu gehen; kein Fahrzeug nähert sich uns, und im Innern des Hafens haben alle Schiffe die Schanzkleidung vorgezogen und die Flaggen aufgesteckt: es scheint etwas Ausserordentliches vorzugehen.

Nachmittags bewegte sich eine kleine Flotte von Fahrzeugen in feierlichem Zuge nach der Alceste. Auf dem vordersten Schiffe bemerkten wir eine Person, von der wir vermutheten, sie dürfte das Oberhaupt sein, von welchem die Rede war. Er bestieg mit seinem ganzen Gefolg die Alceste, so daß das Verdeck der Fregatte von Menschen dicht angefüllt war. Wir trafen, als wir uns an Bord der Fregatte begaben, das Oberhaupt in der Kajüte sitzend; er trug ein Kleid von purpurfarbener Seide und einen leichten Turban oder hatchee-matchee von gleichem Stoff. Er ließ sich unsere ganze Geschichte wiederholen und hörte der Erzählung des Kapitän Maxwell aufmerksam zu, die sich mit der Bemerkung schloß, daß unser Schiff leck sei und der Schöpfpumpen häufig bedürfe. Er verlangte hierauf die Pumpwerke arbeiten zu sehen, und weil dies gerade war, was wir wünschten, so liessen wir alsbald die erforderlichen Zurüstungen machen. Als er wahrnahm, daß wir seine Schwerhörigkeit bemerkten, so wollte er uns erklären, daß dies bei ihm eine Folge des Alters sei. Er schien etwa sechszig Jahre alt zu sein; sein Bart war schneeweiß und seine Manieren für einen Mann von diesem Alter sehr munter und aufgeräumt; sein Benehmen war daneben überaus anmuthig, zierlich und gefällig. Vom ersten Augenblick des Besuches an beobachtete er den ungezwungensten Anstand, und Alles verrieth seinen höhern Rang und eine sorgfältige Erziehung.

Nachdem die Pumpwerke bereit waren, begaben wir uns aufs Verdeck, und als er hier die große Menge Wasser sah, welche sie auf den Oberlof schöpften, schien er Mitleid mit uns zu fühlen. Das Verdeck ward überschwemmt und etliche Matrosen, die bemerkten, daß unser Gast darüber einige Unruhe zeigte, hoben ihn mit seinem Sessel auf und stellten diesen an eine trockene Stelle. Dies Verfahren befremdete ihn auf einen Augenblick, dann aber erwiederte er die tiefen Bücklinge unserer Matrosen auf sehr gefällige Weise. Die Bewirthung unserer Gäste bestand, wie gewöhnlich, in Kirschwasser und andern Liqueurs, auch boten wir ihnen die Pfeife an. Hierauf ward unser Begehren für die Erlaubniß der Landung zum Behuf der Ausbesserung des Schiffes in bester Form vorgetragen. Die Häuptlinge berathschlagten darüber unter sich; ihr Oberhaupt sprach nur wenige Worte; aber so oft einer aus ihnen ihn anredete, so geschah es stehend und auf die ehrfurchtvollste Weise. Ihre Antwort fiel dahin aus, daß der gegenwärtige Ankerplatz für unsere Absicht untauglich sei, und daß wir viel besser thun würden, den Hafen zu benutzen, von welchem schon früher die Rede war, der Winchin oder Oenching heißt, und wo wir, wie sie sagten, nach Gutbefinden landen könnten. Wir fragten nun, ob

Digitized by Google

der Hafen von Winching für unſer Schiff hinlängliche Tiefe habe. Dies ſchienen die Häuptlinge neuerdings in Ueberlegung zu nehmen und darüber zu rathſchlagen, gleichſam als beſorgten ſie, uns die Vortheile des befraglichen Hafens übertrieben zu ſchildern. Endlich machte der alte Häuptling den Vorſchlag, das kleine Schiff auszuſenden, um zu ſehen, ob der Platz uns bequem wäre. Der Kapitän Maxwell war damit zufrieden, und verlangte nur einen Piloten zum Begleiter. So einfach dies Begehren ſchien, ſo ward darüber lange Rath gepflogen und endlich erklärt, wir könnten erſt am folgenden Tage Antwort erhalten.

Der Oberhäuptling hatte während dieſer Zeit auf einem Bogen Papier eine Charte der Inſel entworfen, worauf er uns die Lage der vorgeſchlagenen Landungsſtelle zeigte. Wir bedauern ſehr, daß dieſe Zeichnung verloren ging, da wir ſie nachher vollkommen richtig fanden, und der bezeichnete Hafen der durch die Lyra entdeckte Hafen Melville war.

Nach Beendigung der Geſchäftsunterhaltung zeigte ſich unſer Gaſt noch ungezwungener als zuvor, indem er nun die Kajüte beſah und Alles mit vieler Aufmerkſamkeit betrachtete. Der Kapitän verſuchte ihm auf der Weltkugel den Weg, welchen wir zurückgelegt hatten, zu erklären. Hierauf wurden die übrigen Theile des Schiffes in Augenſchein genommen, wobei auch die andern Häuptlinge und das ganze Gefolge ihr Oberhaupt begleiteten; dieſes beſtand in einem Pfeifenträger, einem Seſſelträger und einem Gehilfen, welcher ein rothes Tuch trug, um den Seſſel damit zu bedecken; ein Vierter trug den Turban in einer runden lakirten Schachtel. Zwei andere Diener verſahen wechſelsweiſe das Amt von Fächerträgern, und faßten ihren Gebieter unter den Armen, ſo oft er einen andern Platz einnahm; dies war vermuthlich Etikette, indem das Schiff beinahe gar nicht ſchwankte. Die Fächerträger verſahen ihr Amt mit vieler Geſchicklichkeit, indem ſie nicht blos Geſicht und Hals ihres Herrn erfriſchten, ſondern auch von Zeit zu Zeit die weiten Ermel ſeines Kleides aufhoben, um ihm die Arme zu luften. Als er den Hrn. Clifford die Handſchuhe anziehen ſah, bat er ihn um Erlaubniß, ſie auch ſelbſt anzulegen. Den Handſchuh der rechten Hand zog er unſchwierig an; wegen der ungefähr einen Zoll langen Nägel, war das Geſchäft an der linken etwas mühſamer. Dieſe Handſchuhe däuchten ihm übrigens eine merkwürdige Erfindung, die ihm viel Vergnügen gewährte.

Dem Kapitän Maxwell hatte er ein Geſchenk gebracht, und ein anderes ſandte er der Lyra, das in einem Schwein, einer jungen Ziege, zwei Säcken mit Kartoffeln, Eiern, Nudeln und einem geiſtigen Getränke, welches Samchew heißt, beſtand. Die Häuptlinge hatten ihre Zeremonienkleider angezogen, und jeder war von einem Diener begleitet, welcher eine Schachtel für den hatche-matchee trug; die Farbe ihrer Kleidung war verſchieden, jene der Pantoffeln und Strümpfe hingegen durchaus gleichförmig. Als er aufſtand, um Abſchied zu nehmen, verneigte er ſich gegen mich und erklärte, daß er mir einen Beſuch auf meinem Schiffe zu machen wünſche; ich ſah dies jedoch als eine Höflichkeit an, die ich nicht annehmen wollte. Die Schaluppe des Botſchafters ward bereit gehalten, um ihn ans Land zurückzuführen. Sobald er aber wahrnahm, warum es zu thun war, lehnte er dieſe Ergebenheits-Bezeugung ab. Da wir

Digitized by Google

vermutheten, es geſchehe dies nur aus Beſcheidenheit, ſo wiederholten wir unſer Anſuchen; er trat hierauf wirklich in die Schaluppe, nickte dann aber gegen den Kapitän, um ſich zu bedanken, ſtieg in ſein eignes Fahrzeug hinüber, und entfernte ſich, während die Schiffe ihn mit drei Kanonenſchüſſen begrüßten.

Wir ſchwiegen abſichtlich über unſer Vorhaben, dem Oberhaupt am folgenden Tage unſern Gegenbeſuch zu machen, aus Beſorgniß, es möchte ſolches Widerſpruch finden; erſt im Augenblick der Abfahrt lieſſen wir durch unſern Dollmetſch als eine ganz natürliche Sache erklären, wir würden den Beſuch am folgenden Tage zu erwiedern nicht ermangeln. Wie wir vorausſahen, wollte man uns bereden, hierauf zu verzichten; allein unſer Dollmetſch, welcher eben ſo ſchlecht engliſch als chineſiſch ſprach, aber dabei gewandt und verſtändig war, ward dadurch nicht irre und wollte durchaus nicht nachgeben, bis ſie ſich dann endlich entfernten.

23. Herbſtmonat. Als wir uns rüſteten, unſern Gegenbeſuch zu machen, waren wir einigermaßen verlegen über ein ſchickliches Geſchenk für das Oberhaupt. Der Kapitän Maxwell wählte dafür etliche Dutzend Flaſchen Wein, einige Bücher, Gläſer, einige andere Kleinigkeiten und ein Stück blaues Tuch. Wir hatten uns gleichfalls mit Geſchenken für die übrigen Häuptlinge verſehen, und um ein Uhr fuhren wir ab, nachdem unſere große Flagge war aufgepflanzt worden. Am Hafen, den wir bald erreichten, war eine unermeßliche Volksmenge verſammelt; Häuſer, Mauern, Alles war von Neugierigen bedeckt, die ein eben ſo auſſerordentliches als lebhaftes Schauſpiel gewährten. Im Augenblick unſerer Einfahrt in den Hafen ſahen wir mehrere Häuptlinge auf uns zukommen, die uns durch Zeichen anwieſen, einen Hafendamm zu umfahren, um einen bequemern Landungsplatz zu finden.

Jeder der Häuptlinge ergriff Einen aus uns, und faßte ihn bei der Hand, die er ungefähr in der Höhe ſeiner Schulter emporhob und ſo wurden wir durch die ſich vor uns her öffnende, ein gänzliches Stillſchweigen beobachtende Menge hindurchgeführt. Die Kinder ſtanden in erſter Reihe und die hinter ihnen befindlich waren, bückten ſich, damit jedermann uns ſehen könne. So gelangten wir an die Thür eines Tempels, wo das Oberhaupt unſerer wartete. Er faßte den Kapitän Maxwell bei der Hand, und führte ihn in den innern Raum des Tempels, wo er an dem einen Ende eines großen lakirten Tiſches Platz nahm und dem Kapitän Maxwell ſich zur rechten Seite ſetzte.

Zunächſt drückte er ſein Vergnügen über unſern Beſuch aus, und erkundigte ſich hierauf nach unſerm Alter und ob wir verheirathet ſeien? Wir bemerkten, daß ſie unſere Jahre nach unſerer Größe beurtheilten. Hierauf wurden Erfriſchungen gereicht; zuerſt eine Art leichten, erwärmenden Weines, den ſie Sackee heißen: darauf folgten in Scheibchen zerſchnittene, hartgeſottene Eier, vortreffliche gebackene Fiſche, Schnitten von Schweinefleiſch, Thee, und alsdann Pfeifen. Hinter jedem Seſſel ſtand ein Diener, der kein anderes Geſchäft hatte, als unſere Pfeifen zu ſtopfen und anzuzünden. Nachher ward eine ſeltſame Leckerſpeiſe umgeboten, die aus einem in rohen Teig eingewickelten und mit gelb gefärbtem Reißmehl beſtreuten Stück

Digitized by Google

groben und schwarzen Zuckers bestand, worauf verschiedene Arten Kuchen folgten. Ueberhaupt nahmen wir eine vortreffliche Mahlzeit ein, und immer noch wurden Schüsseln herumgeboten, als das Oberhaupt, da er wahrnahm, daß wir satt waren und nicht mehr aßen, uns aufforderte, Sackee zu trinken. Er selbst ging mit gutem Beispiel also voran, daß ihm bald die Hitze beschwerlich fiel, er sein Haupt entblößte, und uns ein gleiches zu thun aufforderte. Er nahm jetzt den dreieckigten Hut unsers Doktors und setzte sich ihn auf, während dieser sich mit seiner hatchee-matchee bedeckte. Der possirliche Tausch brachte allgemeine Fröhlichkeit in die Gesellschaft, so daß von nun an jeder Anspruch auf Ernst bei Seite gesetzt ward.

Gleich Anfangs hatten wir dem Oberhaupt unsere Geschenke ehrerbietig dargereicht; er äusserte darüber Vergnügen, und behauptete, es wären derselben allzuviel und wir erwiesen ihm damit zu große Ehre. Wir unserseits bedauerten, daß unsere Lage uns nicht gestatte, ansehnlichere darzubieten. Die untergeordneten Häuptlinge schienen eben so vergnügt über das, was ihnen zu Theil geworden war; sie durchliefen die Reihen, um das Erhaltene ihren Freunden zu zeigen.

Der Platz, wo dies vorging, war anfangs nur von zwei Seiten offen; nachher sahen wir, daß die Wände des Zimmers auf solche Art eingerichtet waren, daß sie nach Willkühr übereinander geschoben und also der Raum durch die anstoßenden Zimmer vergrößert werden konnte. Als die hinter uns befindliche Wand sich öffnete, sahen wir verschiedene seltsame Figuren zum Vorschein kommen, die, wie man uns sagte, Bonzen oder Priester waren. Sie trugen Bart und Haupthaare geschoren, die Füße nackt und ihre Kleidung war etwas verschieden von jener der übrigen Volksklassen; einige waren schwarz, andere gelb und noch andere dunkelroth gekleidet. Ihre Haltung und Benehmen verriethen Leute, welche in der öffentlichen Meinung keine große Achtung genieſſen. Sie hatten mehrere junge Knaben bei sich, die wir erst um der Aehnlichkeit willen, welche wahrscheinlich doch nur auf der Kleidung beruhte, für ihre Söhne hielten, bis wir später vernahmen, daß sie dem Cölibat unterworfen sind. Wir wollten anfangs sie mit der Achtung behandeln, welche bei uns den Religionsdienern erzeigt wird; allein die Häuptlinge ermahnten uns, keinerlei Acht auf sie zu haben, und wir bemerkten, daß jene von ihnen als Leute, die zu einer sehr niedrigen Kaste gehören, behandelt wurden.

Während der ganzen Tafelsitzung waren wir der Gegenstand der Neugier der Menge, die bis auf die Dächer der umstehenden Häuser kletterte, um uns desto besser betrachten zu können. Wir wollten die zütrauliche Munterkeit unserer Tafelgenossen benutzen, um zu einem Spaziergang durch die Stadt Erlaubniß zu erhalten: allein so wie dieser Gegenstand berührt ward, kehrte Ernst auf alle Gesichter zurück, und wir mußten auf unser Begehren verzichten. Nach Abfluß zweier Stunden endlich nahmen wir Abschied, um in der nämlichen Ordnung, wie wir gekommen waren, nach unserer Schaluppe zurückzukehren. Beim Durchgang durch die Menge sahen wir uns aufmerksam um, ob nirgends ein weibliches Wesen sichtbar sei, aber vergebens; nur in einiger Entfernung sahen wir sie gruppenweise beisammen auf der entgegenstehenden

Digitized by Google

Seite des Hafens ziehen; etliche liefen zwar allerdings bis an die Spitze des Hafendamms, um uns vorbeigehen zu sehen, und diese schienen hübsch zu sein; wir hatten nun aber seit langer Zeit keine erträgliche weibliche Gestalt gesehen und sie waren auch nicht nahe genug, um ein sicheres Urtheil fällen zu können. Ookooma und seine Gefährten begleiteten uns bis zum Eingang des Hafens, des heftigen Windes wegen, dann aber nicht weiter. . . Es ist klar, daß man uns nicht gern will landen lassen, während man uns übrigens sehr gefällig behandelt und der Schiffsmanuschaft alles Benöthigte zukommen läßt.

24. Herbstmonat. Den ganzen Tag über wehte ein heftiger Wind von Nord-Nordost und von Nordwest. Wir befanden uns aber dagegen auf unserm Ankerplatze vollkommen geschützt.

25. Herbstmonat. Teroo kam Vormittags an Bord und brachte uns ein Geschenk von Gemüse und Früchten, nebst einem verbindlichen Schreiben des Oberhaupts, der uns meldete, er sei des heftigen Windes wegen gestern um uns bekümmert gewesen. Die Häuptlinge entschuldigten eben damit ihr gestriges Ausbleiben. Wir benutzten den Anlaß, um ihnen zu bedeuten, unsere Gesundheit erheische einige Leibesbewegung auf dem Lande. Ookooma und seine Gefährten, die zum Besuch beim Kapitän Maxwell gekommen waren, schienen darüber zu rathschlagen und sie erklärten hierauf, wir sollten morgen Antwort erhalten. Des Versprechens, uns einige Piloten als Wegweiser nach dem andern Hafen zu geben, scheinen sie sich nicht mehr zu erinnern. Vermuthlich finden sie jetzt gerathener, uns da zu behalten, wo wir sind, und uns an weitern Entdeckungen zu hindern.

Wir haben uns Teroo's und seiner guten Laune vielfältig zu rühmen; dies legt er durch Händedrücken nach englischer Sitte zu Tag, so oft er an Bord kommt. Wenn er durch ein Glas Liqueur gewonnen ist, so liefert er nach bestem Vermögen Beiträge zu dem Wörterbuche ihrer Sprache, welches Hr. Clifford sammelt. Es können diese Insulaner die zwei vereinten Mitlauter Cl nicht aussprechen: statt Clifford sagen sie daher Criffar.

26. Herbstmonat. Wir hätten ungehindert landen können, weil kein Fahrzeug sich bei uns einfand; allein der Kapitän Maxwell ist entschlossen, ohne die Einwilligung der Landeseinwohner die Insel nicht zu betreten.

27. Herbstmonat. Weil wir immer noch nicht an's Land gehen dürfen, so kurzweilten wir uns mit Untersuchung des Felsenriffs der Nordseite unsers Ankerplatzes. Es ist dasselbe ein Korallen-Plateau von einer halben Miglie in's Geviert, das während der Ebbe trocken liegt. Das Korallengestein ist so hart, daß unsere Hämmer daran Feuer schlugen und schnell abgestumpft wurden. Wir nahmen uns vor, eine Linie auf diesem Plateau zu messen, um die Lage unsers Ankerplatzes genau bestimmen zu können.

Wir entschlossen uns, eine förmliche Botschaft an die Häuptlinge zu erlassen, um ihnen zu eröffnen, daß unsere zwei Fahrzeuge frisches Wasser bedürfen, und daß wir deshalb genöthigt seien, unsere Schaluppen mit Fässern an's Gestade zu senden. Bald darauf erschienen eine Anzahl Kähne, die uns in großen Gefäßen Wasservorrath brachten. Man bestrebt sich jedem

Digitized by Google

unſerer Wünſche zuvorzukommen, aber man entfernt auch eben ſo ſorgfältig Alles, was als Urſache oder Vorwand, die Schiffe zu verlaſſen, dienen könnte. Ein bejahrter Mann, der von angeſehenem Stande zu ſein ſcheint, obgleich er kein Häuptling iſt, beſuchte uns. Ein Sekretär begleitete ihn, und er bat um Erlaubniß, Alles beſichtigen zu dürfen. Der Sekretär zeichnete auf, was er bemerkenswerth fand, und ſie verweilten etwa ſechs Stunden auf dem Verdeck, mit Beobachtungen und Aufzeichnung derſelben beſchäftigt. Unſere Matroſen waren ihnen gern behilflich und mit Vergnügen nahmen wir wahr, daß die Schiffsmannſchaft eben ſo wie die Offiziere, durch das freundliche und wohlwollende Benehmen der Eingebornen bald ſehr günſtig für dieſelben geſtimmt wurden. Wir behandelten ſie an Bord mit unbegrenztem Vertrauen, und obgleich wir jeden völlig ungehindert im Schiffe umhergehen lieſſen, ſo ward uns doch auch nicht die geringſte Kleinigkeit entfremdet. Unſer bejahrter Gaſt beſah nachher unſere Bücher und Meublen, und bereicherte das Wörterbuch des Hrn. Clifford durch mehrere Zuſätze. Auſſer Muſterſtücken von Seilen, Leinwand und Tuch, wollte er durchaus nichts annehmen, und an den zwei folgenden Tagen ſetzte er die Beſuche fort, um ſeine Beobachtungen zu vollenden.

28. Herbſtmonat. Bei Sonnenaufgang fuhren wir nach der obgedachten Korallenbank; weil aber die Ebbe eingetreten war und die Bank trocken lag, ſo wußten wir nicht, wie mit unſerer Schaluppe landen, als ſich ein vor Anker liegender Kahn zeigte, deſſen wir uns zum Behuf der Landung bemächtigten. Um eine Hütte her ſahen wir ein Dutzend Eingeborner, die, als ſie uns erblickten, unſerer Freundſchaftszeichen ungeachtet, die Flucht ergriffen. Indeß kehrten ein Greis und ein junger Knabe bald wieder zurück, die ſich mit dem Ausdruck vielfacher Furcht vor uns niederwarfen; wir konnten den alten Mann eher nicht zum Aufſtehen bewegen, bis wir ihm durch ein Glas Rum Muth einflößten. Nachher bedeutete er uns, daß der Kahn, den wir weggenommen hatten, ihm angehörte, und als wir ihm ſolchen zurückſtellten, drückte er ſeine Freude durch erneuerte Bücklinge aus. Nach und nach ſammelten ſich etwa ein Dutzend Inſulaner um uns her und der einzige Unterſchied, den wir zwiſchen ihnen und unſern Freunden von Napakiang fanden, beſtand darin, daß jene nicht ſo reinlich gekleidet waren, und daß ſie ihre Haare fliegend, ſtatt auf dem Scheitel befeſtigt trugen. Wir theilten uns nun in verſchiedene Abtheilungen, von denen die Einen ſich mit der Jagd beſchäftigten, während die andern die Korallenbank, auf der wir uns befanden, genauer unterſuchten.

Der Anblick eines Korallenfelſenriffs iſt ſehr verſchieden, je nach der Fluth oder Ebbe. Liegt er trocken, ſo iſt der Fels ſehr hart, und mit ſcharfen Spitzen überdeckt; ſo wie er hingegen wieder von der See beſpült wird, kommen die Thierpflanzen der Korallgebäude in unſäglicher Menge aus ihren Oeffnungen hervor, und wimmeln auf der Oberfläche des Felſens, indem ſich ihre ausgeſtreckten und nach Beute gierigen Arme ſchnell nach allen Seiten bewegen. Es war ſchon faſt Nacht, als wir den inſelartigen Platz verlieſſen, und wir hatten bei inzwiſchen eingetretener Fluth einige Mühe, unſere Schiffe wieder zu erreichen.

Sonntags 29. Herbſtmonat. Dieſer Tag iſt merkwürdig, als der erſte, wo uns

Digitized by Google

vergönnt war, an's Land zu gehen. Um ein Uhr kamen mehrere Häuptlinge an Bord, um uns an's Ufer zu begleiten, wo wir mitten unter einer großen Volksmenge landeten. Die Häuptlinge wollten uns aus Höflichkeit den Arm reichen; weil wir aber über den Sand gehen mußten, und die Hitze groß war, so baten wir sie, sich die Mühe zu ersparen, wozu jene sich indeß nur ungern verstanden. Zu bemerken ist, daß die uns ertheilte Bewilligung an's Land zu gehen, mit der Bedingung verbunden war, daß wir ausser der Stadt bleiben sollen und auch nicht die innern Theile der Insel besuchen dürfen. Nach einer kleinen Weile bedeuteten wir unsern Begleitern, wie widrig uns der Spaziergang auf dem heissen Ufersand und an der Sonne sei, ohne anderswo hingehen zu können. Nun führten sie uns in eine Felsengrotte, wo wir am Schatten Thee einnehmen sollten. Wir bemerkten, daß wir nicht an's Land gekommen seien, um in einer Grotte Thee zu trinken, sondern daß wir Gesundheitshalber unter Bäumen spazieren zu gehen wünschen. Sie wandten alsdann ihre ganze Beredsamkeit an, um uns darzuthun, daß wir nirgends angenehmer sein könnten, als wo wir wirklich waren; bis endlich der Kapitän Maxwell erklärte, er wolle die in einiger Entfernung vor uns liegenden Hügel besteigen, und wenn ihm dies nicht gestattet würde, so kehre er augenblicklich auf sein Schiff zurück, indem er am Sandufer nicht länger verweilen könne. Nach einer langen geheimen Berathung über diese Erklärung ward die Bewilligung ertheilt; gleichzeitig wurden zwei Boten vor uns her gesandt, vermuthlich um die Frauen zu berichten, die sich auf dem Wege befinden mochten. Die ziemlich steile Küste, welche wir anstiegen, ist in wagerechte Terrassen abgetheilt, die wohl bebaut und bewässert scheinen. Als wir den Gipfel des Hügels erreicht hatten, lag ein ausgebreitetes Thal vor uns, das einen wahrhaft entzückenden Anblick gewährte; von der gegenüberstehenden Seite dann bot sich uns jenes große Gebäude dar, wovon schon oben die Rede war und von dem wir vermutheten, es möchte der königliche Pallast sein. Wir wollten darüber keine weitern Fragen thun, weil diese stets nur ausweichend und mit sichtbarer Verlegenheit beantwortet wurden.

Wir verweilten hier fast eine Stunde, tranken Thee, rauchten Tabak und kurzweilten uns an dem Erstaunen unserer Begleiter, als sie uns die Pfeifen mit einem Brennglas anzünden sahen. Einer der Umstehenden, der den Freigeist spielte, vergrößerte die Luft, als er seine Hand in den Brennpunkt des Glases legte, und für seinen Unglauben bestraft, sie erschrocken und eilig zurückzog. Das ihnen merkwürdig und bewundernswerth gewordene Glas schenkten wir an Teroo, welcher es mit einer Dankbarkeit annahm, die seiner Bewunderung nicht nachstand. — Als wir nicht fern von uns einen Mann zu Pferde vorbeireiten sahen, äusserten wir, das Reiten würde unserer Gesundheit wohl am zuträglichsten sein. Sie machten aber sogleich Spaß daraus. Auf der Rückkehr nach dem Landungsplatze wurden wir eingeladen, an einem Gastmahl Theil zu nehmen, das in einem Tempel am Ufer für uns bereitet war; wir wurden ungefähr wieder mit den nämlichen Gerichten bedient wie das erstemal, und es herrschte dabei eine allgemeine, muntere und laute Fröhlichkeit.

Digitized by Google

Beim Einschiffen baten wir, zu ihrem großen Vergnügen, Teroo und zwei seiner Freunde, uns an Bord zu begleiten. Beim Mittagsmahl sahen unsere Gäste erst aufmerksam zu, wie wir uns zum Einnehmen der Suppe der Löffel bedienten, und ahmten es dann auch ziemlich gut nach. Die Behandlung von Messer und Gabel ward etwas schwieriger gefunden, doch kamen sie damit auch bald zurecht.

Ich kann die Bemerkung zu machen nicht unterlassen, wieviel Takt, Anstand und wahre Höflichkeit die Insulaner bei diesem Anlaß zu Tage legten. Als wir bei ihnen das Mittagsmahl einnahmen, waren ihre Gerichte, ihr Benehmen beim Essen und die Form ihrer Schüsseln, ein öfterer Gegenstand unserer Scherze. Bei uns hingegen behielten unsere Gäste jederzeit den vollkommensten Ernst bei und suchten sich auch alsbald unsern Gebräuchen gemäß zu verhalten. Sie aßen von Allem und würzten die Speisen mit vielem Salz, dessen Weiße und Feinheit sie bewunderten. Da sie Anfangs Besorgniß äusserten, daß unser Wein sie berauschen möchte, so zeigten wir ihnen, wie man ihm nach Belieben Wasser beimischen könne. Diese Entdeckung schien ihnen Vergnügen zu machen, und sie benutzten dieselbe dermaßen, daß wir wirklich befürchteten, der besorgte Nachtheil dürfte sich zuletzt noch wohl einfinden. Ueberhaupt war nichts Linkisches oder Verlegenes in ihrem ganzen Betragen, und sie strebten vielmehr, überall sich gefällig und artig nach unsern Sitten zu fügen. Beim Weggehen sangen sie uns ein Lied, das ohne Zweifel für diese Gelegenheit und uns zu Ehren gedichtet war.

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Einzelne Züge aus dem Leben des Generals Kleber.

Unter der Schaar von Helden, die leider für Europens Glück den Waffenruhm Frankreichs eine Zeit lang nur allzuglänzend machten, bleibt Kleber einer der ausgezeichnetsten. Bekanntlich wurde sein Leichnam am 7. Herbstmonat 1818 mit großer Feierlichkeit in der Kathedralkirche seiner Vaterstadt Straßburg beigesetzt. Unter den Gelegenheitsreden und Schriften erschien bei diesem Anlaß auch eine kleine Lebensbeschreibung des berühmten Feldherrn, in welcher mehrere Einzelheiten von ihm aufbewahrt wurden, die aus dem Munde seiner Mitbürger, Jugend- und Kriegsgefährten stammend, der Aufbewahrung gar nicht unwerth zu sein scheinen.

Es wurde Johann Baptista Kleber den 9. März 1753 von Eltern geboren, die zwar nicht reich, wohl aber in einem gewissen Wohlstand lebten. Sein Vater hieß Johann Niklaus Kleber, war ein Maurer; seine Mutter Regina Burgart. Er war in der katholischen Kirche vom alten St. Peter getauft. Den Vater verlor er zu seinem Unglück frühzeitig. Seine Mutter verheirathete sich bald darauf wieder. Sie hatte auch einen Sohn von ihrem zweiten Mann, der

Digitized by Google

ſich Burger nannte, und der ſeinerſeits ſchon mehrere Kinder von ſeiner erſten Frau erzeugt hatte. Bald zeigte ſich der ungeſtüme Karakter des jungen Kleber, beſonders bei unangenehmen Auftritten und Zänkereien, welche ſo oft in Familien, in welchen Kinder verſchiedener Ehen ſind, ſtatt finden.

Damals beſchloſſen ſeine Aeltern, ihn der Sorge eines Dorfpfarrers anzuvertrauen, zu dem ſie ihn in die Koſt thaten. Der Erzieher hatte nichts als die ſchnellen Fortſchritte zu loben, allein die muthwilligen Streiche des unbeſonnenen Knaben ermüdeten die Geduld des guten Pfarrers ſo, daß er ſeine Aeltern erſuchte, ſie möchten ihn zurücknehmen, was auch bald darauf geſchah.

Kleber, als er wiederum ſein väterliches Haus betrat, ſetzte ſein Studium mit beſtem Erfolg fort; beſonders widmete er ſich der Geometrie und der Zeichnungskunſt, welcher er den Vorzug gab, und worin er auch die meiſten Fortſchritte machte. Schon früh entwickelte ſich bei ihm die Natur. In ſeinem fünfzehnten Jahr war er von einer erhabenen Leibesgeſtalt, männlichen und Ehrfurcht einflößenden Geſichtszügen, von einem kräftigen Gliederbau, und beſonders hochſtrebendem Geiſt. Alles dieſes kündigte bei ihm vielmehr den ausgebildeten Mann an, als den Schüler, der kaum die Kindheit verlaſſen.

Die Wünſche der Seinigen und eigener Geſchmack für die Künſte beſtimmten ihn, einen Stand zu wählen, und der Baukunſt den Vorzug zu geben. Indem er alſo das Praktiſche mit der Theorie verband, widmete er ſich deſto ämſiger der Mathematik, und zu gleicher Zeit übte er ſich in der Werkſtatt ſeines Stiefvaters mit der Axt und dem Hammer.

Seine Kenntniß in dem ergriffenen Stand zu vermehren, ſchickten die Aeltern ihn nach Paris, wo der berühmte Baumeiſter Chalgrin es übernahm, ſeine Studien zu leiten, und ihn unter ſeinen Augen arbeiten zu laſſen. Kleber benutzte die Lehren ſeines großen Meiſters, und die Hilfsmittel, die ihm die Hauptſtadt darbot, um ſich in ſeiner Kunſt möglichſt zu vervollkommnen. Allein auch der junge Kleber, kaum ſechszehn Jahre alt, entging bei ſeiner brauſenden Jugend und in dem Augenblick, da ſein feuriges Weſen in erſter ungeſtümer Kraft aufloderte, den Verführungen nicht, welche ihm der gefährliche Aufenthalt der Hauptſtadt anbot.

Nachdem er dort zwei Jahre lang ſeine Augenblicke zwiſchen Arbeiten und Vergnügungen getheilt hatte, ward er genöthigt, wiederum nach Straßburg, den Wünſchen ſeiner Aeltern folgend, zurückzukehren. Er kehrte mit dem Entſchluß zurück, ſich daſelbſt aufzuhalten, und ſich in ſeiner Kunſt zu üben. Allein ſein Schickſal hatte es anders über ihn verfügt. Einige junge Fremdlinge, die mit ihm in einem Kaffeehauſe zuſammengekommen waren, und die er da wider die Grobheiten mehrerer muthwilliger Burſche ſchützte, die ſich unterſtanden, ſie anzugreifen, luden ihn ein, ihnen nach München zu folgen, wo ſie ihm alles Mögliche zu thun verſprachen, um ihn in die dortige Militärſchule aufnehmen zu laſſen; Kleber willigte mit Freuden ein. Er erhielt ſeine Ernennung und reiſte ab.

Als er in dieſer Schule angekommen war, widmete er ſich mit größtem Eifer und mit beſtem

Digitized by Google

Erfolg seinen neuen Beschäftigungen, die ganz seinem Geschmack und Talent angemessen waren. Bald erhielt er seiner Leibesgestalt und seines entschiedenen Karakters wegen eine Gattung Oberherrschaft über seine Kameraden. Seine Eigenliebe, die durch vieles Lob und ehrenvolle Auszeichnung geschmeichelt war, verleitete ihn aber bald zu einem unüberlegten Schritt, der dennoch günstigen Einfluß auf sein Schicksal hatte.

Einige Monate nach seinem Eintritt in die Schule starb nämlich einer der Chefs. Wie ward aber der Minister überrascht, als er vom jungen Kleber eine Bittschrift erhielt, worin dieser um die ledig gewordene Stelle anhielt. Mehrere Tage Einsperrung waren die Strafen der Unklugheit des jungen Mannes. Durch die Ankunft des österreichischen Generals Kaunitz (eines Sohns des Fürsten Kaunitz, ersten Ministers der Kaiserin Königin Maria Theresia) ward die Zeit seiner Einsperrung verkürzt. Kaunitz hatte sich besonders nach München verfügt, um die vornehmsten Anstalten zu sehen. Hauptsächlich war er auf die Militärschule aufmerksam. Der junge Gefangene, als einer dieser Zöglinge, der der Anstalt die meiste Ehre machte, wurde nach triftigen Vorstellungen über seine Vermessenheit in Freiheit gesetzt. Durch diese Ungnade tief gekränkt, entschloß sich Kleber, die Schule zu verlassen. Vorher wollte er aber dennoch vor den Augen des Generals mit möglichstem Vorzug erscheinen. Er setzte seine besten Zeichnungen in einen Saal, wo der Prinz sich aufhalten mußte, aus, und wählte, um seine Geschicklichkeit in den Waffen zu zeigen, sich einen Kämpfer, den er am tauglichsten hielt, seine Fähigkeit in der Fechtkunst glänzen zu lassen. Und wirklich die Vollkommenheit seiner Pläne, seine große Ueberlegenheit in verschiedenen Uebungen, seine übrigen Anlagen, die er zu zeigen Gelegenheit hatte; seine Leibesgestalt, sein kriegerisches Aussehen, zogen ihm die besondere Gunst des Kaunitz zu. Ja der Fürst schlug ihm vor, die Schule zu verlassen, und machte ihm die schönsten Versprechungen, wenn er mit ihm nach Oesterreich kommen würde.

Kleber war nach jener Kränkung sehr froh, München zu verlassen. Er nahm die Vorschläge des Generals an, der bald nachher ihn dem Kaiser Joseph dem Zweiten vorstellte, und von demselben für ihn unter seinem Regiment einen Lieutenantsplatz erhielt. Die meisten seiner neuen Waffenbrüder wurden bald seine Freunde. Einige aber wurden über die Gunst eifersüchtig, mit der der Oberst diesen jungen Fremdling beehrte, der schon einen Lieutenantsgrad erhielt, ohne vorher die niedern Grade durchgegangen zu haben. Ein Offizier des Regiments, der sich hierüber einige Spötteleien und unvorsichtige Reden erlaubte, wurde genöthigt, sich mit Kleber zu schlagen, der ihn ziemlich schwer verwundete.

Der Krieg, der wider die Türken sich hätte entspinnen sollen, schien ihm Gelegenheit zu geben, sich auszuzeichnen. Kleber war im Uebermaas seiner Wünsche. Allein der Friede, zu bald abgeschlossen, zerstörte seine Hoffnungen, und er sah sich genöthigt, in seine Garnison zurückzukehren.

Seit dieser Zeit bis zu dem Augenblick, da er aus österreichischen Diensten trat, war Kleber in der Garnison zu Luxemburg, wo er bis zum Jahr 1780 verblieb. Diese Unthätigkeit war

Digitized by Google

mit der Lebhaftigkeit seines Geistes wenig übereinstimmend. Die Begierde, sich in seinem Vaterlande niederzulassen, die Verlegenheit seiner Finanzen, worin ihn die Ausgaben seines Standes zogen, Alles vereinigte sich, um ihn zum Entschluß zu bringen, den Dienst zu verlassen. Er gab seine Entlassung ein, und kehrte nach Straßburg zurück. Als er sich dem Herrn de la Galaisieres, damals Intendant vom Elsaß, vorstellte, ernannte ihn dieser sogleich zum Aufseher über die öffentlichen Gebäude in Belfort.

Kleber befand sich also wiederum in seiner Laufbahn, der er sich anfänglich gewidmet hatte. Er studierte aufs neue seine Kunst mit Eifer, und seine Muße weihte er dem Lesen der besten Schriftsteller. Das zurückgezogene Leben, welches er in Belfort führte, und die Art, wie er die Augenblicke seiner Einsamkeit benutzte, waren überaus günstig für die Ausbildung seines Geistes. Er rief oft in seiner Erinnerung die Jahre mit Freuden zurück, die er in jenem friedlichen Aufenthalt so zugebracht hatte. Die Stelle, welche er bekleidete, setzte ihn in Fall, die Erbauung verschiedener öffentlicher Gebäude zu leiten, unter andern das Schloß Grandvillars, das Spital zu Thann, und die Häuser der Stiftsdamen zu Massevaux.

In dieser Zurückgezogenheit verlebte Kleber mehrere Jahre, als ihn die großen Begebenheiten vom Jahre 1789 von seinen friedlichen Beschäftigungen hinwegzogen. Mit Begeisterung grüßte er die glänzende Morgenröthe der Revolution, die sich unter so glücklichen Vorbedeutungen anzukünden schien.

Welches edle Gemüth hätte damals nicht diese Empfindungen getheilt? Eine großsinnige Nation fordert die unverjährbaren Rechte der Menschheit zurück; an der Spitze seines Jahrhunderts geht ein tugendhafter und aufgeklärter Monarch einher, der nur über glückliche und freie Bürger herrschen will! Allein, leider, die Zeiten waren noch nicht vollendet. Frankreich mußte, bevor es seine glänzenden Hoffnungen verwirklichet sehen sollte, die Wuth der Anarchie erfahren, dem Joch einer unerträglichen Gewaltsherrschaft unterliegen.

Kleber hatte die Grundsätze der Revolution angenommen; aber mit Schrecken sah er die Verbrechen, die schon die ersten Schritte befleckten. Mit kraftvollem Unwillen drückte er sich oft über die Gewaltthätigkeiten aus, die in dem Augenblicke der Trunkenheit begangen wurden, und seine Offenheit hat ihn vielmals der Rache verschiedener Parteien ausgesetzt.

Indeß brach der Krieg aus; der Kern der Nation stellte sich unter die Fahnen des Vaterlandes auf. Kleber konnte nicht mehr in seinem Stillleben bleiben. Er wählte die kriegerische Laufbahn, wozu er von jeher so entschiedene Neigung hatte, und wo sich sein Name mit einem unsterblichen Ruhme bedecken sollte. Man errichtete Bataillone von Freiwilligen; Kleber ward zum Adjutantmajor eines Bataillons vom Oberrhein ernannt, das sich damals bei Ribeauville nächst Kolmar befand. Der Kommandant, beinahe ein achtzigjähriger Mann, trat ihm seine Stelle ab, und ließ ihn dieses Korps nach Gutbefinden einrichten und leiten, welches sich in der Folge sowohl während der Belagerung von Mainz, als dem unglücklichen Krieg der Vendee so sehr auszeichnete.

Digitized by Google

Nachdem er ſechs Monate in Ribeauville zugebracht, wo man ſich der klugen Aufführung Klebers in ſo kritiſchen Augenblicken noch lebhaft erinnert, und der weſentlichen Dienſte, die er einer großen Anzahl von Einwohnern erwieſen, ward das Bataillon nach dem Departement de l'Ain geſchickt. Die verſchiedenen politiſchen Meinungen gaben Gelegenheit zu Verfolgungen und Kränkungen, die Kleber ſoviel als möglich zu verhindern ſuchte. Das Bataillon blieb nicht lange in dieſen Kantonen. Es erhielt Befehl, ſich mit der Armee Cüſtins nächſt Mainz zu vereinigen, und machte endlich einen Theil der Beſatzung dieſer Stadt aus, als ſie belagert wurde; Kleber, als zweiter Kommandant ſeines Bataillons, zeichnete ſich auf eine ſo hervorſtechende Art während des Laufs dieſer merkwürdigen Belagerung aus, daß er zum Adjutantgeneral ernannt wurde. Man ſah ihn allezeit am Platz der Ehre und Gefahr. Er nahm Antheil an allen glänzenden Ausfällen, die dieſe tapfere Garniſon mit ſolchem Ruhm bedeckten.

Allein nach einer beinahe jährigen Belagerung ſetzten Mangel an Lebensmittel und Munition, und Unmöglichkeit dieſer belagerten Stadt zu Hilfe zu kommen, Alles in die traurigſte Lage. Ungeachtet der Tapferkeit und Geſchicklichkeit der Chefs, ungeachtet des unermüdeten Eifers der Soldaten, mußte Mainz ſich ergeben. Die Beſatzung erhielt ehrenvolle Uebergabs-Bedinge, und wurde nach Frankreich geſchickt, während eines Jahres nicht wider die verbündeten Mächte zu dienen.

Als man die Nachricht im Nationalkonvent vernahm, ſetzte ihn dieſe in Wuth. Feige Volkslenker wagten es, die tapfern Vertheidiger von Mainz der Verrätherei und Feigheit anzuklagen. Man erließ ein Dekret, welches die Verhaftung ſämmtlicher Chefs dieſer Armee verordnete.

Kleber, der eine Kolonne führte, ward bei ſeiner Ankunft in Nancy verhaftet. Er weinte vor Wuth, daß man ſtatt Erkenntlichkeit für ſeine geleiſteten Dienſte an ihm eine ſolche empörende Ungerechtigkeit begehe. Indeß der Repreſentant Merlin, der mit ſeinem Amtsgenoſſen Reubel Zeuge der Belagerung von Mainz und des Heldenmuths ſeiner Vertheidiger geweſen, erhielt von Robespierre, dem damals Allein-Mächtigen, daß das Dekret aufgehoben wurde. Man beſchloß, daß die Armee von Mainz ſich um das Vaterland verdient gemacht habe und nach der Vendee geſchickt werden ſolle. Kleber, um die Ungerechtigkeit, die man gegen ihn begangen, zu verbeſſern, wurde bei ſeiner Ankunft zum Brigadegeneral ernannt.

Sodann fing man an, nur dem unglücklichen Cuſtine den Prozeß zu machen, dem man den Verluſt von Mainz zur Laſt legte. Die Chefs dieſer Armee, Kleber und ſeine Freunde, Aubert Dubayet, Marigny und Vidalot, ſtanden unter den Zeugen. Aber weit entfernt, Cuſtinen zu beſchuldigen, ſagten ſie nichts zu ſeinem Nachtheil, und hauptſächlich Kleber. Dieſer, ohne die Gefahr zu befürchten, einen angeklagten General zu vertheidigen, lobte vielmehr deſſen Eifer und Muth.

Digitized by Google

Die Armee von Mainz begab ſich nach der Vendee. Kleber ſah mit Bedauern ſich verpflichtet, ſeinen Arm in einem unglücklichen Kampfe bemerkbar zu machen, wo der Sieg wider Mitbürger ſelber ein Unſtern war. Er blieb überzeugt, daß man den Frieden in dieſen Provinzen durch ein Maas von Weisheit und Mäßigung erhalten könne, und verabſcheute aus ganzer Seele die Strenge, die man wider die Völkerſchaft dieſer Gegend zeigte. Allein, indem er das Unglück und die traurigen Ausſchweifungen der bürgerlichen Zwiſte beweinte, und bei dem Haſſe, den er gegen die Kanibalen trug, die Frankreich regierten, mußte er ſich an die Stelle, zu der ihn das Vaterland rief, begeben, und wenigſtens durch ſeine Menſchlichkeit ſoviel als möglich die unvermeidlichen Uebel dieſes Krieges mäßigen. Mit ſolchen Grundſätzen und ſeiner Ueberlegenheit militäriſcher Talente hätte Kleber es ohne Zweifel dahin gebracht, den Frieden in der Vendee herzuſtellen, wäre er nicht in ſeinen Wünſchen theils durch die Regierung, theils durch einen ungeſchickten und auf ſein Verdienſt eiferſüchtigen Gefährten gehindert worden. Unaufhörlich folgten Anklagen gegen ihn und der Wohlfahrts-Ausſchuß ſprach mehreremal ſeine Entſetzung aus, ohne ſie indeſſen ihm jemals kund zu thun, oder ihm zu erlauben, die Armee zu verlaſſen, die ſeine Gegenwart ſo nothwendig hatte. Es wäre viel zu weitläufig, dieſen unglücklichen Krieg und alle die Heldenthaten der tapfern Mainzer und ihres unerſchrockenen Chefs zu erzählen. Es iſt Kleber, der bald ſelbſt die großen Bewegungen dieſes Feldzugs als Obergeneral leitete; bald durch Rath, den er demjenigen gab, der als ſolcher den Titel führte. Er iſts, nach deſſen Entwürfen die entſcheidende Schlacht von Savenai geliefert wurde; er iſts, welcher bei der blutigen Geſchichte von Tiffange angriff, und mit 4000 Mann und ſechs Kanonen 30,000 Mann, die auf einer Anhöhe mit Artillerie verſehen aufgeſtellt waren, zum Weichen zwang. Allein bald war eben daſelbſt ſeine Armee durch die große Zahl der Feinde überflügelt; er behielt nicht mehr Raum, um ſich zu ſchlagen; wenn ſich die Vendeer nicht bei einem Durchpaß durch einen Hohlweg aufgehalten hätten, war der Rückzug unmöglich. Kleber rief einen Bataillonschef zu ſich, den er wegen ſeiner Tapferkeit kannte; „Nimm, ſagte er ihm: eine Grenadierkompagnie, halte den Feind vor dem Hohlweg auf, du wirſt dich tödten, damit aber deine Kameraden retten!“ — „Gut, General,“ antwortete der Offizier. Alle gingen zu Grund. Dieſe heldenmüthige Aufopferung hinderte den Marſch der Vendeer und rettete die Armee.

Kleber, ermüdet durch die vielen Ausſchweifungen und Verbrechen, die er beſtändig vor Augen hatte, aufgebracht über die Aufführung des größten Theils der andern Generale und Volksrepräſentanten, welche ſich bei der Armee befanden, entſchloß ſich, das Theater ſo vieler Abſcheulichkeiten zu verlaſſen.

Er langte in Paris an, ward da zum Diviſionsgeneral ernannt, und reiſte zur Nordarmee ab.

Damals fing Jourdan ſeine großen Unternehmungen an; er rückte vor, um Charleroi

Digitized by Google

zu belagern. Man trachtete, ſeine Armee mit der Ardennen- und einem Theile der Nordarmee zu vereinigen. Es war Kleber, der dieſe Kolonne herführte. Zu Merber le Chateau ſchlug er die Oeſterreicher, und verband ſich mit Jourdan, worauf die Armee den nachher ſo berühmt gewordenen Namen der Sambre- und Maasarmee annahm. Der Feind wurde zu Goſſelier angegriffen und geſchlagen, Charleroi berennt. Nach mehrern Treffen wurde endlich am 8. Florcal die Schlacht bei Fleurus geliefert. Kleber, der den linken Flügel des Heeres führte, trug mächtig zu dieſem Siege bei, und es war der General Pajol damals ſein erſter Aide-de-Camp, welcher beauftragt wurde, ſechsunddreißig Fahnen, die man an dem merkwürdigen Tage dem Feinde abgenommen, nach Paris zu tragen. Die Oeſterreicher waren gänzlich geſchlagen. Kleber verfolgte ſie. Er ſchlug ſie noch bei Marchiennes; bemächtigte ſich Mons und Löwen, und nach einer ununterbrochenen Reihe von Siegen vereinigte er ſich mit Jourdan, und bewerkſtelligte mit ihm den Uebergang über die Laurthe. Folgendes Jahr darauf fing Kleber die Belagerung Maſtrichts an, deſſen er ſich eilf Tage nach Eröffnung der Laufgräben bemeiſterte. Die Einnahme dieſer Stadt öffnete die Thore Hollands, und erleichterte die Eroberungen Pichegru's, der ſich zwei Monate nachher Hollands bemeiſterte.

Die ausgezeichnete Art, wie Kleber in dieſem Feldzug gedient hatte, erwarb ihm den Ruf zur Rheinarmee, wo man ihm Auftrag gab, die Blokade von Mainz zu leiten. Er entſagte aber bald dieſer Unternehmung, die er in der Mitte Winters mit einem von beinahe Allem entblößten Heere hätte unternehmen müſſen. Er ging zurück zur Sambre- und Maasarmee. Sogleich fing auch der Lauf ſeiner Siege an. Er führte den linken Flügel dieſer Armee, welche den 14. Fructidor den Rhein paſſirte, den folgenden Tag darauf Düſſeldorf einnahm, die Oeſterreicher bei Altkirchen ſchlug, und ſich nach und nach von Dieh, Limburg und Naſſau bemächtigte. Auch das folgende Jahr bot dem Kleber eine reichliche Aernte von Lorbeeren an. Allezeit vom unerſchrockenen Lefevre unterſtützt, bezwang er die Feinde in ihren Verſchanzungen bei Sieg, und lieferte ihnen die Schlacht bei Altkirchen. Er bedeckte ſich mit Ruhm in dem Treffen von Butzbach, und durch die Einnahme von Frankfurt fielen ungeheuere Magazine und eine zahlreiche Artillerie in die Hände der Franzoſen.

Während einer Unpäßlichkeit Jourdans lieferte Kleber, beauftragt mit dem Kommando der Armee, die Schlacht bei Forchheim, wo er den Feind über die Rednitz zurückdrängte, und ihm ſechszig Kanonen abnahm.

Die Unfälle, welche unſere Armeen bald darauf erlitten, dienten dem Direktorium zum Vorwand, die Generale zu kränken, welche in dem ſchönen Rückzug, den ſie bewerkſtelligen mußten, ſoviel Tapferkeit und Talente zeigten*). Kleber, der die Geringſchätzung gegen die

*) Während dieſes Rückzugs, und als der Augenblick gekommen war, um über den Rhein zu ſetzen, ſagte Kleber zu Marceau: „Den Augenblick, da du glaubſt, daß ich über die Brücke von Neuwied ſetzen werde, zünde alle Schiffe an, welche auf dem Rheine ſind.“ Marceau berechnete den Augenblick übel. Die

meiſten Mitglieder des Direktoriums niemals verbergen konnte, und der ſonſt keinen Karakter hatte, Kränkungen ſo geduldig zu ertragen, ſchlug ſeine Entlaſſung dar; man nahm ſie an, aber man ertheilte nichtsdeſtoweniger ihm die Beſoldung als Diviſionsgeneral.

Er begab ſich nach Paris, wo er bis zur Epoche der Wahlen im Jahr VI. wohnte. In der Hoffnung, vom Devartement des Rheins gewählt zu werden, kam er nach dem Elſaß, wo indeß die Umtriebe ſeiner Feinde ſeine Hoffnung ſcheitern machten. Damals verließ er Straßburg, wo er nicht wieder erſchienen iſt. Alsdann zog er ſich in ein Landhaus zurück, das er bei Paris gekauft hatte, und genoß friedlich die Reize der Einſamkeit.

Der 18. Fructidor brachte neuen Schrecken über Frankreich. Kleber war froh, damals den politiſchen Stürmen, in die ihn die Ernennung in den geſetzgebenden Körper mitgezogen hätte, fern zu ſtehen. Seines Karakters und Verdienſtes wegen wäre er ohne Zweifel den Verbannungen an dieſem unglücklichen Tage nicht entgangen.

Bald vereinigte ſich mit ihm in ſeiner Zurückgezogenheit ſein berühmter Freund, der General Moreau, mit gleichem Zweck aus Haß gegen die Regierung. Wie ſehr mußten dieſe zwei großen Männer leiden beim Anblick ihres unglücklichen Vaterlandes, wofür ſie ihr Blut vergoſſen, das ſie mit ſoviel Ruhm bedeckt hatten!

Indeß hatten die Siege der Armee in Italien den Frieden von Campo-Formio herbeigeführt. Buonaparte hatte die Eroberung Aegyptens vor. Er wollte ſich mit dem Kern der Krieger umgeben. Kleber wurde gerufen, um mit ihm den Ruhm und die Gefahr dieſer Expedition zu theilen.

Er nahm thätigen Antheil an allen Begebenheiten dieſes Kriegs, die den Ruhm der franzöſiſchen Armee bis in die Mitte der Wüſten Arabiens trugen. Damals wurde er nach der Ausſchiffung bei dem erſten Angriff auf Alexandria verwundet, nahm aber bald darauf das Fort von El Alriſch

---

Schiffe, durch die Strömung des Fluſſes fortgeriſſen, ergriffen die Brücke, und die Armee befand ſich gedrängt zwiſchen dem Fluſſe, der von Flammen leuchtete, und den Oeſterreichern, die denſelben heftig beſchoſſen. Marceau, mit einer Piſtole vor der Stirn, wollte ſich wegen dieſes unglücklichen Fehlers ſtrafen. Kleber einzig ruhig in der Mitte des Unglücks, entriß ſie aus der verirrten Hand dieſes Kriegers. „Junger Menſch, ſagte er, laſſen Sie ſich todtſchießen, indem Sie den Uebergang mit ihrer Kavalerie vertheidigen; auf ſolche Weiſe iſt es Ihnen erlaubt, zu ſterben.“ Er rief den Chef der Pontoniers: „Wieviel Zeit brauchen Sie, um eine Schiffbrücke zu ſchlagen? — Vierundzwanzig Stunden. — „Ich gebe Ihnen dreißig; dafür haften Sie mir aber mit Ihrem Kopf.“ Er befahl den Truppen Stillſchweigen, als von deren Verzweiflung das ganze Ufer wiederhallte. „Soldaten, ſchrie er: endlich fangen die Oeſterreicher an, würdig zu ſein, wider uns zu ſtreiten; laſſen wir ſie ſehen, daß, da wir durch einen Fluß aufgehalten ſind, wir über ſie hinſtürzen.“ Auf dieſe Worte eines Kriegers, der Leibesgeſtalt und Blick eines homeriſchen Halbgottes hatte, und deſſen Kopf, von dem ein großer Federbuſch wehte, das Schickſal Frankreichs zu tragen ſchien, ſahen die Soldaten keine Gefahr mehr. Sie ermunterten ſich, und den Säbel in der Hand machten ſie einen langen Zwiſchenraum zwiſchen den Arbeiten des Ufers und dem Schlachtfeld. Nun nahm Kleber ſeinen Rückzug, und als der Letzte der Armee, marſchierte er über die Brücke, deren Erbauung er durch Siege begünſtigt hat. V. histoire des généraux français. Paris 1817.

ein, und folgte nach in der Wüste. Gaza, wie auch die Stadt und die Forts von Jaffa, fielen in seine Gewalt. Während der Belagerung von St. Jean d'Acre befehligte er das Beobachtungsheer. Er entfernte sich mit einem Theile der Avantgarde vom Lager, griff die Türken, die sich mit 10,000 Mann in die Ebene herabliessen an, brachte sie in die größte Verwirrung und verfolgte sie gegen den Jordan. Im Dorfe Fouli, das er mit dem Baionet hinwegnahm, ließ er Alles über die Klinge springen, was sich ihm widersetzte. In der Schlacht vom Berge Tabor jagte er die feindliche Reiterei in die Flucht. Er zwang sie, über die Berge sich zurückzuziehen. Nachdem er durch seine vielen Siege die Belagerung von St. Jean d'Acre gesichert, bedeckte er sich mit neuem Ruhm während der übrigen Zeit dieser Feldzüge. Er sammelte neue Lorbeeren in der Schlacht von Aboukir, wo er die Türken gänzlich schlug, und damals beim Rückzuge der Armee machte er seine Tapferkeit und seine Talente bemerkbar durch die Art, wie er die Arrieregarde befehligte.

Buonaparte verließ Aegypten, und überließ Klebern das Kommando der Armee als Obergeneral. Er konnte es nicht geschicktern Händen anvertrauen; indeß die Armee, geschwächt durch die vielen Schlachten und Krankheiten, Wirkungen vom Klima dieser Gegenden, aller Gemeinschaft mit Frankreich beraubt, umgeben und geneckt durch die überlegene Stärke der Feinde, sich in äusserst kritischer Lage befand.

Kleber — von Buonaparte bevollmächtigt, mit dem Feinde zu unterhandeln, fände er es unmöglich, Aegypten zu erhalten, bedroht durch die beträchtlichen Kriegsrüstungen der Türken, die durch eine mächtige englische Flotte unterstützt waren, — fing die Unterhandlungen an, worauf der Vertrag von El Arisch folgte. Durch diesen Vertrag erhielt die Armee die ehrenvollste Kapitulation und konnte mit Waffen und Gepäcke nach Frankreich zurückkehren. Schon fing Kleber an, den Vertrag in's Werk zu setzen, als die englische Regierung sich weigerte, denselben zu unterzeichnen, und sogar vorschlug, Kleber solle sich mit seiner ganzen Armee ergeben. Kleber machte den Brief des Lord Keith öffentlich bekannt, der solche Aufforderung enthielt, und setzte nur diese Worte hinzu: „Franzosen! man antwortet nicht auf diesen Uebermuth als durch Siege, marschieren wir!“

Das Heer, aufgebracht durch die Untreue der Engländer, aufgemuntert durch die Stimme ihres Hauptes, in dessen Genius es alles Zutrauen gesetzt hatte, war ungeduldig, den entehrenden Vorschlag der Feinde zu rächen. Sogleich rückte Kleber dem Großvezier entgegen, und in der Schlacht bei Heliopolis setzte er mit 8000 Franzosen 60,000 Türken in die fürchterlichste Verwirrung. Er nahm wieder Cairo weg, stillte sogleich den Aufstand, gewann Mourad Bey, und durch Klugheit und Thätigkeit in seiner Verwaltung fing er an, die Niederlassung der Franzosen in Aegypten zu befestigen. Die Engländer und Türken wollten die Unterhandlungen wieder erneuern, indem sie die Bedingnisse des ersten Traktats zu erfüllen versprachen, den sie so treulos verletzt hatten.

Digitized by Google

Allein ein junger Osmanli, durch düstere Schwärmerei verblendet, verführt durch die Häupter seiner Nation, hatte die Wüste durchreiset, und sich in den Krümmungen der großen Moschee zu Kahira verborgen. Nachdem er den Mahomed um glücklichen Beistand zu seinem abscheulichen Vorhaben angerufen hatte, drang er auf die Terrasse ein, wo Kleber spazierte. Mit furchtsamer Miene näherte er sich dem europäischen Helden, und warf sich vor demselben, um ihn zu erreichen, auf die Knie. Plötzlich sprang er auf, und der Held fiel unter dem Dolche des Meuchelmörders. Es war den 14. Brachmonat 1800, den gleichen Tag, wo sein Freund, der tapfere und tugendhafte Dessaix, auf dem Felde von Marengo den Tod fand.

Kleber verband mit der Unerschrockenheit eines Soldaten alle Eigenschaften eines großen Feldherrn. Die Stärke seines Karakters, seine Kaltblütigkeit in der Mitte der Gefahren, seine Gewandtheit des Geistes, seine körperliche Kraft und Schönheit, Alles schien ihn bestimmt zu haben, über Andere zu gebieten. Von seinen Soldaten, die ihn nur den Mars nannten, war er angebetet, alle Offiziere der Armee hatten für ihn sowohl Anhänglichkeit als Bewunderung.

M. K.

Aus England.

Ueber den Zustand der englischen Gefängnißhäuser.

Zwei merkwürdige, kürzlich in London erschienene Denkschriften enthalten, neben sehr auffallenden und bedauerlichen Angaben über den wirklichen Zustand der brittischen Gefangenschaften und derjenigen der Hauptstadt insbesondere, hinwieder auch einige beruhigende Aussichten für die Verbesserung ihrer beklagenswerthen Einrichtungen. Die eine ist ein Schreiben des Hrn. H. G. Bennet, an den Gemeinderath und die Korporation der Stadt London „über die Mängel und Mißbräuche, die im Gefängnisse von Newgate herrschen, und über das dringende Bedürfniß einer bessern Einrichtung dieses Hauses.*)“ Die zweite von Hr. Th. Fowel Buxton führt den Titel: „Prüfung der Frage: ob der wirkliche Zustand unserer Gefängnißhäuser geeigneter sei, Verbrechen und Elend zu verhüten, oder solche vielmehr zu befördern**)?

Wenn Hr. Bennet seine Untersuchungen auf das Haus von Newgate beschränkt, so hat hingegen Hr. Buxton, ein vielversprechender junger Mann, und Mitglied des Parlaments, mehrere Gefangenschaften, und unter andern auch die der Stadt London zustehende von Borough-Compter besucht, wo die sorglose Behandlung der darin verforgten Personen fast unbegreiflich und durchaus nicht zu entschuldigen ist. Die Schlafzimmer der Gefangenen haben

*) A letter to the common council and livery of the city of London etc. London 1818. 79 Seiten in 8.

**) An inquiry whether crime and misery etc. London 1818. 141 Seiten in 8.

Digitized by Google

zwanzig englische Fuß Länge auf neun und einen halben Fuß Breite. Der Breite nach stehen acht Betten, die aus einem Strohsack und einem Brett statt des Kopfkissens bestehen, und worin bis auf zwanzig Gefangene zusammengepreßt werden. Hr. Buxton, dem diese Thatsache erzählt ward, wollte sie nicht glauben, und hielt die Sache für geradezu unmöglich, bis ihm einige der Gefangenen, welche die letzte Nacht auf diese Art zugebracht hatten, die Möglichkeit dadurch erklärten, daß sie versicherten, auf der Seite gelegen zu haben. Ein einziger lag einigermaßen bequemer; man hatte ihn krank aus seinem Bett in's Gefängniß gebracht, Niemand wollte sich auf seinen Strohsack zu ihm hinlegen, so daß er ihn allein behielt, und dadurch freilich die übrigen noch enger zusammengepreßt wurden; Hr. Buxton sah einen dieser Schlafgesellen, welcher vorzugsweise kraftlos und niedergeschlagen aussah; es war der, so gegen die Mauer lag und versicherte, er sei dermaßen gepreßt gewesen, daß er buchstäblich auch nicht ein Glied zu regen im Stande war. Wenn des Morgens die Thür aufging, so war das erste Bedürfniß der Gefangenen, sich im Hemde nackt in den Hof zu stürzen, um frische Luft einzuathmen. Hr. Buxton versichert, er habe in keinem andern Verhafthaus ein so allgemeines krankhaftes Aussehen der Gefangenen bemerkt, wie in Borough-Compter. Er beurtheilte nach dem Grad desselben die Dauer ihres Aufenthalts im Hause, und wiederholte Versuche dieser Art fanden sich jedesmal bewährt.

In einem Zimmer, welches auf neun Fuß Länge sieben Fuß breit war, wurden zwei Gefangene eine Nacht durch mit einem Dritten am Typhus krank liegenden eingeschlossen. In ein paar Tagen waren sie, wie zu erwarten stand, ebenfalls von der Krankheit befallen; der eine, er hieß Jeremias Noble, war einer angeblichen Schlägerei wegen verhaftet, und ward nachher unschuldig erklärt. Das Haus hat keinen Krankensaal, und die Gefangenen werden auf keinerlei Weise beschäftigt; wenn die wegen Schulden Verhafteten bisweilen durch Gefälligkeit ihrer Wärter einige Arbeit erhalten, so wird durch den engen Raum und die Anfüllung des Hauses der Zweck öfters wieder vereitelt. Eben so mangelt es in Borough-Compter an einer Küchen-Einrichtung und sogar an Küchengeräthe. Die Gefangenen erhalten täglich vierzehn Unzen Brod, und wöchentlich zweimal ein Pfund Fleisch-Abgang. Im Gefängnißhause Tothill-Fields in Westminster, wo man um einer Schuld von vierzig Schellingen vierzig Tage, und zwanzig Tage um einer Schuld von zwanzig Schellingen im Verhaft bleibt, ist für die Nahrung der Gefangenen gar nicht gesorgt; sie müssen diese durch die Ihrigen, aus fremder Milde oder durch Güte des Kerkermeisters erhalten, und da diese Quellen unsicher sind, so ergab sich im verwichenen Weinmonat durch gerichtliche Untersuchung, daß einer der Gefangenen Hungers gestorben war.

In einigen Gefangenschaften sind die Bewohner gegen Witterung und Kälte nicht geschützt, in andern verursacht die tiefe unter dem hohen Wasserstand befindliche Lage sehr gefährliche Krankheiten. Zu Saint-Alban, in Borough-Gaol, einem hölzernen Hause, sind die

Digitized by Google

Weiber von den Männern zur Nachtzeit nur durch einen Verschlag abgesondert, dessen Spalten sechs Zoll Zwischenraum haben; das Männergemach empfängt nur durch diesen Verschlag Luft. In Borough-Compter findet sich für die sämmtlichen Gefangenen, Männer und Weiber, ein einziger Abtritt; in andern Häusern mangelt diese unentbehrliche Einrichtung vollends ganz.

In Newgate sind, wie Hr. Bennet meldet, die Sträflinge theils zu zweien, meist aber zu dreien bei einander in Zellen verwahrt, die neun Fuß lang und sieben breit sind, und deren Betten ursprünglich für einzelne Personen berechnet waren. Von diesen Sträflingen sind die einen zur Todesstrafe, die andern zu mindern Strafen verurtheilt; einige erleiden diese Strafe, während andere begnadigt werden oder Strafverwandlung erhalten; manche bleiben fünf bis sechs Monate in Ungewißheit über ihr Schicksal. Diese Verschiedenheit ihrer Lage hat jedoch nicht den geringsten Einfluß auf die Behandlung und Zusammenordnung derselben; alle Stufen von Laster und Unglück kommen hier in gegenseitige Berührung, und steigern, wie man leicht denken kann, ihre gemeinsame Verderbniß unendlich. Den gleichen Unfug trifft man in den meisten übrigen Gefängnißhäusern an, oft noch durch die geringe Sorgfalt vermehrt, welche auf die Trennung beider Geschlechter verwandt wird. Ein junger Mensch, der eines Schlaghandels wegen in's Gefängniß von Guilford gekommen war, machte hier die Bekanntschaft eines Weibes, das ihm die Bahn des Lasters öffnete; etliche Jahre nachher ward er als einer der berüchtigsten Diebe der Umgegend von London hingerichtet.

In Newgate fand Hr. Bennet in den Zimmern der Sträflinge fünfzehn Jünglinge unter zwanzig Jahren, worunter ein Kind von dreizehn Jahren und ein anderes von neun Jahren, und was kaum begreiflich ist, die Aufsichtsbehörde hatte nicht nur den Besuch der Gefängnißschule diesen unglücklichen Kindern untersagt, sondern dem Kerkermeister befohlen, sie in Eisen geschlossen zu halten. Diese durch den geistlichen Richter Hrn. Cotton in Newgate errichtete Schule befindet sich übrigens, dem Zeugnisse des Hrn. Bennet zufolge, in solchem Verfalle, daß sich unmöglich etwas Gutes davon hoffen läßt.

Anders verhält es sich mit der von Mistriß Fry und einer durch sie gebildeten Damenpflege im nämlichen Gefängnißhause errichteten weiblichen Schule. Als Mistriß Fry zuerst den Gedanken dieser wohlthätigen Anstalt faßte, waren nahe an dreihundert Weiber, einige noch im Anklagsstande, andere schon beurtheilt, und einige zum Tode verurtheilt, in vier Zimmern beisammen verwahrt, deren enger Raum jetzt kaum für die Gefangenen der ersten Klasse zureichend erachtet wird. Ihr Nachtlager nahmen oft bei hundert und zwanzig derselben auf dem Boden eines dieser Gemächer, ohne auch nur eine Strohmatte, die statt des Bettes dienen könnte, zu haben, und manche waren fast nackt. Im gleichen Zimmer besorgten sie ihre Küche und Wasche, sie hatten ihre Kinder bei sich, und empfingen die Besuche ihrer Bekannten.

Digitized by Google

Man kann sich leicht oder vielleicht auch nicht leicht eine Vorstellung dieses abscheulichen und gräßlichen Anblicks machen. Der Gouverneur des Hauses selbst betrat nur mit dem höchsten Widerwillen diese Art von Hölle, und als er Mistriß Fry zum erstenmal hinführte, bat er sie, ihre Uhr draußen zu lassen, indem er vermuthlich nicht hindern könnte, daß sie ihr nicht geraubt würde. Beim zweiten Besuche wollte Mistriß Fry ohne Begleit bleiben und sie verweilte auch wirklich mehrere Stunden ganz allein unter den Weibern.

Sie entdeckte einen noch übrig gebliebenen Keim des Guten bei ihnen; sie klagten nämlich unaufhörlich über den Mangel an Beschäftigungen, der sie zu schlechten Dingen verleite, um die Zeit zu vertreiben; Mistriß Fry, die damals noch keine Gehilfen hatte, wußte für den Augenblick nichts Besseres zu thun, als eine Schule für die Kinder einzurichten. Als sie davon sprach, vergossen die unglücklichen Geschöpfe, die den elenden Zustand ihrer Verdorbenheit wohl einsahen, Freudenthränen. Die Dame forderte sie auf, der Sache weiter nachzudenken, indem sie nichts anfangen wolle, ohne ihrer entschlossenen und beharrlichen Unterstützung versichert zu sein; als sie sich von dieser überzeugt glaubte, trug sie ihnen auf, aus ihrer Mitte eine Aufseherin zu wählen. Der gute Erfolg dieser Schule bewog bald nachher Mistriß Fry und die Freundinnen, welche sich inzwischen mit ihr vereint hatten, eine zweite für die erwachsenen Sträflinge zu errichten, wo sie im Lesen, Schreiben und Arbeiten Unterricht empfingen. Die Sträflinge selbst hatten dafür angesucht. Die Wohlthäterinnen achteten des Spottes nicht, der anfangs ihr Unternehmen traf. Die Gattin eines Predigers, und eilf der Gesellschaft der Freunde (Quäker) zugehörige Frauenzimmer bildeten eine Pflege, die sich sehr angelegentlich der neuen Anstalt widmete, und nach Verfluß eines Monats, als der Lord-Maire die Schule besuchte, traf er die Gefangenen in guter Ordnung beisammen und mit Arbeit beschäftigt an, während eine der Damen ein Kapitel aus der Bibel las, dem jene mit aufmerksamem Ernste zuhörten. Ihre Personen und ihre Zimmer hatten ein reinliches Aussehen, und die Stätte der Unordnung und des Elends war in eine wohlgeordnete Werkstätte des Fleißes verwandelt.

Die Behörden unterstützten die wohlthätigen Absichten der Pflegerinnen, indem sie ihnen Zuchtbefugnisse im Innern der Zimmer einräumten, die Gefangenen sorgfältiger trennten und auch einen Theil der Kosten der Anstalt übernahmen. Die Weiber, welche sich noch im Anklagestand befanden, baten, daß auch ihnen eine solche Schule eingerichtet werde. Es geschah und den Erfolg mag man aus folgendem Zuge abnehmen. Nach beendigten Sitzungen des Kriminalgerichts waren mehrere Gefangene frei gelassen und dafür andere eingebracht worden. Die Sage ging, es werde im Gefängnisse mit Karten gespielt. Eine der Pflegerinnen ließ die Gefangenen versammeln, trat unter sie und äusserte die Besorgniß, die Angabe möchte wohl begründet sein. Nachdem sie ihnen das Schädliche und Gefährliche dieser Angewöhnung

Digitized by Google

aufs nachdrücklichſte vorgeſtellt hatte, erklärte ſie hinwieder, wieviel Freude es ihr machen würde, wenn ſie aus Ueberlegung und Freundſchaft zu ihr darauf verzichten wollten. Nachdem ſie ſich hierauf in das Zimmer der Pflege verfügt hatte, folgte ihr alsbald eine der Gefangenen, die mit gerührter Stimme ausſprach, wie leid es ihr thue, eine ſo vortreffliche Freundin durch Ungehorſam gekränkt zu haben; zugleich übergab ſie ihr Kartenſpiel; vier andere folgten dieſem Beiſpiele. Die Dame verbrannte die Karten in ihrer Gegenwart, nachdem ſie ihnen den Werth davon vergütet hatte. In der Abſicht, ſie darüberhin durch ein kleines Geſchenk zu belohnen, brachte ſie nach etlichen Tagen derjenigen, die zuerſt Reue bezeugt hatte, ein hübſches Halstuch von Mouſſelin. Die Beſchenkte ſah dabei traurig aus, und als ſie um die Urſache gefragt wurde, geſtand ſie, gehofft zu haben: ihre Gönnerin würde ihr eine Bibel, in die ihr Name eingeſchrieben wäre, ſchenken.

Hr. Buxton, aus deſſen Bericht dieſe Angaben enthoben ſind, hörte in dem Krankenſaal von Newgate eine Perſon, die ihrer Auflöſung nahe ſchien, mit der größten Rührung von den Pflegerinnen ſprechen. „Alle Erleichterungen, die mir zu Theil wurden, alle Tröſtungen, die ich erhalte, ſagte ſie, ſind ihr Werk.“ Wie leicht iſt Gutesthun denen, die es gern thun!

u.

Digitized by Google

Der römiſche Hof und die Schweiz.

Verhältniß des römiſchen Hofes, Bedeutſamkeit der Schweiz für denſelben. — Verſuche Roms zur Wiederherſtellung der Abtei St. Gallen. — Gelungene Losreiſſung der Schweiz vom Konſtanziſchen Bisthum; — daher entſprungene kirchliche Verwirrungen und Zwietracht — Einſchreiten der Jeſuiten in die Schweiz — ihre Aufnahme in Freiburg, — daher entſprungene bürgerliche Zwietracht — Schluß.

Spanien ausgenommen, iſt die katholiſche Schweiz das einzige Land, in welchem der römiſche Hof, ſeit das Napoleoniſche Joch überall gebrochen worden, wieder die wirkſamſte und zum Theil glücklichſte Rolle ſpielte, das von Jahrhundert zu Jahrhundert tiefer geſunkene Anſehen des heiligen Stuhls wieder herzuſtellen. Wenn auch die katholiſche Schweiz an ſich, weder in Rückſicht der Bevölkerung, da ſie zur Geſammtheit der Eidsgenoſſenſchaft den kleinern Theil ausmacht, noch in Rückſicht der frommen Einkünfte, als eine glänzende Wiedereroberung gelten kann, bleibt ſie doch in vielen andern Hinſichten bedeutſam.

Rom hat in den katholiſchen Monarchien Europens zuviel des alten Einfluſſes eingebüßt, als daß es nicht wünſchen ſollte, in einigen kleinen republikaniſchen Staaten wenigſtens ein Denkmal ehvoriger Herrlichkeit zu behaupten, welches die Fürſten und Völker an das mahne, was dem heiligen Stuhl kraft alten Herkommens gebühre, und gewiſſermaßen wie eine feierliche, in Leben und That ſtehende Rechtsverwahrung angeſehen werden könne. Zudem kann von Rom aus billig die Schweiz, wegen ihrer örtlichen Lage, als ein wichtiger Militärpunkt der ſtreitenden Kirche gegen Deutſchland und Frankreich geachtet werden. Denn ſo wie Frankreich ſeine Unabhängigkeit in Kirchenſachen mit Nachdruck gegen alle Kunſt der heiligen Diplomatie behauptet, ſcheint auch Deutſchland dazu täglich geneigter. Selbſt der römiſche Sieg durch das gelungene Konkordat mit Baiern wird wieder zweifelhaft; und Weſſenbergs, des einzigen deutſchen Mannes Standhaftigkeit und Klugheit unter den Drohungen und Liebkoſungen des Vatikans, hat den politiſchen Intereſſen des heiligen Stuhls mehr geſchadet, als dieſer anfangs beſorgte. Einſtweilen bleibt dem römiſchen Hofe nichts übrig, als ein feſtes Verwerfen aller Anmuthungen, die ihm zur Beſchränkung ſeines wohlhergebrachten Rechtes und Einfluſſes auf Thronen und Volker gemacht werden; und kluges Erwarten günſtigerer Zeitverhältniſſe, in denen er ſeine politiſche Wichtigkeit wieder erſchwingen mag.

Dazu iſt, als feſter und bequemer Stützpunkt, die zwiſchen Frankreich und Deutſchland gelagerte Schweiz vorzüglich geeignet. Ungerechnet, daß von hier aus durch die Nunziatur,

Digitized by Google

oder durch Anhänglichkeit einiger Klöster, die Treue der gläubigen Anhänger in den benachbarten Ländern zu stärken, und die Zahl der Anhänger selbst durch mancherlei Mittel und Wege zu vermehren, Aussicht ist, kann die Schweiz auch in politischer Hinsicht wichtig sein. Sie ists, ungeachtet ihrer feierlich gewährleisteten unparteisamen Stellung in den Händeln Europens. Denn wer berechnet alle Möglichkeiten und Umstände der Zukunft? wer, ob nicht der römische Hof durch sein geistlich-politisches Einwirken auf die Schweiz unter gewissen Verhältnissen einmal wieder sich mehr oder minder einem oder dem andern Hofe wichtig machen könne? Der Kluge achtet den Schritt nicht für verloren, der ihm für die Gegenwart nicht schadet, und vielleicht für die Zukunft nützen kann.

Von der andern Seite bietet sich die katholische Schweiz den Wünschen der römischen Curie williger, ja zuvorkommender dar, als jeder andere Staat. Denn hier fehlt die Einheit, folglich die durchgreifende Kraft und Entschlossenheit der Monarchien. Hier ist nur ein Bund selbherrlicher Freistaaten, deren jeder mehr auf sein, als der Gesammtheit Interesse achtet, und deren Eintracht unter sich, wie es von jeher und in allen Bundesstaaten der Fall war, nie groß ist. Dazu kommt noch, daß diese Freistaaten sämmtlich erst nach den Erschütterungen einer allgemeinen Umwälzung frisch wieder hergestellt, folglich noch immer, mehr oder weniger, von dem Geist der alten Parteien bewegt sind. Wo schon Trennung ist, und das divide sich selbst gemacht hat, ist das et impera für den Dritten um so leichter. Immer wird sich eine Partei finden, die über ihr eigenes Interesse das höhere des Vaterlandes vergißt, und lieber dem Fremdling Hand bietet, als der einheimischen Gegenpartei.

Die bürgerlichen Unruhen der Schweiz in den letzten Jahrzehenden haben eine große Verwandlung der Begriffe und Ansichten zur Folge gehabt. Dies war unausbleiblich. Denn Dinge, die vormals nie zur öffentlichen Sprache gebracht werden durften, wurden nun besprochen, und es stellte sich der Ernst großer Erfahrungen vor Aller Augen hin. Doch nicht alle Augen sahen die Erfahrungen auf gleiche Weise an. Es bildeten sich daher dieselben Meinungsparteien in Helvetien, wie in Spanien, Frankreich und Deutschland. Die Einen glaubten durch Verbesserung vorhandener Mängel, durch Weglassung alles Unhaltbargewordenen, durch besonnenes Fortschreiten mit dem Zeitalter die Unabhängigkeit, Ehre, innere Ruhe und den Wohlstand ihres Vaterlandes am sichersten zu befördern. Die Andern hingegen wollten, gleich den französischen Ultra's und heimgekommenen Auswanderern, die gemachten Erfahrungen für nichts, höchstens für einen Fiebertraum, und das Fortschreiten des Zeitalters nur für ein Hirngespinst ehrgeiziger Neuerer gelten lassen. Sie verlangten unbedingte und unbegrenzte Rückkehr in das Alte, wie es vor seinem Umsturz gewesen. Sie sahen als Hauptursachen vom Sturz des Alten nicht so sehr die Unvollkommenheiten der bisherigen Verfassungen, das Gebrechliche und Lockere des eidgenössischen Staatenbundes, oder das Widerspruchsvolle zwischen Sache und Namen des freien Schweizerthums an, als vielmehr die emporgekommenen Begriffe des Zeitalters. Und in der That waren die Grundsätze der bürgerlichen Rechtsgleichheit, der

Digitized by Google

Glaubens-, Denk- und Handelsfreiheit, des zu verbessernden Volksunterrichts, dem Geiste der alten und zum Theil veralteten Staatsverfassungen entgegen, die einen unvernichtbaren Unterschied zwischen den Bürgern durch die Geburt und Herkunft begründet hatten.

Man sieht leicht ein, welche von beiden dieser Parteien dem römischen Hofe die willkommnere sein mußte, und welche sich ihm, der mit gleicher Sehnsucht das verschwundene Alte zurückforderte, am liebsten näherte. — Die Annäherungen ergaben sich von selbst.

Um in der Schweiz festen und sichern Fuß zu gewinnen, mußte vor allen Dingen darauf hingesehen werden, daß die Nunziatur zu Luzern grössere Wirksamkeit erhalte; daß die treuen Freunde Roms mit Nachdruck unterstützt würden; daß, weil sich der vaterländische Geist schweizerischer Geistlichen doch zuweilen mehr zu Gunsten des Vaterlandes, als Roms aussprechen dürfte, fremde Geistliche in die katholischen Freistaaten eingeführt und zu überwiegendem Ansehen und Einfluß verholfen würden; daß man die Stärke eines großen Bisthums durch Zertrümmerung desselben in viele kleine, unansehnliche und arme Bistümer brechen müsse, die wegen ihrer gegenseitigen Eifersucht und wegen ihrer Schwäche leichter von Rom aus geleitet werden könnten.

Zu den natürlichsten Freunden und eifrigsten Anhängern des römischen Stuhls gehörte besonders der ehmalige Abt des in der schweizerischen Staatsumwälzung aufgehobenen Klosters St. Gallen, Pancratius Forster. Er, der ehemals als Fürst über ein Gebiet von beinahe neunzehn Geviertmeilen und über mehr denn 95,000 Unterthanen den Krummstab geführt hatte, konnte sich nicht mit christlicher Ergebung in das harte Schicksal fügen, nur Mönch und Privatmann zu sein. Es war ein schwacher Trost, daß er sich den Titel eines Fürsten des heil. Reichs behielt, da auch dies Reich verschwunden war. Inzwischen gab er seine vernichteten Rechtsame und seine Erwartungen einer Wiedergeburt der verstorbenen Dinge nicht auf. Er konnte zwar nicht mehr, wie die alten St. Gallischen Aebte der mittlern Jahrhunderte, im Panzerrock an der Spitze eines Heeres von Vasallen und Gotteshausleuten für seine Sache thätig sein; aber er unterhielt und nährte in der bürgerlichen Zwietracht des neuen eidsgenössischen Kantons St. Gallen das Feuer der Liebe und Treue bei seinen zerstreuten Freunden und Anhängern im Lande. Er vertröstete sie auf glücklichere Zeiten, und konnte es schon immer für einen Sieg halten, wenn der Kanton nie zur innern Ruhe kam; wenn da zwischen den Katholiken selbst Parteien für und wider ihn blieben, und zwischen Katholiken und Evangelischen in allen Zweigen öffentlicher Verwaltung die Trennung größer ward, als in irgend einem Freistaate der Schweiz.

Mit dem Triumph der verbündeten Mächte über das weltzerstörende Frankreich und mit der Erneuerung des alten eidgenössischen Bundes hoffte der Abt Pankraz im Jahr 1814 auch die Wiederkehr seiner Triumphe. Er wandte sich bittend, dringend, drohend, trotzend an die Eidgenossen auf ihren Tagen zu Zürich. Als hier der Gemeingeist der Schweizer zum Glück

Digitized by Google

für die gefährdete Ruhe des Kantons St. Gallen seine Ansinnen verwarf, wandte er sich an die verbündeten Mächte auf ihrem Kongreß zu Wien. Aber auch hier fand er seine Hoffnungen unbegünstigt. Die dazwischenkommenden Mächte begnügten sich, ihm ein ehrenvolles und unabhängiges Dasein durch lebenslänglichen Jahrgehalt für ihn und seine Beamten zu sichern. Dieser Gehalt sollte in achttausend Reichsgulden bestehen, und vom Kanton St. Gallen entrichtet werden.

Ungeachtet nun die verbündeten Fürsten Europens sein Loos unwiderrufbar entschieden hatten, endete dies seine Unternehmungen nicht. Er begab sich nach Rom und rief den Beistand des heiligen Stuhls an. Diesem war nicht minder, als dem Abte selbst, daran gelegen, einen so eifrigen, unerschrockenen und beharrlichen Sohn der Kirche im Innern der Eidsgenossenschaft aufrecht und thätig zu sehen. Die Nunziatur in Luzern empfing ihre Weisungen, auf alle Art für den Abt wirksam zu werden. Papst Pius VII. selbst wandte sich wiederholt mit Breve's an die Tagsatzungen der Eidgenossen, und begehrte freundlich und ernstlich die Wiederherstellung der Abtei, im gewagtesten Widerspruch mit dem allgemeinen eidgenössischen Bundesvertrag und mit der Erklärung des Wiener Kongresses. Allein die Ehrfurcht der Schweizer für den heiligen Vater konnte nicht ihre Ehrfurcht für das Vaterland und für den öffentlichen Frieden überwältigen. Der neue Kanton St. Gallen stand so unerschütterlich, und auf denselben Verträgen begründet, wie der älteste Kanton der Schweiz; und in Rücksicht ihres gemeinsamen Ursprungs und Daseins waren alle Kantone neue zu nennen. Darum wagten selbst diejenigen kein lautes Wort für die Sache Roms und des Abtes, welche es gern aus besondern Rücksichten einer kleinlichen, inländischen Politik oder Parteisucht gegeben hätten.

Wiewohl der heilige Stuhl die helvetische Abtei verloren geben mußte, war der Geist des Abtes ihm werthvoll geblieben, und dieser vielleicht um das Erduldete durch andere Stiftungen in Helvetien zu versöhnen. Es schien selbst nicht unmöglich, den vielbewährten Mann unter andern und glänzendern Verhältnissen, als Haupt eines neuen Bisthumes, in St. Gallen einführen zu können.

Längst war der ehrwürdige und hellsinnige Fürst-Primas Dalberg, Bischof von Konstanz, nicht minder dessen muthmaßlicher Nachfolger, Freiherr von Wessenberg, der römischen Curie verhaßt. Die frommen Bemühungen beider zur Belebung religiöser Gesinnungen und heiliger Erbauung schienen mehrmals in Widerspruch mit den Interessen zu stehen, welche der römische Hof bei Verwaltung des oberhirtlichen Amtes in der katholischen Christenheit haben mußte. Daher ward schon früh getrachtet, Dalberg wie Wessenberg, die Deutschen, von Rom aus bei den Deutschen und Schweizern zu verdächtigen. Zugleich mußte dahin getrachtet werden, daß beide Männer von ihrem Ansehen und Einfluß entfernt, und treuere Anhänger der Curie an ihre Stelle gesetzt würden. Die Nunziatur zu Luzern empfing zu dem Ende ihre Verhaltungsbefehle.

Digitized by Google

Alsbald verbreiteten sich in den kleinen Kantonen Uri, Schwyz und Unterwalden mit dem Ausgang des Jahres 1812 mancherlei Gerüchte, Vorschläge und Hoffnungen zur Trennung der Schweizer von ihrem alten Bisthum Konstanz, dem sie seit vielen Jahrhunderten, seit dem Untergang der alten Windonissa des Aargau's, angehört hatten. Viel ward darüber gebriefwechselt und verabredet. In jenen kleinen Hirtenstaaten, wo das Volk bei der Einfalt seiner Lebensart und Beschäftigungsweise strenger und eifriger an das Gewohnte seiner bürgerlichen und kirchlichen Uebungen hält; wo es, arm und unwissend, williger den Leitungen seiner Geistlichen folgt, die sich in seinen Geist bequemen, hinwieder durch seine demokratischen Staatseinrichtungen beweglicher und gährender ist, war es leichter, die Ausführung eines Entwurfs zu beginnen, der an der Stärke und Umsicht anderer Regierungen leicht gescheitert sein würde. Nachdem das Volk durch mancherlei Belehrung vorbereitet war, traten die drei Kantone durch ihre Gesandten am 20. Jänner 1813 zusammen, und beschlossen, den päpstlichen Nunzius um Trennung der zum Bisthum Konstanz gehörigen Theile Helvetiens von diesem Bisthum anzusuchen, im Fall einst der bischöfliche Stuhl erledigt werden würde. Zugleich wandten sie sich an die übrigen Kantone und erinnerten dieselben: ob es nicht für die Eidgenossen, die mit Recht den höchsten Werth auf vollkommene, politische Unabhängigkeit von fremden Staaten setzen, in mehrern Rücksichten wichtig sein müßte, auch die geistliche Gerichtsbarkeit von ausländischen Bisthümern unabhängig und von inländischen Prälaten verwaltet zu sehen?

Die Frage, so an die Vaterlands- und Freiheitsliebe der Schweizer gestellt, konnte ihres Eindrucks und einer günstigen Berücksichtigung nicht ganz fehlen. Viele stimmten um so williger bei, weil sie den von Deutschland ausströmenden Sinn für Aufklärung und Licht haßten; Andere weil sie durch Errichtung eines Nationalbisthums und die damit verbundenen Aenderungen auch wohl Vortheile für sich, oder für ihre Familie oder für ihren Wohnort erwarten konnten. Solothurn, Appenzell und Glarus zeigten sich am ersten dieser Sache gewogen. Aber Luzern eiferte lange und mit vollgültigen Gründen gegen einen Schritt, dessen Folgen nachtheiliger werden konnten, als man erwartete, und die Niemand zu berechnen fähig war.

Die Sache war inzwischen nun zur Sprache gebracht und mußte zur Reife gähren. Rom und die Nunziatur schwiegen; aber mit Eifer wurde von allen Seiten zum Ziel getrieben. Man erinnerte, daß es nicht um plötzliche Losreissung zu thun sei; man erinnerte an das allmälige Erlöschen des Konstanzer Domkapitels, an den zweifelhaften Fortbestand jenes deutschen Bisthums; an die Möglichkeit seines Verschwindens und an die nachtheilige Lage der Schweizer in diesem Fall, wenn sie gezwungen wären, plötzlich an Errichtung eines eigenen Bisthums zu denken. Darum sei würdiger und klüger, sich auf Alles in der Zeit vorzubereiten, und den Fürstbischof von Konstanz selbst um seine Mitwirkung anzusprechen.

Durch diese und andere Gründe bewogen, ward endlich von allen Kantonen, die ganz oder

Digitized by Google

zum Theil in den kirchlichen Sprengel von Konstanz gehörten, ein Schreiben an den Fürst-Bischof beliebt. Nur die Regierungen der Freistaaten Luzern und Aargau verweigerten standhaft jede Theilnahme: Sie sahen voraus und sprachen es aus, daß die Trennung von Konstanz eine Vermehrung der Bisthümer im Innern der Schweiz, damit eine Vergrösserung der hierarchischen Gewalt im Lande, verdoppelten Aufwand zur Unterhaltung der bischöflichen Stühle, und bald vielleicht nebenbuhlerischen Kampf zwischen der weltlichen Obergewalt und der bischöflichen Würde zur Folge haben werde.

Als endlich aber selbst der Fürst-Bischof von Konstanz sich geneigt zeigte, den Wünschen derer zu entsprechen, welche Vorbereitungen auf den Fall einer Trennung zu machen wünschten, vereinigten sich alle Diöcesanstände, — nur Aargau und Zug traten zurück — den Papst in einem Schreiben zu bitten, nicht daß er sie vom Bisthum Konstanz sogleich losreissen, sondern ihnen nur Zusicherung geben wolle, einst die Trennung, wenn dazu das Nöthige vorbereitet und eingerichtet sein würde, zu genehmigen. — Das Schreiben, unterm 16. April 1814 an den heiligen Vater erlassen, kam nach Rom.

Das Schreiben kam weder unerwartet, noch unerwünscht. Die Curie beschloß die Zersplitterung des Konstanzer Sprengels. Der Nunzius zu Luzern empfing, nebst der päpstlichen Einwilligung zur Trennung, den Auftrag, Alles darauf vorzubereiten. Die Nunziatur aber, den Gang des Geschäfts zu beschleunigen, hielt die (unterm 7. Weinmonds 1814 ausgefertigte) Erklärung des Papstes zurück; wandte sich neuerdings nach Rom und ermuthigte, daß die Trennung sogleich vollzogen werde. Es geschah.

Am letzten Tag des Jahres 1814 verkündete der Nunzius in seinem Schreiben den Kantonen, die zum Sprengel von Konstanz gehörten, die Trennung von demselben sei vollbracht; durch ein päpstliches Breve sei dies dem Fürst-Bischof von Konstanz angezeigt; durch ein anderes der Propst zu Beromünster im Kanton Luzern zum römisch-apostolischen Vikarius ernannt worden. Und am ersten Tage des folgenden Jahres verkündete ein gedrucktes Kreisschreiben der Nunziatur an die gesammte Geistlichkeit der Konstanzischen Diöcesan-Kantone mit hohem Jubel, daß die Trennung vollstreckt sei, aus Ursachen, die man eher beweinen, als anführen möchte.

Die meisten Regierungen erstaunten über diesen Gewaltschritt der römischen Curie, welcher, mit Uebergehung der landesherrlichen Hoheitsrechte, gewährte, was man nicht begehrt hatte, und einen großen Theil der katholischen Schweiz in die Verwirrungen und Nachtheile eines einsweiligen Zustandes stürzte, welchen man zu vermeiden gesucht hatte. Mehrere trugen Bedenken, die Trennung anzuerkennen, unter ihnen auch die Regierung des Aargau's, welche solche nie, auch für die Zukunft nicht, verlangt hatte. Zudem war keiner Regierung die päpstliche Trennungsakte selbst zugekommen, so daß man besorgen konnte, Alles sei nur Werk und Wille der Nunziatur.

Diese aber hob alle Bedenklichkeiten drohend, schmeichelnd, gewandt: das Breve des Papstes an den Fürst-Bischof könne wegen besondern Inhalts nicht kundgethan werden. Hinlänglich

Digitized by Google

sei die Erklärung des Nunzius. Durch den Mund des Gesandten rede der Fürst; und der Papst, in Folge seiner kirchlichen Machtfulle, habe den Ausspruch gethan. Die Verfügung sei allgemein. Sie erstrecke sich auch auf die Kantone, die keine Absonderung von Konstanz begehrt hätten. Und die Regierung und die Geistlichkeit, welche es wage, sich der Verordnung zu widersetzen, sei schismatisch, und dafür erklärt*).

Die Regierungen, weniger durch den gebieterischen Ton des Nunzius geschreckt, als überzeugt, zum Besten des öffentlichen Friedens — da die Schweiz ohnehin bürgerlicher Zwiespalten voll war — sich mit dem Geschehenen versöhnen zu müssen, bequemten sich zur Trennung. Selbst die Regierung des Aargau's, welche bisher so klug als beharrlich jeder Bisthumsänderung widerstanden hatte, willigte endlich, um ihren Mitständen einen Beweis ihrer freundschaftlichen Gesinnungen zu geben, zwar in die provisorische Diöcesanverwaltung durch einen römisch-apostolischen Vikar, ohne aber sich darum, wie sie dem apostolischen Vikar selbst erklärte (unterm 17. Mai 1816), als vom Konstanzischen Sprengel getrennt anzusehen.

Das Werk der römisch-kirchlichen Staatsklugheit war inzwischen vollbracht, gleich bedeutsam und Grösseres vorbereitend für Deutschland, wie für die Schweiz. Denn es war auch den Deutschen in diesem Augenblick noch gezeigt worden, was die Machtfülle des heiligen Stuhls vermöge, da sie nicht nur die Landeshoheitsrechte mehrerer schweizerischen Freistaaten unbeachtend, Verfügungen traf, sondern eben so wenig die Würde eines deutschen Fürsten, des Großherzogs von Baden, welcher der Stadt Konstanz Herr, und der Konstanzischen Kathedralkirche Schutzherr war, berücksichtigte, und die Befugnisse und Rechtsame des Domkapitels zu Konstanz zerriß. Rechtsverwahrungen blieben eitel.

Ein großer Theil der katholischen Schweiz war nun in einen ungewissen kirchlichen Zustand versetzt, und hatte seine bisherige kaum empfundene Abhängigkeit von dem gewohnten Bischof mit unmittelbarer Abhängigkeit von Rom vertauscht. Wie unbehaglich dies Verhältniß auch den Schweizern zum Theil sein mochte, war es dem heiligen Stuhle selbst desto willkommener. Jenen blieb es überlassen, durch Vereinigung zur Gründung eines neuen Bisthums die ihnen mißfällige Lage zu ändern. Allein es war vorauszusehen, daß dies bei so vielen Mitsprechern und vielfach getheilten Interessen unmöglich bald erfolgen könne. Denn nun erhoben sich Streitfragen eine um die andere über den künftigen Sitz des Bisthums, über dessen Ausstattung und Grenzen, über die Rechte der Regierungen bei den Wahlen, über die Verhältnisse der Domherrn und ähnliche Gegenstände. Hierüber zahlreiche Zusammenkünfte, Reisen und Briefwechsel. Mit den Wünschen für das Allgemeine vermischten sich Privatabsichten und politische Rücksichten der einzelnen Freistaaten gegeneinander. Je länger und eifriger an Entwirrung der Sache

*) So nach der urkundlichen Darstellung zur Geschichte des schweizerischen Nationalbisthums, im Schweizerischen Museum. Jahrg. 1816. S. 425.

Digitized by Google

gearbeitet ward, je mehr wurden die Fäden verwirrt. Verschiedene Bisthumsentwürfe traten an's Licht; keiner freute sich allgemeiner Zustimmung. Viele wollten ein einziges, grosses Bisthum aus allen, ehmals zu Konstanz gehörenden Theilen bilden; Viele die Vergrösserung des Bisthums Basel; Andere die des Bisthums Chur. Einige empfahlen Luzern, Andere Solothurn, Andere Pruntrut, noch Andere wieder andere Orte zum künftigen bischöflichen Sitz. Ueber jeden Umstand neue Entzweiung.

Die römische Curie, obwohl genau belehrt von jeder Schwankung und Wendung des Geschäftes, mied behutsam öffentliche Einmischung; mahnte nur zur behutsamen Vollendung desselben, auf daß die Rechte keines Andern verletzt würden, und ließ, doch vorsichtig, bei künftiger Stiftung eines neuen Bisthums und bei dem Wunsche zur Wiederherstellung der St. Gallischen Abtei, durchblicken, daß beide Dinge vielleicht nicht unvereinbar wären. Deutlicher noch offenbarte die Curie ihre Neigung, die zum Konstanzischen Sprengel ehmals gehörten Stände der Schweiz, eine Bevölkerung von kaum drittehalb hunderttausend katholischen Einwohnern, in mehrere kleine Bisthümer aufzulösen.

Während sich endlich Bern und Luzern, getrennt von den übrigen, in ihrem Entwurf zur Begründung eines eigenen Bisthums vereinigten, — Solothurn und Aargau anderseits einander näher traten, wurde in den kleinen Kantonen versucht, das Volk gegen alle jene Entwürfe anzuregen. Die lebhaftesten Bewegungen äusserten sich besonders im Kanton Unterwalden nid dem Kernwald, die, verbunden mit dem ältern politischen Parteigeist, im Frühjahr 1818 so drohend wurden, daß zur Dämpfung der beginnenden Unruhen aus andern Kantonen Kriegsvolk herbeigerufen werden mußte. Dies begab sich zu derselben Zeit, als Bern und Luzern Gesandte gen Rom schickten, daselbst die Genehmigung des heiligen Vaters für ihren Bisthumsplan zu erwirken.

Inzwischen noch die Gesandten beider Freistaaten in Rom verweilten, erschien unerwartet ein päpstliches Breve, welches dem Abt des berühmten Wallfahrtsortes und Klosters Einsiedeln im Kanton Schwyz die bischöfliche Würde für die Berg- und Waldkantone Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug antrug. Die Kundwerdung dieses überraschenden Ereignisses verbreitete Verwunderung und Unwillen. Viele sahen ihre Hoffnungen betrogen; Viele ihre besorglichen Vermuthungen eingetroffen. Der Abt aber, gleichwie das Kapitel von Einsiedeln, lehnten standhaft den Antrag ab, welchen die Beredsamkeit des Internunzius Belli vergebens unterstützte. Abt Tanner verschmähte, äusserer Ehre willen, ältern und heiligen Gelübden untreu zu werden; das Kapitel fürchtete, neben dem Aufwand des Klosters für bischöflichen Glanz, den Verlust seiner alten selbstständigen Unabhängigkeit und Freiheit. Und obwohl, auf des heiligen Stuhls Geheiß, die päpstliche Nunziatur noch einmal im August des Jahres 1818 den im Brachmond vergeblich gewesenen Antrag erneuerte, blieb es dennoch durch die Entschlossenheit des Abtes und Kapitels fruchtlos, wie das erstemal.

Digitized by Google

Die Gesandten der Freistaaten Luzern und Bern aber kehrten nach diesem, ohne den Zweck ihrer Sendung im Wesentlichen zu erreichen, doch mit freundlichen Verheissungen von Rom in ihr Vaterland zurück.

Während dieser kirchlichen Bewegungen in der westlichen und nördlichen Hälfte der Schweiz bereiteten sich andere in der östlichen und südlichen.

Bald nach Wiederherstellung des Jesuitenordens hatten sich einige Glieder desselben im Freistaat Wallis angesiedelt. Verschiedene wohnten im Kollegium zu Sitten, Andere zu Brig. Sie übernahmen den Unterricht männlicher Jugend, und sandten von Zeit zu Zeit Missionarien durch die Thäler, dem Volke Buße und Bekehrung zu predigen. Von hier aus trachteten sie, sich in die katholischen Gegenden der benachbarten Kantone zu verbreiten.

Nach Maasgabe der in denselben vorherrschenden Begriffe fanden sie mehr oder weniger Beifall. Es gab Viele, welche deren Wiedererscheinung als ein den verwandelten Zeitverhältnissen ungemäßes Treiben ansahen, minder geeignet, die Religion Jesu, als den päpstlichen Einfluß zu unterstützen und herzustellen. Man tadelte an diesen Jesuiten die Art, wie sie sich in den Städten und bei gebildetern Leuten wichtig zu machen suchten, so wie das auffallende Wesen, mit welchem ihre Missionarien in den Dörfern auftraten und predigten; ihren Einzug Nachts bei Fackelschein unter dem Läuten helltönender Glöcklein; ihre öffentlichen Andachts-Uebungen; ihr Knien im Koth auf öffentlichen Straßen; ihre Predigten, um die Einbildungskraft mehr, als das Herz der Menge zu erregen. Man hielt diese Fremdlinge dem Staate gefährlicher, als ihre Einsicht und Thätigkeit dem Heil der Seelen, oder dem öffentlichen Unterricht der Jugend vortheilhaft. Denn Glauben und Kirche, sagte man, seien in der Schweiz so wenig gefährdet, als irgendwo, und bedürfen keiner stärkern Schutzwehren, als sie schon im Gemüth der Völkerschaften, im Eifer der Priester und bestehenden geistlichen Orden und Stiftungen, so wie durch die Staatsgrundgesetze haben. Selbst der Fortbestand der Klöster und Kapitel und die Erhaltung von deren Vermögen sei feierlicher und fester, denn in irgend einem europäischen Lande, durch den zwölften Satz der eidsgenössischen Bundesverfassung gewährleistet.

Andere hingegen nahmen sich der Neuerschienenen arglos an, voll gastfreundlicher Milde; oder aus herzlicher Frömmigkeit, welcher die Welt an heiligen Erweckungsmitteln nie Ueberfluß hat; oder als kräftige Vorfechter der römisch-apostolischen Kirche gegen die immer siegreicher werdenden Grundsätze des Jahrhunderts, kraft deren die menschliche Vernunft über den Glauben an die Worte der Kirche und ihrer Priester Recht begehrt; oder voll blinder Ehrfurcht gegen die kirchlichen Verfügungen des heiligen Vaters zu Rom.

Noch Andere, vom politischen Parteigeist erhitzt, wandten sich den Jesuiten zu, um vermittelst derselben und deren künftigen Einflusses auf die gerngläubige Volksmenge, sich eines starken Gegengewichts zu versichern gegen die politischen Widersacher. Ihnen schien die Hierarchie,

Digitized by Google

und Roms Einfluß für das Vaterland nicht so bedenklich, als Einsicht, Grundsätze und Beredsamkeit von Männern, die mit dem, ihnen furchtbaren, Geist der Zeit fortgeschritten waren. Denn in diesem Geist der Zeit, in der Aufklärung des Volks, in der Abstreifung mancher nützlichen Vorurtheile glaubten sie mehr, als in den Mängeln der öffentlichen Verfassung, die Ursache von den Staatsumwälzungen der vergangenen Jahrzehende und die Unglücksfälle ihrer eigenen Familien zu entdecken. Diese Familien in aristokratischen Kantonen, ausschließlich zum Regieren einst berechtigt und geboren, durch die Staatsumwälzung von ihren Stühlen gestürzt, endlich wieder zum Theil, während des Zuges der gegen Frankreich verbündeten Mächte durch die Schweiz, der Herrschaft wieder Meister geworden, zweifelten nicht, daß nur völlige Rückkehr in die alte Ordnung der Dinge die alte Ordnung selbst und ihre eigenen Familienrechte am stärksten befestigen müsse. Zur Rückkehr der regimentsfähigen Geschlechter in die alte Sicherheit ihrer Privilegien, Vorzüge, Einnahmen und Ehren war die Rückkehr des Volks in die alte Unterthänigkeit, Furcht und Unkunde nothwendig. Derowegen wurden sie stille oder laute Widersacher der vielen und durchgreifenden Verbesserungen des Schulwesens. Daher waren ihnen die Pestalozzi's, die Fellenberge verhaßt, und die Zeitungen, und die Volksblätter und alle Freunde freisinniger Grundsätze. Uebung, Herkommen und Gewohnheit sollten das Recht begründen, der Wahrheit gleichstehen, und jeden Gedanken des Bessern entbehrlich machen. Man bedauerte oder schalt selbst jene erleuchteten Fürsten als Verblendete oder Thoren, welche einen Pestalozzi ehren und dessen Verbesserungen des öffentlichen Volksunterrichts für ihre Staaten vortheilhaft finden konnten. Man hielt selbst die einheimischen Geistlichen nicht alle mehr für vollkommen unbefleckt und rein vom Geist der Zeit, und wünschte lieber Fremdlinge ins Land zu ziehen, welche sich den Absichten der politischen Restauratoren gefälliger anschmiegen. Dazu schienen, in mehr als einer Hinsicht, die Jesuiten am meisten geeignet, welche in der Aufklärung der Fürsten und Nationen die Ursache vom frühern Sturz ihres Ordens beseufzt hatten.

Unter solchen Verhältnissen ward diesen der Weg in das Innere einiger Schweizerkantone leicht. Wie sich die Ligorianer denselben in den Kanton Freiburg angebahnt haben, ist schon ausführlicher in diesen Blättern erzählt worden*).

Am meisten Hoffnung schien den Jesuiten im Kanton Solothurn zu leuchten, wo einige Glieder des Staatsrathes mit lebendigem Eifer ihre Schutzredner wurden. Die gewöhnlichen Mittel wurden in's Werk gesetzt, jene dort siegreich zu machen. Aber in der Hauptstadt, wie in den Gemeinden des Landes herrschten schon zu helle Ansichten der Zeit und ihres Bedürfnisses. Auch eine große Zahl der Pfarrgeistlichen und öffentlichen Lehrer, nicht minder vaterländischen, als frommen Sinnes, widersprachen der Einführung von Fremdlingen, welche das Interesse

*) Ueberlieferungen, Jahrg. 1813. S. 147 ff.

Digitized by Google

ihres Ordens höher achteten, als das Interesse und die Ruhe eines Staates, an welchen sie durch keine engere Bande geknüpft waren.

Daher geschah es, als dem großen, gesetzgebenden Rath zu Solothurn im Jahr 1817 der Antrag zur förmlichen Wiederaufnahme der Jesuiten gethan ward, daß dieser Antrag nicht nur völlig verworfen, sondern selbst hinzugefügt ward, daß er unter keiner Gestalt wieder erneuert werden solle. Inzwischen verweigerte man doch nachmals einzelnen Gemeinden nicht, jesuitische Missionarien bei sich zu empfangen.

Ein entscheidenderer Sieg ward von den Jesuiten im Kanton Freiburg errungen. In der Hauptstadt dieses kleinen, von etwa 70,000 Seelen bevölkerten Freistaates war schon lange stiller Kampf zwischen denen bemerkbar gewesen, welche das alterthümliche Wesen, wie gut oder schlecht es gewesen sein mochte, in Schutz nahmen und wieder zu Ehren bringen wollten, und denen, welche als Genossen höherer Bildung, den bessern Stiftungen des Zeitalters nicht fremd bleiben wollten. Die Verschiedenheit der Ansichten und die beständigen Reibungen beider Parteien machten eine Vereinigung unmöglich und die Gesinnungen spröder. Beide, das Vaterland mit gleicher Liebe ehrend, klagten sich gegenseitig als Beförderer von dessen Unglück an. Jene schalten diese, daß sie sich weigerten, zur Wiederherstellung all der ehrwürdigen Dinge Hand zu bieten, durch welche Freiburg Jahrhunderte lang bestanden habe, und vielmehr Neuerungen begünstigten und Grundsätze, deren Frucht die Auflösung und der Verfall der alten Verfassung gewesen. Diese hinwieder schalten jene, nicht durch das Unglück vergangener Jahre weiser geworden zu sein, sondern vielmehr eifriger, dasjenige zu erneuern, wodurch das Vergangene nothwendig vergehen mußte. Freiburg könne sich nicht, wie ein europäisches China, vereinzeln, und von den Fortschritten der Menschheit in Verfassungen, Gesetzen, Einrichtungen und Erkenntnissen unabhängig bleiben. Jeder Versuch dahin müsse nothwendig ein Mißverhältniß zwischen den Anstalten der Regierenden und der Bildungsstufe der Regierten herbeiführen, welches früh oder spät das allgemeine Unglück zur Folge haben werde.

In diesem Streit der Meinungen, mit welchem sich, wie immer, bald persönliche Gehässigkeiten, Privatabsichten und Familieninteressen vermischten, hatten die Ligorianer festern Fuß gewonnen, und ihren Gönnern dankbar das Wort gesprochen. Man verdächtigte sich gegenseitig, und arbeitete heimlich einander auf jedem Schritt entgegen. Man verlangte von der einen Seite freie Entfaltung geistiger Selbstthätigkeit im Volke; von der andern Seite nur blinden, stummen Glauben und schweigenden Gehorsam durch ihn. Man tadelte selbst die Bemühungen eines der erleuchtersten Männer von Freiburg, des Pater Girard, um Veredlung des öffentlichen Unterrichts in den Anfangsschulen. Dieser Geistliche, dessen Tugenden, Einsichten und gemeinnützige Bestrebungen von der ganzen Schweiz mit Hochachtung genannt wurden, hatte in die Anfangsschulen von Freiburg die Bell-Lancastersche Unterweisungsart eingeführt. Was in andern Freistaaten, wie in Monarchien, ihm zum Ruhm und Verdienst gerechnet worden wäre, galt ihm in Freiburg bald zum lauten Vorwurf. Man klagte: „er führe den Unter-

richt der Jugend viel zu weit vor; führe die untern Stände zu Kenntnissen, die ihrer künftigen Bestimmung nicht angemessen wären. Damit werde nur der Unterschied der Stände im Freistaat aufgelöset, ja wohl gar der Umsturz der ganzen bürgerlichen Gesellschaft befordert."

Wie unglaublich es sein mag, daß eine solche Denkart in der Mitte unsers Welttheils, in der Mitte eines Landes, welches den Namen der Freiheit an der Spitze seiner Verfassung trägt, Platz gefunden habe, ist daran doch um so minder zu zweifeln, weil der ehrwürdige Girard sich sogar genöthigt sah, deswegen in einer öffentlichen Rede vor den Mitbürgern seine Vertheidigung zu übernehmen. Diese Rede, bei Gelegenheit der Preis-Vertheilung in den Schulen, kurz vor Wiedereinführung der Jesuiten gehalten, erschien auch im Druck.

Am 15. Herbstmonds 1818 ward der große Rath ausserordentlich versammelt, und durch ihn die Wiedereinführung der Jesuiten in diese Republik durch eine unerhebliche Mehrheit der Stimmen gesetzlich entschieden. Dies Ereigniß, welches die eine Partei als den glänzendsten Sieg ihrer Sache pries, indem sie unverhalen erklärte, „daß sie den römisch-katholischen, apostolischen Stuhl als ihren Leitstern ansehe"; die andere Partei, als ein öffentliches Unglück des Vaterlandes, beklagte, erregte in der übrigen Eidsgenossenschaft Erstaunen und Bedauern, selbst bei denen, welche den Jesuiten im Herzen nicht ungeneigt waren. Denn wie wichtig immerhin des Ordens Wiederherstellung, als Zweck oder Werkzeug betrachtet, scheinen mochte, ward doch wichtiger, als er, von jedem unbefangenen Eidsgenossen die innere Ruhe und Eintracht jenes bundesverwandten Staates geachtet. Diese aber war von dem Augenblick an verschwunden.

Es erschien, eilf Tage nach jenem Beschluß, eine von sechs Gliedern des Freiburgischen Staatsrathes unterzeichnete Erklärung, deren Inhalt, in der ganzen Schweiz verbreitet, zur Erorterung des Ganzes dieses Geschäftes zu wichtig ist, um hier übergangen zu werden.

Die am 15. Herbstmonats beschlossene Aufnahme des Jesuitenordens im Kanton Freiburg, heißt es darin: ist ein Ereigniß von so auffallender Art, es ist so geeignet, beim Auslande Befremden und im Innern des eidsgenössischen Vereins Besorgnisse zu erregen, daß die Unterzeichneten ihrer Stellung und ihrer Ehre schuldig zu sein glaubten, öffentlich und feierlich zu erklären, daß sie an jenem Entschlusse nicht allein keinen Antheil gehabt, sondern mit dem die Minorität bildenden Theil des großen Rathes standhaft und mit aller Kraft der Vernunftschlusse (wenn auch mit der schonendsten Mäßigung gegen Andersdenkende) gesucht haben, die unüberlegte Handlung zu entfernen. Dieser Erklärung wird eine bündige und treue Notiz über den Gang dieser wichtigen Angelegenheit und über die Ansichten, die der Ueberzeugung der Minderheit zum Grunde lagen, beigefügt.

Schon am Ende des Brachmonats war bei der damaligen ordentlichen Sommersitzung von einem Mitglied des großen Raths der Anzug zur Einführung der Jesuiten gemacht, und dieser der reifern Prüfung des Staatsraths — einer aus dem Amtsschultheißen und zwölf Räthen zusammengesetzten Regierungsbehörde, welcher das Initiativrecht bei allen Geschäften zusteht —

Digitized by Google

überwiesen worden. Der Staatsrath reichte hierauf ein umständliches, reif durchdachtes Gutachten ein, worin das Unzeitige und Unkluge dieses Vorhabens auf eine unumstößliche Weise dargethan war. Auf diesen Bericht hin ward, nach einer mehr als sechsstündigen Diskussion, jener Anzug, nach Vorschrift der konstitutionellen Formen, verworfen; und man durfte hoffen, der Gegenstand würde, wenigstens auf geraume Zeit, beseitigt sein.

Kaum waren aber acht Wochen seit jener in einer ordentlichen Sitzung statt gehabten verfassungsmäßigen Beseitigung des Geschäfts verstrichen, als am 17. August bei einer Freiensitzung des Staatsraths, von welchem zwei Mitglieder, das eine Gesundheits-, das andere von Amtswegen, abwesend waren, ein Mitglied desselben, plötzlich und ganz unversehen, einen in zehn Artikeln abgefaßten, die Einführung der Jesuiten zum Gegenstand habenden Dekretsvorschlag an den großen Rath aus der Tasche langte, solchen verlas, und binnen weniger denn zwanzig Minuten der Vorschlag in seinem ganzen Inhalt genehmigt ward. Dem doppelten Wunsche der Minorität, es möchte erstere Prüfung des neuen unerwarteten Antrags eintreten oder wenigstens doch derselbe artikelweise behandelt werden, wurde keine Rechnung getragen.

Eine ausserordentliche Versammlung des großen Raths, welche nach der Verfassung bloß bei dringenden Geschäften statt finden soll, wurde auf den 15. Herbstmonats ausgeschrieben.

Nun war Alles in Bewegung, um die Gemüther zu stimmen und Anhänger zu werben. Kein Mittel blieb unversucht. Die Verleumdung war dabei eine rüstige und thätige Gehilfin. Geachtete Staatsmänner, die sich in den vorigen Sitzungen wider die Jesuiten-Annahme ausgesprochen hatten, wurden als Feinde der Religion angeschwärzt, und ihnen Plane zum Umsturze des Glaubens der Väter angedichtet. Nun galten vernünftige Worte nicht mehr; Mißtrauen benahm ihnen alle Wirkung.

Mit tiefem Bedauren sah die Minorität das nahe Gelingen eines Entwurfs, dessen verderbliche Folgen für den Glückszustand ihres Kantons, und vielleicht des schweizerischen Vaterlandes, sich ihr in ihrem ganzen Umfange darstellten. Sie versäumte nichts, um den durch geheimes Einwirken von aussen und durch verschleierte Absichten von innen ausgebreiteten Dunstkreis zu zerstreuen, und ihre Vorstellungen griffen zunächst in die wesentlichsten und theuersten Verhältnisse des eigenen Gemeinwesens ein. Von der höchsten Wichtigkeit sei für den Staat, und unter die ersten Pflichten einer Regierung gehöre unstreitig die selbsteigene unmittelbare Leitung des öffentlichen Unterrichts. Diese Pflicht werde der Regierung von Freiburg durch ein positives Staatsgesetz aufgebunden. Unverträglich mit ihrer Erfüllung sei überhaupt die Uebertragung der höheren wissenschaftlichen Bildung an irgend eine geistliche Korporation, am wenigsten aber an eine solche, deren unablässiges Streben nach Unabhängigkeit und deren gefährlichen Einfluß für Religion und Ruhe der Staaten die Geschichte beurkundet.

Wenn man aber auch hierüber den Schleier werfen und sich bloß der Verdienste der alten Jesuiten um die Erziehung erinnern wollte, so sei unter den Verhältnissen des gegenwärtigen Zeitalters ihr Wiederaufleben in dem ehevorigen Glanze und zu der umfassenden Bestimmung,

Digitized by Google

die Erzieher der katholischen Welt zu werden, eine offenbare Unmöglichkeit. Würde auch diese Wahrheit bezweifelt, so geböte doch Klugheit, abzuwarten, bis im deutschen Vaterlande ein bedeutender, Erfolg versprechender Anfang zu jenen ausgebreiteten musterhaften Anstalten vorhanden wäre, die bei den ehemaligen Jesuiten die Pflanzschule tüchtiger Lehrer gewesen. Als solche könnten die in einigen Orten Italiens und Spaniens errichteten Häuser der neu entstandenen Gesellschaft wohl nicht angesehen werden, und eben so wenig der aus Fremden von allen Weltgegenden zusammengesetzte Verein im Wallis, deren Geist, Sitten und Grundsätze gewiß für unsere Schweizernation nicht passen. — Auffallenden, unerklärlichen Leichtsinn verrathe es übrigens, daß über jene Männer im Wallis, die man zur Bildung der Grundlage des neuen Jesuitenhauses in Freiburg einberufen will, nicht einmal die geringste amtliche und zuverlässige Kunde eingeholt worden.

Solchen Unbekannten nun den höhern wissenschaftlichen Unterricht, die Bildung der jungen Staats- und Religionsdiener — das Wichtigste im Staate — unbedingt preisgeben; ihnen ein dem öffentlichen Unterricht ausschließlich gewidmetes Staatsvermögen von beinahe einer Million, ohne irgend eine Gewähr für die Erfüllung des Zweckes, zu überhändigen; das Bestehende zerstören, was doch durch weise, einsichtvolle Einwirkung der Regierung auf eine so vortheilhafte Art für Stadt und Land vervollkommnet, und so leicht zu einer höhern Lehranstalt, im ausgedehntern Sinne, gebracht werden könnte; sich sogar hierzu alle Möglichkeit benehmen: ein solches Vorhaben sei wahrhaft eine beispiellose Verkennung aller Vorschriften der Klugheit und der Pflicht.

Betrachtungen von so wichtigem Belange, in ihren verschiedenen Beziehungen entwickelt, und mit aller Mäßigung vorgetragen, fanden keinen Eingang.

Die Hauptmittel, die ihnen entgegengesetzt wurden, waren übertriebene Lobeserhebungen der ehemaligen Jesuiten, heftige und in persönliche Beziehungen ausartende Deklamationen wider die Philosophen, die vorgeblich in jenen die Hauptstütze des Thrones und des Altars gestürzt, und sich heute ihrem Wiederaufkommen widersetzen, und dann die, die Geschichte Lügen strafende, Behauptung, ohne ihre Wieder-Einführung sei für Religion und Staat kein dauerhafter Bestand; nebenbei Anpreisung einer einförmigen Lehrmethode, und bitterer Tadel über die Vergebung der Lehrstühle durch Konkurs u. s. w.

Bei der entscheidenden Berathung am 15. Herbstmonats trug die Minorität des großen Raths, achtundvierzig an der Zahl, auf nähere und reifere Prüfung des Geschäfts an. Dies Begehren, das sich schon durch die einzige Rücksicht der großen Wichtigkeit des Gegenstandes empfahl, rechtfertigte noch ganz besonders ein am gleichen Morgen angelangtes und der Versammlung vorgelegtes Schreiben des hohen Vororts Bern, welcher, ohne sich eine amtliche Einwirkung anzumaßen, ganz in der Sprache traulicher Freundschaft und mit dem edelsten Zartgefühl seine Empfindungen über den bevorstehenden Entscheid ausdrückte, auf die unzuberechnenden Folgen desselben, unter den Rücksichten des höhern vaterländischen Staatsinteresse, aufmerksam machte, und den Stand Freiburg inständig ersuchte, „einen Entschluß nicht zu

Digitized by Google

übereilen, der gewiß bei den Nachbarn Befremden, so wie bei der großen Zahl unserer Mitstände tiefes Bedauern und lebhafte Besorgniß erregen würde."

Allein fruchtlos erklang auch von so ehrwürdiger Seite die Stimme der Vernunft. Sie fand kein Gehör, und der bescheidene Wunsch einer bedeutenden Minorität, um nähere Untersuchung, ward von Handen gewiesen. Ja, man wagte es sogar, den äusserst verbindlichen und wohlwollenden Schritt der Bundesbehörde, die brüderliche Theilnahme des alten treuen Mitstandes, in ein schiefes, gehässiges Licht zu stellen. Auf solche Art ward jeder Schein des Anstandes, jede Mäßigung, bei Seite gelegt.

Sogleich erfolgte der unselige Beschluß, der das Herz jedes sorgsamen Hausvaters, jedes Vaterlandsfreundes mit Trauer erfüllt, der eine wesentliche Bestimmung der Staatsgesetzgebung verletzt, und zerstörend auf die Hoffnungen der Gegenwart und der Zukunft wirken wird. Unter dem so oft mißbrauchten Schleier der Religion wurde die That begangen. Welche Absichten aber die Beförderer derselben geleitet, mag jeder Hellsehende sich leicht erklären und die nahe Zukunft dem Kurzsichtigen enthüllen. Indessen ist die nächste unter den vielen Folgen dieses Ereignisses, und gewiß nicht die weniger bedauernswürdige, schon eingetroffen. Eintracht, dieser Grundstein aller öffentlichen Wohlfahrt, ist unwiederbringlich dahin.

Gegeben zu Freiburg, den 26 Herbstmonats 1818.

K. J. Werro, Altschultheiß.
Johann v. Montenach, Staatsrath.
Philipp Rämy, Staatsrath.
Joseph Fegely, Staatsrath.
Joh. Mäder, Staatsrath.
K. Schaller, Staatsrath.

Kaum kann ein schrecklicheres Wort über den Frieden eines Landes ausgesprochen werden, als wenn die eine Hälfte der vollziehenden Gewalt in der Regierung selbst öffentlich erklärt: Eintracht, dieser Grundstein aller öffentlichen Wohlfahrt, ist unwiederbringlich dahin. Und man muß die Fassung und den Muth der Jesuiten bewundern, deren Frömmigkeit sich recht wohl in dem Unheil zu finden weiß, welches ihr erster Eintritt in einem Lande stiftet, dem sie nicht angehören, und in welchem ihr Treiben öffentlich vor den Stellvertretern des Volks*) mit so wenig schmeichelnden Zügen dargestellt ward.

*) Wie in der Sitzung des großen Rathes durch Hrn. Alexander Stuz geschah, als er sagte: „Sollte es mit den ersten und höchsten Pflichten der Regierung verträglich sein, daß sie sich die Hände binden lasse, und Ausländern die einzige höhere Unterrichtsanstalt, die wir besitzen, übergebe, ehe auch nur der Erziehungsrath ihren Unterrichtsplan gesehen und geprüft hat? Und was will man von den neuen Jesuiten im Wallis, um die es sich allein handeln kann und allein auch handelt, erwarten? Sie waren Anfangs Schüler des fanatischen Baccanari, und nach Aufhebung seines Instituts haben sie dasselbe eine Zeit lang unter dem Namen der Väter des Glaubens fortgesetzt, bis sie dann vor etwa zwei Jahren Statuten und Ordenskleid des h. Ignaz annahmen. Es befindet sich unter ihnen nicht ein einziger durch Talente bekannter Mann, von

Indem man die ganze Zusammenkettung der kirchlichen Bewegungen in der Schweiz übersieht, kann man sich nicht enthalten, das Beharrliche und Folgerechte in den Entwürfen Roms, oder wenn diese nicht vorhanden wären, die planmäßigscheinenden Spiele des Zufalls zu Gunsten eines neuen hierarchischen Netzes anzustaunen, welches über den katholischen Theil der Schweizer sich auszuspannen beginnt. Viele der letztern, mit ganzer Aufmerksamkeit nur den ihnen nächstliegenden Punkt beachtend, und ohne Uebersicht im Großen; oder zu gutmüthig, Kunst zu argwohnen, wo die Natur spielt, sehen, was da kommt, leichtmüthig an, und können sich nicht überreden, daß das, was sie zum Gewinn der Selbstständigkeit in kirchlichen Angelegenheiten begannen, mit vollendeter Abhängigkeit von der römischen Curie enden dürfte. — Andere

---

dem für die Verbesserung des Unterrichtswesens etwas zu hoffen wäre; kein einziger, der selbst im Wallis, wo doch alles Wissenschaftliche so weit im Rückstande ist, auch nur einigermaßen ausgezeichnet wäre. Was soll uns die Vereinbarung mit den zwei ärmlichen und dürftigen Häusern im Wallis frommen? Daß geistliche und weltliche Behörden daselbst sie wünschen, begreife ich gar gut; nicht aber, wie wir dazu kommen sollten, dieselbe zu verlangen.

„Das Haus, sagt man, soll unter dem Ordinariat stehen. Allein was heißt dies? Freilich wird es, gleich allen andern auch den unabhängigsten Klöstern, unter dem Ordinariat stehen, so weit sich's um die Polizei des Hauses, den äusserlichen Kultus u. s. w. handelt; dagegen ist die Unabhängigkeit der Glieder des Ordens ein wesentlicher Theil seiner Statuten, welcher ausdrücklich in der Bulle der neuen Institution ausgesprochen wird, und gegen den auch vormals alle Einsprüche vergebens waren, weil der römische Hof darauf in der That seine Herrscherplane gründet.

„Inzwischen ist es gar nicht meine Absicht, als Gegner und Feind der Jesuiten aufzutreten; ich wünsche nur, daß man sich nicht übereile. Auch unsere Väter haben vierzig Jahre gewartet, ehe sie die Jesuiten aufnahmen, und dennoch blieben ihre Erwartungen zum Theil wenigstens unerfüllt; indem nicht nur unser Kollegium öfters, auch in den letzten Zeiten, mit sehr schwachen Professoren besetzt war, sondern der frühere Schulherrnplan von 1577 offenbar besser gewesen ist, als der, den die Jesuiten, allzusehr auf ihre eigene Bequemlichkeit berechnet, einführten. Sei dem übrigens, wie ihm wolle, ich bitte nur, daß man über die neuen Jesuiten erst einige Erfahrungen sammeln lasse; dies ist aber nur in größern Staaten möglich, wo man neben den bestehenden Einrichtungen Versuche im Kleinen anstellen kann, während wir den fremden Ankömmlingen sogleich Alles, was wir haben, übergeben müßten. Die Zeugnisse aus dem Wallis, welche uns vorgelegt werden, sind kein Ersatz für jene Erfahrungen, welche ich abzuwarten bitte. Es verdienen dieselben wenig Beachtung, weil sie einerseits erbettelt sind, und wir auch wohl aus eigener Erfahrung den Werth solcher Zeugnisse kennen, und weil anderseits jene, die sie ausstellten, parteiisch sind, indem eine Vereinbarung ihrer dürftigen Einrichtungen mit unserer schönen Anstalt ihnen großen Vortheil bringen müßte. Ich habe bei achtungswürdigen Personen im Wallis Erkundigungen eingezogen, die nichts weniger als günstig für die Empfohlenen und für den unter ihnen herrschenden Geist lauten. Sie mengen sich, heißt es, in Alles; Regierungen, Haushaltungen, Geistlichkeit, Klöster, über Alles wollen sie den Meister spielen. Vorzüglich aber verkleinern sie, was nicht zu ihnen gehört; ihr Hauptmittel, um sich Anhänger zu verschaffen, bestehe darin, daß sie Alle, die ihnen nicht zugethan sind, für Ungläubige oder (um mich des Modenamens zu bedienen) für Philosophen erklären. Wir sollten diesen Geist noch sehr gut von den ausgewanderten französischen Priestern her kennen. — Ich will indeß diese Anzeigen, die ich selbst zu erwahren nicht im Fall war, keineswegs zur Grundlage eines unbedingten Verwerfungsurtheils machen, und noch weniger dasjenige Allen Schuld geben, was vielleicht mit Recht nur Einzelnen zum Vorwurf gemacht wird; aber offenbar ist, daß wir vorerst noch mancherlei Erkundigungen einziehen und Erfahrungen sammeln müssen, ehe wir mit gutem Gewissen zu dem Band bieten können, was uns heute angetragen wird."

Digitized by Google

hinwieder machen kein Hehl daraus, predigen es im Volk, wie es dann in Unterwalden laut ausgesprochen ward: Soll das Volk frei bleiben oder freier werden, muß man den Herrn am Staatsruder nicht zu großen Einfluß auf Bischofswahlen, Domkapitel und andere ähnliche Kirchendinge gestatten; damit wäre der Weg zum Despotismus geöffnet. Besser man stehe in Kirchensachen unmittelbar unter Rom, unter der Nunziatur oder unter von Rom gegebenen und geleiteten Bischöfen! Diese Sprache wird zum Volke mit Glück geführt, weil sie eben so sehr die Sprache der Frömmigkeit, als der Vaterlands- und Freiheitsliebe zu sein scheint; während sie die Wirksamkeit der Regierungen verdächtigt und schwächt, und den großen Haufen williger macht, diesseits der Alpen zu vollstrecken, was jenseits der Alpen Vortheil stiften kann.

Einige Lebensnachrichten von Ludwig Burkhard von Basel, einem der neuesten Bereiser des innern Afrika's.

Könige, Helden und Andere, mit dem zweideutigen Beinamen der „Großen" ausgeschmückte Männer haben wohl im Schauspiel der Weltgeschichte gewöhnlich die lärmendsten und geräuschvollsten Rollen gespielt; aber die größten, tiefwirkendsten, das Schicksal der Menschheit am meisten verwandelnden empfingen weit öfters Privatleute aus der Hand ihres Genius, welcher zugleich der Genius der Welt selbst ist. Was blieb denn von allem Getöse der Alexander, Cäsarn, Karle u. s. w. zuletzt übrig? Aber noch in unserer Zeit zeigt man die Lebensfrucht eines Moses, Sokrates, Muhamed, Luther, Copernicus, Columbus, Franklin u. dgl. m. Und noch ein Jahrtausend, und man wird sie noch zeigen.

Eine der rühmlichsten Bestrebungen großherziger Privatleute unsers Zeitalters war die Wiedereroberung Afrika's für die Wissenschaft, für die Menschheit. Aber dies verlorene Afrika, welches dem Zeitalter Herodots bekannter als uns war, liegt unter seiner glühenden Sonne verborgen mit allen seinen Wundern, und verschlossen dem Entschlossensten, als wär' es von einer unsichtbaren Zaubermacht eifersüchtig gehütet. Auch Burkhard von Basel starb, da er im Begriff war, die Schwellen des afrikanischen Innern zu überschreiten, und konnte weder seine Sehnsucht, noch die Erwartungen der europäischen, gebildetern Welt stillen. Es hatte dieser herrliche Schweizer das traurige Loos seiner Vorgänger; und doch war er nicht minder, denn sie alle, mit den erforderlichen Eigenschaften eines Welt-Entdeckers ausgerüstet.

So ging schon der muthige Friedrich Hornemann unter, der vom edeln Blumenbach in Göttingen dem Sir Joseph Banks empfohlen, von der afrikanischen Gesellschaft zu London erkoren, im Herbst 1797 Kairo erreichte. Es bleibt ein ehrenwerther Zug im Leben Napoleon Bonaparte's, daß dieser, da er Aegypten eroberte, und Hornemanns, des Deutschen, Anwesenheit und Bestimmung erfuhr, demselben sogleich nicht nur Schutz, Päße und Empfehlungen

Digitized by Google

gab, sondern auch aufs freigebigste Summen zur Unterstützung des großen Unternehmens anbot. Es ist bekannt, wie Hornemann im Herbst des Jahres 1799 mit einer Karavane nach Fezzan zog; nach zehn Tagereisen das Dörflein Ummesogeir an Felsenwänden erreichte, zwei Tage später die von ihrem Dattelreichthum berühmte Oase Siwah in der Wüste sah mit Ummebeda's Trümmern, vielleicht Trümmern vom Tempel des Jupiter Ammon. Durch Schiaca, Augita, Harutsch das Schwarze (der alten Mons ater) kam die Karavane durch die endlosen Ebenen des weißen Harutsch gen Temissa, an Fezzans Grenzen, und endlich nach vierundsiebenzigtägiger Reise in Murzuk, der fezzanischen Hauptstadt an. Von hier nach Tripoli machte Hornemann nur einen kurzen Abstecher. Schon im Jänner 1800 sah man ihn wieder zu Fezzan; von da reisete er mit einer Karavane im April nach Burnu, dem Hauptort der nomadischen Tibbu's ab. Und von da hörte man nichts Sicheres mehr über den muthigen Yussuph (unter diesem Namen reisete er). Daß man ihn im Brachmond 1803 in den Gebirgen von Kaschna gesehen, diese Sage eines mauritschen Kaufmanns, welche der britische Konsul zu Tripoli, Hr. Donogh, nach Europa sandte, belebte nur schwach die Hoffnung, den Wanderer wieder zu erblicken. Jetzt ist sie gänzlich erloschen. Es ist nur allzuwahrscheinlich, daß es Hornemann gewesen, von welchem der Bei von Fezzan dem Schiffshauptmann Smith vor Kurzem erzählte, daß vor siebenzehn Jahren ihn ein Engländer auf einem Zuge südwärts Fezzan begleitet habe, der an den Folgen eines Fiebers gestorben und zu Ancalas begraben sei.

Den Nachforschungen Smiths über Hornemanns Leben danken wir zufällig noch einige merkwürdige Angaben vom Innern Afrika's. Der Mameluk Reis, Bei von Fezzan, erzählte dem Schiffshauptmann nämlich: Er habe unlängst an der Spitze seines Kriegsvolks südwärts von Murzuk einen Streifzug durch Burnu gethan bis in ein weites Land, von schönen Negern bewohnt, mit denen er feindselig zusammentraf. Er drang inzwischen bis zu einem großen Fluß, welchen er Nil nannte, und der nach Osten strömt. Auf seiner Rückkehr sei er zu den Trümmern einer unbekannten großen Stadt gekommen, deren zusammengestürzte, weitläuftige Paläste so voller Bildsäulen gewesen, als wenn sie von denselben bewohnt wäre. Diese Nachricht reizte Smiths Neugier in so hohem Grade, daß er sich ohne anders entschloß, die Stadt in der Wüste selbst zu sehen. Man nannte sie Ghirza oder Raz Sim.

Am 28. Hornung 1816 verließ Smith, begleitet von Janitscharen, die ihm der Bei als Schutzwache mitgab, Tripoli; am 3. März kam er nach Benulyt. Hier schon vernahm er von der „versteinerten Stadt" und wie er darin eine Menge von Männern, Weibern, Kindern finden würde, zwischen Pferden, Tigern, Kameelen, Straußen, Hunden, alle steinern, durch den Spruch des Schicksals über die sündige Stadt. Durch eine traurige bergige Gegend kam Smith nach Zemzem, ohngefähr drei bis vier englische Meilen von Ghirza. Und als er auf der berühmten Stelle anlangte, fand er seine Erwartungen gänzlich betrogen: nur einige übelgebaute Häuser am Bruch eines Felshügels; nicht weit davon eine Anzahl Grabmäler in schlechtem Geschmack gebaut mit unförmlichen Säulen, plumpen Knaufen und Friesen und

Digitized by Google

Gebälken; überladen mit elenden Darstellungen in erhabener Arbeit von Kriegern, Frauen, Hunden, Kameelen und andern Thieren, alles Zeugen rohen Anfangs der Bildhauerei. — Das also war die todte Stadt mit den versteinerten Muselmännern! und das ist ohne Zweifel auch das Nassim, von welchem unser heutiger bester deutscher Erdbeschreiber, der fleißige Dr. Stein zu Berlin, den Beisatz gibt: „mit versteinertem Holz und Felsen.*)“

Nachdem alle Hoffnung auf Hornemann erloschen war, erboten sich der afrikanischen Gesellschaft zween junge Männer zu Entdeckungsreisen. Der eine, Namens Fitzgerald, wollte vom Vorgebirg der guten Hoffnung ausgehen. Aber sein Antrag ward verworfen. Der andere, Namens Nicholls, wurde hingegen nach Kalabari, im Meerbusen von Benin, an der Sklavenküste, geschickt, um in die Fußstapfen des verschwundenen Mungo Park zum Niger zu gelangen. Nicholls kam im Jänner 1805 in Kalabari an, wo er von den Menschen, die aus dem Innern des Landes kamen, erfuhr, daß der Fluß Kalabar nicht weit hinauf schiffbar, sondern häufig durch Fälle unterbrochen und wildreissend sei. Nicholls war im Begriff, sich in die Wildnisse hineinzubegeben, als ihn das Fieber der Gegend befiel und hinwegraffte.

Nach diesem machte sich wieder ein Deutscher auf, das gefährliche Abentheuer zu bestehen; es war Herr Röntgen von Neuwied, ein trefflicher Jüngling. Er hatte sich schon zu Göttingen ziemlich in Allem vorbereitet, was zum Gelingen seines Wagstücks führen konnte. Wie zart und schwächlich auch beim ersten Anblick seine Leibesgestalt schien, hatte er sich doch durch mannigfache Entbehrungen und Anstrengungen zu dem großen Werk abgehärtet, dem er in jugendlicher Begeisterung sein Leben weihen wollte. Er hatte sich selbst im Entbehren gewöhnlicher Lebensmittel, und seinen Hunger mit Insekten zu stillen geübt. Auf einer Fußreise durch Deutschland und in die Schweizeralpen, da er bald unter freiem Himmel, bald in Ställen übernachtete, hatte er den Versuch gemacht, sich der europäischen Bequemlichkeit zu entwöhnen. Auf dieser Reise war es, da der hoffnungsvolle Jüngling einige Tage bei dem Herausgeber dieser Zeitschrift verweilte, und mit demselben im Geiste die unbekannte Welt durchschwärmte. Gern hätte dieser den Jüngling beredet, noch ein reiferes Alter (denn er hatte kaum zweiundzwanzig Jahre) zu erwarten, und bestimmtere Kenntniß in der Geognostik, Mineralogie und Botanik — besonders in Bezug auf die Tropenwelt — zu sammeln. Er war nicht zu halten. Mit einer Empfehlung von Blumenbach an Joseph Banks kam er nach England. Durch Unterschriften waren bald für ihn drittehalbhundert Pf. Sterling gesammelt, die ihm für den ersten Ausflug hinlänglich schienen.

Im Jahr 1811 reisete er nach Afrika. Hier ward ihm Mogador der Hauptort, wo er sich an Sprache, Sitte und Himmel des Welttheils gewöhnen wollte, um dann als Muselmann und Sherif (die Beschneidung hatte er überstanden) mit einer Karavane nach Tombuctu zu gehen. Er erreichte sein Ziel nicht, für das er nur allzuheftig entzündet war. Und sein

*) Dr. Chr. Gottfr. Dan. Steins vortreffliches Handbuch der Geographie und Statistik nach den neuesten Ansichten u. s. w. Dritte Ausg. 1817. 3r Bd. S. 295.

Digitized by Google

Glaube, es habe die Vorsehung eben seine Person erwählt und bestimmt, die Entdeckung Nordafrika's zu vollenden, trog ihn.

Man weiß sein Schicksal. Allzugutmüthig, allzubegeistert und allzuunvorsichtig ward er, wie in Europa, auch von Freunden in Afrika nicht vergebens gewarnt. Schon einmal hatte er sich den argwöhnischen Mauren verdächtig gemacht, als er auf der Reise beim ersten Anblick der Stadt Marokko und der hohen Bergkette des Atlas in so unmäßigen Jubel ausbrach, daß die Mauren, seine Reisegefährten, aus seinen Worten und Gebehrden schlossen, er sei toll geworden. Mit derselben Unvorsichtigkeit schloß er zu Mogador Bekanntschaft und Vertrauen mit einem gewissen Renegaten, der von deutschen Aeltern zu Yorkshire geboren, sich nach Afrika geabentheuert, den alten Glauben abgethan, und schon eine Wallfahrt nach Mekka gethan hatte. Diesen Landstreicher, den man selbst zu Mogador nicht genug kannte, nahm Röntgen in seinen Dienst und zum Begleiter. Mit dieser Uebereilung verband er die zweite, daß er sich auf gut Glück in's wüste Afrika hineinwagen wollte, ehe er die arabische Sprache vollkommen geläufig reden konnte, also von seinem Begleiter mehr oder weniger abhängig und den Mauren, als Fremdling, verdächtig werden mußte. — Genug, wider Rath, selbst wider Wissen seiner britischen Freunde zu Mogador, nur mit Ausnahme eines Einzigen, der ihn nicht mehr abhalten konnte, machte er sich auf, begleitet von seinem Renegaten und zwei Maulthieren mit Gepäck beladen. Dies bestand in zwei oder drei Haiks oder Wollendecken, einigen Handelswaaren, einem Arzneikästchen, einem Koran und arabischen Wörterbuch nebst wenigen mathematischen und astronomischen Werkzeugen. Röntgen hatte ausserdem ohngefähr 700 Dollars bei sich, die er theils selbst, theils sein Reisegefährte im Gürtel trug.

Einige Tage später kam Nachricht: man hab' ihn ermordet gefunden. In Mogador liefen verschiedene Muthmaßungen über den Mörder ein. Der allgemeinste Verdacht fiel auf den Renegaten. Der Kerl ward nachher nicht wiedergesehen. Man verhaftete zwar einen armen Araber späterhin in Marokko, der, um Salz zu kaufen, einige Sachen feilbot, die dem unglücklichen Röntgen gehört zu haben schienen; der Araber konnte aber, auch gefoltert, zu keinem aufklärenden Geständniß gebracht werden.

Wir wollen hier nichts von Legh's Wanderung durch Aegypten und Nubien, nichts von den unwillkührlichen Reisen des Neilli und Adams durch die Wüsten von Sahara, oder des Hauptmann Light Reise sagen, von der nächstens mehr gemeldet werden soll; nichts von dem Unglück des wackern Schiffshauptmanns Tukey auf der Zaire — es ist bekannt genug — sondern uns auf die Lebensanzeige des Schweizers Ludwig Burkhard von Basel beschränken, der wohl des dankbaren Gedächtnisses der Zeitgenossen und Nachkommen würdig ist, für die er sich opferte. — Sie sind aus dem Juniheft des Edinburger Quarterly Reviews dieses Jahres (1818) gehoben, und von einem achtungswürdigen Manne in Basel hin und wieder ergänzt und berichtigt.

H. Ludwig Burkhard, der jüngere Sohn aus einer der angesehensten Familien von Basel in der Schweiz, war zu Lausanne geboren, den 25. November 1784. Zu einer Zeit,

Digitized by Google

da Frankreichs Gewaltherrschaft der Jugend des Festlandes fast jeden Weg zur Auszeichnung, ausser dem Militärstand, verschlossen hatte, kam er, der diese Laufbahn nicht betreten wollte, nach England, mit einem Empfehlungsschreiben an Sir Joseph Banks versehen. Nach einem kurzen Aufenthalte in London bot er seine Dienste der afrikanischen Gesellschaft an. Das Resultat von Parks erstem Versuch belebte seine Hoffnung eines endlichen Erfolgs viel stärker, als das unglückliche Schicksal von Houghton, Hornemann und Ledyard solche daniederschlug. Mit dauerhafter Gesundheit, einem untadelhaften moralischen Karakter und einer guten Erziehung begabt, und fähig, seine Talente durch Anstrengung in jedem Fache, das zu seinem Unternehmen dienlich schien, zu vervollkommnen, wurde er alsobald in den Dienst der afrikanischen Gesellschaft aufgenommen, und erhielt von mehrern Seiten jede Unterstützung, welche die verschiedenen wissenschaftlichen Zweige, denen er seine Aufmerksamkeit geschenkt, nur immer erforderte.

Hr. Burkhard verließ England den 2. März 1809, schiffte nach Malta, und von da nach Aleppo, wo er den 6. Juli d. J. anlangte. Hier und zu Damask brachte er einen großen Theil der drei folgenden Jahre zu, während welcher er verschiedene Ausflüge nach dem Hauran und Lesgien machte, die Ruinen von Palmyra und Baalbek besuchte; einige Zeit unter den Turkomannen in den nördlichen Provinzen Syriens verlebte, und sich in der Kenntniß der Religion, Sitten und Sprache der muhamedanischen Araber vervollkommnete, indem er sich öfters und lange unter den Beduinen der Wüste aufhielt. Die Frucht seiner Nachforschungen in diesen Ländern, die er lediglich als vorbereitend zu seinem großen Entwurfe betrachtete, befindet sich gegenwärtig in den Händen der afrikanischen Gesellschaft, in Form von Tagebüchern, und von politischen, geographischen und statistischen Notizen.

Am 18. Juny 1812 reisete er von Damask nach Cairo, und indem er der gewöhnlichen Straße längs der Seeküste und durch die Wüste zwischen El Arisch und den Grenzen von Aegypten auswich, und in der Verkleidung des ärmsten Beduinen vom heiligen Land östlich des Jordans bei Szalt ins steinige Arabien und durch die große Wüste El Ty seinen Lauf richtete, kam er am 4. September nach Cairo, wo er die erste Gelegenheit, ins Innere von Afrika zu dringen, ergreifen wollte, die ihm die Abreise einer Fezzanischen oder Darfour-Karavane anbieten möchte.

Da er jedoch fand, daß dieses nicht sobald geschehen könnte, beschloß er in der Zwischenzeit, Aegypten und das Land oberhalb der Wasserfälle zu durchforschen, und war so im Stande, zwei sehr schwierige und denkwürdige Reisen ins alte Aethiopien zu vollbringen; die eine längs der Ufer des Nils, von Assouan nach Dar el Mahaß an den Grenzen von Dongola, in den Monaten Februar und März 1813, während welcher er viele Ueberreste alter ägyptischer und nubischer Baukunst, mit griechischen Inschriften, entdeckte, wie solche in den Tempeln von Philä vorkommen; die andere Reise vom März bis Juli des folgenden Jahres durch Nubien nach Suakim und Djedda. Die Beschreibung dieser Reise enthält die besten Angaben,

Digitized by Google

die man je in Europa über den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft, der Handlung, Manufakturen und Regierungsform dieser Wiege alter ägyptischer Weisheit erlangt hat.

Unsers Reisenden nächster Ausflug scheint von Cairo nach der Halbinsel von Arabien gewesen zu sein, um die heiligen Städte Mekka und Medina zu besuchen. In ersterer brachte er vier bis fünf Monate zu, indem er seine Bemerkungen unter dem Karakter eines mahomedanischen Hadie's oder Pilgrims in Sicherheit sammelte, unterstützt durch allen Vortheil einer vollkommenen Kenntniß der Religion, Sitten und Sprache der Einwohner, die er nunmehr erlangt hatte.

Sein Aufenthalt in diesem Theile des Ostens brachte ihn nothwendigerweise in Berührung mit den Wechabiten, und die afrikanische Gesellschaft hat von ihm, außer einer vollständigen Beschreibung von Mekka und von den frühern und spätern abergläubischen Begriffen, die in diesem Erdtheil herrschten, auch eine sehr ausführliche Darstellung von dem Ursprung und Fortgang jener ausserordentlichen Sekte von mahomedanischen Puritanern erhalten, die ihre ganze politische Geschichte umfaßt, von Gründung dieser Sekte vor fünfzig bis sechszig Jahren durch Abd el Wahab und Mohammed Ibn Saoud, bis zum Frieden zwischen Abdullah Ibn Saoud und Tooson Pascha von Seite Mahommeds Ali Pascha von Aegypten im Jahr 1815.

Hrn. Burkhards letzte Reise war von Cairo nach dem Berge Sinai und der östlichen Küste des rothen Meeres. Das Tagebuch dieser anziehenden Reise ist mit einer Menge geschichtlicher Bemerkungen über den frühern Zustand des Landes durchsäet und am Schlusse befindet sich eine Abhandlung über die Wanderungen der Israeliten nach ihrem Auszug aus dem Reiche Pharao's.

Wir vernehmen mit Vergnügen, daß ausser diesen Werken die Gesellschaft noch eine Menge Bemerkungen über das Innere von Afrika und mehrere Wörterbücher afrikanischer Sprachen Hrn. Burkhard verdankt, die dieser von den Eingebornen gesammelt, welche Aegypten während seines dortigen Aufenthalts besuchten.

Auch befindet sich dabei eine Reihe von neunhundert neunundneunzig arabischen Sprichwörtern in der Ursprache mit englischer Uebersetzung und Erklärung ihrer verschiedenen Anspielungen, und eine getreue und geistreiche Uebersetzung eines burlesken epischen Gedichtes in der Volks-Mundart von Cairo, dessen Hauptgegenstand ein Streit zwischen Wein und Bast ausmacht. Letzteres ist nämlich eine allgemeine Bezeichnung für alle berauschende Substanzen, die aus Hanfblumen und Opium bereitet und in Form von Pasten, Pillen oder Konfekt gebracht werden.

Das ist jedoch nur ein geringer Theil der Arbeiten dieses ausserordentlichen Menschen, dessen Vortrefflichkeit und Ausdauer ihm gewiß, bei längerm Leben, einen hohen Rang unter den berühmtesten Reisenden dieses oder irgend eines Zeitalters erworben hätten. In der That hat er Sammlungen hinterlassen, denen kaum ähnliche von irgend einem seiner Vorgänger

Digitized by Google

an die Seite zu ſtellen ſind, ſowohl in Rückſicht auf das Anziehende und Wichtige des Inhalts, und der Mannigfaltigkeit der Bemerkungen, als auch ſelbſt in Rückſicht auf Adel der Schreibart, obwohl in einer ihm fremden Sprache verfaßt.

Der letzte Bericht Burkhards iſt, wie wir hören, vom 25. März 1817, da der annähernde Sommer ihm die angenehme Ausſicht eröffnete, mit einer Karavane nach Murſuk abzureiſen, und einen Weg zu machen, den er ſchon lange als den zweckmäßigſten angeſehen, ihn zum Ziele zu führen, das ſchon ſeit mehrern Jahren die Aufgabe ſeines Lebens geweſen war.

Seine Gefühle bei dieſer Gelegenheit, die wir aus einem der letzten Briefe, der ihm zu ſchreiben vergönnt war, ausheben, konnen gegenwärtig nicht ohne die Empfindung des tiefſten Bedauerns betrachtet werden.

„Ich ſchreibe an Sir Joſeph Banks und wiederhole Ihnen, daß ich in ungeduldiger Erwartung einer Karavane nach Libien bin, und habe mich ſchon lange bereit gehalten, bei der erſten Nachricht aufzubrechen. Ich verlaſſe Aegypten nunmehr deſto lieber, da meine Tagebücher nicht mehr in einem unausgearbeiteten Zuſtande ſind, wie dies vor einem Jahre der Fall geweſen wäre, und auf meinen künftigen Reiſen wird mir der Gedanke nicht wenig Troſt gewähren, daß, welches auch mein Geſchick ſei, doch bereits einiger Nutzen aus meinen Nachforſchungen entſprungen iſt, und daß die Geſellſchaft bereits mehrere Tagebücher von mir beſitzt, die über neue und merkwürdige Länder Auskunft geben.“

So war die lebendige und wißbegierige Hoffnung, mit welcher ſich an die abreiſende Karavane anzuſchließen gedachte. — Aber die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen. Am 5. Oktober 1817 wurde er plötzlich von einem Durchfall ergriffen, welcher der Hilfe eines engliſchen Arztes ungeachtet, ihn am 15. des gleichen Monats allzufrüh der Welt entriß.

Keine Worte können beſſer die letzten Augenblicke dieſes beklagenswerthen jungen Mannes ſchildern, als ein Brief des engliſchen Generalkonſuls in Aegypten an den Sekretär der afrikaniſchen Geſellſchaft, von welchem folgendes der Auszug iſt:

„Ich habe die traurige Pflicht, Ihnen ſehr herzzerreiſſende Botſchaft mitzutheilen. Unſer theuere Reiſende und Freund, Sheik Ibrahim (ſo nannte ſich Burkhard) iſt nicht mehr. Er ſtarb letzten Mittwoch, nach einer Krankheit von zehn Tagen, an einer Dyſenterie, gegen welche die ganze Kunſt des Dr. Richardſon nichts vermochte. Dieſer Arzt, in Begleitung des Lord Belmore reiſend, befand ſich glücklicherweiſe gerade zu Anfang des Uebels gegenwärtig und beſorgte den Kranken mit großer Güte und unermüdetem Eifer während des ganzen Verlaufs des Leidens; der Doktor verſicherte mir, noch keinen Fall geſehen zu haben, wo die Natur ſo wenig Anſtrengung zur Beſſerung gemacht hätte. Die Krankheit ward unaufhaltſam ſchlimmer und ſchlimmer, bis das traurige Opfer ihrer Zerſtörung unterlag. Mittwoch Morgens war die Gefahr ſeiner Lage ſehr offenbar, und er ſelbſt fühlte ſo deutlich ſein herrannahendes Ende, daß er nach mir ſchicken ließ.“

„Sogleich begab ich mich zu ihm hinüber, und kann nicht beſchreiben, wie ſchrecklich die

Digitized by Google

Veränderung war, die in so kurzer Zeit mit ihm vorgegangen. Dienstags vor einer Woche war er noch in meinem Garten mit aller anscheinenden Gesundheit gelustwandelt, indem er mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit und Kraft sich unterredete. Gegenwärtig vermochte er kaum seine Worte auszusprechen, war von leichenblasser Farbe, mit kaltem klebrigen Schweiße bedeckt, und hatte die ganze todverkündende Unruhe eines Sterbenden; jedoch behielt er sein Bewußtsein vollkommen ungetrübt, war erstaunlich fest und gesammelt und bat mich, Feder und Papier zu nehmen, und niederzuschreiben, was er mir diktiren würde. Folgendes sind so zu sagen vollkommen seine eigenen Worte:"

„Sollte ich nunmehr sterben, so ersuche ich Sie, auf Hrn. Hamilton 250 Pf. Sterling zu ziehen, die mir die afrikanische Gesellschaft noch schuldig ist. Von diesen und demjenigen, was ich in den Händen des Hrn. Boghoz habe, nämlich 2000 Piaster, machen Sie folgende Vertheilung: Bezahlen Sie meinen Antheil an dem Memnonischen Kopf*). (Dieses wiederholte er nachher öfters, wahrscheinlich aus Furcht, ich möchte glauben, daß er schon genugsam dazu beigetragen hätte, wie ich früher geäussert.) Geben Sie 2000 Piaster dem Osman (einem Engländer, den ich auf Scheik Ibrahims besondere Fürbitte den Pascha vermocht hatte, freizulassen); 400 Piaster meinem Diener Shaharty. Mein Sklav und meine Sklavin, sammt allem, was ich noch im Hause besitze, welches nicht viel ist, sollen dem Osman zukommen."

„Senden Sie 1000 Piaster den Armen meiner Vaterstadt. Meine ganze Bibliothek, mit Ausnahme meiner europäischen Bücher, wünsche ich der Universität Cambridge zu schenken, unter der Aufsicht des Bibliothekars Dr. Clarke, auch mit Inbegriff derer, die sich in den Händen meines Freundes Sir Joseph Banks befinden. Meine europäischen Bücher vermache ich Ihnen, Hr. Salt. Aus meinen Schriften treffen Sie eine Wahl, die Ihnen dienlich scheint, und übersenden solche an Hrn. Hamilton für die afrikanische Gesellschaft. Es ist nichts darunter über Afrika. Ich wollte in zwei Monaten mit der Karavane aufbrechen, die von Mekka zurückkehrt, und nach Fezzan gehen, und von dort nach Tombuktu. Aber es ist anders beschlossen. — Meinen Freunden den herzlichsten Gruß." Dabei benannte er mehrere Personen, mit denen er vertrauten Umgang hatte. Dann schwieg er still und schien innerlich bewegt zu sein. Endlich sagte er mit großer Anstrengung: „Lassen Sie durch Hrn. Hamilton meine Mutter von meinem Tode benachrichtigen, und ihr sagen, daß meine letzten Gedanken immer bei Ihr gewesen sind. Seiner Mutter Namen wurde sichtbar von ihm einige Zeit zurückgehalten, als ob er sich nicht Kraft zugetraut hätte, solchen zu berühren. Auch lag in dem Ausdruck seines Gesichts, als er von seiner vorgehabten Reise sprach, ein deutlicher Kampf zwischen fehlgeschlagener Hoffnung und männlicher Ergebung."

„Vielleicht wurde wohl auf keinem Sterbebette weniger von der Schwachheit der menschlichen Natur gezeigt. Etwa ein Viertel vor zwölf Uhr in der Nacht verschied er ohne den geringsten

*) Ein kolossaler steinerner antiker Kopf, den Hr. Burkhard und der Generalkonsul auf gemeinschaftliche Unkosten nach England bringen ließen. Anmerkung des Uebersetzers.

Digitized by Google

Seufzer ohngefähr sechs Stunden nach obiger Unterredung. Sein Leichenbegängniß war, wie er selbst gewünscht, nach muhamedanischer Sitte, ganz dem angesehenen Range gemäß gehalten, den er in den Augen der Eingebornen besaß. Ich kann Ihnen versichern, daß sein Verlust mir ein harter Schlag gewesen ist. Ich bewunderte seine Talente, seine hohe Rechtschaffenheit, und seinen edeln unabhängigen Karakter, und da ich täglich Zeuge der ungemeinen Klugheit war, mit welcher er sich gegen die Eingebornen betrug, so hatte ich mir die günstigsten Hoffnungen zu dem endlichen Gelingen seines großen Unternehmens gemacht, welchem er sein ganzes Leben gewidmet hatte. Ich liebte ihn auch wegen seines guten Herzens, welches sich gegen Alle, die er im Unglück wußte, auf die freigebigste Weise offenbarte, wozu er bei seinem beschränkten Einkommen sich oft nicht bloß überflüssige, sondern auch wesentliche Lebensbedürfnisse versagen mußte. Seine Unterhaltung war überaus angenehm; ein lebhaftes Funkeln in den Augen, und ein mannigfaltiger Ausdruck in der Haltung, wenn er sich belebte, erweckten die wärmste Theilnahme in dem Geiste der Personen, an die seine Rede gerichtet war, und die Wärme und Kraft seiner Gesinnung und seines Ausdrucks erwiesen sattsam, daß er von Herzen sprach."

„Einen Menschen, der bloß eigener Zwecke wegen gegen die Interessen der menschlichen Gesellschaft handelte, verabscheute er so sehr, daß er von einem solchen nicht mit Geduld sprechen konnte."

„Täglich pflegte er mich in meinem Garten in den Nachmittagsstunden zwischen drei und sechs Uhr zu besuchen. Aber selten ließ er sich zum Mittagessen erbieten, da dieses seine gewohnte Lebensweise zu sehr störte. Ueber alle Maaßen war er besonders gegen Reisende, die Aegypten besuchten, gefällig. Er gab ihnen alle mögliche Anweisung über den besten Weg, den sie verfolgen müßten. Kaum eine Woche vor seinem Tode war er beschäftigt, Bücher für Lord Belmore anzukaufen, und fand darunter ein Exemplar des Antar's*) für Ihren Bruder, das sich gegenwärtig in meinen Händen befindet."

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Monge, der Stifter der polytechnischen Schule. — Die Kristallfabrik von Creusot.

Ein zahlreiches Begleit französischer und fremder, in Paris anwesender Gelehrten folgte am 1. August der Leiche des im zweiundsiebenzigsten Altersjahre verstorbenen berühmten Meßkünstlers Monge. Unter ihnen befanden sich vier Mitglieder des französischen Institutes, der Akademie der Wissenschaften: die Herren Bertholet, de la Place, Bose und Husard. Auf dem Friedhofe

*) Der Antar, ein episches Gedicht, über welches sich Hr. Burkhard in einem andern Briefe mit vielem Lobe äussert. Anmerk. des Uebers.

Digitized by Google

des Pater Lachaise, ehe der Sarg in die Erde versenkt ward, sprach sein Amtsgenosse und Freund Bertholet was folgt:

„Kaspar Monge, von dem wir, meine Herren, auf immer Abschied nehmen, ward am 10. Mai 1746 geboren. Das wissenschaftliche Lehramt betrat er in einem Alter, wo sonst die Jugend gewöhnlich erst noch zu lernen anfängt. Im sechszehnten Jahre ward ihm der Vortrag der Naturlehre bei den Priestern des Oratoriums in Lyon übergeben, und im neunzehnten ward er zum Professor der Mathematik und Physik an der königlichen Schule des Genieweſens in Mezieres ernannt. Unbefriedigt durch treue und segenreiche Erfüllung der Lehrerpflichten, nahm sein Geist höhern Schwung, und bald war der junge Professor, der Akademie der Wissenschaften durch mathematische und physikalische Entdeckungen bekannt geworden; er trat in ihre Mitte, und sein berühmter Name glänzt unter denen, die des Nachruhms am sichersten sind. Die Meßkunst schien in die höhern Bahnen der Spekulation gebannt; Monge beschäftigte sich vorzugsweise damit, sie auf die Künste anzuwenden, und dem gesellschaftlichen Leben nutzbar zu machen. Er ward gleichsam der Schöpfer einer neuen Wissenschaft, deren Zweck ist, Genauigkeit in die Handwerke überzutragen; er lernte die Anwendung der beschreibenden Meßkunst (géométrie déscriptive) auf die bildlichen Anordnungen, welche für die meisten Künste, so wie für die Erkenntniß der Bestandtheile jener Werkzeuge erforderlich sind, durch welche der Mensch die Kräfte der Natur zu seinen Zwecken anwendet.“

„Als nach Verfluß einer höchst unglücklichen Zeit Frankreich endlich auf die Herstellung deſſen, was rohe Barbarei zerstört hatte, Bedacht nahm, und eines aufgeklärten Jahrhunderts würdige Anstalten sich zu verschaffen strebte, ward glücklicherweise Monge über die Errichtung einer wissenschaftlichen Schule für Staatsdiener zur Leitung öffentlicher Arbeiten zu Rath gezogen. Seinen Bemühungen, seinen Arbeiten und seiner Vaterlandsliebe verdankt man vorzüglich jene polytechnische Schule, die ein Vorbild geworden ist, das allenthalben nachgeahmt wird, und aus dem eine so große Zahl Männer hervorgieng, die den Wissenschaften und dem Vaterland Ehre machen. O wenn ihr, die ihr einst dieser berühmten Schule angehörtet, um dies Grab euch versammeln könntet, wie gerne würdet ihr euern Schmerz dem unserigen beigesellen! Mit welch tief empfundener Rührung würdet ihr des Enthusiasmus gedenken, womit Monge euch für die Wissenschaften und für den Ruhm eures Landes beseelte, den ihr in weite Ferne verbreitet habt! Wo immer auch euer Aufenthalt sein mag, ihr beweinet den Edlen, der so Vieles zu euern Fortschritten beitrug und euch Dankbarkeit und Verehrung einflößte.“

„Seine Herzensgüte schuf das Glück seiner Familie, und sein eigenes verdankte er voraus einer geliebten Gattin, deren fester Muth und zärtliche Sorgfalt seinem durch Krankheit und Kummer bedrängtes Greisenalter zur freundlichen Stütze ward. Mit beklemmten Herzen lege ich auf dies Grab das letzte Zeugniß einer Freundschaft nieder, welche vierzig Jahre durch ungetrübt blieb, und die während der wenigen Tage, welche mir noch hienieden vergönnt sein mögen, meine Freude und mein Stolz bleiben wird.“

Digitized by Google

Am 9. August erliessen vierzig in Douay angestellte vormalige Zoglinge der polytechnischen Schule an Hr. Bertholet folgendes Schreiben:

„Herr Graf, Monge ist nicht mehr! Die polytechnische Schule hat ihren erlauchten Stifter verloren. Als Sie bedauerten, daß seine Zöglinge nicht mit ihnen auf seinem Grabe weinen konnten, haben sie dieselben richtig beurtheilt. Sie danken Ihrer beredten Freundschaft diesen Ruf des theilnehmenden Schmerzes. Aber wir ersuchen Sie, noch mehr zu thun! Geruhen Sie, Herr Graf, durch das Ansehen Ihres Namens und durch Ihren klugen Rath, den Wunsch, den wir ihnen vortragen, zu unterstützen, daß dem Stifter der Schule, welcher wir angehört zu haben uns zum Ruhme rechnen, ein Denkmal möge errichtet werden. Es sei einfach, wie der war, dessen Gedächtniß es ehren soll, und dauerhaft wie die Gefühle, welche es heischen.

Zu diesem Behuf schlagen vormalige Zöglinge der polytechnischen Schule die Eröffnung einer Unterzeichnung vor, welche gewiß sehr bald durch die Anschließung ihrer im Staatsdienste zerstreuten Mitgenossen vollständig sein wird. Sie alle werden sich erinnern, daß der berühmte Gelehrte, nicht zufrieden, seine Zeit dem Unterricht seiner Zöglinge zum Opfer zu bringen, auch seinen jährlichen Gehalt auf die Bezahlung der Tischgelder unbemittelter Schüler verwandt hat, und daß unter allen solchen Ehrenstellen, die er bekleidete, der Titel des Professors und Stifters der Schule ihm stets vorzugsweise lieb und theuer war.

Ihnen, Herr Graf, der Sie auf eine so würdige Weise die ausgezeichneten Eigenschaften des von uns beweinten Mannes darstellten, Ihnen, seinem Mitarbeiter und seinem Freunde, ziemt es, die Ausführung dieses Vorschlages zu leiten, indem sie unserm Wunsch die möglichste Offenkundigkeit geben und für unsere schwachen Beiträge einen Vereinigungspunkt bezeichnen.

Möge die Familie des Hrn. Monge uns verzeihen, wenn wir in ihre Rechte einzugreifen scheinen und möge sie uns gestatten, diesen letzten Zoll der Dankbarkeit dem Manne darzubringen, der uns gewöhnt hatte, in ihm einen Vater zu erblicken. — Wir haben die Ehre mit großer Hochachtung zu sein u. s. w.“

Die Antwort des Hrn. Bertholet lautet also: Meine Herren, ich theile Ihre Verehrung für den Freund, den wir verloren haben, und ich schätze mich glücklich, Ihr Beauftragter für das Denkmal zu sein, welches Ihre Dankbarkeit seinem Andenken errichten will. Die Unterzeichnungen können an den Notar Hrn. Bertrand, Rue Coquillière, Nr. 46. in Paris übersandt werden. Ich habe die Ehre u. s. w.

Die anfangs in Sevres errichtete Kristallfabrik ward kurz nachher wegen des dort allzutheuern Brennstoffes an ihre jetzige Stelle, wo dieser in Menge vorhanden ist, versetzt. Sie hieß ursprünglich die königliche Manufaktur der Kristallen der Königin, die sie gestiftet hatte, und ihr eine besondere Zuneigung schenkte. Monteenis, in deren Nähe die Anstalt sich befindet, und von der sie auch oft benannt wird, ist eine kleine fünf Stunden von Autun und neun von Chalons sur Saone gelegene Stadt, die am Ausgang des Granitfelsenasses, der dies Städtchen

Digitized by Google

von Beaune, Pomare und Volney trennt, aber auf einem Sekundarboden, welcher überaus große Steinkohlenlager enthält, erbaut ist. Am Fuße der Abhänge jenes Felsengebirgs befindet sich der Kanal du Centre, welcher die Saone mit der Loire verbindet, und demnach die Produkte der Gießerei, der Kristallmanufaktur und der Kohlenwerke, welche zusammen die Anstalt von Creusot bilden, weithin durchs Mittelmeer und den Ozean zu verbreiten möglich macht. Der Name Creusot rührt wahrscheinlich von der ersten Grube oder creux für den Steinkohlenbau her, die sehr groß war. Die gegenwärtigen Bewerber dieser weitläuftigen und wichtigen Unternehmung sind die Herren Chagot Vater und seine fünf Söhne. Jeder derselben leitet einen besondern Zweig und ihre einsichtige Thätigkeit scheint vollkommen geeignet, die lange Zeit vernachlässigte Anstalt zu neuem Glanz zu heben. Die Gießerei, worin allzulange nur Feuerschlünde zum Dienst des Land- und Seekrieges bereitet wurden, ist jetzt mit Verfertigung nützlicher Kunst- und Haushaltgeräthschaften beschäftigt. Alle für die Gasbeleuchtung des Pallastes der Pairskammer erforderlichen Maschinen werden eben jetzt dort verfertigt. Die Kristallfabrikation wird mit großem Eifer fortgesetzt und vervollkommnet; der Kristalle Wasser ist heller und ihre Formen sind zierlicher und mannigfaltiger als je. Für die Sicherung ihrer neuen Vorzüge war eine Mehrzahl geschickter Arbeiter und ein beständig gleich guter Vorrath von Mennig erforderlich; zur Gewinnung des letztern sind nun alle nöthigen Fabrikeinrichtungen vorhanden, und jene werden in trefflicher Auswahl der Anstalt verschafft. Die Steinkohlen werden fast täglich in großer Menge auf dem Kanal du Centre zum Dienst vieler Hammerwerke des mittäglichen Frankreichs eingeschifft. Der Bau einer neuen Kirche ist so eben vollendet und durch den Bischof von Autun eingeweiht worden; auch ein eigener Arzt ist der Anstalt beigeordnet.

Unter den neuen Erzeugnissen der Kristallmanufaktur zeichnen sich die inkrustirten Gemälde sowohl als halb und ganz erhabenen Arbeiten (basreliefs et rondes-bosses) für Penduluhren, Vasen, Kamingesimse u. s. w. aus. Ungemein schöne und reine Stücke solcher Gemälde-Inkrustationen wurden bei der neuerlichen Ausstellung der Gesellschaft zu Aufmunterung des National-Kunstfleißes bewundert, zumal von Kennern, denen die Schwierigkeiten der Behandlung metallischer Farben und ihrer Vereinbarung mit der flüssigen Kristallmasse bekannt sind. Das neue Verfahren ist weiterer Vervollkommnung fähig und verheißt einen neuen Industriezweig, der den Kristall- und Porzelangeräthschaften und mancherlei kleinen Schmuckwaaren eigenthümliche Vorzüge und Reize gewähren mag.

u.

Digitized by Google

Europens Niedergang Amerika's Aufgang.

(Aus dem Englischen des Hrn. G. T. Wyatt in Nro. 21. des Hebdomadal survey of Literature and Politicalnes.)

Nachfolgende Rede, welche wahrscheinlich in der gesetzgebenden Assembly des Ohio-Staates gehalten worden, erklärt sich, ohne irgend einer Einleitung zu bedürfen, durch sich selbst. Man muß es dem Verfasser zu gut halten, wenn er im Uebermaas seines Patriotismus oder seiner Freiheitsliebe uns Europäern zuweilen allzuwenig Gerechtigkeit widerfahren läßt, um seinen Mitbürgern ein desto lebhafteres Gefühl ihres glücklichen Zustandes zu geben. Inzwischen ist die in der Rede des Amerikaners entwickelte Ansicht der Dinge in zween Welttheilen, als Ansicht eines Fremdlings und ziemlich unbefangenen, dabei scharfsichtigen Mannes, geschichtlich merkwürdig für uns.

Der Uebersetzer.

Auch ich, meine Herren, kann nicht anders, als mich dem geschehenen Antrage widersetzen. Die leisesten Beschränkungen freier Niederlassung europäischer Ankömmlinge, die mildesten Bedingungen, welche wir, ausser den vorhandenen allgemeinen Gesetzen, machen würden, wären Grausamkeiten gegen die Unglücklichen, welche ihre alte Heimath verliessen, um im Schoos unsers beglückten Freistaates Ruhe zu suchen; wären Verletzung aller Klugheit, die wir zum Aufblühen des öffentlichen Wohlstandes vonnöthen haben.

Ich will hier keineswegs wiederholen, was schon von den Vortheilen gesagt ist, die der Anbau des Bodens, die Zunahme des Gewerbfleißes, und die innere Stärke unsers Staates, aus ungestörter Niederlassung der Ankömmlinge ziehen. Ich will mich nur begnügen, die leere Furcht zu zerstreuen, welche der ehrenwerthe Herr, der vor mir redete, äusserte, und vielleicht andern einflößte: daß ein allzuschnelles und übermäßiges Anschwellen der Bevölkerung unsern Sitten, unsern Verfassungen, unserer innern Ruhe gefährlich werden könne, weil die Zahl der neuen Einwohner gar bald die der ältern übermannen dürfte. Wozu denn eine Furcht, die noch durch die Erfahrungen keines einzigen amerikanischen Staates bestätigt ward? Wie lächerlich, daß wir schon vor Plagen der Uebervölkerung zittern sollen, wir, die wir noch um uns her unermeßliche, fruchtbare Einöden sehen, deren jungfräuliche Erde kein Pflug berührt hat; wir in einem Lande, das kaum achtzig Seelen auf jede seiner Geviertmeilen rechnen kann!

Der ehrenwerthe Herr bildet sich zwar in der Fülle seiner Besorgnisse ein, der größere Theil europäischer Auswanderer bestehe aus Bettlern und Thunichtguten, oder aus verbannten oder flüchtigen Emporern, Rebellen und Unzufriedenen, die allen Gesetzen den Krieg

Digitized by Google

machen möchten; er nimmt daher auch keinen Anſtand, ſie insgeſammt Auswürflinge des alten Welttheils zu nennen. Ich bin ganz entgegengeſetzter Meinung. Denn Bettler bleiben in Europa zurück, weil ſie zu derjenigen privilegirten Volksklaſſe gehören, die nur Steuern empfängt, und keine entrichtet. Ueber das Weltmeer kommt kein Bettler; denn auch der Aermſte, welcher die Ueberfahrt nicht zahlen kann, bringt Hände und Füße, ſtatt des Kapitals, und zahlt damit vorerſt ſeine Fracht, dann ſeine Koſt. Und alle übrigen Perſonen, welche der ehrenwerthe Herr für Thunichtgute und Unzufriedene hält, ſind nach meiner Ueberzeugung ungefähr ſolche Leute, wie wir ſein würden, wenn uns das Schickſal verurtheilt hätte, in Europa zu wohnen. Ich halte ſie zum Theil für die edelſten Kinder des alten Welttheils, die entweder den gewaltſamen Zuſammenſturz des morſchen Pallaſtes fürchten, oder die Unbequemlichkeiten der finſtern gothiſchen Burg haſſen, und ihr ein freies, leichtes Landhaus vorziehen. Ja, ich halte ſie zum Theil für die in Europa geborenen Söhne Amerika's, die, mit der Milch unſerer Grundſätze geſäugt, Heimweh nach der fernen Mutter leiden. Sollen wir ſtiefbrüderlich dieſen Söhnen Amerika's erſchweren, ſich an das Mutterherz zu legen?

Ich habe meine Ueberzeugungen nicht in Mariette oder Chelicotte geſammelt. Mein anderthalbjähriger Aufenthalt im alten Welttheil, wo ich einen Theil Englands, der Niederlande, Deutſchlands, des Schweizerlandes und Frankreichs ſah, belehrte mich, daß die Auswanderungen daſelbſt nothwendig fortdauern müſſen; daß die vortrefflichſten, wackerſten und fleißigſten Menſchen am liebſten wünſchen müſſen, dieſſeits des Weltmeers, unerreichbar den Steueredikten, Konkordaten, privilegirten Ständen, ſtehenden Armeen und politiſchen Kombinationen, in unangefochtener Sicherheit ihrer Menſchenrechte zu wohnen. Mein Aufenthalt belehrte mich, daß Europa unheilbar elend ſei, wie überhaupt das Alter, welches die unheilbarſte aller Krankheiten iſt; daß Europa's Niedergang Amerika's Aufgang werden müſſe; daß die Natur nicht aufhöre, ihren großen Kreislauf der Dinge fortzuſetzen; daß, wie die Kultur einſt aus Aſien nach Europa überging, und hinter ſich nichts als Sandwüſten und Barbaren zurückließ, eben ſo die höhere Veredlung unſers Geſchlechts nun von Europa hinweg in unſern Welttheil einzieht, und nichts zurückläßt, als gothiſche, verhärtete Formen des Mittelalters in Feldern, die unterm Fluch des Feudalweſens und Heerweſens und Kirchenweſens unfruchtbar bleiben müſſen.

Noch iſt der Eindruck, welchen Europa auf mich gemacht hat, zu friſch, und er iſt nur mächtiger geworden, ſeit mein Fuß vor zween Monaten wieder das freie amerikaniſche Ufer berührte. Es ſei mir daher zur Berichtigung falſcher Urtheile erlaubt, in dieſer erlauchten Verſammlung einige Folgerungen meiner Erfahrungen niederzulegen. Sie werden zugleich das beſte Schutzwort für die künftigen Anſiedler ſein.

Uns allen iſt bekannt, wie ganz Europa durch die beſſern Grundſätze, welche im Anfang der franzöſiſchen Staatsumwälzung laut zur Sprache gekommen waren, erſt in eine Art geiſtiger

Digitized by Google

Gährung versetzt, darauf in langen Kriegen unterjocht worden ist durch den Mann, der alle Verhältnisse, die er fand, zu Fußschemeln seiner hartherzigen Eitelkeit machen wollte.

Man hat in Europa dicke Bücher über den Gang der französischen Staatsumwälzung und über die Ursachen geschrieben, welche beinah einen ganzen Welttheil unter das Zepter jenes glücklichen Waghalses bringen konnten. Beinah einen ganzen Welttheil, sage ich. Denn Großbritannien, wäre es nicht vom Meere beschützt worden, würde ohne Zweifel das Loos aller andern erfahren haben. Und ohne Moskau's Brand, und ohne den Frost jener russischen Nächte, würde Napoleon Asien bedroht haben.

Jeder, je nachdem er irgend einem Stande angehörte, nahm andere Ursachen des französischen Glücks und des europäischen Unglücks wahr. Die Soldaten schreiben es der verbesserten Taktik und Strategie der Franzosen, die Priester dem Verfall der Religion oder vielmehr der Verachtung ihres eigenen seelenhirtlichen Einflusses und Ansehens zu; die Adlichen dem Hochmuth der Bürgerlichen; die Politiker den Staatsfehlern einzelner Höfe, den unzeitigen Friedensschlüssen und gegenseitigen Verräthereien.

Genug, jeder betrachtete die großen Schicksale des Welttheils durch die Brille seines Handwerks. Könige und Völker blieben übel berathen. Denn bei aller erstaunlichen Gelehrsamkeit fehlte es, Sie werden es nicht glauben, den Europäern meistens am Besten, nämlich am schlichten, gesunden Menschenverstand. Wundern Sie sich nicht, meine Herren, wenn ich in gewissen Dingen den gesunden Menschenverstand der Bewohner eines ganzen Welttheils in Zweifel ziehe. Erinnern Sie sich, daß die gegenwärtigen politischen und kirchlichen Verhältnisse dieses Welttheils nur erst eine halbvollbrachte Loswindung von der Barbarei finsterer Zeitalter sei; daß dort in allen Ländern mehr oder weniger noch gewisse Begriffe, Stiftungen, und Herkömmlichkeiten als ausgemachte Wahrheiten, als unabänderliche Bedürfnisse der Staaten gelten, Sachen, die bei uns schon zu den Vorurtheilen gehören; daß mehr oder weniger sich alle Reiche Europens in ihren Formen und Begriffen verwandt sind; daß diese Formen und hervorgebrachten Vorstellungen durch eine tausendjährige Darangewöhnung und Weitervererbung aufs innigste mit der Denkart der Völker verwachsen sind; daß folglich weder Philosophie noch gesunder, unbefangener Menschenverstand, beide im Grunde eins, ihr ursprüngliches Recht behaupten können. So wie es alten Leuten, auch wenn sie noch so gescheut sind, schwer fällt, sich von Schulbegriffen, angenommenen Systemen und Gewohnheiten ihrer Jugendzeit zu trennen, so ist dies ganzen Nationen noch weit schwerer.

Ich habe in Europa Soldaten und Priester, Staatsmänner, Adliche und Bürgerliche gesprochen. Wie gesagt, Alle beurtheilten die Dinge nach Maasgabe ihres Berufs. Fragte ich aber nach der Ursache ihrer Haupturſachen, fragte ich: woher die Ueberlegenheit der französischen Strategie und Taktik? woher die Spannung zwischen Bürgerlichen und Adlichen? woher die falsche Politik der Kabinete u. s. w.? so zuckte man die Achsel; so meinte man, die Frage führe zu weit; darüber ließen sich abermals dicke Bücher schreiben.

Digitized by Google

Schlichter Mutterwitz hat aber keiner Folianten vonnöthen, das zu erkennen, was vor den Augen aller Welt, die sehen will, offen liegt. Der gesunde Menschenverstand behauptete einige Jahre lang in Frankreich sein Recht mitten unter allen Ausschweifungen der Leidenschaften hohen und niedern Pöbels. Dadurch ward Frankreich mächtig. Man schaffte bloß die erblichen Vorrechte begünstigter Einzelnen, zu Gunsten einer ganzen Nation ab, weil man endlich begriff, einem Volke von achtundzwanzig Millionen Menschen gebühren wohl dieselben Rechte, wie einzelnen seiner Glieder, die sich ihrer Vorrechte zum Schaden von achtundzwanzig Millionen erfreuten. Damit empfingen folglich alle Franzosen einerlei Recht vor Gericht, vor dem Thron, zu den Aemtern und im Heere; einerlei Verpflichtung zu den Staatsbedürfnissen und zur Vertheidigung des Reichs. Und weil auf diese Weise alle Franzosen ein Vaterland hatten, indem der Unterschied von Schooskindern und Stiefkindern desselben verschwunden war, hatten sie alle gegen auswärtige Feinde auch etwas mehr zu vertheidigen, als eine Ministerialgrille. Darum fochten sie mit jener unbezwingbaren Begeisterung, die man nicht bei den andern durch den hohlen Namen des Ruhms, durch Ordensbänder, durch Branntewein, durch Stockschläge erkünsteln konnte. Darum hatten sie an der Spitze ihrer Brigaden und Kriegsheere nicht die altadlichsten, aber die tapfersten und geistreichsten Heerführer; in ihrer Staatsverwaltung die feinsten und kenntnißvollsten Beamten, weil Kenntniß, Verdienst und Talent nur, aber nicht Stammbaum und Ancienneté, zu den wichtigsten Geschäften brauchbar machten. Diese vortrefflichen Geister vervollkommneten natürlich, was sie berührten, und schufen ihrer Nation jene Ueberlegenheit, welche der Klügere allezeit über den Minderklugen zu haben pflegt.

Die meisten andern Länder des Welttheils dagegen blieben dem Herkömmlichen getreu; daher auch die Völker ohne Begeisterung zum Kampf; die Ministerien voller Männer, wie sie Geburt und Zufall gemacht hatte: die Heere von Feldherrn geführt, die durch ihre Herkunft zum Befehl geboren, durch ihr Dienstalter befördert, im Kamaschendienst erzogen waren.

Das Alles sah das Auge des gesunden Menschenverstandes; aber sein Mund mußte schweigen. So weit ging die Verhärtung der Europäer in ihren Vorurtheilen, daß sie den Zusammenhang der natürlichsten Ursachen mit ihren natürlichsten Wirkungen nicht begriffen; daß sie jeden, der hell über das Chaos der gothischen, barbarischen Formen hinwegsah, für einen närrischen Träumer oder für ein jakobinisches Ungeheuer hielten. Ich selbst hätte für beides gegolten, wenn ich nicht Amerikaner gewesen wäre. Darum ward mir verziehen, weil man uns für halbe Wilde oder zusammengelaufenes Volk hält, dem es noch an wahrer Kunst und Kultur des gesellschaftlichen Zustandes fehlt.

Auch Frankreichs Ueberlegenheit hörte auf, als Buonaparte im Weihrauchdampf der Schmeichelei den gesunden Menschenverstand verlor; als er nicht mehr dem Staate, sondern als der Staat ihm diente; als er in die mürbe Politik der Europäer zurückging; als er neuen Adel machte, alten hervorsuchte, Konkordate und Hofalliancen schloß und vor Mesallianzen erschrak. Von dem an fiel die öffentliche Meinung von ihm ab; waren der Geiß des Volkes

Digitized by Google

und der Seinige verschieden; stand er, als Sohn der Revolution, mit den bessern Grundsätzen derselben eben sowohl im Widerspruch, wie als Großkaiser mit den Herkömmlichkeiten der übrigen Europäer. Er konnte nicht beiden dienen, noch weniger beider Herr sein. Von da an ergriff er nur halbe Maasregeln. So riesenhaft diese auch zuweilen schienen, blieben sie doch nur halbe, weil sie nicht mehr dem Ganzen und dem gesunden Mutterwitz gemäß waren. Er stand zuletzt einzeln, wie der Selbstsüchtige immer steht. Er konnte sich nur durch Gewaltsmittel aufrecht halten; das heißt: er ward höchst schwach, selbst an der Spitze seiner Heere schwach, weil diese nicht mehr aus eigenem Interesse, sondern als seine Automaten fochten, für fremde Pläne und Launen. Eine Regentenlaune, ein Ministerialplan hat wahrhaftig aber wenig Begeisterndes an sich.

Umgekehrt war dagegen während des allgemeinen Elendes in Europa ein anderer Geist erwacht. Denn in der Noth vergißt sich Etikette, Konvenienz und Herkommen. Der gesunde Menschenverstand behauptet sein Recht, wo die alte Uebung nicht mehr aushilft. Die Minister der verschiedenen Höfe begriffen endlich, man müsse zusammenhalten. In den Heeren hatten sich während der langen Kriege endlich einzelne geistvolle Männer aufgeschwungen. Die Völker wußten endlich, wofür sie zu kämpfen hatten, da man ihnen fast nichts mehr, als die Augen zum Weinen gelassen hatte. Man schmeichelte den Bürgerstand; dieser redete lauter. Vom Throne herab sprach man endlich herzlicher. Regenten und Regierte hatten endlich nur ein und dasselbe Interesse. Man wartete den gelegenen Augenblick zur Selbstthätigkeit ab. Er kam. Die Völkerschaften, zumal des nördlichen Deutschlands, standen auf. Ihre Bewegung lockte die andern. Die Höfe folgten; manche mit Furcht und Zittern. Es war ein großes Auffahren. So mußte Napoleon untergehen; er war nicht mehr zu retten. Er hatte sich selbst den Stab gebrochen. Alles war Naturnothwendigkeit. Sie zu verstehen, thun keine Folianten noth.

Als ich nach Europa kam, war England noch im vollen Siegerstolz; Deutschland im freudigen Taumel; Frankreich von Unglücksfällen betäubt und verwirrt. Es war ein seltenes und seltsames Schauspiel. Das ganze Verhältniß von vorher war wie auf den Kopf gestellt; das unterjochte Europa siegend, das siegreiche Frankreich unterjocht. Im altväterischen Europa ertönte, wie vormals in Frankreich, die Sprache des lautern Menschenverstandes; in Frankreich hingegen riefen die zurückgekehrten Emigranten das alte Herkommen, die alten Privilegien, die alte gute Zeit zurück. Im übrigen Europa schien man plötzlich Alles gelernt, in Frankreich Alles verlernt zu haben. Hier kamen plötzlich alte und neue Ducs und Pairs, Baronen, Ritter, Prälaten, die sich wieder Rang und Scheitt streitig machten; das Volk sollte wieder allein dienstbar, die allein seligmachende Kirche wieder alleinmächtig werden. Napoleon hatte gut vorgearbeitet; die Sache schien desto leichter. Im übrigen Europa hinwieder sprach zu eben der Zeit ein freierer Geist. Man redete und schrieb ehrlicher denn jemals über öffentliche Angelegenheiten. Während die Franzosen in Sack und in der Asche

Digitized by Google

den Todestag Ludwigs XVI. begingen, feierten die Deutschen den Tag der Leipziger Schlacht. Rußland stiftete den heiligen Bund, der alle Häupter der christlichen Welt in Europa zu einer Bruderfamilie, zum ewigen Frieden vereinen sollte. Von England aus ging die Idee, die afrikanischen Seeräuber zu zähmen. Man sprach von neuen Staatsverfassungen; von der Gleichheit in bürgerlichen Lasten und Genüssen; von Repräsentativsystemen der Monarchien; von Auflösung der zahllosen deutschen großen und kleinen Staaten in ein einziges Reich; von Entfernung des päpstlichen Einflusses u. s. w. Man hätte schwören sollen, es komme die goldene Zeit.

Inzwischen man irrte sich. Es blieb bei den wilden Wehen. Schon der Gang des Wiener Kongresses eignete sich, Viele vom Rausche ihrer überspannten Erwartungen zur Nüchternheit zurückzuleiten. Die Fortdauer der ungeheuern Auflagen und stehenden Heere mitten im Frieden mäßigte das Entzücken der Engländer. Die Versöhnlichkeit des britischen Kabinets mit den Barbaresken nach Viscount Exmouths vor Algier erfochtenem Siege lehrte, wie wenig von Sidnei Smiths Plänen und dem gewünschten Verein der Seemächte gegen die Raubstaaten zu hoffen sei. Auch die Deutschen, einst die begeistertsten von allen, lernten sich, während der bedächtigen Verhandlungen eines von ihren Fürsten gehaltenen Bundestages zu Frankfurt, in Geduld üben.

Dieser Gang der Dinge ließ sich voraussehen; denn die Wunder des alten Testaments geschehen nicht mehr im neuen. So lange die Stadt brennt, stellt man Zeremoniel und Titulatur und Etikette ein; man hilft oder flieht. Der Klügste oder Stärkste ist der Liebste. Stehen die Häuser wieder, stehen auch die Menschen wieder auf den alten Füßen. Der Herr Graf sieht verächtlich im Vorbeigehen den handvesten Handwerksmann, der ihm den Pallast rettete; und das gnädige Fräulein schämt sich in der Seele, den braven Bauersmann mit beiden Armen umschlungen zu haben, der sie aus den Flammen trug. Die Ordnung ist wieder hergestellt, nicht die der Natur, sondern der Kunst und Verkünstelung; die alte Sitte gilt wieder, nicht das unverdorbene Sittlichkeitsgefühl und ewige Recht.

So wars in Europa. Nach der Umwälzung hatte man eine Rückwälzung gemacht. Alles bequemte sich ins alte Geleis. Der Vortheil der Gesammtheit ward über den Vortheil der Einzelnen vergessen; der allgemeine Nutzen über den Eigennutz; das Große über das Kleine. Wie konnt' es anders sein? Die europäische Denkweise, in die Begriffe und Ueberbleibsel einer gothischen Vorwelt eng verwachsen und versponnen, konnte unmöglich die Fäden alle zerreissen, mit denen sie an der gewohnten Umgebung hing. Stoßt einen alten Mönch aus dem Kloster, er wird entweder aus Gram über seine Freiheit sterben, oder die ganze Welt für ein Kloster ansehen. So bliebs, nicht wie es war, sondern wie es gewesen. Die erblichen Stände sonderten sich wieder gebührend von einander. Männer, in der Sturmzeit durch eigene Kraft ausgezeichnet und gehoben, hießen und blieben Glücksritter und Emporkömmlinge, oder man erfand ihnen, aus übermäßiger Gnade, und den Formen nichts zu vergeben, Ahnen und Stammbäume; die

Digitized by Google

Spanier jagten ihre Liberales fort, und nahmen die Jesuiten ins Land und die Inquisition dazu; die Italiener sangen und trillerten wieder; der Vatican donnerte wieder und gab Kirchengesetze. In England bliebs beim Schreien und Boxen; in Deutschland beim Lesen und Schreiben.

So sah ich den alten Welttheil. Dürfen wir uns wundern, wenn dort Tausende und Tausende wohnen, welche durch die Umwälzungen und Rückwälzungen höchst unglücklich geworden sind? Dürfen wir uns wundern, wenn dort Tausende klagen, die den größten Theil ihres Vermögens verloren oder für eine ihnen heilige Sache aufgeopfert hatten, und nun zur Unterhaltung von stehenden Heeren, von prächtigen Höflingen, von müssigen Abteien und Klöstern über Vermögen steuern müssen, während Andere privilegirt sind? Dürfen wir uns wundern, wenn dort Tausende Hunger leiden, und wegen Uebervölkerung jammern, während Maiorate, Fideikommisse, geistliche Korporationen im Besitz unermeßlicher Ländereien sind, die für den Glanz weniger Personen unveräusserlich daliegen? Dürfen wir uns wundern, wenn der gesunde Menschenverstand, bei Tausenden erwacht, und zwischen willkührliche Schranken eingeklemmt, sich wie der lebensfrohe Noviz aus dem Kloster hinwegsehnt? Dürfen wir uns wundern, daß die Auswanderungen nach Amerika immerdar fortdauern, ja immermehr zunehmen müssen, wie das Mißverhältniß zwischen der Einsicht dessen, was sein sollte, und dem Mißwerke, welches dasteht? So wollen wir denn, meine Herren, keinen Augenblick anstehen, die Ankömmlinge aus dem alten Welttheil mit offenen Armen zu empfangen; denn sie kommen deswegen, weswegen wir hier sind. Sie sind die europäischen Amerikaner. Als die Osmanen nach Griechenland gekommen waren, wanderten die Wissenschaften, Künste und Gewerbe übers Meer nach Italien und ins Abendland. Was geschieht, ist Naturnothwendigkeit.

Ich wünschte Redner genug zu sein, um Ihnen, meine Herren, das Gefühl recht lebendig zu machen, welches mich, so lang ich auf europäischem Boden wanderte, fast beständig drückte, da sich mir beständig das umgekehrte Verhältniß unsers Zustandes daselbst zur Schau stellte. Denn bei uns gilt der Mensch, was er in sich werth ist; bei den Europäern nur nach dem eingebildeten Werth, welchen ihm sein äusseres Gepräge aufstempelt. Bei uns genießen diejenigen das höchste Ansehen, welche als gute Landwirthe andern zum Muster dienen, als Gewerbsleute großes Vermögen sammelten, als Staatsmänner und Gesetzgeber weise Einrichtungen trafen. Wir sind keineswegs undankbar gegen die Tapfern, welche durch Muth und Klugheit unsere Freiheit beschützten. Aber ein Penn, ein Washington, ein Franklin und Alle, die sich um Werke des Friedens, um Kultur des Bodens, um öffentlichen Wohlstand verdient machten, werden und billig höher gepriesen, als alle unsere Helden, deren wir doch im Freiheitskriege nie Mangel hatten, nie Mangel haben werden.

In Europa hingegen ists, wie im Lande der Wilden, unserer Nachbarn, wo der beste Krieger der größte Mann ist. Alles wird dort vom Kriege her und für den Krieg berechnet. Zur Einquartierung der Soldaten sind die Häuser der Städte und Dörfer benummert; zur Ergänzung des Heeres sind die Reiche im Innern eingetheilt; zur Bestreitung der Unkosten

Digitized by Google

werden die Steuern erhoben. Nicht den Erfindern nützlicher Dinge, nicht Gesetzgebern und Weisen, sondern rühmlich gefallenen Soldaten und glücklichen Generalen, werden öffentliche Denkmale gesetzt. Die Fürsten gehen am liebsten in Soldatenuniformen, und Generale stehen den Königen näher, als die Weisesten der Nation. Bei vielen Völkern wird der Rang des bürgerlichen Beamten nach dem Maasstab der Militärstufen bestimmt. Und der Zweikampf, der Ueberrest des tollen Faustrechts aus dem Mittelalter, der bei uns unehrlich und jedes Amtes verlustig macht, wird dort noch Ehrensache genannt. Selbst die Gelehrten, die Dichter, die Geschichtschreiber, meistens vom Ruß ihres Zeitalters geschwärzt, schildern nur die Kriegsthaten ihrer Nation glänzender als Alles, als wäre der Ruhm des Zerstörens dem des Erbauens vorzuziehen.

Wirklich haben die Fürsten in jenem Welttheil nöthig, das meiste Gewicht auf den Krieg zu legen, und selbst den Frieden nur wegen des Krieges zu schätzen. Denn bei der in Europa herrschenden Verwirrung oder Verkehrtheit der Begriffe, wo das Natürliche und Gerechte Traum und Chimäre heißt, und das Naturwidrigste durch Herkommen gesegnet und geadelt wird, muß auch nicht Frieden, sondern Krieg der herrschende Zustand sein. Wie wär' es anders möglich? Alles Naturwidrige ist ja innere Empörung wider sich selbst; muß ewigen Zwiespalt im Innern der Reiche, und der Staaten gegen Staaten zur Folge haben. Diese ewigen Kriege tragen nicht wenig zur Beförderung der Länderschulden, Auflagen und Auswanderungen bei; und dem Elende der Europäer ist kein Ende abzusehen, weil jedes Ereigniß sie in neue Spannungen setzt und jeder Friedensschluß den Zunder neuer Kriegsflammen gibt.

Die vornehmsten Mächte Europa's sind England und Rußland; England, weil es den meisten Reichthum, Rußland, weil es den wenigsten, aber dagegen die wildesten Krieger hat, die auf den Wink gehen und nicht kostspielig sind. Beide Mächte werden, was sie sind, auch am längsten bleiben, aus dem einfachen Grunde, weil England durch den Ozean und seine Flotten, Rußland durch das rauhe Klima und seine Wüsten geschützt ist. Diese Vortheile hat kein anderes Land. Daher vermochte selbst der Allesbezwinger Napoleon nichts gegen Großbritanien, und ging es ihm bei Moskau, wie seinem Vorgänger Karl XII. aus Schweden, bei Pultawa. Nur wer stark und dabei unangreifbar ist, mag unüberwindlich heißen. Die übrigen Mächte Europens sind es nicht; selbst Frankreich war es nie, weil es leicht, bei aller Stärke, angreifbar blieb.

England und Rußland werden aufhören zu sein, was sie sind, sobald England arm und Rußland reich wird; dann besitzt England keine Kolonien, folglich keinen Welthandel, folglich keine Flotten mehr. Dann hat Rußland keine Wüsten mehr, folglich größere Bevölkerung, bahliche, gesittete, gewerbige Leute, und der Krieg wird ihm kostbarer. England und Rußland gehen unaufhaltsam dem Gipfel ihrer Größe, das heißt, ihrem politischen Untergange zu. Denn Großbritanien ist nur stark und reich durch seine starken und reichen Kolonien; sind diese zur Selbstständigkeit reif, so schüttelt der erste Windstoß die Früchte vom Baum.

Digitized by Google

So fielen wir ab. So fällt Südamerika vom verarmenden Spanien ab. Wird einſt Rußland hinlänglich bevölkert und angebaut ſein, ſo hört es auf, als bloßer Staat dazuſtehen. Es wird ein Weltreich. Weltreiche ſind von keiner Dauer, weil gewöhnliche Regenten nicht fähig ſind, ſie zuſammenzuhalten. Außerordentliche Regenten, die man „die Großen“ nennt, ſind aber, zum Glück der Welt, eben ſo ſelten, als unwünſchbar. Europa wird noch lange von jenen beiden Staaten Geſetze empfangen. Wir Amerikaner haben ſie nicht zu fürchten, weil wir die Vortheile von beiden in uns vereinigen. Uns beſchützen Weltmeere, Küſten und Flotten, wie England; und ungeheuere Einöden uns, wie Rußland. Es iſt lächerlich, Amerika mit europäiſchen Mächten ſchrecken zu wollen! Unſer furchtbarſter Feind ſchläft noch in den Wäldern unſerer Einöden. Er wird, wenn dieſe ausgelichtet ſind, mit dem allgemeinen Luxus eines vollblütigen Lebens erwachen. Vielleicht nach einigen tauſend Jahren haben wir die Freiheit verloren. Ueberlaſſen wir aber dieſen Kummer den Urenkeln unſerer Urenkel. Alles unterm Himmel ſtirbt den Alterstod, zuletzt der Erdball ſelbſt.

Es dauert nicht mehr lange, meine Herren, und es wird zwiſchen den beiden Hauptmächten des alten Welttheils, zwiſchen dem britiſchen und ruſſiſchen Reich, eine polariſche Spannung ſichtbar werden, die in der ganzen Kette der zwiſchen ihnen liegenden Staaten empfunden werden muß. Von dieſen letztern Staaten ſind Frankreich, Oeſterreich und Preußen die bedeutendern. In dieſem Augenblick iſt durch den Sturz des Rieſen Napoleon noch der Schwerpunkt europäiſcher Politik gänzlich verrückt. Frankreich neigt zu England; Oeſterreich und Preußen zu Rußland. In Kurzem wird Frankreich wieder nothwendig mit Rußland gegen Britanien; wird Preußen und Oeſterreich mit England gegen Rußland gewendet ſtehen. Spanien, Portugal, Dänemark und Schweden ſind von der alten Höhe gefallen. Spanien kann nur im Schooſe der Armuth wiedergeboren werden.

Die Spannung europäiſcher Politik im Großen wiederholt ſich unter allen einzelnen Völkern und Völkerſchaften des alten Welttheils gegeneinander im Kleinen; von Nachbar zu Nachbar. Die Europäer kennen ſich untereinander viel zu gut. Daher traut Keiner dem Andern. Die Unnatur iſt zu groß. Es wäre leicht Allen geholfen. Dazu würde keine große Weisheit gehören, ſondern gute Geſinnung, reiner Beweggrund in Allem, und geſunder Menſchenverſtand über Alles. Daran gebrichts. Der Stärkere verſchlingt die Rechte des Schwächern, und man verlangt doch gegenſeitiges Vertrauen. Man vertheilt Länder und Völkerſchaften, wie ſtumme Heerden, und verlangt Ehrfurcht für das Völkerrecht. Man tauſcht gegenſeitig große Landſtriche und Unterthanen nach Köpfen gezählt, aus, und verlangt doch Anhänglichkeit und Treue derſelben. Man ſchreibt, ohne das Volk zu hören, Auflagen und Geſetze aus, verringert dem Einzelnen damit den Genuß ſeines Eigenthums und Rechts, und fordert Vaterlandsliebe. Man beſoldet ſtehende Heere zum Schutz des Landes, und fordert im Kriege das Land ſelbſt auf, ſich zu vertheidigen, weil die ſtehenden Heere nicht hinreichen. Man ſcheidet die Bewohner der Reiche in unvermiſchbare Kaſten, wie die Hindu's, in hohen Adel, niedern Adel, Bürger-

Digitized by Google

ſtand und Bauern. Schwierig iſts, von einer Kaſte in die andere überzugehen. Heirathen aus der einen in die andere ſind für die höhere entehrend. Jede hat ihren bleibenden Geſchäftskreis. Dem hohen Adel gehören die höchſten weltlichen und kirchlichen, dem niedern die untern Stellen; Bürgern und Bauern bleiben die geringern Aemter, Gewerbe, und allenfalls Betrieb anderer Künſte und Wiſſenſchaften. Dennoch fordert man Eintracht und Gemeinſinn.

Der nordamerikaniſche Bürger, ſteht er auf europäiſchem Boden, fühlt ſich wegen deſſen, was er hat und iſt, und ſpricht, und als Chriſt glaubt in beſtändiger, peinlicher Beklemmung. Denn Alles iſt vorgeſchrieben, abgemeſſen, zugewogen, geregelt, wie in China. Man weiß nicht immer, wenn man fehlt! Denn in manchen Ländern ſind ſo zahlloſe Geſetze und Verordnungen, daß ſelbſt die, welche ſie gaben, oder ſie vollziehen ſollen, dieſelben nicht alle kennen; geſchweige die, welche gehorchen müſſen. Ich übertreibe nichts. Hören Sie das Zeugniß der bei uns einwandernden Europäer. Jeder wird von ſeinem Geburtslande Unglaubliches melden.

Noch hab' ich nichts vom europäiſchen Religionszwang geſprochen. Bei uns bekennt ſich jeder ungehindert zu dem Glauben, welchen er für wahr, oder ſeinem Gemüth entſprechend, hält. In Europa iſt dies verboten. Bei uns vereinigen ſich die Glaubensgenoſſen jeder Art für ihre Kirche; ſie ernennen ihre Lehrer. In Europa wird ihnen gegeben. Die katholiſche und proteſtantiſche Kirche liegen noch allezeit im heimlichen Streit mit einander. Die katholiſchen Fürſten ſtreben nur ſchüchtern nach gröſſerer Unabhängigkeit vom Papſt. Dieſer ſagte in einer Bulle vom Jahr 1809 unverholen: Mögen die Fürſten endlich einſehen, daß ſie unſerer Herrſchaft und unſerm Throne unterworfen ſind durch das Geſetz Chriſti! — Sie werden auch dies unglaublich finden, meine Herren; aber dennoch iſt dem alſo.

Ich fürchte durch allzugroße Umſtändlichkeit Ihre Geduld zu ermüden. Aber ich denke genug geſagt zu haben, um begreiflich zu machen, wer es ſei, der von Europa her zu uns einwandert. Es ſind keine Thunichtgute, keine Auswürflinge. Ich zweifle nicht, jeder von uns würde, hielten ihn nicht ſtärkere Feſſeln, den alten, halbgothiſchen Welttheil verlaſſen, um fern von endloſen Krieges- und Friedensplagen, ganz ſeiner Perſon, ſeiner Familie, ſeines Eigenthums, ſeiner Freiheit, ſeiner Meinung, ſeines Urtheils, ſeiner politiſchen und religiöſen Ueberzeugung froh zu werden. Ich zweifle nicht, und wiederhole es, die Auswanderungen der Europäer werden fortdauern und wachſen; denn die Urſachen vervielfältigen ſich, je mehr der Kulturſtand der Nationen mit ihren uralten Inſtitutionen in Widerſpruch und Entzweiung geräth.

In Frankreich iſt die meiſte Lichtmaſſe, wenigſtens iſt ſie hier am meiſten erwärmend in das Weſen der Volksmaſſe übergegangen. In Großbritanien und Irland nicht minder. Daher werden die Gährungen hier am lebhafteſten bleiben. Frankreichs Genius wird die gothiſchen Begriffe des zurückgekehrten Adels und Klerus von ſich ausſcheiden; der Geiſt der Nation den Geiſt der Regierung durchdringen, und Frankreich dadurch in kurzer Zeit wieder die verlorene Ueberlegenheit gegen die Reiche des feſten Landes zurückgewinnen. In Frankreich ſind

Digitized by Google

nicht beſſere Köpfe, als in Spanien, Deutſchland und Italien; aber die beſſern Köpfe haben offnere Wege, an die Spitze der Geſchäftsverwaltung, der Armeen und Geſetzgeber zu gelangen. Anderwärts verrammeln Klerus und Adel die Wege. Dadurch werden anderwärts die Fürſten in demſelben Verhältniß ſchwach, wie ſie auf gleiche Weiſe vorzeiten ſtark geweſen ſind, ſo lange Klerus und Adel im Beſitz der meiſten Einſicht, und das übrige Volk nur ein unwiſſender Haufe war.

Die Regierungsformen ſind nur Formen; der Regierungsgeiſt iſt die Hauptſache. Weil dieſer aber wenig gekannt iſt, hadert man viel um jene. Republikaniſche oder monarchiſche Formen, auf ſie kommt wenig an. In Europa ſind noch einige Republiken; ſie ſind den Monarchien durchaus nicht gefährlich. Formen beſtreiten die Formen nicht; nur Geiſt den Geiſt. Das Schweizerland iſt republikaniſch, harmlos, unſchuldig. Die Schweizer haben nicht die Freiheit, wie wir. Darum wandern Viele aus, weil die politiſchen Inſtitutionen ihrer Republiken mehr künſtlich als natürlich ſind. Wir haben den Vortheil der Jugend voraus; ſie haben den Nachtheil des Alters. Bei uns iſt das Urtheil frei, bei ihnen das Vorurtheil. Bei uns gilt das reine Recht, bei ihnen ſtatt deſſen das Herkommen. Wir führen nach unſern und des Jahrhunderts Bedürfniſſen ein neues Gebäude auf; ſie müſſen ſich in das Weſen eines alten Hauſes fügen, das nicht für ſie gebaut war, ſondern für Leute von anderm Geſchmack, andern Bedürfniſſen und andern Begriffen.

Wir haben von den einwandernden Europäern nichts zu befürchten, ſo lange ſie, verfolgt vom Unglück und Unweſen ihres alten Welttheils, zu uns herüber kommen, aber nicht aus Uebermuth. Sollten ſie einſt kommen, durch bloßen Golddurſt getrieben, mit vermeſſenen Spekulationen und angefüllt mit europäiſchen Thorheiten, um dieſe bei uns gültig zu machen; ſollten ſie einſt kommen, um mit ihrem Fanatismus Andersglaubende zu verketzern und die heilige Freiheit der Andacht und religiöſen Ueberzeugungen zu beeinträchtigen; ſollten ſie einſt kommen, bei uns, wie bei ſich, die Preßfreiheit, das ehrwürdige Organ des Volksgeiſtes, die Quelle der öffentlichen Erkenntniß zu hemmen oder zu zerſtören; ſollten ſie einſt kommen, um zwiſchen unſern gleichgeborenen Söhnen des Vaterlandes ihren heilloſen Unterſchied von Ständen und Kaſten, von Adelichen und Unadelichen aufzuſtellen: dann will ich der Erſte ſein, welcher hier, welcher überall Beſchränkung freier Niederlaſſung der Europäer predigt, und auf Strafgeſetze gegen die Vergifter der Sitten, der ewigen Rechte der Menſchheit, des geſunden Menſchenverſtandes und der bürgerlichen Ordnung anträgt.

Denn ewig fern bleibe von unſern glückſeligen Pflanzungen und Savannen das Elend der Europäer, welches ſie weder mit Gelaſſenheit ertragen, noch ohne weit gröſſeres Unglück von ſich ſchleunig abwälzen können. Ihnen wäre beſſer geweſen, wenn ſie mit den Inſtitutionen barbariſcher Zeitalter, die ſie beibehielten, auch den Geiſt der finſtern Jahrhunderte bewahrt hätten, aus welchen jene Inſtitutionen hervorgegangen ſind. Nun aber klagen ihre beſſern Einſichten die Wirklichkeit an, und die Wirklichkeit verdammt ihre beſſern Einſichten. Die

Digitized by Google

Gräuel der französischen Staatsumwälzung gingen aus diesem Widerspruch hervor, welchen mit Vorsicht zu lösen die dringendste und schwerste Aufgabe aller Fürsten bleibt, denen eigener Ruhm und Wohlfahrt ihrer Nationen noch über Alles geht.

Und du, frisches, jugendliches Amerika, von den Händen europäischer Habsucht mit Blut getauft, und mit der Bluttaufe zur Freiheit geweiht, blühe umrauscht und beschirmt von deinen Ozeanen mit den Jahrtausenden, die da kommen, zur Herrlichkeit auf, der du von Gott bestimmt bist in den Geschichten der Menschheit. Jüngst noch verachtet und verspottet von deiner eisgrauen, altklugen Pflegemutter, bist du jetzt schon die Bewunderung ihrer Weisesten, der Neid ihrer Gewaltigsten, der Trost ihrer Unglücklichsten. Afrika schläft träg unter dem Sonnenstrahl seines heissen Himmels; Asien ist im Kreislauf der Dinge zur alten Barbarei der Urwelt heimkehrend; Europa folgt schüchtern der orientalischen Altmutter; Amerika soll fortan die Heimath menschlicher Kultur und die Leuchte des Erdballs sein, zu der die einzelnen Weisen aller Zonen segnend und sehnsuchtsvoll hinschauen.

Das diplomatische Korps zu Pera bei Konstantinopel.

Frankreich, Holland und England sind die einzigen europäischen Mächte, welche am Hofe des Großherrn förmlich akkreditirte Gesandte halten. Die übrigen Minister sind: der österreichische Internuntius, die Botschafter von Spanien, Rußland, Preußen und Neapel, der schwedische und der dänische Geschäftsträger, welcher letztere zugleich auch die Angelegenheiten des Königs von Sachsen zu besorgen hat. Der französische Gesandte, als Repräsentant der ottomannischen Pforte, hat vor allen seinen diplomatischen Kollegen den Vorrang, und dies ist auch der Grund, warum England zuweilen blos einen Geschäftsträger hält, während Frankreichs Angelegenheiten fortwährend durch einen eigentlichen Gesandten verwaltet werden. Der österreichische Internunzius bekleidet einen Mittelkarakter zwischen einem förmlichen Gesandten und einem bloßen Geschäftsträger, und führt gleich jenem den Titel Exzellenz. Unter den Ministern ihres Ranges führen die Geschäftsträger Spaniens und Rußlands den Vorsitz. Vormals übte keiner von allen Ministern über die Individuen seiner Nation eine so unumschränkte Gewalt aus, wie der Bayle, der Gesandte der Republik Venedig. Diesem kam in gewissen Fällen das Recht zu, zum Tode zu verurtheilen und zu begnadigen, und zu der Zeit, da die Insel Candia unter der Botmäßigkeit der Venezianer stand, war eben dieser Bayle der Republik bei der ottomannischen Pforte allein vermögend, ein gegen einen Einwohner jener Insel verdienter Weise ausgefälltes Todesurtheil zu widerrufen. Heut zu Tage ist der französische Gesandte der einzige, welcher noch eine einigermaßen bedeutende Gewalt über seine Landsleute sowohl, als die sich unter seinen Schutz begebenden Fremden ausübt.

Digitized by Google

Man kann ihn als den Gouverneur der zu Konſtantinopel lebenden franzöſiſchen Kolonie anſehen. Neben ſeinem diplomatiſchen Karakter kommen ihm auch noch verſchiedene adminiſtrative und ſelbſt gerichtliche Befugniſſe zu. Er hat das Recht, Leute, die durch ihre ſchlechte Aufführung das Anſehen und die Würde der Nation ſollten gefährden wollen, mit Gefängnißſtrafe zu belegen, oder des Landes zu verweiſen. Vermöge der zwiſchen Frankreich und der Pforte beſtehenden Verkommniſſe oder Kapitulationen iſt er auch von Amteswegen der Schutzpatron aller derjenigen Ausländer, deren Regierungen keine bevollmächtigten Miniſter bei dem Großherrn zu halten pflegen.

Ungleich beſchränkter iſt, vermöge der britiſchen Landesgeſetze, das Anſehen des engliſchen Großbotſchafters. Die Engländer ſind gewohnt, ihn mehr als einen in ihrem Solde ſtehenden Protektor, denn als ihr unmittelbares Oberhaupt zu betrachten, und erweiſen ihm daher auch keine beſondere Achtung. Die Hälfte ſeiner Beſoldung wird von der engliſchen Kompagnie in der Levante entrichtet, die zugleich auch den Geſandtſchafts-Sekretär und die engliſchen Konſuln auf den verſchiedenen Stapelplätzen zu ernennen und zu beſolden hat. Zwar muß der Großbotſchafter dieſen Konſuln auch Diplome ausfertigen laſſen; allein dies geſchieht blos der Form wegen und um ihnen in den Augen der ottomanniſchen Pforte und der in ihrem Namen in den Städten und Häfen des Reichs kommandirenden Behörden einen geſetzlichen Titel zu verſchaffen.

Die fremden Miniſter zu Pera haben eine gewiſſe Anzahl Janitſcharen in ihrem Solde, denen es obliegt, an den Eingängen ihrer Paläſte Wache zu halten, und ihnen, wenn ſie ſich öffentlich ſehen laſſen, voran zu marſchiren. Dieſe Janitſcharen theilen ſich in zwei Klaſſen, in die im eigentlichen Sinne ſo geheiſſenen Janitſcharen, die aus den Ortes oder Regimentern gezogen werden, und in die Jaſaktchis oder Tataren, welche Tag und Nacht ihren Herrn zu Gebote zu ſtehen und einen doppelten Dienſt, als Leibwache und als Kuriere, zu verſehen haben. Die von der erſten Klaſſe wurden vormals von dem Großherrn Niemandem als den Großbotſchaftern, und auch dieſen nur während der erſten ſechs Wochen ihres Aufenthalts zu Konſtantinopel bewilligt. Seit einigen Jahren aber hat ſich dies dahin abgeändert, daß nunmehr alle Janitſcharen ohne Unterſchied um die Perſonen der Geſandten, während der ganzen Zeit ihres Reſidirens zu Pera verweilen dürfen.

Will ein Miniſter aus ſeinem Pallaſte ausgehen, um einen Etiketten-Beſuch abzuſtatten, ſo geſchieht ſolches nicht anders, als unter Vorausſchickung einer größern oder kleinern Anzahl von Janitſcharen beider Klaſſen, welche mit ihren Zeremonienkleidern angethan, und mit langen Dolchen, auch mit Stöcken zum Auseinandertreiben des Pöbels bewaffnet ſind. Solche Staatsviſiten finden Statt, wenn ein neuer diplomatiſcher Agent zu Pera eintritt, oder wenn etwa einem Souverain zu Ehren ein Feſt gefeiert wird. Nirgends in der Welt wird die Etikette mit größerer Genauigkeit und Strenge beobachtet, als zu Pera. Ein Großbotſchafter wird, wenn er in einen Pallaſt eintritt, mit drei, ein Geſandter oder bevollmächtigter Miniſter mit zwei Glockenſchlägen begrüßt, während die bloßen Geſchäftsträger dieſes ſonderbaren Huldigungs-

Digitized by Google

zeichens entbehren müssen. Die Besuche, welche die Großbotschafter bei den Ministern des türkischen Kaisers abstatten, sind von zweierlei Art: die einen Zeremonien-Visiten, die andern Inkognito-Besuche oder Tebdiks. Bei dem Großherrn selbst und bei dem Großvezier hat ein fremder Gesandter nie mehr als eine feierliche Audienz. Bei dieser geht es folgendermaßen zu. Wenige Tage nach seiner Ankunft, und bevor ihm das Antlitz des Sultans zu schauen vergonnt ist, muß der fremde Gesandte dem Großvezier sein Beglaubigungsschreiben einreichen, bei welchem Vorgange einer der Minister der Pforte, der Tchaouch-Bachi, den Ober-Zeremonienmeister macht. Den Zug des Gesandten eröffnen Janitscharen; auf diese folgen verschiedene türkische Offiziere, die Livreen des Pallastes und endlich der Gesandte selbst, von der sämmtlichen Kaufmannschaft und dem Gesandtschaftspersonale begleitet. Man begiebt sich zu Fuße bis an den Kai von Topkana, wo sich Schaluppen und andere Fahrzeuge schon im Voraus zur Ueberfahrt in Bereitschaft finden. Bei seiner Ankunft zu Konstantinopel wird der Gesandte in einem Kiosk empfangen, wo er eine Viertelstunde lang ausruht. Alsdann steigt der ganze Zug zu Pferde und setzt sich, und zwar regelmäßig geordnet, neuerdings in Bewegung. In zwei Reihen sieht man da, nächst den Janitscharen und Offizieren der Pforte, die Dolmetscher, ihre Lehrlinge, die Sekretärs und den Kanzlar der Gesandtschaft vorüberziehen. Der erste Sekretär trägt in emporgehaltenen Händen und in einem Seckel von Gold-Brocart das Kreditiv, indeß zwei Bedienten zu Fuß seinem Pferde den Zügel halten. Der hinterste im Zuge reitet der Gesandte. So wie dieser in den Audienzsaal eintritt, erscheint zu einer gegenüberstehenden Thüre hineintretend der Großvezier, welchen die Schergen mit dem Zurufe: Machallah! begrüßen. Der Gesandte und der Vezier setzen zu gleicher Zeit sich einander gegenüber; es wird Kaffee aufgetragen und der Botschafter hält eine Rede, welche der Dragoman der Pforte zu Handen des Großveziers in's Türkische übersetzt. Hinwieder wird die Antwort dieses letztern durch den ersten Dolmetscher des Gesandten in dessen Sprache übergetragen. Bevor man sich verabschiedet, wird der Botschafter mit einem reichen Pelze bekleidet und sein Gefolge erhält lange, den Domino's, die man im Karneval trägt, nicht unähnliche Schleppgewänder.

Einen Monat später begiebt sich der Botschafter zur Audienz bei dem Großherrn. Dieses lange und beschwerliche Zeremoniel findet allemal am Dienstage, als am Tage des Divans, statt. Die Pforte benutzt diesen Umstand begierig, um jene stolze Superiorität zu Tage zu legen, welche die gekrönten Häupter Europa's ihr zur Stunde noch sich über sie anzumaßen gestatten. Der Botschafter macht bei dieser Feierlichkeit seine Reise ungefähr auf die nämliche Art, wie bei seinem Besuche beim Großvezier, nur mit dem Unterschiede, daß er früh Morgens um vier Uhr aus seinem Pallaste aufbrechen und in dem oben erwähnten Kiosk eine volle Stunde warten muß. Im ersten Hofe des Serails wird von den Pferden gestiegen, und in den zweiten zu Fuße eingetreten. Hier wird dem Botschafter, um ihn von dem Reichthum und der Erhabenheit des Sultans zu überzeugen, ein über alle Maßen gemeines Schauspiel zum Besten gegeben. Es stürzen nämlich auf ein gegebenes Zeichen, einige hundert, im Hintergrunde des Hofes in

Digitized by Google

Reihe und Glied stehende Janitscharen mit Ungestüm auf Schüsseln mit Pilau hervor, welche hier und da auf dem Boden stehen, und welche Seine Hoheit bei jedem Anlasse an ihre Krieger auszuspenden pflegt. Je den handvestesten und gewandtesten derselben wird die beträchtlichste Portion zu Theil; die übrigen kriegen tüchtige Schläge, und haben ihr Heil einzig in der Flucht zu suchen. Ist diese Plünderungsszene zu Ende, so wird der Gesandte nebst seinem Gefolge in den Saal des Divans eingeführt. Hier empfangen ihn, auf einem kostbaren Sopha sitzend, und ohne sich von ihrer Stelle zu rühren, der Großvezier und der Kapitän-Pascha, denen gegenüber er auf einem unbequemen, nicht einmal mit Rücklehnen versehenen Stuhle seinen Platz einnimmt. Mit Geduld muß er alsdann mehrere wichtige Prozesse aburtheilen hören, was ihm eine Vorstellung von der unparteiischen Gerechtigkeitsliebe des Sultans geben soll, der in einer mit einem undurchdringlichen Gitterwerke versehenen Tribune in eigner Person den Verhandlungen beiwohnt. Die letzte Gunstbezeugung, deren der Botschafter, bevor er in Audienzsaal eingelassen wird, sich zu erfreuen hat, besteht in einer festlichen Bewirthung, welche ihren Anfang nimmt, sobald die beiden Großwürdenträger des Reichs die gerichtlichen Urtheile des Divans bekannt gemacht haben. Da wird dann eine ungeheuere Menge von Backwerk und Ragout mit solcher Schnelligkeit auf- und vor seinen Augen vorübergetragen, daß er kaum Zeit hat, nach einem der Gerichte, die man übrigens alle in den prächtigsten chinesischen Porzellanschüsseln aufträgt, seine Hand auszustrecken. Geblendet von solcher Pracht verläßt er endlich den Saal des Divans. Mitten im Hofe wird er abermals mit einem Ehrenpelze bekleidet, und eingeladen, sich auf einen viereckigen Stein niederzulassen, bis der Augenblick erscheine, der ihm das Antlitz dessen, „der über Kronen und Thronen gebietet“ enthüllen werde. Nachdem er noch eine halbe Stunde gewartet, wird er endlich bei dem Großherrn eingeführt. Er macht drei tiefe Verbeugungen und hält eine Anrede an Seine Hoheit, die jedesmal durch den Großvezier erwiedert wird. Dann erlaubt man ihm, sich wieder zu entfernen, und nach Pera zurückzukehren. Am nämlichen Tage gibt der Botschafter ein großes Mittagsmal, worauf in der Regel ein Ball folgt.

Die Anzahl der bei den verschiedenen Gesandschaften angestellten Personen ist größer oder kleiner, je nachdem die Gesandtschaft selbst mehr oder weniger zu bedeuten hat. Das Personale der französischen Gesandtschaft besteht aus einem Legationsrath, dessen bloßer Titel schon auf das, was seines Amtes ist, hinweiset, drei Gesandtschafts-Sekretären, zu denen manchmal noch ein Geheimschreiber hinzukommt, und einem Kanzlar. Von der Hand dieses letztern werden den Kapitänen der Kauffahrer ihre Päße, Gesundheitszeugnisse, und übrigen erforderlichen Scheine ausgefertigt. Auch versieht er für die in Pera hausdäblichen Franzosen die Stelle eines Zivilbeamten, Notars und Friedensrichters, und leitet gemeinschaftlich mit einigen von den Gesandten ernannten Beisitzern in erster Instanz die zwischen den Kaufleuten entstehenden Prozesse ein; erst wenn die Parteien nicht können oder nicht wollen gütlich vereinigt werden, weiset man sie an den königlichen Gerichtshof des Departements des Rhonemündungen. Die

Digitized by Google

ſämmtlichen, aus der Kanzlei hervorgehenden Akten werden mit dem Geſandtſchaftsſiegel bekräftigt und durch die Hand des Geſandten legaliſirt. Die Kanzler der Konſulate haben dieſelben Befugniſſe.

Die Dragomans ſind die Dolmetſcher der Geſandtſchaften und der Konſulate. Ihr Name iſt eine Verfälſchung des arabiſchen Wortes Terdjuman, woraus man erſt das veraltete trachement geſchaffen, und dieſes alsdann in Dragoman verwandelt hat. Solcher Dragomans hält Frankreich zu Konſtantinopel ſechs: drei von der erſten und drei von der zweiten Klaſſe. Ein Dragoman von der erſten Klaſſe hat zwölftauſend, einer von der zweiten Klaſſe ſechstauſend Franken Einkünfte. Einer der Dolmetſcher der erſten Klaſſe führt den Titel: Erſter Dragoman. Sein Poſten iſt von beſonderer Wichtigkeit. In allen Angelegenheiten iſt er der Mittelsmann zwiſchen dem Großbotſchafter und den Miniſtern der Pforte, und ſein Amt erfordert eine vollkommene Kenntniß der türkiſchen Sprache, Politik und Sitten. Von den übrigen Dolmetſchern hat jeder ſeine beſtimmte Parthie zu beſorgen; dem zweiten ſind in der Regel die Mauthangelegenheiten übertragen. Der dritte begibt ſich alle Tage nach den Mehkemes oder Tribunalen, um den Franzoſen bei ihren Zwiſtigkeiten mit den Eingeborenen als Sachwalter an die Hand zu gehen. Ein vierter iſt für die Beſorgung der Marine-Angelegenheiten vorhanden. Sein Amt berühren auch die Verhältniſſe des Großbotſchafters mit dem Kapitän-Paſcha oder Großadmiral. Der fünfte heißt Dragoman des Pallaſtes und macht im Hotel des Geſandten die Honneurs. Der ſechſte endlich macht für die übrigen fünf den Suppleanten.

Mit der franzöſiſchen Geſandtſchaft iſt auch noch eine andere Anſtalt verbunden, welche man die Schule der „Jeunes de langues“ nennt. Dieſe mit einem im Franzöſiſchen nichts bedeutenden Ausdrucke ſo geheißenen Jeunes de langues ſind Lernjünger der Dolmetſchkunſt, welche ihre erſte Erziehung in Frankreich auf Koſten der Regierung erhalten, und beſtimmt ſind, die Dragomans-Stellen auf den Stapelplätzen der Levante und zu Konſtantinopel zu bekleiden. Nachdem dieſe jungen Leute zwei bis drei Jahre dem Studium der orientaliſchen Sprache obgelegen, läßt man ſie die verſchiedenen Konſulate des türkiſchen Reichs durchlaufen, und alsdann gelangt der eine und der andere von ihnen zu einem Dragomanspoſten bei der Geſandtſchaft. Jede andere Laufbahn bleibt von dem Augenblick an, da ſie in die Schule aufgenommen worden, für ſie verſchloſſen. Ein ſolches Syſtem muß ohne anders den Muth der Jünglinge niederſchlagen, und jeden Keim der Nacheiferung unter ihnen erſticken. Und wirklich iſt das Leben dieſer „Jeunes de langues“ nach ſeiner gegenwärtigen Beſchaffenheit nichts anders, als eine zuſammenhängende Reihe von höchſt verdrießlichen Geſchäften und zuweilen wohl gar von Erniedrigungen. In einer freiwilligen Verbannung außer ihrem Vaterlande lebend, um dieſem auf fremden Boden zu dienen, werden ſie beſtimmt, lange Jahre hindurch ihr Daſein auf eine mühevolle und traurige Weiſe in den Stapelplätzen der Levante durchzuſchleppen, bleiben in einen ſehr beſchränkten Kreis untergeordneter Verrichtungen beſchränkt, und durch die Natur dieſer Geſchäfte ſelbſt gar oft den Gefahren der Peſt und jedem andern dem Europäer

Digitized by Google

in der Türkei drohenden Unheile ausgesetzt, ohne irgend eine Hoffnung, daß ihnen jemals ein ehrenvolleres Loos zu Theil werde; daher denn auch manche von ihnen ihres Standes überdrüssig, oder vom Heimweh ergriffen, die Zwecke der Regierung aber auf jeden Fall verfehlt werden.

Von den übrigen Mächten hält Oesterreich allein zu Pera eine Anstalt, wie die eben beschriebene. Die „Jeunes de langues" dieser Nation machen einen integrirenden Theil der Gesandtschaft aus. Sie können nicht nur zu den ersten Drägomans-Plätzen, sondern auch zu Gesandtschafts-Sekretariaten, ja sogar zu Konsuls-, Hofraths- und sogar zu Internuntius-Stellen gelangen. Das Korps der Dragomanen bildet zu Pera die Klasse der so geheissenen Edeln des Landes. Die meisten dieser Leute sind aus der Levante gebürtig. Ihre Kleidung ist türkisch und ihr Hauptschmuck besteht in einer viereckigen Mütze (Kalpak), die nicht selten mehr Stolz und Importanz deckt, als der Turban des Muselmanns. Sie gehen nie anders aus, als zu Pferde. Vor ihnen her bewegen sich die Capi-Oglans, eine Art von Bedienten, deren Unverschämtheit iederzeit mit dem trotzigen Ernst ihrer Gebieter im Verhältniß steht.

H.

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Des Grafen Andreossy Reise nach dem schwarzen Meere und dem Bosphor*). — Landbau, Fabrik- und Handelsverhältnisse.

Es gehört dies unten benannte Buch, durch die Wichtigkeit und Neuheit der behandelten Gegenstände sowohl, als durch seine anziehende Form und Schreibart, zu den vorzüglichsten Reisewerken. Die darin beschriebenen Landschaften waren großentheils nur noch aus unzuverlässigen und trüglichen Berichten der Schriftsteller und Dichter des Alterthums bekannt. Der Graf Andreossy hat dieselben Schritt vor Schritt und ausgerüstet mit allen Kenntnissen des Naturforschers, Geologen und Hydraulikers durchwandert. Er hatte bei seinen Forschungen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche der Aberglaube und die Vorurtheile der Türken veranlaßten; darüberhin fiel noch ein großer Theil seiner Arbeiten in das Jahr 1813, wo die Pest bei hundert und siebenzigtausend Menschen einzig nur in Konstantinopel und in den Dörfern des Bosphor hinraffte. Das Nachstehende mag als kurze Andeutung des reichen Inhalts der Reise dienen:

---

*) Voyage à l'embouchure de la mer noire, ou essai sur le Bosphore et la partie du Delta de Thrace, comprenant le système des eaux, qui abreuvent Constantinople; précédé de considérations générales sur la géographie physique; avec un atlas composé d'une carte nouvelle du Bosphore et du canal de la mer noire et de plusieurs autres nouveaux dessins. Par le comte Andreossy. Paris, Plancher, 1818.

Digitized by Google

Der erste Abschnitt handelt vom Bosphor. Der thracische Bosphor, gegenwärtig der Kanal von Konstantinopel genannt, sondert Europa von Asien und verbindet das schwarze Meer, den vormaligen Pontus Euxinus, mit dem Marmormeer oder dem Propontis. Das Marmormeer steht seinerseits mit dem Archipel oder weißen Meer durch die Dardanellenstraße in Verbindung. Die Schriftsteller des Alterthums und ihre neuern Anhänger hielten dafür, es sei der Pontus Euxinus, auch selbst noch in Zeiten, von denen wir geschichtliche Kunde haben, ein überall geschlossener großer Binnensee gewesen. Die Oeffnung des Bosphor schreiben sie dem Einbruch dieses Sees in den Archipel zu, und sie leiten von eben diesem Einbruche die unter dem Namen der Fluth des Ogyges bekannte Ueberschwemmung der Landschaft Attika her. Vulkane und Erdbeben wurden als die wirkenden Ursachen dieses großen Naturereignisses angesehen. Diesem Systeme huldigten unter den Alten Strabo, Diodor von Sizilien, Strabo u. s. w.; von den Neuern Spon, Tournefort, Pallas, Choiseul-Gouffier u. a. m. Der General Andreossy widerlegt ihre Meinung umständlich. Vorerst zeigt er, daß die geschichtlichen Zeugnisse, die man ihr zum Grunde legt, höchst unwahrscheinliche Angaben enthalten. Aus den Resultaten seiner eigenen barometrischen Messungen führt er hierauf den Beweis, daß der Unterschied der europäischen und asiatischen Küsten und mithin die Erhöhung der Gewässer des Pontus Euxinus über jenen des Bosphor einundsiebenzig Metres nicht übersteigt, und daß die bei sechsmalhunderttausend Metres von der Einbruchsstelle entfernte und darüberhin durch die Insel Euboea gedeckte attische Landschaft in dem Maase nicht überschwemmt werden konnte, daß ihre Gesammt-Bevölkerung und der König Ogyges selbst auf die Berge Böotiens zu fliehen genöthigt worden wären.

Diesen Hauptgründen fügt der Reisende noch andere mehr hinzu, welche das nämliche darthun. Aus den in der Einleitung erörterten allgemeinen Grundsätzen der physischen Erdkunde und aus einer genauen Untersuchung des Bosphor erhellet, daß beide Ufer wohl nie zusammenhängen konnten, indem eine topographische Uebereinstimmung zwischen ihnen nirgends vorhanden ist. Demnach dann im höchsten Grade wahrscheinlich wird, die zwischen dem Pontus Euxinus und dem Mittelmeer bestehende Verbindung sei mit der Bildung beider Meere gleich alt.

Die Höhen der Hügel oder Berge, welche den Kanal von Konstantinopel einfassen, wurden im Sommer 1813 mittelst des Barometers gemessen. Ihre einzelnen Bestimmungen sind auf einer Tafel aneinander gereiht; man ersieht daraus, daß die größte Erhöhung nicht über zweihundert und fünfzig Metres über der Meeresfläche beträgt. Der Graf Andreossy hat hinwieder auch die Lithologie des Bosphor befriedigend erläutert. Die Belege dafür werden in dem königlichen Kabinet der Bergwerksschule in Paris aufbewahrt und sind keine der kleinsten Zierden dieser reichen Sammlung. Alle harten Felsgesteine, mit Ausnahme eines einzigen (des zuckerkörnigen Kalksteins, in der Nähe der kleinen Grotte von Kabakos) zeigen, durchs Mikroskop untersucht, unzweideutige Merkmale vulkanischer Herkunft; so zum Beispiel enthalten sie jederzeit mikroskopisches titanisches Eisenerz.

Digitized by Google

Was Marſigli über die die Strömungen des Bosphor bekannt gemacht hat, ermangelt großentheils der erforderlichen Genauigkeit. Der General Andreoſſy hat den Gegenſtand umſtändlich in einem eigenen Abſchnitt erörtert, dem wir die folgenden Angaben entheben.

Es findet ſich im Bosphor, auch bei völliger Meeresſtille, eine vom ſchwarzen Meer herkommende nach dem Marmormeer gehende Strömung, die aber alsdann nicht bedeutend ſtark iſt. Hr. Andreoſſy erzählt, er habe einigemal bei windſtillem Wetter zehn- bis zwölfjährige Kinder, auf einem Bret ſitzend, bei Therapia über den Bosphor von Europa nach Aſien überſetzen geſehen, ohne andere Mithülfe als die ihrer Hände, welche ſie ſtatt der Ruder gebrauchen. Beim Eintritt des Nordwindes, der ungefähr in der Richtung der Ausmündung weht, wird die Strömung reiſſender, aber alsdann bildet ſich eine Gegenſtrömung am vorüberliegenden Ufer. Das Gleiche, nur in veränderter Richtung, geſchieht beim Eintritt des Südwindes. Ebbe und Fluth werden im Kanal von Konſtantinopel nicht verſpürt.

Der Umkreis von Konſtantinopel hat die Geſtalt eines Dreiecks. Von der Landſeite wird er durch drei parallellaufende Mauern gebildet, die achtzehn bis zwanzig Fuß voneinander entfernt ſtehen, und um welche her ein Graben läuft. Der Geſammtumfang oder Perimeter der Stadt wird auf 9500 Toiſen und derjenige der Mauern des Serails auf ungefähr 2000 Toiſen berechnet.

Die in der Richtung von Oſten nach Weſten laufende Bucht, welche den Hafen von Konſtantinopel bildet, hat eine Längenausdehnung von ungefähr 4000 Toiſen, ihre Breite beträgt nur 500. Die größten Fahrzeuge können auf beiden Seiten zunächſt den Küſten ankern und ſind vor allen Winden geſchützt.

Der Bosphor erſtreckt ſich von der Spitze des Serails bis zu den Fanaraki von Europa und Aſien. Dieſe Länge beträgt ungefähr 15,300 Toiſen. Derſelbe iſt zwiſchen der Spitze des Serails und Scutari 900 Toiſen breit, 400 zwiſchen den beiden Hicars oder nächſtgelegenen Schlöſſern von Konſtantinopel, 360 zwiſchen beiden Kavaks und 1900 zwiſchen den Fanaraki's, an der Mündung des ſchwarzen Meeres. Die Nord- und Südwinde wehen faſt ausſchließlich nur auf dem Bosphor. Ueber zwei Drittheile des Jahres ſind die Nordwinde vorherrſchend und die Sommerhitze wird durch ſie gemildert.

Der zweite Abſchnitt führt die Aufſchrift: Von der Abtheilung des thraciſchen Delta, die vom Ende des Balkan, vom Bosphor und vom Propontis begrenzt wird und das Syſtem der für Konſtantinopel gebrauchten Gewäſſer begreift. Dieſer Abſchnitt iſt völlig neu, und die weitläufigen Unterſuchungen, welche der Graf Andreoſſy über die Waſſerleitungen von Konſtantinopel und der Umgegend angeſtellt hat, müſſen dem Geſchichtſchreiber der Wiſſenſchaften und dem Baumeiſter gleich wichtig vorkommen. Der erſtere wird daraus vernehmen, daß die Urheber dieſer großen Werke bereits ziemlich ausgedehnte hydrauliſche Kenntniſſe beſaßen, und der Baumeiſter dürfte vielleicht finden, daß die Souterazi, welche Hr. Andreoſſy genau beſchreibt, bisweilen vortheilhaft ſtatt der gewöhnlichen Konſtruktionen gebraucht werden können,

Digitized by Google

zumal ihre Leitungen nur etwa den fünften Theil des Kostenaufwands einer Wasserleitung auf Arkaden erheischen.

Die wichtigsten Wasserquellen für Konstantinopel und seine Vorstädte befinden sich am Ende des Balkangebirgs (dem Berg Hämus), in der Entfernung von 24000 Metres und zu 245 Metres Erhöhung.

Aus den umständlichen Erörterungen über die in verschiedenen Richtungen nach Konstantinopel führenden Wasserleitungen geht hervor, daß die der Bevölkerung dieser großen Stadt erforderliche tägliche Wassermenge 23,904,000 Pfund beträgt, welches zu 20 Pinten oder 40 Pf. Wasser täglichen Bedarfs auf die Person berechnet, mit Einbegriff dessen, was die öffentlichen Bedürfnisse erheischen, die Bevölkerung von Konstantinopel auf 597,600 oder nahe an 600,000 Seelen bringen würde. Bei dieser Berechnung sind weder die Bewohner der Stadt Scutari und der Dorfschaften auf dem linken Ufer des Bosphor, noch die des rechten Ufers von Yeni-Kevi bis zum schwarzen Meere in Anschlag gebracht.

Dieses Resultat wird auch durch den Kornverbrauch bestätigt, demzufolge die Bevölkerung von Konstantinopel, ihrer Vorstädte und der Dörfer an beiden Ufern des Bosphors, vom Propontis bis zur Mündung des schwarzen Meeres, etwas über 630,000 Seelen beträgt. Betrachtet man den Umfang, welchen die Hauptstadt des ottomannischen Reichs mit ihren Vorstädten und den umliegenden Dörfern einnimmt, so könnte wohl sich geneigt fühlen, die vorstehende Angabe für allzugering zu halten; aber der Einwurf verliert sein Gewicht hinwieder bald, wenn man überlegt, wie vielen Raum die öffentlichen Plätze, die Moscheen, die Bäder für Männer und Weiber, die offenen Zisternen, die Märkte, die Militär- und Marine-Anstalten wegnehmen und erheischen. Das Serail, welches auf der Stelle des alten Byzanz steht, und so vielen Raum einnimmt, wie die Stadt Wien innerhalb ihrer Wälle, enthält höchstens zehntausend Personen, während die Bevölkerung Wiens auf gleichem Raume vielleicht zehnfach so stark ist. Dazu kommt, daß der strengen Ordnungen des Harems wegen, manche Haushaltungen nicht beisammen wohnen; daß bei den Reichen Mann und Frau gewöhnlich getrennte, obgleich durch eine bedeckte Gallerie verbundene Wohnungen haben, so daß jeder Theil seinen besondern Eingang, Haushof und Bedienung hat, demnach dann was von den Städten des Occidents gilt, auf jene des Orients keine Anwendung leidet, weil dort die Wohnungen eben so in die Fläche, wie hier in die Höhe sich ausdehnen.

Die Wasserleitungen für das Bedürfniß von Konstantinopel sind dem Korps der Souioldji (Brunnenmeister) übergeben, das gegenwärtig aus hundert Türken und ungefähr hundert albanischen Griechen besteht, welche ausschließlich aus einigen Familien von Drinopolis in Epirus gewählt werden, und die keine theoretischen Kenntnisse besitzen.

Der letzte Abschnitt des Reisewerkes handelt von den alten und großen, theils unbedeckten, theils gewölbten Zisternen oder Wasserbehältern, die sich in mehrern Quartieren von Konstantinopel vorfinden. Derjenige, welcher hinter dem Platze des Hyppodromus liegt, ist auf einer

Digitized by Google

Seite 190 und auf der andern Seite 166 Fuß lang. Sein aus Backsteinen bestehendes Gewölbe wird von 672 in drei Stockwerke abgetheilten Säulen von weissem Marmor getragen. Diese Zisterne konnte über eine Million Kubikfuß Wasser fassen. Die unbedeckten Zisternen sind jetzt in Gemüsgarten, die übrigen in Werkstätten verwandelt, worin man für die Fabriken der Hauptstadt Seide abhaspelt. Das vormals in denselben gesammelte Wasser war wohl kein Regenwasser und ein noch jetzt seiner ursprünglichen Bestimmung erhaltener Behälter empfängt auch wirklich von außen herkommendes Flußwasser. Gelegentlich wird hier auch (S. 250) die baldige Erscheinung eines neuen Werkes des Generals Andreossy über die Türkei verheißen, dem man nur mit großem Vergnügen entgegensehen kann.

Ueber den Zustand und die Verhältnisse des Landbaues, der Fabriken und des Handels in Frankreich in ältern und neuern Zeiten, über die verschiedenen darauf angewandten Verwaltungssysteme, insbesondere dann über den Schwung, welchen Künste und Fabriken in dem Zeitraum von 1793 bis 1815 erhielten, hat ein vormaliger Divisionschef der Fabriken und Künste im Ministerium der Manufakturen und des Handels, Hr. Anthelme Costaz, kürzlich gehaltreiche Nachrichten und Betrachtungen mitgetheilt*). Er geht dabei von der großen durch Erfahrung sattsam erwiesenen Wahrheit aus, daß Landwirthschaft und Handel einander gegenseitig befördern und darum auch nie getrennt werden müssen. Sully, welcher glaubte, das Volk werde durch Fabriken entnervt, vernachlässigte dieselben. Colbert, der sie als eine Quelle des öffentlichen Wohlstandes betrachtete, begünstigte dieselben vorzugsweise, und auf Unkosten der ersten dieser Quellen, des Landbaues. Darin haben diese großen Männer sich beiderseits getäuscht, daß sie das vereinte Zusammenwirken von Handel und Landbau zur Beförderung des Gemeinwohls übersahen.

Beinahe die ganze innere Verwaltung Frankreichs war lange Zeit dem Finanzministerium zugeordnet und ein Attribut des General-Kontroleurs der Finanzen geblieben. Als das Bedürfniß einer Trennung der ungeheuern Masse fühlbar geworden war, kam das Ministerium des Innern zu Stande, welchem neben andern Fächern, die nützlichen Künste, der Handel, die Fabriken und der Landbau übertragen wurden. Der sogenannte Nationalkonvent setzte an die Stellen der Ministerien Vollziehungskommissionen, deren eine die Aufsicht über Handel, Landwirthschaft und Künste zu führen hatte. Weil aber diese Handelskammer auch für das Nahrungsbedürfniß von vierzehn Armeen sorgen mußte, so fand man, sie sei hiermit hinlänglich beschäftigt, der Landbau ward ihr abgenommen, und einer eigenen Kommission übergeben, an deren Stelle nachher zwei Rathskollegien traten, unter deren Gliedern die Namen sehr erfahrener und kenntnißreicher Männer (Tels, Gilbert, Parmentier, Huzard, Teffier, la Bergerie,

---

*) Essai sur l'administration de l'agriculture, du commerce, des manufactures et des subsistances, suivi de l'historique des moyens, qui ont amené le grand essor, pris par les arts, depuis 1793 jusqu'en 1815. Par A. Costaz etc. Paris, Mad. Huzard. 1818. 8.

Digitized by Google

Desprez, Vilmorin) vorkommen. Diese haben vortreffliche Dienste geleistet, und unter anderm durch die Herausgabe der Feuille du Cultivateur zu Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse wesentlich beigetragen, so wie sie durch ihre billigen Entscheidungen den Mangel eines landwirthschaftlichen Gesetzbuches (code rural) in sehr vielen Fällen ersetzten.

Hr. Costaz behandelt die wichtige und öfters in entgegengesetztem Sinn beantwortete Frage: Ob die Beförderung der Landwirthschaft die Dazwischenkunft der Regierung erheische? Er glaubt ja, und hält dafür, es sei Sache der Regierung, den Landbau durch solche Erzeugnisse des Auslands, welche vortheilhaft akklimatisirt werden können, zu bereichern; große Reisen zu Erweiterung der Naturkenntnisse erheischen ihren Beistand; auf öffentliche Kosten errichtete Stutereien seien zu Verbesserung der Pferderace unentbehrlich. Die so wichtig gewordene feine Schafzucht verdankt Frankreich dem schriftlichen Ansuchen Ludwigs XVI. beim König von Spanien für Ueberlassung etlicher Merinos, welche in eine der Meiereien von Rambouillet gebracht wurden. Nach dieser Eroberung (es war in der That eine) mußte der Schlendrian besiegt und die Landwirthe zur Verbesserung ihrer Heerden angereizt werden; dies war der Regierung allein möglich. Sie theilte verschiedenen bekannten Landwirthen Widder aus; sie ließ einen gemeinverständlichen Unterricht über die Schafzucht in Fragen und Antworten verfertigen; der Verkauf der feinen Wolle von Rambouillet, zu hohen und aufmunternden Preisen, geschah mit einer gewissen Feierlichkeit, und der Erfolg dieser Vorkehrungen war, daß schon im Jahr 1806 die spanische Race beinahe über ganz Frankreich verbreitet war. Hinwieder gehören hieher die Thierarzneischulen in Alfort und Lyon, so wie der mit der erstern verbundene Lehrstuhl der Landwirthschaft.

Daß der Landbau in Frankreich seit 1789 große Fortschritte gemacht habe, sieht Hr. Costaz als unbestreitbare Thatsache an, und er bringt dies zum Theil auf Rechnung der zahlreichen, in Folge ihrer durch die Revolution veränderten Lage seither auf ihren Gütern wohnenden Landeigenthümer, die mit mehr Einsicht als bloße Landbauern, die Vorzüge neuer Entdeckungen und eines verbesserten Verfahrens zu würdigen und anzuwenden verstanden. Der günstige Erfolg munterte die Nachbarn auf, und so breiteten die Verbesserungen sich nach und nach weiter aus. Ohne die drückenden und übermäßigen Abgaben, welche auf dem Landbau lasten, hätte derselbe wahrscheinlich noch größere Fortschritte gemacht.

Eines seiner kräftigsten Beförderungsmittel geht aus dem erleichterten Absatz seiner Erzeugnisse hervor; dazu sind gut unterhaltene Straßen ein wesentliches Erforderniß. In England übernehmen es Privatpersonen, in eigenen Kosten Kanäle zu graben, gegen die Zusicherung einer Zollabgabe, die sie von denen, welche jene benutzen, zu erheben berechtigt werden. Die Folge davon ist, daß der Preis der Lebensmittel sich gleichförmig erhält, was man hauptsächlich den Kanälen zu danken hat, die das Land in allen Richtungen durchziehen und den wohlfeilen Transport aller Bedürfnisse begründen. Noch mangelt es Frankreich an hinlänglich zahlreichen Baumschulen, und auch seine landwirthschaftlichen Gesellschaften müssen sich weiter vermehren,

Digitized by Google

indem dieſe das zuverläſſigſte Mittel an die Hand geben, um die Vorurtheile der Landleute allmälig zu zerſtören, welche man unmöglich mit einmal vernichten kann.

Der Handel und die Manufakturen haben in Frankreich nicht eher als unter der Capetſchen Dynaſtie die Sorgfalt der Regierung beſchäftigt. Die Seidenfabriken von Tours und Lyon kamen, die eine unter Ludwig XI. und die andere unter Franz I. zu Stande. Heinrich IV. welcher während der kurzen Dauer ſeiner unvergeßlichen Regierung ſo Vieles und ſo Vielerlei leiſtete, hat den Gewerbsfleiß aufgemuntert und derjenige von Lyon verdankt ihm zum Theil den Glanz, welchen er unter ſeinem blaſſen Nachfolger und unter Colbert, dem großen Beförderer des gemeinen Wohlſtandes, zu Tage legte.

Hr. Coſtaz verweilt umſtändlich bei den Kunſt- und Handwerks-Innungen: ſeine zeitgemäßen Betrachtungen ſind durch mancherlei neuerlich für die Herſtellung jener Verhältniſſe ausgeſprochenen Wünſche veranlaßt worden. Der Urſprung jener Vereine iſt ſehr alt, und kann bis zum Krämerkönig (roi des merciers) unter einem der Könige zweiter Race hergeleitet werden, obgleich die eigentlichen Innungsgeſellſchaften (communautés) der Handwerker und Kaufleute, wie Hr. Coſtaz glaubt, bis zur Zeit des heiligen Ludwigs unbekannt waren. Durch Verordnungen Karls IX., Heinrichs IV. und Ludwigs XIV. vermehrten ſich dieſe Vereine nach und nach. Unſtreitig wurden ſie dem Handel nützlich, indem ſie ihm Schutz gegen Bedrückung und Gewaltſamkeit der Mächtigen gewährten. Eine Geſellſchaft von Menſchen, die ein gemeinſames Intereſſe zuſammenhielt, mochte dem Drucke Widerſtand leiſten, dem der Einzelne unterlag. Wenn aber dieſe Vereine urſprünglich den Kunſtfleiß befördern halfen, ſo haben ſie in der Folge, als ſie ſelbſt mächtig wurden, ihn hinwieder unterdrückt. Wer ihnen nicht einverleibt war, durfte ihre Gewerbsartikel weder verfertigen noch verkaufen. Die Aufnahme in die Innungen ward durch mancherlei Hinderniſſe erſchwert. Eine kleine Zahl Künſtler fanden Vortheil dabei, aber die Kunſt ſelbſt ward nicht befördert, ſondern durch die Entfernung der Nachwerbung, dieſes fruchtbarſten und allgemeinſten Handelsprinzips, vielmehr in ihren Fortſchritten gehemmt. Aufgeklärte Miniſter überzeugten ſich von den Nachtheilen dieſer bevorrechteten Körperſchaften, und ſie konnten dies um ſo eher, als ſie ein ſprechendes Beiſpiel vor Augen hatten. London und mehrere andere britiſche Städte beſitzen Innungen, die keine Fremde, auch für Geld nicht, zulaſſen. Was war die Folge dieſer ausſchließlichen Inſtitutionen? Die Künſte flüchteten, als Kinder der Freiheit, in ſolche Städte, wo keine Feſſeln ihre freie Thätigkeit lähmen; nach Mancheſter, Leeds, Birmingham u. ſ. w. Mißbräuche kämpfen gewöhnlich gegen Vernunft und Gemeinwohl lange an. Die Miniſter Turgot, der dieſe beiden allen ſeinen Verwaltungsmaasnahmen zum Grund legte, hob im Jahre 1776 die Handwerksinnungen auf.

Soll man ſie jetzt wieder herſtellen? Hr. Coſtaz hält ohne Zweifel ſehr richtig dafür, daß dazu keine Gründe vorhanden ſeien, nachdem ſattſam dargethan iſt, daß ſie weder Sittlichkeit noch Ordnung in den Fabriken befördern, wohl aber ein läſtiger Druck für die Arbeiter ſind,

Digitized by Google

daß sie die Nacheiferung ersticken und die Entwickelung des Kunstfleißes hindern. Der verlangte Wiederaufbau des gothischen Gebäudes kann daher gewiß keinen Beifall verdienen.

Der im Jahre 1786 zwischen Frankreich und England geschlossene Handelsvertrag ist ein weiterer Gegenstand von Hrn. Costaz Untersuchungen. Durch den verhältnißmäßig schlechten Zustand der französischen Fabriken ward dieser Vertrag dem eigentlichen Handel Frankreichs allerdings nachtheilig; der Landbau hingegen gewann dadurch vielleicht mehr, als der Handel einbüßte. Es können nicht alle Bestimmungen eines Vertrags nur der einen der unterhandelnden Nationen günstig sein, vielmehr muß die eine wie die andere für erhaltene Vortheile durch gebrachte Opfer Ersatz geben. Die spätern Folgen des Vertrags sind jedoch in der That günstiger gewesen, als man hoffen durfte, und sie haben den, bald der Bestechung, bald des Unverstandes beschuldigten Unterhändler (den Hrn. von Rayneval) vollkommen gerechtfertigt. Frankreich verdankt ihm die Einbringung von Maschinen, die ihre Produkte wohlfeiler zu liefern möglich machten, und in dieser Hinsicht der National-Industrie große Vortheile brachten.

Hr. Costaz bedauert es, daß die in den Jahren 1797, 1800, 1801 und 1806 veranstalteten Ausstellungen einheimischer Industrieprodukte nicht fortgesetzt wurden. Es gewährte dies Fest der nützlichen Künste, neben der angenehmen Unterhaltung, alle Vortheile des ermunterten Wetteifers. Der letzte Abschnitt des Buchs ist der Aufzählung der wichtigen in sein Fach einschlagenden seit 1789 zu Stand gekommenen Anstalt gewidmet, der polytechnischen Schule, des Längenbureau, des Konservatoriums der Künste und Handwerke, der Kunst- und Handwerksschulen in Chalons, Angers u. s. w. Es läßt sich unmöglich verkennen, daß die Revolution die Hauptveranlassung des Schwunges gewesen ist, den die Künste seit einer Reihe von Jahren genommen haben; dadurch hat sie dann vielleicht auch für einen Theil des Schlimmen, das von ihr ausging, Ersatz gewährt. Die Revolution war es, welche das in den höhern Ständen der Gesellschaft gegen Handelsgewerbe bestandene Vorurtheil zerstört hat. Einer der ersten unter Frankreichs vormaligen Großen, Hr. von Liancourt, ist gegenwärtig einer der einsichtsvollsten und thätigsten Fabrikanten, der sich zum Behuf mehrfacher nützlicher Thätigkeit gleichsam zu vervielfältigen scheint.

Buonaparte sah im Handelsmann nur einen Finanzmann, und im Handel nur einen Schwamm, zum Ausdrücken gut, für seinen Schatz und für den Krieg. Aber sein Kontinentalsystem nöthigte die Franzosen, alles das selbst zu erzeugen, was die abgeschnittenen Verbindungen nicht mehr lieferten; diese Anregung hat eine große Zahl gelungener Resultate herbeigeführt.

u.

Digitized by Google

Urſprünglicher Plan und Zweck der Jeſuiten.

Nachfolgende kleine Abhandlung iſt nur ein Bruchſtück aus der noch ungedruckten Geſchichte der Jeſuiten in Oberdeutſchland vom Herrn Heinrich von Lang. Der als ſcharfſinniger Geſchichtforicher in Baiern längſt rühmlich bekannte Verfaſſer, nachdem er in ſeinem Werke die allgemeine Geſchichte des berühmten Ordens im kleinen Umriß vorausgeſandt hat, entwickelt die innere Verfaſſung der Geſellſchaft, und liefert dann die beſondere Geſchichte von ihrer Entſtehung, Ausbreitung und Wirkſamkeit im obern Deutſchland, namentlich in Baiern und Schwaben, bis zur Aufhebung. Er ſchöpfte dazu aus bisher nie benutzten Quellen. Es wird hell, daß die Jeſuiten einen ſehr vernünftigen, ihrer Zeit angemeſſenen Zweck hatten, welchen ihre heutigen Schirmhalter weder kennen, noch ahnen. Daher der große Erfolg ihrer Erſcheinung ehmals. Sie ſind aber durch Verkehrung ihrer Obern davon abgewichen. Daher ihr Mißgeſchick nachmals. Die Urſachen der Mißgriffe lagen in der Verfaſſung ſelbſt, und würden bei einer jeden hergeſtellten ähnlichen Geſellſchaft immer wieder auf eine ähnliche Weiſe eintreten, jetzt aber vielleicht eine ganz unerwartete eigene Reaktion in der katholiſchen Kirche ſelbſt herbeiführen.

Schon das hier gelieferte Bruchſtück aus Lang's Geſchichte der Jeſuiten, die eigentliche Darſtellung vom urſprünglichen Geiſt und großen Gedanken des Ordens rechtfertigt die nicht geringen Erwartungen, welche man vom Ganzen des Werks nährt, und wird das baldige Erſcheinen deſſelben zum allgemeinern Wunſch erheben.

D. H.

Schon unter Ignaz wurde es ſeinen vertrauteſten Verbündeten deutlich, daß dem Bild einer geiſtlichen Ritterſchaft, von welchem der Stifter allererſt ausgegangen, nach dem Bedürfen ihrer jetzigen Zeit ein höherer Geiſt nothwendig einzuhauchen ſei. Die neuen Feinde des päpſtlichen Stuhls, dem ſich die Geſellſchaft beſonders verpflichten wollte, mußten auch mit neuen oder wenigſtens mit ihren eigenen Waffen bekämpft werden.

Man durfte ſich nicht täuſchen, als ſeien es die Fürſten, welche die Reformation herbeigeführt oder vorzüglich befördert hätten. Alles was in der Welt Großes geſchieht, geht nicht aus der Willkühr einzelner Menſchen, ſondern aus dem Geiſt der Zeit hervor.

Die Glaubensänderung griff in den freien Städten, in der Schweiz, in den Landen der Biſchöfe ſelber ſo raſch um ſich, als in den Staaten der Fürſten. Dieſe ſämmtlich hätten lieber die katholiſche Geiſtlichkeit aufrecht erhalten; aber zu ſchwach, um dem Strom zu widerſtreben, der in der ähnlichen Huſſitiſchen Gährung die weltliche Macht mit der geiſtlichen beinahe zugleich verſchlungen hätte, begnügten ſie ſich mit Klugheit oder lauernd nachzugeben, und aus dem, was doch nicht zu hindern war, ihren möglichſten Vortheil zu ziehen.

Wollten ſich die frommen Väter aufrichtig fragen, was denn eigentlich dasjenige ſei, das mit ſo unwiderſtehlichem Eindruck in ſeiner nackten Einfalt über alle äuſſerliche Pracht und Herrlichkeit des katholiſchen Gottesdienſtes ſiegte? ſo mußten ſie ſehr leicht finden, es ſei dieſes

Digitized by Google

vorzüglich in dem wunderbaren Zauber der Muttersprache, der Gesänge, der Predigten und Bibelübersetzung gelegen, in der versuchten Herstellung der alten evangelischen Strenge und Sittenreinheit — die besonders auf das edle Gemüth der Nordländer eingewirkt — in der Abschaffung des Mönchwesens, dem es jetzt an allem vernünftigen Endzweck und an der öffentlichen Achtung fehlte, und endlich in der Zurückführung des bischöflichen Regiments auf seine ursprüngliche erste Einsetzung.

Aus dieser Betrachtung ging sodann die natürliche Folgerung hervor: Man müsse einer einmal gereizten öffentlichen Meinung nicht mehr geradezu entgegen treten. Vielmehr könne man das, was so sehr zur Glaubensänderung gelockt und angeworben, nachahmen und übertragen, ohne das Dogma aufzugeben. Die katholischen Priester dürften nur ebenfalls mit gleichem Eifer und fleißiger, mehr aus der heiligen Schrift als den Legenden predigen — die Sakramente häufiger austheilen, die Kinder sorgfältiger unterrichten, strenger auf eine äusserliche Zucht und Ordnung dringen. Dieses zeigte sich denn auch wirklich als die wesentlichste Richtung des neuen Jesuitenordens, für dessen Zweck die erste päpstliche Bestätigungsurkunde von 1540 das Wachsthum der Seele im christlichen Leben und Glauben, und die Fortpflanzung der Religion durch Predigten, Exerzitien, Werke der Liebe, Unterricht und Beichthören erklärte.

Man sollte wahrhaftig glauben, hierin die Sprache der ersten evangelischen Prediger selber zu hören. Nicht der Glanz des römischen Stuhls, nicht ein beschauendes Mönchsleben, nicht die besondere Verherrlichung und Nachfolge irgend eines Heiligen, nicht die Aufhäufung des Schatzes eigener guter Werke zum Heil und der Erlösung anderer Seelen, sondern die sittliche Veredlung der Nebenmenschen wird als das schöne Ziel der neuen Gesellschaft ausgesteckt. Papst Julius im Jahr 1550 fand für gut, diesen Zweck namentlich auch noch auf die Vertheidigung des Glaubens, die Aussöhnungen, Tröstung der Gefangenen, überhaupt auf alle christliche Liebeswerke auszudehnen.

Auch die nach Baiern gekommenen Jesuiten erklärten dem Herzog Albrecht die Absicht ihres Ordens, nämlich die Urgestalt der christlichen Kirche herzustellen (pristinam ecclesiæ faciem). Wollten die Väter nun der christlichen Kirche alt-evangelische Gestalt wieder herstellen, so mußten sie nothwendig das üppige ausgewachsene weltliche Bischofswesen und das Mönchsthum umgestalten. Um vorerst die bischöfliche Gewalt unmerkbar zu schwächen, verschafften sie sich nicht allein selbst die Befreiung von aller bischöflichen Unterordnung, sondern auch in Ausübung aller bischöflichen Handlungen und Verwaltung der Sakramente, eine durch mehrere zahlreiche päpstliche Privilegien begründete Selbstbefugniß. Zugleich wurden in Rom Kollegien oder Pflanzschulen, z. B. im Jahre 1552 das Collegium germanicum, errichtet, aus welchem unter Leitung Jesuitischer Lehrer die deutsche höhere Geistlichkeit gebildet werden sollte. Ihnen, den Jesuiten selbst, blieb die Annahme der bischöflichen Würden in der Regel untersagt. Ebenso ließen sie sich klüglich von aller Theilnahme, an dem verhaßten

Digitized by Google

Geschäft der Inquisitionsgerichte entbinden. Das Mönchthum glaubten sie dadurch leise auflösen oder doch mildern zu können, daß sie selbst, außer dem Gelübde der Armuth und des Gehorsams, nicht sowohl als Mönche, sondern wie Kleriker erscheinen wollten, daß sie dem überspannten beschaulichen Mönchsleben eine schlichte ununterbrochene Thätigkeit in Unterricht und Seelsorge unterzustellen, und durch ihre Häuser die andern Orden möglichst zu verdrängen suchten. Daher urtheilte auch die Sorbonne schon im J. 1554, daß das Jesuiten-Institut ganz dazu gemacht sei, den andern Mönchsstand umzustürzen. Hierin wirkten selbst die Bischöfe und katholischen Landesregenten mit; z. B. als das Benediktinerkloster Ebersberg in Baiern den Jesuiten eingeräumt worden, schrieb der Kurfürst Ernst von Kölln als Bischof in Freising, von Hirschberg aus unterm 16. April 1597 an Herzog Wilhelm: „er wünsche für seine Person recht sehr, daß es mit allen so groben, verlaufenen Mönchen und ungottselig lebenden Klöstern eine solche Mutation gewinnen möchte; es sollte ohne allen Zweifel Gott und seiner heiligen Kirche besser, als mit dergleichen bestialischen Leuten, wie man sie anders nicht baptiziren könne, gedienet seyn.“

Die Verdorbenheit des gegenwärtigen Geschlechts gab aber bald die Ueberzeugung, wie vergeblich alles Bemühen sei, dieses zu verbessern, und daß die Gesellschaft ihre Arbeit nur an der heranwachsenden Jugend beginnen, auch nur aus dieser ihre künftigen Glieder sich selbst heranziehen müsse. Dieweil denn, schrieb der Provinzial Paul Hoffäus an den Herzog in München, bei der jetzigen Welt wenig Besserung zu gewarten, so muß darum Ecclesia die beste Hoffnung allein auf die künftige Posterität bauen.“ Der Eingang zu dem vierten Theil der Konstitutionen besagt: „Die Gesellschaft bedürfe rechtschaffene und gelehrte Männer. Leute, die schon auf dieser Stufe stünden, seien schwer anzuwerben;“ daher müsse die Gesellschaft einen andern Weg einschlagen und solche gutgeartete Jünglinge aufnehmen, von denen zu hoffen stehe, daß sie zu solchen rechtschaffenen und gelehrten Männern gebildet werden könnten.“

So wie Sokrates sich damit begnügte, jeden Menschen nur in so weit zu veredeln, als seine Natur es erleiden konnte (s. Jakobi Alexis), so setzten sich hingegen die Jesuiten mit Pythagoras den höhern Zweck, einige Individuen auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu erheben, damit sie die andern regierten, und so alle glücklich würden. Wo sie die Macht dazu hatten, wie in Portugal, dehnten sie die Strenge ihrer sittlichen Regierung, gleich den Spartanern, bis auf die Ordnung der täglichen Speisen aus.

Die Bemerkung, welch siegreichen Erfolg beim Volk den evangelischen Predigern Luthers Katechismus verschaffe, veranlaßte die Gesellschaft, durch den Canisius einen ähnlichen katholischen Katechismus fertigen zu lassen, der zum erstenmal 1554 in Wien erschien (Summa doctrinae Christianae).

So zeigte sich wirklich überall der erste Karakter des ursprünglichen Jesuitismus als ein Nachahmen und Aufgreifen der gegnerischen protestantischen Institute, als ein wechselseitiger Wetteifer, die Gestalt der alten Kirche, jeder nach seiner Ansicht, wieder herzustellen.

Digitized by Google

Damit iſt es den Jeſuiten gelungen, die Meinung der Welt zu theilen, und den zweifelhaften frommen Gemüthern eine hergeſtellte evangeliſche Kirche mit bewahrtem katholiſchen Glauben anzubieten. Dieſes hat dem Proteſtantismus die erſten Jeſuiten, als wahre Nebenbuhler, auf gleiche Linie geſetzt; und nicht die Macht der Bannflüche, Ketzergerichte und Konzilien, ſondern dieſer ähnliche Geiſt des Jeſuitismus war es, was dem Proteſtantismus, der wohl außerdem durch das ganze chriſtliche Europa fortgeſchritten wäre, einen unvermutheten Aufenthalt und Stillſtand gebot, davon ſich die betroffenen Gegner den Grund ſelbſt nicht zu erklären wußten.

So lange der Jeſuitismus ſich alſo aus dem eigenen Geiſt der Zeit entfaltet, iſt er ſchön und groß herangewachſen; er iſt wieder verwelkt und untergegangen, als ſich ſeine Wurzeln über die reine Quelle ſeines erſten Urſprunges verbreiten, und dem Stamm unächte Zweige eingeimpft werden ſollten. Mit welchen leeren Namen man jetzt auch den Orden erwecken wollte, ſo wird doch das, was einmal in der öffentlichen Meinung untergegangen, deren Dollmetſcher die Aufhebungsbulle ſelber war, ſo wenig, wie überhaupt alles Vergangene, iemals wieder zurückgerufen werden können. Im Gegentheil iſt zu befahren, daß wenn ſolche neue Orden entſtehen ſollten, welche ſtatt dem alten evangeliſchen Sinn wieder einen rohen Hildebrandismus gründen wollten, unter irgend einem neuen Namen auch ein neuer Proteſtantismus, und mächtiger als aller vorige hervortreten dürfte.

Ein Wort über die Nationalgüter-Veräuſſerungen im Kirchenſtaat.

Folgendes ſind die päpſtlichen Verfügungen über die Kirchen- oder Nationalgüter, in chronologiſcher Ordnung dargeſtellt:

1) Den 25. Auguſt 1801. Konkordat mit Frankreich. Fol. 3.
   Der Papſt genehmigt die Verkäufe der Kirchengüter.

2) Den 24. Oktober 1801. Päpſtliches Edikt über die Nationalgüter im Kirchenſtaat. F. 3.
   Der Papſt erklärt dieſe Verkäufe dem Kirchen- und Staatsrechte zuwiderlaufend, null und nichtig, reavocirt alle verkauften Güter, und gewährt aus Gnade den vierten Theil des erlegten Kaufſchillings als Schadloshaltung.

3) Den 16. September 1803. Konkordat mit der italieniſchen Regierung. F. 9.
   Der Papſt genehmigt die Verkäufe der Kirchengüter.

4) Den 5. Juli 1815 und den 4. May 1816. Der Papſt gewährleiſtet die Verkäufe der Nationalgüter, welche unter der letzten Regierung im Kirchenſtaat gemacht wurden, und widerruft die Verfügungen, welche geiſtliche Gerichtshöfe im Sinne des Edikts von 1801 erlaſſen hatten. F. 10.

Digitized by Google

Es iſt auffallend, daß der nämliche Staatsſekretär, auf Befehl des nämlichen Papſts, zwei ſo ſchnurſtracks einander entgegengeſetzte Verfügungen erließ, und, auch heute noch, beide zugleich, blos mit Rückſicht auf die Kontraktsepochen handhabt!

Entweder hat der Papſt im Jahr 1801 an den Nationalgüter-Käufern Unrecht verübt, oder er verübte es im J. 1815 an den frühern Beſitzern derſelben.

Ancona, den 10. Oktober 1818. G**

Nr. 1. Auszug aus dem Konkordat mit Frankreich vom 25. Auguſt 1801.

Art. 13.

Se. Heiligkeit, aus Friedensliebe, und in Rückſicht der glücklichen Wiederherſtellung der katholiſchen Religion, erklären, daß weder Sie, noch Ihre Nachfolger, auf keine Weiſe die Käufer der veräuſſerten Kirchengüter ſtören werden, und daß das Eigenthum, die Rechte und Einkunfte derſelben in den Händen der Käufer und ihrer Nachfolger verbleiben ſollen.

Nr. 2. Edikt vom 24. Oktober 1801.

Herkules von St. Agata in der Vorſtadt, der heiligen römiſchen Kirche Diakonus Kardinal Conſalvi, Staatsſekretär Sr. Heiligkeit, unſers Herrn Papſtes Pius VII. und beſtändiger Kommandeur-Abt der berühmten Abtei von Grotta ferrata.

Se. Heiligkeit unſer Herr Papſt Pius VII. innigſt überzeugt, daß nach den feſteſten Grundſätzen, des ſowohl geiſtlichen als weltlichen Staatsrechts, kein Beſitz oder Wiedergabe denjenigen zuſteht, welche unter den eben verfloſſenen Umſtänden öffentliche, unter dem Namen Nationalgüter bekannte Ländereien kauften, und in Gemäßheit des Gutachtens der dieſerhalben mittelſt Edikt vom 9. Juli 1801 niedergeſetzten heiligen Kongregation, haben Höchſtdieſelben immer den unwiderruflichen Grundſatz feſtgehalten, daß gedachten Käufern kein Eigenthumsrecht auf ſolche Güter zugeſtanden werden könne, indem ſolches dem Staatsrechte, ſo wie dem Rechte Einzelner zuwiderliefe.

Der Feſtigkeit dieſer Grundſätze ungeachtet, haben Se. Heiligkeit in Ihrem Beſtreben, die allgemeine Ruhe zu erhalten und die Gemüther mit den feſteſten und dauerhafteſten Banden an Sich zu ketten, von jeher in Ihrem väterlichen Herzen entſchloſſen, auch in dieſer Rückſicht den Samen von Mißmuth zu vertilgen, der zurückgeblieben wäre, wenn dieſe Käufer die Rückgabe der Güter an ihre erſten rechtlichen Eigenthümer als Urſache ihres gänzlichen Verluſts angeſehen hätten. Eben ſo wenig entgingen Seiner Aufmerkſamkeit die Zeitumſtände, und die Rückſichten, welche die Grundſätze der Mäßigung und Biederkeit erheiſchen, womit die jetzige franzöſiſche Regierung ihr Betragen gegen den heiligen Stuhl und die päpſtliche Regierung abmißt.

Dieſe Konziliations-Geſinnungen vermochten Höchſtdieſelben, gedachten Käufern die möglichſte Erleichterung zu gewähren, welche die Lage der Finanzen eines durch ſo viele frühere Stürme

Digitized by Google

erschöpften Staats erlauben kann, um ihnen mittelst einer partiellen Entschädigung den Verlust leidlicher zu machen, welchen sie im Augenblicke des Ankaufs solcher Güter erlitten, obschon dieselben keinen eigentlichen Grund zum Klagen hätten, wenn auch der Erfolg ihrer Spekulationen den gänzlichen Verlust des so aufs Spiel gesetzten Kapitals nach sich zöge.

Indem der heilige Vater Sich mit diesen wohlthätigen Absichten gegen die Käufer beschäftigte, konnte Seine Gerechtigkeit und Billigkeit nicht umhin, vorderſamſt auf die um so heiligern Verbindlichkeiten Rücksicht zu nehmen, weil sie rechtlich und früher eingegangen wurden, als man von gedachten Gütern Besitz nahm; diesen Verbindlichkeiten unterlagen sie immer, sowohl ihrer Natur gemäß, und wegen der Unverletzbarkeit der angeſtammten Rechte der ältern Eigenthümer, als auch wegen der Hypothek der frühern Schulden, die den Staat belaſten, und mit ihm alle öffentlichen Güter, welche von dieser Laſt niemals gültig entbunden werden konnten *).

Bei Vergleichung der Mittel des Staatsärariums und der Unterthanen, die aufs äusserſte durch die Zeitbegebenheiten erschöpft sind, mit der ungeheuern Masse gedachter öffentlicher Schuld, und mit der Ausdehnung der Güter-Veräusserungen erkannte Er, die Konziliationsmittel nicht ausdehnen zu können, ohne der Gerechtigkeit Abbruch zu thun, weil jedes Uebermaas der gnädigen partiellen Entschädigung an die Käufer, der Befriedigung rechtlicher älterer Gläubiger entzogen werden müßte.

Auch entging Seinem Scharfblicke nicht, daß in Rücksicht der Zahlungsart des größten Theils der verkauften Güter, und der bezogenen Einkünfte während ihres Besitzes, die wirkliche Auslage für dergleichen Käufe im Allgemeinen unendlich geringer ist, als der Nominal-Preis der Kontrakte ausweiset.

---

*) Pius VI. hatte das Land mit Papiergeld überschwemmt, und zu dessen Sicherheit den fünften Theil aller Staats- und Kirchengüter verpfändet. Die republikanische Regierung tilgte diese ungeheuere Staatsschuld mittelst Veräusserung von Nationalgütern. Pius VII. ließ die Amortisation des Papiergeldes bestehen, allein die an Zahlung gegebenen Güter unterlagen gegenwärtigem allgemeinem Revendikations-Edikte. Ueberhaupt handhabt Pius VII. in Rücksicht der durch Frankreich eingesetzten republikanischen Regierung ganz eigene Grundsätze! Was dieselbe zum Vortheile des Aerariums verfügt hatte, ließ er gelten, aber ihre für Staatsausgaben, den Unterhalt der okkupirenden Truppen u. s. w. eingegangenen Verbindlichkeiten erkannte er nicht an, weil sie von einer Regierung abstammen, mit welcher er nichts gemein habe!

Die Wiederherstellung des Zustandes ante republicam hatte wenigstens einen Anschein von Recht gehabt, aber sie wäre den päpstlichen Finanzen wegen des Wiederaufiebens des Papiergeldes unendlich lästiger gewesen, als die Anerkennung der durch die republikanische Regierung eingegangenen Schulden, deswegen strich der heilige Vater beide. Würde wohl ein Wiederkäufer so handeln? Die edeln Friedensstifter sprachen weit weniger von Gerechtigkeit als der Papst in seinem Edikte; aber sie üben dieselbe gewissenhafter aus. Ihr Grundsatz in Rücksicht der Nationalgüter ist, „deren Eigenthum denjenigen zuzusichern, welche sie bona fide gekauft und bezahlt haben, mittelst Abschluß von Kontrakten mit der Regierung, welche faktisch die Oberherrlichkeit ausübte und das Staatsgut verwaltete.“

Anmerk. des Uebersetzers.

Digitized by Google

Alles dieſes berückſichtigt, und mit den Umſtänden, den Verhältniſſen und den Perſonen im Allgemeinen und unter einem einzigen Geſichtspunkte betrachtet, ohne Sich auf kleine Abſtufungen einzulaſſen, welche das Geſchäft verlängern, verwirren und vielleicht auch gehäſſig machen würden, hat Er nach reifer Ueberlegung beſchloſſen, was in Rückſicht dieſes wichtigen Gegenſtandes im Allgemeinen betrachtet, abgemeſſene Vereinbarung der heiligen Pflichten der Gerechtigkeit, mit obgedachten Rückſichten und Seiner angeborenen Billigkeit entſpricht.

Deswegen befahl, Er Höchſtdeſſelben, uns mittelſt dem Orakel Seiner Stimme mitgetheilte Verfügungen öffentlich bekannt zu machen. In deren Gemäßheit ergeht hiermit folgende Verordnung:

1) Es wird hiermit im Namen Sr. Heiligkeit erklärt, daß alle Käufer von ſogenannten Nationalgütern, in welcher Gegend des Staats ſie liegen mögen, ohne Rückſicht auf Nationalität, Rang, Stand und Vorrechte, nie irgend ein Recht, weder zum Wiederbeſitze des Eigenthums, der Verwaltung, noch zum Bezuge der Aernten und Einkünfte ausüben können, ſowohl in Rückſicht der verfallenen und reif gewordenen, ſeit ſie den Beſitz der Güter verloren, als auch der in der Folge ſich ergebenden.

Diejenigen mittelbaren oder unmittelbaren Käufer, welche durch irgend eine proviſoriſche Verfügung oder Nachſicht im Beſitze oder Verwaltung von Gütern dieſer Art geblieben ſind, ſollen unverzüglich deren vollkommen freien und gänzlichen Beſitz in die Hände des Hochwürdigen General-Schatzmeiſters niederlegen, indem ihn Se. Heiligkeit zum beſondern Vollzieher gegenwärtiger Verfügungen ernannt haben, oder der von demſelben zu wählenden Abgeordneten, ohne irgend einen Vorbehalt, und ſodann gedachtem Hochwürdigen Oberſchatzmeiſter genaue und treue Rechnung ihrer Verwaltung ablegen, ſo wie von den Renten, welche ſie ſeit dem Tage, wo die republikaniſche Regierung im Beſitzorte aufhörte, bis zum Tage der Rückgabe gedachter Güter bezogen haben.

Das nämliche iſt in Rückſicht der Güter zu beobachten, welche nach Vertreibung der Käufer in Verwaltung gegeben wurden, und die ihren ehmaligen Beſitzern noch nicht wieder erſtattet worden ſind. Die Verwalter ſollen ſie zur Verfügung des Hochwürdigen Oberſchatzmeiſters halten, und in der Folge nach ſeiner Vorſchrift deren Rückgabe vollziehen, mittlerweile aber demſelben genaue und treue Rechnung von ihrer Verwaltung ablegen.

2) Se. Heiligkeit, nicht in Rückſicht irgend eines Anrechts obgedachter Käufer, ſondern bloß wegen der angeführten Konziliations-Abſichten, und um denſelben den Verluſt der im Ankaufe verwendeten Summen zu erleichtern, gewähren ihnen den vierten Theil des beim erſten Ankaufe wirklich ausgelegten Werths, ohne Rückſicht auf den Preis der Wiederverkäufe zu nehmen, obſchon die Güter aufs bündigſte privilegirt ſein möchten, wohlverſtanden, wenn gedachte erſte Käufe definitiv waren, und die Zahlung des Kaufſchillings bündig erwieſen wird.

3) Da die Lage des Staats und der Eigenthümer nicht erlauben, ſogleich dieſen, als gnädige partielle Entſchädigung zugeſtandenen, in klingender Münze zahlbaren vierten Theil

Digitized by Google

des wirklichen Kaufschillings zu entrichten, so erklären und befehlen Se. Heiligkeit, daß nach Einsicht der Kontrakte durch den Hochwürdigen Oberschatzmeister, oder der von ihm ernannten Beamten, und Festsetzung gedachten wirklichen Viertels, vor der Hand unfehlbar alle halbe Jahre die gesetzlichen Zinsen zu vier Prozent entrichtet werden sollen.

4) Um die Käufer der pünktlichen Zahlung der Zinsen sowohl, als des Kapitals des Viertels zu versichern, erklären Se. Heiligkeit, daß die nämlichen respektiven zurückgenommenen Güter für beide Gegenstände ausdrücklich verpfändet bleiben sollen. Und damit diese Zahlung baldmöglichst geleistet werde, ertheilen Höchstdieselben hiermit dem Hochwürdigen Oberschatzmeister alle nöthige Vollmacht, Kapitalien aufzunehmen, oder andere zinstragende Kontrakte abzuschließen, und die Güter so wie ihre Eigenthümer verbindlich zu machen, damit spätestens in fünf Jahren das Viertel völlig abgetragen sei, falls keine andere schnellere Uebereinkunft auszumitteln ist; zu welchem Behufe Sie gedachtem Hochwürdigen Oberschatzmeister die Vollmacht ertheilen, mit den Käufern selbst Uebereinkünfte zu treffen, mittelst welcher ihnen die gnädige Entschädigung zufließe; falls ihm gelingt, solche Händel abzuschließen, soll er Sr. Heiligkeit besondere Berichte darüber erstatten, und Dero Genehmigung einholen, sodann die Uebereinkunft vollziehen, und auf diese Art den Käufern die Erlangung der allerhöchsten Wohlthat immermehr erleichtern und beschleunigen.

5) Demnach wollen Se. Heiligkeit, daß die alten Eigenthümer, welche bereits wieder in den Besitz ihrer Güter getreten sind, ruhig in demselben verbleiben, und solchen wie ehmals ruhig fortgenießen sollen, mit der einzigen Zulast, obgedachtes Viertel auf der vorgeschriebenen Weise zu entrichten.

Die Güter, welche bisher provisorisch in den Händen der Käufer verblieben, und diejenigen, so wirklich unter Verwaltung sind, sollen vom Hochwürdigen Oberschatzmeister den alten Eigenthümern zurückerstattet werden, sobald man über die Zahlungsweise des den Käufern zugestandenen Viertels übereingekommen sein wird.

6) Da die Absicht Sr. Heiligkeit bei diesen Verfügungen die obenangeführte ist, nämlich den Käufern der Nationalgüter den Verlust ihrer wirklichen Auslagen zu erleichtern, so versteht es sich von selbst, daß diese Verfügungen sich nicht auf die Käufer erstrecken, welche entweder im Ganzen, oder größtentheils dergleichen Güter von der sogenannten römischen Republik durch Losschlagen oder Ueberlassen in solutum, als Zahlung fruherer Forderungen empfangen haben. Da diese Käufe wegen der Verschiedenheit der Zahlungsurkunden und ihres Ursprungs verschiedene Rücksichten verdienen, will Se. Heiligkeit, daß eine besondere Kongregation ernannt werde, welche diese Urkunden untersuche. Nach ihrem Gutachten werden Se. Heiligkeit auch baldmöglichst Dero Allerhöchste Verfügungen bekannt machen, wohlverstanden in Rücksicht der partiellen Entschädigung, welche nach den oben angenommenen Grundsätzen, je nach den verschiedenen Umständen und ursprünglichen Ursachen der Verkaufs-Kontrakte statt haben kann*).

*) Dieser Artikel war ein Hoffnungsfaster! Mehr als der vierte Theil des erlegten Kaufschillings wurde Niemandem gewährt.

Digitized by Google

Se. Heiligkeit hoffen, daß in diesen Verfügungen jedermann Dero väterliche Absichten erkennen wird, mit den Berechnungen abgemessen, ohne welche Ihre Großmuth nicht mit der Gerechtigkeit und Erfüllung der unverletzbaren Pflichten Ihres Amtes und Ihrer Oberherrlichkeit, an denen Sie fest hangen, vereinbart sein könnten; Sie hoffen demnach zuversichtlich, daß jedermann den Zweck dieses Entschlusses ehren, und demselben nachkommen wird, ohne Schwierigkeiten entgegenzusetzen, welche zudem nichts helfen, sondern zur unparteiischen Vollziehung dieser Befehle die Hände bieten werde, sie sind reiflich überdacht, und um so unwiderruflicher.

Gegeben im Quirinal, den 24. Oktober 1801.

E. Kardinal Consalvi.

Angeschlagen und publiziert, obgedachten Tag, Monat und Jahr.

Felix Castellani, Ober-Cursor.

Rom bei Lazzarini, Drucker der verehrlichen apostolischen Kammer.

Nr. 3. Auszug aus dem Konkordat mit der italienischen Regierung vom 16. Sept. 1803.

Art. 16.

In Rücksicht der ausserordentlichen Vorfälle der verflossenen Zeit und ihrer Wirkungen, und besonders in Rücksicht des Nutzens dieses Konkordats für die Revolutions-Angelegenheiten, so wie aus Sorge für die öffentliche Ruhe, erklären Se. Heiligkeit, daß die Käufer veräusserter Kirchengüter, weder von Ihnen, noch von den römischen Päpsten Ihren Nachfolgern, belästigt werden sollen, und dennoch das Eigenthum dieser Güter, ihre Einkünfte und Rechte, unverletzlich deren Nachfolgern verbleiben soll.

Nach dem Wiener Kongresse publizierte der Papst, dem 103. Artikel desselben gemäß, ein Edikt, womit den Nationalgüter-Käufern der Besitz ihrer Güter zugesichert wurde; die Bischöffe hatten dasjenige von 1801 und dessen unumstößliche Grundsätze in frischem Andenken, und erließen demselben gemäße Verfügungen. Darauf erging nachstehende

Nr. 4. Notifikation.

Herkules von St. Agata u. s. w. Staatssekretär.

Se. Heiligkeit unser Herr, haben mit den bittersten Empfindungen vernommen, daß einige geistliche Gerichtshöfe sich erlaubt haben, Verfügungen durch den Druck bekannt zu machen, welche denjenigen entgegengesetzt sind, so Seine Heiligkeit für nöthig fanden, mittelst Ihres Edikts vom 5. Juli 1815 in Rücksicht der sogenannten Nationalgüter, welche unter der letzten Regierung veräussert wurden, zu ertheilen *), die Käufer dadurch in Schrecken zu versetzen, und Angst und Ungewißheit wegen dem Bestand dieser Käufe zu verbreiten.

*) In Rücksicht der frühern Verkäufe handhabt der Papst sein Edikt von 1801 auch gegen die Starrköpfe, welche die dankerottmäßige Entschädigung des Viertels nicht bezogen haben, ja selbst diese verweigert er nun.

Digitized by Google

Um dieſe Unruhen zu ſtillen, haben uns Se. Heiligkeit ausdrücklich befohlen zu erklären, daß gedachte Verfügungen ohne Dero Vorwiſſen gedruckt wurden, daß Sie dieſes Verfahren äuſſerſt mißbilligen, und wiederholen, daß die Verfügungen des Edikts vom 5. Juli 1815 in voller Kraft bleiben und den ruhigen Beſitz der Käufer verbürgen.

Aus der Staatsſchreiberei den 4. Mai 1816.

E. Kardinal Conſalvi.

Von kirchlichen Angelegenheiten in Frankreich.

Papſt Pius VII. Glaubenspredigt — Leibnitz als Theolog. — Verſuch einer Auferſtehung der Franziskaner in Frankreich. — Gregoires Entwurf zur Vereinigung der griechiſchen und katholiſchen Kirche; deſſen Gebetbuch für Neger. — Entwurf eines Proteſtanten in England zur Vereinigung der anglikaniſchen und katholiſchen Kirche. — Merkwürdiger Hirtenbrief des Pfarrers von St. Romain am Mont'or.

Von der Glaubenspredigt (homelie) des regierenden Papſt Pius VII., die dieſer zur Verherrlichung der Grundſätze der Freiheit und Gleichheit als Kardinal Chiaramonti und Biſchof von Imola gehalten hat, iſt kürzlich die dritte Pariſer Ausgabe von des Biſchof Gregoire franzöſiſcher Ueberſetzung (bei Baudouin) erſchienen; dieſer dritten Ausgabe ſteht die italieniſche Urſchrift zur Seite. Die erſte war 1814 erſchienen.

Die Vorrede bemerkte: es müſſen unſtreitig die in der Rede ausgeſprochenen Grundſätze politiſcher und bürgerlicher Freiheit Aufmerkſamkeit erregen. Die damalige Zenſur ſtrich die Worte politiſcher und bürgerlicher Freiheit, aus; in der zweiten Ausgabe erſt wurden die bedenklichen Worte frei! Auſſer mehrern italieniſchen Ausgaben und der in Sulzbach gedruckten deutſchen Ueberſetzung der Homilie, iſt auch eine ſpaniſche Dolmetſchung derſelben, durch den Bürger von Venezuela, Hr. Roſcio, den Verfaſſer des Buchs: El trionfo della libertad sobre el despotismo erſchienen.

Der Allem, was mit ſeinen Meinungen und Arbeiten zuſammentreffen kann, emſig nachforſchende Hr. Gregoire hatte ſich, während Hannover von franzöſiſchen Truppen beſetzt war, an ihren Befehlshaber, den General Mortier, nunmehrigen Herzog von Treviſo, gewandt, um einen dort aufbewahrten ungedruckten Briefwechſel zwiſchen Leibnitz und Arnauld zu erhalten; er erhielt das Geſuchte und gibt in einem der neueſten (dem vierzehnten) Hefte ſeiner Chronique religieuse umſtändliche Nachricht. Das merkwürdigſte Stück des Briefwechſels iſt ein großes lateiniſches Schreiben von Leibnitz an Arnauld. Der deutſche Polybiſtor macht darin dem gelehrten Janſeniſten viele Komplimente und unterhält ihn hierauf von ſeinen eigenen Entdeckungen über mancherlei phyſikaliſche, optiſche und pſychologiſche Gegenſtände; geht davon

Digitized by Google

aber alsbald zu moraliſchen und religiöſen Betrachtungen über, und ſpricht die Hoffnung aus, die Anwendung ſeiner Entdeckungen dürfte für manche chriſtliche Dogmen, als die der Dreieinigkeit, der Menſchwerdung und der Vorherbeſtimmung, neue Beweiſe liefern und hinwieder auch den Vertheidigern des Chriſtenthums neue Waffen gegen die Atheiſten, Naturaliſten und Socinianer an die Hand geben. Die Stelle aber, welche dem Herrn Gregoire am meiſten Freude macht, betrifft das Meßopfer oder Abendmahl, und eine deshalb mit einem Freund gepflogene Unterredung — ad eucharisticos tuos labores (ſchreibt Leibnitz) delapsi sumus, quibus mysterii veritas atque, ut sic dicam, realitas perpetua, perpetua sanctorum patrum traditione contra significatores asseritur, et gratulati sumus ecclesiæ, nactæ tandem qui repetitis replicationibus insistens, nihil respirationis concederet adversarum semel deprehensis.

Auch die Franziskaner Mönche wollen in Frankreich wieder auferſtehen. Aus einem kürzlich in Paris (bei Hacquart) gedruckten Flugblatte erſieht man, daß der Ordensgeiſtliche A. J. Humbert, welcher als Minorite Profeß gethan hat, in Rom wegen der Indulgenzen Vorſtellungen einreichte, die verſchiedenen Kloſterkirchen zuſtehen, und deren Verluſt er befürchtet, wenn nicht dafür geſorgt wird, daß die Bedienung jener Kirchen wieder in die Hände der Franziskaner komme. Am meiſten beſorgt und bekümmert iſt er jedoch für den Portiunkula-Ablaß, der dem heil. Franziskus von Aſſiſi durch den Herrn Chriſtus ſelbſt bewilligt, und im Jahr 1221 vom Papſte iſt genehmigt worden. Der Pater Humbert hat hierauf aus Rom unterm 20. Heumonat 1817 eine Bulle erhalten, die den Ablaßkram, um den er ſich kümmerte, neu beſtätigt. Er theilt jetzt das päpſtliche Breve mit, und fügt ihm einen Kommentar über die Vorzüge des Portiunkula-Ablaſſes bei, welchem kein anderer gleich kommt, indem (heißt es) der Portiunkula-Tag (2. Auguſt) der auserwählte Tag göttlicher Barmherzigkeit iſt, an welchem die Himmel offen ſtehen und die Gnade des Herrn ſtromweiſe ſich über die Erde ergießt. Der erſte Kirchenbeſuch an dieſem Tage erwirbt dem Beſucher für ſich ſelbſt Ablaß; alle folgenden aber, wenn ſie auch zehn- und zwanzigfach wiederholt werden, bringen den Verwandten und Freunden im Fegfeuer eine gleiche Zahl Abläſſe. Die Verheißung dafür gab Gott dem Ordensſtifter in Gegenwart ſeiner Mutter, der heiligen Jungfrau, und in Beiſein der Engel. Er hat damit angedeutet, wie vorzüglich werth und angenehm ihm die geiſtlichen Orden ſind. „Wenn nun (ſo ſchließt der Verfaſſer ſeinen Aufruf) junge Leute ſich finden, die in meinen Orden einzutreten wünſchen (es haben ſich deren ſchon mehrere gemeldet), ſo nehme ich ſie mit Vergnügen auf. Wir ſind, nöthigenfalls, die Helfer der Pfarrer zu Stadt und Land; unſere Ordensregel iſt nicht ſtreng.“ Er unterzeichnet ſich: Humbert, Mineur-conventuel, Commissaire-général du dit ordre, rue et île Saint-Louis, Nr. 24. vis-à-vis de l'église.

Digitized by Google

Eine im Juni 1814 von dem vormaligen Bischof von Blois, Hrn. Gregoire, den Kaisern von Rußland und Oesterreich eingereichte Denkschrift über die religiöse und politische Wichtigkeit der Vereinbarung der griechischen und lateinischen Kirche, so wie über die Mittel, dieselbe zu Stande zu bringen, ist in dem zehnten Heft der von Hrn. Gregoire neuerlich eröffneten Chronique religieuse (vom 30. Herbstmonat 1818) abgedruckt, und man will davon hier einen summarischen Auszug liefern.

Die verschiedenen Religionsbekenntnisse der europäischen Völkerschaften scheinen dem Verfasser der Denkschrift nachtheilige Trennungen zwischen diesen zu unterhalten und zu befördern. Ihre Vereinbarung ist in religiöser Hinsicht wichtig, damit die Wahrheit ihren Kreis verbreiten und den Irrthum verdrängen möge, welcher ausser ihm liegt; in politischer Hinsicht ist jene wünschenswerth, weil das übereinstimmende Religionsbekenntniß die Bande zwischen Regierung und Volk, so wie zwischen den verschiedenen Regierungen untereinander enger knüpft. Die Vereinbarung der griechischen und lateinischen Kirchen, die einander nicht sehr entfremdet sind, wäre an sich schon von der größten Wichtigkeit. Die erstere besteht aus zwei Abtheilungen, deren eine sich der griechischen, die andere der slavischen Liturgie bedient; zu der letztern gehören alle Kirchen des lateinischen Ritus und daneben mehrere Kirchen, welche sich der griechischen, slavischen, chaldäischen, armenischen u. a. Sprachen bedienen. Der Kaiser von Rußland hat in seinen polnischen Besitzungen viele Katholiken. Die Verbindung Frankreichs, Oesterreichs und anderer katholischer Staaten mit Rußland, würde durch die Kirchenvereinbarung an Stärke und Dauer gewinnen.

Vormals schon ist diese Vereinbarung versucht worden. Als der Czar Peter der Große, während seines Aufenthalts in Paris am 14. Brachmonat 1717 die Bibliothek der Sorbonne besuchte, wurden ihm von den Doktoren dieser Anstalten unter anderm auch slavische Handschriften gezeigt, und die Freundlichkeit des Kaisers ermuthigte sie, dem Monarchen zu sagen, er könnte wohl durch nichts seinen Ruhm höher steigern, als wenn er die Vereindarung beider Kirchen zu Stande brächte. Der Kaiser schien den Gedanken nicht zu verwerfen. „Allein (sagte er) ich bin nur Soldat und beinebens sind gewisse Punkte vorhanden, die uns trennen.“ Hr. Bourster erwiederte: „Als Landesfürst sind Ew. Majestät Beschützer der Religion. Was die Punkte betrifft, worin die griechische und lateinische Kirche voneinander abweichen, so könnte jene ihre liturgischen Formen und Disziplin beibehalten. Der dogmatische Artikel von dem Ausgehen des heiligen Geistes beruht wohl nur auf einem Wortstreit, und was das Primat des Papstes betrifft, so könnte man sich darüber leicht durch die allgemeine Anerkennung der gallikanischen Freiheiten einverstehen, welche das Ansehen des Kirchenoberhaupts innerhalb der durch die heiligen Kirchenvorschriften bezeichneten Grenzen beschränken.“ — „Nun dann (sagte der Czar) geben sie mir eine Denkschrift über die Sache und sein sie versichert, daß ich sie den Bischöfen meines Reiches zustellen und dieselben auch anhalten werde, darauf zu antworten.“ Die, gleich am folgenden Tag dem Kaiser überreichte Denkschrift, ist in französischer und

Digitized by Google

lateiniſcher Sprache mehrmals gedruckt worden *). Nach ſeiner Rückkunft in Petersburg übergab der Kaiſer die Schrift an die damals in der Hauptſtadt befindlichen Biſchöfe und forderte ſie auf, eine Antwort einzureichen, welches auch unterm 15. Brachmonat 1718 in einem von dreien derſelben unterzeichneten Schreiben geſchah. Dieſe Prälaten waren der Meinung, die Vereinbarung könnte entweder durch eine allgemeine Kirchenverſammlung (concilium oecumenicum) oder durch öffentliche Konferenzen, die zwiſchen Stellvertretern beider Kirchen gehalten würden, zu Stande kommen. Indeß glaubten ſie ſich verpflichtet, die vier Patriarchen des Orients zu Rathe zu ziehen, wodurch vorläufige Anbahnung durch Briefwechſel zwiſchen den beiderſeitigen Gottesgelehrten keineswegs ſollten gehindert werden. Das Schreiben war übrigens in einem der Vereinbarung ſehr günſtigen Geiſte abgefaßt.

Wenn dieſer Verſuch ohne Erfolg blieb, ſo mag die Schuld davon wohl gutentheils dem inzwiſchen an's Miniſterium gelangten Kardinal Dubois zugerechnet werden, der die Sache entweder aus Leichtſinn oder abſichtlich vernachläſſigte. Man mußte verſtändige, gelehrte und fromme Männer zur Unterhandlung nach Rußland ſenden; ſtatt deſſen ward zwar ein ſehr würdiger Mann, der Pfarrer des Kirchſprengels von Paris, Hr. Jubé, aber ohne Beglaubigung von der franzöſiſchen Regierung hingeſandt, und unglücklicher Weiſe hatten auch gerade damals unwiſſende Kapuziner durch Uebertreibung ſogenannter ultramontaniſcher Anmaßungen Anſtoß gegeben. Dazu kam die bekannte Stimmung des der Sache abgeneigten Vorſtandes der heiligen Synode, des Erzbiſchofs von Nowogorod, welcher vielleicht auch die Berathung der Patriarchen des Orients nur als Hinderniß zwiſchen einſchob. Von einer Antwort dieſer Patriarchen iſt nie etwas bekannt geworden, und noch am 28. April 1812 meldete der berühmte Metropolite von Moskau, Platon, dem Hrn. Gregoire, er habe ſorgfältige Nachforſchungen in den Archiven veranſtaltet, aber nichts gefunden.

Jetzt nun (im Jahr 1814) glaubte der Biſchof Gregoire bei den vorhandenen Ausſichten für einen umfaſſenden und dauerhaften Frieden, könnte eine allgemeine Kirchenverſammlung eher als ſonſt zu Stande kommen, und die gewünſchte Vereinigung möchte durch ſie leichter als einſt durch das Konzilium in Florenz erzielt werden. Doch ſcheint ihm hinwieder der von den ruſſiſchen Biſchöfen vorgeſchlagene Weg der vertrauten und freundſchaftlichen Konferenzen zwiſchen wohlwollenden, frommen und einſichtsvollen Männern noch beſſer und kürzer zum Ziele zu führen. Die Kaiſer von Rußland und Oeſterreich, welche zahlreiche Chriſten beider Bekenntniſſe in ihren Staaten haben, könnten die Konferenzen veranſtalten.

Die ruſſiſche Kirche iſt nicht von den Patriarchen des Orients abhängig, und kann darum auch ohne dieſelben unter der Leitung ihres Kaiſers die Unterhandlung anbahnen und zum Schluſſe führen. Ihr Beiſpiel würde die unter osmaniſcher Herrſchaft ſtehenden Griechen

*) Man vergleiche die dem dritten Bande der Analyse du livre de l'action de Dieu etc. par M. Bourgier (1753) angehängte Relation des démarches faites par les docteurs de Sorbonne pour la réunion de l'eglise de Russie en 1717 et années suivantes.

Digitized by Google

nachziehen. Einſtimmigkeit müßte man freilich nicht erwarten; aber ſollte auch die Mehrheit anfangs widerſtreben, ſo dürfte man ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen. Vieles würde jetzt leichter ſein als vormals. Was man ſehr uneigentlich Religionshaß nannte, iſt durch vorſchreitende Sittigung gutentheils verſchwunden. Die lateiniſche Kirche hat ihre diſſentirende Schweſter, die griechiſche Kirche, nie mit dem Bannfluche belegt. Es iſt mehr nur Schisma, als Hereſie, vorhanden, und ſeit geraumer Zeit iſt die Annäherung (la communion in sacris) auf den Inſeln des adriatiſchen Meeres, vorzüglich auf Korfu, ſchon in bedeutendem Maaſe zu Stande gekommen. Dazu kommt alles dasjenige, was ein ſchnelles Wiederaufleben wiſſenſchaftlicher Kultur unter den Griechen hoffen läßt. Das Chriſtenthum hat die Verſchmelzung der unterjochten Griechen mit ihren Beherrſchern, den Türken, verhindert; es unterhält bei jenen die Hoffnung der politiſchen Wiedergeburt, und die Religionsvereinbarung würde die ihnen dazu nothwendige Hilfe und Unterſtützung der chriſtlichen Mächte befördern helfen. — Es ſcheint indeß nicht, daß die Denkſchrift des franzöſiſchen Biſchofs von den Kaiſerhöfen, denen ſie überreicht ward, ſei beachtet worden, oder daß ihre Vorſchläge Beifall fanden.

Das Gebetbuch für farbige und ſchwarze Menſchen (Manuel de piété, à l'usage des hommes de couleur et des noirs, Paris 1818. 12.), welches der Biſchof Gregoire herausgab, führt das Motto: „Alle Menſchen ſind aus eben der Erde und eben dem Staube erſchaffen, wie Adam. Eccles. 33. 10.“ Und ſein Titelkupfer ſtellt einen ſchwarzen, einen farbigen und einen weißen Menſchen, alle drei vor einem Kruzifix kniend, vor. Der ganze Inhalt des kleinen Buches iſt für die Menſchenſtämme berechnet, für die er auch geſchrieben iſt. Eine Sammlung von Schriftſtellen, welche ſie betreffen, und religiöſe Betrachtungen über Afrika ſind den Litaneien ſelbſt vorausgeſandt, und am Schluſſe derſelben folgen die kurzen Lebensgeſchichten einiger Heiligen aus farbigem oder ſchwarzem Geſchlecht; es ſind: die heilige Ifhigenie, der heilige Elesbaan, der ehrwürdige Porras, der ſelige Antonius von Caltagirone, und der heilige Benedikt der Maure, von Pius VII. im Jahr 1806 ſelig geſprochen. Das Leben Benedikt des Mauren ſchließt ſich mit folgender Stelle: „Viele Potentaten lebten auf Erden und waren Geiſſeln der Menſchheit; die einen ſind vergeſſen, andere werden von der Nachwelt verabſcheut, während ein armer Neger, welcher ſeinen Mitmenſchen Erbauung gab, Himmelsbürger geworden, durch das Oberhaupt der Kirche ſelig geſprochen iſt, und jetzt von Katholiken aller Farben Huldigungen empfängt, zum Beweiſe der ewigen Wahrheit, daß bei Gott kein Anſehen der Perſon gilt. Geburt, Macht und Reichthum ſind in ſeinen Augen gleichgiltig, denn oft werden ſie den verdorbenſten Menſchen zu Theil, und nur der gute Gebrauch mag ihnen Werth verleihen. Ein Unglücklicher, vom niedrigſten Stande in den Augen der Weltmenſchen, ſei er ein Schwarzer, von gemiſchtem Blut, oder ein Weißer, ein Freier oder ein Sklave, iſt größer in den Augen Gottes, als ein verdorbener und laſterhafter Menſch, wenn er auch Reichthümer und Ehren-Auszeichnungen beſitzen oder ſogar ein Diadem tragen ſollte. Das Chriſtenthum

Digitized by Google

verkündet laut dieſe urſprüngliche Eigenſchaft der Menſchen von allen Farben, die aus gemeinſamem Stamme entſproſſen, vom gleichen Gotte erſchaffen, gleichmäßig durch das Blut von Jeſus Chriſtus erkauft, und alle auch gleichmäßig zu ſeinem Liebesmale geladen ſind. Dieſe göttliche Sittenlehre, dieſe unwandelbaren und ewigen Lehrſätze, müſſen den Afrikanern und ihren Abkömmlingen die katholiſche Religion, welche ſie zu bekennen das Glück haben, unſtreitig noch theurer und lieber machen."

Als Seitenſtück zu dem Vorſchlag des Biſchof Gregoire zur Vereinbarung der griechiſchen und römiſchen Kirche, gedenken wir des ganz neuerlich durch einen proteſtantiſchen Prediger in England gethanen Antrags, für eine Vereinbarung der anglikaniſchen und der römiſchen Kirche. Die Schrift, worin derſelbe enthalten iſt, führt den Titel: Betrachtungen über die Vortheile, welche ein Zuſammentritt (concilium) der anglikaniſchen und römiſchen Kirche, zum Behuf der Ausgleichung der Religionsſtreitigkeiten, und zur Erzielung der Einheit der Friedensbande, gewähren würde; durch Samuel Wix, Vikar von St. Bartholomä. (Reflections concerning the expediency of a council etc. London 1808. 8.) Dem Verfaſſer ſcheinen die Trennungen und Sekten in ſeiner eigenen Kirche bange zu machen, und er neigt ſich offenbar mehr dem Geiſte der katholiſchen als der proteſtantiſchen Kirche zu, wenigſtens in ſo weit jene Einheit des Glaubens und hierarchiſche Inſtitutionen fordert. Bei allem dem, was er ſelbſt einzuräumen geneigt wäre, darf man ſich alsdann eben nicht wundern, wenn ihm die gewünſchte Vereinbarung ausführbar vorkömmt. Die anglikaniſche Kirche iſt, wie Hr. Wix meint, der anſehnlichſte unter den proteſtantiſchen Vereinen und zugleich derjenige, deſſen Bekenntniſſe und Hierarchie der römiſchen Kirche am nächſten ſteht. Die anglikaniſche Kirche anerkennt gleich der römiſchen, die vier erſten allgemeinen Kirchenverſammlungen und drei Glaubensbekenntniſſe, jenes der Apoſtel, das Niceaniſche und das vom heil. Athanaſius benannte. In dem wichtigen Scheidepunkt der Transſubſtantion ſcheint Hr. Wix ſich auf die Seite der römiſchen Auslegung zu neigen. Dagegen wünſcht er die Liturgie in der Landesſprache und beruft ſich hierin auf den gleichartigen Wunſch eines kürzlich verſtorbenen katholiſchen Geiſtlichen und Landsmannes, des Hrn. Chetwode. Die anglikaniſche Kirche, ſagt Hr. Wix, hat ſich von der römiſchen, in ſoweit ſie biſchöflich iſt, nicht getrennt, ſie hat nur auf irrige Lehren und Uebungen derſelben verzichtet. Den Heiſchesatz der Katholiken: „Was überall, was jederzeit und von allen geglaubt ward, das iſt wahr", räumt er gerne ein und bemüht ſich darzuthun, wie auch außer der Bibel noch viel anderes, was dieſe nicht enthält, von der anglikaniſchen Kirche, zuſammentreffend oder annähernd mit der katholiſchen, gelehrt und geglaubt wird. Den Hauptpunkt oder die Grundlage des Proteſtantismus, derzufolge kein untrüglicher irdiſcher Ausleger der heiligen Schriften anerkannt wird, umgeht der Britte, oder faßt ihn wenigſtens nicht feſt in's Auge, und er knüpft darum unſchwer ſein unvollſtändiges und in manchen Dingen auch wohl unrichtiges

Digitized by Google

Gemälde der Verwandtschaft beider Kirchen, die nähern Vorschläge für den Zusammentritt beider Theile zur Ausgleichung ihrer Verschiedenheiten. Der Hauptvortheil, welchen er damit erzielen will, haben wir schon im Eingang angedeutet, er hofft nämlich die Sekten der anglikanischen Kirche zu zerstören. Ohne sich geradezu gegen die Bibelgesellschaften zu erklären, macht ihn die Verbindung mit den Dissenters in derselben, für die bischöfliche Kirche ungemein besorgt. Die Hierarchie dieser letztern scheint ihm gefährdet; die Ehrfurcht der Layen für ihre geistlichen Hirten hat sich vermindert und gleichmäßig die Unterordnung des niedern gegen den höhern Klerus — Alles zur Freude der Latitudinarier und der Freunde des Universalismus, so wie zum Schrecken der Vertheidiger des bischöflichen Ansehens. Die Besorgnisse dieser letztern erhalten durch das ungleiche Benehmen der Glieder der höhern Geistlichkeit einen neuen Zuwachs. Zur Seite eines gelehrten und frommen Bischofs, welcher seinem Klerus die Bibelgesellschaft empfiehlt, thut ein Anderer eben so vorzüglicher das Gegentheil; ein Dritter, durch hohes Talent ausgezeichnet, macht sich zum Anwald der Gesellschaft; ein Vierter, der jenem nicht nachsteht, tritt als Gegner auf, ihn zu widerlegen; ein Fünfter behauptet, die Bibelgesellschaft sei der anglikanischen Kirche verderblich, und ein Sechster versichert, sein vortrefflicher Kollege verkenne die wahren Grundsätze der Kirche. In diesen Widerspruch kann sich Hr. Wiz nicht finden. Er will Einheit haben und ruft aus: „Was man in der römischen Kirche auch immerhin für Irrthümer finden mag, gewiß ist, daß dieselben ungleich geringer sind, als die der Quäcker, welche alle Sakramente verwerfen, oder jene der Socinianer, der Unitarier, welche die Gottheit Christi und die Versöhnung unserer Sünden durch seinen Tod läugnen u. s. w.“ — In einer umständlichen Anzeige dieser Schrift, die der Bischof Gregoire in seiner Chronique religieuse (Nr. XI.) liefert, hält der eifrige Katholike die Ausführung des Vorschlags für so leicht nicht, wie der Britte meint; er deutet auf die von dem letztern übergegangenen Hauptpunkte hin, erinnert an die einzig thunlichen, durch den Bischof von Meaux längst ausgesprochenen Einräumungen, welche die römische Kirche in Disziplinarsachen machen könnte, während sie in Glaubenssachen keine machen kann. Tant que l'espèce humaine existera (sagt Gregoire) il y aura des abus et les abus ne peuvent jamais être une cause légitime pour déchirer la robe de Jesus-Christ; mais ceux, qui dans le seizième siècle servirent de prétexte à la réforme, ne sont-ils pas à-peu-près tous corrigés? Et dès-lors quel motif pourrait excuser la prolongation d'un schisme, qui attriste, qui désole les véritables enfans de l'évangile. La vérité ne peut exister au milieu de ce vagabondage de systèmes, qui pullulent dans le sein du protestantisme; y voit-on cette unité hors de laquelle il n'y a ni vérité, ni sécurité? Fasse le ciel qu'un jour à la tige catholique soient rattachées toutes les branches qui en sont arrachées, ce jour de jubilation n'arrivera-t-il jamais? Ehre dem redlichen Mann, der seine Ueberzeugung ungeheuchelt ausspricht. Was man auch immer davon halten mag, so wird man hinwieder gerne gestehen müssen, es sei Hr. Gregoire viel besserer Katholik, als Hr. Wiz Protestant ist.

Digitized by Google

Unter den neueſten antigallikaniſchen oder ultramontaniſchen Erzeugniſſen der franzöſiſchen Geiſtlichkeit, zeichnet ſich der am 18. Auguſt 1818 erlaſſene und zu Lyon gedruckte Hirtenbrief des Pfarrers von Saint-Romain am Montd'or (Lettre de M. Fr. Arquillière, curé de Saint-Romain au mont-d'or, aux fidèles de sa paroisse. 8.) aus. „Es ſind (ſagt dieſer Römerling ohne Hehl) die gallikaniſchen Freiheiten eine gleichmäßige Frevelthat gegen die Religion, wie die Volksfreiheit ein frevelnder Eingriff in die Rechte des Eigenherrſchers iſt.“ Er jammert über den Widerſpruch, den das ſo fromme, ſo einfache und ſo wohlthätige Konkordat findet, und dieſen Hirtenbrief hat er einzig geſchrieben, um ſeinen Pfarrkindern die Unfehlbarkeit des Papſtes recht einzuſchärfen. Dies thut er dann auch ſo platt und abgedroſchen wie möglich. „Jeſus Chriſtus (heißt es u. a.) wäre offenbar für ſeine Kirche nicht ſattſam beſorgt geweſen, wenn der Papſt, dem man Gehorſam ſchuldig iſt, ſich irren könnte.“ Die Bequemlichkeit dieſer Lehre für alle (geiſtliche und weltliche Beamte), denen man Gehorſam ſchuldig iſt, ſpringt in die Augen. Um die Apologeten der päpſtlichen Unfehlbarkeit mit ihren eigenen Waffen zu ſchlagen, erinnert man ſie an den Papſt Hadrian VI., welcher, als er noch Profeſſor in Löwen war, drucken ließ: „Der Papſt könne ſich irren und verſchiedene Päpſte hätten ſich in der That auch geirrt.“ Das Werk, worin dieſe Behauptung ſteht, ließ Hadrian, nachdem er Papſt geworden war, unverändert wieder abdrucken (Hadriani sexti, pont. max. questiones in quartum sententiar., Paris 1530. 8.) Es fragt ſich nun: Hatte er Recht? Alsdann iſt der Papſt nicht unfehlbar. Hatte er Unrecht? Alsdann iſt vollends klar, daß der Papſt ſich geirrt hat.

Schon die läppiſche und unziemlich ſcherzende Aufſchrift verräth den verkehrten Geiſt des Erzeugniſſes eines ungeſchworenen Prieſters in der Stadt Mans: Victoire, triomphe complet de ce qu'on appelle en France la petite église, par J. F. Méniel-Bucy, prêtre non assermenté de la ville du Mans (au Mans, 1818. 8.) Hier iſt ſtatt der ultramontaniſchen die ultrapapiſtiſche Lehre zu finden. Bekanntlich veranlaßte das Konkordat von 1801, zwiſchen den ungeſchworenen franzöſiſchen Prieſtern, vorzüglich den in England ſich aufhaltenden, eine Spaltung, die ſeither fortdauerte, und durch das 1817 vorgeſchlagene Konkordat neuerdings aufgeregt ward. Während in Frankreich ſelbſt viele derer, die ſich dem Konkordat von 1801 unterzogen hatten, dem Entwurf von 1817 aufs kräftigſte widerſprachen, ward der letztere hinwieder, freilich mit verſchiedenen Waffen, von ſolchen franzöſiſchen Geiſtlichen dieſſeits und jenſeits des Kanals angegriffen, die auch erklärte Gegner der erſtern geweſen waren. Dieſer Gattung der Antikonkordatiſten gehört der ſcurriliſche Hr. Meriel-Bucy an. Was er die kleine Kirche (la petite église) nennt, das iſt die Kirche derer, welche dem Konkordat von 1801 huldigten; dieſe vermindert ſich täglich, ſagt er, während die ſeine ſich durch Ueberläufer verſtärkt, welche ihre frühere Zuſtimmung zum Konkordat wiederriefen, und deren Ehrennamen er in langer Reihe ausſtellt. Die Sätze der Antikonkordatiſten, welche der Prieſter von Mans mit zwiſchen eingemiſchten groben Späßen vertheidigt, ſind ungefähr folgende: Das Konkordat von 1801

Digitized by Google

huldigt den Grundsätzen der bürgerlichen Verfassung (constitution civile) der Geistlichkeit; die organischen Artikel jenes Konkordats waren dem Papst bekannt, und seine Mißbilligung derselben war verspätet; der Papst und nicht der heilige Stuhl war es, der das Konkordat geschlossen hat; Jener war nicht frei, als er seine Zustimmung ertheilte; die von ihm ausgesprochene Entsetzung der Bischöfe, welche ihre Entlassung nicht nahmen, ist ungiltig, und die Umstände, worin er sich befand, waren nicht gebieterisch genug, um eine solche Verletzung der Kirchen-Disziplin zu rechtfertigen; weil dem Papst über das Zeitliche keine Gewalt zusteht, so konnte er auch mit Buonaparte keinen Vertrag schließen, der seine Erhebung zur höchsten Staatswürde für rechtmäßig erklärte; die ungeschworenen Konkordatisten sind dadurch, daß sie sich den Konstitutionellen anschlossen, und dem damaligen Staatsoberhaupt den Eid leisteten, Schismatiker, Heretiker und Abtrünnige geworden, wie auch Pius VII., dem die Entscheidungen seines Vorgängers Pius VI. entgegenstehen. Die Antikonkordatisten wollen mit dem Papst keine Gemeinschaft haben, und sie behaupten hingegen, jederzeit Glieder der katholischen Kirche zu sein, indem sie, die nie einen Eid leisteten, unverändert geblieben sind, was sie im Jahr 1789 waren.

Die Vertheidigung der ungeschworenen Konkordatisten gegen die Sekte, welche päpstlicher als der Papst sein, oder diesen selbst zum Heretiker machen will, führt ein Ungenannter in der Flugschrift Apologie du Concordat de 1801 contre les détracteurs de sa validité, par un curé (Paris 1818. 8.), der dann beinebens auch das Konkordat von 1817 in Schutz nimmt, sich mit seinen Gegnern in Angriffen gegen die kleine Kirche vereinigt, und Alles, was auf die bürgerliche Verfassung des Klerus Bezug hat, ebenso verdammt, wie jene thun. Den Antikonkordatisten aber sucht er darzuthun, wie aus ihrer Lehre sich ergeben müßte, daß die Kirche Christi aufgehört habe, sichtbar zu sein, wodurch sie einer ihrer Hauptmerkmale und Kennzeichen eingebüßt hätte. — In diesen und viel anderen Erzeugnissen neuester Gottesgelahrtheit sind wie man sieht, die feindseligen und weltlichen Leidenschaften also vorherrschend, daß jede Spur christlicher Liebe unter dem häßlichen und aberwitzigen Gezänke verloren geht.

u.

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich:

Stimmen der Zeit über Volksbildung.

— — Im Gesurre der tausend Stimmen, die aus allen größern und kleinern Zeitungen, Flugschriften, Sammlungen u. s. w. des heutigen Frankreichs aufsteigen, und den wahren Gedanken und das wirkliche Gefühl der Nation weder ganz darstellen, noch ganz verheelen können und wollen, machen sich einige auf ganz eigene Weise, als Lobredner der Volks-

Digitized by Google

dummheit bemerkbar. Gegen die Aufklärung, versteht sich, eiferten schon längst viele, besonders geistliche, wenn eben auch nicht geistreiche, Franzosen. Napoleon verspürte auch bald, daß ein denkendes Volk nicht ganz in seinen Kram taugte. Er, in seiner Machtfülle sich nicht minder untrüglich dünkend, als ein Papst in Glaubenssachen, war auf gutem Wege, seine Nation geistig einzuzäunen, wie es ihm schon politisch gelungen war. Daher verbot er, gleich englischen Waaren, auch deutsche Literatur; und ließ er Entwürfe schaffen, was und wie in den Schulen zu lehren sei, damit jedem Stande das demselben erforderliche Maas der Kenntniß zugetröpfelt werde, um zuletzt eine recht polytechnisch-militärische Nation zu erhalten. Nur um solch eine wars ihm zu thun, nur um ein tüchtiges Werkzeug in der kräftigen Hand, die Europen Gesetze schrieb. — Der Mann ist nach St. Helena verbannt worden; seine Idee aber nicht mit ihm. Man hat sie auch nach ihm noch ganz köstlich gefunden und besonders Leute vom Schrot und Korn der ehmaligen Ausgewanderten hegten und pflegten sie zärtlich. Einige ihrer Schriftsteller kommen ohngefähr in dem Hauptsatz zusammen: daß man viel wissen, aber nicht viel denken müsse. Letzteres wäre den Staatsmännern von Rechtswegen allein zu überlassen. — Unlängst ward (in dem Mémorial de l'homme public cinq. livraison) endlich ohne weitere Umstände die Frage aufgeworfen: soll ein Volk aufgeklärt sein? und mit selbstzufriedener Seichtigkeit dahin beantwortet: Nein! Wozu soll der gemeine Mann lesen und schreiben lernen, Schulen und Schulmeister haben? Kenntnisse und Einsichten anderer Art machen ihm Pflug, Spaten und Stoßkarren verhaßt und verächtlich, und dem Staate gefährlich. Z. B. sagt Herr Boutroux: „Durch wen wurden so viel Ehrenleute, die auf dem Lande wohnten, während der Revolution angeklagt? Durch die Dorfgelehrten und Dorfschulmeister. Und durch wen wurden sie gerettet? Durch ehrliche Bauern, die nicht das ABC kannten!“

Der pfiffige Staatskünstler Boutroux scheint nicht ohne Beifall zu reden. Selbst der Herausgeber des Mémorial de l'homme public, welcher sich nebenbei „Vertheidiger der französischen Freiheiten“ nennt, findet jenen Gedanken nicht ganz uneben, oder der französischen Freiheit unwürdig. Doch kommentirt er noch etwas vorsichtig das Wort peuple durch plebs, menu peuple; hält es aber für eine höchst wichtige Frage der économie politique: quel genre d'éducation appartient à la classe du menu peuple?

Das Wort menu peuple läßt sich nicht wohl durch Pöbel verdeutschen, weil wir in unsern Gegenden Pöbel in allen Ständen kennen. Vielleicht mag das auch der Fall in Frankreich sein. Immer müßte jener Preisfrage noch die vorangehen: Wie weit bis zum hohen Adel herauf erstrecken sich die Grenzen des menu peuple?

Der spanische General Morillo, welcher von seinem Könige nach Amerika geschickt wurde, Neugranada wieder zu erobern, hat seit drei Jahren praktische Versuche angestellt, die gefährlichen Einsichten des menu peuple zu vermindern. Er verurtheilte daselbst, laut dem im Morning Chronicle angeführten Namensverzeichnisse im Jahr 1816 hundert und

Digitized by Google

sechsundzwanzig Personen zum Tode, die durch ihre Kenntniß und Bildung gefährliche Unterthanen zu sein schienen. „Ich werde, sagt dieser blutlüsterne Pizarro des neunzehnten Jahrhunderts im Diario mercantil von Kadiz den 16. Jan. 1817: „ich werde keinen Einzigen in Neugranada beim Leben lassen, der Einfluß oder Kenntniß genug hat, in einer Revolution Rollen zu spielen!“ — In Frankreich leben vielleicht Viele, die Morillo's Maxime gar nicht so unvernünftig finden, als sie etwa andern scheint.

Aus Amerika.

Beitrag zur Theorie der Winde und Orkane. — Sittengemälde von Neu-Orleans.

Der kürzlich erschienene erste Band der Transaktionen der philosophischen Gesellschaft in Newyork enthält eine ausführliche Beschreibung des ungeheuern Sturmes, welcher im Christmonat 1811 in den vereinten Staaten von Amerika wüthete. Ihr Verfasser, Hr. Mitchill, hat die Angaben mehrerer Schiffskapitaine gesammelt, deren Fahrzeuge an verschiedenen Orten zwischen dem Kap Hatteras und der Massachussets-Bai auf die Küste geworfen wurden, so wie hinwieder auch die Nachrichten anderer Beobachter. Diesen Anzeigen zufolge ward die nachstehende Zeittafel verfertigt, worin die Stunde des Eintreffens des Orkans in jeder Stadt dem entsprechenden Breitegrad zur Seite steht. Aus ihrem Ueberblick ergibt sich, daß der Orkan am Kap Hatteras, als der südwestlichen Spitze, seinen Anfang nahm, von wo er sich allmälig von Süden gegen Norden bis nach Boston ausdehnte, wo er acht Stunden später eintraf. Wer dürfte nicht geneigt sein, hieraus zu folgern, der Wind habe in der Richtung von Süden nach Norden geweht? Es war aber in der That gerade das Gegentheil.

Allenthalben trat der Sturm mit plötzlichen und furchtbar heftigen Nordwind stößen ein, denen bald hernach ein starker Schneeniederschlag folgte. Der Wind hatte also an einer Stelle angefangen, wohin er ging.

Aus der nachstehenden Tafel ersieht man leicht, daß der Sturmwind von Süden nach Norden mit einer Geschwindigkeit von ungefähr zwanzig Lieues auf die Stunde vorrückte. Zu Norfolk fiel der Thermometer beinahe um 17 Grade der hunderttheiligen Scale in der einzigen Nacht vom 23. auf den 24. Christmonat. Heerden und verschiedene Menschen, welche diese heftige und plötzliche Kälte auf freiem Felde in der Nähe von Boston überfallen hatte, froren todt. Noch nie vielleicht waren die Schiffbrüche an den Küsten der vereinten Staaten und vorzüglich an jener von Long-Island, Newyork gegenüber, so zahlreich gewesen.

Namen der Orte.	Breitengrade.	Zeit der Erscheinung.
Zehn Millen nördlich vom Kap Hatteras	35 Grad ¼	23. Christm. 8 Uhr Abends.
Washington	38 Gr. 55 Min. N.	23. — 10 Uhr Abends.

Digitized by Google

Namen der Orte.	Breitengrade.	Zeit der Erscheinung.
Newyork	40 Gr. 40 Min. N.	23. — um Mitternacht.
Lyme	. . . . .	24. — um 2 Uhr Morgens.
Boston	42 Gr. 22 Min. N.	24. — um 4 Uhr Morgens.

Die Stunden wo es zu schneien anfing waren folgende:

Zu Plandome . . .	40 Gr.	24. — um 1 Uhr Morgens.
Zu Neu-London . . .	. . . . .	24. — um 2 Uhr Morgens.
Zu Boston	42 Gr. 22 Min. N.	24. — um 4 Uhr Morgens.

Bereits im Hornung 1802 hatte der nämliche Hr. Mitchill Beobachtungen über einen nordöstlichen Orkan gesammelt, der sich gleich dem vorstehenden von Süden nach Norden fortpflanzte. Er traf ein in:

Charlestown 34 Grad $^{3}/_{3}$ N. Br., am 21. Hornung um 2 Uhr Nachmittags.
Washington 38 Gr. 55 Min. N. Br., um 5 Uhr.
Neuyork 40 Gr. 40 Min. N. Br., um 10 Uhr.
Albany 44 Gr. N. Br., mit Tagesanbruch.

Eine gleichartige, ebenfalls an der Küste der vereinten Staaten angestellte Beobachtung, findet sich im sechsunddreißigsten Brief der Franklin'schen Sammlung: Letters and papers on philosophical subjects. Franklin erzählt, er sei an der Beobachtung einer Mondsfinsterniß in Philadelphia durch einen Nordost-Sturmwind gehindert worden, der gegen sieben Uhr Abends eintraf, und wie gewöhnlich von dichten, den Himmel überziehenden Wolken begleitet ward. Es befremdete ihn, als er einige Tage später vernahm, in Boston, das ungefähr vierhundert Millen nordostwärts von Philadelphia liegt, sei der Sturm erst um eilf Uhr Abends, lange nach der Beobachtung des Anfangs der Finsterniß eingetreten. Durch Vergleichung der in den verschiedenen Kolonien gesammelten Berichte hatte Franklin unzweideutig ausgemittelt, daß dieser nordöstliche Sturmwind um so später eintrat, je nördlicher die Lage des Beobachtungsorts war. „Demnach (fügt er hinzu) habe ich mir über die Ursache der Sturmwinde eine Vorstellung gebildet, die ich durch ein oder zwei aus dem gemeinen Leben entlehnte Beispiele erklären will."

„Man stelle sich einen langen mit Wasser gefüllten Kanal vor, der an seinem Ende durch ein Schutzbret verschlossen ist: so lang der Wassergang verschlossen ist, wird das Wasser ruhig bleiben; er wird hingegen in Bewegung gerathen, wenn man das Schutzbret aushebt; zuerst wird das mit diesem Bret in Berührung stehende Wasser seine Stellung ändern; dann folgt ihm das anstoßende, und so weiter allmälig bis ans andere Ende der Röhre, wo die Bewegung am spätesten verspürt wird. In diesem Fall bewegt sich das Wasser in der That gegen die Oeffnung hin, die früher vom Schutzbret verschlossen war, aber die Bewegungen, welche der ursprünglichen Ortsveränderung der Flüssigkeit, in den verschiedenen Theilen der Röhre

entsprechen, pflanzen sich in entgegengesetzter Richtung, das will sagen, vom Schutzbret gegen die Einmündung hin fort."

„Oder man stelle sich vor, wenn man lieber will, es sei die in einem Zimmer enthaltene Luft stillstehend; wenn kein Feuer am Kamin ist, wird sich keine Strömung bilden; aber sobald die durch das Feuer im Kamin verdünnerte Luft emporsteigt, so wird die benachbarte Luft einnehmen und dem Feuerheerd zuströmen; die gleiche Bewegung wird sich nach und nach weiter und im umgekehrten Sinn ihrer eigenen Richtung fortpflanzen bis zu den die gegenüberstehende Thüre berührenden Schichten. Demnach, wenn sich in Amerika ein nordöstlicher Orkan bilden soll, darf nur im Golf von Mexiko oder in dessen Nähe eine starke Luftverdünnung eintreten; die aufsteigende Luft wird durch die ihr zunächst gelegene, nördlichere kältere und dichtere ersetzt, und dadurch eine Strömung veranlaßt werden, welche durch die Gebirge des innern Landes der vereinten Staaten eine nordöstliche Richtung erhalten muß."

Es bliebe nun zu untersuchen übrig, ob die angeführten Beispiele Ausnahmen von der gewohnten Fortpflanzungsweise des Windes sind, oder ob, wie Einigen wahrscheinlicher vorkommt, diese Beispiele vielmehr die gewöhnlichere Fortpflanzungsart desselben darstellen? Welches von beiden der Fall sein mag, so darf man nicht etwa glauben, es sei die obbeschriebene Erscheinung eine Eigenthümlichkeit des Nordostwindes und der Küste der vereinten Staaten. Das Gegentheil beweiset nachstehende von Wargentin entlehnte Bemerkung: Wenn im nördlichen Europa der Westwind eintrit, so wird er in Moskau früher als in Abo verspürt, obgleich die letztere Stadt um 15 Grad westlicher liegt, und nach Schweden gelangt er erst, nachdem er vorher in Finnland wehte.

Ein Schreiben aus Neu-Orleans vom 10. Heumonat 1818 enthält folgende Nachrichten: Die katholische Religion ist hier den Landesgesetzen untergeordnet; sie ist die am meisten verbreitete, indem die Louisianer gutentheils Franzosen sind. Ihr Klerus steht unter einem in St. Louis residirenden Bischof. Die Priester der Stadt Orleans haben eine inkorporirte Kirche, deren Verwaltung durch Kirchenälteste besorgt wird. Ihr Kirchengut rührt von Schenkungen alt-französischer oder alt-spanischer Wohlthäter her. Der Pater Anton, ein sehr bejahrter Spanier, ist Pfarrer derselben, und alles Geistliche steht unter ihm. Er ist, so zu sagen, der Vater aller Bewohner von Orleans und genießt ihr unbeschränktes Vertrauen. Die Leichen werden in den besten Kleidern und gleichsam hochzeitlich geschmückt, zu Grabe getragen. Die Sitten sind mannigfaltig, wie die Bevölkerung selbst aus fremden Nationen gemischt ist. Die Lebensweise der Eingeborenen ist sehr einfach, voraus auf dem Lande. Die Mütter sind fruchtbar, sie stillen ihre Kinder selbst und haben dieselben sehr lieb. Manche werden gleich den Wilden erzogen. Außer den Häusern und vorzüglich in den Städten herrscht vieler Luxus. Auf dem Lande ist man knauserisch, dabei aber auch großthuerisch und dem Spiel wie der Trunkenheit ergeben. Die Stadt wird bisweilen durch Fremde beunruhigt, durch Korsaren nämlich, oder

Digitized by Google

andere, die sie gleichsam in Kriegszustand versetzen, so daß man des Nachts mit Sicherheit nicht ausgehen kann. Um acht Uhr Abends verkündigen Kanonenschüsse den Negern, daß sie sich nicht länger auf den Straßen dürfen blicken lassen und ehrliche Leute wissen nun, daß sie wohl thun, sich nach Hause zu begeben. Die Erziehung ist auf dem Lande überall sehr vernachlässigt. In der Stadt beschäftigen sich ein Ursulinerkloster und einige Damenpensionen mit dem Unterricht der Töchter; ein Kollegium ertheilt Unterricht in der englischen und französischen Sprache, in den Anfangsgründen der Rechen- und Meßkunst, der Erdkunde und der Geschichte. Auch etliche Dorfgemeinden haben Schulen, die aber unbedeutender und nur wenig besucht sind. Neu-Orleans besitzt vier englische und französische Tagblätter. Der französische Katechismus ist kürzlich erst hier gedruckt worden, jedoch mit Aenderungen; zur Zeit der Spanier ward der kleine Katechismus gebraucht. Seit etlichen Jahren gibt es auch eine protestantische Kirche. Der Handelsverkehr der Stadt ist meist sehr thätig und ausgedehnt. In Natchez sind Lebensart und Sitten ungefähr die nämlichen; doch finden sich in dieser kleinern und weniger Handelsverkehr als Orleans besitzenden Stadt mehr amerikanische Gewohnheiten, indem die Mehrzahl aus Amerikanern besteht. u.

Aus Asien.

Bemühungen für asiatische Sprachkunde.

— — Die Erforschung der asiatischen Sprachen wird besonders für die britischen Gelehrten ein immer geliebterer Gegenstand. Nur indem sich die Europäer mit jenen Sprachen vertrauter machen, ist es möglich, tiefer in das Innere des Landes und Geistes vieler uns noch sehr unbekannten morgenländischen Nationen einzudringen; ihre Geschichte in einen Zusammenhang mit der Weltgeschichte zu setzen, und eine durch die andere zu erläutern; neue Handelsverbindungen zu stiften; die Erdkunde in allen ihren hundert Feldern zu bereichern; die erhabenen Ideen des Christenthums auszubreiten; und was bisher noch nicht gelang, jene versiegelten Staaten Ostasiens, von denen wir mehr Mährchen, als Nachrichten haben, zu entsiegeln.

Von Macao aus vernimmt man, daß der Gelehrte Morisson gegenwärtig (im J. 1818) an seinem neuen chinesischen Wörterbuch drucken läßt. Die Unkosten zu dem Werke gibt die ostindische Gesellschaft. Von dem Werke, das auf Subskription, ein Exemplar zu zwanzig Guineen herausgegeben wird, werden bloß 750 Abdrücke gemacht. Es enthält drei Theile; der erste gibt die Einleitung oder den Schlüssel zum Ganzen; der zweite das englisch-chinesische Wörterbuch, und wird 40,000 Wörter reich sein; der dritte das chinesisch-englische.

Nicht minder wichtig für die morgenländische Sprachkunde sind die großen Wörterbücher und Sprachlehren, welche jetzt in Ostindien und in London von der Sanskrit veranstaltet werden. Diese Sanskrit kann uns schon darum höhere Bedeutsamkeit haben, weil sie gewisser-

Digitized by Google

maßen als die Urquelle aller bekannten Sprachen anzusehen sein dürfte, welche durch Wortbiegungen Verhältnißbegriffe ausdrücken; und noch immer als die heilige und wissenschaftliche ausgebildete Sprache der Hindu's gilt. Schon der in Hindostans Göttergeschichten als Heros glänzende Panini, ein Sohn der Fabelwelt, soll Verfasser der unter seinem Namen vorhandenen Bruchstücke über die Sanskritsprache sein. Kein anderes Volk der Welt hätte einen ältern Grammatiker aufzuweisen. Das heutige Hindostanische ist sichtbar aus der Sanskritsprache geworden, aber mit arabischen und persischen Worten vermischt und verwandelt. Der Grundton aller noch gesprochenen vierundzwanzig vorderindischen Sprachen ist mehr oder minder hörbar die Sanskritsprache.

Auch diejenigen zwanzig bis dreißig Zungen, in welchen die zwischen Vorderindien und China wohnenden Nationen heutiges Tages noch reden, sind Stammgenossen der Sanskrit. Unter denselben ist das Pali das, was den Bramanen die Sanskrit, die heilige Sprache; dennoch aber wohl nur eine der ältesten Töchter der Sanskrit, wie dergleichen auch das Prakrit für die Dschainas, die Bewohner des Pentschab, und das Send für die Parsen ist. Die am weitesten verbreitete Sprache zwischen Ostindien und China, die malayische, ist ein Gemisch vom Sanskritischen, einsilbigen Birmanischen und Arabischen. Auf der Halbinsel Malaja, berühmt durch ihren Reichthum an Zinn, (ohne Zweifel das „Temala" des alten Ptolomäus, denn Zinn wird noch heutiges Tages auf malajisch „Tema" geheissen) wird das Malajische am reinsten gesprochen*).

Wiewohl ein ganz anderer Geist jene einsylbigen Sprachen gebaut und vollendet hat, die im hintern Indien, wie in Tibet tönen, hat doch auch in diese die heilige Palisprache, die Urtochter der Sanskrit, noch sehr viele ihrer Bezeichnungen und Klänge ergossen, welche freilich aber auf den feinern und zerstückelnden Zungen der Einsilbler starke Verwandlungen erfuhren.

*) In den Asiatick Researches, (davon zu Calcutta und London zwei verschiedene Ausgaben in zwölf Bänden seit 34 Jahren erschienen sind) ist die gesammte indische Sprachverflechtung ein Hauptgegenstand der Untersuchung. Lichtvoller, als irgendwo, ist sie in der Anzeige jenes Werks dargestellt im zweiten und dritten Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur von 1818, unstreitig einem der gediegensten kritischen Werke der Deutschen, an welchem man die Hand der kenntnißreichen und geistvollen Oesterreicher, eines Joseph v. Hammer, Hormayr, Sartori u. s. w. nicht verkennt.

Digitized by Google

Die statistischen und landwirthschaftlichen Verhältnisse des Isere-Departements im südöstlichen Frankreich, nebst einer vergleichenden Betrachtung der Armenverhältnisse Englands und Frankreichs, von Hrn. Friedrich Lullin de Chateauvieux.

Das Thalgelände der Isere ist nicht nach Verdienst gekannt; mir scheint es an Schönheit die gepriesensten Schweizergegenden zu erreichen, oder sie wohl gar zu übertreffen; das südliche Kolorit ertheilt der Landschaft einen eigenthümlichen Reiz, der seine Wirkung auf die Phantasie selten verfehlt.

Das Thalbecken nimmt bei Chambery seinen Anfang und dehnt sich in westlicher Krümmung bis an die Mündung der Isere. Auf mehr denn dreißig Stunden Länge ist seine Breite nur unbeträchtlich; östlich wird es vom Alpengebirge und westlich von den Bergen der großen Karthause, deren Masse den Rhonefluß von der Isere scheidet, eingeschlossen.

Das Gebirge der Karthause ist niedriger, als die Alpen sind, aber an Bergtrümmern reicher; seine Gipfel mochten dem Zahn der Zeit nicht widerstehen, dessen Zerstörungen die nackten Bergspitzen bezeugen.

Um nach Grenoble zu kommen, verläßt man unweit von Montmelian die Turiner-Straße. Während die Landstraße nach Italien sich ostwärts den Engpässen der Maurienne zuwendet, folgt die andere südwärts dem Laufe des Iserflusses; durch unmerkliches Ansteigen führt der Weg nach Grenoble an den Fuß des Gebirgs der Karthause. Ehe man das Fort Barreau erreicht, kommt man unter den Mauern des Schlosses des Marches vorbei. Seine Lage und Größe ertheilen diesem Gebäude, das eben so wenig der gothischen als der neuern Bauart angehört, ein bedeutendes Ansehen: denn es beherrscht dasselbe beide Eingangsthäler von Italien und Frankreich.

Das Fort Barreau ist über dem Schlosse auf der höchsten Bergspitze erbaut; aber seine Bestimmung gehört einer Kriegsführung an, die nur noch in der Geschichte lebt, und seine Mauern sind unnütz geworden, seit wir gelernt haben, in der Gesammtbevölkerung eines Landes desselben Schutzwehr und Sicherheit zu finden.

Der Weg führt zwischen der Festung und dem Berg hindurch, und gewährt von den Höhen herab eine weite Fernsicht. Am Horizont erheben sich die Gebirge von allen Seiten; sie

Digitized by Google

bilden ein Amphitheater, welches vom Kranz der mit ewigem Schnee bedeckten Bergspitzen begrenzt wird.

Der Iserestrom fließt zwischen Inseln und Felsen; das seinem Ufer nach angeschwemmte Erdreich verräth eigenthümliche Fruchtbarkeit durch die dunklere Färbung; es liefert einen vorzüglichen Hanfboden und ist, wie bei sehr fruchtbarem Lande überall geschieht, in viele kleine Stücke zertheilt. Ueberhaupt ist das Thalgelände der Isere, durch seine Fruchtbarkeit sowohl als durch seinen beengten Raum, für die kleine Kultur vorzugsweise geeignet; der reiche Ertrag des Bodens vermehrt die Bevölkerung des durchs Gebirge eingeengten Thales, und nothigt sie dadurch, das Erdreich immermehr zu zerstückeln.

Auch schon die Lage des Thals mitteninne zwischen dem nördlichen und südlichen Himmelsstrich scheint beides die kleine Kultur und die große Bevölkerung zu heischen. Die Erzeugnisse beider Klimate werden daselbst angebaut; die einen im Thalgrunde, die andern am Abhang der Berge. In gleicher Nähe beisammen sieht man Weingelände und Viehweiden, Feigen- und Tannenbäume. Was die Natur sonst getrennt und über die Erde zerstreut hat, findet sich in diesem Thale, wie in einem vom Alpengebirge geschützten Garten, vereinbart.

An den Bergabhängen sah ich öfters kleine, durch Rasendämme zurückgehaltene Bäche, deren Wasser hernach, auf Schweizerart, durch eigene Rinnen zur Bewässerung der nahen Wiesengründe verwandt wird; ein dichter Graswuchs, worin sich das Gewässer verliert, lohnt die Mühe der Vorrichtung. Nußbäume, Weidenstämme, Kastanien, und noch viel andere Bäume mehr, wachsen auf diesen Wiesengründen, denen es an hinlänglicher Sonne, Wasser und Erde zur Ernährung dieser gesammten Pflanzenwelt nicht gebricht.

Wo am Fuße der Berge ihre herabstürzenden Trümmer Schutthalden bilden, stehen Weingärten, deren Pflanzer die Wärme und Trockenheit zweckmäßig vereint antrafen; eine sorgfältigere Kultur der Reben würde ihren Wünschen vollends entsprechen; der Wein ist eben nicht schlecht, aber lange nicht, was er bei besserer Behandlung der Rebe sein könnte. Diese wird vernachlässigt; die Weinstöcke wachsen unordentlich zwischen den Felsen und sind mit wild aufschießenden Pfirsichbäumen vermengt; die Abdachung des Bodens ist weder gleichförmig geregelt noch terrassenförmig eingerichtet, und doch könnte kaum irgendwo die Arbeit nöthiger und passender sein.

Tiefer unten gegen dem Flußbett zu sah ich, im Vorbeigehen, mit Gräben umzogenes Erdreich, worauf in buntem Gewirre ein große Menge Gemüse aller Art, Türkenkorn, Klee und Hanf gepflanzt sind. Die Kornärnten wurden von Fruchtbäumen beschattet und hoch an den Bergen sieht man die fernen Wälder, Viehweiden und Felsen. Dem Wanderer steht in dieser mannigfaltigen Mischung die Wahl offen, zwischen dem, was die Natur Ernstes und was sie Liebliches darbietet; zu seinen Füßen wächst Alles, was das Nahrungsbedürfniß des Lebens erheischt, und der Anblick der Berge und ihrer Einsamkeit gewährt der Phantasie nicht minder Stoff zur Beschäftigung.

Digitized by Google

Daß von Brachland auf dem engen und zugleich fruchtbaren Boden keine Rede sei, versteht sich wohl von selbst. Die Aernten folgen auf einander, wo nicht in schulgerechter, doch in ununterbrochener Ordnung; denn es sind die Erzeugnisse so mannigfaltig, daß kaum Raum genug vorhanden, und der Pflanzer für die Auswahl verlegen ist. Folgendes sind die Angaben des hier gewohnten Fruchtwechsels, theils auf dem angeschwemmten oder sogenannten Hanfland, theils auf dem davon ganz verschiedenen, wenn schon angrenzenden, höher liegenden Kornland:

Fruchtwechsel (assolemens) auf angeschwemmtem Land. 1. Hanf in gedüngtem Erdreich und nachher Steckrüben, ohne Wechsel. 2. Im ersten Jahr Hanf in gedüngtem Erdreich; im zweiten Jahr Korn und nachher Buchweizen; im dritten Jahr Gerste oder Türkenkorn, und hernach Steckrüben; mithin in drei Jahren fünf Aernten. 3. Im ersten Jahr Hanf in gedüngtem Boden und nachher Steckrüben; im zweiten Jahr Gerste, Bohnen, Türkenkorn, Kartoffeln oder anderes Gemüse; im dritten Jahr Korn, im vierten Klee, im fünften Korn und hernach Buchweizen; zusammen in fünf Jahren sieben Aernten.

Fruchtwechsel im Kornland. 1. Im ersten Jahr Kartoffeln oder Türkenkorn in gedüngtem Erdreich; im zweiten Jahr Korn; im dritten Jahr Klee; im vierten Jahr Korn und nachher Buchweizen; zusammen in vier Jahren fünf Aernten. 2. Im ersten Jahr Kartoffeln oder Türkenkorn in gedüngtem Erdreich; im zweiten Jahr Korn und nachher Buchweizen; im dritten Jahr Gerste oder Bohnen; im vierten Jahr Korn in gedüngtem Boden und nachher Buchweizen oder Steckrüben; im fünften Jahr Gerste oder Hafer und hernach spanischer Klee (sainfoin) während fünf bis sechs Jahren. Zusammen in fünf Jahren sieben Aernten.

Die bleibenden Kunstwiesen sind in der Dauphiné, so wie im ganzen mittäglichen Frankreich von undenklicher Zeit her bekannt. Sie bestehen entweder aus Luzerne oder aus spanischem Klee; auf dieser Kultur beruht der Reichthum dieser Landschaften. Luft und Erdreich sind zu trocken, um Klee und Wurzelgewächse zu nähren, daher dann die Pflanzen, welche Herzwurzeln treiben, hier vorzugsweise passen. Das durch die Cerealien erschöpfte Land erholt und erfrischt sich durch das Erzeugniß dieser Pflanzen, während das davon genährte Vieh den Bedarf für ihre neue Düngung liefert.

Als man vor ungefähr sechszig Jahren sich in Europa mit dem Landbau zu beschäftigen anfing, gründeten die Landwirthe ihre Verbesserungen beinahe einzig auf diese künstlichen Wiesen, die wir jetzt in den nördlichen Ländern vernachlässigen, um Klee und Wurzelgewächse zu pflanzen. Die Erfahrung wird entscheiden, welche von beiden Kulturen den Vorzug verdient; im Süden wird die erstere, der örtlichen Verhältnisse wegen, vermuthlich immer beibehalten werden.

Das im Iserethal auf natürlichen und künstlichen Wiesen erzeugte Futter begründet in Verbindung mit den in Menge gepflanzten Steckrüben einen sehr ansehnlichen Viehstand. Die Ochsen werden als Zugvieh gebraucht, und die Kühe bleiben den Sommer durch auf den Bergen,

Digitized by Google

wo man Käse verfertigt. Die Pflege des Viehes geschieht sorgfältig, dagegen ist die Auswahl desselben nicht die beste; es ist dasselbe von kleiner Statur und wird durch eine Kreuzung der Racen der Garonne und des Charolais erzeugt. Die Pferderace ist schlecht und die als Zugvieh gebrauchten Pferde werden aus der Schweiz gezogen. Ob die von der Regierung zu Grenoble unterhaltene Stuterei Besserung veranlassen wird, weiß ich nicht. Schafe trifft man nur im südlichen Dauphiné an; im Thale der Isere gibt es ihrer nur wenige und kleine.

Der Klee und die Kartoffeln sind in die Wechselkultur, deren Formeln ich zum Theile angab, erst in neuern Zeiten eingeführt worden. Sie dehnen sich alljährlich weiter aus und haben bereits auch die gewohnte Reihenfolge der Aernten gestört, ohne selbst noch in der neuen ihre feste Stelle eingenommen zu haben, da sie vielmehr darin noch gewissermaßen unstät erscheinen. Die Landwirthe erweitern oder verengen, je nach dem wechselnden Bedürfniß, den für sie bestimmten Raum. Während der letzten Theuerung hat der Kartoffelbau eine sehr unvorgesehene Ausdehnung erhalten. Diese fand dermaßen allgemein statt, und sie ist der kleinen Kultur und dem Haushaltsbedarf so wohl angepaßt, daß alle Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, der Kartoffelbau werde im landwirthschaftlichen Systeme von Frankreich nicht länger Nebensache bleiben, wohl aber eine seiner Grundlagen werden.

Diese Vermuthung gründet sich zunächst auf die einstweilen noch unsichern Versuche zu Einrichtung einer neuen Wechselkultur, welche gegenwärtig in ganz Frankreich an der Tagesordnung sind. Bei diesen Versuchen steht die Kartoffel jederzeit oben an, weil sie keine zarte, sondern eine ausdauernde Pflanze ist, und einen reichen Ertrag liefert, der für Menschen und Vieh gleich brauchbar erscheint. Noch ist ausfindig zu machen, wie sie leicht möge in Mehl verwandelt werden, und welche Stelle im Kulturwechsel die angemessenste für sie sei. Da Erfahrung und Bedürfniß diese doppelte Aufgabe zu lösen wohl im Stande sein werden, so läßt sich die Erwartung hegen, es sei der Kartoffelbau bestimmt, einerseits die Lücken der Landeserzeugnisse auszufüllen, und andererseits das Gleichgewicht zwischen dem Arbeitslohn und dem Preise der Lebensmittel zu handhaben, so daß der Getreidepreis nicht ferner der ausschließliche Regulator davon sein möge.

Der landwirthschaftliche Reichthum des Iserethals beschränkt sich jedoch keineswegs auf die bisher erwähnten Erzeugnisse; jene der Weinrebe, des Maulbeerbaums und der Obstkultur schließen sich den erstern an. Fruchtbäume werden überall gepflanzt. Die Felder sind wie in Italien von parallellaufenden Reihen der Weinrebe durchschnitten; diese wird in acht bis zehn Fuß Entfernung eine von der andern gepflanzt, um ihre Ranken ineinander verflechten zu können. Niedriger als in Italien gehalten, übersteigen diese Laubgehänge die Höhe des Kornfeldes nur wenig, und die Blätter der Rebe scheinen auf den Aehren zu ruhen.

Maulbeer- und Nußbäume umzingeln die Felder und verschleiern gleichsam den Boden. Die Straße wird großentheils von ihnen beschattet; sie erhebt und senkt sich wechselnd durch die Rinnen der von den Höhen abfließenden Gewässer und in gleicher Abwechselung zeigt sie dem

Digitized by Google

Auge bald einen ausgedehnten Horizont, bald baumreiche und schattige Thalgründe. Kleine Dorfer, Meierhöfe und einzelne Hütten der Rebleute, folgen längs der Straße aufeinander. Ruinen und etliche auf felsigten Höhen erbaute Thürme mahnen an die Zeiten des Mittelalters, und veranlaſſen Erinnerungen, welche unſerm Zeitalter der Induſtrie fremd ſind, der Phantaſie aber, die in der Vergangenheit und Zukunft allein nur zu Hauſe iſt, ſtets erwünſcht kommen. Der Boden des Thalgeländes iſt demnach fruchtbar genug, um in dem Umfang jeder Meierei Hanf und Seide, Mais und Korn, Milch, Speiſen und Wein, Gemüſe, Oel und Obſt zu erzeugen. Dieſes ſo fruchtbare Erdreich iſt groſſentheils das Eigenthum deſſen, der es bearbeitet. Die übrigen Güter werden meiſt gegen die Hälfte ihres Ertrags dem Meier zur Bearbeitung übergeben; nur wenige ſind um beſtimmten Geldzins verpachtet.

Alles trägt in dieſem Thalgelände den Ausdruck der hauswirthſchaftlichen Kultur, bei der die Feldarbeit nicht auf Handelsſpekulation abzielt, ſondern in der einfachen von der Natur bezeichneten Lebensweiſe beſteht. Der Anblick iſt wohlthuend und erfreulich, weil er mehr Wohlſtand und Glück, als Mühe und Sorgen verräth. Die Arbeit iſt auf Eigenthum von geringem Umfange beſchränkt, und wie klein dieſes auch ſein mag, ſo ſehen die Hausmütter ſich doch nicht vergeblich nach Gemüſe, oder die Kinder nach Obſt um. Dieſe ſuchen Beeren längs den Hecken der Felder, während ihr Vater mit den langſam pflügenden Ochſen Furchen zieht; Thiere und Meiſter nehmen ſich Zeit, weil beide recht gut wiſſen, daß der Tag für die mäßige Arbeit in dem beſcheidenen Eigenthum lang genug iſt.

Noch ſind die Gegenden in Frankreich ſelten, wo ſich der Reiſende durch den Anblick ländlichen Glückes erfreuen mag, und es erſcheint der Landbau gar viel öfterer in Geſtalt jener dem Menſchen zur Strafe auferlegten Arbeit. Faſt nirgends iſt Sorge getragen, durch Zäune und Baumpflanzungen den Arbeitsraum dem Auge zu beſchränken. Wenn man in den endloſen Feldebenen den Ackermann pflügen ſieht, ſo erſcheint auch ſein Tagewerk endlos und der Menſch zur Arbeit im Schweiße ſeines Angeſichts beſtimmt. Dagegen ſcheint er ſich die Arbeit untergeordnet zu haben, wo die Erzeugniſſe des Bodens alſo vereinbart ſind, daß alle ſeine Bedürfniſſe und Wünſche darin Befriedigung finden.

Es liegt in dieſen kleinen Beſitzungen etwas der menſchlichen Natur ſo Angepaßtes, daß ein unerklärbarer Reiz uns darüber inſtinktartig belehrt. Der Reiſende, wie der Maler, verweilt gerne in Geländen, welche in viele kleine Beſitzungen zertheilt ſind. Ich habe die Landſchaft, die ich beſchreibe, als Reiſender geſehen, und ich liefere den Ausdruck meiner eigenen Gefühle. Unabſichtlich verweilte ich bei einem unweit der Landſtraße befindlichen Meierhofe. Er lag am Fuße eines Hügelabhangs, auf deſſen Gipfel etliche Kaſtanienbäume ſtanden. Der Abhang ſelbſt war mit Reben bepflanzt, deren ſchon welkendes Laub die Trauben nur zur Hälfte noch barg. Ein breites Vordach ſchützte das Haus gegen Stürme. An Strohbändern hängende Doppelreihen von Maiskolben wurden unter dem Schutzdache aufbewahrt, und verkündigten gleichſam von auſſen ſchon den Wohlſtand des Hausgalts. Hochſtämmige Nußbäume beſchatteten den

Digitized by Google

unebenen Pfad, der von der Straße zum Meierhofe führt. Zwei mit wilden Trauben behangene Zäune umschlossen die zu beiden Seiten des Eingangs befindlichen Baumgarten, in denen eben die zweite Heuärnte unter tief von der Last ihrer Früchte sich über ihre Stützen biegenden Apfelbäumen eingesammelt ward. Kinder waren zu Hütern der Kühe bestellt, welche auf dem früher schon gemähten Theil der Wiese weideten; aber die Hüter hatten ihr Augenmerk auf einen alten Birnbaum gerichtet und die Kühe nahmen die Gelegenheit wahr, sich an dem gemähten Grase zu erlaben.

Was ich hier sah, überzeugte mich hinlänglich, daß in diesem Meierhofe Sorge und Mangel unbekannte Dinge sein müssen. Der Bauer, welcher ihn besitzt, verwendet gerne und unbesorgt die Arbeit eines Jahres auf das Erzeugniß des folgenden. Sein Vertrauen und seine Hoffnung dehnen sich auch unbedenklich auf längere Zeit hinaus. Er erneuert seine Wein- und Obstgarten, wohlwissend, daß er nach Verfluß mehrerer Jahre erst ihre Früchte ärnten kann. Menschen, die durch ihren eigenen Vortheil auf solche Art an die Zukunft geknüpft sind, mögen in der That aber als die besten Pfänder der gesellschaftlichen Ordnung betrachtet werden. Es ist nöthig, daß diese Pfänder von großem Umfange seien; eine ländliche Hütte mit wenigen Morgen Landes reicht hin, um das Wohl ihres Besitzers mit dem Gemeinwohl, worauf seine Sicherheit beruht, zu vereinbaren, indem sein kleines Erbgut auch seine ganze Glückseligkeit in sich faßt.

Wohl weiß ich, daß die große Zerstückelung der Güter in statistischen Rechnungen viel Nachtheiliges mit sich führt; daß bei der kleinen Kultur der einzelne Arbeiter nicht alle Kraft, deren er fähig ist, aufwendet, und daß daher auch die Summe des Gesammtertrags geringer sein muß.

Wir wissen zum Beispiel, daß in England nur die halbe Bevölkerung mit dem Landbau beschäftigt ist; acht Millionen Einwohner nämlich, oder sechshundert auf die Geviertstunde, wenn die Oberfläche der britischen Eilande auf 13,251 Stunden (lieues) berechnet wird. Wäre in Frankreich das Grundeigenthum im nämlichen Verhältnisse vertheilt, so müßten vierzehn Millionen Einwohner hinreichen, um die 22,709 Geviertstunden der Oberfläche seines Bodens anzubauen, während nunmehr einundzwanzig Millionen oder neunhundert auf die Geviertstunde damit beschäftigt sind; indem die Bevölkerung der Städte des Königreichs nicht über sechs Millionen und die der Marktflecken (bourgs) zwei beträgt.

Noch will ich zwei und eine halbe Million Einwohner von den einundzwanzig Millionen abziehen, welche die ländliche Bevölkerung Frankreichs ausmachen; mit Hinsicht auf die vermehrte Arbeit, welche der Anbau seiner fünf Millionen Morgen Rebland erheischt; alsdann wird es sich dennoch ergeben, daß der Landbau in Frankreich verhältnißmäßig zum Landesumfang vier und eine halbe Million Einwohner mehr, als der britische Landbau beschäftigt und daß mithin auch in Frankreich ein diesem Ueberschusse gleichmäßiger Reproduktions-Verlust statt findet.

Digitized by Google

Dieſe Verſchiedenheit darf nun aber keineswegs etwa auf Rechnung der Trägheit des franzöſiſchen Landbauers gebracht oder dieſem Schuld gegeben werden; ſie rührt einzig von der ungleichen Vertheilungsweiſe des Bodens und der Arbeit her.

Die überaus große Zahl kleiner Eigenthümer, welche ſich gegenwärtig im Beſitze von vier Fünftheilen der Grundſtücke des Königreichs befinden, beſitzen meiſt nur ſo vieles Land, als für ihr Nahrungsbedürfniß hinreicht, und hingegen nicht ſo vieles als erforderlich wäre, um die Geſammtkräfte ihrer Haushaltung zu beſchäftigen. Weil dieſe Haushaltung ihr Daſein durch Lebensmittel und nicht durch Arbeitslohn geſichert findet, ſo iſt der Maasſtab ihrer Arbeit jener Ertrag, und was darüber hinausreicht, das geht verloren.

Dieſer Arbeitsverluſt von vier und einer halben Million Menſchen löſet ſich weniger in Müſſiggang, als vielmehr in ſchlechtem oder unnützem Gebrauche der Zeit auf, darum wird er dann auch nicht leicht ſichtbar. Man kann vielmehr, wie Young ſich ausdrückt, in Frankreich ſtarke Männer ſehen, die zwei Stunden weit gehen, um ein paar Eier zu verkaufen, und man iſt wohl eher verſucht, die Thätigkeit dieſer Leute zu bewundern, indem die üble Anwendung ihrer Kräfte keineswegs von ihrer freien Wahl, ſondern von den Geſellſchaftsverhältniſſen abhängt, in denen ſie ſich befinden. Daraus erklärt es ſich hinwieder auch, wie Frankreich, ohne ſpürbaren Nachtheil für ſeinen Landbau, die große Entvölkerung durch den Krieg ertragen konnte; weil nämlich eben jenes Uebermaas der Kräfte zur Arbeit im Königreiche vorhanden iſt.

Das Gleiche kann in England nicht eintreten, weil hier der Anbau der Grundſtücke meiſt nur durch beſoldete Arbeiter geſchieht. Da nun der Arbeitslohn immer in Verhältniß zur Arbeit ſteht, ſo kann der Taglöhner keine Zeit verlieren. Er ſucht Arbeit, wo ſie zu finden iſt. Der Pachter ſeinerſeits, welcher die Arbeit zahlt, wird die Zahl ſeiner Arbeiter ganz natürlich ſo weit beſchränken, als möglich, und daraus ergibt ſich das Reſultat, daß jeder Induſtriezweig in England, den dort vorhandenen geſellſchaftlichen Einrichtungen gemäß, mehr nicht, als die ihm unentbehrliche Zahl Arbeiter beſchäftigt.

Indem der britiſche Landbau von ſechszehn Millionen Einwohnern nur acht beſchäftigt, ſo bleiben die acht übrigen den Arbeiten des Kunſtfleißes überlaſſen. Dagegen in Frankreich, wo der Landbau einundzwanzig Millionen Einwohner beſchäftigt, den Arbeiten des Kunſtfleißes hinwieder nur acht Millionen übrig bleiben. Und da nun aus dem Ertrag dieſer Geſammtarbeiten und ſeinem Verhältniſſe zur Bevölkerung beider Staaten der Gewinn der einen und der andern berechnet werden muß, ſo ergibt es ſich, daß die Summe der induſtriellen Arbeit, deren Ertrag jährlich unter die britiſche Bevölkerung zu vertheilen iſt, zu dem, welchen die franzöſiſche Bevölkerung unter ſich zu vertheilen hat, im Verhältniſſe von ſieben zu vier ſteht.

Dieſer Unterſchied erklärt nun auch weiterhin theils den überaus großen Betrag der Ausfuhr britiſcher Erzeugniſſe, theils die Anhäufung eines zwölf und ein halbes Mal größern Mobiliar-Kapitals als das franzöſiſche iſt, und endlich die große Vorliebe des

Digitized by Google

Oekonomisten*) für die Vertheilungsart des Landes und der Kräfte, wie sie bei einem Volk angetroffen wird, wo sich so große Resultate daraus ergeben: diese könnten auch in der That als vollendete Resultate angesehen werden, wofern die Aufgabe der menschlichen Gesellschaftsvereine sich auf Erhöhung ihrer Macht durch Vermehrung ihres Reichthums beschränkte; allein die Sicherung des Gemeinwohls erheischt allerdings noch anderes mehr, und dieses Gemeinwohl kann auch einzig nur als Band und Zweck der Gesellschaftsvereine betrachtet werden.

Ein erstes Bedingniß des Gemeinwohls findet sich allerdings in der Stärke einer Nation, die zum Theil auf ihrem Reichthum beruht, indem der Einzelne für die Opfer, welche er seinem Vaterlande bringt, die süßeste Belohnung darin findet, wenn er auf den Namen dieses Vaterlandes stolz sein darf. Das zweite Bedingniß dann aber, geht aus der Vertheilung des Vermögens und Wohlstands der Nation unter ihre einzelnen Glieder hervor; denn wofern die Haushaltungen, deren Inbegriff den Staat bildet, glücklich sein sollen, so muß jede ihren Antheil an jenem Vermögen haben, der allerdings wohl ungleich, aber doch hinreichend sein soll, um gegen Noth und Mangel zu schützen, die das unerträglichste aller Uebel sind. Das letzte Bedingniß endlich besteht in dem Schutz, den die Gesetze jenem Antheil verleihen, damit jeder ihn sicher genießen möge.

Das zweite der drei Bedingnisse ist ökonomischer, die zwei andern sind politischer Natur; so daß zwischen den auf den Haushalt und den auf die Staatskunst der Völker Bezug habenden Institutionen eine sehr innige Verwandtschaft besteht. Unstreitig hängt es nicht von den Gesellschaftseinrichtungen ab, durch ihre Vorzüge allein die Völker glücklich zu machen, indem das Gefühl des Glücks seine Quelle anderswo hat. Was sie thun können, besteht darin, daß sie aus den Gesellschaftsverhältnissen alles dasjenige entfernen, was die Menschen hindern kann, ihr Glück in denselben zu finden.

Weiter noch muß die Staatskunst der Völker auf ihrem Haushalt beruhen, weil dieser die einzige Quelle der Vortheile oder Interessen ist, welche jene gewährleisten soll. Die politischen Institutionen können nämlich in der That keinen andern Zweck haben, als die Handhabung aller der Vortheile, die aus der gesellschaftlichen Verbindung hervorgehen.

Der Karakter der Völker (la trempe des nations) beruht zuletzt immer auf der Natur der Interessen, welche ihren Sitten zufolge unter ihnen herrschend geworden sind. Kein diesen herrschenden Interessen widerstrebendes politisches System mag in der Länge fortbestehen, weil es ihm an festen Grundlagen mangelt. Um fest zu stehen, bedürfen jene Systeme der Uebereinstimmung mit den Interessen der Mehrheit der Nation: denn das Dasein dieser Interessen allein macht den wahren Bestand der Gesellschaft aus.

Freilich wird das, was man die Mehrheit einer Nation nennt, nicht durch bloße Zählung der Köpfe ausgemittelt; dieselbe muß vielmehr oftmals gewiegt, und nach dem Einflusse

*) Unter Oekonomisten verstehe ich hier nicht die Sekte, welche vor dreißig Jahren diesen Namen erhielt. Ich gebrauche das Wort in seinem ausgedehntesten Sinne.

Digitized by Google

berechnet werden, welchen eine numerische Minderheit im Gesellschaftsverein ausübt. Die Vereinbarung der Interessen mit den Gesellschaftseinrichtungen findet darum auch nach zwei hinsichtlich auf Zeit und Umstände entgegengesetzten Systemen statt. Im einen derselben ist die Vereinbarung so beschaffen, daß große Interessen, die auf eine kleine Zahl Individuen vertheilt sind, die Grundlage der Gesellschaftseinrichtung ausmachen. Im andern hingegen finden sich kleinere Interessen auf die Mehrzahl der Individuen vertheilt. Die Bestandtheile der Aristokratie sind im erstern, die der Demokratie im zweiten dieser Systeme vorhanden.

Eine genaue Prüfung der Gesellschaftsverhältnisse wird allenthalben darthun, daß die politischen Institutionen im Widerspruch mit diesen Grundlagen nicht bestehen mögen, weil diese anders nicht als der Stoff sind, der durch die Institutionen organisirt werden soll. Wenn demnach die Aristokratie bei einem Volke vorherrschen soll, so genügt es nicht, dieselbe zu dekretiren; es müssen im Haushalt dieses Volkes auch die Interessen vorhanden sein, welche einen großen Einfluß ausüben können. Und hinwieder ist erforderlich, wofern die Demokratie sich im Fortgang der Zeit, deren Zahn sie untergräbt, erhalten soll, daß sie auf einer Mehrzahl kleiner Interessen beruhe, die sich einander eifersüchtig bewachen und die zahlreich genug seien, um sich vertheidigen zu können.

Die Revolution, welche in England aus Thatsachen und nicht aus Meinungen hervorging, hat während ihrer langen Dauer den Britten gestattet, beide Systeme gleichmäßig zu ergreifen; einerseits nämlich konnten sie die unter eine kleine Zahl Individuen vertheilten großen Interessen beibehalten, und anderseits dann auch den kleinen unter die Mehrzahl vertheilten Interessen Schutz gewähren. Es vertragen sich beide nebeneinander, indem beide für sich bestehen, und gleichmäßig jedes seine eigenthümliche Sicherheit und Schutz findet. Britaniens gesellschaftliche Ordnung beruht nicht auf einer Verschmelzung beider Systeme, wohl aber auf einer einfachen Verbindung der Aristokratie und der Demokratie, worin jede für sich allein blieb, und nur ihre Kräfte vereinbart wurden.

Eine solche Einrichtung mußte unstreitig gegen Angriffe gesichert sein, indem die verschiedenen Kräfte auf nebeneinander laufenden Bahnen nach einem gemeinsamen Ziele hinstreben; dennoch aber findet sich in dieser vergänglichen Welt nichts, daß den Keim seiner Zerstörung nicht mit sich führt, indem diese aus dem Uebermaas des Guten wie aus dem Uebermaas des Bösen hervorgeht, weil die menschliche Natur das eine so wenig als das andere ertragen mag.

Der große Wohlstand, der aus dem Social-Systeme Englands entsprungen ist, hat die anfängliche Vertheilung des Eigenthums zwischen den Staatsgliedern verändert. Die Reichen haben sich vermehrt und die Minderreichen aus ihrem Besitzstand vertrieben, bis diesen endlich ausser der Luft kein Erbtheil weiter übrig geblieben ist. Diese auf ihren täglichen Verdienst beschränkte Volksklasse ist hiermit von aller Theilnahme an den National-Interessen verdrängt, und die großen wie die kleinen Interessen werden nun gleichmäßig durch ihre Unabhängigkeit bedroht, weil sie selbst deren keinerlei besitzt.

Digitized by Google

Diese ärmste Volksklasse dehnt sich gegenwärtig auf eine Bevölkerung von sieben Millionen von den sechszehn Millionen aus, welche die Gesammtbevölkerung der drei Königreiche betragen; sechs davon kommen auf England, eine auf Schottland und vier auf die irländischen Katholiken. Diese Menschenmasse arbeitet unter gleichen Verhältnissen, als Landbauer und als Fabrikarbeiter. Sie empfängt gleichen Lohn im einen wie im andern Fall, und sie kauft ihre Bedürfnisse auf dem gleichen Markte. Daraus ergibt sich denn also auch ein gleichartiges Interesse dieser ganzen Klasse, gegen die Gesammtheit der Eigenthümer, in deren Lohn sie steht, und bei denen sie zu Markte geht.

Unstreitig bringen diese eilf Millionen, die ununterbrochen arbeiten, weil sie durch Arbeit allein nur ihren Lebensunterhalt gewinnen, das Jahr hindurch ein ausserordentlich großes Arbeitsresultat für Rechnung der Unternehmer zu Stand, in deren Lohn sie stehen. Der Reichthum dieser Unternehmer wächst in gleichem Verhältnisse. Die Anhäufung dieser Reichthümer vermehrt ihrerseits hinwieder fortgehend die großen Besitzungen und ihren Umfang. Die durch das Gesetz erlaubten und durch die Eitelkeit vervielfältigten Substitutionen tragen ihrerseits zur Verewigung dieses Systems bei, welches große Reichthümer, große Macht, gesteigerte Zivilisation und drohende Gefahren zu Begleiterinnen hat.

Das Dasein dieser Gefahren ist seit einer Reihe von Jahren anerkannt, aber man weiß nicht, woher die Hilfe kommen soll. Dieselbe läßt sich in der That auch nirgendswoher hoffen, weil die Quelle des Uebels in der fehlerhaften Vertheilung des Eigenthums liegt. Dieses kommt aber nirgends kollektiv zum Vorschein, sondern ist der persönliche Besitz jedes Eigenthümers, und ohne Verletzung der Eigenthumsrechte können die Gesetze keine Aenderung herbeiführen.

Das einzige Rettungsmittel dürfte demnach nur in der Wiedereinsetzung eines Theils der jetzt davon ausgeschlossenen eilf Millionen Individuen in die Verhältnisse der Eigenthümer sein, wodurch der gegenseitige Stand beider Klassen, deren Interessen einander jetzt völlig widerstreiten, verändert wurde. Das Mittel dazu ergäbe sich durch eine allgemeine Rückkehr zu dem System der kleinen Pachtungen. Der kleine Pachter erhält nämlich, als Besitzer von Naturalerzeugnissen oder Lebensbedürfnissen, alsogleich ein Interesse, welches von dem des Arbeiters verschieden ist, der auf seinen Taglohn beschränkt, damit eben jene Lebensmittel kaufen muß.

Der Zufall hat in der Armentaxe oder vielmehr in dem Armensold, ein Linderungsmittel des Uebels dargeboten, das anfänglich ohne Zweifel keineswegs aus diesem Gesichtspunkt angesehen ward. Was zuerst ein Werk der Mildthätigkeit war, das hat die Staatskunst in der Folge beibehalten, als das einzige Mittel, um irgend ein Gleichgewicht in der Vertheilung des Besitzthums einigermaßen noch beizubehalten. Die Armentaxe ist ein Bestandtheil der politischen Einrichtungen Englands geworden, weil es unstreitig die erste Pflicht der Staatsgesellschaft ist, dafür zu sorgen, daß jedes ihrer Glieder sich seinen Lebensbedarf zu verschaffen im Stande sei. Bei den Römern waren es die Sklaven und bei den Russen die Leibeigenen, welche in den Gesellschaftsverhältnissen dieser Nationen die ärmste Volksklasse ausmachten.

Digitized by Google

Allein durch eben diese Staatsverhältnisse befanden sie sich innerhalb des Gebiets der großen Interessen, denen ausschließlich die Pflicht oblag, sie zu ernähren, zu beschützen und sie in gehörigen Schranken zu halten. Im neuern Systeme hingegen steht die arme Volksklasse, ihren eigenen Kräften überlassen, unabhängig; sie wird im Staate gezählt, ohne einen Erbtheil darin zu besitzen, und ihr Dasein hat keine andere Gewährleistung, als ihren Arbeitslohn. Dieses Verhältniß muß nothwendig ein entgegengesetztes Interesse der Eigenthümer und der Nichteigenthümer zur Folge haben; und bei dieser gefahrdrohenden Noth hat der Staat in der Armentaxe einerseits das Mittel gefunden, den Lebensbedarf der armen Volksklasse zu sichern, und anderseits hat er sie durch diesen Ueberlohn auch wieder in das Socialsystem zurückgeführt, und durch den Vortheil, den sie darin finden, mit demselben gleichsam ausgesöhnt.

Die Armentaxe überstigt gegenwärtig, in England allein nur, die Summe von zweihundert Millionen Franken, oder mit andern Worten, sie wiegt den ganzen Betrag der gegenwärtig in Frankreich bezahlten Grundsteuer auf. Man kann annehmen, es werde diese von den Eigenthümern ausschließlich bezahlte Armentaxe auf vier Millionen Individuen der armen Volksklasse, deren England sechs enthält, vertheilt: welches jährlich fünfzig Franken Ueberlohn auf den Kopf, oder zweihundert und fünfzig Franken auf die Haushaltung beträgt.

Durch eine solche Austheilung wird unstreitig eine Art von Gleichgewicht in der Vertheilung des Reichthums hergestellt, und es bringt dieselbe die Nichteigenthümer wieder in eine gewisse Abhängigkeit von Social-Interessen, von denen sie sich, darum weil sie kein Eigenthum besaßen, unabhängig glaubten.

So verderblich auch immer der Mißbrauch oder die Ausartung der Armentaxe ist, so wird dieselbe nichtsdestominder in jedem Lande Eingang finden, wo sittliche Verhältnisse und Anhäufung der Reichthümer eine die Hälfte der Bevölkerung übersteigende arme Volksklasse verursachten, weil die neuern Staatseinrichtungen, sobald dieser Punkt erreicht ist, solche Zwangsmaasregeln zur nothwendigen Folge haben, wodurch ein unentbehrliches Gleichgewicht in den Mitteln zum Lebensunterhalt sowohl, als in den Verhältnissen der verschiedenen Volksklassen untereinander mag erhalten werden.

Anfangs werden diese Einrichtungen immer nur in Gestalt der Mildthätigkeit auftreten; in der That aber gehören sie der Politik an und es erhellt dies schon daraus, daß es unmöglich ist, davon zurückzukommen.

Frankreich darf sich glücklich schätzen, eines solchen Hilfsmittels nicht zu bedürfen. Der Unterschied beruht auf der wesentlichen Verschiedenheit der Vertheilung der Reichthümer und der Interessen, in dem einen und andern Land. In Frankreich sind die großen Interessen durch die Revolution zerstört worden und die kleinen haben sich aus ihrer Beute bereichert. Die letztern haben sich verhältnißmäßig vermehrt, und es sind die kleinen Interessen von da an im Königreich überwiegend und vorherrschend geworden. Vier Fünftheile des Grundeigenthums und Landbaus sind in ihre Hand übergegangen; Handlung und Kunstfleiß sind, wie sie es früher

Digitized by Google

waren, in ihrem Besitze geblieben, und durch die Gesetzgebung über die Theilung der Erbschaften ward der neuen Ordnung der Dinge ein bleibendes Siegel aufgedrückt. Diese Verhältnisse des Haushalts sind die nothwendige Grundlage von Frankreichs politischen Institutionen geworden, indem die Nationalkraft sich künftig allein nur in der Zusammenwirkung jener überwiegenden Mehrheit der kleinen Interessen finden kann. Auf diesen, die nichts weiter zu verlangen haben, weil sie bereits alles empfingen, ruht die Gewährleistung der Socialverhältnisse Frankreichs. Jene können keine andere Tendenz weiter haben, als die ihrer eigenen Erhaltung und also auch der Erhaltung der politischen Einrichtungen, die ihren Besitz gewährleisten.

Es gibt in Frankreich weiter keine großen Interessen, die auf Unkosten der kleinen gebildet sind, und selbst auch keine vereinzelt stehenden Interessen. Das Social-System der Nation gleicht dem Weltmeere, das weder steigen noch sinken kann, weil weder über noch unter seiner unveränderlichen Oberfläche etwas anders vorhanden ist, womit sie in's Gleichgewicht treten könnte. Wer Vermögen besitzt in Frankreich, der befindet sich mit allen übrigen Eigenthümern auf gleicher Linie, freilich mehr vorgerückt oder zurückstehend, je nachdem dies Vermögen größer oder kleiner ist. Aber alle die, deren Besitzungen für ihren Unterhalt hinreichend sind, gehören zur Klasse derer, die bei der Erhaltung der bestehenden Ordnung ihren Vortheil finden. Jene, bei denen dies nicht der Fall ist, nähern sich zwar allerdings der ärmsten Volksklasse, sie bieten jedoch immerhin durch ihre Heimath der Gesellschaft ein Pfand dar. Die Volkszählung in Frankreich liefert nun aber den Beweis, daß die größere Hälfte der Bevölkerung aus Eigenthümern besteht, indem die Grundsteuerliste sieben Millionen Numern enthält. Somit übersteigen denn also die vertheidigenden Kräfte des Staatshaushalts jene weit, welche ihm Besorgnisse einflößen könnten. Nur muß der Gesetzgeber nicht vergessen, daß wenn die große Mehrheit der Nation ihre Interessen dem Staat zum Pfande darreicht, dem Staat hinwieder diese Interessen zu gewährleisten die Pflicht obliegt: denn die, welche stark genug sind, ihn zu vertheidigen, könnten ihn unstreitig auch zu Grund richten.

In unsern neuern Staaten ist es demnach der Fall, daß die Anhäufung der Reichthümer und die großen Grundbesitzer entweder bei mangelndem gemeinem Wohlstand, wie in Rom die Entstehung der Ländereien, oder aber beim Dasein des öffentlichen Wohlstands, wie in England eine Ueberzahl der armen Volksklasse zur Folge haben. Wo dies letztere statt findet, da muß der durch die Menge armer Einwohner überladene Staat, um seine Uebermacht zu erhalten, seine Zuflucht zu solchen Institutionen nehmen, die uns nur darum befremden, weil sie uns neu sind.

Die Vertheilung der Grundstücke hingegen und das System des kleinen Grundbesitzes, obgleich sie der Kultur und der möglichst großen Produktion des Bodens Hindernisse in den Weg legen, haben dafür unstreitig das Verdienst, daß sie die verschiedenen Klassen der Bevölkerung in Verhältnisse setzen, die der Erhaltung des Staatsverbands wohlthätiger sind, indem sie die Zahl der völlig unbemittelten Einwohner vermindern und hingegen die der Eigenthümer

Digitized by Google

vermehren. Auf diese Eigenthümer kann die Staatseinrichtung zählen, weil auch sie zu ihren Gunsten und für ihren Schutz angeordnet ist. Das Zutrauen wird in jedem Staatsvereine wohlbegründet sein, wofern die Zahl derer, auf die es sich stützt, die Mehrzahl der Gesammtbevölkerung ausmacht: dies ist gegenwärtig in Frankreich und in der Schweiz der Fall. Bei einem abweichenden Verhältniß wird die Staatseinrichtung gefährdet.

Untersuchungen dieser Art erhalten mit jedem Tage größeres Gewicht; denn man kann es sich nicht verhehlen, daß wir einen Zeitpunkt erreicht haben, wo die angehäufte Bevölkerung des alten Europa sich nicht allein nur mit ihren politischen Verhältnissen, sondern vor allem aus mit den Mitteln für ihre Erhaltung beschäftigen muß. Die Arbeit der Staatshaushaltslehrer wird darum auch stets ernster: die Staatswissenschaft und die Publizisten mögen ohne sie nicht vorwärts schreiten; jene müsse den Boden erst geprüft haben, ehe der Gesetzgeber darauf bauen kann.

Neben ihrem ausübenden, einer fortdauernden Vervollkommnung auch an sich schon fähigen Theil, besteht die Landwirthschaft also noch aus einem eben so wichtigen zweiten Theil, insofern sie eine Entwickelung des Staatshaushaltes ist. Von diesem gehen zuletzt die Ordnung und das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Klassen der Bevölkerung aus, und diese Ordnung entscheidet und bestimmt hinwieder den vorherrschenden Karakter eines jeden Volks.

So erscheint im Gesellschaftszustande jedes Ding wechselsweise als Ursache und als Wirkung; vereinzelt aus dieser Kettenreihe gerissen, darf das Einzelne nicht beurtheilt werden: es fragt sich nicht, was das Einzelne sei, dessen absolutes Verhältniß zum Menschen, der in dieser Gestalt keinen Gebrauch davon machen kann, verschwindet; um die relativen Verhältnisse allein nur kann es sich handeln, und diese zu kennen, ist dem Menschen wichtig, weil sein Dasein in der That nur auf ihnen beruht.

u.

Die Türken im Verhältnisse zu den Zeitgenossen*).

Indien seufzt unter dem Drucke barbarischer Sklaverei. Der Araber, das älteste Volk der Erde, bewahrt in unzugänglichen Wüsten seine Unabhängigkeit. Persien ist zwar jetzt ruhig, aber es nährt in seinem Innern den Keim verderblicher Zwiste; nach dem Ableben seines jetzigen Herrschers werden die Thronbewerber ein Land in neue Fehden stürzen, das nach so vielfältigen Stürmen seiner Regeneration entgegensah, und dessen kunstfleißige Bewohner duldsam und wißbegierig sind. Die Türkei erhält sich durch die Kraft ihrer Institutionen; aber im Norden und Westen grenzt sie an Europa und an Volkerschaften, deren Religion, Sitten, Gewohnheiten

*) Aus der Einleitung zu des Grafen Andreossy Voyage à l'embouchure de la mer noire (Paris, 1818).

Digitized by Google

und Kriegskunst von den übrigen völlig verschieden sind. Die Glieder des europäischen Staatenbundes stehen hinsichtlich auf Kriegskunst und Kriegsverwaltung auf gleicher Stufe; sie haben einerlei Grundlagen der Wohlfahrt und des Glücks der Völker; sie pflegen Wissenschaften und Künste; das Abendland kann darum gewissermaßen als eine vollendete Sache betrachtet werden. Im Morgenland liegen alle Quellen des Gemeinwohls gleichsam vertrocknet; die Einzelnen sind hier reich, während der Staat arm ist; die Heere bestehen aus eilig zusammengerafften Kontingenten, die von Kriegskunst eben so wenig verstehen, als sie von Nationalruhm einen Begriff haben. Siege sind in ihren Augen eine Gunst der Vorsehung, und die Flucht vor dem Feinde gilt ihnen für ein unwiderstehliches Schicksal.

Rußland, durch seine geographische Lage beides eine morgenländische und eine abendländische Macht, ärntet die Früchte der Thaten Peters des Großen ein, dessen Hauptverdienst darin bestand, daß er mit ausgezeichneter Geisteskraft die aus seines Landes Lage hervorgehenden Verhältnisse richtig erkannt und durch Benutzung derselben seine künftigen Schicksale begründet hat. Die Vortheile, welche die Lage gewährt, mögen in der That durch keine andern ersetzt werden. Eine Macht, deren Vorstand zum Kapituliren genöthigt werden mag, kann unter den ersten Mächten nicht Rang nehmen; aber in der Staatskunst, wie im Kriege, ist die begünstigte Lage demjenigen zu Theil geworden, der die Anhöhen besetzt hält und der nicht kann umgangen werden. Die Feudalherrschaft, wie sie zu den Zeiten des Kardinals Richelieu in Frankreich vorhanden war, wird zum Theil jetzt noch in Oesterreich angetroffen; aber statt ungestümer Bewegung bleibt hier alles ruhig und still. In den Staaten des nördlichen Deutschlands äussert sich eine gewisse kalte Spannung, die um der minder beweglichen Organe dieser Völker willen, konzentrirter und schwieriger zu beschwichtigen sein möchte; der britischen Eilande Regierungsform endlich reichte dem Abendland das Vorbild des Gleichgewichts der Gewalten dar. Britaniens berühmte Verfassung, die in Frankreichs politischen Versammlungen so vielfältig angerufen ward, hat inzwischen seit 1792 eine bedeutende Schattirung erhalten. Der warnende Ruf Burke's, des tiefen und umfassenden Denkers, und des mit ausharrendem und unerschütterlichem Muth begabten Staatsmannes, war geeignet, in Verbindung mit den Zeitereignissen, die großen Eigenthümer, die bedeutenden Glieder beider Kammern, zu schrecken und ihre Trennung von der Oppositionspartei zu bewirken, die von der damals erlittenen Einbuße sich seither nicht wieder zu erholen vermochte. Die Europa zur Seite liegende Kolonialmacht Britaniens, dehnt ihre Arme bis nach Ostindien und über die neue Welt aus; vermittelst des Kolosses ihrer Nationalschuld übt sie Schutzherrschaft über das Abendland; durch ihren Handel und Kunstfleiß bildet sie eine große Werkstätte und eine ungeheuere Niederlage der eigenen und fremden Erzeugnisse.

In einem Staate, welchem Sklaverei und Feudalherrschaft fremd blieben, mußte das Eigenthum repräsentirt sein; die Eigenthümer bilden, nach Burke's Ausdruck, den Ballast im Staatsschiffe; sie sollen demnach für die Bewilligung der Abgaben befragt werden und sie

Digitized by Google

müſſen über ihre Verwendung Rechnung empfangen; eine verſtändige und väterliche Regierung betrachtet ſich nur als Verwalterin der Abgaben. In Konſtantinopel mag der Inhaber der Eigenherrſchaft nicht über die Schatzgelder verfügen; er hat ſeine abſonderliche Geldkaſſe.

Nur in wenigen Ländern wird der Grundſatz des Eigenthums beſſer gehandhabt, als in der Türkei. Was eine Folge tyranniſchen Druckes ſchlechter Gewaltherrſcher oder der Plackereien der Paſcha's iſt, beweiſet nichts gegen die Handhabung des Grundſatzes; jene Abweichungen, für welche die einen nicht ſelten mit dem Verluſt des Throns, die andern mit dem Leben büßen, ſind vorübergehend; bleibend hingegen ſind die Grundgeſetze, durch welche die Verhältniſſe des Gewaltherrſchers zu den Unterthanen beſtimmt werden und auf denen die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums beruht. Man irrt ſich ungemein, wenn man in der türkiſchen Regierung ein Muſterbild willkührlicher Gewaltherrſchaft zu ſehen glaubt. Wie wäre es möglich, daß eine große Nation, die vormals hohen Ruhm und Wohlſtand genoß, fünf Jahrhunderte durch unter einer regelloſen Herrſchaft, ohne poſitive Geſetze, hätte beſtehen können? Neben den Grundgeſetzen des Reichs finden ſich in der Türkei noch weitere, beſondere und bemerkenswerthe Inſtitutionen; ſo beſitzt ſie über die Verhältniſſe der Sklaven und ihre Freilaſſung eine vollſtändige, ſehr philantropiſche Geſetzgebung, die vor jener der Römer, unſerer Geſetzlehrer, unſtreitig den Vorzug verdient.

Man wundert ſich, daß die Türkei den Vortheilen, welche ihr eigen ſind, nicht diejenigen beigeſellt hat, die das Abendland den Fortſchritten der Naturwiſſenſchaften verdankt. Der Grund davon liegt in der vollendeten Unduldſamkeit der Religion Muhameds, durch welche die Türkei in Stillſtand verſetzt, auf den eigenen Vorrath beſchränkt und von dem der Nachbarn ausgeſchloſſen ward. Die entſchiedenſte Verachtung alles deſſen, was den Propheten nicht verehrt, hat die Türken jeden nützlichen Einrichtungen und Anſtalten entfremdet, welche das Abendland ihnen darbieten konnte. Die Verachtung der Menſchen trugen ſie auf die Verachtung der Sachen über, und dadurch geſchah es, daß die Türkei allerdings in vielen Hinſichten ungemein weit zurückſteht.

Es wäre aber ein Irrthum, wenn man den Türken, was Barbarei heißt, zuſchreiben wollte; man beurtheilt ſie unrichtig, weil man ſie entweder nur von ferne ſieht, oder weil man ſie nach eigenem Maasſtabe beurtheilt. Ein nur ſieben Stunden breiter Kanal ſondert England von Frankreich, und wie höchſt mangelhaft iſt dennoch die Kenntniß des Nachbarlandes, das doch von ſehr vielen beſucht wird, worüber man ſoviel geſchrieben und noch ungleich viel mehr geſprochen hat. Die Türken ſind mäßig, geduldig, religiös, gaſtfreundlich und gute Herrſchaften. Sie ſind überhaupt vernünftig und verſtändig, daher ihre einfachen Begriffe auch meiſt richtig zutreffen. Wenn ihnen theoretiſche Bildung abgeht, ſo mangeln ihnen hinwieder auch die übel verdauten Kenntniſſe, und nichts iſt gefährlicher als Halbwiſſen. Man wirft ihnen Weichlichkeit und Trägheit vor; in Europa ſucht man in der Bewegung Genuß, hier aber iſt es Grundſatz, in bewegloſer Ruhe Genuß zu finden. Das ottomanniſche Reich enthält jedoch

Digitized by Google

einen thätigen, kräftigen, Beschwerden und Gefahren zu ertragen fähigen Menschenstamm. Religiöser Fanatismus vervielfachte vormals im Krieg der Muselmänner Stärke; gegenwärtig hat dieser Fanatismus sehr abgenommen; er könnte neu angefacht werden; indeß zweifele ich, daß er nochmals auf jene Höhe gehoben werden möchte, die zur schönen Zeit des Muhamedismus die Streiter des Glaubens so ruhmvoll auszeichnete.

Beim Untergang des griechischen Reiches schonten die Türken der Einwohner, die gleichsam als ein untergeordneter Volksstamm sich erhalten haben. Ein Ueberrest jenes heiligen Feuers, wodurch die Nation in Künsten, Wissenschaften und Literatur einst glorreich hervorragte, ist immer noch in ihnen zurückgeblieben und die großen Bauwerke, deren Ausführung den Griechen von den Türken übertragen ward, verrathen, wo nicht einen vollendeten Geschmack, doch eine der Bestimmung dieser Denkmäler angemessene edle und kühne Ausführung; die Moscheen erregen in dieser Hinsicht eine Bewunderung, der man sich, zumal wer sie zum erstenmal sieht, nicht leicht entziehen mag. Sie sind es auch, durch welche, als ein Erbstück gleichsam, die Souterazi oder die hydraulischen Pyramiden der Wasserleitungen an uns gelangt sind, so wie hinwieder verschiedentliches Verfahren und solche Handgriffe der Baukunst, die durch Einfachheit und Genauigkeit jenes richtige Urtheil und den feinen Geschmack verrathen, die des geistreichen Volkes, welches das Schöne in allen Dingen erkannt hat, unterscheidendes Merkmal gewesen sind.

Zwischen Türken und Griechen hat sich ein Volk gleichsam eingeschoben, das keine Geistesbildung besitzt, aber im Geldverkehr gewandt ist, und unter scheinbarer Rohheit einen gewissen Takt verbirgt. Die Armenier, durch manche Gewöhnung und Sitte dem Muselmann verwandt, wenden gleich ihm die Strenge des Harems und den Zwang des Jachmak*) auf die Frauen an; sie flößen den Türken kein Mißtrauen ein und sind eben so gelehrige, als treue und gehorsame Unterthanen. Der Armenier überläßt den Griechen vom Fanal**) die Künste, durch welche diese sich nicht ohne große Aufopferungen, den Besitz der Fürstenthümer zu verschaffen wissen, und den übrigen Griechen die Handelsgeschäfte, indem er selbst sich mit ausländischem Handel nicht abgibt, sondern ausschließlich das stellvertretende Zeichen des wahren Reichthums im Auge behält. Als Sarrafs oder Wechsler der Reichsbeamten und in den Geschäften des Umschmelzens der Gold- und Silbermünzen, gelangen die Armenier in Konstantinopel zum Besitz ungeheuerer Reichthümer. Ausser der Hauptstadt ist die armenische Nation nicht reich aber wohlhabend; allenthalben steht sie in verdienter Achtung; einfach in ihren Sitten, genießt sie ihre Vortheile ohne Uebermuth; abstechend hierin von den Griechen, die als ein leichtsinniges und kleingeistiges Volk durch die Unruhe kindischer Eitelkeit unaufhörlich geplagt werden.

*) Jachmak ist ein weißes Mousselintuch, womit die Frauen Kopf und Hals verhüllen, so daß nur die Augen sichtbar bleiben. Eine Frau, die sich ohne den Jachmak öffentlich sehen ließ, würde unfehlbar beschimpft werden.

**) Die vornehmsten griechischen Familien wohnten im Fanal, einem am Hafen gelegenen Quartier von Konstantinopel; daher rührt der Ausdruck Griechen vom Fanal.

***) Die den Griechen ausschließlich vorbehaltenen Fürstenthümer der Moldau und Wallachei. u.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Amerika.

Es iſt merkwürdig, wie in den, ſich einſtweilen noch gleich wechſelnd anziehenden und abſtoßenden Polen zueinander verhaltenden, zwei Negerſtaaten auf St. Domingo oder Haiti, dem monarchiſchen im nördlichen Theile der Inſel und dem republikaniſchen im ſüdweſtlichen, die Lehrart des wechſelſeitigen Unterrichts gleichmäßig große Fortſchritte macht. Man kann davon umſtändliche Nachrichten in dem im Juni dieſes Jahres gedruckten Berichte der Londner Schulgeſellſchaft (Report of the british and foreign school society. London 1818.) leſen. Im republikaniſchen Staate erſcheinen, auſſer dem Geſetzbulletin, zwei Zeitſchriften: der Telegraph und die Biene (l'abeille haïtienne) eine politiſch-literariſche Zeitſchrift in Verſen und in Proſa, ganz nach europäiſcher Einrichtung. In Nro. 21. dieſer haitiſchen Biene iſt ein gegen die Materialiſten und Ungläubigen gerichtetes Gedicht über die Unſterblichkeit der Seele abgedruckt. Die Nro. 24 enthält ein Geſetz vom 26. Brachmonat 1818, welches in der Repräſentantenkammer der Gemeinen berathen und angenommen, hinwieder auch durch den Senat genehmigt und vom Präſidenten bekannt gemacht, demzufolge in jedem Departement des Freiſtaats ein Armenſpital errichtet werden ſoll. Der Präſident Petion hatte der Pfarrkirche in Port-au-Prince eine große Glocke geſchenkt, die am 30. März letzthin zum erſtenmal für die Begräbnißfeier des Schenkgebers gebraucht ward. Ein anderes Blatt der Biene enthält folgende Angaben: 22. März (1818). Geſtern ward das Frohnleichnamsfeſt in der Hauptſtadt mit allem Pomp, den die Umſtände geſtatten konnten, gefeiert. Der ſchwarze Flor, welcher zum Andenken des verſtorbenen Präſident Petion getragen ward, ertheilte ihm ein finſteres Ausſehen, aber der fromme Eifer des Volks legte ſich wie bei frühern Gelegenheiten zu Tage. Se. Exzellenz, der Präſident von Haiti, von ſeinem Generalſtabe begleitet, die Mitglieder des Senates, die Deputirten der Gemeinkammer und die erſten Staatsbeamten wohnten dem Feſte bei. Die Prozeſſion zog, von einer großen Volksmenge begleitet, durch die mit Blumen beſtreuten, mit Laubwerk und Teppichen gezierten und mit einer Doppelreihe Soldaten beſetzten Straßen. — Der 1. Juli war einem religiöſen Gedächtnißfeſte des verewigten Präſidenten Alexander Petion gewidmet. Gegen acht Uhr Vormittags verfügte ſich Se. Exz. der Präſident Boyer, die Generale, die Senatoren, Geſetzgeber, die Oberſten der verſchiedenen Regimenter, die Glieder der Gerichtshöfe und Verwaltungsbehörden, in die Pfarrkirche, wo das Leichengerüſt des Verſtorbenen aufgeſtellt war. Das Todtenamt ward auf gewohnte Weiſe begangen. In ernſter Stille wurde bei dieſem Anlaß dem Gedächtniſſe des tugendhaften Vorſtandes der Republik das letzte Dankopfer dargebracht und viele drückten ihren tiefen Schmerz beim Anblick

Digitized by Google

des Trauergerüſtes laut aus. Nach vollendetem Gottesdienſt ging der Zug wieder zurück, und begleitete Se. Exzellenz, den Präſidenten von Haiti, nach ſeinem Pallaſt.

Don Jean-Baptiſte Sacriſtan, Kanonikus von Valladolid, war bereits im J. 1804 durch den König von Spanien zum Biſchof von Santa-Fe de Bogota ernannt worden, und da er ſeinem Kirchſpiel kund gethan hatte, daß er auch die päpſtlichen Bullen erhalten habe, ſo erwartete man eine baldige Ankunft. Dieſe Hoffnung blieb vier Jahre unerfüllt. Nach dem Einmarſch der Franzoſen in Spanien, im Jahre 1808, verlängerte er ſeinen Aufenthalt weiterhin zwei Jahre lang, und reiſete dann endlich im Jahr 1810 ab, ohne noch die Weihen empfangen zu haben, weil es Vorſchrift und Uebung iſt, daß die Biſchöfe für die neue Welt, nicht in Spanien, ſondern in Amerika, die Weihen erhalten. So unzufrieden die Bisthumsangehörigen nun auch über ſein langes Ausbleiben waren, ſo wurde er nichtsdeſtominder höflich empfangen; nur verlangte man, er ſolle die amerikaniſche Unabhängigkeit, das will ſagen, die beſtehende Regierung anerkennen. Als er ſich deſſen weigerte, beſchloß die National-Stellvertretung von Cundinamara, am 19. Chriſtmonat 1811, ſeine Nichtanerkennung. Dieſe Thatſachen und die bewegenden Gründe der Abweiſung ſind in einer zu Santa-Fe de Bogota in ſpaniſcher Sprache auf vierzehn Folioſeiten gedruckten Rechtfertigungsſchrift dargeſtellt, wo man unter anderm inne wird, daß ſeit das Bisthum von Santa-Fe beſteht, unter vierunddreißig Biſchöfen ein einziger aus der Diözeſe gewählt ward. Hernach wird umſtändlich die Berechtigung erörtert, die Anerkennung eines, wenn auch mit römiſchen Proviſionen verſehenen Prälaten zu verweigern, wofern derſelbe als Feind des Staates bekannt iſt und der öffentlichen Ruhe gefährlich zu werden droht.

u.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß

vom zweiten Jahrgang

der Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

I. Zur Geschichte Europa's

1. im Allgemeinen.

Seite

Die Verhältnisse Europens zu den nordafrikanischen Raubstaaten. 161
Zinsbarkeit der europäischen Könige. — Von ihren Verträgen mit den Berbern. — Napoleons Anträge gegen sie zu Amiens. — Mißhandlung der europäischen Konsuln. Kriegsmacht der Berbern. — Seezug der Nordamerikaner. — Exmouths Verwüstung Algiers. — Geringe Folgen davon.

Geschichtliche Uebersicht der sogenannten Bibelgesellschaften unserer Zeit. 279
Ursprung der Bibelgesellschaften. — Ueberblick von der ersten Verbreitung der Bibel unter den Völkern. — Die ersten gedruckten protestantischen Uebersetzungen. — Die ersten Bibelgesellschaften in allen Welttheilen. — Thätigkeit der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft. — Wirkung davon in den verschiedensten Weltgegenden. Die Bibel in der Volkssprache unter den katholischen Christen Europas. — Ansichten der römischen Kurie. — Bulle vom Papst VII. gegen die Bibelgesellschaft in Polen und Vergeblichkeit derselben. — Fortgang der Sache.

Vade in pace. **Ein Beitrag zur peinlichen Gerichtskunde.** 473

Ursprünglicher Plan und Zweck der Jesuiten. 609

2. im Besondern.

Frankreich.

Die Rückkehr der Bourbons. 126
Einleitung. — Ueberblick der Staatsumwälzung Frankreichs. Napoleons Sturz. Jahr 1814. — Was für die Bourbons entschied. — Die Thätigkeit rückgekehrter Ausgewanderter. — Geheimer Bund. — Der Senat. — Dessen Entwurf der Staatsverfassung. — Urtheile der Konigischen. — Chateaubriand. — Gregoire. — Einzug des Grafen Artois in Paris. Ursprung des Lilienordens. — Die verbündeten Sieger in Paris. — Landung Ludwigs XVIII. in Frankreich. — Sein Einzug in Paris.

Don Augustin, der Trappisten-Abt, und Marschall Ney. 145

Die Berathungen der Deputirtenkammer über das Gesetz der Mauth oder Grenzgebühren. Das Versorgungshaus minderjähriger aus den Gefängnissen entlassener Sträflinge in Paris. — Das Schloß Brede, Montesquieu's Lieblingssitz. 219

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Mordgeschichte in Rhodez. 253

Die wissenschaftlichen Arbeiten der französischen Marine und der Zustand der französischen Kolonien im Jahr 1817. — Die französischen Räucherungs-Apparate. 277

Die französischen Wechselbanken. 308

Urtheile der französischen Genieoffiziere über die britischen und über Congreve's Raketen. 365

Ueber das politische Leben der Frau von Stael. — Die Pariser Spielhäuser. — Schutzpocken-Impfung. — Literarische Mystifikation. — Das Irrenhaus in Charenton. — Des Grafen Chaptals Runkelrübenzucker-Fabrik im Jahr 1817. 375

Frau von Stael in den Schreckenstagen von 1792. — Verhältnisse der Militärorganisation zu den Grundsätzen der Verfassungs-Urkunde. — Schulen für Kriegsmänner und Geistliche. — Klosterschulen. 406

Die wohlthätigen Vermächtnisse. — Die öffentliche Meinung während der Vertagung der Kammern. — Der Gesundheitsrath in Paris. — Die abgebrochenen Ländervermessungen der französischen Ingenieurs. 440

Ueber Stellung und Verhältniß der Protestanten im heutigen Frankreich und die neuerlichen Unruhen im Gard-Departement. 505

Das Spiel der politischen Parteien seit zwei Jahren und ihre wirkliche Lage, nach der ministeriellen Darstellung des Spectateur (August 1818). — Bruchstücke von Briefen. 521

Des Grafen Andreossy Reise nach dem schwarzen Meere und dem Bosphor. — Landbau, Fabrik- und Handelsverhältnisse. 601

Von kirchlichen Angelegenheiten in Frankreich. 618

Papst Pius VII. Glaubenspredigt. — Leibnitz als Theolog. — Versuch einer Auferstehung der Franziskaner. — Gregoire's Entwurf zur Vereinigung der griechischen und katholischen Kirche; dessen Gesetzbuch für Neger. — Entwurf eines Protestanten in England zur Vereinigung der anglikanischen und katholischen Kirche. — Merkwürdiger Hirtenbrief des Pfarrers von St. Romain am Mont'or.

Stimmen der Zeit über Volksbildung. 626

Die statistischen und landwirthschaftlichen Verhältnisse des Isere-Departements im südöstlichen Frankreich, nebst einer vergleichenden Betrachtung der Armenverhältnisse Englands und Frankreichs, von Hrn. Friedrich Lullin de Chateauvieux. 633

Großbritanien.

Meine Reise nach den Cinque Ports. 31

Ein Ausflug von London nach den Cinque Ports. Abfahrt auf dem Dampfboot. — Die Seebäder von Margate, — von Ramsgate. — Sandwich Cinque Ports. — Dower. Sandgate. — Küstenvertheidigungs-Anstalten. — Hythe. Folkstone. Gewalt des Meeres. Neu-Romney. — Hastings. Brighton; Wachsthum des Ortes. — Rückkehr.

Merkwürdiges Sehen einer Blinden in Liverpool. 53

Ueber den Zustand des englischen Gefängnißhauses. 553

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Deutschland.

Eine Ansicht der neuesten Schicksale des deutschen Volkes. 94
Die älteste Verfassung Deutschlands. — Ihr Verfall. — Der Aufstand des Volkes gegen französische Unterjochung. — Die Wünsche der Deutschen. — Ein Kaiser. — Stände. — Wiedervereinzelung der Deutschen. — Die Landtage. — Der Egoismus der Volksklassen. — Vertheidigung des Adels.

Soll die deutsche Volksvertretung Adelskammern haben? 103

Rückblick auf die Geschichte der geheimen politischen Gesellschaften in Deutschland und deren Wirkungen. 203
Napoleon und der Tugendbund. — Der sittlich-wissenschaftliche Verein. — Aufhebung desselben. — Der deutsche Bund u. s. w. — Deren Fortdauer und Wirken. — Teutonia, Unitarier, Carbonari. — Volksstimmung. — Schriftstellerfehden über Fortdauer geheimer politischen Gesellschaften. — Vorstellungen des Auslandes von den Tugendvereinen in Deutschland. — Beschluß.

Von deutscher Preßfreiheit. 255
Weltgeschichtliche Epochen der Denkfreiheit. — Wo wir jetzt mit der Preßfreiheit stehen. — Ob sie eher in Monarchien oder Republiken zu dulden sei? — Die Preßfreiheit im Großherzogthum Weimar. Preßfreiheit und merkwürdige Benutzung derselben im Königreich Würtemberg.

Wunderbare Erscheinungen in unserer Zeit. Die lebendigen Mammuths. Das haytische Königreich der Neger. Der Pluto im Innern des Erdballs. — Die weissagenden Somnambülen. — Die radomantische Jungfrau. — Die Meteorologen. 326

Das Königreich Sachsen und die Residenz Dresden. 3
König Friedrich August. — Papiergeld und Schuldenwesen. — Verfügungen wegen Gesundheitspflege, Buchhandel, Schulwesen, Bauten, Bildungsanstalten, Zustand der Armee u. s. w.

Historisch-topographische Kontraste, den Gartensaal und die Brühlsche Terrasse in Dresden betreffend. 44

Verschönerungssinn in der Hauptstadt. — Rittners Freigebigkeit. — Von Dresdens Umgebungen und öffentlichen Orten. — Das Schauspiel. — Landtag. — Reformationsfest. 79

Ueber die Zerstörung des Kreuzes bei Probsthaida. 199

Oesterreich. Kaiser Joseph II. und sein Hof. 24
Josephs Gemüthsart und Privatleben. Geheime Unterredung mit dem Papst. — Fürst Kaunitz. Feldmarschall Lasey — Daun.

Baiern. Bemerkungen über die wechselnde Hoheit der verschiedenen Stände bei den Völkern. — Gegenwärtige Bedeutsamkeit des Mittelstandes. — Falsche Furcht und Mühe. — Das neue Konkordat von 1817. — Aufblühen des Landbaues. — Südbaierns Oberfläche nach ihrer äussern Gestalt. — Coulons Militärkarte von Süddeutschland. — Der Gavial der Vorwelt. Das römische Alterthum bei Taharding. — Denkschriften der Akademie. Der Schlichtegrolle Lieferungen zur Geschichte des ritterlichen Mittelalters. 67

— — Betrachtungen über das baierische Konkordat. 111
Wozu das Konkordat? — Dessen unduldsamer Geist. — Der Erzbischöfe

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

und Bischöfe Zahl. — Die Finanzen daneben. — Aufsicht über Schulwesen. — Klosterwiedergeburt. — Gütererwerb. — Rechte des Königs. Beschränkungen desselben. Einfluß des römischen Hofes. — Preßfreiheitsvernichtung. Schluß.

Schweiz.

Die Ligorianer. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. 147
Kurze Geschichte dieses neuen Mönchsordens. — Die gesellschaftlichen Einrichtungen und Gesetze desselben. — Wie die ersten Ligorianer in dem schweizerischen Kanton Freiburg erscheinen und festen Fuß fassen. — Verhandlungen darüber im gesetzgebenden Rathe des Freistaates. — Gesetzliche Aufnahme der Ligorianer, und darüber festgestellte Bedingungen.

Bruchstücke aus der Geschichte der schweizerischen Eidsgenossenschaft.
Erstes Bruchstück. Die Unruhen von Appenzell. Trennung der beiden Appenzelle. — Streit der Parteien vor und hinter der Sitter wegen des Rorschacher Vertrags. Der Streit Geigers und Suters. Die Verfolgung wider Landamman Suter. Sein Tod. 341

Zweites Bruchstück. Die Unruhen von Freiburg. Aelterer Zustand des kleinen Freistaats. Chenaux's und seiner Freunde Verschwörung. — Der Aufruhr. — Dessen Vernichtung. — Innerer Streit der Bürgerschaft der Stadt. Ausgang desselben. 367

Drittes Bruchstück. Die Unruhen Berns. Aeltere Verwandlungen der Staatsverfassung. — Verschwörung gegen die Patrizier. — Berns schönere Zeit. — Nachtheilige Wirkungen des Glücks. — Die Gährungen im Waadtlande. 391

Viertes Bruchstück. Die Unruhen Zürichs. Rückblick auf Zürichs ältere Geschichte. Stein am Rhein. — Waser. — Felix Grebel. — Die bürgerlichen Unruhen am Zürichsee — ihre Unterdrückung. 423

Der römische Hof und die Schweiz. 557
Verhältniß des römischen Hofes, Bedeutsamkeit der Schweiz für denselben. — Versuche Roms zur Wiederherstellung der Abtei St. Gallen. — Gelungene Losreissung der Schweiz vom Konstanzischen Bisthum; — daher entsprungene kirchliche Verwirrungen und Zwiespalte. — Einschreiten der Jesuiten in die Schweiz, — ihre Aufnahme in Freiburg, — daher entsprungene bürgerliche Zwietracht. — Schluß. 557

Italien.

Römische Briefe. 55
Die archäologische Akademie; Bezeichnung einiger ihrer vorzüglichen Mitglieder: Fea, Re, die Visconti, Guatali, Vivenzio, Marini, Amati. Neueste Geschichte dieser Akademie. — Die Büßenden alla Strada Langara. — Geistlicher Patriotismus, Möncherei. Einige Züge von Pius VII. — Von den heutigen Dichtern Italiens. Die Arcadia. Die tiberinische Akademie. Sgricci und Pistrucci. — Prozessionen. Geist römischer Kirchenklugheit. Wessenberg.

Ueber des Königs Joachim von Neapel Leben, Gemüth und Untergang. 171
Seine jüngern Jahre. — Wie er Neapel fand. — Seine Eitelkeit. — Entzweiung mit seinem Meister. — Zwietracht mit sich selbst. — Verhältniß nach Napoleons Sturz. Was seinen Untergang bereitet.

Ein Wort über die Nationalgüter-Veräusserungen im Kirchenstaat. 612

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Rußland.

Zur Geschichte der Einnahme und des Brandes von Moskau. 300

Island.

Neuere Nachrichten von der Insel Island. 228
Thingralla. — Das Bäderthal. — Die Geiser. — Streit um eine Bibel. — Holum. Frömmigkeit der Isländer. — Reykiahli. — Starkscheidi. — Seäfelsiökul. — Breidafiörd. 228

Türkei.

Gesellschaftliches Leben der Franken zu Pera. 317

Das diplomatische Korps zu Pera bei Konstantinopel. 596

Die Türken im Verhältnisse zu den Zeitgenossen. 646

II. Zur Geschichte Asiens.

Die Feste der Tataren. Der Saban — Shün, Ramasan und Kurban. 15

Japan, die unbekannte Inselgruppe im japanischen Meere Bo-nin-sima. — Erste Spuren ihres Daseins. — Beschreibung der Bo-nin-sima. 49

Der Glaube der Seihks in Asien. 233
Schilderung des Landes der Seihks. — Nabak der Weise. Seine Lehre. Schicksale der Seihks — ihre Verfassung, ihre Gottesdienste.

Wissenschaftliche Anstalten in Ostindien. — Ostindische Zeitschriften und Zeitungen. 252

Die neuesten Berichte von der Insel Java. 266
Kurze Geschichte Java's seit ihrer Besetzung von den Portugiesen. — Größe und Beschaffenheit der Insel. — Die Vulkane. — Ihre Beschreibung. — Das Innere des Landes. — Ausbruch eines Vulkans auf Sumbava. Fruchtbarkeit. — Ungesundheit Batavia's.
Abkunft der Javaner. — Die Buggisen — Leibesbeschaffenheit — Köpfe — Bevölkerung von Java — Gemüthsart und Sitte der Völkerschaften — Die Ausländer, Chinesen — Die Sklaven. Baukunst. Malerei. Kleidertracht. 311

Des Grafen Beaufort durch die britische Admiralität veranstaltete Reise nach der Südküste Kleinasiens und nach Karamanien. 447

Die Insel Lew-Chew oder Loocho im japanischen Meere. 529

Bemühungen für asiatische Sprachkunde. 631

III. Zur Geschichte Afrika's.

Die Anstalten der Sierra-Leona in Afrika. 243
Geschichte der Aufhebung des Sklavenhandels. — Schilderung des Landes. — Granville Sharp. — Die Niederlassungen. — Bischofliche Missionsgesellschaft in London. — Schilderung der wilden Susu's und Bulams. — Die Gregris. — Die Erziehungsanstalten.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Die Reise des Arztes Della Celle durch Nordafrika. 336

Die neueste Reise-Unternehmung der Briten zu Erforschung des afrikanischen Zaire- oder Congo-Stroms. 355

Einige Lebensnachrichten von Ludwig Burkhard von Basel, einem der neuesten Bereiser des innern Afrika's. 573

IV. Zur Geschichte Amerika's.

Nationalstolz der Amerikaner. — Denkmal zu Paoli. — Die Freiheit in der neuen und in der alten Welt. — Schilderung des sich jetzt bevölkernden Gebietes von Missuri. 190

Geognostische Bildung der Erdoberfläche in den vereinigten nordamerikanischen Freistaaten. 473

Europens Niedergang Amerika's Aufgang. 585

Beitrag zur Theorie der Winde und Orkane. — Sittengemälde von Neu-Orleans. 628

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Erstes Januar-Heft.

Nro. 1.

Aarau 1818
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des vierundzwanzigsten Heftes.

Die statistischen und landwirthschaftlichen Verhältnisse des Isere-Departements im südöstlichen Frankreich, nebst einer vergleichenden Betrachtung der Armenverhältnisse Englands und Frankreichs, von Hrn. Friedrich Lullin de Chateauvieux. S. 633

Die Türken im Verhältnisse zu den Zeitgenossen. — 645

Mannigfaltiges. Aus Amerika. — 649

Von dieser Zeitschrift erscheinen monatlich zwei Hefte, jedes drei bis vier Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus vierundzwanzig Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preiß 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google